Die beiden ältesten deutschen Gedichte

aus dem achten Jahrhundert:

Das Lied von Hildebrand und Hadubrand

und

das Weißenbrunner Gebet

zum erstenmal

in ihrem Metrum dargestellt und herausgegeben

durch

die Brüder Grimm.

Cassel

bei Thurneisen, 1812.

Bell. Guar

G. [Jakob u. Wilhelm]

Sächsische
Landesbibliothek
8. MRZ. 1967
Dresden

G

Dem

Herrn Professor Benecke

in Göttingen

aus Freundschaft und Hochachtung

zugeeignet.

Vorrede.

Es bedarf keiner Entschuldigung, daß die beiden ältesten deutschen Gedichte, die schon mehr als einmal besprochen, herausgegeben und erläutert worden sind, hiermit neuerdings erscheinen. Im Gegentheil würden wir uns nicht verzeihen, das wichtigste derselben, welches in einer hiesigen Handschrift aufbewahrt wird, und dem gerade durch sorgfältigere Untersuchung der Urkunde mancher Anstoß aus dem Wege geräumt werden konnte, eines solchen Vortheils untheilhaftig bleiben zu lassen.

Eigentlich aber sind beide auch noch nicht als Gedichte, wie jetzo geschiehet, herausgegeben worden. Sie galten allgemein für ungebundene Rede; daß sie aber wirklich metrisch sind, haben wir von dem Hildebrands-Lied im altdeutschen Museum, Band 2, S. 314. zuerst aufgestellt, von dem Weißenbrunner Denkmal liefern wir gegenwärtig mit der ersten *) Behauptung zugleich den Beweis davon. Dadurch, allein auch sonst in mannichfacher Hinsicht, erlangen sie beidesammt ausnehmende Merkwürdigkeit.

Sie beweisen: 1) daß die Alliteration vor dem Reim, auch außer dem sächsischen Stamm in Deutschland geherrscht hat. Dies war schon die allgemeine natürliche Ansicht, da die Sachsen den Franken u. s. w. unstreitig in jeder Rücksicht näher lagen, als den Scandinaven, andere Uebereinstimmungen dieser mit den Deutschen aber ebenfalls nicht blos auf die niedern, sondern auch deutlich auf die höheren hinzeigten. 2) Wenn uns von der ohne Zweifel herrlichen, liederreichen Poesie der ältesten Deutschen bis auf so weniges leider alles verloren gegangen ist, so konnte nicht leicht ein angenehmeres Bruchstück als das von Hildebrand übrig gelassen werden. Denn es kann für ein halbes Wunder gelten, daß es gerade in den epischen Kreis, dessen kostbarer Inhalt sich, in eine andere spätere Form gegossen, gerettet hat, mitten eingreift und die schnöden Zweifler auf einmal zu Boden schlägt. Im lateinischen Waltharius, der in seiner Grundlage vortrefflich und ein viel größeres Stück ist, konnte man ihnen zwar allenfalls einheimische Dichtung, nicht aber Sprache

*) Im Grundriß der altdeutschen Poesie sucht man vergebens danach, wiewohl das erstere, auf Vorgang unserer Anmerkung im Museum, bereits angeführet wird.

entgegen stellen. Dazu kommt, daß sich das Lied von Hildebrand noch gerade in den einzelnen spätern Liedern erhalten hat, und somit recht die ganze volle Kraft einer einmal lebendig ins Volk gedrungenen Poesie erweist; 2) werden diese Lieder, beide in unzweifelich alten Handschriften aufbewahrt, für das Alter der Inhalt und Form nach so nahverwandten nordischen Poesie wichtig, (deren spätere Handschriften so viel Unaufgabige erweckt haben, die sich die Sache selbst zu betrachten nicht angewöhnen konnten) um so mehr, als sich bei den Angelsachsen kaum etwas so altes, aus dem epischen Cyclus durchaus nichts, auf die Nachwelt gebracht hat.

Durch ihre Sprache gehören die zwei Gedichte unter die schwersten altdeutschen Denkmäler, und es ist kaum zu erwarten, daß sich ohne Auffindung neuer Hülfsmittel alle Schwierigkeiten, sonderlich in Z. 3, 19 und 53 des ersten, die wir nur vermöge Muthmaßung aufklären, bis zur Sicherheit heben werden lassen. Wir haben die Arbeit unserer Vorgänger dankbar genutzt, und glauben auch unsererseits zu dem näheren Verständniß zugetragen zu haben.

Möchte es Reinwald gefallen, das Publicum endlich mit seiner längst erwarteten Ausgabe der an Umfang viel ansehnlicheren wie auch poetisch gar ausgezeichneten altsächsischen Evangelienharmonie zu erfreuen! Daß das alliterirende Gesetz darin vollständig zur Anschauung gebracht seyn wird, da es schon Hickes erkannt, und alle von diesem, von Temler, Gleÿ, Reinwald selbst und Docen bekannt gemachten Proben es regelmäßig an sich tragen, — ist vorauszusehen. Und so wird hoffentlich auch daraus für die Erklärung vorliegender Lieder manches bestätigt oder neu gewonnen werden können, was wir demnächst etwa bei einer beabsichtigten Ausgabe und Bearbeitung des angelsächsischen Fragments von Judith und der poetischen Umschreibung der Genesis, die für ihre Metrik sehr unanschaulich edirt und in Deutschland selten überhaupt wenig nach Verdienst bekannt sind, nachzuholen denken.

Diese kleine Arbeit lag auf dem Weg zu unserer Herausgabe der eddischen Lieder, die schon ohne die vorhin angegebenen Gründe zu den ältesten deutschen führen mußten. Möge, was wir an letzteren gethan, eine Probe von dem ablegen, das wir uns vorgenommen haben, an ersteren zu leisten, wo in Vergleich der Dornen viel weniger, der Blumen und Früchte aber desto mehr zu ernten sind.

Cassel im July 1812.

I. Urkundlicher Text.

Ik gihorta dat seggen dat sih urhettun aenon muo
tin. hiltibraht entihadubrant. untar heriuntuem,
sunu fatarungo. iro saro rihtun garutun se iro
gudhamun. gurtun sih. iro. suert ana. helidos
ubar ringa do sie to dero hiltu ritun. hiltibraht
gimahalta heribrantes sunu. her uuas heroro
man ferahes frotoro. her fragen gistuont fohem
uuortum. wersin fater wari fireo in folche eddo
welihhes cnuosles dusis. ibu du mi en ansages. ik
mideo dreuuet chind in chuningcriche. chud ist
min alirmin deot. hadubraht gimahalta hilti
brantes sunu dat sagetun mi usereliuti alte anti
frote dea erhina warun. dat hiltibrant haetti
min fater. ih heittu hadubrant. fornher ostar
gihueit flohher otachresnid hina miti theotrihhe.
enti sinero degano filu. her furlaet in lante luttila
sitten prut in bure barn unwahsan arbeo laosa
haraet ostar hina det sid detrihhe darba gi
stontum fatereres mines. dat uuas so friunt
laos man herwas otachre ummettirri dega
no dechisto unti deotrichhe darba gistontun
her was eo folches at ente imo wuaseo feheta ti leop.
chud was her chonnem mannum mi waniu ih
iu lib habbe. wittu irmin got quad

hiltibraht obana abheuane dat du neo danahalt mit sus
sippan man dinc nigileitos. want her do ar arme wuntane
bouga cheisuringu gitan. so imo seder chuning gap
huneo truhtin. dat ih dirit nubi huldi gibu. hadubraht
gimalta hiltibrantes sunu. mit geru scal man geba infa
han ort widar orte. du bist dir alter hun ummet spaher
spenis mih mit dinem wuortun wilihuh dinu sperv wer
pan. pist also gialtet man so du ewin inwit fortos.
dat sagetun mi seo lidante westar ubar wentil seo dat
man wic furnam. tot ist hiltibrant heribrantes suno.
hiltibraht gimahalta heribtes suno. welagisihu ih
in dinem hrustim dat du habes heine herron goten
dat du noh bidesemo riche reccheo niwurti. wela
ganu waltant got quad hiltibrant wewurt skihit.
ih wallota sumaro enti wintro sehstic urlante. dar
man mih eo scerita in folc sceotantero soman mir at
burc enigeru. banun nigifasta. Nu scal mih suasat
chind. suertu hauwan breton mit sinu billiu eddo
ih imo tibanin werdan. doh maht dunu aodlihho
ibu dir din ellen taoc. in sus heremo man hrusti gi
winnan rauba bihrahanen. ibu du dar enic reht ha
bes. der si doh nu argosto quad hiltibrant ostar liuto
der dir nu wiges warne nu dih es so wel lustit. gudea
gimeinun niusedemotti. wer dar sih dero hiutu hrelzilo
hrumen muotti. erdo desero brunnono bedero uual
tan. do lettun se aerist asckim scritan scarpen scurim
dat in dem sciltim stont. do stoptun tosamane staim
bort chludun. hewun harmlico hu itte scilti.
unti im iro lintun luttilo wurtun. giwigan. niti wambuuro

II. Wiederherstellung des Textes.

Ik gihorta that seggen, that sih urhettun ânon muotin
Hildibraht enti Hathubrant untar heriuntuem,
Sunu fatar ungo; iro saro rihtun,
garutun se iro guthhamun, gurtun sih iro suert ana,
helidos, ubar ringa, do sie to dero hiltu ritun.
Hiltibraht gimahalta, Heribrantes sunu, her was heroro man,
ferahes frotoro, her fragen gistuont
fohem wortum: wer sin fater wari
fireo in folche, eddo weliches cnuosles du sis?
ibu du mi ânan sages, ik mideo dre-wet,
chind in chunincriche, chud ist min al irmin-deot. —
Hadubraht gimahalta Hiltibrantes sunu: dat sagetun mi
usere liuti alte anti frote, dea erhina warun,
dat Hiltibrant hätti min fater, ih heittu Hadubrant.
forn her ostar gihueit, floh her Otachres nid
hina miti Theotriche enti sinero degano filu;
her furlaet in lante luttila sitten
prut in bure, barn unwahsan,
arbeolosa heraet, ostar hina det,
sid Detriche darba gistuontum, fatereres mines,
dat was so friuntlaos man, her was Otachre ummettirri,
degano dechisto, unti Deotriche darba gistontun:
her was eo folches at ente, imo was eo feheta ti leop,
chud was her chonnem mannum, ni wanin ih, iu lib habbe. —
wittu irmin-got, quad Hiltibraht, obana ab hevane,
dat du neo danahalt mit sus sippan man dinc ni gileitos!
want her do ar arme wuntane bouga,
cheisuringu gitan, so imo seder chuning gap
Hunes truhtin: dat ih dir it nu bi huldi gibu! —

Hadubraht gimalta, Hiltibrantes sunu:
mit geru scal man geba infahan,
ort widar orte, du bist dir, alter Hun, ummet,
spaher, spenis mi mit dinem wortum,
wilihuh di nu speru werpan,
pist al so gialtet man, so du ewin inwit fortos;
dat sagetun mi saelidante
westar ubar wentilsäo, dat man wic furnam;
tot ist Hiltibrant Heribrantes suno. —
Hildibraht gimahalta Heribrantes suno: wela gisihu ih
in dinem hrustim, dat du habes heme herron goten,
dat du noh bi desemo riche reccheo ni wurti.
welaga, nu waltant got, quad Hiltibrant, we wurt skihit!
ih wallota sumaro enti wintro sehstic urlante,
dar man mih eo scerita in folc sceotantero,
so man mir at burc enigeru banun ni gifasta;
nu scal mih suasat chind suertu hauwan,
breton mit sinu billiu, eddo ih imo ti banin werdan.
doh maht du nu aodlicho, ibu dir din ellent aoc,
in sus heremo man hrusti giwinnan;
rauba bi rahanen, ibu du dar enic reht habes.
der si doh nu argosto, quad Hildibrant, Ostarliuto,
der dir nu wiges warne, nu dih es so wel lustit
gudea gimeinun niused emotti,
wer dar sih hiutu dero hrel-zilo hrumen muotti,
erdo desero brunnono bedero waltan. —
do lättun se ärist asckim scritan
scarpen scurim, dat in dem sciltim stont;
do stoptun tosamene, staimbort chludun,
hewun harmlicco huitte scilti
unti im iro lintun luttilo wurtun
61. giwigan, ni ti wambaum . . . . .
. . . .

III. Wörtliche Ueberſetzung.

Ich gehörte das ſagen, daß ſich verhießen einmüthig (einmal)
Hildebrand und Hadebrand unter Herrenden
Sohn, Vater . . . ., ihre Sarwat richteten,
gerbten (bereiteten) ſie ihre Kriegshemde, gürteten ſich ihre Schwerter an,
Helden, über Ringe, da ſie zum Gefecht ritten,
Hildebrand ſprach, Herbrands Sohn, er war hehrerer Mann,
Geiſtesklügerer, er fragen geſtund,
(mit) wenigen Worten, wer ſein Vater wäre
im Männergeſchlecht: "oder welches Stammes du ſeyſt?
ob du mir einen ſageſt, (ich) miethe (ein) Drei-Gewand,
Kind im Königreich, kund iſt mein all Menſchen Geſchlecht."
Hadebrand ſprach, Hildebrands Sohn: „das ſageten mir
unſere Leute, alte und kluge, die ehrhin waren,
daß Hildebrand hieße mein Vater, ich hieße Hadebrand.
Einſt er oſtwärts ging, floh er Otakers Neid
hinnen mit Dietrich und ſeiner Degen viel;
er verließ im Lande lützele ſitzen
Braut (Frau) im Bauer, Kind ungewachſen,
erbenloſes Heergeräth, oſtwärts hinnenfuhr
ſeit Dietrich Elend geſtund, Vetteres meines
(der war ſo freundlos Mann), er war Otakern ungenoßer
Degen berühmteſter, uns Dietrich Elend geſtund;
er war je an Volkes Ende (Spitze), ihm war je Fechten zu lieb,
kund war er kühnen Mannen, nicht wähne ich, noch Leben habe."
„Herr Menſchen Gott, ſprach Hildebrand, oben vom Himmel,
daß du nie dann mehr mit ſo Sippen-Mann Ding nicht geleiteſt!"
wand er da vom Arme, wundene Bouge (Spangen)
Kaiſer-ring gethan, ſo ihm ſeither König gab,
Hunnenfürſt: „daß ich dir es nun bei Hulde gebe!" —

Da Hadebrand, sprach Hildebrands Sohn:
„mit (dem) Ger soll man Gabe empfahen,
Spitze wider Spitze; du bist dir, alter Hunn, ungesell,
Späher, spannest (lockest) mich mit deinen Worten,
will ich dich nun (mit) Sperre werfen,
bist also gealtet Mann, so du eben Trug führetest;
das sageten mir Seefahrende
westwärts über Wendelsee, daß man Wig (Schlacht) vernahm,
todt ist Hildebrand, Herbrandes Sohn."
Hildebrand, sprach Herbrandes Sohn: „wohl gesehe ich
in deiner Rüstung, daß du habes keinen Herrn guten,
daß du noch bei diesem Reiche Recke nicht wurdest;
wehaweh, waltend Gott, sprach Hildebrand, weh Schicksal geschiehet!
ich wallete Sommer und Winter sechzig außländig,
da man mich je schaarete ins Volk Schießender,
so man mir auf Burg einiger (an) Beinen nie gesessete,
nun soll mich eigen Kind Schwert hauen,
breiten mit seinem Beil, oder ich ihm zu Tödter werden;
doch magst du nun leichtlich, ob dir dein Ellen starkte,
an so hehrem Mann Rüstung gewinnen,
Raub bei Leichnam, ob du da einig Recht habest.
Der sey doch nun ärgster, sprach Hildebrand, (der) Ostleute
der dir nun Wiges warne, nun dich sein so wohl lüstet.
gute Gemeinen, neuhet (forschet)
wer da sich heute der Strahlziele rühmen möge,
oder dieser Brunien beider walten!"
Da ließen sie erst Eschr schreiten
(mit) scharfen Schauern, daß (es) in den Schilden stand,
da klapften (sie) zusammen, Steinbarten lauteten,
hieben harmlich weiße Schilde
auz ihnen ihre Linden (Gebende) lühel wurden gewegt,
nicht zu (den) Wamben . . . . . .

IV. Umschreibung.

Ich hörte sagen in alten Mären, daß einmal Hildebrand und Hadebrand, Vater und sein einziger Sohn, einander unerkannt, zusammenstießen im Zuge und sich Kampfes grüßten. Da ordneten die kühnen Helden das Kriegsgewand, warfen Panzerhemden um und gürteten ihre Schwerter über die Ringe; als sie nun hin zu fechten ritten, sprach Hildebrand, Herbrands Sohn, der war so edel und weise, begann mit wenigen Worten zu fragen, wer sein Vater wäre, unter dem Männervolk, oder von welchem Stamm du bist? ob du mich dessen berichtest, lohn ich mit einem Dreifadengewand, o Held im Königreich, mir ist kund alles Menschengeschlecht."

Hadebrand, Hildebrands Sohn, antwortete: „mir sagten alte, weise Leute unseres Volks, die nun gestorben sind, daß Hildebrand hieß mein Vater, ich aber heiße Hadebrand; einst zog er nach Osterland fort mit Dietrich und manchen Helden, floh vor Otakers Neid, ließ seine junge Frau daheim, sein Kind unerwachsen, sein Heergeräth ohne Herrn, der es handhabe. Nach Osterland fuhr er, seit Dietriche, meines Vetters, Elend sich anzub, des freundverlassenen Mannes; da mocht' es mein Vater nicht mehr mit Otakern halten, der herrlichste Degen, focht stets an der Spitze des Heers und stets war ihm Fechten das Liebste; nicht wähn ich, daß er noch am Leben sey." — „Reicher Gott vom Himmel, sprach Hildebrand, daß du doch ja nicht zwischen zwei so nahverwandten Männern Kampf zulassest! Da wand er sich vom Arme gewundene köstliche Spangen, die ihm seither der Hunnenkönig verehret hatte: „nimm sie hin, ich gebe sie dir zu Halben!" — Hadebrand, Hildebrands Sohn, antwortete: „mit dem Sperr soll man solche Gabe empfangen, Spitze wider Spitze, du alter Hunne, taugst zum Gesellen nicht, schlauer Späher, mit Worten trügest du mich, den Speere will ich auf dich werfen, bist ein so gealterter Mann und pflegest böser Listen; wisse, daß mir Seefahrer, die westwärts über den Wendisee zogen, Kunde brachten von einer großen Schlacht, darin sey Hildebrand, Herbrands Sohn, gefallen, und darum glaube ich, er ist todt." — Hildebrand, Herbrands Sohn, antwortete: „das sehe ich schon an deiner Rüstung, daß du keinen edlen Herrn hast, und in diesem Reiche noch keine Heldenthat vollbracht; wehe, waltender Gott, wehes Geschick steht bevor! Sechzig Sommer und Winter bin ich herumgewallet, weit von meinem Vaterland, immer ward ich zu den vordersten Kriegern gestellt, auf keiner Burg hat man mir die Beine in Bande gelegt, nun soll mich mein eigner, lieber Knab hauen mit seinem Schwert, dahinstrecken mit seinem Beil, oder ich soll sein Mörder werden. Leichtlich mag es geschehen, wenn du tapfer streitest, daß du so einem edlen Mann die Rüstung abgewinnest, Raub begehest an dem Leichnam, wenn du vermeinst, dazu einigen Recht zu haben. Doch der sey der schlechteste aller Ostleute, der dich vom Kampf abhalte, dessen dich so sehr lüstet.

Gute Gesellen, die ihr uns zuschauet, richtet in eurem Muth, wer sich von uns heute rühmen möge, den Pfeil am besten zu zielen, und wer dieser beiden Panzer Herr werden soll. "

Da ließen sie die Eschen scharf schneidend fahren, daß sie standen in den Schilden, da sprangen sie aneinander, die Steinärte klungen, schwer hieben sie in die weißen Schilde, daß ihr Gebände schütterte, aber fest standen ihre Leiber . . . . .

V. Anmerkungen zur Uebersetzung.

Z. 1. sih urhettun sich verhießen, (nicht sowohl: promittebant, als:) sich herausforderten; später war: sich grüßen, compellare, provocare, ein unter Zweikämpfern übliches Wort; auch bedeuten versprechen, versagen in diesem Sinn: entsagen, widersagen. ur- in Zusammensetzungen kann durch ur- er- ver- aus- gegeben werden. a. s. hatan, heißen, het hieß, E. h. hetun hießen, isl. heita, Imp. het, heto. Auch könnte man an urheiz denken, bei Otf. mehrmals für seditio, tumultus und wohl nicht so ausgemacht von heiß, ardens, herzuleiten, zumal piheiz conjuratio, und intheiz votum, ganz dieselbe Form haben. Das isl heit bedeutet Gelübde, aber auch Drohung, dann dürften unsere Worte auch übersetzt werden: tumultuabantur, oder: bedrohten sich.

ánon muotin bisher durch: einmüthig, eines Muthes übertragen. Nun könnte zwar ánon der Abl. Sg. seyn (E. h. uppan enon berage them hohen) nicht wohl aber muotin st. muote, muati, (s. jedoch Z 47. ti banin); weniger würde die Form beider Wörter gegen den Abl. Pl. einwenden; man findet: mit manigfalten ehtin (Otf.) son alten wizzagon (ebd.) im cotton. Ms. der E. h. gehen die Adj. im Abl. Pl. fast immer auf on, im bamb. auf un aus, in unserm Frag. sonst immer auf en. K. hat: widermuatum, und -muatin, injuriis. Der ungewöhnliche Pl. in unserer Redensart müßte hier eben so erklärt werden, wie in dem: zeinen ziten b. Reinmar d. a. S. 80. Die Spanier setzen den Pl unos, unas, häufig für den Sing. Vielleicht wäre auch an das a. s. mot, mut, gemot, engl. moot, isl. mot, occursus, congressus, contentio, Treffen, zu denken, oder an Muße, Munze, Zeit, Gelegenheit, (Nibel. 6633 in solchen unmuozen) altholl. moete (s. Kilian und Huydecoper op Stoke 3. 58), und in beiden, an sich verschiedenen, Fällen zusammenstimmend: eines Gangs, eines mals, aliquando, auszulegen, da den Spra-

chen, und besonders den altdeutschen ein Reichthum ähnlicher, sämmtlich von Schritt, Gang, Art und Zeit hergenommenen Bildungen zusteht. Der Sinn würde sehr passen, nach mehr, wenn mustin der Acc. Sg. seyn und es: „sie verließen sich einen Kampf“ (ein Treffen, occursus,) bedeuten könnte, wiewohl dann die gleich folgenden Wörter etwas einfältig müßten.

V. 2. untar heriuntarm, heeren heißt: im Heer ziehen, kriegen (so: heriodo in Harald Harde. Saga c. 5.) und dann auch: verheeren (gl. moas. heiringa direptio, heiriuteru direptientium.) R. übersetzt: verließen sich unter die Feldziehenden, dann stände der Dat. für den Acc.; außerdem aber giebt diese Erklärung nur einen Sinn, wenn man wie R. übersieht, daß hier nicht von einem Feldzug, den beide gemeinschaftlich begunnen wollen, sondern von einem Begegnen und Zweikampf die Rede ist. Demnach ist wörtlich: unter Heerenden zu übersetzen: Vater und Sohn trafen sich auf einem Heerzug, wie auch in dem spätern Lied Ankelung zum Hildebrand sagt: frid Sohn halte auf der Mark und er werde dort von ihm angerennt werden. Daß Hildebrand nicht ohne Begleitung auszog, ist daraus klar, daß er herach Gesellen aufruft, die über den Kampf richten sollen.

V. 3. Die Worte: sunu fatarungo, sind die schwierigsten des ganzen Gedichts. Sie durch Vetternsöhne zu erklären, wie Cre. und R. gethan, ist nach dem ganzen Inhalt der Fabel höchst unpassend und nach den Worten nicht zu erweisen, indem Vetternsöhne, wofern man dafür nicht auch blos Vetter, gesagt haben würde, sunu faterero heißen müßten. Fatarung oder ein ähnliches Wort findet sich in keiner der deutschen oder verwandten Sprachen. Conjecturen wie: sniumo farungo (s. f. fārunga) „schnell übereilt“ zu kühn von sich selbst, fällen die Stelle nicht sonderlich aus. Denn es scheint die eigentliche Meinung offenbar da hinaus zu laufen, daß es heißen müßte: sgnu enti fatar, an welchem Sinn um so mehr liegt, als gerade der Kampf zwischen Vater und Sohn, Gegenstand des Gedichts ist, und die Ueberschrift einer viel spätern Bearbeitung: „der Vater und der Sohn“ hierbei nicht übersehen werden darf. Also müssen alle Vermuthungen diese beiden Wörter unversehrt bewahren. Man könnte 1) durch Einschaltung dreier Buchstaben lesen: sunu fatar ungerno, dem Sohn der Vater ungern, weil er ihn leichter muthmaßte, 2) sunu fatar ungo, filius patri juvenis, indem man blos aus fatarungo zwei Wörter machte. So treffend dieser Sinn wäre, zumal der Sohn auch sonst: der junge Aleband, so ungi Albrandur heißt, so klingt doch ungo in der deutschen zu ungewohnt und ist schwerlich durch Beispiele zu bestätigen, wollte man nicht gerade Frau Ute (Jutte, auch sonst: Gut) dahin zählen. Auch im a. f. schon heißt jung: geong, giong, seag (allein auch: eard und geard, ed, wieder, ocer und wocer, hopian und opian.) Wollte man umgekehrt: filio patri juveni annehmen, so müßte es doch ungemo, oder etwa ungôa lauten, sunu könnte immerhin der Dat. seyn, (s. f. und Ulf. Lucas 9. 38.) hingegen fatar ebenwohl, weil

sich dieses Wort gleich einigen andern gegen Declination zu sträuben pflegt, (siehe Rask isl. Gr. S. 46. und Cat. th. p. 91. son sinen junger, p. 92. sines Vatter, doch ebd. p. 65. sona fatere und fateres; K. demu fatere, Otf. in sines selbun fater hant,) und zur Noth könnte man: fatare, oder demo fatar restituiren. Daß der Dat. zwischen zwei zusammengehörige Nom. geschoben wird, ist der freien Wortstellung der alliterirenden Poesie leicht zu verantworten (s. unten); 3) man könnte dieses ungo durch unicus verstehen. Notker übersetzt XXI. 21. et unicam meam: prutha menunga, worin offenbar ein Fehler steckt. Schilter bessert in: men oder min unga, und das wäre ein passendes Beispiel für unsern Fall; inzwischen könnte es geheißen haben: pruthun enunga. Uls. hat ainaha, ainoho, im isl. ist einka sonr nicht mit einnge (nullus) zu verwechseln; jene Stelle zeigt wenigstens, daß un in das Wort eingegangen ist, und man hört noch jetzt: einger und einiger. Cat. th. p. 65. einagon (unicum.) Nach der Analogie von ánon Z. 3. wäre: sunu ánungo vorzuschlagen; 4) vielleicht, daß sich ein schickliches auf ungo ausgehendes Adv. ausfinden und hinter die stehen zu lassenden Worte: sunu fatar einschieben ließe. Etwa tarungo nocive (tarunga laesio, gl. mons.) wo das Versehen des Copisten begreiflich wäre; oder noch besser: sunu fatar (suntar) ungo, seorsim (Nibel. 6971 sunderlingen), indem dadurch die Alliteration mitgewönne; das Wort findet sich b. Otf. suntaringon, Tat. suntoringon, a. s. sundren, sondrige, und vielleicht ließen sich bei dieser oder einer andern Conjectur die vorausgehenden Worte: untar heriuntuem schicklicher auslegen. Wir haben nicht gewagt, einen dieser Vorschläge in die Uebersetzung aufzunehmen, sondern in ihr nur die beiden deutlichen und nothwendigen Worte ausgedrückt.

iro saro, ihre Kriegsgewänder, isl. ser auch serke (woher Berserke) Danthi Atla V: serki valrótha (Arc. Pl.) im a. s. findet sich nur syre interula in Alfr. Glossen. Die Deutschen haben später nur die Compos. sarring (Veld. Äneis 8846. 11770) und sarwat (Heldenbuch öfters, Klage 2789. 3807.) auch geserwe (fr. belli c. Sarac. 2513.) Man leitet es von sericum, wofür allenfalls das nordische servarthir (feminae), auch tritt in serih (gl. mons. 3401) das ch hervor, altfranz. sarge, serge. — Ecc. vermuthete: hressaro, das einen Sinn giebt, aber die Allit. zerstört, auch hrosso würde heißen müssen. R. saro ist gegen die Handschrift, könnte zwar mit fatar alliteriren, giebt aber keinen guten Sinn.

rihtun richteten. Otf. rihta ministrabat, Rother 2504, Nib. 7331, 7635.

Z. 4 garutun, bereiteten, gerbten (jetzt blos von Fellen); Otf. garota, Werners Maria S. 20. garten, Nibel. 9109 u. s. w.; a. s. gearwian praeparare.

guthamun, Kriegshemde. Auch a. s. guth, bellum, im Deutschen sonst, wie im isl. gewöhnlich das n eingeflossen, gunn, gund. Hama a. s. hamr isl. Hemd, Decke. Später brauchte man wichgewant, Rother 875. 1001, Nib. 6394. 9383. Der Gegensatz zu sar ist nicht so leicht anzugeben, vermuthlich war dieses die ei-

gentliche Kriegskleidung, worüber noch ein Panzerhemd geworfen wurde,* oder es stehen beide hier gleichbedeutend in poetischer Wiederholung.

3. 5. helidos, Helden. Nib. Sg. helt, helet, Pl. helede, Recher: helit, helith und helide. A. s. hale, hälethas, schwed. hälad, häleth, isl. halur, hauldar. Auch in der C. h. häufig helithos. Ganz unrichtig denkt hier Cer. an Fessel, capulos, da doch helidos kein Acc. seyn kann, außerdem aber heite, hilte, helze, das etwa mit unserm poetisch für: sie stehenden Wort Aehnlichkeit haben könnte, ein Gem. isl.

ubar ringa, sie gürteten ihre Schwerter an, über die Panzerringe; die Brynien oder Panzer bestanden aus vielen Ringen, weshalb sie selbst Ringe heißen; Nib. 6514, 7403, 8326.

hilda pugna, a. s. hilde, isl. hildr,

3. 6. herore, K. herore prior; warum aber K. aus diesem, so wie dem folgenden frotero, Gen. Pl. des Positivs machen will, sieht man nicht ab, weil nach seiner Construction gewiß auch manne, in gleichem Casus stehen müßte. Man sagt im Deutschen wohl: fuit nobilium virorum, nie aber nobilium vir, was etwas ganz anderes heißen würde. Dagegen ist der Comp. ganz klar, obgleich er dem Sinn nach einen Positiv bedeutet. In dem symb. frambaritre, heiro, richoro.

3. 7. ferahes frotoro, frot, frut, holl. vroet, klug, weise, ist noch lange üblich geblieben; Ulf. frods, isl. frodr. ferh, ferah, verh, a. s. feorh, isl. fiör bedeutet das Leben (verschwindt, verschmagen) anima, dann auch der Geist, animus. Man könnte eben so gut: lebensklug, erfahren, als geistesklug, weise, a. s. ferhthgleaw, übersetzen.

fragen gistuat, fragen that, begann, d. i. fragte. An solchen belebenden Hilfswörtern war die alte Sprache viel reicher. Die Isländer brauchen giordi, rod, (gerieth) nadi, vann, gat, let, eben so. Das stund findet sich genug bei Otf. III. 20, 80; IV. 4. 9; IV. 34. 32; I. 20, 9. (thiu kind gistuantun slafan d. h. slafen) und hat sich besonders noch im Holl. erhalten; iets staan doen: thun.

3. 8. fohem wortun, K. form, fowem, Tat. fohem (paucis.)

3. 9. firo in folche im Volk der Männer, Menschen; firihi vulgus, gl. hoxh; C. h. fir homo. firihbarn Menschenkind, isl. firar Männer. —

cnuosles Geschlechtes, eben so in der C. h. a. s cnosl verwandt mit kunni, kân d. h. Geschlecht.

3. 10. ânan sages oder ân ansages, einen sages oder eins ansages. Die gl mons und doc. erklären ansagen mehrmals durch objicere, imputare, welches allenfalls hier passen würde, je nachdem man das Schlußwort dieser Zeile übersetzte.

midea, mitan, mithen, retribuere, gegengeben, lohnen, gutes oder böses. dann auch bios: geben. Abel. Mithrid. t. 164. Mitan, meidan, a. s. midan, midian, latere, dissimulare, paßt nicht zum Sinn.

Vor allem dunkel sind die Worte drewet, welche Ett. und R. durch: drei Gewänder geben. Allein dem stehet entgegen, daß wat, wed, wäte ein Fem. ist und im Acc. Pl. gewiß weta oder wete heißen würde. A. s. wäd, wäda vestis, Pl. wäda. E. h. gr. fr. 36. biwandina mit wadi. Ferner ist das Anbieten von drei Gewändern auf einmal auffallend, und sonst in keinem Beispiel bekannt; die gewöhnlichen Heldengeschenke sind Schwerter, Schilde, Spangen, (schon Tacitus in Germ. XV. electi equi, magna arma, phalerae torquesque,) wie nachher Z. 27 und Walthar aquit. 659.) auch wohl wassentlich Gewant (Nib 6795) Man geräth daher darauf, wet durch Pfand, vadium, a. s. wädd, wadd zu verstehen, wiewohl selbst wad, Gewand, pannus, Pfand, unter einander verwandt seyn mögen. (Stalder v. wätten, wetten, binden.) Erklärte man nun das vorstehende: wenn du mir eines (Vater oder Geschlecht) ansagest, ansprichst, d. i. zur Last legest, tadelst, so stelle ich drei Pfänder. Wäre in der gl. doc. „wadium usuram, foenus, mietan" (die offenbar unter den Buchstaben m gehört) mietan als der Infin. die drei vorstehenden Wörter aber als Acc. zu nehmen, so würde die Redensart: wet mieten wichtig bestätigt werden, und hieße so viel als: Pfand stellen, oder entgegenstellen, und bekanntlich kam das vadium, gage, bei Zweikämpfen auf mehr denn eine Weise vor, drei Pfänder waren vielleicht besonders gebräuchlich und ansehnlich; man denke an das trinium geldum u. s. w. Inzwischen ist eine ganz abweichende dritte Erklärung schon um deshalb viel besser, weil sie, wie das Manuscript selbst, drewet, in einem Worte verbundenläßt: es ist der Acc. Sg. und bedeutet so viel als: Drilchgewand, tunica trilix, welche schon im lat. Waltharius aquit v. 260 vorkommt, a. s. thrylenhrägl (rail), im fr. belli c. Sarac. v. 2685 ire brunne waren thrilie, und beim Stryker: drilhe halsperge, aus dreifachen Eisenfaden gewirkte Kriegsgewänder.

Z. 11. zieht R. schon in Hadubrands Antwort, wozu wir nicht stimmen, schon weil letzterer den alten Hildebrand schwerlich Kind benannt, und nicht sein Geschlecht für allbekannt ausgegeben haben würde, während er sich doch im folgenden umständlich darauf einläßt. Dieses möge allenfalls nichts entscheiden. Es stößt aber gegen die Einfachheit alter Poesie, daß erst nach einer vorausgeschickten Zeile das τοιδ' απαμειβομενος προσεφη folge. R. erklärt noch: min alir min deot, mein Alter (!) men Geschlecht, welches zu verwundern ist, da er die ähnliche Redensart Z. 25. irmin got ganz richtig faßt, alir könnte ohnedem nie für alter stehen, zudem Z. 13. alte und nicht ale, auch Z. 32. alter vorkommt. Irmindeot heißt Menschengeschlecht, und trifft sich in der E. h. genug so an: gr. a. s. p. 103 all irmintheoda, p. 112 alla irminthiod. gr. fr. p. 89. obar all thesa irmintheod. diss. epist. p. 149. allon irmintheodon. Im a. s. fehlt diese Zusammensetzung, wohl aber findet sich die analoge: irming: (erming, earming, yrming) strät.(*) Nunmehr

(*) Nähere in vieler Hinsicht merkwürdige Beziehungen aus der altdeutschen Poesie sollen näch-

kann aber auch min nicht mein (mea) heißen, sondern chud ist min bedeutet hier: kund ist mein (mei) ist mir, wie man noch jetzt den Gen. und Dat. der persönl. Pron. verwechselt. Wem ist das Haus? mein (statt mir); es hätte eben so gut: wessen? gefragt werden dürfen. Lye-Manning erklärt min richtig durch den Gen. und Dat. Sg., und man sagt: vith min, contra me. Eine ähnliche Construction in den Nib. 9603: „den hort weiß niemand wan got unde min." Umgekehrt könnte man kund durch kundig, erfahren, u. all M. G. ist mein kundig, kennt mich, übersetzen. Auf allen Fall erhellt, daß die Worte des weitgereisten (vidförla) Hildebrands nur höchst unschicklich in den Mund seines jungen Sohns gelegt werden dürfen.

Z. 13. er hina. Dieses hina gehört vielleicht besser zu: warun, hinawarun, hinnenwaren, hinnenfuhren, d. h. starben, s Schilter v. hinawerden.

Z. 15. forn hat schon Ecc. richtig durch vordem erklärt, a. s. fyrn, isl. forn. E. h. furn.

ostar ostwärts hin, von ostenher würde ostan, osten heißen; die Isländer unterscheiden beide Adv. eben so, suder, wester, oster, findet sich genug bei Dichtern des 13ten Jahrhunderts; auch wohl ostert, westert ꝛc.

gibuit, E. h. giwet Pl. giwitun (meist mit zugesetztem imo und im) a. s. gewat, Pl. gewetun; in andern oberdeutschen Denkm. giwet, giwat, aiweit, giwant. Oft, gleich obigem: gestunt, blos pleonastisch, z. B. tha gewat [illegible] wund häleth on wäg gangan, da ging der wunde Held hinweg. (Fr. eines a. [illegible] ieds b. Hickes 192. 193.)

nid, Neid, Haß, Arglist, a. s. nith, nyth, (versch. von nid, nead, ned: Noth.)

Z. 16. hina hinnen. filu Sg. regiert die zwei voranstehenden Gen., wir sagen noch jetzt gleich gut: viel und viele Männer.

Degen, a. s. Thegn, thanus, thane, Pl. thegnas, Gen. thegena, servus, discipulus, miles, vir. Hiernach hat die Verwandtschaft mit dem a. s. thegnian, thenian, weit mehr für sich, als die gewöhnl. mit taugen, a. s. dugan, Part. dugend. Die Deutschen und Isländer unterscheiden aber Degen und Diener, beide Wörter müßten also viel früher schon von einander gewichen seyn.

Z. 17. furlaet, verließ, a. s. Präs lät, Imp. let, isl. Pr. lät, Imp. liet.

luttila muß auf prut in Z. 18. gezogen werden, die schöne, schlanke Braut, wie im a. s. lytel on wästinum gracilis statura bedeutet. Es mit den bisher Erklärern für den Acc. Pl. zu nehmen, und kleine (kleine Kinder) zu übersetzen, geht nicht gut an, weil von seinem einzigen Kinde gleich darauf die Rede ist; auch keine andere deutsche Quelle anderer Kinder Hildebrands erwähnt. Und gerade im dän. Lied str. 20. steht Judte lille; dieser im Dän. so gewöhnliche Anhang hat gleich-

stens in einer bereits ausgearbeiteten Abhandlung über die Irmenstraße und Irmensäule umständlich vorgelegt werden.

wohl die Bedeutung von zierlich, lieblich, angenehm. Den Pleonasmus: in lante und in bure können wir nach dem Geist dieser Poesie vertheidigen; auf keinen Fall darf nur: in bure zu barn genommen werden.

Z. 18. prut in bure. Brut, Braut, Frau, so häufig z. B. Werners Maria 36. Bur, Bauer, (Kämmerlein) a. s. bur, engl. bower, plattd. buur. Nislungalek gleich eingangs: mer var ek meya... biort i buri. barn, Kind, Sohn, gl. doc. min parn, mi nate.

Z. 19. eine der schwierigsten des ganzen Lieds. Die Worte arbeolaosa heraet gehören noch zu furlaet, wie der deutliche Acc. des Beiworts zeigt, es kann aber heraet von diesem nicht getrennt werden, weil beide zusammen die erste Hälfte des Verses ausmachen, und hinter arbeolaosa durchaus nicht geschlossen oder geruht werden darf, so daß heraet zum folgenden gehörte. Ecc. liest geradezu hera, unbekümmert um das ausgelassene et, zieht es zum folgenden, übersetzt es aber eigentlich gar nicht. R. übersetzt: her ostwärts, welches allenfalls passen würde, wenn das Gespräch in Osterland vorfiele. Damit ist dem arbeolaosa noch nicht geholfen, das nicht zu barn gehören kann, weil es arbeolaosan, (oder falls man nur ein Neutr. wie im isl. gelten lassen will: laos) heißen müßte. Die urkundliche Lesart heraet scheint aber nichts andres zu seyn, als das a. s. heregeat, hereotum, hariotum, altdeutsch heergeräthe und verdorben: herwad, herwede, herwadium. Denn Rat überhaupt war Geräthe, Vorrath. Im nähern Sinn aber stand Rate, Gerate, gerada, suppellex muliebris, dem Heerrat supp. castrensis, der blos auf Söhne, nicht Weiber, überging, entgegen; es war vornehmlich Schwert und Waffenrüstung. Wenn nun dies herrat hier erbenlos genannt wird, heißt das: ungebraucht, herrenlos, weil der unerwachsene Sohn nicht damit umgehen konnte. Die Isl. unterscheiden eigentlich zwischen arfi heres und erfd hereditas, vielleicht auch die altd. Sprache, (arbe, arfbern), später galt blos das Wort: Erbe, für beide Begriffe. Eine erbenlose Sache läßt sich wohl denken, und Oberlin führt unter rat eine für unsern Fall merkwürdige Stelle an: „was solches Dinges erbeloß erstirbet, erbe oder hergewette, oder ratt.“ Das Beiwort muß hiernach der Acc. Pl seyn, wo sich nicht zeigen ließe, daß heraet (*) auch als Fem. vorkäme.

(*) Einen ganz abweichenden Sinn würde man durch die Annahme erlangen, daß Heraet ein Frauenname sey. „Die erblose, (vermögenlose, arme, verwaiste:) Herat that er hinnen, ostwärts, d. h. diese blos nahm er mit sich fort. Die Form des Beiworts würde trefflich passen, und der Name könnte eher in die Allit. gezogen werden, wenn man gestatten will, daß h. zumal das von einem Vocal gefolgte h. zu Vocalen mitstimme, (wie wirklich im Fr. von Judith, Holofernes mit Vocalen alliterirt) oder man brauchte nur Eraet zu lesen, wie sich auch Erka und Herka findet. Sollte nun dieses die bekannte Herat, Herrad seyn, welche nachmals Dietrichs Gemahlin wird? Wir haben in den alten Sagen nichts dafür aufbringen können, doch steht eben nichts bedeutendes dawider, und wie viele

Noch schwieriger ist die zweite Hälfte der Zeile; der Sinn verlangt ein Zeitwort, da man doch nicht gut burgihueit aus Z. 15. fortregieren lassen kann. So viel erhellet gleich, daß hina nicht zu ostar gehört, da dieses für sich allein schon osthin aussagt, und hina nicht hin, sondern hinnen, a. s. heonon, heona (abhinc) bedeutet, wie obana nicht: nach oben hin, sondern: von oben weg. Das det könnte zu dem sid der folgenden Zeile gehören, wenn es damit irgend in Sinn zu bringen wäre. Ecc. liest fälschlich: der sid, welches aber, gleich dem etwa anzunehmenden Neutr. det für dat ungrammatisch und der wahren Meinung des Folgenden widerstreitend seyn würde, wo offenbar sid in seiner einfachen Bedeutung für seit (wie in Ludw. Siegslied, sidh) gefodert wird. Mithin bleibt nichts übrig, als det mit hina zu verbinden, und durch hinnenging (abscessit) zu verstehen. Vielleicht sollte es hinahueit (auch im a. s. gilt das einfache witan neben gewitan) oder hinafuor heißen?

Z. 20. ist bisher ganz mißverstanden worden, besonders weil man die Alliteration übersah; und nicht achtete, daß sowohl hier als Z. 22. die nemlichen Worte im Mspt. auf die nemliche Art abgetheilt worden sind. Daß gistountum schon Z. 7. vorkommt, entschied weniger, da auch unten Z. 57. stont ohne den Vorsatz gefunden wird.

Zweige sind untergegangen. Herrat war nach der Nibel. Schwestertochter der Helche und Tochter König Nentwins; sie lebe zwar schon lange bei Helche, allein Hildebrand könnte sie immer in den ersten Jahren ihres Lebens bei sich gehabt, und nachher zu der ihr so nahe verwandten Helche mitgenommen haben. (Daß sie im Anhang des gedr. H. B. Etzels Schwestertochter heißt, ist wohl Schreibfehler, für: Frauenschwestertochter.) In der Rosenschlacht kömmt ein Ibalt von Siebenbürgen als ihr Bruder vor, und Markgraf Bechtung nennt sie seine Verwandte. Näheres giebt vielleicht das Gedicht von der Flucht zu den Hunnen, für oder wider. In dem von Dietrich und s. Ges. kömmt Nentwin, Helferichs und Bertelophen (die Hildebrands Muhme und geborne Markgräfin von Toskan heißt) Sohn vor; wären auch die Namen Nentwin und Arntwin leicht zu verwechseln, so erscheint doch dieser Nentwin zu jung, um auch für Dietrich eine Gemahlin zu zeugen. Indessen sind solche Widersprüche unerheblicher, sobald man die vielfache chronologische Mischung der Fabel erwägt und es könnte auf allen Fall in letzterem Gedichte die bloße Verunstaltung der frühern Umstände liegen. Aus der Wilkinasage erhellet nichts, als daß Erkas Schwester Berta heißt, und an Rodulf vermählt wird, ohne zu melden, daß Herrad aus dieser Ehe entsprungen sey. Gleichwohl heißt sie 267 fräkona Thidreks longe, cognata, (vergl. c. 4 S. 8.) welches schwerlich so wol als verlobte, vermählte, sagen will, sondern auf frühere Blutsfreundschaft mit Dietrich, also auch mit Hildebrand weist. Hieraus aber würde sich erklären, warum sie als angenommene Waise erst bei Hildebrand aufgenommen wurde, und insgemein wird das erste Verhältniß Dietrichs zu Attila durch diese Verwandschaften erläutert. — Die ganze Vermuthung ist sehr gewagt, und darum nicht in den Text aufgenommen; allein sie würde alle Wörter dieser Zeile am einfachsten aufhellen, besonders wenn man: hinadet für hinnen, hinweg that, zugeben will, wie man noch jetzt: wegthun, braucht, don a. s. facere, agere, ferre. Die E. h. hat zwar gideda und deda, aber a. s. findet sich dyde und did, unser thät, that. K. teta.

Allein bagi als ein Nomin. Pl. wird schwerlich noch anzutreffen seyn. Die gl. bozh. haben paga, lis, die cat. th. p. 64. baga, contentiones, der Sg. heißt gewiß bago, und das Wort zeigt einen Zank, kleinlichen Streit, nie einen ordentlichen Krieg an. Was noch mehr, Dietrich, und mit ihm Hildebrand, wanderten ja nicht aus, um in Krieg zu ziehen, sondern gerade, um dem mächtigen Ermenrich auszuweichen, daß sie etwa späterhin an Etzels Zügen Theil nahmen, gehört gar nicht hierher. Wie wir das vorhergehende ausgelegt haben, würde auch für dar (ubi) keine Beziehung weiter übrig bleiben. Offenbar ist darba das Substantiv und Hauptwort des Satzes, heißt aber so viel als: Darben, Verderbniß, privatio, egestas, also hier exilium, Entfernung aus dem Reiche, und bezieht sich auf Dietrichs Flucht und Aufenthalt bei den Hunnen. Daron privare, Otf. daron, taron, nocere, tarbent, carens, tarbeti, privatus esset, altholl. dere, deyre, nocumentum, offensa, a. s. därf, incommodum, damnum, thearf Pl. thearfe, necessitas, opus. In der E. h. derbeas wiht (gr. fr. p 14, 101.), auch derebas wiht (diss ep. 149.) mali quid. Das Subst. tharf steht gr. fr. 22, 77, auch b Docen 5, 25 und 23, tharabun (Dat. Pl.) Die nahe Verwandtschaft der Formen: darben und dürfen, ist bekannt, und eine umständlichere Ausführung wäre um so überflüßiger, als der Gewinn für Sinn und Alliteration unsere Auslegung rechtfertigt. Der folgende Gen. fatereres mines, der auf Detriche bezogen, eigentlich der Dativ seyn müßte, ist eine gar nicht unerhörte Freiheit der Poesie. Ohnedem hätte der sid nach der früheren Interpretation auch den Gen. und nicht den Dat. gefodert.

Z. 21. Blos die erste Hälfte bezieht sich auf Dietrich, nicht aber die andere, und her schon wieder auf Hildebrand. Dies bestätigt sich theils durch eine Eigenheit dieses Metrums (s. unten) theils durch die Erklärung von ummettirri (für unmett. wie immensus, f. inmensus.) Dieses heißt hier nicht: unmächtiger, eben so wenig scheint es mit dem isl. mätr, groß, berühmt, noch dem a. s. mäte, mediocris, moderatus, verwandt. Vielmehr liegt das isl. mäte, schwed. mat, Freund, Gesell, zum Grunde, holl maat, (maats gesellig) Kil. mart, engl. mate, Otf. gimazzo. Hildebrand hatte mit Dietrich früher dem Ermenrich oder Otaker gedient, mochte aber nun auch nicht länger bleiben.

Z. 22 dechisto ist schon von R. richtig durch notissimus erklärt, isl. thekkr von thekkja, a. s. thogan, cognoscere. Bei Cädmon 44. 9. steht: äthelinga bearn ecgum of thegde (Edelingebarn an den Ecken, d. i. Schwertern, erkenntlich. Die Wiederholung des Satzes: unti D. d. g., welche nach der alten Auslegung ganz müßig stand, giebt nunmehr einen eignen Sinn, nur muß man unti hier nicht durch bis, sondern wie es auch bei Notker 54. 9. vorkommt, durch seit, nachdem verstehen. Sollte es bis heißen, so müßte es auf dechisto bezogen werden: er war berühmt, bis dieses Elend anging, da erloschte sein Ruhm in diesen Landen (Amelungenland.) Ersteres verdient den Vorzug.

Z. 23. at ente, an der Spitze. Jede Sache hat zwei Ende, und man kann bei jedem anfangen. C. h. fan thesaro weraldes endie (d. h. Anfang.)

fehetati, schwerlich ein Wort; wogegen fehta, pugna, sich genug findet. tileop, eigentlich: zu lieb, hier nur verstärkend; s. das Gloss. der Edda Säm. und Niala, von til, auch gebrauchen wir selbst: zu ähnlicher Weise.

Z. 24. wanin ih, im Altdeutschen kömmt dies wân, wähne ich (croie je) oft pleonastisch vor, Nib. 7915, 8415.) hier aber muß es den folgenden Conjunctiv regieren. in, noch jetzt, adhuc, C. h. gr. a S. 191, fr. 76. Ulf. u. Ecc. konnte dieser alten Sprache hier schon ein verweichtes plattdeutsches Pronomen zutrauen! ohnedem nennen sich beide einander: du, und nicht: ihr.

Z. 25. Das Mspt. liest auf keinen Fall wettu oder wetu, sondern höchst wahrscheinlich: wittu, welches Epithet von Gott zu seyn scheint, und an das a. s. wite Herr (witta, Zeuge?) weiser, erinnert, wohl aber auch mit dem isl. visi u. vitke verwandt seyn mag. Aehnliche Zusammenstellungen mehrerer Vocative finden sich genug, z. B. das a. s. frea drihten min (Herr, mein Gott), welches man aber nicht nöthig hat, mit Hickes gr. a. s. 202. für eine Umschreibung des Superlat. zu halten.

irmingot s. oben 21. später hin lautete die volksmäßige Formel: ach reicher Gott vom Himmele! K. Protestation gegen einen Gott Irmin hat ihre wahre und falsche Seite.

Z. 26. neodanahalt, kann für ein einziges Wort gelten. K. läßt das halt, was bei Ecc. deutlich steht, geradezu weg, und verfehlt daher den Sinn. Das: hienieden ist falsch, alle diese Partikeln wollen blos sagen: nimmer, niemehr, niedannmehr. Gerade so setzt Ulf. sein thanamais, thanaseits und nithanaseits zusammen. Ost. halt mehr, thiu halt, eo magis, desto halt, destomehr, das isl. helldr, das deutsche halt, halte, halter, halters. Titur. 114. dester helder, holl. zo helder. Wie im Isl. stehen auch die deutschen Partikeln oft ohne eigentliche Bedeutung zugegeben. (Nib. 4366, 9192, 9618. Oranse S. 110.) Adelung erklärt letztere unrecht durch: halfich.

Dinc für Kampf, Streit, ist bekannt, st. sus sippan könnte man auch das noch näher bestimmende suas sippan vorschlagen, s. Z. 46.

Z. 27. ar arme von dem Arm. ar d. i. aus, nach einer gewöhnlichen Vertretung des r durch das s; Ulf. der so gern letzteres vorzieht, (hausjan, hören, nasjan, nähren, generian) hat zwar us, aber doch die Composition urrinnan, urreisan, ist ur, or, a. s. ut, aber auch manche Comp. in or, orhâe ꝛc. Im Altd. findet sich ur z. B. erhort. ur dero tausi (wo Docen fälschlich us für eine bessere Leseart nimmt) so urminnis extra memoriam. K. hat: er berjin, fr. belli c Kar. 1719 ere erthe, Ost. ir himile, gl. rhab. 962. ar sinse, es wechseln hier alle Vocale gleich bedeutend.

Z. 28. cheisuringu gitan, R. „zum Kaiserringe gemacht.“ bezogen auf die vorhergehenden Worte: wuntane bouga und ohne Erklärung, was unter einem solchen Kaiserring gemeint seyn soll. Ueberhaupt ist es mißlich, hier nicht im Pl. gewundene Ringe zu übersetzen, da ein vom Arme gezogener Ring kein Fingerring seyn kann. Ein Kaiserring (annulus imperatorius regius) könnte aber nur der seyn, dessen sich der Herrscher beim Siegeln seiner Urkunden bedient, mithin als Geschenk hier nicht vorkommen. Es sind gewiß Armbouga, Armspangen, armillae, Deutschleuder: hantbaich, gemeint, und bouga ist auch der Acc Pl. wie schon wuntane zeigt, das sonst wuntanan heißen müßte. Alle Schwierigkeit liegt also in den Anfangsworten unserer Zeile, an den circulus regius oder aureus, ein Insigne, ist hier auch nicht zu denken; sollte vielleicht, da nur ein r im Worte steckt, cheisuringu, cheisuringo, s. cheisurlingo ein Adv. kaiserlich seyn? wie mehrere das l. entbehren (farungo u. s. w.) und kaiserlich gethan würde dann nichts heißen, als herrlich, trefflich, etwa wie: die Jungfrau war kaiserlich, königlich gethan, d. h. wunderschön gebildet. gitan sollte freilich gitane heißen, obgleich auch das hintennach stehende Partic., da ein anderes Beiwort und ein Adv. vorausgeht, der Biegung entbehren kann. a. s. gedon, factus, perfectus. Nur bleibt der Ausgang des Adv. auf u bedenklich, weil die zwar häufigen Verwechselungen des u. und o doch in einigen Fällen (wie z. B. im Gen. Pl.) nicht statt haben. Wäre außer den Armspangen noch an einen besonders geschenkten Ring zu denken, so würde es schwerlich ringu, eher ring heißen. Sollte gihetan zu restituiren, und Kaiserringe als ein Name der Armspangen zu verstehen seyn? gihetan, gihuetan, welche Formen eines verwandten Wortes sich sonst auch finden, wären das nemliche, würden aber hier wieder aus einer blos zweifachen, eine dreifache Alliteration machen. seder, sider, seither, sinther, eigentlich nachher, scheint unpassend, da H. eine Sache, die er selbst noch nicht hatte, nicht verschenken kann. Man beziehe es aber auf die Zeit nach seiner Flucht zu den Hunnen; seitdem er nicht heimgekehrt war, hatte ihm Attila diese Verehrung gemacht.

Z. 29. huneo truhtin. huneo der Gen. Pl. für hunno (a. s. Hûna cyninge) nach der Analogie von fireo Z. 9. und vieler ähnlicher in der E. h. z. B. badeo Isid. judeo, lindeo, heideo. dir it nu bi huldi. Ecc. Lesart: di iit ist falsch, theils weil sonst immer dir steht, (Z. 32, 52.) theils nubi nicht zusammengenommen und durch nisi erklärt werden darf. Denn die letztere Zusammensetzung löst sich stets in ne ob (nie ob) auf, lautet daher bei Otf. richtig nub, nob, würde aber hier, wo jenes ganz deutlich ibu ist, nibu lauten, wie in der Cat. th. Auch fordert huldi die Präp. bi (s. auch unten 41. noh bi. Die E. h. hat: herren te huldi in domini gratiam.

Z. 31. mit geru, Ecc. mit Gier, R. mit Freuden, augenscheinlich unpassend, da Hadubrand die Gabe verschmähet. Ger, Speer, kömmt noch später häufig vor (Nibel.)

isl. geir, a. s. gar. Mit dem Spieß soll man solche Gabe empfangen. Geba, Gabe, Gnadengabe, Gnade, gl. rhab. lepo gratia. Tat. wir alle intfahames inti geba furi geba. Gebonofull, gnadenvoll. Oft hat geba und gifti, auch später im Hochdeutschen Gift, nicht selten a. s. gefe.

Z. 32. ort widar orte. E. h. gr. fr. p. 81. suindian an speres orde. Nibel. 9263. ort der swerte. — Die seitherige Erklärung der übrigen Worte beruht auf falschen Lesearten.

bist dir ummet, d. h. bist ummet, nicht zur Gesellenschaft, bist dir ein schlimmer Genoß! ummet für ein Adv. (unmäßig) zu nehmen, und noch in die folgende Zeile zu spaher zuziehen (du bist dir ein übermäßig schlauer) giebt keinen so guten Sinn. — alter Hun! du alter Hunne! weil der alte Hildebrand aus Hunnenland gezogen kam, und wohl manche hunische Kennzeichen an sich führte. Man könnte auch alter-hun, wie die vielen a. s. Composs. mit aldor-aldur-ealdor- (aldor-frea, princeps dominus, aldordema, princeps judex, alderman, engl. alderman u. s. w.) durch edler, vornehmer Hunne! geben. Unser alters allein, gleich dem engl. alderlievest, hat einen verwandten Begriff. Die Subst. huneo und hun bestehen neben einander, wie E. h. waldand und waldandeo. Sonst heißt hunno auch centurio (von hundert) Vornehmer.

Z. 33. spaher, klug, weise, besonders auch schlau, beredt, ausspähend. Symb. 203. spihata. E. h. wortspaha weros gr. fr. 28. Nib. 8124. spähe rede, Parcif. 6803. redespäher mon. gl. rhab. spaher, artifex. — spenis, berückest, beredest. gl. rhab. 974. spanari suasor, Otf. bispenit, irspuan; gispunst, sonst caspunst suggestio, E. h. gleich vornen: the sia iro mod gespon. a. s. spanan, the spenst me, provocas me x. Man halte hierzu die Worte des späteren Lieds: du willst mich jungen Helden mit sehenden Augen machen blind.

Z. 34. wilihuh. Diese hergestellte Leseart begegnet R's. Bedenken bei der vorigen.

Z. 35. Auch diese Zeile erscheint jetzt in ganz anderem Lichte. inwit, dolus, fraus, conscientia mala. E. h. gr. a. a. 191. inwidies gern fraudis studiosus, a. s. inwit, (Judas thurh his inwit and fara erist to death gesceald) inwitfull dolosus, inwidda ungerecht. Ulf. inwinds ungerecht, oberdeutsch inwizzeda, inwizze, conscientia, Nott. 80, 8. Länger hat sich unter uns das von gleicher Wurzel stammende itwiz (a. s. edwit) opprobrium, Beschimpfung erhalten, s. Nibel 7105 u. v. a. — führen heißt auch: an sich führen, nehmen, gl. mons. fuorta assumsit.

Z. 36. sėolidante E. h. lithan, a. s. ebenso, reisen, bes. schiffen, Deutschlender unter gan: lipen, wandern, isl. lithandi, reisender, Pl. lithondur. E. h. (nach R.) fearweg- und lagu-lidanden.

Z. 37. wic, außer Kampf auch noch in der Bedeutung von caedes, Tod. fornam entweder unserm vernahm (audivit) oder vornahm (aggressus est) entsprechend. Das a. s. fornam von forniman, vertilgen, unterdrücken, liegt entfernter.

Z. 40. in dinem brustim, Otf. hat rusti und girusti für armatura, im a. s. u. isl. fehlt dieses Wort. Indessen läßt es sich hier nicht wohl anders auslegen, zumal nach der Art, wie es 49 wiederkehrt.

Z. 41. recheo, Recke, pers. rokh, ind rakscha, isl. rekkr, a. s. rinc, rhab. hringa, proceres. An einen förmlichen Ritterschlag muß man nicht denken, der damals noch nicht vorkam, wie früh aber schon Feierlichkeiten statt fanden, ehe man für einen wahren Krieger galt, beweist Tacitus Germ. XIII (tum in ipso concilio vel principum aliquis, vel pater vel propinquus scuto frameaque juvenem ornant.)

Z. 42. welaga, welge, eja! Otf. I. 5, 133. welaga, wolaga! interj. dolentis, das a. s. welawa, walawa (engl welaway) in der E h gerade wie hier: wela waldand got' a. s. waldend god. Die Anwendung des Beiworts waltend auf Gott und Christus in den ersten Jahrhunderten nach eingeführtem Christenthum, ist unleugbar, Isid. alwaldendeo, (K. Rother sehr häufig: waldiger, waldindiger got!) der Zusammenhang mit wodan ist etwa um deswillen zweifelhaft, weil das Wort walten in allen germanischen Mundarten das l nirgends, das vorgesetzte w aber nur im isl. Imp. oll, von vallda, aufgiebt, (daher auch allvalldur ein Beiwort für Könige) Othin aber und Wodan gewiß dieselben sind. Es käme darauf an, einige ungewisse Stellen, wo woldan statt wodan zu stehen scheint, zu erläutern. — weh wurt, wehes, böses Schicksal, wea a. s. weh, miseria, malum, auch das Adj. wea dâda, wea leaf, wurt, fatum, wyrd Symb. 374, 378, a. s. word, wyrd, gl. rhab. 964. wurt fortuna, isl. urth.

Z 43 urlante, exul, (mit demselben Sinn könnte man auch ex terra, extra terram übersetzen), gl. boxh. utlenti, a. s. utleude exules, orländis extra natale solum, isl. orlendis, erlendis. gl. rhab. urmoti, amens, urploti exsanguis.

Z. 44 scerita, schaarte, ordnete, in der E h. mehrmals: scerida him te witie, ordnete ihm zur Strafe; thia imi giscerrida sint. Symb. 223. kiscerite recensiti, so in Doc. Misc. 1. 4. skerian, a. s. scyran, das aber auch noch: scheeren, schneiden heißt. Allein wiewohl die Engländer zwei Wörter haben share und sheer, so sind sich beide im Begriff nahe verwandt, scheeren, schneiden, theilen; urtheilen, dividere, partiri, impertire, eben so wie fällen, caedere und Urtheil fällen.

sceotantero, schießender, hier insgemein für Krieger, wie noch jetzt Schützen; das Zeitwort a. s. sceotan, isl. skiota, plattd. skyten, holl. schieten, engl. shoot.

Z. 45. banun Dat. Pl. von ban, Bain, Bein, a s. ban, os; oder von ban, Band, Fessel? indem ban, fan, pannus, band verwandt scheinen, doch hätte hier schwerlich das d gefehlt, und auch die C. h. hat gr. fr 32 bendion, vinculis Der Sinn träfe hier in beiden Fällen zusammen. — gifasta, gefestete, festmachte, auch bei Otf. gifasta (Imp.) Ulf. fastan, gafastan, isl. festa, Imp festi, a. s gefäslnian.

Der Dat. läßt sich wohl rechtfertigen, es kann heißen: man fesset mir, vincitur mihi) oder m. f. mich (vinciunt me.)

Z. 46. suasat chind, nahverwandtes eigenes Kind, wiewohl Kind auch allgemeiner Held und Mann bedeutet; hier doch eigentlich für Sohn, für einen weiteren Verwandten würde es nicht gebraucht werden. Ulf. sves, eigen, heimisch, swäsne mäg, sunu, proprium cognatum et filium, Otf. suasdem, familia, gisuaso, familiares. Tat. suason, huisuason, domestici, gl. doc. gisuasi familiaritatis, symb. 257. suasen, 192. huskisuaso, 207. suaslibo. Daher Geschwister, Gisuester, Schwester. Dauthi Asla 41. buri suasa (filios proprios) Gudr. Q. III. 7. svasa bröthr wiewohl im isl. svas auch dulcis heißt. a. s. swäs, Cädm. 36, 16. swäsum and gesibbum, propriis et cognatis, obschon kyppon nach Z. 26. oben auch auf nähere Verwandtschaft gehen kann, oder wollte sich Hildebrand vorerst nur allgemeiner ausdrücken? Wiewohl das Ableitung des suas von Nähe (Asegab. 116. 314.) kann mit dem später so üblichen Gegensatz von fremd und heimlich, von Gasten und heimlichen (domesticis, heim, domus) verglichen und bestätigt werden.

Z. 47. breton, breiten, dahinbreiten, hinstrecken, tödten. a. s. brädan, bredan, stringere, brädon, straverunt; Asegabuch brida, quälen, zucken, hin und her bewegen, isl. bretta, torquere, reflectere, (Helga quida 2. XXII. brettir sinn Hringerthr hals.) — bill das Beil, a. s. bill, bil. — ti banin, isl. at bana, bani, Tödter und Tod. a. s. bana, E. h. bano, Mörder, fries. bona, Ulf. bani, Wunde, Todtenwunde.

Z. 48. aodlihho, leichtlich, gl. rhab. 962. aodlich, a. s. eathelice. das isl. auth, in vielen Compos. — ellen Stärke, E. h. gr. a. S. 128. ellen guod. Ecc. und R. theilen ellenta ab, und erklären oe durch wachs, nicht ganz genau, da aukan, auchon, auka, ecan, ican, yean überall von wahsian, wachson, vaxa, weaxan unterschieden werden, doch sind beide Wörter ursprünglich eins (augere und augeri) das Imp. a. s. ecte, yxte, isl. aukadi und iok. E. h. ecan, gravida, isl. aukin. Allein ellenta ist schwer zu vertheidigen, das Mscr. trennt taoc genau ab, welches die neutrale Form des Imp. oder Präs. Conj. taoc statt tauta, taugte isl. Willeram hat tauken, Otf. wugen, Imp. dohta, a. s. dugan, isl. duga, Imp. dugdi; oder man lese ellent (das sich sonst noch findet) und lasse aoc, Ulf. aiauk dasselbe bedeuten, was oc allein, welches, da es zu der Mundart des Fragm. paßt, und mit aodlicho trefflich zusammenstimmt, den Vorzug zu verdienen scheint.

Z. 49. heremo man, Abl. von hehr, edel, ansehnlich, s. oben Z. 6. und vergl. Rother 1616; 3498. 5084. her man und here man.

Z. 50. bi hrahanen, beim Leichnam, E. h. hreu, hrev, a. s. hreaw, hräwa. In den Lombard. Ges. chairaub, spoliatio hominis mortui. Parc. rerouv 14141. 14176. (In den spätern Liedern sagt Alebrand noch ausdrücklich: er wolle ihm Harnisch, Pferd oder Schild abnehmen.) Später deutsch: re Masc. Parcif. 3174. und flg. im

Titur; aber auch Todesstoß, Parc. 3310. alter Tit. 68; sodann Todtenbahre Nib. 4119. ist. hea n. u. hrür Leichtam und Todtengrab.

Z. 51. argosto, feigster. gl. rhab. arc, plaudi, ignavus, argida, ignavia.

Z. 52. nu dih es so wel lustit. wel, wohl, oben wela, Otf. hat gerade: wola lustit. Das es ist nicht unser, es, id, das hier it f. iz, ez, lauten würde, sondern der Gen. ejus, sein, dessen. So in der E. h. unzähligemal, is oder es: mid is swidron hand, an is gebaren, lestran is lera, ti es jungron. Aber auch in Ulf. u. fränkischen Quellen, z. B. dem Bundesrid von 842: ob ih inan es irwenden ne mag. (*) Kön. Rother 2060: daz ich mich is immer mach schamen.

Z. 53. eine der allerschwersten. Klar ist gudea gimeinun, gute Gesellen, gut heißt auch edel, so guotman in Ludwigs Lied, Ulf. guds, honestus, nobilis. gimeino socius, s. Schilter h. v. und über die Endung gudea, oben Z. 13. dea. Gudea könnte zwar auch (wie die) der Sg. fem. seyn, und R. zieht wirklich aus dem folgenden noch die Silbe niu herbei, um gudea gimeinunniu durch gute Genossenschaft zu erklären. An einem solchen Subst. ist aber zu zweifeln, es heißt sonst gemeini, a. s. gemana, communio. Außerdem aber ist der beste Beweis von der Verwerflichkeit der bisherigen Lesart, daß nach ihr keine Alliteration in die Zeile zu bringen ist, die hier überhaupt schwer zu gewinnen scheint. Die Handschrift zieht niu deutlich zu dem folgenden, oder vielmehr sie trennt es nicht davon, dagegen sich zwischen gimeinun und niu der gewöhnliche Raum findet. Nun haben die gl. doc. piniusan, addiscere, piniusit wurti, experiretur. Dies ist das a. s. neosian ist. niosna, E. h. gr. a. s. 128. thuo bigan est niuson, visitare, Ulf. niuhseins, visitatio, später hochdeutsch neussen, neissen, so daß kaum ein Zweifel übrig bleibt, dieses Wort müsse auch hier hergestellt werden. Fände sich Ecc. Vermuthung wahr, daß demotti judicium bedeute, so wäre der Sinn gemacht: boni socii examinet judicium (vestrum)! Allein jenes Wort steht sonst nirgends, am wenigsten in der Cat. th. p. 182, wohin Ecc. verweist. Das Gericht heißt doam, dom, dum, a. s. dom, ist. dämi, domur. Außerdem ist es schon bedenklich, daß diese Auslegung alle Hoffnung zur Alliteration abschneidet, und dieser Grund streitet auch gegen R's. demonti, zu geschweigen, daß sein Fem. auch wohl demontiu sodern würde. Der Sinn und die folgende Zeile verlangen allerdings ein so viel als: entscheiden, urtheilen bedeutendes Wort; da wir aber dieses schon in niusan gefunden haben, muß für demotti andere Auskunft gesucht werden. Aus der ersten Hälfte der Zeile ergiebt sich, daß die Alliteration entweder auf g. in gudea, oder m. in gimeinun fallen muß, kein weiteres g kömmt vor, folglich kann sie nur auf das letzte m in motti gesetzt werden, man müßte denn eigenmächtig ein neues Wort

(*) s. Heidelb. J. B. 1809. Th. 1. S. 349. wo Kopp, der bis jetzt die beste Erklärung dieses Denkmals lieferte, irrig ina nes liest, da der Acc. inan und irwenden den Gen. verlangt.

einschieben wollen, welches immer mißlich ist, weil sich in vielen andern zweifelhaften Fällen schon die Richtigkeit der Handschrift ausgewiesen hat. Mithin muß de, welches keine für die Alliteration gleichgültige Vorsilbe seyn kann (wie be oder ge) losgeschnitten werden, und paßt nicht d vortrefflich zu niuse? niused ist die sec. pl. conj vel imperat. examinetis, examinate Nun bleibt der Buchstabe e übrig. Entweder war auch die Form niusede, etwa als imperative geltend, oder et muß wieder zu motti genommen werden. Motti alleinstehend und so viel als Ocf. muati bedeutend, urtheilet in (mit) eurem Muth, hat doch auch etwas undeutsches; emotti aber könnte an emezzico, emmizzen, emsig, erinnern, welches Wachter von emmuzze ableitet, da hier doch die et so oft dem altem. zz entsprechen; oder es müßte in der Bedeutung des isl. imoti für entgegen, unter uns, oder für inmitten, a. s. omiddan, wie Oberlin freilich aus späterer Quelle, aus dem handschriftlichen Königsbuche vor dem Schwabenspiegel emitten für inmitten beibringt. Könnte aber eine glücklichere und festere Auslegung dieses Worts gefunden werden, so wären dann auch Versuche zu machen, ob nicht die Alliteration auf niused zu leiten stände, indem man für gimeinun ein anderes Wort setzte, z. B. ein dem unsern; Genossen entsprechendes, (abrenunt. diab. genotas), oder gar m und n mit einander alliteriren ließe (davon unten VIII.)

Z. 54. dero hrelzilo, der Pfeilziele. hrel, nach einem von Ecc. angeführten Mspt. grelle, (altfranzös. greil, grail, grille, gresil). a. s. hrisil, hrisl, radius textorius, hreol, (reel), Haspel, isl. hräll, pecten, radiolus, hräla kämmen, gl florent. 985. risil crinalis acus, unser Strahl, mit vorgesetztem Zischlaut (wie Schaft, Haft, Schritt gradus, Strand, Rand und viel a.) und selbst mit radius, rayon verwandt. Die Gleichheit der Pfeile, Strahlen und Haare geht durch die Poesie, wie durch alle Sprachen. Das altdeutsche Strahl für Pfeil ist bekannt, strählen für kämmen sagt man noch jetzt, und eben so sind sich Pfeil, βελος, pilus und pilum, radius capitis, geisli und geissel (schlanker, dünner Faden, Gerte) ganz nahe liegend. Die a. s. haben außer obigem hrisl, (unser Reis, spitze Ruthe), auch noch strål, und letzteres auch die Slaven, russ. striela, wend. strel u. s. w. Daß sich die alten deutschen Helden der Pfeilgeschosse bedienten, erhellet z. B. aus Walthar. aquit. v. 727. 754. — Uebrigens liest R. nicht Ecc. unrichtig der s. dero und zilo ist der Gen. Pl. von zil, Ziel, a. s. tell. Die Worte hintu dero sind in der Handschrift verstellt; allein kleine darüber stehende Striche zeigen selbst den Schreibfehler, und wie er hergestellt werden müsse, an. — hrumen, so auch im Adelstans Lied: har hylde ling hreman ne thorfte mäcan gemanan, he wäs his mäga sceard u. d. folg. Verse.

Z. 55 erdo, kein Schreibfehler für eddo Z 9. Auch im athanas. Gl. Dek Cat. th. p 69. niwiht ereren erdho asteren, niwiht meren, erdho minneren. Man vergl. stein, isl. steim, ein isl. eira, Spunt, schwed. Sprund, gesprenkelt, engl.

speckled und sprinkled, Welt und Werk, sprechen, speak, und die französ. Provinzialismen jardrin, sourci, s. jardin, souci. In jenem erdo ist gleichsam das r in der Mitte durchgebrochen, das sich nachher am Ende festgesetzt hat, oder, engl. or. — brunnono Gen. Pl. im Rother: Brunie, Bronie und sonst häufig.

Z. 56. ärist, E. h. fan erist, Is azs erist. K. az erist inprimis, symb. 210. erista initia, Rother 62. 86. erist. — asckim, auch das ist. äske, Esche, steht für Bogen, Spieß, a. s. äsc, fraxinus, scutum, hasta. In beiden letzten Sprachen ist das Wort männlich, vermuthlich auch hier, wenn wir schon jetzo: die Esche sagen. Immer aber ist diese Form des Acc. auffallend, die im Mspt. deutlich steht, nicht etwa askun. Sollte man nicht lieber scritan, a. s. scrithan, schreiten, mit dem Abl. construiren, hastis progredi, und lättun, wie das ist. leto erklären? Das skreitan des Ulf., a. s. screadan, engl. shred, schreten, scheint mehr auf die Schwertesschärfe, als Lanzenspitze zu passen, indessen folgt der Begriff der Schärfe ja ausdrücklich nach.

Z. 57. scarpen scurim, Abl. Pl. Skur, Schur, Schauer, heftiger Regen, Sturm, ein häufiges Bild für Waffenschläge und Stöße. Fr. v. Judith: stana scuras, Speerschauer, ist. steinaskur, alt Tit 40. ein schur uf die schande. Allenfalls könnte man scur auch durch Schnitt, scharfen Einschnitt, von scheeren, erklären. — dat stont, daß es stand.

Z. 58. stoptun tosamene sprangen sie zusammen, a. s. stäppan, Imp. stoppun, incedebant; unser späteres stapfen. E. h. stuop, stapfte. Das ist. steppa mit so vielen Bedeutungen könnte auch verwandt seyn, die gl. mons. haben: stoze, stophontes, ictu pungentes, welches einen passenden, anderen Sinn gewährte, besonders nachdem man das folgende chludun erklärt — staimbort, Steinbarten, Steinkeile, ähnlich den Hellebarten, Helmparten, bipennes, Walth. aq. 915. Langbard unter den veroner Deutschen noch jetzt Lanze, Hermayr 152. Im Titur. „Neptagint dein barte, dye sol sy wenig howen nach der snüre.“ Das m für n hat schon Ecc. durch beinberga für beinberga bewiesen, noch näher die gl. doc. steimcawerf lithostratos, — chludun, lauteten, erklangen. Im a. s. ist zwar bleothrian, davon das Imp. bleothredun, personabant heißen müßte, indessen bedeutet auch hlydan strepere, Imp. hlyddon. Für das gewöhnliche lauteten, lindedon hat die gemeine Aussprache noch jetzt: luten. Gegen die Erklärung von chludun durch ein zu staimbort hörendes Adj., wo dann stoptun das allein regierende Verbum wäre, ließe sich nichts einwenden, als daß die andere poetischer und lebendiger scheint, auch das Metrum liebt, in der Mitte eine Ruhe zu nehmen. Das Klingen der Waffen und Springen der Helden ist epische Redensart, s. Anno 450. Rother 4208. und sonst unzähligemal.

Z. 59 Daß aber R. sogar hesiun als Adj. (hohe) herüber nehmen will, geht auf keine Art an. hewun ist die rechte Leseart, und heißt: hieben, a. s. heowon von

heawian, hauen, hauwen, isl. hauggwa, schwed. hugga. — harmlicco, (ermeliche? Rother 3930) das schedelichen der Nibel. a. s. hearm, harm, damnum, harmlic damnosus, nocuus. — hnitte scilti, weiße Schilde, sonst ein häufiges Beiwort für glänzend, (Dauthi Atla. 8.) hier aber genau passend zu der in der Wilkinasaga gegebenen Beschreibung des Schilds der Wölfinger.

Z 60 Der Schluß des Fr. ist zweifelhafter, als es scheint. Die bisherige Auslegung: usque dum lumbi paulisper commoverentur, ist, wie auch R. anmerkt, etwas befremdend; das Adv. heißt gewöhnlich luzzil, lytel, leitil und nicht luttilo, doch hat K. luzzilo, allein es könnte hier auch ein Adj. seyn. Lintun für Lenden ist auch nirgends zu finden, sondern stets lenti, lendin, auch lenkin, lanchin, (Flanken, weil t und k öfters tauschen) a. s. lendena, lendenu, isl. lendar. Nun ist zwar der Uebergang des e in i leicht und üblich, doch hat hier die ganze Vorstellung, wäre sie auch wörtlich gerechtfertigt, etwas widerliches. Ließe sich daher lintun nicht durch Gürtel, Binde, fascia, einen Bestandtheil der Rüstung erklären? a. s. lind Band, isl. linda, beide von Linde, tilia, weil man die bandähnliche Rinde des Baumes (Bast) eben so nannte; lindwiggende a. s. vexilliferi, d. h. Krieger. Stalder v. lindti, linti schon von Flachs und Hanf, Adelung v. lintila. Also: usque dum eis fasciae fierent parvae, i. scinderentur, rumperentur, zerfetzt wurden. Das giwigan möchte nun lieber ein neues Comma anfangen: bewegt, niedergebogen, (Wintersteten 1. 60. es wigt in harte Ringe, Nibel. 9517. erwigen.) Allein es ist nunmehr zu keinem sichern Schluß zu gelangen, weil das Fragment abbricht, ohne daß, wie es scheint, die Zeile zu Ende geschrieben war; vielleicht hätte auch noch giwigan zu Z 60 gehört, und dann luttilo als Adv. gestanden, wenn der metrische Punkt hinter wurtun verschrieben wäre, weil doch das drei- oder metrisch nur zweisilbige giwigan nicht hinreicht, um für sich ein halbes Metrum zu bilden. Der Punkt hinter giwigan ist aber auch zweifelhaft, und könnte der Fuß des halb verlornen ersten Striches des m in miti seyn, welches Ecc. auch wieder hergestellt hat, zudem allerdings oben ein feines Strichlein ist. Allein ni ti stehet sehr deutlich und mit schwarzen Zügen im Mspt. und es hat nicht das Ansehn, als ob etwas ausradirt oder gewischt und erblaßt wäre. Beide Parteien ni und ti passen auch sonst zu dem Idiom des Gedichts. Der Sinn des ganzen Satzes soll seyn: sie gaben sich so schwere Schläge, bis ihr Gebäude zerfetzt oder geschüttelt wurde, nicht zu den Leibern (drang die Erschütterung, denn diese hielten sich unbeweglich) Im Ende liese die Erklärung von miti auf das nämliche hinaus: die Schläge waren so stark, daß den Helden Bewand und Leib ein wenig schütterte (aber sie selbst standen fest). Etwas gewisses läßt sich bei dem Fehlenden nicht festsetzen; es könnte hinter wambnum ein bloßer Punkt stehen, der aber, unserer Meinung nach, erst die Hälfte der langen Zeile bezeichnen würde.

VI. Beschreibung der Handschrift.

Die Handschrift, worin unser Fragment erhalten ist, findet sich auf der öffentlichen Bibliothek zu Cassel, (Mss. theolog. fol. No. 54.) und soll ehemals nach Fuld gehört haben, wie Ccc. versichert und auch nicht zu bezweifeln ist, obwohl aus den hießigen Catalogen und Papieren, oder aus dem Ms. selbst nichts mit Sicherheit darüber hervorgeht. Auf der hölzernen, mit Leder bezogenen Decke steht mit Schriftzügen des vierzehnten Jahrhunderts: liber sapiencie, und darunter: XXXVII ord.to, letzteres ist aber eher eine Zahl, als durch Iohannis zu verstehen, und etwa auf die Johannisberger Probstei zu ziehen. Denn es finden sich noch andere hiesige Handschriften mit ähnlichen Bezeichnungen, nur daß die hinter ord. stehende arabische Zahl wechselt. Ccc. nennt auch andere Casseler, ehemals Fuldische Codices, sie müssen aber im dreißigjährigen Kriege, als die Fuldische Abtei durch Gustav Adolphs Geschenk auf einige Zeit unter Wilhelm V. kam, hierher gebracht worden seyn, und vermuthlich würden die Verzeichnisse der alten Fuldischen Bibliothek noch jetzt sichern Aufschluß gewähren (*) Unser Codex ist in klein Folio, hat nur eine Columne von etwa 28 bis 29 Zeilen, und scheint, allen äußern Kennzeichen nach, in dem neunten, wo nicht achten Jahrhundert, geschrieben zu seyn. Bestimmter läßt sich in dieser Zeit kaum urtheilen, weil die meisten Lehrbücher der Diplomatik, mehr gegründet auf eigentliche, oft dürftige Urkunden, als auf die viel reichere Quelle der Bücherhandschriften, bei weitem zu wenig sichere Regeln aufstellen. Es sind 9 Lagen von 4 Bogen oder 8 Blättern, nur die 5te und 9te zählen 5 Bogen oder 10 Blätter, überhaupt also 76 Blätter. Zahlen, Signaturen und Custoden fehlen gänzlich, einigemal, aber stets nur auf der rechten Blattseite, z. B. auf der des zweiten, ist die letzte Silbe des gerade anzufangenden Worts darunter gerückt und eingeklammert, aber ohne daß sie auf der andern Seite nochmals wiederholt würde. Die Linien sind blos mit einem Griffel in das sehr dicke Pergament gezogen, ohne Dinte, Farbe oder Blei, die Ueberschriften roth, die Schrift Minuskel; es unterscheiden sich aber deutlich drei verschiedene Hände, die wir jedoch sämmtlich für beinahe gleichzeitig halten müssen.

Die erste Hand, die das eigentliche Buch geschrieben hat, zeichnet sich vor den andern durch einige nach angelsächsischer Art geformte Buchstaben aus, namentlich durch das weit herunter schwoifende und den zweiten Strich wieder abwärts biegende r, das beinahe dem r der jetzigen Schrift, nur mit längerem Stiel ähnliche ſ, das oben nicht gerundete, sondern geradlinigte g. und das über die andern Buchstaben ragende e, als ob auf das l oben noch ein krummer Haken gesetzt wäre, etwa wie das große e der heutigen lateinischen Schrift. Das ſ ist dem ſ ganz gleich, bis auf einen von der Mitte

(*) Gar keinen giebt Schminke in seiner Beschreibung von Cassel S. 209. 210, wo der Ort dazu gewesen wäre,

an ausgehenden, nicht durchschneidenden Strich. So durchschneidet auch das t nie seinen Stiel, auf dem der Oberstrich blos ruhet. Das a ist nie a, aber oben immer zugeschlossen und nicht zwei neben einander stehenden c ähnlich, ae verbunden und getrennt, einmal das unten geschwänzte e. d beständig, nie d, st meist von einander abstehend, im x ist der unten links vergirende Strich verlängert und zuletzt gehakelt; zu einem w war keine Gelegenheit. l f und r erheben sich oben nie über den Leib der andern Buchstaben. Das i ohne Punkt und Strich, (*) einsilbige Wörter haben aber über allen Vocalen, besonders über e und i einen schiefen, oben hakenförmigen Strich zur Unterscheidung des Tons. Die Abkürzungen sind leicht und einfach; der geschleifte Strich (wie ein griech. Circumflex) oben für n, m u. in der Mitte stehend, mit zwei Punkten oben und unten für est, zwei Horizontalstriche neben einander und ein längerer beide mitten durchschneidend d für nam, enim; der Strich über dem p, der lange unten durch g und p, die sich krümmende Verlängerung unten durch p, alles bekannte Abbreviaturen. Das ungedrehte e für con, geht aber aus seiner Mitte ein Strich aus, für ejus; die dem Jupiterzeichen ähnliche Abkürzung für rum, ein kleines ꝯ (ohne Schleife) für us, et ist stets ausgeschrieben und nie abbreviirt.

Was von dieser Hand geschrieben ist, macht den eigentlichen Codex aus, enthält aber nicht blos das Buch der Weisheit, sondern auch das einen viel grössern Raum einnehmende Buch Jesus Sirach, in beiden, so weit wir verglichen, mit der vulgata übereinstimmend, ausser daß ersteres in 49, letzteres in 127 cap. abgetheilt wird. Auf dem letzten Blatte, nachdem es geschlossen hat: et dabit vobis mercedem vestram in tempore suo, folgt die Rubrik: huc usque in graecis habetur, und dann noch 22 Zeilen: et inclinavit salomon — praecaveris vir juxta te, die in der vulgata fehlen. Blatt 2 hebt sich an: jungat epistola, quos jungit etc. Dies ist des Hieronymus Vorrede zu den Büchern Salomonis, darauf folgt: multorum nobis et magnorum — proposuerunt agere vitam, dies ist der Prolog Jesus Sirach des Enkels, der seines Grossvaters Werk ins Griechische brachte. Jene Vorrede des Hieronymus steht vermuthlich nur blossen Notiz da, da er die apogryphischen Bücher bekanntlich nicht ins Lateinische übersetzte, also der Text unserer Handschrift wohl mit der früheren lateinischen, oder mit der Itala ziemlich übereinstimmen wird.

Die zweite Hand hat die Kehrseite des ersten und vierten Blattes, so wie Bl. 5, 6, 7 und 8 ganz beschrieben, und zwar auf die Rückseite des ersten Blattes oratio et preces contra obloquentes und dann von Blatt 4ᵇ bis 8 „ habt XXII. incipit XXIII. de eo quod scriptum est, munera mea data et diversitates festivitatum. Die Ab-

(*) Nach Gatterer elem. artis dipl. t. 49. 50. sollen Accente über das i erst vom Ende des gehnten Jahrhunderts, Punkte erst vom vierzehnten Jahrhundert an üblich werden. In Göttingen wird aber gegenwärtig eine merkwürdige Papyrus-Urkunde von 807 aufbewahrt, deren longobardische Schrift i mit Strichen, Punkten, und ohne beide, hat.

handlung eines, wohl leicht auszumittelnden Kirchenvaters über die durchs Evangelium abgeschafften israelitischen Sacrificien und Gebräuche. Blatt 4a schließen die Capitel-Rubriken des Buches der Weisheit, das erst Blatt 9 anfängt; vermuthlich sollte der leere Raum zu etwas anderm angewandt werden, denn es ist aus dem Verhältniß der Blätterlage klar, daß diese Einschiebung nicht etwa aus einem irrigen Beiheften rühren kann.(*)

Die Schriftzüge sind ganz anders, aber viel jünger; wir bemerken nur folgende Verschiedenheiten, von denen einige nach den bisherigen Regeln sogar alterthümlicher scheinen sollten. Das a ist nie oben geschlossen, sondern offenstehend, gleich zweien c oder a, das lt stets verbunden, l und k heben sich oben über die andern Buchstaben, fallen aber nicht so weit herunter; r tritt weder oben noch unten aus; g ist oben gerundet; das d stets aufrecht stehend und nicht geschwänzt, et stets zusammenhängend, als einzelnes Wort und mitten unter andern, e mit dem Strich darüber für est, die t wie beim vorigen Schreiber, nicht durchgeschnitten u. s. w. Bei den häufigen Abweichungen der Schriftzüge in erweislich gleichzeitigen Manuscripten sollte auch den verschiedenen Schreiberschulen und den Provinzialismen dieser Kunst etwas zu gut gehalten werden.

Nun blieben noch die rechte Seite des ersten, und die umgedrehte des letzten Blattes weiß, sie können übrigens nie unmittelbar zusammengelegen haben, und diesen Raum hat ein dritter, wiederum verschiedener Copist, für unser altdeutsches, unschätzbares Bruchstück genutzt. Die Züge sind darin starker, haben manches eigene, verrathen aber auch dieselbe Zeit; Ecc. in Kupfer gestochene Probe ist äußerst schlecht und ungenau ausgefallen, z. B. faro statt saro; wir haben, weil in der gewählten Druckerei die verschiedenen Lettern mangelten, unsern getreuen Abdruck nicht so bezeichnend machen können, als wir wünschten, doch wenigstens die a von den wenigern a und die d von den wenigern links hin geschwänzten unterschieden, für welche letztere im Druck ein liegendes d gesetzt worden ist. Die s sind, wie es sich von selbst versteht, lauter lange, das e steht gewöhnlich etwas höher, als die übrigen Mittelbuchstaben, und sein Strich in der Mitte verlängert sich etwas, einigemal für ae e unten mit dem Haken, welchen wir, so wie die Striche durch das aspirirte d und den abkürzenden durch b (Z. 39.) sorgfältig hinzuschreiben lassen. Dagegen wäre es zu umständlich und kostspielig gewesen, wenn wir auch das häufig vorkommende Angelsächsische w jedesmal hätten wollen eintragen lassen, wo aber im Mspt selbst das w aufgelöst in uu stand, ist es auch so abgedruckt worden. Das wuas eo seheta Z. 23. bezeichnet also das angelsächsische w und ein darauf folgendes u im Manuscript. Da dasselbe Wort zu uuas und was geschrieben ist, so kann hieraus die Natur dieses sogenannt angelsächsischen w erkannt werden; es ist nemlich nichts als ein einfaches w oder ein v, mit dessen Form es auch ganz zusammenfällt, blos daß sich unten die Spitze in einen Strich verlängert; im w des Ulf. ganz demselben Buchstaben, ist

(*) Kinderlings Voraussetzung, daß dieses Buch der Weisheit in angelsächsisch abgefaßt sey, (N. lit. Anz. 1806. Col. 222.) ist seine eigene ganz irrige, aus Mißverstand der Worte Ecc. der von a. s. Schriftzügen sprach, entsprungene Vermuthung.

der Strich nur noch kleiner, etwa wie man noch jetzt das v zu schreiben pflegt; und oben sind die beiden Ende blos einander zugewandt, noch nicht zugegangen; in unserm Mſ. iſt schon oben ein förmlicher, jedoch etwas schräger, nicht, wie im angelsächſ. Druck, ganz horizontal liegender Strich. Dieſes w entſpricht daher genau dem isl. v, ſonſt würde obiges Wort in uuues aufgelöſt werden müſſen; in dem Gott. Cod. der E. h. (gr. fr. p. 3) und wohl auch im Bamberger kommt es nirgends vor, wie es ſelbſt angelsächſ. Handſchriften durch u erſetzen (ſ. Lye-Manning am Ende vom u.) Faſt immer aber ſteht in unſerm Mſ. ein Haken über dem w, ſo wie über ae in aenon Z. 1. über le Z. 4 he in hewun Z. 53. und über er Z. 13. unſtreitig zur Dunkelzeichnung bei dieſem letztern.

Das ae iſt Z. 1. zuſammengezogen, das et Z. 19. in beiden Wörtern, und Z. 23. t iſt wie in den beiden vorigen Schriften, st von einander getrennt, i ohne Punkt oder Strich, r hebt ſich weder oben noch unten über die Mittelbuchſtaben hinaus, das g hat oben einen runden Kopf; Ablürzungen kommen auf der erſten Seite durchaus gar keine, auf der zweiten blos Z. 39. der Strich durch das b, der Strich über dem u in stoptun, welcher dos n bedeutet, und in dem letzten Worte wambaum, wofür wabun mit zwei Strichen über beiden Vocalen im Mſ. ſteht. Unter dem t in hiltu Z. 5. findet ſich ein kleiner krummer Zug. Alles iſt überaus deutlich und leſerlich geſchrieben; auf dem zweiten Blatte, wie man ſieht, enger, um mehr darauf zu bringen. Undeutliche zweifelhafte Stellen ſind in dem Ganzen nur drei: 1) Z. 25. wittu, dos w und tt deutlich, blos der dazwiſchen ſtehende Vocal ausgewiſcht; 2) Z. 32. dir, durch die Mitte dieſes Worts geht ein Bruch, der wieder zuwiſchen läßt, ob der Vocal ein i oder e ſey, doch iſt der Raum für letzteres zu eng, und auch nichts von dem ſich oben anſchließenden Strich zu merken, dagegen der Keil des i noch faſt ganz leſerlich iſt. 3) Z. 61. ob miti oder niti zu leſen ſey? ſ. das oben bemerkte. In allen andern Stücken iſt der von uns gelieferte Abdruck dem urſprünglichen Mſ. genau angemeſſen.

Nahe ſtanden unten unter der letzten Zeile des letzten Blatts zwei kleine, deutlich von derſelben Hand geſchriebene Reihen, deren erſte aber faſt ganz ausradirt und ſogar zerſchnitten, die zweite gleichfalls halb verwiſcht und nur in ihrem letzten Drittel lesbar geblieben iſt. Die Worte etus. dr (oben geſtrichen, alſo dicitur) latine ließen etwa eine Gloſſe zu einem ſchwierigen altdeutſchen Worte des Fragments vermuthen. Indeſſen hat eine wehrmalige ſorgfältige Betrachtung dieſer Zeilen gelehrt, daß die erſte, durchſchnittene, von der nur noch ein Paar blaſſe Striche ſtehen, ſicher das nemliche enthalten hat, was die zweite; dieſe aber lautet: xps (christus) greece unctus dicitur latino. Ohnedem ſind wohl deutſche lateiniſch gloſſirte Wörter ſonſt nirgends vorgekommen, ſie würden weniger die Dunkelheit eines veralteten deutſchen Worts beweiſen, als die Luſt des Schreibers, ſeine Kenntniß des lateiniſchen anzubringen. —

Dem Reſultat dieſer Unterſuchung: daß das Fragment etwa in der erſten Hälfte des neunten Jahrhunderts, und zwar von einem deutſchen Copiſten, leicht in Franken oder

selbst im Fuldischen geschrieben worden sey, wird schwerlich etwas entgegen stehen, was von Bedeutung wäre. Das nicht spätere Alter des Fragments ist damit festgesetzt, ein höheres an sich nicht unmöglich, da der Schreiber leicht ein älteres Pergament vor sich haben, oder wenn er aus dem Gedächtniß niedergeschrieben, ein altes Lied wissen konnte. Daß auf der innern Seite des einen Holzdeckels noch ein Pergamentblatt mit einer den vorigen gleichzeitigen, wiewohl verschiedenen Handschrift aufgeklebt ist, wäre kaum der Mühe zu bemerken werth, wenn nicht mehreremal der Name Vagarolf in Majuskel geschrieben vorkäme. Dieser könnte, da er übrigens mit dem latein. theolog. Text darauf schwerlich zusammenhängt, und also hinzugeschrieben ist, den alten Eigenthümer des Buches andeuten. Unter den Fuldischen Äbten kommt in den letzten Zeiten des achten Jahrhunderts ein Abt Baugulfus vor, sonst kein ähnlicher Name (s. die series b. Leibn. SS. rerum brunsv. III.)

Unser Fragment wurde zuerst bemerkt und herausgegeben von Eckhart im ersten Bande der Fr. Or. 864 — 902, und achtzig Jahre später von Reinwald, der aber die Handschrift selbst nicht eingesehen, im N. lit. Anz. 1808. c. 33 — 47. Beide haben es in Absicht auf Sprache, ersterer auch mit des historischen Inhalts wegen, commentirt. Außerdem war nichts weiter dafür geschehen.

VII. Sprache und Alter.

In den alten Denkmälern hochdeutscher Sprache hat man nach niederdeutschen Wörtern gesucht und sie auch gefunden, würde aber im Plattdeutschen viele oberdeutsche antreffen. Dies Verfahren, sobald es darauf ausgeht, eine spätere oder zufällige Mischung zu erweisen, ist durchaus ungründlich und zu verwerfen. Wir müssen es so betrachten, daß wie etwa bei der Scheidung des Lichts in verwandten Farben von Anbeginn dieselben, da wo sie sich streifen, eine eigenthümliche, dennoch aber beiden Theilen zugehörende Mitte entsteht; so auch an der natürlichen (nicht allein örtlichen) Grenze jedes Dialects, in dem Punkte der Berührung einem jeden von dem andern mitgetheilt wurde. Das Zutreten späterer Einwirkung wird damit auf keinerlei Art abgeleugnet, man hat aber stets auf den Eindruck zu achten, den das Ganze macht. Denn wenn eine herrschende Farbenmasse, aus einiger Entfernung übersehen, alles unter einen Ton bringt, und kleinere Punkte in sich verschlingt, die bei naher Betrachtung hervortreten, so sind Sprachen und Mundarten zwar unter einander vermengt worden, allein doch in so vielfältige Lebenskeime aufgegangen, die ihr eigenes Ansehn für sich empfangen haben.

Die Deutschen erfreuten sich von je her eines solchen Reichthums lebendiger Mundarten, wodurch in der That die große Freiheit und Lenksamkeit unserer Sprache gegründet

worden ist, daß ihr Studium dadurch, zumal für die frühe Zeit auffallend schwer wird. Ihre Regle, im Gegensatz zu dem Isländischen und Gothischen, faßt zu jedem einzelnen Überbleibsel müßte man Grammatiken machen, und reichte doch kaum aus, so viele Unregelmäßigkeiten und Abweichungen in ihm selbst ergäben sich. Allein schon das Gothische und noch mehr das Angelsächsische möchten der Weitheit deutscher Sprachformen um vieles näher liegen, als das Isländische. Es ist aber überhaupt dabei nicht zu vergessen, daß sich in ihnen allen größere oder mehr Stücke erhalten haben, dergegen von der ältesten deutschen Sprache fast nur Glossen und andere zum kirchlichen Gebrauch abgefaßte Aufsätze übrig sind. Von der Poesie, die das achte, siebente und frühere Jahrhunderte besaßen, und worunter gewiß mehr Treffliches, als wir jetzt ahnen, gewesen seyn muß, hat die Ungunst des Schicksals kaum etwas gerettet; erst später, mit Otfried wird des Erhaltenen nach und nach mehr. Aus diesem Grunde allein schon müssen uns die beiden kleinen, im Casseler und Weißenbrunner Ms. zufällig bewahrten Stücke zwar theuer seyn, aber sie gehören auch zu den schwersten Denkmälern, weil es ihnen als den einzigen hochdeutschen an geraden Parallelen fehlt, und nur die bisher bekannt gewordenen Stellen der niederdeutschen, poetischen Evangelienharmonie mittelbarer auf sie angewendet werden dürfen.

Die Sprache des Liedes von Hildebrand ist unleugbar gemischt, wie schon die schwankende Schreibung ganz derselben Wörter darlegt; treten wir aber in die Ferne zurück, aus der hier das rechte Urtheil gefällt werden muß, so erkennen wir den hochdeutschen Ton darin vorherrschend. Dieses mögen nachstehende Bemerkungen näher ausführen, wobei wir uns der gewöhnlichen Ausflucht im voraus begeben, daß etwa ein sächsischer Schreiber des fränkischen Werks oder gar der umgedrehte Fall anzunehmen sey.

Der unnütze Streit über die Rechtschreibung unseres Vaterlandes hat es gezeigt, wie wenig man sich auf die altherthümliche Aussprache verstand; wenn aber in unserm Fragment Deotrich geschrieben wird, so scheint das hochdeutscher als Theoderich, wie sich auch in der Folge Dietrich erhalten hat. Gerade die Angelsachsen und Norden schreiben Theod, nicht Deod, und für dat, degen ꝛc. unseres Fragments steht in der E. h. that, thegen, a. s. thât, thegn, hochdeutsch das, degen. — Das Voransetzen der Aspiration vor r hrusti, hrumen, hreizito, ist nicht blos a. s., sondern auch oberdeutsch (Hrabanus ꝛc.) — das p. pist, prut, wenn auch daneben bist vorkommt und prut zu bure stimmt; gap, leop, E. h. leob, lieb; und das ch, chind, chud, cheisur, churning, chindun, chonnem sind viel mehr hochdeutsch wohin auch das in andern Denkmälern übliche hh für ch (Detrihhe) — die Acc. mih, dih, sih, wiewohl auch einigemal die sächs. Dat. und Acc. mi, di für mir und mich stehen. — ih und zweimal ik für ich, Otf. ih, Rother 121. hie, 217. ech, isl. ek, Ulf. ik, E. h. u a s. ic. — Die Vorsilbe gi- jetzt ge- Otf. gi, E. h. gi, a. s ge, fries. und plattd. e-, Ulf. ga, exhort ga, ka — merkwürdig verschiedener Gebrauch des Wortes so. Z. 28. als Relativ pron. Z. 53. 35 für ita, Z. 45. 35. s. da oder daß, gleich dem lat. ut. K. und Otf. wenden

es ähnlich an, und das heutige Deutsch kennt es fast noch in allen diesen Weisen. — her, er, Otf. er, die sächs. Mundarten: he, hie, — eben so wer, der, E. h. the — mir, dir, E. h. mi, thi, isl. ther, Ulf. thus (d. i. thur) — ar ans, s. eben Z. 27. war, warun — erdo s. Z. 55. und eddo, oder, K. edo, edeo, eah und Otf. odo, plattd. adder, edder, Deutschl. inter, oder Minnesänger auch: alder, isl ethr, edo, edur, a. s. other, outher, engl. or, E. h. mit hineintretendem s. estho, altfries. iestha, holl. of, oft. — iba ob, Ulf. iba, gl. rhab. ipu, K. ibu, gl. doc. upi, Eidschw. oba, isl. ef, fries. ief, engl. if, holl. of. — eo, je immer, U. B. eo Otf. io, E. h. gio, vergl. das isl. á, ey, so auch neo, E. h. ne gio. — imo, ihm. U. B. und Eidschw. imo, Otf. imo, 'mo, Rother 1051. hume, E. h. im, him, imi, imo, a. s. u. fries. him, Ulf. imma, isl. honum. — enti, bei vorstehendem alte: anti, und gl. doc. u. B. U. enti, K. indi, Tat. inti, aber gewöhnlich ioh, Ulf. iah, exhort. in, in auch (et etiam) Marienleben hsg. ioh, isl. oc, dän. og, Deutschl. ende, ind, und, ock, auch. — Die volleren Formen: degan, widar, ubar, untar, niederd. under, isl. und, undir, ordlichho, arc, laos E. h. los, isl. laus — chersar, heitta, gileitos, wo das sächs. kesur, hetu, giledos haben würde, K. analeitos; dagegen das e in bedero eben auch in andern hochdeutschen Schriften herrscht (Eidschw. bedhero; alt Tit. 17. beden, 64. bedin.) — Die zweite Pers. Sg. auf os (fertos, gileitos) Isid. minnotos, noch später Nibel. 8503 ladetes, wo wir jetzt est brauchen, a. s. auch st. Ulf. aber s. — Die dritte P. Pl. Präs. kommt im ganzen Fragm. nicht vor, wurde aber schwerlich wie in der E. h. auf ad, a. s. ath ausgehen, sondern wie im Ulf. auf nd oder nt. Die erste Person auf eo und u, lihuh, will ich, K. willu, E. h. wellu. hiutu, Cat. th p. 60 eben so, Ulf. hita. — auch sonst hochdeutsch und E. h. — ist Ulf. ist, E. h. u. fries. is, a. s. ys, isl. er. wie Das Subst. hat im Pl. noch die volle Form un, um, das Beiwort, als das schwächere, ist aber schon, wie in andern alten Denkmälern mehr oder weniger, im Dat. in em übergegangen: (dinem, chonnem, sohem.) Der Nom. Pl. auf as und os findet sich bei Ulf. und ist höchst wahrscheinlich allen deutschen Sprachen früher eigen gewesen, ebenso diab. genotas, hier helidos, E. h. häufig: helithos, thiebos, naglos, tinros, erlos, a. s. as, isl. ar, ir, ur. — gistuont, stund, stand; die niedere Sprache wirft das n aus, E. h. gistuod, a. s. stod, isl. stoth, wogegen es im Infin. vortritt: stendan, standan, standa, unser stehen (der richtig gefühlte Unterschied zwischen dem geradezu geltenden stont Z. 57. und dem auxiliaren gistuont Z. 7. ist beachtenswerth.) — hochdeutsch sind: infahan, K. Isid. infahan, fragen, E. h. fragnan, a. s. frägnan, ferahes, hrahanen, gimahalta, was im niederdeutsch mehr zusammengezogen wird, E. h. gimahlda, isl. mälti, gl. doc. mahal, concio. Endlich das t für das sächs. d, ente, (E. h. endie) truhtin (E. h. drohtin) liuti, friunt, gitan, Hiltibrant, lintun, skilti.

Was nun hiergegen niederdeutsch klingt, ist von geringerer Bedeutung im Ganzen; vor allem fällt auf das t für z (nicht für s, das im hohen und niedern Dialect bleibt, wie ninfon, sinfat, fuz, fiß würde aber gleich in: fuet fallen; das alte z entspricht

mehr unserm jetzigen s; das alte ʒ unserm ss oder ß.) So to, tl, (zu, ze), tosamene (Rother. gl. tozamane, C. h. tesamne) dat, it (daz, iz) inwit, luttil, furlaet, hettun, lettun, uuti (unz, unzi) sitten. Auf der einen Seite aber sehen wir das nicht einmal durchgängig beobachtet, weil sich auch zil (in hrälzile) a. s. til, findet, auf der anderen haben selbst reinere hochdeutsche Schriften das t, wie Isid. antlatt st. Antlitz, (Ulf. hier wlits, a. s. wlite, isl. lite) oder andere unvergleichbar mehr niedere Mundarten, wie die alten Beichten bei Eck. taz und zi. Ulf. der doch mehr hochdeutsche Farbe trägt, hat du (zu) und, unte; die Minnesänger häufig lat für laßt, twingen (zwingen), twagen (zwagen), noch jetzt Sitte (mos) von sitzen u. s. w.; wirklich ist diese Verschiedenheit bei dem inmitten liegenden aspirirten und gelispelten Zungenlaut eine der leisesten, und der hochdeutsche Stamm hat ihn auch noch in andern Wörtern rein behalten, z. B. Mitte, ital. mezzo, Hatto Azzo, roth rosso, oder der niedere ihn versetzt, z. B. mit, engl. with, (wiht.) Etwas Ähnliches erscheint in dem Verhältniß von a und au; ersteres herrschte früh und lange in hoch- wie in niederdeutschen Mundarten, und ging erst in der Schriftsprache in letzteres über, (uf in auf), die gemeine Classe des Volks hat es gleichwohl noch häufig behalten. — Das es für sein, s. Z. 52, könnte man eher niederdeutsch nennen, allein es findet sich auch häufig bei Ulf. — se für sie, noch in der heutigen hochdeutschen gemeinen Aussprache, zumal wie hier Z. 4 56. dem Verbum nachgestellt, (da liesens, liesen sie) denn Z. 5 steht sie. Andere oberdeutsche Quellen haben gleichfalls de für die ꝛc. — guth, chud für gund, chund, ist allerdings die sächs. Ausstoßung des n, doch ist selbst wiederum den Isl. kunnr gewöhnlicher als kuthr, und es wird auch sonst das n im obern Dialect ausgelassen, gl. doc. chusti für chunsti. Unser Fragment hatte aber vorhin auch umgekehrt gisunt. — seggen für sagen, C. h. seggean, a. s. segan, secgan, isl. seigia, habbe sind beide niederdeutsch, daneben findet sich aber auch sages, habes; quad gehört gar nicht hierher, indem dies Wort durch alle alte oberdeutsche Denkmäler häufig vorkommt. Bedeutender wäre hevan für himmel, wenn nicht umgekehrt die niedere Mundart auch häufig himil gebrauchte; das â in furlaet, dem das folgende heraet so genau zu entsprechen scheint, daß man es gern durch ein ähnliches Zeitwort übertragen möchte, wenn der Sinn damit bestände.

Es wird hieraus klar hervorgehen, daß die Sprache unseres Fragments ungefähr um ein eben so gutes Theil hochdeutscher ist, verglichen mit der C. h. (die Hickes eine fränkische nannte) als diese hochdeutscher verglichen mit dem Angelsächsischen. Der Abstand kann sogar noch an der Wahl gewisser Worte gezeigt werden, die das Altsächsische zwar ebenfalls besitzt, wofür es aber im vorliegenden Fall andere würde gewählt haben. So fänden wir statt gealtet, Z 35. vermuthlich gigamalod (nord. gammel) und gleich Z. 1. schwerlich gihorta, sondern gifragn; umgekehrt aber würde gifragn (gefrieschr) weniger gegen das Hochdeutsche zeugen: (s. unten zu Z. 1. des wessobr. Gedichts.) Angenommen, daß in gihorta, wie es uns scheint, die obere Mundart her-

vorleuchtet, so wird es dadurch noch wichtiger, daß die Alliteration auf ihm ruht, mithin gefregn nirgends dafür gestanden haben kann; ein gleiches gilt zufällig von gialtet. (Marienleben galter man für gealter, wie sonst geret für geeret.)

Dies alles vorausgeschickt, ist ein ungefähres Urtheil über die Provinz und das Alter des Fragments möglich, ein bestimmtes bleibt wohl für immer ausgeschlossen.

1) Landstrich der Mundart. Die Sprache der Evangelienharmonie, abliegend vom Angelsächsischen, ist gleichwohl nicht fränkisch (schon allein Otfrieds Vorrede wegen, der frühere fränkische Bearbeitung des Stoffs abspricht, und sie sonst wohl eher hätte kennen müssen), sondern altsächsisch. Reinwald nennt sie rein altsächsisch und weist ihr das Land westwärts der Weser nach dem Rhein zu an, folglich das nachherige Westphalen (Münster, Paderborn, Burg.) Wenn aber dieser einsichtige Kenner unser Fragment ostphälisch nennt, und in die Länder jenseits der Weser und Elbe bis an die Ostsee hin verweist, (*) (also in das Braunschweigische, Mecklenburgische), so ist es schwer, beizustimmen. Aus diesen Gegenden mangeln uns auch alle alte Denkmäler; das Essenische Fragment bezeichnet selbst seine Gegend genau und gehört zu jenem reinsächsischen Im-Gegentheil aber sieht man nicht ein, warum man sich nicht vielmehr südwärts zu wenden und die Mundart eine fränkische zu nennen hat. Bekanntlich rechnet Adelung die Franken zu den Unsaeven; könnte es aber davon Ueberzeugung geben, so würde wenigstens klar werden, daß man den richtigen Unterschied hoch- und niederdeutscher Sprachen gar nicht in einen Gegensatz von Sueven und Unsaeven umfassen darf. Die fränkische mag Sporen des Niederdeutschen an sich tragen, so verräth sie doch schon in den Malbergischen Glossen (deren die meisten bis jetzt Räthsel geblieben sind), eine Menge härterer Formen, z. B. ch und z, und im achten oder neunten Jahrhundert muß sie noch weit sicherer in diesem Lichte erscheinen, wie schon der politisch starke Gegensatz zwischen Franken und Sachsen erwarten läßt. Da das Ms. ehemals zu Fuld aufbewahrt wurde, und wahrscheinlich vom Anfange an, so daß die weißen Blätter nirgends anders ausgefüllt werden, so könnte die Sprache des Liedes von Hildebrand gerade die dieser Gegenden, etwa die des alten Hessen gewesen seyn. Wir wollen nicht einmal viele ähnliche Umstände, wie daß der Name Hezzen, Hazzen, ehemals Chatten, ihr Hauptsitz Metz, Mattiacum ausgesprochen wurde, und Arpeo Erpr (arbeo Z. 19) der Name eines ihrer Fürsten war — anführen; da sie zu dem oberen Sprachstamm fallen (auch nach Adelung), so reicht es uns hin, gezeigt zu haben, daß unser Fragment der oberen, und wenn man will, fränkischen Mundart, zugehört. Es ist überhaupt wahrscheinlich, daß diese epische Poesie, die wir später doch nur in süddeutschen Gedichten erhalten sehen, früher eben da wenigstens auch geblühet habe; womit wir sie dem nördlichen Deutschlande keineswegs absprechen wollen.

(*) S. a. bt. Anz. l. c. 46. und das Journal: Curiositäten, Weimar 1811, Band 1. S. 235.

a) **Alter.** Die sparsam übriggelassenen Denkmäler des siebenten, achten und neunten Jahrhunderts sind leider, in Absicht der genauen Zeitbestimmung, wenig sicher gesetzt. Die Uebersetzung Isidors, eins der ältesten, gehört kaum ins siebente, noch weniger ins sechste Jahrhundert, wohin sie einige gezählt haben. Fällt sie folglich dem achten zu, so ist ihre Sprache durchaus nicht älteres Ansehens, als die in unserem Fragmente, eher dürfte es sich umgekehrt verhalten. Der Schriftcharakter verweist in's neunte Jahrhundert; aber von Otfried, der in der zweiten Hälfte desselben lebte, ist die Verschiedenheit doch merklich genug, nicht blos in Betrachtung des Dialects, sondern auch des Alterthums, und wir nehmen daher keinen Anstand, es bei der bisherigen Bestimmung, die unserem Liede das achte Jahrhundert anweist, zu lassen. Die E. h. darf aber nicht viel später gesetzt werden; es wäre vielleicht die Anwendung der Sage von Ludwig dem Fr. auf sie in Zweifel zu ziehen. Einiges wird auch der folgende Abschnitt noch vermögen näher zu bestimmen.

VIII. Alliteration und Poesie.

Anfängliche Gemeinschaft aller germanischen Völker, für die Sprache längst erwiesen, für den Mythus höchst wahrscheinlich zu machen; die in Bau und Verhältniß unserer Sprache fest gegründete, in Redensarten und Sprüchen mehr als unter andern Völkern nachzuspürende Natur der Alliteration; dieses alles trifft zusammen, um sie nicht blos dem nordischen und angelsächsischen Zweig beizulegen, sondern über alle andere auszustrecken.(*) Weiß doch der letztgenannte, aus Sachsen selbst ausgegangene, natürlich auf

(*) Julianus Apostata im Misopogon gleich eingangs meldet, daß die überrheinischen Barbaren (die eigentlichen Deutschen also, Alemannen rc.) sich an Bauernliedern, die dem Gekrächz rauhschreiender Vögel nahe kämen, vergnügten. Deutliches Zeugniß vom Daseyn der Volkslieder in der Mitte des vierten Jahrhunderts. Seine Worte lauten: Ἐθεασαμην τοι και τους ὑπερ τον Ῥηνον βαρβαρους ἀγρια μελη λεξει πεποιημενα παραπλησια τοις κρωγμοις των τραχυ βοωντων ορνιθων ἀδοντας (al. [illegible]) και ευφραινομενους εν τοις μελεσιν. Adelung Gesch. d. D. Spr. [illegible] betrachtet das, was die lat. Uebersetzung mit verbis ferta similibus ausdrückt, als für sich abgeschlossen, versteht durch verba similia: verba inter se similia, und weiß sie sich nur durch den Reim zu erklären, da man doch eben sowohl an verba similiter incheantia, als desinentia zu denken hätte. Dies wäre ein treff-

sein Vaterland zurück, und so grundverschieden ist die angelsächsische von der wallisischen Alliteration, daß man blos darum unkritisch handelte, wenn man diese zur Mutter von jener machen wollte. Alles, was wir von altgermanischer Dichtkunst übrig haben, kennt vor dem neunten Jahrhundert durchaus nicht unsere gegenwärtigen (End) reime; im Norden und in England aber sehen wir das Band der Alliteration volksmäßig und großartig, nicht als ein Spiel der Künstelei herrschen, darum müßten wir es auch dem eigentlichen Deutschland zuerkennen, wenn sich kein einziges deutsches Denkmal aus dieser Zeit erhalten hätte. Wenigstens wäre das ein guter negativer Beweis, daß auch kein einziges gereimtes von gleichem Alter ausfindig gemacht werden kann. Als nun die eigentlichen Reime sich zeigten, da war die alte Art und Weise der Alliteration, wie es scheint, so schnell und gänzlich verdrängt, daß die Dichter sie verließen, und was am meisten zu beklagen ist, auf die Bewahrung alter Lieder, deren Metrum man bald überhörte, kein Werth mehr gelegt wurde. Auch im Norden erstand der Reim, wenigstens nicht viel später, wiewohl ganz eigenthümlich im Drottmälk, und wenn schon als wirklicher Schlußreim in Runhend, so, daß die Alliteration beständig nebenherrschend blieb. Selbst in England wurde diese länger gepflegt, und noch spät mit dem Reim vereinbart, darum haben sich da und in Island so viele Handschriften erhalten, wie denn auch umgekehrt die erhaltenen und vervielfältigten Handschriften Lust und Liebe zu der alten Form nähren konnten.

Glücklicherweise aber sind auch für unser Deutschland nicht alle Denkmäler ganz und gar verloren, von der altsächs. E. h., deren hoher Werth bald einmal lebhafter erkannt werden wird, haben sich zwei Handschriften, die Cottonische und Bamberger, (jetzt Münchener) dem Schicksale der übrigen entzogen; und damit man nicht wieder geneigt sey, das Lebendige zu trennen, und von der sächsischen oder nördlichen alliterirenden die südliche reimende Dichtkunst zu unterscheiden, so hat ein bießer Zufall in lateinischen Handschriften zu Cassel und Weißenbrunn zwei kleine, aber für die alte Poesie außer Altsachsen unverwerflich zeugende Stücke gerettet.

Im angels. Fragmente von Judith kommen hin und wieder einige deutliche Schlußreime zum Vorschein, und bewähren damit sein etwas späteres Alter; (aus dem Ende des neunten, oder Anfang des zehnten Jahrhunderts); allein in unsern beiden Gedichten ist durchaus keine Neigung dazu wahrzunehmen, daher man sie auch bisher für wirkliche Prosa gehalten hat. Desto offenbarer liegt die Alliteration vor Augen, woran hoffentlich,

licher Beweis für die alte Alliteration. Indessen sind offenbar keine inter ra l. sondern vocitibus avium similes gemeint, da [illegible] zu [illegible] oder similibus zu clangorum gehört und auch in keiner der vergl. Ausg. (Paris [illegible]. 4. p. 34. 35. Par. [illegible]. 4. p. [illegible] Lips. [illegible] fol. p. [illegible]) das Comma, welches Abtheilung eigenmächtig zwischen similibus und clangorum setzt, gefunden wird. [illegible] lassen die dem Griechen [illegible] Ohr das beim Gesang noch viel lebhafter [illegible] Consonantismus ahnen.

da wir sie in alle Exemplare nach dem Abdruck sorgfältig mit rother Farbe eintragen lassen werden, (was eine bessere und leichtere Auskunft ist, als der rothe Druck), auch die Ungläubigen nicht länger zweifeln dürfen.

Wir haben, gegen die fast allgemeine (*) Gewohnheit nordischer und angelsächsischer Herausgeber, in lange Zeilen abgetheilt, behalten uns aber die umständliche Rechtfertigung darüber bis zu unserer Ausgabe der nordischen Lieder vor, wo wir Einwürfe, deren sonderlich die nordische Poesie viel scheinbarere darbietet, erörtern wollen. Hier genüge man sich an den zwei folgenden einfachen aber starken Gründen: das Epos thut große, langsam gemessene Schritte, und holt tiefen Athem, so ist es bei allen Völkern gewesen; der einmal begonnene metrische Ton, oder die Consonanz muß ununterbrochen in einem bis zu ihrem Ende laufen.

Allein jedwede dieser langen Zeilen zerfällt sichtlich wieder in zwei Hälften, und darum würde die gewohnte Zerlegung in zwei kurze in der That wenig gegen sich haben, wenn sie nicht das wahre und eigentliche Verhältniß der Ruhen störte und der Anschauung entrückte. In den nordischen Strophen von acht kleinen, oder richtiger, vier langen Zeilen, ist die zweite Ruhe noch einmal so stark, wie die erste, die vierte wieder stärker, als die zweite, die achte als die vierte. Schwächere Mittelruhen müssen aber eben deswegen auch in der Mitte der Zeilen erscheinen; ja es wäre weniger unrecht, als acht kurze, vielleicht nur zwei lange Zeilen anzunehmen, wofür manche der ind:schen Schloken lebhaft zu sprechen scheinen. Inzwischen hat das Nibelungenmaas von vier Langzeilen ohne Zweifel mit dem älteren der Alliteration genau eingestimmt, so wie die kurzen im Ludwigs Lied, König Rother u. s. w. aus der nemlichen Zerschneidung entsprungen sind, wie alles demnächst ausführlich untersucht werden soll.

Hiernach aber die angelsächsischen Gedichte, oder die E. h. in Strophen zu zerlegen, fällt gleichwohl unmöglich, selbst wenn man, was in altiel. wie in altspanischen Liedern von Beispiel ist, eine Mischung drei- vier- und fünfzeiliger zugeben wollte. Auch bei unserem Fragment hat es durchaus nicht gelingen wollen, ohne daß es nöthig wäre, daraus auf die Strophenlosigkeit der übrigen altdeutschen Gedichte dieser Art einen voreiligen Schluß zu machen. Der Umstand fordert eine nähere Beleuchtung.

In den angels., nordischen und altdeutschen Handschriften erblicken wir mehr oder minder vollständig, doch so, daß es wohl nirgends ganz fehlt, ein wichtiges Hülfsmittel, die metrische Abtheilung zu erkennen, gewisse Punkte, die am Ende der Mittelruhe, und der langen Zeile stehen. Außerdem nemlich ist alles ohne Absatz in einander fortgeschrieben, weniger aus Raumersparniß, als vermuthlich aus bloßer Gewohnheit, wie sie auch in Deutschland lange später galt, und noch jetzt für die geistlichen und weltlichen Lieder des Volksgesangs dauert. Die Gedichte des dreizehnten und vierzehnten Jahrhun-

(*) Nicht ganz allgemein, z. B. die stockh. Ausgabe der Olaf Tr. S. [illegible] 4. p. 152. 153. setzt Hakons [illegible] in lange Zeilen ab, so die alte Ausg. der Voluspa u. s. w.

dern haben häufig Punkte, welche dann wieder nicht dem Sinn, sondern dem Metrum angehören; altfranzösische Handschriften lieben schon mehr die Abtheilung der Zeilen selbst. In den angels. Manuscripten sind diese metrischen Punkte, so viel bekannt, am sorgfältigsten beachtet, namentlich in der ältesten, woraus der sogenannte Pseudocädmon abgedruckt wurde, denn hier hat jede Zeile durchgängig zwei Punkte, in der Mitte und am Ende; größere Absätze (doch mehr dem Sinn nach, als strophenmäßige) aber drei Punkte. Dieser sind auch im Ms. des Fragments von Judith genug vorhanden, wo aber die einfachen Punkte sehr oft in der Mitte und am Ende fehlen; wie es scheint, so hat die Bamberger Handschrift des E. h. die einfachen ziemlich vollständig; häufig, allein nicht gänzlich, wie man nach Hickes glauben sollte, mangeln sie der cottonischen; Ormulers Abschriften geben ihrer zuweilen an. In unserm Fragment werden sie gar oft vermißt, wo sie aber stehen, bezeichnen sie ganz sicher entweder die Mitte oder das Ende der Zeile (angenommen beim Worte ero, Z. 4. das wegen seiner Kleinheit zur Vermeidung eines Mißverständnisses zwischen zwei Punkte eingeschlossen ist; ein auch in andern und lateinischen Manuscripten nicht seltener Fall) daher wären auch die vier letzten Worte unserer sechsten Zeile schwerlich dahin gestellt worden, wenn sie nicht, zur siebenten gehlagen, deren sonst klares Verhältniß gestört hätten. Wollte man die Worte: Heribrantes sunu für etwas überflüssiges erklären, so kommt derselbe Fall auch noch in Z. 12 und 39. vor. Die Einfachheit der Darstellung scheint zu erfordern, daß alle diese nicht mehr enthielten, als Z. 30, wie werden jedoch gleich nachher auf sie zurückkommen.

Man könnte sagen, daß diese Punkte, wie etwa in alten lat. Prosahandschriften sich auf den Sinn, nicht auf das Metrum bezögen, oder nur da, wo sich dieses mit jenem zusammentröfe. Vielmehr sollte man sich so ausdrücken: ob überhaupt nicht Sinn und Metrum in der alten Poesie mit einander ruhen und schlafen müssen? Das einfachste und natürlichste wäre das allerdings, und so halten es die deutsche Volks- und epische Poesie, und im Ganzen auch die altnordischen Lieder in Fornyrdalag als unlängbare Regel. Ohne uns auf alle Fälle, wo es anders zu seyn scheint, (z. B. im homerischen Epos) einzulassen, wollen wir hier blos einen bedeutenden Gegensatz der angels. zur isl. Dichtkunst bemerken. In jener greift gewöhnlich der Sinn aus der ersten langen Zeile in die Hälfte der zweiten, (*) das zweite Glied der zweiten in das erste der dritten hinüber u. s. w., so daß, wenn man in Halbzeilen absetzt, dem Sinn nach folgende näher zusammen gehören würden: 1, 2. 3 — 4. 5 — 6. 7 — 8. 9 u. s. w. Daher sollen die Interpunkte auch meistentheils in die Mitte der langen Zeilen, oder bei der Absetzung in kurze, der Hauptsatz endigt mit einer Zeile ungerader Zahl, mit 9, 11, 13 ꝛc. woraus sich nun die Unmöglichkeit der Strophenabtheilung ergiebt, da die wahre Strophe durchaus mit der 8ten, 10ten, 12ten, 14ten aufhört. Im Angels. hängt daher die den neuen Abschnitt anhebende Alliteration meist mit der den vorigen schließenden zusammen,

(*) Daraus folgt, daß der Anfang der neuen Zeile so oft poetisch den Gedanken der zweiten Hälfte der vorigen wiederholt.

was nie im Isländ. statt [illegible]. Daß man ungeachtet dessen auch die a. s. Gedichte besser in Langzeilen abtheile, schliessen wir aus dem altenglischen Leben der h. Margaretha (Hickes 224 — 32.) wo keine Alliteration mehr, sondern Reime am Ende von langen Zeilen stehen, wo auch der Sinn gewöhnlich mit diesem ruhet, und daher vierzeilige Strophen eintreten, wo aber noch in der Mitte gewöhnlich die metrischen Punkte, seltener am Ende, stehen. Aber selbst die unreimenden alliterirenden altenglischen Gedichte des Satyrographus (Plowman) und the sege of Jerusalem sind bisher blos in langen Zeilen dargestellt worden.

Die E. h. schließt sich in diesem Stück genau an die a. s. Manier an, und wir begegnen hier eben so häufig dem Widerspruch zwischen Sinn und Metrum. (Der Punkt, welchen Docen p. 24. v. 35. tadelt, ist darum nicht unrichtig.) Untersuchen wir aber unser Fragment, so können wir es weder davon freisprechen, da ohne Zweifel Z. 2 in 3. 4 in 5. 7 in 8. 8 in 9. 17 in 18. 27 in 28. 28 in 29. u. s. w. übergreifen, noch die Zeilen 10, 11. 13. 14. 15. 16, 22 — 26, 30 — 35 übersehen, wo das Gegentheil statt findet, wiewohl auch das Angelf. und die E. h. solcher letzteren zuweilen darbieten.

Uebrigens ist die Silbenzahl der einzelnen Zeilen sehr verschieden; kurze, wie Z. 3. 7 8. 10. 17. 18. 19. 27. 30. 31. 32. 33. 34. 36. 38. 49. 53. 55 bis 61. stehen den übrigen ungleich längern zur Seite, und besonders auffallend wäre es, wenn man 26 und 36, 4 und 18 neben einander stellen wollte. Eine Freiheit, die sich unsere Poesie auch lange späterhin nicht hat nehmen lassen, und die wir eben so in der E. h. und im Fragmente von Judith, weniger in Voluspa und der cädmon. Paraphrase erblicken.

Das Verhältniß der alliterir. Buchstaben in der sechszeiligen Strophe ist eine Eigenheit der nordischen Poesie, und findet sich in keinem der bisher bekannten angels. und deutschen Gedichte, welche sich hierin genau an die achtzeiligen isl. Strophen halten. Wie in diesen, ist auch in unserm Fragmente die Alliteration in der Regel dreifach, d. h. in dem ersten Glied der Langzeile stehen die beiden Stollen, (der Idee nach, nicht der Anwendung, die später meistersängerischen), in dem zweiten folgt der Hauptstab nach. Allein häufig stehen auch nur zwei alliterirende Buchstaben in der ganzen Reihe, wie Z 1, 3, 5, 8, 12 u. s. w; vielsilbige Zeilen fordern eher drei-, kürzere begnügen sich schon mit der zweifachen. In der Regel hat der erste Buchstabe gleich vornen den Platz, Z 2 bis 9, 11, 12, 13, 18, 19, 22, 24 rc. oder doch nach einigen gleichgiltigen Wörtern; selten wird er so weit hinten gerückt, wie 21, 41, 48, von welchen Zeilen jedoch die erstere zweifelhafter Anordnung ist, die beiden andern nur ungewichtige Wörter voranstellen, unter denen man: dat du, und: doh nu, ohne Schaden des Sinnes auslassen könnte. Seltener steht der Buchstabe des zweiten Gliedes voran und häufig in der Mitte; es würde schwer seyn, viel so regelmäßige Strophen aufzuweisen, als die siebenzehnte der Sigurdarquida ist, wo die allit. Buchstaben stets vornen eingangs der Glieder stehen; allein diese Regelmäßigkeit mag gerade da nichts, als ein Spiel des Zufalls seyn.

Die getroffene Abtheilung der Zeilen ist in einigen Fällen allerdings zweifelhaft, Vergleichung anderer Handschriften und ihrer Punkte müßte entscheiden, ob nicht Z. 7 und 8 so zu lesen sind:

her was frotoro man, ferahes heroro
her fragen gistuont fohem wortun wer sin fater wari

Z. 20 und 21: sid Detriche darba gistuontun
fateres mines dat was so friuntlaos man
her was Otachre ummettirri

indem sich im letzten Worte die Alliteration wohl auf die mit besonderem Nachdruck stehende verneinende Vorsilbe niederlassen dürfte.

Z. 42 und 43. passen auch folgendermaßen:

welaga nu waltant got, quad Hiltibrant,
wewurt skihit, ih wallota
sumaro enti wintro sehstic urlante

allein die erste derselben müßte man so setzen:

welaga nu, quad Hiltibrant, waltant got!

h kann mit Vocalen alliteriren, denn im Fragmente von Judith stimmt Holofernes jederzeit mit Vocalen; in der E. h. Hierusalem mit Erodes, oder bei Decen S. 17: himiles endi erdun. endi steid min helag word. für's isl. s. Vastbenda IV. und V. obgleich Olafsen darüber keine Regel gibt. Wenn man nun Z. 25 und 26 so einrichtete:

wittu Irmingot, quad Hiltibraht,
obana ab hevane, dat du neodana halt
mit sus sleopan (statt sippan) man dinc ni gileitos!

Es ist hier auch einigemal, wie in der isl. Dichtkunst, der Fall, daß sich wohl zweierlei Wörter einer Zeile zur Alliteration eignen und gleichen Anspruch darauf machen. Die nordische Theorie gestattet indessen keine solche Doppelung, die wallisische hingegen verlangt sie gewissermaßen umgekehrt, doch auf eigene Art und nicht gerade im Anfange der Wörter. So könnten in Z. 5. die Wörter ringa und ritun, Z. 8. wortun und wari, Z. 15. forn und floh, Z. 23. die beiden eo und ente mit alliteriren, wohin auch 43 sumaro und sehstic gehören, (man sehe jedoch die eben dieserwegen vorgeschlagene neue Abtheilung.)

Nur an drei Stellen scheint die Alliteration ausgegangen zu seyn, nemlich Z. 9. im zweiten Glied, wo man aber etwa durch Emendation so zu lesen hat:

Firro in cnuosle ekko welihhes folches du sis

vielleicht daß man nach obigem Vorschlag nunmehr noch: wer sin fater wari vornen in die (fast zu lange) Zeile ziehen dürfte; will man aber firro in solche nicht gern aufgeben, so müßte für cnuosles ein anderes mit f anhebendes gleichbedeutendes Wort gesucht werden. Auch das zweite Glied von Z. 24 scheint anstößig und etwas darin ausgelassen, vermittelst dessen man die Worte: ni waniu — habbe zu einer eigenen Zeile feststellen könnte. Für Z. 39 und 40 schlagen wir vor:

Hiltibraht gimahalta Heribrantes sunu
wela gisihu ih in dinem ſitim
dat du habes heme herron goten.

wollte man ſitim moribus, ein Wort, das schon K. hat, nicht gelten lassen, wiewohl
es trefflich paßt, so könnte man statt des ohnedem zweifelhaften hrustim: scilim herstel-
len, allein es ist sonderbar, daß daß der Vater an des Sohnes Rüstung und Schild
den bösen Einfluß Otakers erkennen will. — Die größte Schwierigkeit macht auch hier
wieder Z. 53

gudea gimeinun niusid emotti

wo der letzte Reimbuchstab auf m in ēmotti fallend freilich zu bedenken ist. Zwar sind
sich die Consonanten m und n ganz nahe verwandt, wechseln häufig in der Mitte, aber
auch zuweilen im Anheben, der Wörter, (Mücke, Nücke, Mispel, Nispel, gl. doc. lat.
und span. nespera, ital. nespilo, celtisch mesper, franz. nesle), indessen ist es gewagt,
ihnen darum zusammenstimmende Alliteration einzuräumen, wiewohl ein ähnlich scheinba-
rer Fall zwischen g und h eintritt. Wir vermöchten sogar aus der isl. Poesie einige Stel-
len beizubringen; Quida Sigurdar VI. „nam hon sva bert um at mela", und Fafnis-
mal XIII. „sundrbornar mioc hygg eg at nornir se" über welche und andere unsere
Ausgabe der edd. Lieder genauer handeln soll. Bis dahin überlassen wir es den Lesern,
ob ihnen die früher vorgebrachte Emendation: gudea gineinun, besser gefällt.

Daß auch mehremals in unserm Fragment die verstärkte Alliteration (wo zwei
unmittelbar hinter einander folgende Consonanten nur für einen gelten, s. Olafsen S. 31.
32.) angetroffen wird, braucht blos bemerkt zu werden, Z. 33. sp. 44 und 57 st. 58 st;
dies ist eine besondere Schönheit, vielleicht alliteriren darum in Z. 54. nur hrel und
hrumen, nicht hiutu, Z. 46. nur suasat und ſcertu nicht scal. Z. 48. dürfte es doch fast
gerathener seyn, die Alliteration auf ellen zu wenden, wiewohl arc und ardlihho stark
alliteriren; vielleicht dürfen die Wörter alle drei angeschlagen werden, da ausnahmsweise
auch im Isl. der Hauptstab in's erste Glied, die zwei Stollen aber ins zweite fallen
können. An die Alliteration zwischen th und d, b und p wird sich niemand stoßen.

Was endlich den poetischen Werth des Gedichts anbelangt, so scheint dieser zwar
nicht glänzend, aber doch mild; er wird höher erscheinen, wenn man bedenkt, daß über-
haupt nur ein Drittel des Ganzen, das unstreitig in dem großen deutschen Epos eine
Rhapsodie oder Quida gebildet hat, erhalten ist; die schönsten Stellen hätten sich leicht
am Schlusse, bei dem Fragen der Mutter und der Anerkennung mit ihr, so wie früher
mit dem Sohn getroffen. Kleine Stücke, aus einem Epos gerissen, müssen nothwendig
blaß und farbenlos aussehen; erst in ihrem großen Zusammenhange gewinnen sie Kraft
und Leben durch sich selbst und fliegen gleichsam einander zu. Doch hat schon das Frag-
ment einige recht gemüthliche Oerter, wie die rührenden Worte, worin der Vater klagt
(42 — 50.) Das Ganze ist in einem edlen Styl gehalten, ausgezeichnet die Beschreibung
des Kampfes; nichts ist schleppend, außer ein Paar kleine Partikeln, die vielleicht als

Unkraut unter den Händen des Schreibers erst gewachsen sind. Die Freiheit der Wortstellung zeigt sich so, daß manches davon unsern heutigen Schranken nicht mehr möglich wäre, allein doch nichts über die Grenze tritt, wie auch in den guten alteddischen Liedern. So die Zurück- und Zwischenschiebung des Nominativs: gurtun sih iro suert ana helidos ubar ringa, oder des Acc. her furlaet in lante luttila sitten prut in bure, oder das zwischen zwei apponirte Nominative tretende Verbum: chuning gap huneo truhtin, oder die getrennten Genitive: argosto quad H. Ostarliuto. Ähnliche Constructionen sind leicht aus den altdeutschen und verwandten Dichtungen aufzuweisen, aus der Edda (er hon freyvinar flaut i drepra) aus der E. h. (that ik minun gibe lioban; thar all giscuop werold; umbe huilica sia saca sprakin) und selbst den Nibelungen (7925. 8315. rotez von blute sin gewant.) Kero's Wendungen: sinem haltan chindum, sprher wortun kechundit seem, erklärt man aus dem sclavischen Anhalten an sein lat. Original, allein man sollte doch bedenken, bei ihm und bei Ulfilas, was damals in der deutschen Sprache noch möglich war, und das: firro in folche, folches at ente ist diesmal nicht aus dem lateinischen virorum in turba, exercitus in fronte geflossen. Auch: butt enigern und den bloßen Ablativ; suertu hauwan, dürften wir jetzt nicht mehr nachsagen.

Nachstehende Stellen sind aus der E. h. und dem a. f. gewählt, um das über die Alliteration unsers Fragments gesagte auch in diesen Poesien anschaulich zu machen. Aus der schon viel zugänglicheren isländischen hingegen bedarf es keiner Proben.

(Aus dem cotton. Mſ. der E. h. nach Junius.)

huat ik iu seggian mag, quat hie, gisithos mine,
huo im en erl bigan an ertha saian
hren corni mid is handun; sumit an herda sten
obarwardan fell, erthun ni habda,
that it thar ni megti wahsan, estha wurti gifahan,
kinan (? kiman) esthuo bikliban, ac uuarth that korn farloran
lioblic feldes fruht; sumit eft an land bifel
an erthan edalcunnies, bigan im after thiu
wahsan wanlico endi wurtio fahan
let (leicht? a. ſ. leoht) an lustun (l. luston), uuas that land so guod
fronisco gifrhod; sumit eft bifallan uuarth
an ena harra stratun, thar hurpon gengun
hrosso huofslegi endi helitho strada.

(Aus dem Bamberger Mſ. nach Reinwald.)

that uuas Satanase ser an is muode: tulgo
harm an is hugie, uuelda is helpan thuo
that im Judiobarn lif ni binamin
ac hurlidin an kruzie, ac hie welda that hie hulce libdi,

te thiu that Kristbarn fernes ne uuerdin,
sundiono sicora. Satanas giuuet im thuo
thar des heritogen hiuuiski uuas,
an-thero burg innan, hie thero is brudi bigann
thero idis ogeanlico, huuiaro fiond
uuundar togian, that sia an uuord helpan
Kriste uueri, that hie muosti quiccro libbian
Drohtin manno; hie uuas than te dode giscerid,
uuissa that te uuarun, that hie im scoldi thiu giuuald biniman
that hie sia obar thesan middilgard so mikila ni habdi
obar uuido uuerold. That uuif uuarth thuo an forahton
suitho an soragun, thuo iro thiu gisiuni quaman
tharu thes dernien dad an dages liohte
an helithhelme bihelid. Thuo sia te iro herren anbod ꝛc.

(Aus dem Fragment von Judith)

Hie tha to tham symle sittan eodon,
wlance to win gedrince, ealle his wea-gesithas
bealde byrnwiggende; thär wären bollan steape
boren äfter bencum, gelome swylce eac bunan and orcas
fulle flet sittendum; hie that fäge thegon
rofe rondwiggende, theah thäs se rica ne wende
egesful eorla dryhten. Tha wearth Holofernus
gold wine gumena on gyte-salum,
hloh and hlydde, hlynede and dynede,
that mihten fira-bearn feorran gehyran,
hu se stithmoda styrmde and gylede,
modig and medugal, manode geneahhe
benc sittende, that hi gebärdon wel.

IX. Fortleben des Lieds.

Nach den vorangegangenen Untersuchungen gehört das Fragment vermuthlich in die vorcarolingische Zeit, und, um auch hier der vielbesprochenen Stelle Eginhards (Vita C. M. c. 29.) zu gedenken, wornach Carl der Große die alten und einheimischen Helden-

lieder aufzeichnen ließ, so erklären wir uns unbedingt für die Meinung, welche keine andere, als solche, wovon uns hier ein Überrest aufbewahrt worden, darunter versteht, die mithin in den Fabelkreis der Nibelungen gefallen sind. (*)

In der Wilkina-Saga, dieser den ganzen Cyklus umfassenden Sammlung, findet sich zuerst das Lied vollständig und in dem Zusammenhang mit dem Ganzen. Der letztere wird nachher besonders erörtert, darum geben wir hier gleich die Stelle aus dem Originaltext mit hinzugefügter Uebersetzung: Cap. 375 — 378. S. 509 — 514.

Hilldibrandur maelti, hertoginn er son hans munu blifwa hier nockura stund hia thier, enn er vil rida er sinna minn son Alebrand. Thidrikur kongur hafdi heitid at hann skylldi ecki koma uppa nockurt slot edur festing i Aumlungalandi fyrr en til Bern. Tha reid Hilldibrandur sin veg, or Conrad fylgdi honum uppa vegina er sagdi til hans: „tha thu sinnur thinn son Alebrand, tha tala hostega til hans, er seig honum at thu ert hans fadir, annars hrädist er, at hann er thinn bani, thvi hann er mikil kempa." Hilldibrandur maelti: „hvar af skal eck kenna min son Alebrand?" Conrad svaradi: „hann ridur alltida hvitum hesti er hann er prydduer raudu gulli, hans skiolldur er merki er hvitur sem snior, er thar mit uti stendur citt slot, giort sva sem Bern, hann er sva vaskur kappi, at eingin er hans liki i ollu Aumlungalandi er eptir thvi at thu ert nu eirn gamall madur, tha raed er thier, at thu beriest ecki vid hann." Tha hlo Meistari Hilldibrandur, er maelti: „en tho hann thykist vera mikil kempa er lati sem eingin sir hans liki er hvorsu gamall sem er er, tha skal hann tho allt at einu seigia mier sitt nafn sva snart sem er seigi honum mitt;" thar med skilldu their. (376.) Meistari Hilldibrandur ridur nu alla leid til Bernar, tha maetti honum Alebrandur a einum hvitum hesti, at ollu sva buinn sem fyrr var sagt: hann hafdi baedi hank er hund med sier. Hilldibrandur sa at hann kunni vel rida, thvi reid hann strax a motti honum, er Alebrandur maetti honum dreingilega, hvor theirra lagdi til annars i skiolldin sva at gladiclin geingu i sundur. Sidan hlupu their af sinum hestum, er drogu ut sin sverd er stridlu alldreingilega, thar til their voru badir threittir er settust nidur er hvildust. Alibrandur maelti, seig mir thitt nafn? edur hvor er thessi gamli madur er sva leingi hefur barist vid mir? seig mir snarlega thitt nafn, ellegar thu skallt verda minn fangi er thar a thessari somu stundu, enn tho thu giorir thar naudugur. Tha lypti Alibrandur upp sinu sverdi med badum hondum er hio til Hilldibrands

(*) Der Einwurf, daß Carl heidnische Lieder sammeln ließ, im Nibelungenlied aber die christliche Religion vorkomme, hebt sich leicht, wenn man bemerkt, daß das Christenthum nur ein späterer Zusatz darin ist. Bewiesen wird es klar dadurch, daß es in der Wilkina-Saga gerade an denselben Orten fehlt, wo es in den Nibelungen sichtbar ist; überhaupt erscheint es in dieser nur durch die Taufe Thidrikurs, die wiederum ohne Zweifel hernach hinzugekommen. Ohnehin ist deutlich, daß das Christenthum in diesen Nationaldichtungen nur als eine Nebensache gilt, nirgends als Motiv, das Einfluß auf die Sage selbst hat. In Gedichten christlicher Zeit aber ist es durchaus Mittelpunkt und Kern. Noch unbedeutender sagt man, das Nibelungenlied sey nur ein burgundisches oder fränkisches Gedicht, da es durch ganz Germanien ausgebreitet war.

ec hann aptur i mot honum, ec einginn sparadi thar annan, their berdust sva leingi, at their urdu badir threittir ec hvilldu sic aptur annat sinn. Tha maelti Alibrandur: „seig mir strax thitt nafn, ellegar thu skallt sannarlega deyia; enn ef thu villt eigi giora that med godu, tha skalltu nu giora that thakarlaust hvert sem thu villt edur eigi.“ Tha hio Alebrandur hardi titt ec hardt ec vard sva reidur at hann villdi drepa thann gamla mann, enn hann vardi sic dreingilega. Hilldibrandur maelti: „ertu nockud af Ulfinga-Aett, tha seig mier strax thitt nafn, ellegar skalltu deyia.“ Alebrandur svarar: „ef thu villt hallda thinu lifi, tha seig mier strax thitt nafn, ecki em ec af Ulfinga-Aett, oc visl ertu undarlegur at thar, sem thu ert gamall, oc at thu theirir the, at spyria mic thvilikt.“ Sidan berdust their hardlega. Tha hio Hilldibrandur eitt stort hogg a lare Alebrands, sva at brynian geck sundur oc fieck hann tha sva stort sar, at sidurinn kann ecki (at) bera hann leingur. Tha maelti Alibrandur til Hilldibrands: „thu hefur dieslinn i thinni hendi, thvi vil ec nu gefa upp min vopn, ec hefi ecki stirk til at beriast vid thig leingur: tak hier mitt sverd.“ Oc sem Hildibrandur tok eptir sverdinu, tha hio sa ungi Alibrandur til, oc villdi hoggva hendina af theim gamla Hilldibrandi, enn Hildibrandur bar skiolldinn firir oc maelti: „that hogg kendi thier ein kona ec ecki thinn fadir.“ Thar eptir sokti Hilldibrandur sva fast at honum, at hann: fiel omkoll oc sa gamli Hilldibrandur fiel a hann ofann oc sto hann medur medalkafla sverdsins firir briestid, oc maelti: „seig mer strax thitt nafn, eda that kostar thitt lif.“ Alibrandur svaradi: „mier ter nu ecki mikit undir um mit lif hier eptir, thar sem svo gamall madur hefur mic yfirunnit.“ Hilldibrandur maelti: „ef thu villt hellda thinu lifi, tha seig mier strax, hvort thu ert minn son Alibrandur, tha em ec thinn fadir Hilldibrandur.“ Sidan stodu their badir upp oc tokust i fadm oc kystust oc voru tha badir gladir, oc stigu a sina hesta oc ridu til Bärn. Alibrandur spurdi: „hvar skilldust thier vid Thidrik Kong af Bern?“ Hilldibrandur svaradi oc sagdi honum allt hverso tharumm var. (377.) Tha geck kona Hilldibrands ut a moti theim, modir Alibrands, oc sem hun sa sunn syni blarda mioc, tha griet hun oc bar sic illa oc maelti: „min kiarri son Alibrandur, hvert ertu sar? eda hvad sieir einn mann er that sem thier fylgir?“ Alibrandur svaradi: „af thessu sari hefi ec engva skemm, thvi that, gaf mier minn fadir Meistari Hilldibrandur, oc hann kemur hier nu ridandi.“ Tha vard modirinn glod oc fagnadi vel Meistari Hilldibrandi manni sinum oc vard thar mikill fagnadur a badar sidur. Meistari Hilldibrandur dvelst thar i stadnum hia theim um nottina oc hans kona batt sar sins sonar Alibrands sem best hun kunni. Oc sem Hilldibrandur reid upp a stetid Bern, tha hliep einn portvacktari ut i moti honum oc hio til hans med sinu sverdi, firir thvi at hann kendi hann ecki. Alibrandur tokti strax sitt sverdi oc hio hofudit af honum. Hilldibrandur maelti: „nu giordir thu illa, er thu drapst sak lausann man, hans hogg skadadi mic ecki, oc ecki vissi hann, hver ec var.“ Alibrandur svaradi: „at that skadadi thic ecki, mattu thaka thinni bryniu firir, thvi hefdi hun ecki verid sva hord, tha heida ec mist minn fedur, oc thar firir var hann ecki saklaus. Thar eptir safnadi Alibrandur saman ollu thvi folki sem at i var borginni oc ollum theim

visustu oc meklugustu, oc maelti til theirra: „Thidrikur kongur er kominn i Amlunga-land, oc vil hafa aptur sitt riki, gefid mier svar, hvart their villied helldur, hafa hann til herra edur Sifka?" Their svorudu allir einum munni: „Thidrikur kongur er vor rietti herra, med honum viliam vier lifa oc deya, at hann meigi aptur vinna sitt land;" oc thokudu allir Gudi at hann var aptur kominn. Alebrandur svaradi: „hvor sem at ecki vill thvi trua, at Thidrikur kongur er heim kominn, tha situr hier nu minn fadir Meist-ari Hilldibrandur, sem nu kom fra honum, og leingi hefur burtu med honum verid." Tha hrorudu allir oc badu hann vera velkominn, oc lofudu hann miog firir sina trun-festi oc manndom. Alibrandur sagdi, at their hellstu oc their, sem at best vopn hefdi, skylldu giora sir reidubuna: „vier vilium rida a moti Thidriki kongi." Their gierdu sem hann bad. (373) Eptir thetta reid Hilldibrandur oc hans son Alibrandur ut af Bern i moti Thidrikur kongi med sio hundrud Riddarra. Their ridu ut i skoginn thar sem Thi-drikur kongur var, their stigu af hestum sinum oc heilsadu honum. Thidrikur kongur stod upp a moti theim oc fagnadi theim vel, hann fadmtek Alibrand oc kysti hann; tha var mikil fognadur oc gledi a allar sidur.

Hildibrandur sprach (zum König Thidrikur): „der Herzog und sein Sohn mögen eine Weil hier bleiben bei dir, aber ich will reiten und suchen meinen Sohn Alebrandur." Thidrikur, der König, hatte gelobt, er wolle nicht kommen auf irgend ein Schloß oder Feste in Amlungaland eher, als nach Bern. Da ritt Hildibrandur seinen Weg und Conrad folgte ihm auf dem Weg, und sagte zu ihm: „wo du findest deinen Sohn Alebran-dur, da rede höflich zu ihm, und sag ihm, daß du sein Vater bist, sonst fürchte ich, daß er dein Tod ist, denn er ist ein großer Kämpfer." Hildibrandur sprach: „woran soll ich kennen meinen Sohn Alebrandur?" Conrad antwortete: „er reitet allzeit auf einem weißen Rosse; er ist geschmückt mit rothem Gold, sein Schild und Zeichen sind weiß wie Schnee, und da mitten inne steht ein Schloß, gethan so wie Bern; er ist so ein rascher Kämpfer, daß keiner seines Gleichen ist, in allem Amlungaland, und dieweil du nun ein alter Mann bist, so rath ich dir, daß du nicht kämpfest mit ihm." Da lachte Meister Hilldibrandur und sprach: „wenn gleich er sich dünke ein großer Kämpfer und stelle sich an, als sey keiner seines Gleichen; wie alt ich bin, so soll er doch alsogleich seinen Namen mir sagen, so schnell, als ich ihm sage den meinen." Damit schieden sie. (376.) Meister Hilldibrandur ritt nun allweg nach Bern, da begegnete ihm Alebrandur auf einem weißen Rosse, und war ganz so beschaffen, als vorher gesagt war; er hatte beides, Habicht und Hund, mit sich. Hildibrandur sah, daß er wohl reiten konnte, dar-um ritt er stracks gegen ihn und Alebrandur traf ihn männlich; jeder von ihnen stieß dem andern in das Schild, daß der Spies entzwei ging. Sodann liefen sie von ihren Ros-sen und zogen ihre Schwerter aus, und stritten allmännlich, bis daß sie beide müd wa-ren; und sie setzten sich nieder und ruhten sich. Alibrandur sprach: „sag mir deinen Na-men: oder wer ist dieser alte Mann, der so lange gekämpft hat gegen mich? sag mir bald deinen Namen, oder du sollst mein Gefangener werden, und das in dieser selben

Stunde, wenn du es auch wirst ohne deinen Willen.“ Da hob Alibrandur auf sein Schwert mit beiden Händen und hieb nach Hildibrandur, und er wieder gegen ihn, und keiner spartе des andern; sie schlugen sich so lange, daß sie beide müd wurden, und ruhten sich darnach zum andern Mal. Da sprach Alibrandur: „sag mir stracks deinen Namen, oder du sollst bald sterben, und wenn du das nicht thun willst mit gutem, so sollst du es nun thun, dankloß, du magst wollen oder nicht.“ Da hieb Alebrandur beides, oft und hart, und ward so zornig, daß er treffen wollte den alten Mann, aber der wehrte sich männlich. Hildibrandur sprach: „bist du irgend vom Wilfingen-Geschlechte? da sag mir stracks deinen Namen, oder du sollst sterben.“ Alebrandur sprach: „wenn du willst behalten dein Leben, da sag mir stracks deinen Namen, nicht bin ich vom Wilfingen-Geschlecht, und gewiß bist du wunderlich, darum, weil du alt bist, und du magst mich zu fragen verglichen.“ Darauf schlugen sie sich hart. Da hieb Hildibrandur einen großen Hieb in die Hüfte Alebrandurs, so daß die Brünne entzwei ging, und empfing er da so große Wunde, daß der Fuß ihn nicht länger tragen konnte. Da sprach Alebrandur zu Hildibrandur: „du bist den Teufel in deiner Hand, darum will ich nun aufgeben mein Waffen; ich habe nie Stärke zu kämpfen länger mit dir, greif hier mein Schwert.“ Und als Hildibrandur griff nach dem Schwert, da hieb der junge Alebrandur zu, und wollte dem alten Hildibrandur die Hände abhauen, aber Hildibrandur streckte das Schild vor und sprach: „diesen Hieb lehrte dich ein Weib und nicht dein Vater.“ Darnach ging Hildebrandur so gewaltig auf ihn ein, daß er kopfunter fiel, und der alte Hildebrand fiel oben auf ihn und schlug ihn mit dem Degenknopf auf die Brust und sprach: „sag mir stracks deinen Namen, oder es kostet dein Leben.“ Alebrandur sprach: „mir ist nun nicht groß Wunder um mein Leben hier nach, da so ein alter Mann mich überwunden hat.“ Hildibrandur sprach: „wenn du willst behalten dein Leben, so sag mir stracks, ob du mein Sohn Alibrandur bist, da bin ich dein Vater Hildibrandur. Sodann standen sie beide auf und nahmen sich in die Arme und küßten sich und waren da beide froh und stiegen auf ihre Rosse und ritten nach Bern. Alibrandur fragte: „wie trenntest du dich vom Thidrikur, König von Bern?“ Hildibrandur antwortete und sagte ihm alles, wie es darum war (377) Da ging die Frau Hildibrandurs aus, ihnen entgegen, die Mutter Alibrandurs, und als sie sah ihren Sohn bluten viel, da weinte sie und gehab sich übel und sprach: „mein lieber Sohn Alibrandur, wie bist du wund? oder was für ein Mann ist das, der dir folget?“ Alibrandur antwortete: „von dieser Wunde hab ich keine Scham, denn die gab mir mein Vater Meister Hildibrandur und er kommt hier nun geritten.“ Da ward die Mutter froh und empfing wohl Meister Hildibrand ihren Mann und war da große Freude auf beiden Seiten. Meister Hildibrandur weilte da in der Stadt drei ihnen in der Nacht und seine Frau band die Wunde ihres Sohnes Alibrandurs, so gut sie konnte. Und als Hildibrandur ritt auf in das Schloß Bern, da lief ein Thorwächter aus, ihm entgegen, und hieb auf ihn mit seinem Schwerte, darum, daß er ihn nicht kannte. Alibrandur zückte stracks sein Schwert und hieb ihm

das Haupt ab. Hildibrandur sprach: „nun thatst du übel, daß du einen schuldlosen Mann erschlugst, sein Hieb schadete mir nicht, und nicht wußte er, wer ich war.“ Alibrandur antwortete; „daß dir es nicht schadete, dafür mußt du danken deiner guten Brünne, denn wäre sie nicht gewesen so hart, so hätte ich verloren meinen Vater, und darum war er nicht schuldlos.“ Darnach sammlete Alibrandur all das Volk, das in der Burg war, und alle die weisesten und mächtigsten, und sprach zu ihnen: „König Thidrikur ist gekommen in Aumlungaland und will sein Reich zurück haben; gebt mir Antwort, ob ihr wollt lieber ihn zum Herrn haben, oder den Sixka? Sie sprachen alle aus einem Mund: „König Thidrikur ist unser rechter Herr, mit ihm wollen wir leben und sterben, damit er möge wieder gewinnen sein Land;“ und dankten alle Gott, daß er war zurückgekommen. Alibrandur sprach: „wer dem nicht will trauen, daß König Thidrikur heim gekommen, da sitzet hier nun mein Vater, Meister Hildibrandur, der nun von ihm gekommen, und lange mit ihm fort gewesen ist.“ Da riefen alle, und hießen ihn willkommen seyn, und lobten ihn viel wegen seiner Treuheit und Mannheit. Alibrandur sagte, die ersten, und die am besten Waffen hätten, sollten sich bereit halten: „wir wollen dem König Thidrikur entgegen reiten.“ Sie thaten, wie er gebot. (378.) Darnach ritt Hildibrandur und sein Sohn Alibrandur aus von Bern, entgegen dem König Thidrikur, mit seinen siebenhundert Rittern. Sie ritten aus in den Wald, dahin, wo König Thidrikur war, stiegen von ihren Rossen und grüßten ihn. König Thidrikur stand gegen sie auf und empfing sie wohl, er umarmte Alibrandur und küßte ihn; da war große Lust und Freude auf allen Seiten. —

Hierauf bemerken wir eine Erwähnung des Lieds in einer Stelle des Wolframischen Wilhelm von Orause, der in den Anfang des 13ten Jahrhunderts gehört. Nemlich Seite 197 a heißt es von Rennewart, der auf den Kampfplatz kommt:

da her mit maninger rotte sach
seinen Vater, den alten, (Terramer)
der jugent gliche halten
mit unverzagtem mute:
Meister Hildibrandis vrowe Ute
mit truwe ni gebeite haz;
dan her tet manigir storie naz
mit blute begozzen ꝛc.

Eschenbach scheint in dieser etwas schwierigen Stelle sagen zu wollen, Terramer habe mit unverzagtem Muth der jugendlichen Feinde standhaft gewartet, wie Frau Ute der Rückkunft ihres Gemahls mit Treue. Übrigens ist darin Rennewart mit Hildebrands Sohn in einem ähnlichen Verhältniß, daß er gegen seinen alten Vater im Kampf steht. In dem Nibelungenlied wird Frau Ute nicht genannt, dagegen kommt sie in dem Gedicht von Alphart vor, wo sie den jungen Helden rüstet und ihm nachsegnet, als er ausfährt; (Str. 103, 107, 113.) dann empfängt sie die aus dem Kampfe zurückkehrenden

und pflegt sie mit Treue. So erscheint sie auch, als Hildebrand ausreitet seinen Herrn zu suchen, in dem Gedicht von Siegenot; schön drückt sie ihre Gesinnung aus mit den Worten: „wenn ich mit meinen Augen meinen Herrn ausreiten sehe, ließ ich mich lieber begraben. (Dresd. Mſ. Str. 126.) Hierauf sowohl, wie auf die Verpflegung des alten Hildebrand, als er aus dem Kampf mit seinem Sohne kommt, können sich Eschenbachs Worte beziehen.

Es folgt der Zeit nach die deutsche Recension des Liedes, in welcher wir nach einem gewiß langen Zeitraum das alte Fragment, dennoch aber sicher, wieder finden. Daß Tradition hier das einzige Mittel der Erhaltung gewesen, ist bei den mannichfachen Abweichungen sichtbar genug. Eine defecte und nachläßig geschriebene Papier-Handschrift des Gedichts aus dem 15ten Jahrhundert besitzt Beesenmeyer (Weckherlin Beiträge S. 70) da sie sich der gedruckten Recension nähert, theilen wir dort einige Varianten daraus mit. Eine andere aus derselben Zeit entdeckte Denis (*) auf einem Bücherdeckel in der Wiener Bibliothek.

---

der vater mit dem sun.

(Aus dem Dresdner Codex N. 103. zum erstenmal abgedruckt.)

1. „Ich solt zu land ausreiten, sprach meister Hildeprant:
das mir vor lange zeiten die weg (wohl) unbekannt
sau pern in landen waren, viel manichen lieben tag!
das ich in dreissig jaren fraw Gut ich nie enpflog!" —
2. „Walstu zu land ausreiten, sprach Herzog Abelan,
so kommt dir pald pei zeiten ein degen also schon:
das ist dort auf des Perners mark, der junge Hildeprant;
werstu sant (1) zwelf in harnasch starck, von im wirst angerant." —

(*) Catal. I. 3. [illegible]. Sie enthält nur kurze Fragmente, wovon uns durch die Güte des Herrn von Leon eine Abschrift zugekommen, die wir hier mittheilen.

Nun schweygend, fraw muter, Fylle, enpiet im zucht vnnd er: es ist der alte Hyltepranud, der liebste vatter mein. Wol off stund sy mit züchten vnd enpot im zucht vnd er: „sagt mir, edeler herre, was pr[i]ngt ir vnns arme mer?" — „Nun sag mir, sun gut Hyldeprannd, wo pringstu dain vatter her?" „er begegnet mir off wyter hayde, er hat mich schier erschlagen, da nam ich in gefanngen, als einen alten [illegible], ich füret in mit mir zu lannde: das helff vns allen gott!" Hylprannd von Berenn [illegible]. Die beiden Strophen nähern sich der Dresd. Hs. Str. 24, 25. auch der Sohn heißt mir dort Hildebrand, gleich dem Vater; allein sie sind augenscheinlich verwirrt, untereinander geworfen und fast ohne Reim. Seltsam ist, daß das Lied, wie in dem alten Fragment, so hier und in dem Beesenmeyer. Codex als ein Lückenbüßer erscheint.

---

1. sammt.

3. „Ist er mit reiten den als wilt (2) aus seinem obermut,
ich verhaw im wald sein grunen schilt: es tut im nymmer gut.
Ich verschrot im sei(n(3)ge)schmeide mit einem schirme-schlag,
(d)as er seine muter seite (4) ein iemerliche clag." —
4. „Nein, sprach Dite(ri)ch (3) von perrn: Hilprant, des ich nit wolt,
las reiten in gar gern: dem jungen pin ich holt;
vnd sprich im zu ein freuntlich wort wol durch den willen mein:
ich weis, das er es gern hort, als lieb, als wir im sein." —
5. Hilprant, der sprach mit siten: „werlich! das det mir ant, (5)
solt ich den degen piten, das wer mir ymer schant.
Ee wolt ich mit ihm fechten, das kunt er nit denpern, (6)
mit allen meinen mechten: villeicht, so tut ers gern."
6. Do nun der alt Hilprande durch den rosen-garten ausreit (7)
ind' mark des Perners lande kom er in gros arbeit
wol vond dem jungen mit gewalde do wurd er angerannt:
„nun sag du mir, du alder, was suchst in dissem land?
7. Dein harnasch, lauter vnd helle, als sam dein zechen (8) sint:
du machst mich, degen snelle, mit gesehenden augen plint;
du solt pas haben dein hate doheimen dein gemach
pei einer heissen Glute:" Der alt lacht vnd sprach:
8. „solt ich doheim beleiben vnd haben gut gemach,
vil streitens muß ich treiben, das machet mich oft schwach:
in Walchen vnd in Unger (9) geriten manch herfart:
das gelaub du mir, du junge, darvmb grabt (10) mir mein part." —
9. „Dein part wil ich ausrauffen, das must du sehen an,
das dir das plut muß lauffen vnd auf dem harnisch stan;
dein harnisch vnd dein grunen schilt, den must du mir auch geben
und mein gefangen, ob du wilt, wiltu icht lenger leben."
10. „Mein harnasch vnd mein gruner schilt, der hat mich oft dernert,
der deinen red mich sehr befilt: (11) mir ist lecht glück beschert."
Sie liessen von den worten vnd griffen in die schwert:
wes sie begerten sorten, (12) des worden sie gewert.

---

2. Ms. wilt. 3 ausgewischt im Ms. 4. sage. 5. leid. 6. entbehren, so unten: dernert, dergan, und sonst häufig im ganzen Codex. Dieser Vorsatz findet sich noch jetzt in der Sprache des Volks zwischen Franken, Thüringen und Hessen. 7. kommt noch mehr vor und man braucht nicht den Rosengarten von Worms hier vorauszusetzen; in den dänischen Liedern steht fast immer Rosenwald. 8. Zeichen. 9. Wallachei und Ungarn. Im Nibel Lied kommen die Blachen, Völker Etzels vor, 5370. 5385. 10. graut, 11. dergert, lecht: leicht. 12. forthin.

11. Der jung, der gab gar palde so gar ein herten slagk,
das Hilprant der alte von herzen ser derschrack.
Zuruckspranng hin der junge zweintzk klafftern mit seim leib;
Hilprant sprach: „dissen sprunge, den leret dich ein weib.“ —
12. „Lert (13) ich von weiben fechten, das wär mir ymmer schandt:
ich han(e) von rittern, knechten, in meinen vaters land,
von freien vnd von greffen, an meines vaters hoff,
mit schwert, degen vnd gleffen, (14) der ich mich noch bekloff.“ (15)
13. Der alt det sinne pfiegen (16) wohl in dem grunen tan,
pis er dem jungen degen sein waffen vntertran; (17)
er tat in (18) zu im rucken (zucken,) do er am schmelsten was,
vnd warff in an den rucken wol in das grune gras.
14. „Wer sich an ein alten kessel reibt, der secht (19) so gern ran: (20)
sag, junger, wi's vmb dich beleit, (21) wie sol es dir dergan?
nun sag mir her dein peichte, dein prister wil ich wessen:
pistu ein Walfing villeichte? so wochstu genessen.“ —
15. „Wülfin, das sein wolffe, die lauffen in dem holtz:
in Krichen, (22) der stat Pertholffe, bin ich ein riter stolz,
mein muter heist fraw Gute, ein edle herzogein,
der alt Hilprant hochgemute, der ist der vater mein.“
16. „Und ist fraw Gut dein muter, die edel herzogein,
so pin ich, Hilprant guter, der liebste vater dein.“
Auf pant er den helm guldein, kust in an seinen mund:
„nun muß sein (23) got gelobet sein, das wir sein peid gesunt!“ —
17. „Ach, vater mein, die wunden, die ich dir hab geschlagen,
die wolt ich zu allen stunden an meinem leibe tragen.“ —
Nun schweig hie still, traut sune mein, der wunden wird gut rot, (24)
vnd mus got ymer gelobet sein, daß keiner hie ist dot.“
18. Do ritens hin sunt wander (25) pis auf die vesper-zeit
vnd sassen doch hinder einander, da sie nit heten weit
zu der purck, do der junge degen (26) mit hausse was:
als wer der alt betzwungen vnd als ein gefanger sas.

---

13. lernt ich, die intrans. Bedeutung von der transitiven nicht durch das eingeschobene n getrennt. 14. Glove, glaive, Lanze, Schlachtspieß, dän. Glavind, 15. berühme, von klaffen? 16. kämpfte geschickt, 17. herabzwang, herunter trennte durch Schläge, oder auch: das Schwert untertrennte. 18. den Sohn. 19. sucht, fängt. 20. Rahm, Schmutz. 21. steht, 22. Griechenland ist hier wohl Graecia magna, Italien, wie in der Wilk. S. Griechenburg vor Rom liegt; auch im dän. Lied: Bern udi Grekenland. 23. Dieses Hergangs. 24. Rath. 25. sammt ander, zusammen; so auch im Laun ein derselben Handschrift Str. 108, 112. und sonst häufig; wir finden noch nach bair. Dialect-Vieh und Mensch kann wohnen samt wander. 26. Mis. den; wahrscheinlich aus einer Abbrev. vo: Degen entstanden.

19. Do pracht er in mit gewalde hin fur der burge ſtan,
do gab ſich ym der alde fur ein gefangen man.
Do ſtund ſein muter fraw Gute ſo hôch an einer zyn
vnd ſprach: „mein got, vilgut:r, ich ſich hie weit ſon hin!“
20. „Do villenſ' von den pferen vnd tεten, als vechtenſ ſer;
das ſach fraw Gut vngeren vnd beruſt ein groſſes her,
das ſie zu hilff ſolten kumen irem ſun in ſolcher not
das im nit wurd genumen ſein leben vnd plibe tot.
21. Wan ſie ſo teuffliſchs ſchlugen vnd keiner (27) zu treſſen gert,
vnd hinder die ſchilt ſich pugen: der alt hat vmgekert
ſein ſchilt mit ſeinem wapen (28). die zwen ſchilt waren gleich:
an idem zwen guldein krapen auf plaber Feldung reich.
22. Do nun das her naus komme, do lieſſenſ' alpeid ab,
der iung den alten name, der alt ſich ym dergab;
do pluten im ſein wünden, die er am erſten gwan,
der iung furt in gebunden: ſein muter des ſreud gewan.
23. In ſeinem heim ſaſſe gewunden der alt Hilprant;
darnach gar pald man aſſe, der jung leſt auf die pant:
„gaſt, habet kein verlangen vnd eſt, habt guten mut.“ —
„Mein ſun, den dein gefangen, den halt du pas in hut.“ —
24. „Nun ſchwyig, fraw muter, ſtille vnd las dein trawren ſein:
es iſt hie gotes wille, es iſt der vater mein.
Entpfah in tugentleichen, erpüt im zucht vnd er“ —
„So ſag mir, ſun vil reicher, von wan pringſt du in her?“
25. „Fraw muter, das wil ich ich ſagen, das geſchach doch nächten ſpet, (29)
het er mich ſchir erſchlagen, dann das mir halffe got;
das er mich nam gefangen, das macht ein ſchirm-ſchlag,
ſonſt wers vmb mich dergangen; des ich dir tanck noch ſag,
26. das du mich, muter, lerreſt den ſrunck vnd auch den ſchlag.
Tracht, das (30) mein vater erel, wan er meins lebens pflag.
Ich han ir vil beſtanden: nye kom mir ſein gelrich!
das ſie von meinen handen al ſturben iemerleich!“
27. Da man vil freuden pflage mit aller köſtlichkeit;
an dem vierzehenden tage der alt ſich do bereit
vnd beſtellt an dem hoffe, was im miſfallen was,
mit riter, knechten, grafen, das er darnach ſtund pas.

27. Mſ. keinen. 28. So läßt auch Hildebrand im Alphart 389, 90. die Schilde umkehren, um nicht erkannt zu werden, und Alphart ſelbſt den Leu und Aar, Dietrichs Wappen, als er zur Warte reitet, 95. 29 ſpät. 30. daß du ehreſt.

28 Sie het ira hoff alleine, frow Gut vnd auch ir fan.
Der alt Hilprant gemeine, der must zu hoff sein nun
in Lampartem zu Pern: dohin stund im sein syn;
er gesegnet sie in eren vnd reit domit dohin
29. vnd kom gen Pern geriten, do was er lieb vnd wert;
sie heten kaum erpiten (31), sie fragten, was er hert. (32)
Er sagt, wie es gangen were, das las wir auch darvon
vnd singen davon alt mere: got wol vns beigestan!

Etwas später und kürzer erscheint das Lied in fliegenden Blättern, dennoch aber besser und aus einem reinern Original genommen. Es existiren verschiedene Abdrücke; einen ohne Ort und Jahrzahl ließ Eschenburg in dem deutschen Museum (1776. I. 391 — 99.) abdrucken, mit erneuter Orthographie in seinen Denkmälern altdeutscher Dichtkunst (437 — 46) und mit Hinzugabe der Varianten wiederholt, die Herder aus der Recension, welche sich hinter der Nürnberger Ausgabe des Siegenot von 1661. befindet im deutschen Museum (1781. I. 268. 69.) bekannt machte. Ein anderer auf einem halben Bogen ist zu Bern bei Mathia Apiario ohne Jahrzahl in dem Anfang des 16ten Jahrhunderts herausgekommen, und stimmt zum Theil mit der Herderischen zum Theil mit der Eschenburgischen Recension überein. Wahrscheinlich haben mehrere fliegende Blätter existirt und das Lied ist sehr bekannt gewesen, Goldast gedenkt auch desselben: (Script. rer Alemannicar. I. 593 „cantilena de Hildebrando.)" Nach diesen verschiedenen Ausgaben ist der Text gewählt, der hier folgt und woran sich unmittelbar das dänische Lied schließt, welches sichtbar eine Uebersetzung des deutschen und ganz abweichend in Ausdruck und Darstellung von den originalen altdänischen Liedern ist.

Vom alten Hildebrandt.

Ein schöner Meistergesang.

1. „Ich will zu Lande außreiten, sprach sich Meister Hildebrandt:
der mir die wege thut weisen gen Bern wohl in das Land;
sie sind mir unkund gewesen gar manchen lieben Tag:
in zwei vnd dreißig Jahren Frow Vtten ich nie gesah."
2. „Wiltu zu Land außreiten, sprach sich Hertzog Amelung: (33)
was begegnet dir auf der Heyden? ein stolzer Degen jung;
was begegnet dir auf der Marke? der junge Alebrand. (34)
Ja, rittestu selbzwölfte, von ihm würdestu angerand."

31. erwartet, 32. gehört oder heerte, was ihm auf seinem Heerzug begegnet? las, laßen.
33. Herder: Abelung, Dresd. Abelan, dän. Abelon. 34. Eschenburg: Hildebrand. Versenn. so begegnet dir off der Marke din son her Ollebrant.

3. „Rennet (35) er mich denn anne in seinem Vbermuth,
ich zerhaw ihm seinen grünen Schild: das thut ihm nimmer gut:
ich zerhaw ihm seine Beinne mit einen Schirmen-Schlag,
vnd daß er ein gantzes Jahre seiner Mutter zu klagen hab. (36)
4. „Vnd daß sollt du nicht thune, sprach sich von Bern Herr Diederich,
denn der junge Alebrand (37) ist mir von Herzen lieb.
Du solt ihm freundlich zusprechen, wol durch den Willen mein,
daß er dich lasse reiten, so lieb ich ihm mag seyn."
5. Da er zum Rosen-Garten außreit (38) wol zu des Berners Mark,
da kam er in große Arbeit von einem Helden stark:
von einem Helden junge ward er da angerandt: (39)
„nun sage du mir, viel Alter: was suchstu in meines Vaters (40) Land?
6. Du führest ein Harnisch lauter und rein, recht wie eines Königs Kind:
Du wilt mich jungen Helden mit sehenden Augen machen blind.
Du solts daheime bleiben vnd haben gut Haußgemach
bei einer heissen Gluthe." Der Alte lacht vnd sprach:
7. „Solt ich daheime bleiben vnd haben gut Haußgemach?
ist mir doch bei allen meinen Tagen zu reisen außgesatzt: (41)
zu reisen vnd zu fechten biß auff mein Hinnefahrt;
das sag ich dir, viel junger, darauff grawet mir der Bart."
8. „Dein Bart wil ich dir ausrauffen, das sag ich dir, du alter Mann,
daß dir dein rosenfarbes Blut vber die Wangen soll abgahn;
dein Harnisch vnd dein grünen Schild mustu mir hie auffgeben
dazu auch mein Gefangner seyn, wiltu behalten dein Leben."
9. „Mein Harnisch und mein grüner Schild, die haben mich offt ernehrt:
ich traw Christ vom Himmel wol, ich wil mich deiner erwehren."
Sie ließen von den Worten vnd zogen zwey scharffe Schwert:
was die zween Helden begehrten, deß wurden sie gewehrt.
10. Ich weiß nicht, wie der Junge dem Alten gab ein Schlag,
daß sich der alte Hildebrand von Herzen sehr erschrack.
Er sprang hinter sich zurücke wol sieben Klaffter weit:
„Nun sage du mir, viel Junger, den Streich lehrte dich ein Weib."
11. „Solt ich von Weibern lernen, das wäre mir immer Schand:
ich hab viel Ritter vnd Knechte in meines Vaters Land,
auch sind viel Ritter vnd Grafen an meines Vaters Hof;
vnd was ich nicht gelernet hab, das lerne ich aber noch."

35. Vers. reytt. 36. Vers. vnd das er seiner mutter Orten ein jore zu klagen hab. 37. Vers. heilt. 38. Vers. durch den Rosengarten in reytt, wol in — 39. Vers. do begegnet jm vff der marke sin sun her Ollebrant. 40. Vers. zu diesem land. 41. aufgelegt.

12. Er erwischt ihn bei der Mitten, da er am schwächsten was
und schwang ihn hinter sich zurücke wol in das grüne Gras:
„Nun sage mir, du viel Junger, dein Beichtvater will ich wesen:
bistu ein junger Wolfinger, vor mir magst du genesen.
13. Wer sich an alte Lessel reibt, empfahet gerne Kam:
also geschiehet die Jungen von mir alten Mann.
Drinen Geist mußt du hie aufgeben auf dieser Heyden grün,
das sage ich dir eben, du junger Heide kühn."
14. „Du sagest mir viel von Wolfen, die laufen in das Holz;
ich bin ein edler Degen auf Griechenlande stolz.
Mein Mutter heißt Frau Ute, eine gewaltige Herzogin,
Und Hildebrand der alte, der liebste Vater mein." —
15. „Heißt deine Mutter Frau Ute, eine gewaltige Herzogin,
so bin ich, Hildebrand der Alte, der liebste Vater dein."
Er schloß auf seinen güldnen Helm und küßte ihn auf seinen Mund:
„nun muß es Gott gelobet seyn, wir sind noch beide gesund!" —
16. „Ach Vater, liebster Vater, die Wunden, die ich euch hab geschlagen,
die wolt derzmal lieber an meinem Haupte tragen." —
„Nun schweig, mein lieber Sohne, der Wunden wird wohl Rath:
nun muß es Gott gelobet seyn, der uns zusammen gefüget hat."
17. Das weret von der Neune (42) bis zu der Vesperzeit,
allda der jung Herr Alebrant gen Bern einhin reit:
was führet er an seinem Helme? von Gold ein Kreuzelein:
was führet er an seiner Seiten? den liebsten Vater sein.
18. Er führte ihn in seiner Mutter Hauß. (43) setzte ihn oben an den Tisch
und bot ihm essen und trinken: das daucht seine Mutter unbillich:
„Ach Sohne, liebster Sohne mein, der Ehren ist zu viel,
daß du einen gefangenen Mann setzest oben an den Tisch."
19. „Nun schweyget, meine liebste Mutter, und höret, was ich euch thu sagen:
er hette mich auf der Heyden schier gar zu tode geschlagen.
Nun horet mich, meine liebe Mutter, kein Gefangener soll er seyn:
er ist Hildebrand der Alte, der liebste Vater mein.
20. Ach Mutter, liebste Mutter, nun bietet ihm Zucht und Ehr."
Da hub sie an zu schenken und trugs ihm selber her.
Was hat er in seinem Munde? von Gold ein Fingerlein:
Das ließ er in den Becher sinken der lieben Frawen sein.

---

42. Neunte Stunde, drei Uhr Nachmittags. 43. Herder: Er führt ihn mit ihm in seinen Saal.

En Vise om Mester Hildebrand.

(Kämpe-Viser. 1787. S. 63 — 66.)

1. „Jeg vil mig af Landet ride, det sagde Mester Hildebrand:
Hvem mig den Vey vilde vise til Bern udi Grekenland!
Han er mig ukyndig vorden udi saa mangen god Dag:
I tre og tredive Aare Frue Indte ieg ikke saae."
2. „Vilt du dig til Bern udride, det svarede Hertug Abelon,
Dig möder paa den Hede, en Ritter snild og ung,
Dig möder paa den Mark hin unge Herr Allebrand;
Det du varst een selv-tolvte, usögt kommer du ikke frem."
3. „Ja render han til mig, Allebrand, alt med et frit Mod,
Jeg skal hugge paa hans forgyldte Skiold, det han skal strömme Blod;
Jeg skal hugge paa hans Brynie alt med et Skermer-Slag,
At han skal have sin Moder at klage ret baade Aar og Dag."
4. „Det skal du for ingen Deel giore, det svarede Herr Tiderick af Bern,
Alt for hin unge Herr Allebrand haver mig i sit Hierte sa kiaer,
Du skalt hannem venlig at spöre for gode Villie min,
Dat han ubehindret dig lader ride igiennem Bern Landen sin."
5. Saa stide han paa sin gode Hest, han reed ad Bernes Mark:
Der kom han i Arbeyde mest alt med en Ridder sterk.
Det war den unge Herr Allebrand, han til hannem rende:
„Og hör du det, din gamle Mand: hvo haver dig til min Fäders Land send?
6. Du förer dit Harnisk saa reent og klart, som du varst en Konge-Sön,
Det vil jeg fra dig tage, dertil din Hest vel skiön.
Du maatte vel hiemme blevet og giort mig ingen Umage."
Og da begyndte den gamle at lee og til den unge han sagde:
7. „Og skulde ieg hiemme blevet og giort dig ingen Umag?
Jeg er vant at ride saa vel om Nat som Dag,
At ride og med Kiämper fegte, det haver nu vöret min Sæd:
Det siger jeg dig, du unge Mand, derfor graaer mig mit Skaeg."
8. „Dit Skaeg vil jeg af dig rive alt med min höyre Haand,
Det dine Kinder skal strömme i Blod alt paa din gamle Mand.
Dit Harnisk og din forgyldte Hielm det skal du mig opgive,
Og du skalt vaere min Fange i Dag, vilt du beholde dit Liv."
9. „Mit Harnisk og min forgyldte Hielm vil jeg ey aflegge:
Jeg troer vel Christi af Himmerig, jeg vil mig for dig verge."
De stode af begge deres Heste, de toge til de skarpe Svaerd:
Og saa begyndte de at fegte, det beste de havde laerd.

10. Det da war hin unge Herr Allebrand, han kom saa vel i Lag,
Han hug den gamle Hildebrand alt med et Skermer-Slag.
Saa sprang han tilbage igien vel sin Fasne vilt:
„Det siger jeg dig, du unge Mand, det Slag haver dig en Qvinde laerd."
11. „Skulde jeg det af en Qvinde laere, det vare mig stor Skam,
Jeg haver baade Ridder og Svenne udi min Faders Land:
Jeg haver baade Ridder og Grever udi min Faders Gaard,
Og hvad jeg ikke haver laert, det laerer jeg endnu."
12. „Hvo sig paa gamel Kedel skurer, han fanger gierne Smitte:
Det siger jeg dig, du unge Mand, saa skeer dig i Dag paa mig."
Han greb hannem midt udi sin Midie, alt som han smalist var,
Han slog hannem tilbage udi det grönne Graes.
13. Det var den gamle Hildebrand, han slog til hannem igien,
Han slog hannem tilbage; han faldt til Jorden ned:
„Du skrift for mig, du Ulfe-Unge, din Skrifte-Fader wil jeg hede:
Og est du end en Ulfe-Unge, af mig skalt du ikke arde."
14 „Du siger mig fast af de Ulfe, de löbe udi den Skov:
Jeg er föd af Adel god, min Fader mig aldrig saae,
Min Moder heder Frue Judte, en udvald Hertugind,
Og saa var Hildebrand den gamle allerkiaereste Fader min."
15. „Heder din Moder Fru Judte, en udvald Hertugind,
Da er jeg Hildebrand den gamle, allerkiaereste Fader din."
Han löste af sin gyldene Hielm, han kyste hannem for sin Mund:
„O Gud skee Lov og Aere: vi ere baade karske og sunde."
16. „Fader, allerkiaereste Fader min, det Saar, som jeg eder gav,
Det vilde jeg helder udi mit Hovet havt." —
„Og tie nu, min allerkiaereste Sön, det Saar er god at raade:
Men Gud skee evig Aere, der os tilsammen förde baade."
17. Det Slag det varet fra Middags Stund og indtil Aftens Tid:
opstord hin unge Herr Allebrand, han hiem til Bern reed.
Han förde paa sin gyldene Hielm en Krands af röde Guld:
Saa förde han ved sin höyre Side Hildebrand sin Fader huld.
18. Han ledde hannem ind udi den Sal, han saette hannem överst til Bord,
Han gav hannem baade Öll og Mad; det war hans Moder imod:
„Sön, min allerkiaereste Sön, jeg harde det ikke troed,
At du skulde saette en fangen Mand allerövers ved mit Bord." —
19. „Den fangen Mand, som her sidder, ved eders brede Bord,
Han kom til mig paa den Hede, han slog mig neder til Jord.
Hör du, allerkiaereste Moder min, din Fange skal her vaere:
Det er Hildebrand den gamle, han er min Fader kiaer."

20. Det da var Fru Judtelille, hun biev glad i Hierte derved;
Hun tog et Glas og skienkte udi, hun drak hannem selver til.
Han havde et Styk af en Guldring, det holdt han for sin Mund,
Det ived han i Glasset nedsiunke, for Fru Judte i samme Stund.

Die Erzählung der Wilkina-Saga ist, wie überhaupt ein prosaischer Auszug eines Gedichts, dürftiger, aber auch einfacher. Das deutsche Lied gleicht in diesen heldenmäßig scherzenden und spottenden Reden den Gedichten des Heldenbuchs dem Siegenot und Ecken Ausfahrt. Nur ist es dadurch wieder nicht mehr recht verständlich geblieben, wenn Hildebrand zu dem großen Sprunge seines Sohnes sagt, den habe ihn ein Weib gelehrt, und man muß nur denken, Hildebrand, seiner größern Kräfte sicher, spotte dennoch darüber. In der Wilkina-Saga ist klar, daß er ihm über den verrätherischen Hieb einen Vorwurf macht, der seines Vaters unwürdig sey. Wenn das deutsche Lied an Einfachheit verloren, hat es an innerer Ausbildung und an guten Gleichnissen gewonnen, und viele schöne einzelne Züge voraus, wie die Liebe des Sohnes zu dem Vater kaum rührender kann ausgedrückt werden, als wenn jener sagt, die Wunden, die er ihm geschlagen, wolle er dreimal lieber an seinem eigenen Haupte tragen. Uebrigens hat jede Aeusserung der alten Sage etwas ihr allein zugehöriges: die Wilkina-Saga den Eifer Alebrandurs, womit er den Pförtner gleich niederhaut, der sich seinem Vater entgegenstellt; das Lied der Dresd. Handschr. den Scheinkampf vor der Frau Ute und das Volkslied das liebliche Kundgeben durch einen goldenen Ring, den der Alte in den Weinbecher fallen läßt.

X. Zusammenhang mit dem ganzen Fabelkreis.

Am besten wird er sich aus der Erzählung der Wilkina-Saga ergeben. Thidrikur (Dieterich) von Bern (Verona), König von Aumlunga- (Amelungen) Land, lebt anfangs mit Ermenrekur (Ermenrich), seinem Vaterbruder, der in Rom als mächtiger Kaiser herrscht, in Freundschaft, und zieht auf seine Gastgebote. In der Folge wird dieser von den Anschlägen des treulosen Sifka (Sibich), der aus heimlicher Rache das ganze königliche Geschlecht verderben will, umstrickt. Schon hat er, von ihm aufgereizt, seine eigenen Söhne getödtet, als er nun auch von Thidrikur Schatzung und damit Unterwürfigkeit verlangen muß. Heimer und Vidga (Heime und Wittich), dem Thidrikur ergeben, aber durch Lehnspflicht an Ermenrekur gebunden, suchen vergebens, diesen abzuhalten. Er führt ein Heer gegen Bern; den Kampf und die Heldenthaten, die dort geschehen, erzählt das herrliche altdeutsche Gedicht von Alphart ausführlich. Nach der Wilkina-Saga zieht Thidrikur, zu schwach gegen die Uebermacht, mit seinen Leuten aus.

Der alte Hildebrand nimmt das Banner und führt sie nach Langbardenland gegen Mundina (Modena, mutina), wo sie das sinnliche Gebiet verwüsten und verbrennen. Dann geht der Zug über das Nordengebürg (die Alpen) nach der, aus den Nibelungen bekannten, in Baiern gelegenen Stadt Bekalar, wo Rodingeir (Rüdiger) gebietet. Von da weiter nach Susat (*) im Hunenland zum König Attila (Etzel), der den Vertriebenen ehrenvoll empfängt, und ihm einen Aufenthalt bei sich gestattet. Von dieser Flucht zu den Hunen spricht ein eigenes noch ungedrucktes altdeutsches Gedicht. Thidrikur steht dem Attila gegen die Russen bei, und er selbst besiegt den Thidrikur, Sohn des Königs Waldimar von Holmgard. Nachdem er zwanzig Jahre in Hunenland geblieben, denkt er daran, sein eigenes Reich wieder zu gewinnen. Attila stellt ihm ein grosses Heer und seine beiden Söhne, königlich von ihrer Mutter Erka gerüstet, wollen ihren ersten Zug mit ihm machen. Thidrikur läßt dem Ermenrekur widersagen und die Gränze zum Kampfplatz bestimmen. Dieser sammelt seine Macht, und wie hier der getreue Hildebrand, so führt dort der ungetreue Sifka das Banner. Den Kampf, und wie die zwei zarten Kinder Attilas und Thidrikurs junger Bruder von dem schwergrimmen Vidga, der gegen seinen ehemaligen Herrn streiten muß, gefällt werden, erzählt wieder das altdeutsche Gedicht von der Raben- (Ravenna) Schlacht besonders. Wiewohl es die Wilkina-Saga darstellt, als habe Thidrikur seinen Feind besiegt, so führt er doch sein Heer nach Susa zurück. Dort will er vor Attila sich aus Scham nicht sehen lassen, weil die beiden Jünglinge durch seine Schuld umgekommen sind, aber Rodingeir geleitet ihn zu dem König, der ihn großmüthig empfängt: „seine Söhne seyen in ihrem Schicksale gefallen.“ Indessen stirbt Erka, und ob sie gleich sterbend den Attila gewarnt, keine Gemahlin aus dem Geschlecht der Niflungen zu nehmen, so muß doch das Verhängniß in Erfüllung gehen und Grimhildur (Chriemhild) wird ihm gegeben. Die Erzählung von der Rache derselben, wiewohl in der Wilkina-Saga, als Niflunga-Saga, ausführlicher, als anderes, kann sich doch auf keine Weise dem deutschen Heldenlied gleichen. Nach dem Untergang der Nibelungen lebt Thidrikur traurig bei Attila, seine Freunde und Männer sind alle im Kampfe, gegen jene, an dem er endlich, vom Schicksal gezwungen, Theil nehmen mußte, gefallen. Zwei und dreißig Jahre ist er aus seinem Reich entfernt gewesen; da will er nun allein mit Hildebrand und Herrat, die er sich auf Erka's Rath vermählt, zurückziehen, und verlangt alle Hilfe Attila's aus. Während der Fahrt müssen sie einen Kampf bestehen, [illegible] darauf nach Aumlungaland, wo Thidrikur einen treuen Grafen findet und Ermenrekurs Tod vernimmt. Er betritt aber nicht die Burg, weil er verheißen, [illegible] in Aumlungaland zu betreten, ehe er zu Bern gewesen, welches jetzt Aitbrandur verwaltet, Hildebrands Sohn. Sein Vater sucht ihn auf und bringt ihn

(*) oder Susak, eine der merkwürdigsten Abweichungen der Wilkina-Saga, da dieser Name in den erhaltenen altdeutschen Quellen keinmal vorkommt. Er erinnert an Soryama in der Moldau, oder auch in mehr als einer Hinsicht an Soest (Sust, Zozat) in Westphalen; das Nähere anderswo.

mit seinen Leuten zum Thidrikur. Dieser zieht gegen Rom; es kommt zu einer Schlacht, worin Alebrandur dem Sifka das Banner entzwei haut, und ihn nach langem Kampf selber tödtet. Thidrikur zieht in Rom ein und das Reich wird ihm unterthan.

Dies ist aus der großen Sage ein kurzer Auszug von dem, was in Beziehung mit unserm Lied steht, und woraus sein Zusammenhang mit dem Ganzen sich ergiebt. Es folgt da, als Dietrich auf seinem letzten Zug, den er wieder heim in sein Reich macht, in Aumlungaland angekommen ist und in einem Walde hält. Hildebrand will vorher ausreiten und seinen Sohn aufsuchen, um ihn für den König zu gewinnen; er hat sich deshalb seine Gestalt und Rüstung beschreiben lassen. Das alte Fragment hebt damit an, daß beide auf der Fahrt sich begegnet und zum Kampfe einander aufgefordert haben; der Vater vermuthet den Sohn, um aber seiner Sache erst gewisser zu seyn, fragt er nach seines Gegners Geschlechte, und als er es erfährt, möchte er nun gern den Kampf abwenden. Aber der Sohn erkennt ihn nicht an, hält ihn für einen Hunen und besteht auf den Kampf. Hildebrand klagt über sein Verhängniß, will aber als Held und Kühner Ostgothe dem Streit nicht ausweichen, welcher nun anhebt, und damit bricht das Fragment ab. Die weitere Beschreibung desselben, die Besiegung des Sohns, das rührende Wiedererkennen und die Heimfahrt zur Mutter, welches alles die späteren Lieder noch enthalten, fehlen, und damit wahrscheinlich zwei Drittel des Ganzen und die schönsten Stellen.

Vieles läßt sich jetzt ohne Mühe erklären. Hildebrands Worte: „mir ist kund alles Menschengeschlecht", sind klar: als Geselle Dietrichs war er durch so viel Länder der Welt gezogen; von ihrer weitern Bedeutung wird nachher die Rede seyn. Was Haburs vertrieben, als treuer Mann gen Osten geflohen; damals habe er die Mutter und ihn, das unerwachsene Kind, verlassen müssen, und sey, bisher einer der berühmtesten Helden, mit Dietrich ins Elend gewandert, das stimmt mit der Wilkina-Saga bis auf den Namen des Ermenrekur und den geringfügigen Umstand, daß nach dieser Hildebrand seine Frau schwanger hinterließ, und sein Kind noch nicht gesehen hatte, (Cap. 363) genau auch durch ein noch nicht zur Welt geborenes auslegen wollte. Unter dem Hunenfürst, der dem Hildebrand Armringe gegeben, wird offenbar Attila verstanden, so wie aus seinem langen Aufenthalt dort, wo er manches Fremdartige in Tracht und Sitte angenommen haben mußte, sich die Anrede: „alter Hune!" erklärt. Die Osterleute sind eben so gewiß die Ostgothen, die sich aus Ungarn und andern höher gelegenen Ländern längst nach Italien verbreitet hatten, verschieden von den Westgothen, die früher Italien fast nur durchstreifend, westlich nach Spanien gedrungen waren. (*) Wenn Hildebrand sagt,

(*) Die Eintheilung in Ost- und Westland war eine der natürlichsten und darum bei vielen Völkern üblich. Ostfranken kommen in den Nibel. (1110 — 1213.) vor. Friesland war in den Ost- und Westgau eingetheilt; Osterfürsten waren diejenigen, welche in Niedersachsen wohn-

er habe sechszig Sommer und Winter außer Land gewallt, so trifft es damit zusammen, daß Thidrikur zwei und dreißig Jahr aus seinem Reich entfernt gewesen (W. S. Cap. 369) und Hildebrand, nach dem spätern Lied, in so langer Zeit Frau Ute nicht gesehen. In dem Dresdner Ms. sind es gerade 30, in dem andern deutschen 32, in dem dänischen 33 Jahre. Es ist kein Zweifel, daß die zwei hinzugesetzten hier nicht brauchen berücksichtigt zu werden, da die Sage nur runde und gewisse Zahlen achtet, und eben so 11 und 12 fast immer gleichbedeutend sind. Sechszig Sommer und Winter sind, wie sich von selbst versteht, nur eben so viel Halbjahre, da man überhaupt früherhin nach diesen oder nach Sonnenwenden die Zeit bestimmte; ohnehin hätte sonst der Sohn, den der Vater zurückließ, kein junger Mann mehr seyn können. Der Wendelsee ist hier das mittländische Meer, wiewohl man anderwärts allgemeiner auch den Ocean darunter verstanden hat. (1) Westlich ist so zu verstehen, daß die Seefahrer von Griechenland aus Osten nach Italien gen Westen gekommen sind, in welchem Sinne auch das Meer zwischen Italien und Constantinopel im Rother das Westmeer heißt; dort konnten sie sehr leicht von den Kriegen der Gothen gehört haben, ja in dem Dresd. Lied spricht der Alte besonders von seinem Zug in Walhen und Unger; gerade aber die Völker aus diesen Ländern werden in Rother (494. 4096, 4154.) zu den Griechen gezählt, und ziehen mit von Constantinopel aus. — Die Namen Hildebrand und Dietrich sind überall erhalten, wenn das Fragment in ersterm die letzte Silbe bald brant, bald braht, schreibt, so paßt dies zu der allgemein schwankenden Schreibung darin, brant ist die hochdeutschere Form, (made mann, chud chund, suf funf, süd sund, sust sonst u. s. w.) Hildebrands Vater, Herbrant oder wieder Herbraht, tritt in dem Wolfdietrich auf, und wird in dem Anhang des Heldenbuchs genannt; die späteren Lieder aber wissen nichts von ihm; in der W. S. (c. 15.) heißt der Vater zwar Reginbald, allein es kommt ein anderer Herbrandur vor, wovon hernach. Der Name ist zu häufig, als daß man einen im Titurel mehrmals, wiewohl unter gerade altdeutschen Helden, auftretenden König Heerbrant hierher möchte ziehen. Was den Namen des Sohns Hadubrand, wie er sonst nicht heißt, betrifft, so ist nicht

---

ten. Ostarriche hieß das östliche Reich, jenseits des Rheins, das Ludwig der Deutsche erhielt; häufig wird auch das heutige Oestreich vorzugsweise darunter verstanden. Man sehe die Stellen bei Oberlin und Schilter. Eben so finden sich Westerreiche, Westerland, Westsee.

(1) Die Stellen sind bei Schilter und Oberlin gesammelt, s. auch Hagen zu Morolf Note 31. Hinzuzufügen ist aus den Symb. S. 276. Weldel (Wendel) see, oceanum mare. Den Namen leiten wir auch lieber von wenden ab, wodurch man das endlose Ungeheure des Oceans ausdrückte, dieses beweist die vorkommende Form Endilsee hinlänglich. Da nun der allgemeine Namen der Wenden, Vandalen, selbst damit zusammenhängt, so mag man umgekehrt auch wieder im engern Sinn, weil Venedig selbst daher benannt worden, das adriatische Meer darunter verstanden haben; ohnehin wird es als dem Ocean zugehörig betrachtet. Fast an allen europäischen Küsten stoßen wir auf diesen Namen, so in Bretagne vindilis insula, venedotia, vannes etc.

schwer zu zeigen, daß er mit Allebrand (Ollebrant) ganz übereinkommt. (2) Die andern Lieder nennen ihn ebenfalls Hildebrand, unrichtig, aber nach einer leichten Verwechslung. Die Namen Hatto, Hetto, sind im Hochdeutschen, zumal in häufigen Compositionen, Hadabald, Hadebert, Hadwart, Hademar, Hadburch, Hadewig, Hedwig u. s. w. sehr gewöhnlich, wie aber d und l öfters wechseln, (3) so wurde aus Hadubrand, Halubrand, Aldebrand, Alubrand; aus Adrian Aldrian, aus Hedewig, Heidewig, Heilwig, (über letzteres Erc. fr. or. II. index v. Heilwig.)

Auffallender und schwieriger sind die beiden folgenden Umstände, auf deren Erklärung die ganze Untersuchung hinauslaufen muß.

I. Hadubrand nennt den Dieterich seinen Vetter. Vetter ist allgemein ein Verwandter, cognatus. Von dieser Verwandtschaft aber schweigen alle Quellen, außer einer einzigen Stelle in der Klage (1269.), wo Dietrich von Hildebrand sagt: „mein Neffe" und wodurch sie gleichfalls nur allgemein angedeutet wird. Aber sonst auch scheinen die beiden Geschlechtsnamen Amelungen und Wülfinge darauf hinzuführen. Die Amelungen sind die berühmtesten, und die Amaler des Jornandes; (4) dieser Stamm war der herrschende in dem ostgothischen Zweig und Theodorich aus demselben entsprossen. Daher wird das ganze ostgothische Volk in Italien darnach benannt, und der König: Vogt der Amelungen; dann kommt (nach Heinrich von München und der Flucht zu den Hunen) ein Amelung wieder besonders als Enkel Wolfdieterichs vor. Nun finden wir in Hildebrands Geschlecht gleichfalls einen Amelung, Amelolt von Garten Wolfharts und Alpharts (l. Alp-harts) Vater, der eine Schwester Hildebrands oder Tochter Herbrands zur Ehe hatte, Hildebrand nennt ihn (Roseng. 143.) Bruder, wie man noch jetzt einen Schwager so nennt. Besonders zu berücksichtigen ist dabei, daß dieser Amelung seinen Sitz zu Garten hat, Garda, einer Burg am Gardasee, weil gerade Ottnit und nach ihm Wolfdieterich denselben hatte, der den Herbrand, Hildebrands Vater damit belehnte, (Wolfd. 2184), so daß es der Stammsitz gewesen seyn mag. Durch diesen Amelung knüpft sich die Verwandtschaft der Amelungen mit den Wölfingen, und diesen Geschlechtsnamen scheint auch Wolf-Dieterich geführt zu haben. Nach dem Heidenbuch (Wolfd. 2186. und Anhang) werden blos Amelungs Söhne so genannt; allein es

---

(2) Die Form Alebrand erscheint auch anderwärts und wird nach Peringskiold (Noten zu Cochlaei vita Theodorici p. 285.) auf Runensteinen gefunden. Beachtung nach dem Wolfdietrich (Str. 2189.) hat einen Sohn Alebrand, der ein Groß-Oheim des hier im Lied vorkommenden wäre.

(3) Cauda cola, dacrima lacrima, mel und Meth. Plautus in medde, d. h. in melle, filius fidius, olor odor, bello, cavallo, sicil. und sardin: beddu, cabaddu, Merlin Merdin, Odysseus Ulysses.

(4) Daher die vielen Namen: Amalfuenta, Amelgart, Amelrich, Amelger, Amilias, Amalie und mit verändertem Vocal Emilger u. s. w., vermuthlich aber ist mal die Wurzel und a blos ein stärkender Zusatz. Morolfs Kind heißt Mala v. 918. und so Malorich, Maloband.

darf mit Sicherheit angenommen werden, daß er von diesen nicht erst ausgegangen, denn sonst müßte ihn Hildebrand, der Oheim und sein Sohn, von diesen erst bekommen und angenommen haben, was nicht glaublich ist; der Name der Wölfinge war gewiß schon längst dem ganzen Stamm eigen. (5) Manchmal werden auch alle Leute Dietrichs die Wölfinge genannt, wie im Rosengarten (alter Druck im Heldenb. 239 und im Anhang: „der Berner und alle Wölfinge") und in den dänischen Kämpe-Viser (S. 66.) kommt ein Wolf von Bern vor. In dem Gedicht von Wolfdieterich selbst wird versucht, den Namen als einen allgemeinen zu erklären. (Str. 2323, 24.) Hildebrand, als Jüngling, habe den Wolfdietrich um ein Schildzeichen gebeten: drei Wölfe von Gold, und dieser sie ihm gewährt, in einem blauen Schild auf grünem Feld; von den Wölfen im Ringe sey der Stamm die Wölfinge genannt worden. Die Erklärung an sich ist gewiß falsch, und ein späterer Zusatz, wie man schon an der mißverstandenen Endigung ing sieht, worin durchaus kein Ring liegt; eine andere wird unten versucht werden. Aber auch das Schildzeichen ist unrichtig angegeben, nach der W. S. (c. 154.) führt Hildebrand die Stadt Bern in einem weißen Schild, und auch sein Sohn Allebrandne (c. 375.) Nach dem Dresdner Lied führen beide zwei goldene Klauen auf blauem Feld, (so ist auch im Ms. das Schild gemalt, zwei ins Kreuz gelegte silberne Vogelklauen, vielleicht in Bezug auf die vergoldete Greifenklaue, die Hildebrand in der Höhle des Siegenot sah, s. d. Gedicht Nürnb. 1661. Str. 159.) In dem Volkslied wird nur allgemein von einem grünen Schild, wie im dänischen (nach dem in den andern dänischen Liedern überhaupt gebräuchlichen Ausdruck) von einem vergoldeten gesprochen. — Ein dritter directer Beweis der Verwandtschaft liegt in dem Umstand, daß nach dem Dresd. Wolfd. Str. 56. Hugdieterichs Gemahlin Puntungs (Bechtungs) Schwester ist, mithin Wolfdieterich den alten Bechtung, Hildebrands Großvater, zum mütterlichen Oheim hat. Wir werden noch einmal auf das innere Verhältniß der Wölfinge zurückkommen, und bemerken hier nur, daß jener Amelung von Garten gerade derselbe ist, der in den spätern Recensionen unseres Lieds auftritt, Hildebrand vor seinem Sohn warnt, und Abelan oder Abelon heißt; eine leichte Verwechslung zweier verwandter (6) Consonanten, in der W. S. ist hingegen ganz falsch Conrad dafür gesetzt worden.

---

(5) Ylfinga-Ætt heißt's in der W. S. Die Ylfingen scheinen auch im Norden ein besonderes Geschlecht gewesen zu seyn, denn sie werden im Hindla-Lied, Str. X. unter den andern genannt, wobei es nur zu beklagen ist, daß nichts genaueres von ihnen vorkommt, und die verschiedene Lesart, welche Str. XV. giebt, es wieder zweifelhaft macht, ob nicht die Ynglinger darunter gemeint sind, von denen bekanntlich eine eigene Sage besteht, womit die Heimskringla anfängt. Dagegen führt Suhm (nord. Fabelz. II. 71.) einen Halfdan mit dem Beinamen Ylfing an — In Alphart kommt ein Graf Wölfing (144) auf Emmerichs Seite vor; ein Wölfelin im Wolfdieterich (220 u. m.).

(6) avita amita, provulgo promulgo, jacobus ciscomo, globus glomus, bal malum, hannise mannise, eben so wurde aus Nibelungen mit Wegwerfung des N Imelungen, Ymelungen.

II. Odoaker an Ermenrichs Stelle. Diesen Umstand zu erklären, stellen sich auf jedem gewöhnlichen Wege Hindernisse entgegen. Die Geschichte ist mit einer Verflechtung beider auf keine Weise zu vereinigen; sie lebten nach Jornandes durch lange Zeit von einander getrennt, und es läßt sich nicht denken, daß zwei verschiedene Namen hier eine einzige historische Person anzeigen wollten. In dem Fabelkreis verhält es sich nicht anders, die Sagen von beiden sind durchaus verschieden, wie eine flüchtige Vergleichung von dem, was die Wilkina-Saga und Edda von Ermenrekar und das Heldenbuch von Otnit erzählen, darthun kann. Es scheint ein leichtes Auskunftsmittel, in dem alten Fragmente statt Otachre: Ermentihhe zu lesen, ohne abgesehen, daß eine solche Emendation, da der Name zweimal vorkommt, und dahre an keinen Schreibfehler zu denken ist, durchaus unstatthaft wäre, so dürfen wir voraussetzen, daß die Mythe in ihren Veränderungen einen bestimmten zu achtenden Grund habe, und niemals in den gewöhnlichen Sinn verfälsche. Wir sehen aber Odoaker in einem andern Gedicht mit einem Dietrich auftreten, und müssen dies für zusammenhängend mit unserm Fall halten. Wollte man dagegen annehmen, das Fragment, als das älteste Denkmal, verdiene den Vorzug vor der Wilkina-Saga, und es sey in dieser wie in den andern deutschen Gedichten späterhin Ermenrich für Odoaker aufgekommen, so steht entgegen, daß wir in den wenigstens eben so alten nordischen Liedern und in Jornandes demselben Mythus, welchen die Wilkina-Saga von Ermenrich hat, von Jormanrekur und dem treulosen Sifka begegnen.

Noch mehr scheint es die Sache zu verwickeln, daß einer jeden möglichen Annahme die Geschichte geradezu widerspricht. Dieterich kann nicht mit Attila dem Hunenfürst (er starb 453.) und mit Odoaker (regierte 476 — 493) zugleich gelebt haben. Der Theodorich aber, der nach Jornandes den Odoaker besiegte, war sogar erst nach Attilas Tod (im J. 466.) geboren. Man könnte diese Schwierigkeiten noch vermehren, allein man hat nie, wenn man blos von dem Geschichtlichen in der Betrachtung des Epos ausgeht, etwas anderes zu erwarten, als Widersprüche in Chronologie, und Hindernisse, die sich selbst durch einige gewagte Voraussetzungen nicht ausgleichen lassen. Eine Annäherung zur Geschichte bleibt dabei immer unverkennbar, das heißt, man fühlt es wohl, daß ein wahrer Kern dahinter stecke, den man nicht verachten soll, aber nie auf dem Weg der gewöhnlichen Zusammenstellung finden wird. Meistens wird dann das herrliche Epos dargestellt als Lüge und Erfindung, die es doch nie seyn kann, während es sich nur dagegen sträubt, daß man seinen größern Geist in engere Gefäße menschlicher Wissenschaft gieße, wenn wir sie versiegeln wollen, ist jener über den Rand geflossen. Fragt es sich nach dem Ursprung einer Sage, so muß es durchaus mehr darauf ankommen, den ganzen Eindruck zu fassen und zu unterscheiden, daß sie liebt, auf ein einziges Haupt den Glanz langer Jahrhunderte zu sammeln, oder auch den Reichthum einer einzigen großen That wieder auszutheilen unter mehrere Geschlechter.

Von einem solchen Gesichtspunkt gehen wir auch hier aus, unsere Aufgabe zu lösen. Um die Nothwendigkeit davon zu zeigen, betrachten wir zuerst das aller Sage zum Grund liegende historische Element. Am deutlichsten blickt es durch in dem Gedicht von Ortnit und Wolfdietrich. Beide sind ohne Zweifel Odoaker und der ostgothische Theodorieus. Schon die Namen fallen beinahe zusammen, daß anderwärts Ortnit vorkommt (in dem Dresd. Gedicht, Copenhag. Laurin, bei Heinrich von München und in der W. S. ein Ortnit, Atlas Bruder), erklärt sich aus dem eingehenden r; vielleicht findet man auch Otnacher, wiewohl durch die älteren Lesearten auch die unseres gewöhnlichen Heldenbuche Ortnit, und die späteren bekannten Formen Otto ꝛc. gerechtfertigt wird. Ortnit herrscht als Kaiser von Lombardien ungefähr über die Länder, die Odoaker sich unterworfen hatte. Theodorich war seinem Vater von einem Nebenweib, Erelieva, geboren (Jornandes b. Muratori I. 217.), so ist Wolfdietrich heimlich mit Liebgart (man bemerke die Uebereinstimmung in den Namen) erzeugt, und die untheilige Geburt wird ihm von seinen Brüdern vorgeworfen. Theodorich zog mit seinen Ostgothen von Constantinopel nach Italien, um den Odoaker, König der Heruler und Turklinger, zu vertreiben, und sich ein Reich zu erobern. Er schlug ihn bei Verona und belagerte ihn drei Jahre zu Ravenna (Jornandes c. 57.); dennoch, nachdem er sich ganz Italien unterworfen, bewilligt er ihm Frieden und läßt ihn (Procop de bello goth. c. 1.) Theil an der Herrschaft nehmen; eben so will Wolfd. von Constantinopel ziehend, sein Reich von Ortnit gewinnen; er kämpft mit ihm, verzeiht ihm, nachdem er gesiegt, und sie werden Gesellen. Theodorich wird des Mordes an Odoaker verdächtig (Jornandes c. 57.), so auch Wolfdietrich an Ortnit, weil er dessen Rüstung trägt (Str. 1908 ff.). Beide, Theodorich und Wolfdietrich erlangen nach dem Tod ihres Gegners Gewalt und Reich. Theodorich (Procop. 1.) läßt den Gymmachus und Boetius unschuldig tödten, als hernach ein Fischkopf auf die Tafel gebracht wird, glaubt er das drohende Antlitz des Gymmachus zu erblicken, und entsetzt sich so sehr, daß er bald darauf stirbt. Wolfdietrich muß eine ganze Nacht mit den Geistern aller derer kämpfen, die er getödtet; er wird wie todt am Morgen gefunden, sein Haar ist in dieser schrecklichen Nacht schneeweiß geworden; nach dem Dresd. Gedicht stirbt er wirklich.

Mit diesem Theodorich der Ostgothen hat der Dietrich von Bern, der in den deutschen Gedichten als Zeitgenosse Attilas auftritt, historisch keine Gemeinschaft. (7) Von ihm reden ungrische Geschichtschreiber, Peter von Rewa und Thwrotz (bei Schwandtner script. rer. hungar. I) der letztere am deutlichsten und ausführlichsten, obgleich er erst im 16ten Jahrhundert schrieb, beruht sein Werk auf alten Chroniken und folgt ihnen getreu. Was er von Detricus de Verona erzählt, hat offenbaren Zusammenhang mit den alten Ge-

(7) Manche Verwirrung ist dadurch veranlaßt, daß man, ohne durch die Quellen berechtigt zu seyn, den ostgothischen Theodorich des Jornandes, wie Goldast, Lessing u. a. auch Veronensis genannt, ein Name, der nur dem Dietrich (von Bern) zukommen kann.

dichten: er ist, in Attilas Dienstbarkeit, doch ein Herr von Deutschland, unsterblich durch seine Tapferkeit, unverwundbar, und bei einem großen Kampf, der mit der Heldenschlacht am Ende der Nibelungen zusammenfällt, ein Hauptanführer. Sogar des glänzenden Helms Hildegrein wird gedacht; eine weitere Ausführung ins Einzelne gehört nicht hierher.

Wir lassen nun weiter das schon erwähnte Gedicht von Wolfdieterich in der Dresd. Handschrift, das durch seine Abweichungen von dem gewöhnlichen besondere Rücksicht verdient, hinzutreten. Darin erscheint neben Puntung (Bechtung) und Wolfdieterich der treulose Sabin, dieser aber kann kein anderer seyn, als der ungetreue Sifka, Sibich, Sibch, in der Edda und bei Saxo, Bicci, Bicco, welcher in den andern altdeutschen Gedichten dem Dieterich von Bern entgegensteht. Diese merkwürdige Zusammenstellung, nicht blos in Namen, sondern auch Sache selbst, da Sabin hier wie dort Verderben durch falsche Rathschläge stiftet, enthält mit unserm Fragment einen analogen Fall, und das Verhältniß umgekehrt: Wolfdieterich ist mit vielen Personen in Berührung, die wir sonst nur dem Dieterich von Bern gegenüber erblicken. Noch auffallender ist, daß Wolfdieterichs Roß hier, wie in allen andern Gedichten Dieterichs, Falke genannt wird (Str. 157. 158.) und er selbst blos Dieterich. Endlich erscheint die Verbindung mit den Hunen, wovon das Heldenbuch nichts weiß, indem Sabin dahin entflieht (86.) — Betrachten wir ferner den König Rother, so ist die innere Identität zwischen ihm und Wolfdieterich klar in die Augen springend, und ließe sich bis ins Einzelne durchführen; Bechtung erscheint hier als Berter, Rother nimmt sogar einmal den Namen Dieterich an, wiewohl ein anderer Theil der Fabel aus einer abliegenden, der von Osantrix und Melias, entsprungen ist. Endlich begegnet folgender wichtige Umstand. In dem Gedicht von Ottnit und Wolfdieterich ist die Stammtafel des Geschlechts diese: Attenus, Hug-Dieterich. 1. Wolf-Dieterich, Hugdieterich 2. (nach dem Anhang des Heldenbuchs und der Wilkina-Saga Dietmar), Dieterich von Bern. Dürfen wir Attenus, wie es scheint, ohne Zwang, mit Weglassung der fremden Sylbe, durch Vater erklären, so bleibt allen übrigen nur ein einziger Name, Dieterich, Volkreich, der wohl ein königlicher kann genannt werden. Auf gleiche Art geht durch Siegfrieds Geschlecht die Wurzel Sieg, sein Vater Siegmund, seine Mutter Siegelind, nach Heinrich von München Sigher einer seiner mütterlichen Ahnen. Die nordische Sage bewährt das noch weiter; auch Siegmunds Schwester heißt Signi, ihr Gemahl Siggeir, der Stammherr des Ganzen Sige, göttlicher Abkunft, wie selbst Odin Sigfadur, Sigthroor, Sigthyr und Sigmundr heißt. So die Sigtisasynir, und das a. s. sigora setzend und waldend für Gott, nach Augustin (ep. 178) nannten die bekehrten Gothen Gott geradezu Sigor.

Aus diesen Bemerkungen ergiebt sich wie von selbst und deutlich das Resultat, dessen wir bedürfen. Die verschiedenen Dieteriche desselben Stammes, die in den deutschen Gedichten vorkommen, machen mythisch nur eine einzige Person aus. Ein solches Ausbreiten einer mythischen Gestalt durch viele Jahrhunderte ist nicht ohne Beispiele; wäre

jetzt der Ort, so könnte es ausführlich erläutert werden, nur einige aus der nordischen Poesie, die sich unter allen am reinsten in ihrer Ursprünglichkeit erhalten, mögen hier stehen. In der Herrarar-Saga erscheinen Angantyr und Hervora, auf welche das furchtbare Schicksal sich herabgesenkt, in ihren Nachkommen und Verwandten mit denselben Namen wieder, und auf diese zieht dann weiter das Schicksal hin. Stark-Odder tritt in den entferntesten Zeiten auf; Suhm, der geglaubt, es bedürfe weiter nichts, als die Befestigung alles Außerordentlichen, um die Mythengeschichte zur urkundlichen zu verwandeln, hat deshalb drei Personen aus ihm gemacht, so wie aus Othin, und bei andern, ohne daß die Sagen selbst eine Annahme in diesem Sinne gestatteten (s)

Noch ein besonderer Umstand ist an unsrer Sage nicht zu übersehen, und wird aus der mythischen Natur Dietrichs deutlich, nämlich die Genealogie, die von seinem Geschlecht eigenthümlich und übereinstimmend Heinrich von München in der Weltchronik (Dresd. Abschrift Nr. 31. B. IV. 230 ff.) und das Gedicht von Dietrichs Flucht nach den Hunen (s. Hagen und Büsching Grundriß S. 4.) geben, denn nicht nur wird Siegmund und Siegfried mit hinein verflochten, sondern nach dem letztern Werke auch das Alter der meisten in übernatürlichen Zahlen angegeben; (u) dergleichen Angaben müssen uralte Königsstammtafeln zu Grund liegen.

Aus dem mythischen Charakter Dietrichs erklären sich nun leicht die Schwierigkeiten, so weit unser Lied den Fabelkreis berührt.

So wie Dietrich selbst in den verschiedensten Zeiten und in Verbindung mit solchen Personen erscheint, die historisch durch lange Zeiten getrennt sind, z. B. Constantin (im Rother) und Attila, wie er selbst als Wolfdietrich und Dietrich von Bern sich verwechselt, so sind auch wiederum die, welche mit ihm in Beziehung gekommen, unter sich vermischt, und Otacher im Fragment ist blos dem Namen nach Odoaker und Ortnit, dem Inhalt der Sage nach aber Ermenrekur.

Die besondere Vertauschung Wolfdietrichs und Dietrichs von Bern, wie sie in dem Dresd. Gedicht vorkommt, (wobei wir nur keine Absicht und Zufall, sondern ein lebendiges Untereinanderwachsen anerkennen), und welche vielleicht mit der Vertauschung von Otacher und Ermenrich im Fragment zusammenhängt, läßt sich durch den Umstand noch begreifen, daß Dietrich von Bern als Enkel des Wolfdietrichs im Ge-

---

(s) Einen andern merkwürdigen Fall vom Rückkehren der Namen hat Conne Pantheum 230. erläutert.

(u) Ortnits Verfahren, Dietwart und Eingher, sind beide 200 Jahre alt: an diese knüpft sich Wolfdietrich, indem er Ortnits Witwe heirathet; er wird 300 Jahr alt. Hugdietrich 160. Amelung . . . Dietmar 230. Zu bemerken ist, daß alle diese Zahlen aus 3. 4. 5 zusammengesetzt sind; wahrscheinlich waren es ursprünglich bedeutende, nach mythischem Wesen gezählene. Auch der Umstand, daß die drei ersten eine große Menge Kinder haben, wovon immer nur eins oder zwei leben bleiben, scheint auf so etwas hinzuweisen.

dicht angegeben wird. Der Natur selbst ist die Uebereinstimmung zwischen Großvater und Enkel nicht fremd, und wie daher Hugdietrich 1 und 2. so sollen auch Wolf-Dietrich (den Zunamen erhielt er nach dem Lied von der sängenden Wölfin, nicht gleich anfangs) und Dietrich von Bern wieder besonders zusammen. Dazu kommen gewisse allgemeine Ähnlichkeiten in der Sage von Wolfdietrich und Dietrich von Bern: jeder sucht ein entrissenes Reich wieder zu gewinnen, ist erst nach langen Beschwerden glücklich und erbt die Macht seines Gegners. Dietrich von Bern tödtet den andern Drachen, der dem Wolfdietrich entflohen war, nicht der Sohn. — Jetzt paßt es auch erst, daß Theodomir (Jornandes 52.) Vater des Ostgoth. Theodorich, d. h. des Wolfdietrichs, mit Dietmar, Vater des Dietrichs von Bern, übereinkommt.

Das Herüberspringen zu dem Gegensatz, das, wie überall, auch in der Sage vorkommt, folgt gleichfalls der Ansicht, daß Wolfdietrich und Dietrich von Bern nur ein einziger sind. Denn merkwürdig finden wir eine Fabel, die in der Wilkina-Saga dem Dietrich von Bern zugeschrieben wird, im Heldenbuch von dem Ottnit erzählt. Thidrikr fängt auf seinem ersten Zug den Zwerg Alpris oder Alfrikr, und dieser macht sich frei, indem er dem König das unschätzbare Schwert Nagelring verschafft; eben so Ottnit, als er zuerst ausfährt, begegnet dem Zwerg Elberich und bezwingt ihn; dieser, um sich zu lösen, giebt ihm ein wunderbares Schwert. Auf ähnliche Art stimmt Rother (Dietrich) in seiner Werbung um Constantins Tochter mit Ottnit überein, der die Sidrat mit Gewalt und List ihrem Vater über das Meer entführt.

Es erklärt sich ferner, wie Wolfdietrich gegen die Geschichte älter als Dietrich von Bern seyn kann; der Enkel ist gerade bei der Ternung der Sage auf die unrechte Person gefallen, und das Verhältniß wäre umgekehrt historisch richtig, wornach Dietrich von Bern der Großvater würde. Diese Bemerkung hebt auch viele chronologische Schwierigkeiten, denn damit werden Ermenrekur, Attila, die Burgunden und Nibelungen, die nur in den Sagen mit Dietrich von Bern zusammenlebend erblicken, dem Odoaker und Theodorich des Jornandes, wie es seyn mußte, vorgerückt.

Dietrich, also durch mehr als ein Menschenleben fortdauernd, brachte andere unter sich wieder in Verbindung, die ohne seine Vermittelung in keine Berührung kommen. Ermenrich oder Ermanaricus hatte nach Jornandes (c. 43. 58) in noch früheren Zeiten gelebt, nur mit Alexander vergleichbar, ging sein Ruhm weit aus. Er muß noch in das dritte, oder doch in das vierte Jahrhundert gehören, denn unter ihm, in seinem hohen Alter von 110 Jahren, waren die ersten Hunen unter Balamir, Attilas Ahnherrn, eingebrochen, und ein später Nachkomme Ermenrichs ward mit Theoderichs Tochter vermählt. Dennoch ist in der Wilkina-Saga Attila sein Zeitgenosse, und in der nordischen Dichtung er gar mit Svanhild, einer Tochter Sigmunds, vermählt, und da dieser wiederum mit Attila gleichzeitig war, wird er noch weiter heran gerückt. Es ist dabei unbezweifelt, daß er der Jormunrekur der nordischen Sage ist: Bicci wird zwar nicht genannt, obgleich die gens Roxolanorum (Rosmannorum) *infida* bei Jornandes (c. 24)

die den Ermanaricus zu verderben suchte, auf den treulosen Sifka zu deuten scheint, wohl aber Sonilda (Saniela) d. i. Svanhilde, (wie Brynjel st. Brynhilde), Sarna und Ammius (Saurle und Hamder) treten auf; so lebt er mythisch durch drei Jahrhunderte, und nur durch die Beachtung dieses mythischen Wesens löst sich aller Widerspruch. Die Poesie hat immer geflügelte Worte gesprochen, die frei aufgestiegen sind und keine Schranken geachtet haben. —

Der eigentliche Herr des Liedes ist der alte Hildebrand. Den historischen Grund von ihm auszumachen, mißlingt bei der Dürftigkeit der Geschichtschreiber der damaligen Zeit; indessen ist hier die Meinung anzuführen, er sey mit dem deutschen fabelhaften Celta-Brennus (Aventin Bair. Chronik Bl. 37: der auch von ihm will alte Lieder gelesen haben); eine Person (10), was Goldast (in paraenet. p. 336.) ebenfalls vorbringt.

Betrachten wir ihn dagegen mythisch, so ist es angenehm, die Ansicht, die von dem königlichen Stamm gilt, auch hier in dem Nebengeschlecht der Wölfinge bestätigt zu finden, und zwar auf doppelte Weise. Erstlich fällt es schon auf, daß die Silbe brant: berühmt, ruhmglänzend, oder die ihr gleichbedeutende braht in den meisten Namen des Stammes wiederkehrt: Hadubrand (Alebrand), Hildebrand und Heerbrand, so ist auch nicht zu bezweifeln, daß Bechtung eben so viel als Bertung bezeichne, mithin dasselbe aussage, da bert, bart, glänzend, herrlich, bedeutet. Berta, Berahta, Berchta, sind ganz gleichgeltende Formen; aus Berchtung wurde nachher das r ausgestoßen (Berchtoldsgaden und Bechtoldsgaden). Der Beweis liegt im König Rother, wo der alte Meister Berter oder auch Berker heißt, (weil k und t häufig tauschen, der Übergang ist Berchter 731.), daß dieser aber mit Bechtung identisch, ist gar keinem Zweifel unterworfen; dadurch wird der schon bemerkte Zusammenhang der Sagen von Rother, Wolfdieterich und Dieterich von Bern aufs neue anschaulich, und Berter, Bechtung, Heerbrand und Hildebrand sind episch eine und dieselbe Person. Zweitens: noch merkwürdiger ist es, die Hauptsilbe dieses Namens zu vergleichen; in dem deutschen Ahnherrn (Bechtung) geht sie verloren, aber in Heerbrand und Hildebrand stimmen heeren, kriegen, und Hild, Krieg, Schlacht wieder überein. Bedeutender wird dies, wenn wir sehen, daß in einem altfranzösischen Gedicht vom König Horn (Rikson III. 274.), das durch so viel andere Umstände seinen angelsächsischen, altfränkischen Ursprung durchblicken läßt, ein Heerbrand und Hildebrand neben einander genannt werden, ohne daß etwas anders auf Gemeinschaft mit unsern Sagen deutete; ja es wird ihnen noch ein Bruder Godebrand zugegeben, dessen erste Silbe man ebenfalls ohne allen Zwang von dem Worte god, guth, gund, d. i. Krieg, abzuleiten hat. Hiermit trifft nun zum Theil wieder zusammen, daß in der Wilkina-Saga c. 163.

(10) „Haben auch die alten Deutschen des Dieterichs von Bern, des alten Hildebrands männliche Thaten gereimt, welchen die Historien Celtem Brennum, das ist Held Brenner, nennten." Err. fr. or. I. 320. 321. denkt dagegen an den fränkischen Comes Childebrandus. Der Name war aber in ganz Deutschland ein gar häufiger.

203. einmal ein Heerbrandur auftritt, der, ohne ein Verwandter Hildebrands genannt zu seyn, mit dem er sogar zu gleicher Zeit gegen Isungur zieht, dieselbe mythische Gestalt ist, wie aus seinem Amt erhellet, wovon nachher. Die wichtigste Bestätigung liefern indessen die genealogischen Tabellen der berühmten nordischen Heldengeschlechter (hinter der Olaf. Tryggvaf. Saga; edit. Skalholt 1689. 4. p. 333. und sonst), die den Stamm der Hildinger so eröffnen: Hilder var father Hildibrands, father Vigbrands, father Hildis or Herbrands ... thessi ätt heiter (dieses Geschlecht heißt) Hildingar; hier liegt der Begriff nicht nur in unsern wieder vorkommenden beiden Namen, sondern auch in Wigbrand von Wig, Schlacht, Krieg, und selbst in den einfachen Hildur, und sogar das ganze Geschlecht führt den Namen Rehmen wir nun die in der alten Dichtersprache häufigen Ausdrücke (a. s.) hildewulfas und heerewulfas, Kriegswölfe, das heißt, Krieger, hinzu, so haben wir, außer der an sich zu beachtenden Zusammenstellung, die Identität der Wölfinge und Hildinge namentlich erwiesen, indem beide nur von gleichbedeutenden Theilen eines Worts abstammen. Die Stelle der altnordischen Genealogie ist darum auch so bedeutend, weil sie vermuthen läßt, daß die Sagen von Heerbrand und Hildebrand ebensowohl dem Norden als Deutschland angehören, obgleich sie sich nur in dem letztern erhalten haben. Was könnte für ihr höhes Alter deutlicher sprechen?

Aber auch der Charakter dieser Helden bezeichnet ihre mythische Einheit, und dies führt eines Theils die Betrachtung darauf, andern Theils aber der merkwürdige Umstand, daß dieser Character, wie er in den spätern Gedichten sich entwickelt hat, mit bestimmten Zügen in dem alten Fragment schon angedeutet wird, welches glücklicher Weise gerade von ihm redet und ihn beschreibt. Die Treue sehen wir zuerst hervorleuchten. Von Vetter heißt es: „er war von Grunde auf geboren zu dem allertreusten Mann, den je sich ein König gewann," (Rother 5088.) Es giebt keine großmüthigere Treue, als wenn Bechtung den Wolfdieterich jedesmal, wie eins seiner Kinder fällt, anlacht, damit er ihm ihren Tod verhehle (Wolfdieterich 385 und 500.); und Puntung heißt seine Frau davon schweigen, damit sein Herr, der sich aus Leid darüber tödten wollte, nicht daran gedenke. (Dresd. Wolfd. 146.) Noch vieles andere zeigt seine Treue an, wie er Wolfdieterich durch sieben Jahre behütet, und, als Pilgrim verkleidet, ihn aufsucht, wie seine Söhne in Ketten geschmiedet, weil sie nicht von ihrem rechten Herrn abfallen wollen, zehn Jahre auf einer Mauer gehen; aber Wolfdieterich läßt auch noch den todten Bechtung im Grabe, und seine Klage um die elf treuen Dienstmänner, die ihm lieber sind, als tausend Kaiserinnen (1975.) geht durch das ganze Gedicht. Das alte Fragment erzählt Hildebrands Treue, womit er, alles verlassend, Ruhm, Frau und ein unerwachsenes Kind, Dietrich in's Elend folgte; aus den andern altdeutschen Gedichten noch Beispiele anzuführen, würde überflüßig seyn, da fast alle seine Thaten auch wieder auf seine Treue hinweisen; er heißt „der Getreueste, der leben konnte" (W. S. 382. Dresd. Laurin 15.) und in seinem Schilde führte er die Stadt Bern, „um immer daran zu gedenken, daß

er ein treuer Mann Dietrichs von Bern sey." (W. S. 154.) Niemals will er sich von ihm trennen (W. S. 380.) Als Dietrich durch Siegenot gefangen lag, und er draußen kämpfen hörte, sprach er: „wahrlich, das ist mein Meister, das hör' ich an den Schlägen; er will seine Treue an mir Elenden nicht brechen, wo ich beschwert ward, da kam er mir allwegen nach, und besorgte mich gar schön." (Str. 170.) — Durch das ganze Geschlecht Hildebrands geht diese Treue. Eccard von Breisach ist der Meister der jungen Harlunge, und wie in der Wilkina- und Blomsturwalla-Saga (wo sie Aki und Etgard heißen) und nach Heinrich von München, Dietrich von Bern Geschwisterkind mit diesen, so ist nach dem Anhange des Heldenbuchs Hildebrand Geschwisterkind mit Eccard, und wir finden demnach dasselbe Verhältniß, nur auf andere hingerückt. Nicht blos der Name ist hier wieder bedeutend, da Eck auch das Recht, die Treue, heißt, (von Eh, Ehe, ächt), sondern es wird noch ausdrücklich der getreue hinzugefügt („du getreuer Mann" Dresd. Roseng. 354. „der ein getreues Herz trägt" Alphart 401) aller Untreue ist er feind, darum will er eine ungetreue Maid nicht küssen (Dresd. Roseng. 360), und in solcher Gesinnung steht er dem ungetreuen Sifka, wie dieser überall heißt (z. B. Alphart. 71. 420.) entgegen. Er gerade sucht den Sifka im Kampf auf, aber dieser verbirgt sein Schildzeichen, damit er nicht erkannt werde (Alphart 445. 446.) In der Wilkina-Saga heißt er Fritila, (in der Blomst. S. Udilon: egregius, aber Fritula, wird dagegen noch, wie auch in der W. S. die väterliche Burg der beiden Zöglinge genannt); ein anderer Name, der aber fast dasselbe aussagt: einen, der Frieden giebt, Beschützer (wie Fridiluba und das nordische Frode); seine Treue liegt deutlich in der Antwort, welche er dem Ermenrekur, auf die Drohung, beide Jünglinge aufhängen zu lassen, giebt: „so lange ich und mein Sohn aufrecht stehen, sollen sie nicht hängen" (c. 255.) Eben darauf ist es wohl zu deuten, wenn Meister Alexander (hinter Tristan der Müll. Samml. S. 144. CXLVI.) von dem „zornigen Eckhard" dem König Ermenrich gegenüber spricht; so wie bei Marner (Manesse II. 176.) „Eckeharts Noth." Zuletzt hat die Sage die Treue des Eccard, auf der hier der Accent liegt, noch weiter ausgedehnt; er geht mit einem weißen Stab vor dem wüthenden Heere und warnt vor Unglück (Agricola Sprüchw. Nr. 667.), dann sitzt er am Venusberg und sucht jeden abzuhalten, der hineindringen will. (11)

Sibich war erst so getreu, wie nachher ungetreu, und die Etymologie seines Namens bestätigt beides zugleich. Das alte syb, sib, bedeutet Friede, Freundschaft, wovon Sippe, Verwandtschaft, Freundschaft; kip Zank, Raub; tiuf Dieb, Räuber, dän. tyk, falster, kyv, farö. kievur (k und s tauschen häufig.) Allein die Ableitung von Hund ist noch deutlicher, denn wie der Hund das treue Thier ist, so wird er auch das falsche genannt (in der Re-

(11) Eccard II. Markgraf von Meißen, wird wegen seiner Unhänglichkeit an Kaiser Heinrich III. in einem Diplom von 1034. nicht schlechthin unser Getreuer, sondern fidelissimus Ecclesiae noster genannt. Sagittarius hist. Eccardi II. marchionis Misn. S. XVIII. Es ist leicht möglich, daß dies in Beziehung auf die alte Sage geschah.

denark: du falscher Hund, du Hundsaag!). Der Hund heißt aber a. s. bicca, englisch bitch, nordisch bygga und bykkia, und wiederum: fisi (12) (Ihre h. v.) in deutschen Mundarten: Sib, Zuppe, Zippe, Tisse, Tebe, Debe, gangbare Hundsnamen, die Eigennamen: Zipf und Tybeke mögen ein und dasselbe Wort seyn. Die Formen Bicca, Sibich und Sifka werden dadurch bewiesen und klar; eine merkwürdige Hinzeigung auf den Orient ergiebt sich aus dem persischen Worte spa (sonst noch sit und sig) für Hund, arabisch tebise, türkisch köpek, in mehrern nordasiatischen Dialecten schip, lappisch tips. Wie aber Hund und Fuchs öfters eins, ist Sibich in der altdeutschen Mythe das wahre und eigentliche Princip des verschlagenen bösen Fuchses; mit Bedeutung sind ihm Haar und Bart von blutrother Farbe und selbst das Antlitz rothfleckig, (W. S. 167) er fuchsblaae Math Ermenfrieds, so wie Ermenfried mit Ermenrich; beide stehen in den Nibelungen als Jenfrit und Jrinch neben einander, und letzterer noch in guter Eigenschaft; wegen des Näheren verweisen wir auf die bereits S. 13. gedachte Abhandlung von der Irmin oder Iring-Straße.

Die treuen Helden erscheinen überall festhaltend am Recht und streitend dafür. Bei dem Kampfe Thidrikurs und Ermenrekurs steht das Gute im Hildebrand dem Bösen in Sifka gegenüber; beide führen auf ihrer Seite das Banner, und Hildebrands Sehn ist es, wie die erneute Kraft und das wieder erstarkte Recht, der das Banner des Sifka entzwei haut, und nach langem Kampf ihn selbst tödtet, womit auch Thidrikurs widerwärtiges Schicksal überwunden ist. Darum heißt auch Sibich „der unnütze" (Müller Samml. III. Fragm. S. XVb) und sprüchwörtlich alles Gottlose („Raub, Mord, Brand, Neid" Reimar b. Manesse II. 130 und 147.) „Sibchen Weise." Ein ähnlicher Gegensatz ist in den beiden Räthen des Königs Sigar, Bolwis, (bol, baul, das Übel) und Bilwis (bil, Billigkeit und Recht); dieser will stets das Gute, jener das Böse, und einer bestreitet den andern (Saxo Gr. L. VIII. p. 128 ed. Steph.); wahrscheinlich sind sie in mehrere Sagen eingegangen, wenigstens stößt man verschiedentlich auf Räthe des Namens Bolwis. Deutlich spricht das alte Fragment die Gesinnung Hildebrands aus, wenn er sich weigert, mit Hadubrand zu kämpfen und ausruft: „Herr Gott, daß du nimmermehr Kampf zwischen zwei so nahverwandten Männern zulassest!" und dann klagt: „nun soll mich mein eignes Kind mit dem Beil darniederst strecken, oder ich sein Mörder werden?" In dem Rosengarten hat er den alten König Sibich besiegt, aber die leichtfertigen Küsse seiner Tochter verschmäht er als Belohnung. Am herrlichsten, gleichsam das Schwert der Gerechtigkeit selbst, erscheint er am Ende des Nibelungenliedes, als Chriemhild dem gebundenen Hagen das Haupt abschlägt: wiewohl ihn der Held selbst in ängst-

(12) Da die deutschen Formen zum Theil bestimmt auf den weiblichen Hund eingeschränkt werden, so darf man sich hierbei der nordischen Göttin Eir nun so mehr erinnern, als Sifka auch ein nordischer Weibername ist (Hervar. S. c. 12. 17).

liche Noth gebracht, soll sie doch ihrer Frevelthat nicht genießen, und zürnend haut er sie nieder. (Nib. 9616. 24.)

Besonders hervorgehoben ist die Erfahrung eines, der die ganze Welt durchzogen hat. „Mir ist kund alles Menschengeschlecht," sagt Hildebrand in dem Fragment; eben so Bechtung (Wolfd. 16.): „ich hab durchstrichen Heiden- und Christenheit," und Liebgarts Vater ist er darum schon bekannt, (57). Herbrandur, eben der, den wir schon näher zu Hildebrand gestellt hatten, wird der weitgewanderte (hinn vidforli) genannt, und von ihm behauptet: „er war beinahe um alle Welt gefahren (nalega hefur hann farit umm alla veroldina.)" (Wilkina-Saga c. 163.) Damit hängt nun wieder ihre Klugheit und Weisheit zusammen. In dem Fragment gehen die Worte darauf: „Hildebrand war ein hehrer Mann, klug im Geist" und wie er dann selber sagt: „wenn du stark genug bist, magst du von so hehrem Mann Rüstung gewinnen." Eben so wird der Beinamen des weisen dem Bechtung (Wolfd. 9) dem Herbrandur (hinn vitri, W. S. 171.) und dem Hildebrand, (besonders Nibel. 9109. Alph. 327. 357.) gegeben, selbst im Streite pflag dieser Weisheit (Dresd. Rosenq. 388.) Darum hat auch Zauber keine Gewalt über Bechtung (Wolfd. 533.); Hildebrand weiß, weil er die ganze Welt kennt, von allen Abentheuern; er erzählt dem Dieterich von Siegenot und von dem Rosengarten des Laurin, er kennt dessen Kostbarkeiten und Zauberdinge allein (Dresd. Laurin 74), so wie er allein weiß, wie er zu bezwingen ist (109.) Als die Nibelungen zu Etzel kamen, war es ihm „grimme leid" (6891.), als sähe er das große Verderben voraus. Wenn das Fragment an Hildebrand die Tapferkeit rühmt: „er war der berühmteste Degen, Kampf war ihm das liebste, kühnen Männern war er bekannt;" oder wenn er selbst sagt: „nie ward ich gefangen in Banden gelegt, und: der sey der schlechteste aller Ostgothen, der einen Kampfstürmen abhalten wollte," (dagegen Sibich: „war stets unter denen, welche flohen und schlug nie Schwert durch den Helm;" Parcival 12578.) so scheint es unnöthig, entsprechende Beispiele aus andern Gedichten zu geben, von dem sturmkühnen Recken (Nibel. 9101.), der focht, als wüthe er (9237.) und oft mit einem Schwertschlag, vor dem sich niemand schilden konnte, siegte (W. S. 168.), aber zu bemerken ist der weitere Ausdruck: „er war immer an der Spitze des Volks," womit gemeint wird, daß er Vorfechter (προμαχος) gewesen, und das Banner getragen, welches Amt ihm auch die Wilkina-Saga (c. 264. 378. 379.) ausdrücklich beilegt. Eben so auch Herbrandur, (wodurch seine Identität mit Hildebrandur wieder recht deutlich wird) zeigt, mit dem Banner in der Hand, als Merkismadr (Mann, der das Schildzeichen führt), den Weg, und in dem Heldenbuch wird Herbrant, Hildebrants Vater, von Wolfdieterich unter allen erwählt, die Sturmfahne zu tragen (Str. 2093. 2268).

Ferner ist das Alter der Helden bedeutend. In unserm Fragment sagt der Sohn zu Hildebrand: „du bist ein so gealteter Mann," und glaubt nicht, daß sein Vater noch am Leben seyn könne, da alte Leute, die vordem gewesen, nur noch von ihm zu erzählen gewußt. Hildebrand selbst sagt, daß er „sechzig Sommer und Winter außer

Lands gewesen." Noch bestimmter ist das spätere Lied, wo der Sohn dem Vater räth, lieber daheim bei einer heißen Glut zu sitzen, (Worm. L. run. v. arinhaukur) aber Hildebrand antwortet: „von meinen Herzügen ist mir der Bart grau geworden" (wie im Siegenot Dresd. Mß. 157. „ich hab gefochten manchen Tag"), und spottet: „wer sich an einen alten Kessel reibt, der macht sich schwarz." Nach der W. S. (582.) ist Hildebrandur 130, oder, „wie andere sagen, 200 Jahr alt geworden"; auch erzählt sie ausdrücklich (374.), daß Hildebrandur einen grauen Bart gehabt, der ihm bis auf den Gürtel gegangen, dessen auch in den andern Gedichten Erwähnung geschieht (Roseng. 139. 392.); Siegenot zückt ihn daran in die Höhe und trägt ihn fort (Endt. Druck v. 1661. Str. 152. 155). Der alte heißt Hildebrand so allgemein, daß sein Name fast immer mit diesem Zusatz vorkommt, oder der alte greise (Siegenot 159, Roseng. 271. Alphart. 135., Dietr. und Gesellen. Leipz. Fragm. 3.) eben so wird Bechtung genannt (Wolfd. 491.), der auch einen langen grauen Bart trug, da Bogen und gar sein Sohn Hach „alter Ziegenbart" von ihm sagen, (Wolfd. 385. 2127.); wiederum wird Hildebrands Bruder Ylsan (im Roseng.) so vom Fährmann gescholten. Auch den getreuen Eccard, beschreibt die Volkssage als einen alten Mann, (Mörin ed. 1512. Bl. V.) „mit einem schönen langen Bart." Am schönsten jedoch ist das Alter an Berter ausgedrückt; er, „ein alter Jüngling" (Rother 2165), dem auch, wie dem Hildebrand, der lange Bart bis zum Gürtel ging, so daß niemand so würdig gewesen zu den Zeiten, wie der Herzog von Meran (2469. 3506.); zuletzt, steinalt, kommt er zum Rother als ein schneeweißer Degen, dem das edle Haar (vor Alter) abgeschoren war (5081 ff.).

Auf diesem Inbegriff aller Heldentugenden beruht die Meisterschaft und das Amt dieses Geschlechts. In allen ritterlichen und adelichen Künsten unterrichten sie ihre Herrn, halten sie im ganzen Leben vom Bösen zurück, erwecken ihnen Muth und berathen sie in der Gefahr. Sie haben sie „in der Pflege," und wie hoch diese geschätzt ward, sieht man daraus, daß Bogen und Wasmuth, den Bechtung, wiewohl er ihnen bisher feindlich war, bitten, bei ihnen dies Amt zu übernehmen. Hildebrand sagt dem Dieterich, nachdem er anfangs dem Kampf zwischen beiden „durch die Finger gesehen," und versucht, sie zu scheiden (Dresd. Laurin 99.), auf welche Weise Laurin allein zu bezwingen (109.), so wie er ihn beim Auszug gegen Siegenot Anweisung zum Kampf giebt. Als Chrjemhild ihn zum Streit aufreizen will, spricht Hildebrand für ihn: „wer die Nibelungen schlägt, der thut es ohne mich." (7650.) Dagegen Dieterich: „ich will zu allen Zeiten, Meister, in deinen Rath bestehen" (Siegenot 5.) und: „ich will dir folgen bis an mein Ende" (136.) Die Meister scheuen sich nicht, ihrem Herrn Vorwürfe zu machen, als Thidrikur übermüthig seiner Macht sich rühmt, sagt Herbrandur, er rede wie ein Kind, (W. S. c. 171.) so wie Hildebrandur, als Thidrikur von dem Streit mit Widga nicht abstehen will: das Kind soll haben, wornach es weint. In dem Rosengarten will der König nicht mit Siegfried kämpfen, da hebt Hildebrand die Faust auf und schlägt ihn auf den Mund, wie Berter den Zagen, der den Rother von seinem Zug abhalten

wollte (Rother 566.) Dann ermuntern sie überhaupt die treuen Dienstleute zum Kampf, werden von diesen um Rath angerufen (wie im Dresd. Laurin 151.), und meistern sie, als Wolfhart gegen den Volker springen will, sagt Hildebrand: „ich wähne du willst wüthen durch deinen dummen Zorn.“ (Nibel. 9195.) Diese Zurechtweisende und die Macht belehrender Worte finden wir in unserm Fragment ausgedrückt, wenn der Alte den Sohn abzuhalten sucht, und ihm vorstellt, wie er Böses thue, wenn er ihn tödten und seinen Leichnam berauben wolle; besonders aber in der Erwiederung des Sohns: „Später, du bekrest mich mit deinen Worten.“ Puntung im Grabe bittet Wolfdieterich noch, seinen Brüdern zu vergeben, (Dresd. Wolfd. 339.) und vor allem schön ist es, wann Dietter seinen lieben Herrn, nachdem er ihn zu allen Heldenthaten und allem weltlichen Glück geführt, bittet mit einem geistlichen Leben sein Ende zu beschließen. — Es hat sich in diesen Meistern Treue, Sitte und Recht, als siegreich und über alles andere dauernd, lebendig dargestellt; sie sind eigenthümlich deutsch in allen Äußerungen, und gleichsam Wurzel und Stamm, auf welchen die herrlichsten Ritterthaten fest standen.

Endlich gehört Hildebrands Frau, Ute, hierher. Ihrer Treue gegen die Wölfinge ist schon Erwähnung gethan, vielleicht deutet auch ihr Name darauf, wenn man ihn durch Bote (bona) erklären darf. Gut, wie im Dresd. Lied, führt geradezu darauf. das dänische Jodte ist daraus entstanden, im Mittelalter Jutta, ein gewöhnlicher deutscher Name; hieraus kommt das alte Ute (Utte, Jute); in der V. G. Oda (c. 368) ist dasselbe, das Wort hat hier noch nicht das g angenommen, wie Othin in Gott; es ist dies häufig in den aus dieser Stammsilbe gebildeten Namen, z. B. Dietfried, Ottwin u. s. w.; dagegen findet sich auch Gottfried, Gottwein. Im Namen wie im Character stimmt Hildebrands Frau Ute mit der immer zum Sanften und Frieden rathenden Mutter der Chriemhild im Nibelungenlied überein, und so mögen beide eine nahverwandte mythische Gestalt seyn. Merkwürdig ist hier der Umstand, daß in der nordischen Sage die Namen der Mutter und Tochter verwechselt und umgekehrt sind; im deutschen Lied übt Chriemhild die entsetzliche Grausamkeit, in dem nordischen die Mutter durch furchtbare Zauberei, darum heißt diese hier Grimhildur, die Tochter aber, die leidend, von Natur sanft, denn erst durch die andere Hälfte von Jofurers Herz, welches ihr Eigenthum zu essen gab, ward sie grimmig gemacht, und gegen ihre Brüder, ohngeachtet des Verraths an ihr, doch mild und hülfreich erscheint: Gudrun (d. i. Ute, der andere Theil des Worts bezieht sich auch wieder auf die eigenthümliche nordische Fabel.) An diesem Beispiele kann man die tiefe Bedeutung der alten Eigennamen, wie sie der Sache und dem Inhalt folgen, recht deutlich erkennen. Dennoch, was vielleicht zu frei und gewagt in den vorangehenden Behauptungen erscheint, mögen folgende Bemerkungen in mildern Licht stellen. Die Sage liebt es, oft einen bedeutenden Theil ihres Inhalts fallen zu lassen, und aus einem kaum beachteten Punkt neu hervor zu treiben, ein Beweis, wie überall in ihr frische Kraft und Samen verborgen liegt. Der Zusammenhang mit dem andern bleibt bei der größten Verschiedenheit unverkennbar, und beruht

nicht selten in Kleinigkeiten, die doch wieder so eigener, man kann sagen, eigensinniger Natur sind, daß sie kein Zufall erklärt; es ist die Uebereinstimmung, die wir bei Geschwistern von der verschiedensten Gesichtsbildung finden, welche oft bestimmt gefühlt wird, ohne daß es möglich ist, sie auszudrücken. Hieraus folgt, daß bei einem Mythenstamme nur im allgemeinen Sinn von einer Hauptsache und Nebendingen die Rede seyn kann, und das, was hier wie nichtssagend liegen bleibt, dort die Wurzel des Ganzen zu seyn vermag. Daher erscheint der Name auf der einen Seite in diesem Verhältniß als etwas wichtiges und wohl zu beachtendes, auf der andern aber wird er auch wieder nicht mehr als eben das wichtigste geachtet; die Sage reißt sich davon los und unterwirft sich einem andern. Dieser neue kann wieder bedeutend seyn oder auch gleichgültig, wenn gerade kein Accent auf ihn gelegt worden. Es ist klar, daß auf diese Weise die mannigfaltigsten Verhältnisse entspringen; bei sonst gleichem Inhalt können blos die Namen verschieden seyn, wie wir in unserm Fragment Odoaker für Ermenrich finden; beide können in ihrer Weise bedeutend, oder einer kann gleichgültig geworden seyn, so sehen wir in Rother den Namen Dieterich nur als einen geborgten wieder erscheinen, der ursprünglich der rechte war; und dem Amelung, der in dem Lied den alten Hildebrand vor seinem Sohn warnt, in der Wilkina-Saga den unpassenden: Conrad, gegeben. Aber auch davon zeigt sich hier ein Beispiel, daß eine Reihe in ihrer Sage bedeutender Namen auf eine andere übergegangen ist, wo sie wahrscheinlich dieses Gewicht nicht mehr hat, indem nämlich Gudbrand, Hildebrand und Heerbrand in dem Gedicht vom König Horn vorkommen; ja selbst die beiden Namen Hornkind und Rymenild, neben einander, haben gewiß in Siegfried (Horn in den altdänischen Liedern und das Siegelinden-Kind) und Chriemhild ihr Vorbild, ohngeachtet die Sage unter ihnen eine andere, und selbst der Name Horn durch den Trank aus dem Horn auf andere Weise erklärt wird.

Wenn wir hier auch versucht haben, einige Namen als bedeutend zu den Inhalt der Sage zu erklären, so wird, wenn es nur sonst nicht mißglückte, dies keinen Einwurf machen, daß in andern Fällen an eine solche Beziehung gewiß nicht zu denken ist. Was die Bedeutung selbst betrifft, so sehe man diese nicht als eine genaue Bezeichnung an, sondern als ein unabhängiges Hinneigen oder Streben nach Zusammenklang, das alle Poesie bezeichnet, und sich in jegliches Detail verbreitet, daher es oft feiner ist, als daß es in Worten dargelegt werden könnte. Dasselbe gilt auch, wenn wir geglaubt, in einigen epischen Personen eine sittliche Idee ausgedrückt zu sehen. Man verstehe dies nicht so, als habe die Mythe Vorsatz und Absicht gehabt, sondern wie man sagen kann, daß die Poesie in ihrer Bedeutung beruhe, so muß auch in jeder mythischen Gestalt eine besondere Idee hervortreten, denn nur das bleibt endlich übrig, was sich dauernd in ihr durch alle Bewegungen des Schicksals gezeigt, darum aber leuchtet diese Idee in ihr stärker durch, als in jedem andern menschlichen Leben, weil die Sage alles Zufällige verdorren läßt. Dabei steht jedoch das Eigenthümliche und Besondere unangetastet, was, für sich unergründlich, mit das Herrlichste der Poesie ausmacht. Es soll kein Aufheben und Vergleichen

gegeneinander gelten, sondern nur miteinander, ein freies Gleichniß, das uns dem Verständniß näher führt. Die Mythe selbst ist und bleibt tausendfältig und wächst unter neuen Namen bei allen Völkern dieselbe auf. Unsere deutschen Sagen aber sind in einer viel frühern Zeit entsprungen, als ihnen die Geschichte anweisen könnte.

XI. Ueber die Fabel.

Giebt man nur zu, daß es interessant bleibt, Uebereinstimmungen zu bemerken, selbst wenn nicht mehr geschieden werden kann, was sich im Epos frei wiederholt, und was durch Tradition Zusammenhang hat, so läßt sich sagen, daß wenn Dieterich, ein Agamemnon, der Herrscher im Volk ist, Hildebrand ganz eigentlich ein rückkehrender, kluger, rathgebender, vielgereister Odysseus, Ute eine treue häusliche Penelope, Alebrand ein muthiger, rascher Telemachos sey; die einzelnen Umstände sind in beiden Mythen aber durchaus anders; Ute hat keine Freier (will man nicht dafür gelten lassen, daß Wolfhart im Siegenot ihr anräth, statt des Alten sich einen Jungen zu nehmen), Hildebrand geht nicht verkleidet als Bettler oder Pilger (wie Carl der Große, Conde Irlos und Esbiorn zu Frau Sidsel) heim, sondern in seiner eigentlichen Gestalt, nur daß der Sohn ihn für seinen Gefangenen ausgeben muß. — Die einzelne Sage, die hier dem Lied zum Grund liegt, besteht aus zweien Theilen, Vater und Sohn kämpfen, ohne es zu wissen, mit einander, und die Frau erkennt ihren Ehemann nach langer Trennung wieder. Jener kommt nicht selten in den alten Gedichten vor. In dem Roman von Olger Danske (S. 186 — 188) trifft Galder auf seinen Vater Göde, König von Dänemark, ohne ihn zu kennen, beide streiten mit aller Kraft gegen einander, der Sohn haut dem Vater ein Stück von dem Schild und die Riemen entzwei, daß es zur Erde fällt; sie steigen von den Rossen, ringen, und Göde wirft den Galder zur Erde; aber dieser springt auf und nun greifen sie zu den Schwertern. Göde kann mit aller Macht die Rüstung seines Sohnes nicht verletzen, da ruft er aus: verflucht sey der Schmidt, der deinen Helm und Harnisch gemacht!" Nun erkennt Galder seinen Vater an der Stimme, kniet nieder, streift den Helm von seinen Augen und spricht: „liebster Vater, König Göde, ich habe so stark auf dich gehauen, und wußte nicht, wer du warst, weil ich aber gekommen, dich zu erlösen, so vergönne mir, daß ich dich küsse und umarme." — Ottnit kämpft mit dem Zwergkönig Elberich, seinem Vater, und besiegt ihn nach einem heftigen Widerstand, worauf auch dieser sich erst zu erkennen giebt. — An Bogsweigr geräth mit seinem Sohn, den er noch nie gesehen, in einen Zweikampf, er erkennt ihn nicht, bis er den Ring erblickt, welchen er der Mutter des Jünglings zum Wahrzeichen hinterlassen; An aber war zuerst müd geworden im Streit (Saga Ans Bogsweigers c. 20. S. 29. in Biörners

Kämpadater.) — Endlich enthält Ossians schönstes Gedicht: Karthon, eine ähnliche Fabel (B. 305 — 550. der Ahlwardt. Ausgabe) Klesamehr hat noch die seinen Sohn Karthon ersehen, weil er vor dessen Geburt fliehen mußte; jetzt weiß er nicht, daß er als Feind ihm gegenüber steht. Die Heerführer fallen vor dem Jüngling, da wird endlich der Alte selber gegen ihn geschickt; Karthon sieht ihn kommen, ihn erfreut der herrliche Anblick, und er gedenkt daran, daß er sein Vater seyn könne. Nun will er nicht mit ihm streiten, sucht ihn abzuhalten und bittet ihn, seinen Namen zu sagen; aber Klesamehr weigert sich stolz und besteht auf dem Kampf. Doch Karthon laßt immer seinen Sperer abire den Spieß, entreißt ihm das Schwert, und will ihn binden, aber Klesamehr stößt ihm dabei den Dolch in die Seite. Sterbend nennt Karthon seinen Vater, weil er vielleicht seinen Tod höre und betraure; diese Worte treffen des Alten Herz, er fällt schwirrend auf seinen Sohn und stirbt am vierten Tage. (13)

Das alte Fragment unterscheidet sich dadurch, daß Hadubrand auf die erste Frage gleich den Hildebrand Namen und Geschlecht entdeckt, während in den spätern Liedern der Sohn es durchaus nicht sagen will, weil es ein Zeichen von Furcht wäre; in der W. S. will Allebrandur, wenn gleich überwunden, sein Leben doch nicht durch Nennung seines Namens retten, seit ein alter Mann sein Sieger geworden. Auch dieses Verbergen des Stammes ist häufig in den alten Sagen; Thetleif sogar in der W. S. giebt sich einen falschen Namen, weil Sigurdur, wenn er den wahren sagte, ihm, seinen Verwandten, den Kampf versagen würde. (14) — Ferner die Art, wie in den spätern Liedern die Entdeckung eingeleitet wird, indem sie aus einem früher gesagten folgt: „heißt deine Mutter, so bin ich Hildebrand dein Vater," finden wir in andern Gedichten wieder; es ist gleichsam eine Sorge im voraus, alle Zweifel abzuschneiden epische Genauigkeit und Umständlichkeit. So heißt es in den Kämpe-Visern wieder aufnehmend: S. 92. "Vog mark, Fru Hillerslille heder din moder, det kand jeg for dig ei dölie, du est min yngste Broder;" (und sonst noch S. 45. V. 57 — 58. S. 485. V. 23. 24.)

(13) Noch häufiger kehrt die Fabel wieder in dem Kampf von Verwandten und Freunden, wie z. B. Parcival mit seinem Bruder Feirefiz. Im Kampfe Alphars und Hildebrands ist die Sage sogar ins Komische gekehrt; Hildebrand will sich darin nicht zu erkennen geben, Alphart suchte ihn vergeblich abzuhalten, der Alte aber wird besiegt, und nennt sich dann erst. (123. Siegfried im Rosengarten dem Dietrich.

(14) Mehrere Beispiele in dem Anhang der Uebersetzung der altdänischen Lieder S. 468. hinzuzufügen ist, daß Wolfdietrich in der Dresd. H. S. blos sagt, er heiße frommer Mann (Str. 857.) und Alphart weder durch Furcht noch Liebe seinen Namen sagen will. Sigmed dagegen als er dem Fafnir den feindigen anfangs barg, fürchtete die Verwünschung eines Sterbenden.

Noch ausgebreiteter ist die Sage, die in dem einen Lied hinzugekommen, von dem Ring, der in den Weinbecher gesenkt, die Unverweilheit des lang Entfernten kund giebt: schönes Gleichniß goldner Treue, die in dem Grund aller Freude liegen soll; so wie er selber das uralte, überall gebräuchliche Wahrzeichen zum Wiedererkennen mitgegeben. Horn, als er zurückgekommen, wirft der Rymenild den Ring in das Trinkhorn und spricht: „Frau, gedenke, was ich in den Trank warf," und daran erkennt sie ihn (Ritson II. p. 139. V. 1181.); dasselbe in der spätern Bearbeitung des Poulus (c. 38.) Der edle Möringer langt als Pilgram zu Haus an, wie seine Frau sich eben wieder vermählen will, da wirft er den Trauring in den Becher, sie erkennt ihn und sinkt auf die Knie vor ihm (Bragur III. 402). Princian läßt der Salome den Ring in den Becher fallen (Mecolf. 32. 55); Heinrich der Löwe den seinigen in zwei Theilen (wie D. Lugrim, wirft den Ring mit Dietrits und der Kaiserin Namen in den goldnen Kopf (Dresd. Wolfd. 302. 303). Jaurdon schickt dem Nerin den Ring im Wein (Straparola I. 176 b); und Hanuman, der indische, läßt ihn der Sita vom Baum herunter fallen (Polier Myth. des Indous I. 356). Selbst Märchen kennen diesen Motiv, Allerlei-Rauh legt den Trauring ihrem Liebsten unter das Weißbrot oder in die Brotsuppe, oder französisch als pesu d'aue, (b. Perrault) backt sie ihn in einen Kuchen, und wird daran von ihm wieder erkannt.

I. Urkundlicher Text.

de poeta.

Dat X fregin ih mit firahim
firi uuizzomeista. dat ero ni
uuas. noh uf himil. noh paum
noh pereg niuuas. ni noh heinig
noh sunna ni stein. noh mano
ni liuhta. noh der mareo seo.
do dar niuuiht ni uuas enteo
ni uuenteo. ⁊ do uuas der eino
almahtico cot. manno miltisto.
⁊ dar uuarun auh manake mit
man. co ot lihhe geista. ⁊ cot
heilac. Cot almahtico du
himil ⁊ erda X uuorahtos.
⁊ du mannun so manac coot
forXpi. for gip mir in dino
ganada rehta galaupa.
⁊ cotan uuil leon. uuistom
enti spahida. ⁊ craft. tiuſlun.
za uuidar stantanne. ⁊ arc
za pi uuisanne. ⁊ dinan uuil
leon za Xuurchanne.

II. Wiederherstellung.

Dat chifregin ih mit firahim firiwizzo meista,
dat ero ni was, noh ufhimil,
noh paum noh pereg ni was,
ni (sterro) nohheinig, noh sunna ni scein,
5. noh mano ni liuhta, noh der mareo seo;
do dar niwiht ni was, enteo ni wenteo,
enti do was der eino almahtico cot
manno miltisto, enti (dar warun auh) manahe mit inan,
cootlihhe geista enti cot heilac.
10. Cot almahtico, du himil enti erda chiworahtos,
enti du mannun so manac coot forchipi,

forgip mir in dino ganada rehta galaupa
enti cotan willeon wistom enti spahida,
(tugida) enti craft tiuslun za widarstantanne,
15. enti arc za piwisanne, enti dinan willeon za chiwurchanne.

III. Uebersetzung.

Das gefrug ich bei (den) Menschen (mit) Fürwitz meistem
daß Erde nicht war, noch Aufhimmel,
noch Baum noch Berg nicht war,
noch einiger Stern, noch Sonne nicht schien,
5. noch Mond nicht leuchtete, noch Meeresee; (Ocean)
obgleich da nichts war, Ende noch Wende,
und doch (so) war der eine allmächtige Gott,
Männer mildester, und da waren auch manche bei ihm
göttliche Geister und Gott heilig,
10. Gott allmächtiger, du Himmel und Erde wirktest,
und du Menschen so manich Gut gabest,
gib mir in deiner Gnade rechten Glauben
und guten Willen, Weisthum und Klugheit,
und Kraft, Teufeln zu widerstehen
15. und Arg zu vertreiben und deinen Willen zu wirken.

IV. Anmerkungen.

Z. 1. mit sirahim. Der Dat. Pl. des zum vorigen Gedicht Z. 9. erklärten Worts. mit hier so viel als: durch, von, bei, und kommt so häufig vor. Otf. V. 17, 19. mit mit mir, per me, K. mit dih, apud te, E. h. g. fr. 185. wid fiondom, inter inimicos; so auch das a. s. mid und with, ursprünglich dasselbe Wort, da m so oft in die Lippenlauter umgeht. Rother bit, mit, 4476. 4725. 4778. 4788. 4829. 4842. Nicht anders das isl. vith (ex, ab, per) und med. Alvismal: heita med

männum, med godum, vocari inter homines, inter Deos. — hifregin ih, erfrug, erfuhr ich, fando audivi, a. s. gefrägn ic, E. h. gifragn ic, isl. ek fra-
Thorl. sp. VI. 18. hochd. später ich gefriesch. fragen, frägnan, fregna, Ulf. frai-
han, fraignan heißt fragen, und auch: durch fragen hören, also hören, wie wir
noch jetzt: erkundigen, erfragen, Nibel. 8943. erfinden, in beidem Sinn gebrauchen.
(französ. trouver, finden und suchen); auch wohl das einfache: spüren, nicht mehr
aber das einfache: fragen; hören, hausjan, hyran, horian, heyra, ist das leben-
digere: mit Ohren hören, einen Laut wirklich hören; fragen das abstractere: ver-
nehmen, interrogando percipere, indessen hat das höhere Deutsch: gihoran schon
früh an der Stelle jenes: gefragen gebraucht, was im Niederdeutschen und Nordi-
schen schwerlich der Fall ist. — firiwizzo meista, Abl. Sg. Fem. E. h. firiwit,
Fürwitz, Vorwitz, Neugier; meista gehört als Adj. dazu, und ist kein Adv., wel-
ches immer auf meist, isl. mest, a. s. mäst, ausgeht, (wiewohl die gl. doc. meista,
potius, haben.) Die gewöhnliche Endung des weiblichen Abl. wäre auf o oder u,
doch findet man auch: ze ewigera heili U. V. u. fan thinera aldera idis E. h.
Z. 8. ero. sehr leicht könnte der kleine Strich hinter dem o ausgelassen oder übersehen
seyn; so las der diplomatische Abschreiber des Bundeides in Roquefort gl. de la
langue rom. I. tesdu st. tesan. Wiewohl erd fast hart klingt, und die gewöhnliche
Form ertha, Otf. thiu erda, Ulf. airtha ist, so haben die Isl. iorth, die Niederl.
aard und aarde; die a. s. eorth und eorthe, Fem. ja eard sogar männlich. Vor das
Wort erd könnte man noch die Partikel er (eher, vordem) suppliren, die sich
dann auch noch in die Alliteration schließen würde. Wegen des folgenden so ähnli-
chen Worts mag der Copist leicht zu einem Schreibfehler gekommen seyn. Nur kann
das vermeintliche ero nicht so viel als er, isl ar, a. s. är, ehr heißen, und das
Subst. Erde ist im Sinn nothwendig. Z. 10. der Acc. erda. ero allein läßt sich
schwerlich im Deutschen für Erde nehmen, obschon die griechische Form ἔρα, die
celtische er und ter, terra, ist, und das d hinten wohl gern ausgestoßen wird,
s. auch das isl. aur und Schütze, holst. Id. u. eer Erde. — ufhimil, Oben-
himmel, weil das Dach des Himmels die Erde zudeckt. (Pilgerlied: der Himmel ist
mein Hut, die Erde ist mein Schuh.) Thorlac. sp. VII. 73 leitet himinn von hefia
und harr ab, einfacher scheint es an heimr, Wölbung, tegmen, zu denken. Die
Formen himin und hefinn fallen zusammen, wie hafn und hamn, nafn und namn 2c.
merkwürdig ist, daß auch der altdeutsche Dialect beides.: himil und hevan, heban
neben einander gebraucht hat. Die Norden heißen den Himmel: Helm und Haus der
Sonne und Erde (hialmur eda hus sólar oc jardar.) Vigagl. S. p. 50. Compos. mit
upp haben sie mehrmals, so uppregin, superae potestates, Atvismal X. und
vom Himmel heißt es ebend. XII., daß ihn die Jötnar uppheim nennen, welches
genau unser Wort ist, die Woluspa hat upphimin, und auch in Oddrunargrate
XVII. heißt es: jord dusadi oc uphimin. Auch Upsala ist so zu verstehen. Die

Angelsachsen sagen: up-heofon, superum coelum, uphus, superna domus u. s. w. (*) exh. p. 19. trennt schon die Präpos. kaskof leot saman erda opa himile.

Z. 4. Das ergänzte sterro war dem Sinn, weniger der Alliteration, die sich auch an zwei Banden genügt, (wiewohl hier der erste Buchstab etwas weit zurück stehen müßte) nothwendig. Nohheinig foderte durchaus ein Subst., weil es des weiter folgenden noh halben von sunna ganz ausgeschlossen bleibt, sunna auch wohl nohheiniu bei sich gehabt hätte. Für stein, wie Ellinger in der Handschrift vielleicht ungenau las, ist geradezu frein gesetzt worden.

Z. 5. der mareo feo, Ulf. mari saiw, E. h. meriström, a. s. merestream, (so auch ahastrom, egstream) vergl. das spätere Meeresstran, Meerestran, das nicht von Strand oder Rand ableitet, (cf das isl. thraum) wo aber der Gen. deutlich ist, indem es heißt: über des wilden Meeresstran, während Ulf. sagt: hindar thana marisaiw und E. h. ober thena meristrom. Auch ließe sich mareo gut für das concrete Adj. mari, groß, hehr, rein, klar, später märe, märer, nehmen, zumal in der E. h. the mareo öfters vorkommt, nur darf man dies nicht mit dem Compar. mehre, Ulf. malzo, isl. meirri vermischen.

Z. 6. Do, hier wohl nicht da (cum), sondern entweder etsi, und das im folgenden Vers wiederholte dann so viel als: tamen, utique. Ulf. thauh, thau, E. h. thoh, isl. tho (cum tha) Otfr. thoh, a. s. theah (da, tha), engl. though. Gottfr. Tristan, v. 7., Marienleben 181, — oder da (tunc), wie in der E. h. häufig, mitten oder vornen im Satz. Später wurde dieses do nicht nur mit da, sondern auch mit dar verwechselt, und doch blos im Nachsatz gebraucht. — niwiht, ne-wiht, ne-iht, nichts, da iht und wiht gleich bedeuten; nach R. steht es auch zuweilen für nirgend, was hier besonders passen würde. entco ni wenteo, diese Redensart hat den Erklärern viele Mühe gemacht, ist aber einfach zu erläutern. Ursprünglich sind beide Wörter ganz eins und dasselbe, letzteres nur mit vorgesetztem w, beide bezeichnen: Grenze, extremitas; über wende s. das brem. W. B.; wenden

(*) Ausdrücke, die, wie hier ushimil, andern isländ. und a. s. genau entsprechen, sind ausnehmend merkwürdig, weil sie für die Gemeinschaft alter germanischer Sprachen und Mythen zeugen, und in unläugbar alten Handschriften aufbewahrt, für das bestrittene Alter nordischer Gedichte. Dahin gehören z. B. noch: Mittelgart (häufig). Himmelszunge, hebentungal, Mutspelli (E. h.) isl. Muspell, Breideblick (Rother 2645.) und die breite Welt, Erde, häufig, isl. breidablik, Balders Sitz; Helithelm, E. h. helothelm, gl. rhab. 974, isl. hulizhialmr, von hehlen, verhüllen, hylia. Wie aber dieses mit dylia verwandt ist, und dieses mit dem sächs. deenian, hochdeutsch tarnen, gl. doc. midit, tarnit, occultat, so sagt Tarnkappe genau dasselbe aus, und es wird fehlerhaft von tarren, audere, abgeleitet. Die unsichtbare Kappe der walisischen Mythe: Heulrod stimmt schon durch den Namen zur isländischen, obgleich die Ableitung von Sonne verführerisch war.

von einem Ort gebraucht, heißt: portendi, porrigi, facere limitem, finire, desinere, allewent, quoquo versum, ubique, aller Enden, endon allenthalben. Für: bis, donec, unz, findet man auch ant, hent und wend, wenz; ant-ent-entgegen, ist nichts als: gewendet, gegen, versus, das isl. ende (ἀνθις) genau mit unserm wieder verwandt; selbst unser Wort Ende hat in andern Sprachen den Labialvorsatz, lat finis, epirot. wende (*). Die Poesie liebt aber den Nachdruck, der durch zwei gleichbedeutende Wörter zusammen hervorgebracht wird, besonders wenn Alliteration oder Reim, oder beides hinzutritt, (Geld und Gut, Wind und Wetter, Handel und Wandel, Fimbulsambe, zoken und zuken, erwinden und erwenden, und unzählige andere, von denen einmal ein reiches Verzeichniß gegeben werden kann. Hier liegt der Ursprung des Reims neben der Alliteration, und diese Reime finden sich in den ältesten alliterirten Liedern.) Entro und wentro drücken daher die Leerheit des Universums lebendig aus, es war leer an allen Enden und Wänden, wie man ohne Zweifel noch heut zu Tag spricht. (Denn Wand, paries, ist auch von End oder Ecke zu leiten, letzteres weil veggr, wägg die nordische Form; wiederum heißt es sprichwörtlich: an Enden und Ecken.) Ja im Canzleistil herrscht die vollständige Redensart, s. Oberlin v. wenden, von Grundstücken: „die da stoßen, enden und wenden." Auch gehört das oben S. 61. erklärte Wendilsee hierher, welches mit seiner Form Endilsee (Notker 71, 8.) das Gesagte bestätigt.

Z. 8. Die Worte: dar warun auh sind vielleicht blos eingeschoben, stehen müßig und verlängern zu sehr die Zeile. mit inan, das Ms. soll: mit man lesen, was keinen Sinn zuläßt. inan durch innan, inana, innen zu verstehen, paßt nicht gut, da aber die Präposition den Abl. fodert, so ist ein Schreibfehler für: imo vorauszusetzen. R. Uebersetzung: den Menschen gnädigster, würde mannun st. manno verlangen, alsdann aber könnte man auch inan für den Dat. Pl. (statt im) ihnen halten: die göttlichen Geister waren unter, bei, ihnen, zu ihrem Beistand.

Z. 9. heilac, dies zieht R. auf Geister, indem er: Gott geweiht, übersetzt. Dann aber mußte es doch heilaga oder wenigstens heilage heißen.

Z. 18. forgip, so viel als gib allein, wie verleihen so viel als leihen, engl. forgive, a. f. forgyfan. Oberlin v. vergeben. — in dino ganada, Schreibfehler für dinero. — galaupa Acc. Sg. Dieses Wort ist im Altdeutschen immer weiblich.

Z. 15. za piwisanne, das noch lang später übliche Gerundium; diese Endung ist nie der bloße Infinitiv, sondern fodert immer eine vorstehende Präposition (gegen Kinderling Pl. Sp. S. 140.) Entstanden war sie aus dem Partic., daher auch in

(*) Auf gleiche Weise ist der Völkernamen Wenden, winden, einerlei mit Anten, verwandt mit Juden (altd. Endia, Indien) aspir. Hindus, mit dem Zischl. Sindus. Ost (ost) daher dasselbe Wort mit West; annus, das endende, oder sich wendende u. s. w.

andern Dialecten das d hinten noch stehen bleibt. piwlſan heißt vermeiden, evitare, fugere, vermeiden, abweisen, schwedisch förvisa, N. bringt eine Gl. irwis, evita bei. Vergl. irwizzen b. Otf. III. 1, 45. III. 22, 24. und das holl. wyten. Die Begriffe: wissen, weisen und wizzen (strafen) sind sich insgemein naheliegend.

V. Handschrift.

Eine Handschrift des Klosters Weißenbrunn hat mitten unter lateinischen Stücken unser altdeutsches Gedicht aufbehalten, vermuthlich war aber alles von einem Copisten ausgegangen, wie sich aus einer Bemerkung Docens (Misc. I. 22.), der den Codex zu Gesicht bekommen, schließen läßt. Ellingers diplomatische Abschrift ist in Bragur herausgegeben worden, und darnach unser Abdruck ganz getreu in Buchstaben und Zeilenzahl eingerichtet; genauere Beschreibung der einzelnen Buchstaben wird also hier nicht nöthig, da jeder ohne Mühe den Kupferstich in Bragur nachsehen kann, wiewohl Docen behauptet, daß der Character des Originals ungleich feiner und der und da abweichende Züge habe. Wir setzen diese Handschrift etwan auch in den Schluß des achten, oder Eingang des folgenden Jahrhunderts. Es kommen indessen darin zweierlei Abkürzungen vor, deren noch zu erwähnen ist. Die eine haben wir in unserm Wiederabdruck durch ein umgekehrtes griechisches großes Gamma ersetzt, obschon die Haken fehlen; es ist ein ganz gerad stehendes arabisches Sieben, bedeutet hier so viel als enti, in a. s. Handschriften and, in isl. ok, in lat. u. roman. et. In den letztern hat man es bisher für etwas späteres gehalten, und schwerlich in dem 13ten oder 14ten Jahrh. gesucht, (nach Gatterer a. a. O. S. 59. stammt es erst vom 15ten her!) indessen mögen manche a. s. die es gleichfalls haben, nicht viel jünger seyn; so ist nicht leicht auszumitteln, aus welchem Zug diese später so häufige Abkürzung entstanden ist. Merkwürdiger auf jeden Fall scheint die andere, ein großes X mit einem perpendicularen Strich durch dessen Mitte, den wir wieder hinzumalen lassen müssen. Unsere Diplomatiker würden es ohne Anstand für das nicht seltene vorkommende Chrismon ausgeben, und einige Erklärer des Gedichts haben auch schon das christliche Kreuz daraus gemacht, ohne zu bedenken, daß die vier Worte des Gedichts vor allem Z. 11. unverstanden bleiben. Ohne Bedenken halten wir es also für ein interessantes Ueberbleibsel des Runenalphabets, wie deren Hickes noch andere und zahlreichere sonst angetroffen hat; es ist das runische Hagol, welches dieselbe Gestalt trägt, und meistens h, zuweilen aber auch ch bedeutet, (Wormius Lit. run. 115.), wie man hild und child schreibt, und so mag es auch mit dem griech. X (mehr dem slav. Schwerte) verwandt seyn, das dem vorhin gedachten Chrismon gleichfalls zum Grunde liegt. Daß es in unserer Handschrift ch bedeutet, oder vielmehr statt des weicheren gi steht, wenn man das Z. 12. ausgeschriebene forgip zur Richtschnur nehmen will, ist vollkommen ausgemacht. Wanley hat unter den a. s. Abbreviaturen diese nicht mit verzeichnet.

Das kleine Gedicht wurde zuerst in dem siebenten Theile der Mon. boica gedruckt,

daraus in Pez anecd. I. 1. 418., und in Petersens Preisschrift wiederholt. Kinderling und Böth versuchten Uebersetzungen, Gräter in Bragur 5. lieferte eine und brauchbaren Commentar, besonders aber einen diplomatischen Abstich nach Ellingers Zeichnung; Reinwald in den lit. Blättern, Nürnb. 1805, Band 5, 152 — 154., und in Docens Misc. 2. 291. die erste bessere Uebertragung, im ersten Band dieser Misc. 22. 23. hatte Docen einige Bemerkungen zugetragen.

Ein bei diesen Anlässen besonders zur Sprache gekommener, auf einem unverständigen Mißgriff ruhender Irrthum über den vermeinten Dichter dieses Gedichts, das außerdem jedermann für Prosa hielt, braucht nun gar nicht einmal weiter erwähnt zu werden.

VI. Sprache und Alter.

Wenn wir in dem Hildebrandlied schon die Sprache der höheren Mundart zuerkennen mußten, so kann hier viel weniger Bedenken seyn, wo sie auf den ersten Blick noch um ein Theil ungemischter erscheint. Doppelt angenehm ist es aber auch, daß uns gerade die dort auffallenden Anomalien meistens hier wiederum begegnen, und mithin immer mehr von ihrem Gewicht einbüßen. So finden wir neben za, firiwizzo: dat, neben nohheinig, auh, cootlihhe, worahtos: manac, manake, bei Minnes. selk, welk, solch, welch, übrigens sind die meisten Formen entschieden hoch: paum, pereg, gip, pi; chi als Vorsilbe, wie bei Isidor, und S. Georg Symb. 423. und selbst in forchtpi statt forgipi, sogar galaupa, wirin der exhort. kascof, kapot und gapot, kawinnan; das k ist hier anderwärts, in cot, cootlih, cotah, coot an die Stelle des weicheren g getreten. worahtos paßt zu Hildebr. Z. 35. 26, forgipi zu wurti Z. 41.

Das Gedicht kann allerdings noch etwas südlicher und etwa in das heutige Frankenland verlegt werden, womit diesmal auch R. einstimmt, der es „einen rohen fränkischen Dialect des achten Jahrhunderts" nennt. Diese Zeitbestimmung nehmen wir an, finden jedoch in der Sprache nichts roheres und ungebildeteres, als in dem vorausgehenden Fragment, und was in der E. h. regelmäßiger erscheinen möchte, kommt der Sorgfalt zu, die mehr auf das größere und bedeutendere Werk gewendet wurde. Die Freiheit der Construction in der ersten Hälfte des Gedichts, Wörter wie Ushimil und Redensarten wie: entco und wenteo hätten wir alle Ursache, unserer jetzigen gebildeten Sprache zurück zu wünschen.

VII. Alliteration.

Die Ueberschrift des Gedichts in der Handschrift hätte nicht übersehen werden, und im voraus beweisen sollen, daß hier keine baare Prosa vorlag. Der Schreiber, welcher das fromme Gebet seinem Buch einverleibte, wußte wohl, daß es metrisch war, und wählte die Ueberschrift: de poeta, vielleicht hatte es ihm der Verfasser selbst mitgetheilt. Die Alliteration ist durchgehends klar und in Augen fallend, die Eintheilung der Zeilen

leicht, die metrischen Puncte stehen fast regelmäßig, und nur ein einzigesmal, wie es
scheint, an der unrechten Stelle, nämlich Z. 14. Dies ist zugleich die einzige, in welche,
wie sie da steht, keine Alliteration zu bringen ist, so daß sie entweder dem unverständi-
gen Compilator zur Schuld fallen, oder wahrscheinlicher emendirt werden muß. Obgleich
im Sinn nichts zu fehlen scheint, so hat doch gewiß zwischen enti und craft noch ein
Wort gestanden, das zu tinflun oder stantanne alliterirt. Vielleicht sollte es heißen:
tugida enti craft, Tugend und Kraft, wie wir hiernach schon bei der Wiederherstel-
lung des Textes gebessert.

VIII. Bedeutung des Gedichts.

Augenscheinlich ist es ein Ganzes und kein Fragment, ein Gebet an Gott, wie ähnliche
kürzere und längere in der angelsächsischen Poesie vorhanden sind; man sehe die drei
hinter Junius Ausgabe des Cädmon aus dem Cod. cott. Julius A 2. abgedruckten,
anderer die Wanley in s. Catal. anführt, zu geschweigen. Indessen fällt es auf, wie die
erste Hälfte des Gedichts fließend und poetisch, die zweite aber holperich und zusammen-
gesetzt lautet, so daß in Z. 14. selbst die Alliteration ausgegangen war. Es ist darum
gar nicht unwahrscheinlich, daß dem Abfasser des Gebets Stellen, Redeweisen, ja Wör-
ter aus einer altdeutschen poetischen Genesis vorgeschwebt haben, deren
er sich hier zur Ausschmückung seiner Absicht bediente. Der Eingang macht sich auch
ganz episch: das hörte ich sagen; uns ist in alten Mären; frett hesr auld efoda u. m. a.
aus der a. s. Bibel schreibung, die keinen gemeinen poetischen Werth hat, können
indeß nur wenige Parallelen gezogen werden. Alles bleibt hier der mosaischen Genesis
viel getreuer, und ist auch ungleich weitläufiger behandelt. Rechnet man von S. 3. Z.
11. des Abdrucks an, bis zu S. 5. Z. 14. so werden ungeachtet der beträchtlichen Lücke
zwischen Blatt 4 und 5. der usserischen Handschrift, dennoch 104 Langzeilen für die Schil-
derung der Schöpfung übrig bleiben. Der Eingang:

ne wäs her tha [ ]iet, [ ]the heolster [ ]rode [ ]riht g[ ]worden, ac thes [ ]ida grund stod [ ]eop and [ ]im.	Ne war hier da noch außer Kluftschatten [ ]ht geworden, sondern dieser weite Grund stand tief und [ ]ister.

stimmt etwa noch überein, allein nachher wird die Erzählung viel weiter entfaltet; von
Himmel und Erde ist erst 9 Zeilen nachher, von Gras und Meer wieder nach einigen
Versen, von Sonne und Mond erst lange darauf die Rede. Es ist alles zertheilt, statt:
da war weder Laub noch Gras, heißt es: folde wäs tha gyta gräs ungrene, (Erde war
da noch Grases ungrün.) Auch selbst einzelne Wörter lassen sich wenig vergleichen; die
Erde heißt: eortha, this rume land, (E. h. this breda baland. Rother 4057. breite
Erde) oder folde (Feld), der Himmel nicht Ufhimmel, sondern rodor, Firmament,
ein der a. s. Sprache eigenthümliches, und wohl so viel als Röthe, (a rutilante coeli
colore) bedeutendes Wort, das sich auch in ähnlicher Zusammensetzung up-rodor

fadet. Der Ocean wird mit einem schwierigen Ausdruck garseg (*) genannt.

Die Vermuthung ist an sich gar nicht so gewagt, daß unser altdeutscher Dichter nicht eine christliche Schilderung der Schöpfung, sondern vielleicht noch eine altheidnische vor sich, oder in Gedanken gehabt. Halten wir nämlich folgende Zeilen aus der ehrwürdigen Voluspa entgegen, so ist die Ähnlichkeit ungleich überraschender:

ar var alda, that ecki var,	früh waren der Alter (Zeiten), daß nichts war,
varat sandr ne sär, ne svalar unnir,	war nicht Sand noch See, noch kühle Unden (Wellen)
iörd fannz äva, ne upphiminn, gap var ginnunga, enn gras hvergi;	Erd fand sich nirgend, noch Aufhimmel, Gaffen war der Gähnungen, und Gras nirgends;
sol that ne vissi, hvar hon sali átti, stiornur that ne vissu, hvar thär stadi attu,	Sonne das nicht wußte, wo sie Saal hätte Sterne das nicht wußten, wo sie Statte hatten,
mani that ne vissi, hvat hann megins átti.	Mond das nicht wußte, wo er Kraft hätte.

Und so hebt auch Gagnradr seine Fragen an Wafthrudnir im Capitulum damit an: segdu that ith eina, hvathan iörth um com ethr uphimin fyrst?

Die Cosmogonien aller Völker fallen natürlich in diesen Stücken, und selbst wörtlich zusammen. „Einzig Narain war, nicht Brahma, Wischnu oder Mahadewa, nicht Wasser, Feuer, Zeit, Mond und Himmel, er aber Herr der drei Qualitäten; auf sein Geheiß sind Erde, Himmel im Orte, Sonne und Mond, Tag und Nacht in Bewegung, und die Monate und Jahreszeiten.“ Görres S. 74. aus Upnekhat, mit ähnlichen Worten im Bagavedam. Und die alte Parsenlehre spricht von Honover: „der reine Heilige, schnell bewegliche Honover, dieses große Wort von Gott geschaffen, das Wort des Lebens und der Schnelligkeit war vor Himmel und vor Wasser und vor Erde, ehe Heerden waren, ehe Bäume waren und Feuer Ormuzds Sohn war, ehe reine Menschen und Dews und Kharfester waren, ehe die ganze Welt war.“ Daß aber ähnliche Formen im Eingang der Glaubensbekenntnisse und Gebete der Christen gern angebracht wurden, möge das Gebet des russischen Wladimirs nach empfangener Taufe beweisen: „Großer Gott, der du den Himmel und die Erde gemacht hast, sieh auf dein neues Volk und gieb ihnen, Herr, dich, den wahren Gott, zu erkennen, so wie dich erkennen die christlichen Länder, und befestige in ihnen den rechten unveränderlichen Glauben, und mir hilf Herr, wider den Feind, der wider mich ist, damit ich hoffend auf dich und deine Macht überwinde seine Nachstellungen.“ (Nestor, übersetzt von Müller 179. 180.) Inhalt und sogar Folge der Gedanken stimmt fast genau zu unserm Gebet.

(*) Vermuthlich von zwei an sich gleichgeltenden Wörtern gar (isl. geir, Spießlanze, in manchen Gegenden Deutschlands: Geer) und serg, Rad, Schilf, zusammengesetzt. Denn auch im Isl. heißt das Meer hros (Reis, virga,) und hro thangs, (Haus des Seegrases) vermuthlich weil die Oberfläche der Erde oft mit Schilf bewachsen ist, oder die Wellen gleich Grases- und Kornwogen im Winde wogen und wallen. Man vergleiche das isl. lagarstafr für Meer und Getreide; auch heißt daselbst das Meer sägr.

Erklärung einiger Abkürzungen.

a. s. angelsächsisch. — Alfr. Gl. Alfrieds Glossen. — Cat. th. Eccardi catechesis theotisca — D. L. Deutschlender oder Teutonista, des G. von Schueren. — Ecc. Eccard oder Eckart. — Eidschw. der Bundeseid von 842. — exhort. exhortatio ad plebem christ. in Docen Misc. 1, 5. 6-8 — E. h. die altsächs. Evangelienharmonie nach Stellen in Hickes gr. a. s. oder gr. fr. (grammatica anglosaxonica oder francotheotisca.) — fr. or. Eccardi francia orientalis. — gl. Doc. Glossar, Misc. I. — gl. mons. rhaban. die monseeischen, rhabanischen Glossen u. so einige andere. — H. B. Heldenbuch. — Js. Isidor de nativ. dom. — isl. isländisch. isl. Gr. Raske Grammatik. — K. Kero. — Kil. Kilian. — Noth. Notker. — Otf. Otfried. — R. Reinwald. — Symb. die von Nyerup [illegible] Symbola. — Tat. Tatian. — Ulf. Ulfilas. — U. V. das Unservater in Docens Misc. 2. 288-290. — W. S. [illegible]. — Will. Willeram. — Worm. L. run. Wormii Lex. runicum.

Druckfehler und Verbesserungen.

S. 3. Vers 5. nach einen ein Comma.
— 4. — 43 st. schlick l. schlüc.
— 9. zu fatarunga. An das isl. Fedgar (Vater und Sohn) würde man denken müssen, wenn nicht das Wort Sohn voranginge.
— 9. Z. 8. v. u. l. in der deutschen Mundart.
— 10. — 8. v. o. l. manunga st. manunga.
— 11. — 18. statt, lat. prudens, roman. prud, prod, prud.
— 12. — 9. v. u. ist einzuschieben: [illegible]
— 17. — 8. v. o. l. Ulf. iu st. u.
— 17. — 7. v. u. l. das st. das.
— 19. — 20. auch in der Edda verschiedentlich rathspake.
— 19. — 6. v. u. ist folg. Satz ausgefallen: ewin. R. denkt hier an aevum, Ulf. aiw, da doch dieses im Deutschen nie die Bedeutung von aevum hominis oder gar aeternitas hat, sondern [illegible] Ewigkeit heißt. Vielmehr ist ewin das Alt. eben, [illegible], schwed. jäfn, [illegible], a. s. efn, efen und zwar hier so viel sagend als: segor, quasi [illegible], auf welche Art auch mehrmals bei Minnesingern, z. B. Eberhard von Sax. S. 12.
— 21. — 10. v. u. l. [illegible]
— 22. letzte Z. l. teutsch st. deutsch.
— 24. Z. 13. v. u. in den [illegible] von [illegible] kommt auch [illegible] vor.
— 25. — 20. l. ringe st. Ringe.
— 26. Z. 11. l. [illegible] st. [illegible]. In dem eben erschienenen „Catalog u. Nachr. von der ehemal. aus lauter Handschriften bestandenen Bibl. in Fulda." [illegible] ist das [illegible] verzeichnete liber [illegible] ganz gewiß unsere Handschrift; (bei Schannat hist. Fuld. [illegible] p. 63-65 steht nichts) nach der Einleitung wird es wahrscheinlich, daß sie schon früher, etwan im 16. Jh. hieher gekommen.
— 37. — 12. l. q für g.
— 38. — 8. hinter je ein Comma. Z. 11. hinter und ein Comma.
— 39. — 4 und 9. l. Buchstab st. Stabe.
— 41. — 13. nach anheben das Comma weg.
— 44. — 19. v. o. l. sie st. sie.

— 43. — 14 v. o. l. bringet st. bringet.
— 45. — 17. v. o. nach hann das Kolon weg.
— 45. — 8. v. u. l. hann st. haut.
— 51 — 9. v. o. l. pflegen st. pflegen.
— 51. — 27. v. o. l. „Nun st. Nun.
— 51. — 4. v. u. l. Lauwin st. Lauwin. Z. 2 von st. vo:
— 61. — 20. in einer fränk. Urk. bei Trc. Fr. or. 1 674. kommt die Form Hildeeraht, Reginberaht rc. vor.
— 62. — 1. v. u. l. Malsband st. Malsband.
— 63. — 2. v. u. l. bennire, mennire, st. bennire, mennire.
— 63. — 15. über die weißen Schilde vergl. Egilssaga S. 372.
— 63. — 8. u. ist der Umstand nachzuholen, daß in der Edda Helgi Hundingsbani und Sinfiotli, beide Siegmunds Söhne, Ylfinger hießen, ja nach einer namhaften Stelle die Volsunger und Ylfinger zusammen fallen. Vielleicht diese Wörter selbst. Näheres bei unserer Edda über Völs, Völva und Völse.
— 64. — 13. v. o. l. in dem st. in den.
— 66. — 10. v. o. l. entgegen stehe (d. i. feindlich) st. entgegenstehe.
— 71. — 7. v. u. l. falscher. (d. i. falschreich.)
— 76. — 13. v. u. l. dem st. den.
— 78. — 16. v. u. hinter abgeschnitten ein Comma.

Kinder-
und
Haus-Märchen.

Gesammelt
durch
die Brüder Grimm.

Berlin,
in der Realschulbuchhandlung.
1812.

s. 158 Gabritzen die Vögel zu fangen

Aventin bair. Chronik 18a hat: Gäbernitzen. Hafer Kitzen? Hafer der zum Locken in Kitzen gelegt wird, die darin zu fressen?

s. 219. zwielten, zwinsten,

zwinkert mit den Augen, aus [illegible] in den Märchen 331.

Die wunderbare [illegible] in [illegible] von Zool.

von Jacob Märchen b. 8 [illegible] französ. u. engl. [illegible] ich [illegible] in der [illegible]

[illegible]

den Jacob [illegible] 12. [illegible] II. 57.

Die [illegible]

Abendmärlein Abelin v. Vetzer. p. 1715-16.

Todtenmärlein? Aventin 169a 106a

[illegible] V. 7.

Nach heiligen Tage, wenn die Kinder weinen, schreibt man [illegible] daß man spricht: „Schweige die Braut kommt über dich!“ Aventin 176

—

literar. Anzeiger 1813. No 4. von Docen. (vgl. Morgenblatt 1816. n° 269 pag 1076.)
Wiener Lit. Zeitung 1813. (von Büsching)
Leipziger Lit. Ztg. 1815.
u. d. Zeitg. Nr 51–57.

empfohlen von Dinsfeld (zu Tilsit) von Verf. altd. Dichtung zur Volksschul Erziehung. Königsb. 1814. S. 43.

Tauben.
No.
21. ein Aschenputtel, als gute Geister, beklagt die verstorb. Mutter
64. die weißen Tauben, verzaub. Prinzessin
& 66. drei weiße Tauben (p. 319). die Unkeuschen des verz. Königs.
Im Löweneckerchen wird der Königssohn in eine weiße Taube verwandelt.
Neue Recens. in 76 ist der Engel eine Taube. die Alte im Wald.

die Plejaden, dem Orion zu entgehen verwandeln sich in Tauben. Rich

An

die Frau

Eliſabeth von Arnim

für

den kleinen

Johannes Freimund.

Vorrede.

Wir finden es wohl, wenn Sturm oder anderes Unglück, vom Himmel geschickt, eine ganze Saat zu Boden geschlagen, daß noch bei niedrigen Hecken oder Sträuchen, die am Wege stehen, ein kleiner Platz sich gesichert und einzelne Aehren aufrecht geblieben sind. Scheint dann die Sonne wieder günstig, so wachsen sie einsam und unbeachtet fort, keine frühe Sichel schneidet sie für die großen Vorrathskammern, aber im Spätsommer, wenn sie reif und voll geworden, kommen arme, fromme Hände, die sie suchen; und Aehre an Aehre gelegt, sorgfältig gebunden und höher geachtet, als ganze Garben, werden sie heimgetragen und Winterlang sind sie Nahrung, vielleicht auch der einzige Samen für die Zukunft. So ist es uns, wenn wir den Reichthum deutscher Dichtung in frühen Zeiten betrachten, und

dann ſehen, daß von ſo vielem nichts lebendig ſich erhalten, ſelbſt die Erinnerung daran verloren war, und nur Volkslieder, und dieſe unſchuldigen Hausmärchen übrig geblieben ſind. Die Plätze am Ofen, der Küchenheerd, Bodentreppen, Feiertage noch gefeiert, Triften und Wälder in ihrer Stille, vor allem die ungetrübte Phantaſie ſind die Hecken geweſen, die ſie geſichert und einer Zeit aus der andern überliefert haben.

So denken wir jetzt, nachdem wir dieſe Sammlung überſehen; anfangs glaubten wir auch hier ſchon vieles zu Grund gegangen, und nur die Märchen noch allein übrig, die uns etwa ſelbſt bewußt, und die nur abweichend, wie es immer geſchieht, von andern erzählt würden. Aber aufmerkſam auf alles, was von der Poeſie wirklich noch da iſt, wollten wir auch dieſes abweichende kennen, und da zeigte ſich dennoch manches neue und ohne eben im Stand zu ſeyn, ſehr weit herum zu fragen, wuchs unſre Sammlung von Jahr zu Jahr, daß ſie uns jetzt, nachdem etwa ſechſe verfloſſen, reich erſcheint; dabei begreifen wir, daß uns noch manches fehlen mag, doch freut uns auch

der Gedanke, das meiſte und beſte zu beſitzen. Alles iſt mit wenigen bemerkten Ausnahmen faſt nur in Heſſen und den Main- und Kinziggegenden in der Grafſchaft Hanau, wo wir her ſind, nach mündlicher Ueberlieferung geſammelt; darum knüpft ſich uns an jedes Einzelne noch eine angenehme Erinnerung. Wenig Bücher ſind mit ſolcher Luſt entſtanden, und wir ſagen gern hier noch einmal öffentlich Allen Dank, die Theil daran haben.

Es war vielleicht gerade Zeit, dieſe Märchen feſtzuhalten, da diejenigen, die ſie bewahren ſollen, immer ſeltner werden (freilich, die ſie noch wiſſen, wiſſen auch recht viel, weil die Menſchen ihnen abſterben, ſie nicht den Menſchen), denn die Sitte darin nimmt ſelber immer mehr ab, wie alle heimlichen Plätze in Wohnungen und Gärten einer leeren Prächtigkeit weichen, die dem Lächeln gleicht, womit man von ihnen ſpricht, welches vornehm ausſieht und doch ſo wenig koſtet. Wo ſie noch da ſind, da leben ſie ſo, daß man nicht daran denkt, ob ſie gut oder ſchlecht ſind, poetiſch oder abgeſchmackt, man weiß ſie und liebt ſie, weil

man sie eben so empfangen hat, und freut sich daran ohne einen Grund dafür: so herrlich ist die Sitte, ja auch das hat diese Poesie mit allem unvergänglichen gemein, daß man ihr selbst gegen einen andern Willen geneigt seyn muß. Leicht wird man übrigens bemerken, daß sie nur da gehaftet, wo überhaupt eine regere Empfänglichkeit für Poesie oder eine noch nicht von den Verkehrtheiten des Lebens ausgelöschte Phantasie gewesen. Wir wollen in gleichem Sinn hier die Märchen nicht rühmen, oder gar gegen eine entgegengesetzte Meinung vertheidigen: jenes bloße Daseyn reicht hin, sie zu schützen. Was so mannichfach und immer wieder von neuem erfreut, bewegt und belehrt hat, das trägt seine Nothwendigkeit in sich, und ist gewiß aus jener ewigen Quelle gekommen, die alles Leben bethaut, und wenn auch nur ein einziger Tropfen, den ein kleines zusammenhaltendes Blatt gefaßt, doch in dem ersten Morgenroth schimmernd.

Innerlich geht durch diese Dichtungen dieselbe Reinheit, um derentwillen uns Kinder so wunderbar und seelig erscheinen; sie haben gleichsam dieselben bläulich-weißen,

makellosen, glänzenden Augen (in die sich die kleinen Kinder selbst so gern greifen *), die nicht mehr wachsen können, während die andern Glieder noch zart, schwach, und zum Dienst der Erde ungeschickt sind. So einfach sind die meisten Situationen, daß viele sie wohl im Leben gefunden, aber wie alle wahrhaftigen doch immer wieder neu und ergreifend. Die Eltern haben kein Brod mehr, und müssen ihre Kinder in dieser Noth verstoßen, oder eine harte Stiefmutter läßt sie leiden **), und mögte sie gar zu Grunde gehen lassen. Dann sind Geschwister in des

*) Fischart Gargantua 129b. 131b.

**) Dieses Verhältniß kommt hier oft vor und ist wohl die erste Wolke, die an dem blauen Himmel eines Kinds aufsteigt und die ersten Thränen erpreßt, welche die Menschen nicht sehen, aber die Engel zählen. Selbst Blumen haben davon ihren Namen erhalten, die Viola tricolor heißt Stiefmütterchen, weil jedes der gelben Blätter unter sich ein schmales, grünes Blättchen hat, wovon es gehalten wird, das sind die Stühle, welche die Mutter ihren rechten lustigen Kindern gegeben: oben müssen die zwei Stiefkinder, in dunkelviolett trauernd stehen und haben keine Stühle.

Waldes Einsamkeit verlassen, der Wind erschreckt sie, Furcht vor den wilden Thieren, aber sie stehen sich in allen Treuen bei, das Brüderchen weiß den Weg nach Haus wieder zu finden, oder das Schwesterchen, wenn Zauberei es verwandelt, leitet es als Rehkälbchen und sucht ihm Kräuter und Moos zum Lager; oder es sitzt schweigend und näht ein Hemd aus Sternblumen, das den Zauber vernichtet. Der ganze Umkreis dieser Welt ist bestimmt abgeschlossen: Könige, Prinzen, treue Diener und ehrliche Handwerker, vor allen Fischer, Müller, Köhler und Hirten, die der Natur am nächsten geblieben, erscheinen darin; das andere ist ihr fremd und unbekannt. Auch, wie in den Mythen, die von der goldnen Zeit reden, ist die ganze Natur belebt, Sonne, Mond und Sterne sind zugänglich, geben Geschenke, oder lassen sich wohl gar in Kleider weben, in den Bergen arbeiten, die Zwerge nach dem Metall, in dem Wasser schlafen die Nixen, die Vögel, (Tauben sind die geliebtesten und hülfreichsten), Pflanzen, Steine reden und wissen ihr Mitgefühl auszudrücken, das Blut selber ruft und spricht,

und ſo übt dieſe Poeſie ſchon Rechte, wornach die ſpätere nur in Gleichniſſen ſtrebt. Dieſe unſchuldige Vertraulichkeit des gröſsten und kleinſten hat eine unbeſchreibliche Lieblichkeit in ſich, und wir mögten lieber dem Geſpräch der Sterne mit einem armen verlaſſenen Kind im Wald, als dem Klang der Sphären zuhören. Alles ſchöne iſt golden und mit Perlen beſtreut, ſelbſt goldne Menſchen leben hier, das Unglück aber eine finſtere Gewalt, ein ungeheurer menſchenfreſſender Rieſe, der doch wieder beſiegt wird, da eine gute Frau zur Seite ſteht, welche die Noth glücklich abzuwenden weiß, und dieſes Epos endigt immer, indem es eine endloſe Freude aufthut. Das Böſe auch iſt kein kleines, nahſtehendes und das ſchlechteſte, weil man ſich daran gewöhnen könnte, ſondern etwas entſetzliches, ſchwarzes, ſtreng geſchiedenes, dem man ſich nicht nähern darf; eben ſo furchtbar die Strafe deſſelben: Schlangen und giftige Würmer verzehren ihr Opfer, oder in glühenden Eiſenſchuhen muſs es ſich zu todt tanzen. Vieles trägt auch eine eigene Bedeutung in ſich: die Mutter wird ihr rechtes Kind in dem Augenblick

wieder im Arme haben, wenn sie den Wechselbalg, den ihr die Hausgeister dafür gegeben, zum Lachen bringen kann; gleichwie das Leben des Kindes mit dem Lächeln anfängt und in der Freude fortwährt, beim Lächeln im Schlaf aber die Engel mit ihm reden. So ist eine Viertelstunde täglich über der Macht des Zaubers, wo die menschliche Gestalt frei hervortritt, als könne uns keine Gewalt ganz einhüllen, und es gewähre jeder Tag Minuten, wo der Mensch alles falsche abschüttele und aus sich selbst herausblicke; dagegen aber wird der Zauber auch nicht ganz gelöst, und ein Schwanenflügel bleibt statt des Arms, und weil eine Thräne gefallen, ist ein Auge mit ihr verloren. oder die weltliche Klugheit wird gedemüthigt und der Dummling, von allen verlacht und hintangesetzt, aber reines Herzens, gewinnt allein das Glück. In diesen Eigenschaften aber ist es gegründet, wenn sich so leicht aus diesen Märchen eine gute Lehre, eine Anwendung für die Gegenwart ergiebt; es war weder ihr Zweck, noch sind sie darum erfunden, aber es erwächst daraus, wie eine gute Frucht aus einer gesunden Blüthe ohne

Göthes Leben III. 350.

Zuthun der Menſchen. Darin bewährt ſich jede ächte Poeſie, daß ſie niemals ohne Beziehung auf das Leben ſeyn kann, denn ſie iſt aus ihm aufgeſtiegen und kehrt zu ihm zurück, wie die Wolken zu ihrer Geburtsſtätte, nachdem ſie die Erde getränkt haben.

So erſcheint uns das Weſen dieſer Dichtungen; in ihrer äußeren Natur gleichen ſie aller volks- und ſagenmäßigen: nirgends feſtſtehend, in jeder Gegend, faſt in jedem Munde, ſich umwandelnd, bewahren ſie treu denſelben Grund. Indeſſen unterſcheiden ſie ſich ſehr beſtimmt von den eigentlich *localen Volksſagen*, die an leibhafte Oerter oder Helden der Geſchichte gebunden ſind, deren wir hier keine aufgenommen, wiewohl viele geſammelt haben, und die wir ein andermal herauszugeben denken. Mehrere Aeußerungen einer und derſelben Sage wegen ihrer angenehmen und eigenthümlichen Abweichungen haben wir einigemal mitgetheilt, das minder bedeutende in dem Anhang, überhaupt aber ſo genau geſammelt, als uns möglich war. Gewiß iſt auch, daß ſich die Märchen in dem Fortgange der Zeit beſtändig neu erzeugt, eben darum aber muß

ihr Grund sehr alt seyn, bei einigen wird es durch Spuren in Fischart und Rollenhagen, die an ihrem Ort bemerkt sind, für beinah drei Jahrhunderte besonders bewiesen; es ist aber außer Zweifel, daß sie noch gar viel älter sind, wenn auch Mangel an Nachrichten directe Beweise unmöglich macht. Nur ein einziger, aber sicherer ergiebt sich aus ihrem Zusammenhang mit dem großen Heldenepos und der einheimischen Thierfabel, welchen auszuführen natürlich hier der Ort nicht war, einiges ist jedoch im Anhang gleichfalls darüber gesagt worden.

Weil diese Poesie dem ersten und einfachsten Leben so nah liegt, so sehen wir darin den Grund ihrer allgemeinen Verbreitung, denn es giebt wohl kein Volk, welches sie ganz entbehrt. Selbst die Neger im westlichen Afrika vergnügen ihre Kinder mit Erzählungen, und von den Griechen sagt es Strabo ausdrücklich (Man wird dies Zeugniß am Ende finden bei den andern, welche beweisen, wie sehr diejenigen, die gewußt, was eine solche unmittelbar zum Herzen redende Stimme werth ist, solche Märchen geschätzt haben). Noch ein ande-

a) nº 50. 60. 53. 67

b) nº 38. 58. 5.

rer höchſt merkwürdiger Umſtand erklärt ſich daraus, nämlich die große Ausbreitung dieſer deutſchen. Sie erreichen hierin nicht bloß die Heldenſagen von Siegfried dem Drachentödter, ſondern ſie übertreffen dieſe ſogar, indem wir ſie, und genau dieſelben, durch ganz Europa verbreitet finden, ſo daß ſich in ihnen eine Verwandtſchaft der edelſten Völker offenbart. Aus dem Norden kennen wir nur die däniſchen Kämpe-Viſer, die vieles hierhergehörige enthalten, wenn gleich ſchon als Lied, welches nicht mehr ganz für Kinder paßt, weil es geſungen ſeyn will, doch läßt ſich hier die Gränze eben ſo wenig genau angeben, als zu der ernſthafteren, hiſtoriſchen Sage, und es giebt allerdings Vereinigungspuncte. England beſitzt die Tabartiſche eben nicht ſehr reiche Sammlung, aber welche Reichthümer von mündlicher Sage müſſen in Wallis, Schottland und Irland noch vorhanden ſeyn, erſteres hat in ſeinen (jetzt gedruckten) Mabinogion allein einen wahren Schatz. Auf eine ähnliche Weiſe ſind Norwegen, Schweden und Dänemark reich geblieben, weniger vielleicht die ſüdlichen Länder; aus Spanien

iſt uns nichts bewußt, doch läßt eine Stelle des Cervantes über das Daſeyn und Erzählen der Märchen keinen Zweifel *). Frankreich hat gewiß noch jetzt mehr, als was Charles Perrault mittheilte, der allein ſie noch als Kindermärchen behandelte (nicht ſeine ſchlechteren Nachahmer, die Aulnoi, Murat); er giebt nur neun, freilich die bekannteſten, die auch zu den ſchönſten gehören. Sein Verdienſt beſteht darin, daß er nichts hinzugeſetzt und die Sachen an ſich, Kleinigkeiten abgerechnet, unverändert gelaſſen; ſeine Darſtellung verdient nur das Lob, ſo einfach zu ſeyn, als es ihm möglich war; an ſich iſt der franzöſiſchen Sprache, die ſich ihrer jetzigen Bildung nach, faſt wie von ſelbſt zu epigrammatiſchen Wendungen und feins

*) — y aquellas (cosas) que á ſi te deven parecer profecias, no son sino palabras de consejas, o cuentos de viejas, como aquellos del cavallo sin cabeça, y de la varilla de virtudes, con que se entretienen al fuego las dilatadas noches del invierno.

Colloq. entre Vp. y Berg.

feingeſchnitztem Dialog zuſammenkräuſelt (man ſehe nur das Geſpräch zwiſchen Riquet à la houpe und der dummen Prinzeſſin, ſo wie das Ende von petit poucet), wohl nichts ſchwerer, als naiv und gerad, das heißt in der That, nicht mit der Prätenſion darauf, Kindermärchen zu erzählen; außerdem ſind ſie manchmal unnöthig gedehnt und breit. Eine Analyſe, die vor einer Ausgabe ſteht, ſieht es ſo an, als habe Perrault ſie zuerſt erfunden, und von ihm (geb. 1633, geſtorben 1703.) ſeyen ſie zuerſt unter das Volk gekommen; bei dem Däumling wird ſogar eine abſichtliche Nachahmung Homers behauptet, welche Kindern die Noth des Odyſſeus beim Polyphem habe verſtändlich machen wollen; eine beſſere Anſicht hat Johanneau. Reicher als alle anderen ſind ältere italiäniſche Sammlungen, erſtlich in den Nächten des Straparola, die manches gute enthalten, dann aber beſonders im Pentamerone des Baſile, einem in Italien eben ſo bekannten und beliebten, als in Deutſchland ſeltenen und unbekannten, in neapolitaniſchen Dialect geſchriebenen, und in jeder Hinſicht vortrefflichen Buch. Der Inhalt iſt faſt ob-

ne Lücke und falschen Zusatz, der Stil überfließend in guten Reden und Sprüchen. Es ganz lebendig zu übersetzen gehörte ein Fischart *) und sein Zeitalter dazu; wir denken es indessen in dem zweiten Band der vorliegenden Sammlung zu verdeutschen, worin auch alles andere, was fremde Quellen gewähren, seinen Platz finden soll.

Wir haben uns bemüht, diese Märchen so rein als möglich war aufzufassen, man wird in vielen die Erzählung von Reimen und Versen unterbrochen finden, die sogar manchmal deutlich alliteriren, beim Erzählen aber niemals gesungen werden, und gerade diese sind die ältesten und besten. Kein Umstand ist hinzugedichtet oder verschönert und abgeändert worden, denn wir hätten uns gescheut, in sich selbst so reiche Sagen mit ihrer eigenen Analogie oder Reminiscenz zu vergrößern, sie sind unerfindlich. In die-

*) Welch ein viel besseres Märchenbuch als das unsrige hätte dieser mit der damaligen Sprache und mit seinem bewunderungswürdigen Gedächtniß aufschreiben können, wenn er anders den Werth einer getreuen, ungefälschten Aufzeichnung erkannt hätte.

ſeit Sinne exiſtirt noch keine Sammlung in Deutſchland, man hat ſie faſt immer nur als Stoff benutzt, um größere Erzählungen daraus zu machen, die willkührlich erweitert, verändert, was ſie auch ſonſt werth ſeyn konnten, doch immer den Kindern das Ihrige aus den Händen riſſen, und ihnen nichts dafür gaben. Selbſt wer an ſie gedacht, konnte es doch nicht laſſen, Manieren, welche die Zeitpoeſie gab, hineinzumiſchen; faſt immer hat es auch an Fleiß beim Sammeln gefehlt und ein paar wenige, zufällig etwa aufgefaßte, wurden ſogleich mitgetheilt *).

*) Muſäus und Naubert verarbeiteten meiſt, was wir vorhin Localſage nannten, der viel ſchätzbarere Otmar nur lauter ſolche; eine Erfurter Sammlung von 1787 iſt arm, eine Leipziger von 1799. gehört nur halb hierher, wiewohl ſie nicht ganz ſchlecht zu nennen, eine Braunſchweiger von 1801. unter dieſen die reichſte, obgleich mit ihnen in verkehrtem Ton. Aus der neuſten Büſchingiſchen war für uns nichts zu nehmen, ausdrücklich aber muß noch bemerkt werden, daß eine vor ein paar Jahren von einem Namensverwandten A. L. Grimm unter dem Titel Kindermärchen zu Heidelberg herausgekommene, nicht eben wohl

Wären wir ſo glücklich geweſen, ſie in einem recht beſtimmten Dialect erzählen zu können, ſo zweifeln wir nicht, würden ſie viel gewonnen haben; es iſt hier ein Fall, wo alle erlangte Bildung, Feinheit und Kunſt der Sprache zu Schanden wird, und wo man fühlt, daß eine geläuterte Schriftſprache, ſo gewandt ſie in allem andern ſeyn mag, hel-

---

gerathene, Sammlung mit uns und der unſrigen gar nichts gemein hat.

Die eben ausgegebenen Wintermärchen vom Gevatter Johann (Jena b. Voigt 1813.) ſind nur dem Titel nach neu, und ſchon vor zehn Jahren erſchienen. Sie haben mit der Leipziger Sammlung einen Verfaſſer, der ſich auch Peter Kling nennt, und ſind in derſelben Manier geſchrieben. Nur das ſechſte und zum Theil das fünfte Märchen haben Werth, die andern ſind ohne Kern und, bis auf wenige Einzelheiten, hohle Erfindungen.

Wir bitten jeden, dem Gelegenheit und Neigung es möglich macht, dieſes Buch im Einzelnen zu verbeſſern, die Fragmente zu ergänzen, beſonders aber neue und ſonderlich Thier-Märchen zu ſammeln. Für ſolche Mittheilungen würden wir ſehr dankbar ſeyn, und durch den Verleger oder durch die Buchhandlungen in Göttingen, Caſſel und Marburg ſie am beſten erhalten.

ler und durchsichtiger aber auch schmackloser geworden, und nicht mehr fest an den Kern sich schließe.

Wir übergeben dies Buch wohlwollenden Händen, dabei denken wir überhaupt an die segnende Kraft, die in diesen liegt, und wünschen, daß denen, welche ~~diese~~ Brosamen der Poesie Armen und Genügsamen nicht gönnen, es gänzlich verborgen bleiben möge.

Cassel, am 18ten October 1812.

Quinctilianus Instit. I. 9. Igitur Aesopi fabellas, quae fabulis nutricularum proxime succedunt, narrare sermone puro et nihil se supra modum extollente ... condiscant.

Apulejus Märchen von Amor und Psyche.

Zeugnisse für Kindermärchen.

Strabo I, 2. §. 3. ed. 1620. p. 19.

„Wir erzählen den Kindern, um sie zu ermuntern, angenehme Geschichten, und um sie abzuhalten, schreckliche Märchen, wie die von der Lamia, der Gorgone, von Ephialtes und Mormolyk."

Lamia, eine Frau, welche Kinder fraß. Gorgone, eine Frau mit Schlangenhaaren, ehernen Händen und Zähnen, so groß wie Eberhauer, ihr Anblick tödtete und versteinerte. Ephialtes, ein himmelstürmender Riese, der den Ossa auf den Olymp, den Pelion auf den Ossa setzte. Die Mormolyken sind Geister und Gespenster.

s. Giganten

Luther hat gesagt:

„Ich möcht' mich der wundersamen Historien, so ich aus zu der Kindheit herüber genommen, oder auch, wie sie mir vorkommen sind in meinem Leben, nicht entschlagen, um kein Geld."

Doctor Luther hat seine Mühe an den alten und verunreinigten Esopum legen und seinen Deutschen ein verneuertes und gebessertes Märleinbuch zurichten wollen, daran der Zeit viel guter Leut ein sonderes Gefallen trugen, — aber, weil sich der theure Mann an der Biblia neben viel Predigen und Schreiben abgearbeitet, verblieb dies angefangene Werk, welches Anfang gleichwohl Magister Georg Rörer hernachmals in den neunten Theil der

Tertulliani adversus Valentinianos liber / ed. Paris. 1566. f. Tom. 1 p. 649. Jam et si in illam fabulam incidistis, nonne tale aliquid dabitis in infantia inter somni difficultates a nutricula audisse, lamiae turres et pectines solis? conf. pag. 389. fabulas pueriles apud Carthaginem ... [illegible]

Apulejo met. IV. sed ego te narrationibus lepidis anilibusque fabulis protinus evocabo.

deutschen Bücher Lutheri hat bringen lassen. — Im schönen Hofpsalm — — gedenkt der Doctor des Assen, so Holzspalten wollte und des Keils vergaß, und da er die Axt auszog darüber zu Schanden kam. Er gedenkt auch des Frosches, so auf dem Heller saß und sich rühmet, Geld brächte Ehre.

Ueber Tisch hab ich etliche gute Fabeln von ihm gehört, als von der Krähe, so die Assen strafte, die aus einem Johanneswürmchen Feuer blasen wollten, und darüber ihren Kopf verlor. (Eine nicht unbekannte Fabel, die z. B. in Walchs decas fab. steht.)

Schuppii Schriften. Fabul-Hans. S. 530.

Johannes Müller.

„Man sollte die Weisheit der Völker, bei denen man lebt, in ihrer mannichfaltigen Gestalt, selbst in Liedern,

quas ad ignem aniculae
narrant puellis,

aufspüren und in Umlauf bringen."

(Histor. Critik I. 245.)

W. Scott. In den Anmerkungen zu seinem Gedicht Lady of the lake. Edinb. 1810. p. 392.

„A work of great interest might be compiled upon the origine of popular fiction and the transmission of similar tales from age to age and from country to country. The mythology of one period would then appear to pass into the romance of the next century, and that into the nursery-tale of the subsequent ages. Such an

F ist das Märchen von der schönen Jungfrau, die die Hexe im Thurm gefangen hält.
von der Sonne, die sich kämmt. (Strahl-kammer

investigation, while it went greatly to diminish our ideas of the richness of human invention would also shew, that these fictions, however wild and childish, possess such charms for the populace, as enable them to penetrate into countries unconnected by manners and language and having no apparent intercourse tho afford the means of transmission. It would carry me far beyond my bounds, to produce instances of this community of fable, among nations, who never borrowed from each other any thing intrinsically worth learning. Indeed the wide diffusion of popular fictions may be compared to the facility, with wich straws and feathers are dispersed abroad by the wind, while valuable metals cannot be transported without trouble and labour. There lives, I believe, only one gentleman, whose unlimited acquaintance with this subject might enable him to do it justice; I mean my friend, Mr. Francis Douce, of the britith museum, whose usual Kindness will I hope pardon my mentioning his name, whilest a subject so closely connected with his extensive and curious researches."

Eloi Johanneau. Mem. de l'acad. celtique. I. 162.

„On connait aussi les contes de fées, du chat botté et du petit Poucet avec ses bottes de 7. lieues, contes populaires de la plus haute antiquité, qui ne sont point de l'invention de Perrault."

Inhalt.

cf. Cambry Voy. dans Finistere 3. pag. 204.

cf. Simondi hist. du midi 3. 233. 234.

Abendmarlin (von d. Haselm. v. J.)

Inhalt.

1. Der Froschkönig oder der eiserne Heinrich . . . Seite 1
2. Katz und Maus in Gesellschaft — 6
3. Marienkind . . — 8
4. Gut Kegel- und Kartenspiel . — 14
5. Der Wolf und die sieben junge Geiselein . . . — 17
6. Von der Nachtigall und der Blindschleiche . . . — 20
7. Von dem gestohlenen Heller . — 21
8. Die Hand mit dem Messer . — 23
9. Die zwölf Brüder . . — 24
10. Das Lumpengesindel . — 30
11. Brüderchen und Schwesterchen — 33
12. Rapunzel . . . — 38
13. Die drei Männlein im Walde — 45
14. Von dem bösen Flachsspinnen — 47
15. Hänsel und Gretel . . — 49
16. Herr Fix und Fertig . — 58
17. Die weiße Schlange . — 65
18. Strohhalm, Kohle und Bohne auf der Reise . . . — 67
19. Van den Fischer un siine Fru — 68
20. Von einem tapfern Schneider — 77

21. Aſchenputtel . . Seite 86
22. Wie Kinder Schlachtens mit einander geſpielt haben . . — 101
23. Von dem Mäuschen, Vögelchen und der Bratwurſt . . — 104
24. Frau Holle . . — 106
25. Die drei Raben . . — 110
26. Rothkäppchen . . — 113
27. Der Tod und der Gänshirt . — 118
28. Der ſingende Knochen . — 119
29. Von dem Teufel mit drei güldenen Haaren . . . — 122
30. Läuschen und Flöhchen . — 130
31. Mädchen ohne Hände . — 132
32. Der geſcheidte Hans . — 133
33. Der geſpielte Kater . — 147
34. Hanſens Trine . . — 155
35. Der Sperling und ſeine vier Kinder — 156
36. Von dem Tiſchgen deck dich, dem Goldeſel und dem Knüppel in den Sack — 161
37. Von der Serviette, dem Torniſter, dem Kanonenhütlein und dem Horn — 172
38. Von der Frau Füchſin . — 176
39. Von den Wichtelmännern . — 180
I. Von dem Schuſter, dem ſie die Arbeit gemacht . . — ebd.
II. Von einem Dienſtmädchen, das Gevatter bei ihnen geſtanden — 182
III. Von einer Frau, der ſie das Kind vertauſcht haben . — 185
40. Der Räuberbräutigam . — 184

41. Herr Korbes . . . Seite 187
42. Der Herr Gevatter . — 189
43. Die wunderliche Gaſterei . — 191
44. Der Gevatter Tod . — 193
45. Des Schneiders Daumerling Wanderſchaft . . — 196
46. Fichers Vogel . . — 200
47. Van den Machandel-Boom . — 205
48. Der alte Sultan . . — 217
49. Die ſechs Schwäne . — 220
50. Dornröschen . . — 225
51. Vom Fundevogel . . — 229
52. König Droſſelbart . . — 233
53. Snewittchen (Schneeweißchen) — 238
54. Hans Dumm . . — 250
55. Rumpelſtilzchen . . — 253
56. Der liebſte Roland . — 255
57. Vom goldnen Vogel . — 260
58. Vom treuen Gevatter Sperling — 270
59. Prinz Schwan . . — 275
60. Das Goldei . . — 278
61. Von dem Schneider, der bald reich wurde . . . — 280
62. Blaubart . . — 285
63. Goldkinder . . — 290
64. Von dem Dummling . — 294
I. Die weiße Taube . — ebd.
II. Die Bienenkönigin . — 296
III. Die drei Federn . — 300
IV. Die goldene Gans . — 305
65. Allerlei-Rauh . . — 308

66. Hurleburlebutz . . Seite 316
67. Der König mit dem Löwen . — 320
68. Von dem Sommer- und Wintergarten — 323
69. Jorinde und Joringel . — 328
70. Der Oferis . . — 332
71. Prinzessin Mäuseheut . — 336
72. Das Birnli will nit fallen . — 338
73. Das Nordschloß . . — 340
74. Von Johannes-Wasserspring und Cas-
per-Wasserspring . — 343
75. Vogel Phönix . . — 348
76. Die Nelke . . — 350
77. Vom Schreiner und Drechsler — 354
78. Der alte Großvatter und der Enkel — 355
79. Die Wassernix . . — 356
80. Von dem Tod des Hühnchens — 358
81. Der Schmidt und der Teufel — 360
82. Die drei Schwestern . — 360
83. Das arme Mädchen . — 538
84. Die Schwiegermutter . — 383
85. Fragmente . . — 385
a) Schneeblume . . — ebd.
b) Prinzessin mit der Laus . — 386
c) Vom Prinz Johannes . — ebd.
d) Das gute Pflaster . — 387

1.

Der Froschkönig oder der eiserne Heinrich.

Es war einmal eine Königstochter, die ging hinaus in den Wald und setzte sich an einen kühlen Brunnen. Sie hatte eine goldene Kugel, die war ihr liebstes Spielwerk, sie warf sie in die Höhe und fing sie wieder in der Luft und hatte ihre Lust daran. Einmal war die Kugel gar hoch geflogen, sie hatte die Hand schon ausgestreckt und die Finger gekrümmt, um sie wieder zufangen, da schlug sie neben vorbei auf die Erde, rollte und rollte und geradezu in das Wasser hinein.

Die Königstochter blickte ihr erschrocken nach, der Brunnen war aber so tief, daß kein Grund zu sehen war. Da fing sie an jämmerlich zu weinen und zu klagen: „ach! wenn ich meine Kugel wieder hätte, da wollt' ich alles darum geben, meine Kleider, meine Edelgesteine, meine Perlen und was es auf der Welt nur wär'." Wie sie so klagte, steckte ein Frosch

seinen Kopf aus dem Wasser und sprach: „Königstochter, was jammerst du so erbärmlich?“ — „Ach, sagte sie, du garstiger Frosch, was kannst du mir helfen! meine goldne Kugel ist mir in den Brunnen gefallen.“ — Der Frosch sprach: „deine Perlen, deine Edelgesteine und deine Kleider, die verlang ich nicht, aber wenn du mich zum Gesellen annehmen willst, und ich soll neben dir sitzen und von deinem goldnen Tellerlein essen und in deinem Bettlein schlafen und du willst mich werth und lieb haben, so will ich dir deine Kugel wiederbringen.“ Die Königstochter dachte, was schwätzt der einfältige Frosch wohl, der muß doch in seinem Wasser bleiben, vielleicht aber kann er mir meine Kugel holen, da will ich nur ja sagen; und sagte: „ja meinetwegen, schaff mir nur erst die goldne Kugel wieder, es soll dir alles versprochen seyn.“ Der Frosch steckte seinen Kopf unter das Wasser und tauchte hinab, es dauerte auch nicht lange, so kam er wieder in die Höhe, hatte die Kugel im Maul und warf sie ans Land. Wie die Königstochter ihre Kugel wieder erblickte, lief sie geschwind darauf zu, hob sie auf und war so froh, sie wieder in ihrer Hand zu halten, daß sie an nichts weiter gedachte, sondern damit nach Haus eilte. Der Frosch rief ihr nach: „warte, Königstochter, und nimm mich mit, wie du versprochen hast;“ aber sie hörte nicht darauf.

Am andern Tage saß die Königstochter an der Tafel, da hörte sie etwas die Marmortreppe heraufkommen, plitsch, platsch! plitsch, platsch! bald darauf klopfte es auch an der Thüre und rief: „Königstochter, jüngste, mach mir auf!“ Sie lief hin und ~~machte die Thüre auf~~, da war es der Frosch, an den sie nicht mehr gedacht hatte; ganz erschrocken warf sie die Thüre ~~hastig~~ zu und setzte sich wieder an die Tafel. Der König aber sah, daß ihr das Herz klopfte, und sagte: „warum fürchtest du dich?“ — „Da draußen ist ein garstiger Frosch, sagte sie, der hat mir meine goldne Kugel aus dem Wasser geholt, ich versprach ihm dafür, er sollte mein Geselle werden, ich glaubte aber nimmermehr, daß er aus seinem Wasser heraus könnte, nun ist er draußen vor der Thür und will herein.“ Indem klopfte es zum zweitenmal und rief:

„Königstochter, jüngste,
mach mir auf,
weißt du nicht was gestern
du zu mir gesagt
bei dem kühlen Brunnenwasser?
Königstochter, jüngste,
mach mir auf.“

Der König sagte: „was du versprochen hast, mußt du halten, geh und mach dem Frosch die Thüre auf. Sie ~~gehorchte und~~ der Frosch hüpfte herein, und ihr auf dem Fuße immer nach, bis

zu ihrem Stuhl, und als sie sich wieder gesetzt hatte, da rief er: „heb mich herauf auf einen Stuhl neben dich.“ Die Königstochter wollte nicht, aber der König befahl es ihr. Wie der Frosch oben war, sprach er: „nun schieb dein goldenes Tellerlein näher, ich will mit dir davon essen.“ Das mußte sie auch thun. Wie er sich satt gegessen hatte, sagte er: „nun bin ich müd' und will schlafen, bring mich hinauf in dein Kämmerlein, mach dein Bettlein zurecht, da wollen wir uns hineinlegen.“ Die Königstochter erschrack, wie sie das hörte, sie fürchtete sich vor dem kalten Frosch, sie getraute sich nicht ihn anzurühren und nun sollte er bei ihr in ihrem Bett liegen, sie fing an zu weinen und wollte durchaus nicht. Da ward der König zornig und befahl ihr bei seiner Ungnade, zu thun, was sie versprochen habe. Es half nichts, sie mußte thun, wie ihr Vater wollte, aber sie war bitterböse in ihrem Herzen. Sie packte den Frosch mit zwei Fingern und trug ihn hinauf in ihre Kammer, legte sich ins Bett und statt ihn neben sich zu legen, warf sie ihn bratsch! an die Wand: „da nun wirst du mich in Ruh lassen, du garstiger Frosch!“

Aber der Frosch fiel nicht todt herunter, sondern wie er herab auf das Bett kam, da wars ein schöner junger Prinz. Der war nun ihr lieber Geselle, und sie hielt ihn werth wie

ſie verſprochen hatte, und ſie ſchlieſen vergnügt zuſammen ein. Am Morgen aber kam ein prächtiger Wagen mit acht Pferden beſpannt, mit Federn geputzt und goldſchimmernd, dabei war der treue Heinrich des Prinzen, der hatte ſich ſo betrübt über die Verwandlung deſſelben, daß er drei eiſerne Bande um ſein Herz legen mußte, damit es vor Traurigkeit nicht zerſpringe. Der Prinz ſetzte ſich mit der Königstochter in den Wagen, der treue Diener aber ſtand hinten auf, ſo wollten ſie in ſein Reich fahren. Und wie ſie ein Stück Weges gefahren waren, hörte der Prinz hinter ſich ein lautes Krachen, da drehte er ſich um und rief:

„Heinrich, der Wagen briche!“ —
„Nein Herr, der Wagen nicht,
es iſt ein Band von meinem Herzen,
das da lag in großen Schmerzen,
als ihr in dem Brunnen ſaßt,
als ihr eine Freſche (Froſch) waſ't.“ (wart)

Noch einmal und noch einmal hörte es der Prinz krachen, und meinte: der Wagen bräche, aber es waren nur die Bande, die vom Herzen des treuen Heinrich abſprangen, weil ſein Herr erlöſt und glücklich war.

2.

Katz und Maus in Gesellschaft.

Eine Katze und eine Maus wollten zusammen leben und Wirthschaft zusammen haben; sie sorgten auch für den Winter und kauften ein Töpfchen mit Fett, und weil sie keinen bessern und sicherern Ort wußten, stellten sie es unter den Altar in der Kirche, da sollt' es stehen, bis sie sein bedürftig wären. Einsmals aber trug die Katze Gelüsten darnach, und ging zur Maus: „hör' Mäuschen, ich bin von meiner Base zu Gevatter gebeten, sie hat ein Söhnchen geboren, weiß und braun gefleckt, das soll ich über die Taufe halten, laß mich ausgehen und halt heut allein Haus." — „Ja, ja, sagte die Maus, geh hin, und wenn du was Gutes issest, denk an mich, von dem süßen rothen Kindbetterwein tränk ich auch gern ein Tröpfchen." Die Katze aber ging geradeswegs in die Kirche und leckte die fette Haut ab, spatzirte darnach um die Stadt herum und kam erst am Abend nach Haus. „Du wirst dich recht erlustirt haben, sagte die Maus, wie hat denn das Kind geheißen?" — „Hautab, antwortete die Katze." — „Hautab? das ist ein seltsamer Name, den hab' ich noch nicht gehört."

Bald darnach hatte die Katze wieder ein

Gelüſten, ging zur Maus und ſprach: „ich bin aufs neue zu Gevatter gebeten, das Kind hat einen weißen Ring um den Leib, da kann ichs nicht abſchlagen, du mußt mir den Gefallen thun und allein die Wirthſchaft treiben.“ Die Maus ſagte ja, die Katze aber ging hin und fraß den Fetttopf bis zur Hälfte leer. Als ſie heim kam, fragte die Maus: „wie iſt denn dieſer Pathe getauft worden?“ — „Halbaus“ — „Halbaus? was du ſagſt! den Namen hab' ich gar noch nicht gehört, der ſteht gewiß nicht im Calender.“

Die Katze aber konnte den Fetttopf nicht vergeſſen, „ich bin zum drittenmal zu Gevatter gebeten, das Kind iſt ſchwarz und hat bloß weiße Pfoten, ſonſt kein weißes Haar am ganzen Leib, das trifft ſich alle paar Jahr nur einmal, du läßt mich doch ausgehen?“ — Hautab, Halbaus, ſagte die Maus, es ſind ſo kurioſe Namen, die machen mich ſo nachdenkſam, doch geh nur hin.“ Die Maus hielt alles in Ordnung und räumte auf, dieweil fraß die Katze den Fetttopf rein aus und kam ſatt und dick erſt in der Nacht wieder. „Wie heißt denn das dritte Kind?“ — „Ganzaus“ — „Ganzaus! ei! ei! Das iſt der allerbedenklichſte Namen, ſagte die Maus; Ganzaus? was ſoll der bedeuten? gedruckt iſt er mir noch nicht vorge-

kommen!" damit schüttelte sie den Kopf und legte sich schlafen.

Zum viertenmal wollte niemand die Katze zu Gevatter bitten; der Winter aber kam bald herbei. Wie nun draußen nichts mehr zu finden war, sagte die Maus zur Katze: „komm wir wollen zum Vorrath gehen, den wir in der Kirche unter dem Altar versteckt haben." Wie sie aber hinkamen, war alles leer — „Ach! sagte die Maus, nun kommts an den Tag, du hast Alles gefressen, wie du zu Gevatter ausgegangen bist, erst Haut ab, dann Halb aus, dann" — „Schweig still, sagte die Katze, oder ich freß dich, wenn du noch ein Wort sprichst" — „Ganz aus" hatte die arme Maus im Mund, und hatt' es kaum gesprochen, so sprang die Katz' auf sie zu und schluckte sie hinunter.

3.

Marienkind.

Vor einem großen Walde lebte ein Holzhacker mit seiner Frau und seinem einzigen Kind, das war ein Mädchen und drei Jahr alt. Sie waren aber so arm, daß sie nicht mehr das tägliche Brot hatten und nicht wußten, was sie ihm sollten zu essen geben. Da ging der Holzhacker voller Sorgen hinaus in den Wald an

ſeine Arbeit, und wie er da Holz hackte, ſtand auf einmal eine ſchöne große Frau vor ihm, die hatte eine Krone von leuchtenden Sternen auf dem Haupt und ſprach zu ihm: „ich bin die Jungfrau Maria, die Mutter des Chriſtkindleins, bring mir dein Kind, ich will es mit mir nehmen, ſeine Mutter ſeyn und für es ſorgen.“ Der Holzhacker ~~gehorchte und~~ holte ſein Kind und gab es der Jungfrau Maria, die nahm es mit ſich hinauf in den Himmel. Da ging es ihm wohl, es aß bloß Zuckerbrot und trank ſüße Milch, und ſeine Kleider waren von Gold und die Englein ſpielten mit ihm. So war es vierzehn Jahre im Himmel, da mußte die Jungfrau Maria eine große Reiſe machen; eh ſie aber weg ging, rief ſie das Mädchen und ſagte: „liebes Kind, da vertrau ich dir die Schlüſſel zu den dreizehn Thüren des Himmelreichs, zwölf darfſt du aufſchließen und betrachten, aber die dreizehnte nicht, die dieſer kleine Schlüſſel öffnet.“ Das Mädchen verſprach ihren Befehlen zu gehorchen, wie nun die Jungfrau weg war öffnete es jeden Tag eine Thüre, und ſah die Wohnungen des Himmelreichs. In jeder ſaß ein Apoſtel und war ſo viel Glanz umher, daß es ſein Lebtag ſolche Pracht und Herrlichkeit nicht geſehen. Als es die zwölf Thüren aufgeſchloſſen hatte, war die verbotene noch übrig; lange ~~widerſtand es ſeiner Neugier~~, endlich aber

ward es davon überwältigt und öffnete auch die dreizehnte. Und war die Thüre aufgegangen, sah es in Feuer und Glanz die Dreieinigkeit sitzen, und rührte ein klein wenig mit dem Finger an den Glanz, da ward er ganz golden, dann aber schlug es geschwind die Thüre zu und lief fort; sein Herz klopfte und wollte gar nicht wieder aufhören. Nach wenigen Tagen aber kam die Jungfrau Maria von ihrer Reise zurück und forderte die Himmelsschlüssel von dem Mädchen, und wie es sie reichte, sah sie es an und sagte: „hast du auch nicht die dreizehnte Thüre geöffnet?“ — „Nein,“ antwortete es. Da legte sie ihre Hand auf sein Herz, das klopfte und klopfte, da sah sie, daß es ihr Gebot übertreten und die Thüre aufgeschlossen hatte: „hast du es gewiß nicht gethan?“ „Nein,“ sagte das Mädchen noch einmal. Da sah sie den goldenen Finger, womit es das himmlische Feuer angerührt hatte, und wußte nun gewiß, daß es schuldig war und sprach: „du hast mir nicht gehorcht und hast gelogen, du bist nicht mehr würdig im Himmel zu seyn.“

Da versank das Mädchen in einen tiefen, tiefen Schlaf, und als es erwachte, war es auf der Erde und lag unter einem hohen Baum, der war rings mit dichten Gebüschen umzäunt, so daß es ganz eingeschlossen war, der Mund war ihm auch verschlossen und es konnte kein

Wort reden. In dem Baum war eine Höhle, darin saß es bei Regen und Gewitter, und schlief es in der Nacht; Wurzeln und Waldbeeren waren seine Nahrung, die suchte es sich, so weit es kommen konnte. Im Herbst sammelte es Wurzeln und Blätter und trug sie in die Höhle, und wenn es dann schneite und fror, saß es darin. Seine Kleider verdarben auch, und fielen ihm ab, da saß es in die Blätter, ganz eingehüllt, und wenn die Sonne wieder warm schien ging es heraus, setzte sich vor den Baum, und seine langen Haare bedeckten es von allen Seiten wie ein Mantel.

Einmal, als es so im Frühjahr vor dem Baume saß, drängte sich jemand mit Gewalt durch das Gebüsch, das war aber der König, der in dem Wald gejagt und sich verirrt hatte. Er war erstaunt, daß in der Einöde ein so schönes Mädchen allein saß, und fragte es: ob es mit auf sein Schloß gehen wollte. Es konnte aber nicht antworten, sondern nickte bloß ein wenig mit dem Kopf, da hob es der König auf sein Pferd und führte es mit sich heim und bald gewann er es so lieb, daß er es zu seiner Gemahlin machte. Nach Verlauf eines Jahres brachte die Königin einen schönen Prinzen zur Welt. In der Nacht erschien ihr die Jungfrau Maria und sprach: „sag' jetzt die Wahrheit, daß du die verbotene Thür aufgeschlossen haß, dann

will ich dir die Sprache wiedergeben, ohne die du doch nicht recht vergnügt leben kannst, bist du aber hartnäckig und willst es nicht gestehen, so nehm' ich dein Kind mit." Die Königin aber blieb dabei, sie habe die verbotene Thüre nicht geöffnet. Da nahm die Jungfrau Maria das kleine Kind und verschwand damit. Am andern Morgen aber, als das Kind fort war, ging ein Gemurmel, die stumme Königin sey eine Menschenfresserin und habe ihr eigen Kind gegessen. — Nach einem Jahr gebar die Königin wieder einen Prinzen, die Jungfrau Maria trat wieder vor sie und bat sie, nun die Wahrheit zu sagen, sonst verliere sie auch das zweite Kind." Die Königin aber beharrte darauf, sie habe die verbotene Thür nicht geöffnet, und die Jungfrau nahm das Kind mit sich fort. Am Morgen, als es fehlte, sagten des Königs Räthe laut, die Königin sey eine Menschenfresserin und drangen darauf, daß sie für ihre gottlose Thaten gerichtet werde; der König aber hieß sie stillschweigen und wollte es nicht glauben, weil er die Königin so lieb hatte. Im dritten Jahr brachte sie eine Prinzessin zur Welt, da erschien die Jungfrau Maria wieder, nahm sie mit in den Himmel und zeigte ihr da ihre zwei ältesten Kinder, die mit der Weltkugel spielten. Darauf bat sie noch einmal, sie mögte ihren Fehler gestehen und nicht länger

bei der Lüge beharren. Aber die Königin war nicht zu bewegen, und blieb bei ihrer Aussage. Da verließ sie die Jungfrau Maria, und nahm das jüngste Kind auch mit sich.

Der König konnte nun seine Räthe nicht länger zurückhalten, sie behaupteten, die Königin sey eine Menschenfresserin, das sey gewiß, und weil sie stumm war, konnte sie sich nicht vertheidigen, da ward sie verdammt auf dem Scheiterhaufen zu sterben. Wie sie nun darauf stand, angebunden war, und das Feuer rings schon zu brennen anfing, da ward ihr Herz bewegt und sie gedachte bei sich: „ach, wenn ich auch sterben müßte, wie gern wollt' ich der Jungfrau Maria vorher noch gestehen, daß ich die verbotene Thüre im Himmel aufgeschlossen habe, wie hab' ich so böß' gethan, das zu leugnen!" Und wie sie das gedachte, in dem Augenblick, da that sich der Himmel auf, und die Jungfrau Maria kam herunter, zu ihren Seiten die beiden ältesten Kinder, auf ihrem Arm das jüngste; das Feuer aber löschte sich von selbst aus, und sie trat zur Königin und sprach: „da du die Wahrheit hast sagen wollen, ist dir deine Schuld vergeben," und reichte ihr die Kinder, öffnete ihr den Mund, daß sie von nun an sprechen konnte, und verlieh ihr Glück auf ihr Lebtag.

4.

Gut Kegel- und Kartenspiel.

Es war einmal ein alter König, der hatte eine Tochter, die war die schönste Jungfrau auf der Welt. Da ließ er bekannt machen: „wer drei Nächte in meinem alten Schloß wächt, soll die Prinzessin zur Gemahlin haben.“ Nun war ein junger Bursch, arm von Haus aus, der gedacht: ich will mein Leben daran wagen, nichts zu verlieren, viel zu gewinnen, was ist da lang zu besinnen! Also stellt' er sich vor den König und bot sich an, drei Nächte in dem Schloß zu wachen. „Du darfst Dir noch etwas ausbitten, das Du mitnimmst in das Schloß, aber von leblosen Dingen,“ sagte der König. — „So bitt' ich mir eine Schnitzbank mit dem Schnitzmesser aus, eine Drehbank und ein Feuer.“

Das wird ihm alles in das alte Schloß getragen; darauf, wie es anfängt dunkel zu werden, geht er selbst hinein. Anfangs ist alles still darin, er macht sich sein Feuer an, stellt die Schnitzbank mit dem Messer daneben und setzt sich auf die Drehbank. Wie es aber gegen Mitternacht geht, fängt ein Gerümpel an, erst sachte, dann stärker, bis! bas! hebe! holla ho! immer ärger, dann ists ein klein bischen still, endlich kommt ein Bein den Schornstein herunter

und ſtellt ſich gerade vor ihn hin. „Heda, ruft der Burſch, noch mehr, eins iſt zu wenig.“ Da geht der Lärm von friſchem an, dann fällt noch ein Bein herunter und noch eins und ſo fort, bis es neun ſind. „Nun iſts genug und die ſind gut zum Kegelſpiel, aber die Kugeln fehlen noch, friſch!“ Da tobts entſetzlich und fallen zuletzt zwei Köpfe herunter. Die ſetzt er in die Drehbank und dreht ſie rund: „daß ihr gut ſchüppelt!“ dann macht er die Beine gleich und ſtellt ſie wie die Kegel auf: „Heida! nun gehts luſtig!“

Da kamen zwei große ſchwarze Katzen, gingen ums Feuer herum und ſchrien: „au! miau! was uns friert! was uns friert!“ — „Ihr Narren, was ſchreit Ihr, ſetzt euch ans Feuer und wärmt euch.“ Wie die Katzen ſich gewärmt hatten, ſagten ſie: „Cammrad! wir wollen eins in der Karte ſpielen.“ „Ja, antwortete er, aber zeigt einmal eure Pfoten her, Ihr habt ſo lange Nägel, die will ich Euch erſt abſchneiden.“ Damit packte er ſie am Kragen und hob ſie auf die Schnitzbank, da ſchraubte er ſie feſt und ſchmiß ſie todt. Dann trug er ſie hinaus und warf ſie in einen kleinen Teich, dem Schloß gegenüber. Wie er die zur Ruh gebracht, und ſich wieder zum Feuer ſetzen wollte und ſich wärmen, da kamen viele ſchwarze Katzen und Hunde, bald aus allen Ecken und

immer mehr und mehr, daß er sich nicht mehr bergen konnte, die schrien, traten ihm auf sein Feuer, zerrten es auseinander und machten es ganz aus. Da faßte er sein Schnitzmesser: „fort ihr Gesindel!“ und hieb ein. Ein großer Theil lief weg, die andern schmiß er todt und trug sie auch hinaus in den Teich. Dann blies er sich das Feuer wieder an aus einem Funken und wärmte sich.

Als er sich gewärmt hatte, ward er müd' und legte sich in ein großes Bett, das in der Ecke stand. Und als er eben einschlafen wollte, fing das Bett an zu fahren und fuhr im ganzen Schloß herum. „Das geht gut so, nur besser zu!“ sagte er. Da fuhr das Bett, als zögens sechs Pferde, über Schwellen und Treppen: hopp! hopp! warf es um, das unterst zu oberst und er drunter. Da schleudert' er Decken und Kissen in die Höh' und stieg heraus: „mag fahren, wer Lust hat!“ legte sich zum Feuer und schlief bis es Tag war.

Am Morgen kam der König, und als er den jungen Burschen da liegen und schlafen sah, meint' er, der wäre auch todt, und sagte, es sey schade um ihn. Da erwachte der Bursch von den Worten, und wie er den König sah, stand er auf, der fragte ihn, wie es gegangen wäre in der Nacht? „Recht gut, eine wär' herum, die zwei werden auch noch herum gehn.“

Die

Die andern Nächte gings ebenſo, aber er wußte ſchon, wie es anzugreifen war, und am vierten Tag ward ihm die ſchöne Königstochter gegeben.

5.

Der Wolf und die ſieben jungen Geiſlein.

Eine Geis hatte ſieben Junge, die ſie gar lieb hatte und ſorgfältig vor dem Wolf hütete. Eines Tags, als ſie ausgehen mußte, Futter zu holen, rief ſie alle zuſammen und ſagte: „liebe Kinder, ich muß ausgehen und Futter holen, wahrt euch vor dem Wolf und laßt ihn nicht herein, gebt auch Acht, denn er verſtellt ſich oft, aber an ſeiner rauhen Stimme und an ſeinen ſchwarzen Pfoten könnt ihr ihn erkennen; hütet euch, wenn er erſt einmal im Haus iſt, ſo frißt er euch alle miteinander.“ Darauf ging ſie fort, bald aber kam der Wolf vor die Hausthüre und rief: „liebe Kinder, macht mir auf, ich bin eure Mutter und hab' euch ſchöne Sachen mitgebracht.“ Die ſieben Geiſerchen aber ſprachen: „unſere Mutter biſt du nicht, die hat eine feine liebliche Stimme, deine Stimme aber iſt rauh, du biſt der Wolf, wir machen dir nicht auf.“ Der Wolf ging fort zu einem Krämer und kaufte ſich ein groß Stück Kreide, die aß

er und machte seine Stimme fein damit. Darnach ging er wieder zu der sieben Geislein Hausthüre und rief mit feiner Stimme: „liebe Kinder, laß mich ein, ich bin eure Mutter, jedes von euch soll etwas haben.“ Er hatte aber seine Pfote in das Fenster gelegt, das sahen die sieben Geiserchen und sprachen: „unsere Mutter bist du nicht, die hat keinen schwarzen Fuß, wie du; du bist der Wolf, wir machen dir nicht auf.“ Der Wolf ging fort zu einem Bäcker und sprach: „Bäcker, bestreich mir meine Pfote mit frischem Teig,“ und als das gethan war, ging er zum Müller und sprach: „Müller, streu mir fein weißes Mehl auf meine Pfote.“ Der Müller sagte nein. — „Wenn du es nicht thust, so freß ich dich.“ Da mußte es der Müller thun.

Darauf ging der Wolf wieder vor der sieben Geiserchen Hausthüre und sagte: „liebe Kinder, laßt mich ein, ich bin eure Mutter, jedes von euch soll etwas geschenkt kriegen.“ Die sieben Geiserchen wollten erst die Pfote sehen, und wie sie sahen, daß sie schneeweiß war und den Wolf so fein sprechen hörten, glaubten sie es wäre ihre Mutter und machten die Thüre auf, und der Wolf kam herein. Wie sie ihn aber erkannten, versteckten sie sich geschwind, so gut es ging, das eine unter den Tisch, das zweite ins Bett, das dritte in den Ofen, das

vierte in die Küche, das fünfte in den Schrank, das sechste unter eine große Schüssel, das siebente in die Wanduhr. Aber der Wolf fand sie alle und verschluckte sie, außer das jüngste in der Wanduhr, das blieb am Leben.

Wie der Wolf seine Lust gebüßt, ging er fort, bald darauf kam die alte Geis nach Haus. Was für ein Jammer! der Wolf war da gewesen und hatte ihre lieben Kinder gefressen. Sie glaubte sie wären alle todt, da sprang das jüngste aus der Wanduhr, und erzählte, wie das Unglück gekommen war.

Der Wolf aber, weil er sich vollgefressen, war auf eine grüne Wiese gegangen, hatte sich in den Sonnenschein gelegt und war in einen tiefen Schlaf gefallen. Die alte Geis dachte, darauf, ob sie ihre Kinder nicht noch erretten könnte, sagte darum zu dem jüngsten Geislein: „nimm Zwirn, Nadel und Scheere und folg' mir nach." Darauf ging sie hinaus und fand den Wolf schnarchend auf der Wiese liegen: „da liegt der garstige Wolf," sagte sie und betrachtete ihn von allen Seiten, nachdem er zum Vieruhrenbrot meine sechs Kindlein hinuntergefressen hat, gieb mir einmal die Scheere her: „Ach! wenn sie noch lebendig in seinem Leibe wären!" Damit schnitt sie ihm den Bauch auf, und die sechs Geiserchen, die er in der Gier ganz verschluckt hatte, sprangen unversehrt her-

aus. Sie hieß sie gleich hingehen und große, und schwere Wackersteine herbeitragen, damit füllten sie dem Wolf den Leib, nähten ihn wieder zu, liefen fort, und versteckten sich hinter eine Hecke.

Als der Wolf ausgeschlafen hatte, so fühlt' er es so schwer im Leib und sprach: „es rumpelt und pumpelt mir im Leib herum! es rumpelt und pumpelt mir im Leib herum! was ist das? ich hab' nur sechs Geiserchen gegessen." Er dacht, er wollt einen frischen Trunk thun, das mögt' ihm helfen und suchte einen Brunnen, aber wie er sich darüber bückte, konnte er vor der Schwere der Steine sich nicht mehr halten, und stürzte ins Wasser. Wie das die sieben Geiserchen sahen, kamen sie herzu gelaufen, und tanzten vor Freude um den Brunnen.

6.

Von der Nachtigall und der Blindschleiche.

Es waren einmal eine Nachtigall und eine Blindschleiche, die hatten jede nur ein Aug' und lebten zusammen in einem Haus lange Zeit in Frieden und Einigkeit. Eines Tags aber wurde die Nachtigall auf eine Hochzeit gebeten, da sprach sie zur Blindschleiche: „ich bin da auf eine Hochzeit gebeten und mögte nicht gern so mit einem Aug' hingehen, sey doch so gut und

leih mir deins dazu, ich bring dirs Morgen wieder.“ Und die Blindſchleiche that es aus Gefälligkeit.

Aber den andern Tag, wie die Nachtigall nach Haus gekommen war, gefiel es ihr ſo wohl, daß ſie zwei Augen im Kopf trug und zu beiden Seiten ſehen konnte, daß ſie der armen Blindſchleiche ihr geliehenes Aug' nicht wiedergeben wollte. Da ſchwur die Blindſchleiche, ſie wollte ſich an ihr, an ihren Kindern und Kindeskindern rächen. „Geh nur, ſagte die Nachtigall, und ſuch einmal:

ich bau mein Neſt auf jene Linden,
ſo hoch, ſo hoch, ſo hoch, ſo hoch,
da magſt dus nimmermehr finden!

Seit der Zeit haben alle Nachtigallen zwei Augen und alle Blindſchleichen keine Augen. Aber wo die Nachtigall hinbaut, da wohnt unten auch im Buſch eine Blindſchleiche, und ſie trachtet immer hinaufzukriechen, Löcher in die Eier ihrer Feindin zu bohren oder ſie auszuſaufen.

7.

Von dem geſtohlenen Heller.

Es ſaß ein Vater mit ſeiner Frau und ſeinen Kindern, und einem guten Freund, der ihn beſuchte, Mittags am Tiſch. Wie ſie ſo

saßen und es zwölf Uhr schlug, da sah der Fremde die Thür aufgehen, und es kam ein schneeweiß gekleidetes blasses Kindlein herein: es blickte sich nicht um, sprach auch nichts, sondern ging still in die Kammer neben an. Bald darauf kam es zurück, und ging eben so still wieder fort. Am zweiten und dritten Tag kam dasselbige Kind wieder; da fragte der Fremde den Vater, wem das schöne Kind gehöre, das alle Mittag in die Kammer gehe. Der Vater antwortete, er wisse nichts davon, er hab es auch noch nicht gesehen. Am andern Tage, als es zwölf Uhr schlug und es wieder hereintrat, so zeigte es der Fremde dem Vater, der sah aber nichts, und die Mutter und die Kinder alle sahen auch nichts. Der Fremde stand auf, ging zu der Thüre, öffnete sie ein wenig und guckte hinein. Da sah er das blasse Kindlein auf der Erde sitzen und emsig mit den Fingern in den Dielenritzen graben und wühlen, wie es aber den Fremden bemerkte, verschwand es. Darauf erzählte er, was er gesehen, und beschrieb das Kindlein genau, da erkannte es die Mutter und sagte: „ach! das ist mein liebes Kind, das vor vier Wochen gestorben ist.“ Da brachen sie die Dielen auf und fanden zwei Heller, die hatte das Kind einmal einem armen Mann geben sollen, es hatte aber gedacht, dafür kannst du dir einen Zwieback

kaufen, die Heller behalten und in die Dielenritzen versteckt, und da hatte es im Grabe keine Ruh und mußte alle Mittage kommen und die Heller suchen. Sie gaben darauf das Geld einem Armen, und nachher ist das Kindlein nicht wieder gesehen worden.

8.

Die Hand mit dem Messer.

Es war ein kleines Mädchen, das hatte drei Brüder, die galten bei der Mutter alles, und es wurde überall zurückgesetzt, hart angefahren und mußte tagtäglich Morgens früh ausgehen, Torf zu graben auf dürrem Heidegrund, den sie zum Kochen und Brennen brauchten. Noch dazu bekam es ein altes und stumpfes Geräth, womit es die sauere Arbeit verrichten sollte.

Aber das kleine Mädchen hatte einen Liebhaber, der war ein Elfe und wohnte nahe an ihrer Mutter Haus in einem Hügel, und so oft es nun an dem Hügel vorbei kam, so streckte er seine Hand aus dem Fels, und hielt darin ein sehr scharfes Messer, das von sonderlicher Kraft war und alles durchschnitt. Mit diesem Messer schnitt sie den Torf bald heraus, ging vergnügt mit der nöthigen Ladung heim, und wenn sie am Felsen vorbei kam,

klopfte ſie zweimal dran, ſo reichte die Hand heraus und nahm das Meſſer in Empfang.

Als aber die Mutter merkte, wie geſchwind und leicht ſie immer den Torf heimbrachte, erzählte ſie den Brüdern, es müßte ihr gewiß jemand anders dabei helfen, ſonſt wäre es nicht möglich. Da ſchlichen ihr die Brüder nach und ſahen, wie ſie das Zaubermeſſer bekam, holten ſie ein und drangen es ihr mit Gewalt ab. Darauf kehrten ſie zurück, ſchlugen an den Felſen, als ſie gewohnt war zu thun, und wie der gute Elf die Hand herausſtreckte, ſchnitten ſie ſie ihm ab mit ſeinem ſelbeigenen Meſſer. Der blutende Arm zog ſich zurück, und weil der Elf glaubte ſeine Geliebte hätte es aus Verrath gethan, ſo wurde er ſeitdem nimmermehr geſehen.

9.

Die zwölf Brüder.

Es war einmal ein König, der hatte zwölf Kinder, das waren lauter Buben, er wollte auch kein Mädchen haben und ſagte zur Königin: „wenn das dreizehnte Kind, das du zur Welt bringſt, ein Mädchen iſt, ſo laß ich die zwölf andern tödten, iſts aber auch ein Bube, dann ſollen ſie alle miteinander leben bleiben.“ — Die Königin gedachte es ihm auszureden. Der

König wollte aber nichts weiter hören: „wenns so iſt, wie ich geſagt habe, ſo müſſen ſie ſterben, lieber hau' ich ihnen ſelber den Kopf ab, als daß ein Mädchen darunter wäre.

Da war die Königin traurig, denn ſie hatte ihre Söhne von Herzen lieb und wußte nicht, wie ſie zu retten waren. Endlich ging ſie zu dem jüngſten, den ſie vor allen lieb hatte, offenbarte ihm, was der König beſchloſſen, und ſagte: „allerliebſtes Kind, geh du mit deinen eilf Brüdern hinaus in den Wald, da bleibt und kommt nicht nach Haus, einer von euch aber halte immer Wacht auf einem Baum und ſehe nach dem Thurm hier, wenn ich ein Söhnchen zur Welt bringe, will ich obenauf eine weiße Fahne ſtecken, iſts aber ein Töchterchen eine rothe, und wenn ihr das ſeht, dann rettet euch, flieht in die weite Welt, und der liebe Gott behüt euch. Alle Nacht will ich aufſtehen und für euch beten; wenns kalt iſt im Winter, daß ihr nicht friert und ein warmes Feuer vor euch brennt, und wenns heiß iſt im Sommer, daß ihr in einem kühlen Walde ruht und ſchlaft.“.

So geſegnete ſie die Kinder und ſie gingen fort in den Wald. Oft guckten ſie nach dem Thurm, und einer mußte beſtändig auf einer hohen Eiche ſitzen und Acht haben. Bald auch wurde eine Fahne aufgeſteckt, es war aber nicht

die weiße, ſondern die rothe Blutfahne, die ihnen den Untergang drohte. Wie die Buben ſie erblickten, wurden ſie alle zornig und riefen: „ſollen wir eines Mädchens willen das Leben verlieren!“ da ſchwuren ſie zuſammen, mitten in dem Wald zu bleiben, und aufzupaſſen, wenn ſich ein Mädchen ſehen ließ, wollten ſie es ohne Gnade tödten.

Darauf ſuchten ſie eine Höhle, wo der Wald am dunkelſten war, wo ſie wohnten. Alle Morgen zogen elf hinaus auf die Jagd, einer mußte aber zu Haus bleiben, kochen, und den Haushalt führen. Jedes Mädchen aber, das den eilfen begegnete, war ohne Barmherzigkeit verloren; das dauerte viele Jahre.

Das Schweſterchen zu Haus aber ward groß und blieb das einzige Kind. Einmal hatte es große Wäſche, darunter waren auch zwölf Mannshemden. „Für wen ſind denn dieſe Hemder, fragte die Prinzeſſin, meinem Vater ſind ſie doch viel zu klein,“ da erzählte ihr die Wäſcherin, daß ſie zwölf Brüder gehabt hätte, die wären heimlich fortgegangen, kein Menſch wiſſe wohin, weil ſie der König habe wollen tödten laſſen, und dieſen zwölf Brüdern gehörten dieſe zwölf Hember. Das Schweſterchen verwunderte ſich, daß ihm niemals von ſeinen zwölf Brüdern etwas zu Ohren gekommen und wie es Nachmittags auf der Wieſe ſaß und die

Wäſche bleichte, da fielen ihm die Worte der Wäſcherin wieder ein, und es ward nachdenkſam, und endlich ſtieg es auf, nahm die zwölf Hemder und ging in den Wald hinein, wo ſeine Brüder lebten.

Das Schweſterchen kam gerade zu der Höhle, wo ſie ihre Wohnung hatten. Die eilf waren auf der Jagd und nur ein einziger daheim, der kochen mußte. Wie der das Mädchen erblickte, faßte er es gleich, und holte ſein Schwert: „knie nieder, dein rothes Blut muß den Augenblick fließen.“ Das Mädchen aber bat ihn: „lieber Herr, laßt mich leben, ich will bei euch bleiben und euch redlich dienen, ich will kochen und den Haushalt führen.“ Es war gerade der jüngſte Bruder, den erbarmte die Schönheit des Mädchens und er ſchenkte ihr das Leben. Wie die eilfe nach Haus kamen und ſich verwunderten, ein Mädchen lebendig in der Höhle zu finden, ſagte er zu ihnen: „liebe Brüder, dies Mädchen iſt in die Höhle gekommen, und wie ich es niederhauen wollte, da bat es ſo ſehr um ſein Leben, es wollt uns treu dienen und den Haushalt führen, daß ichs ihm geſchenkt habe.“ Die andern gedachten, daß ihnen das vortheilhaft wäre und daß ſie nun alle zwölf auf die Jagd ausgehen könnten, und wareus zufrieden. Da zeigte es ihnen die zwölf Hemdlein und ſagte,

es wär' ihre Schweſter; darüber freuten ſie ſich alle, und waren froh, daß ſie es nicht getödtet hatten.

Das Schweſterchen übernahm nun den Haushalt, und wenn die Brüder auf der Jagd waren, ſammelte es Holz und Kräuter, ſtellte zu am Feuer, deckte die Bettlein hübſch weiß und rein, und thät alles unverdroſſen und fleißig. Einmal geſchah es, daß es fertig war mit aller Arbeit, da ging es in den Wald ſpazieren. Es kam an einen Platz, wo zwölf ſchöne hohe, weiße Lilien ſtanden, und weil ſie ihr ſo wohl gefielen, brach ſie alle miteinander ab. Kaum aber war das geſchehen, ſo ſtand eine alte Frau vor ihr: „ach meine Tochter, ſagte ſie, warum haſt du die zwölf Studentenblumen nicht ſtehen laſſen! das ſind deine zwölf Brüder, die ſind nun alle in Raben verwandelt worden und ſind verloren auf ewig.“ Das Schweſterchen fing an zu weinen, „ach! ſagte es, giebts denn kein Mittel ſie zu erlöſen? „Nein, es iſt kein Mittel auf der Welt, als ein einziges, das iſt ſo ſchwer, das du ſie nicht damit befreien wirſt: du mußt zwölf ganzer Jahr ſtumm ſeyn, ſprichſt du ein einziges Wort, und es fehlt nur eine Stunde daran, ſo iſt alles umſonſt und deine Brüder ſind in dem Augenblick todt.“

Das Schweſterchen ſetzte ſich da auf einen hohen Baum im Wald und ſpann und wollte

zwölf Jahre ſtumm ſitzen, um ſeine Brüder zu erlöſen. Es geſchah aber, daß der König auf einer Jagd durch den Wald ritt, und als er an dem Baum vorbei kam, ſtand ſein Hund ſtill und bellte. Der König hielt nun, ſah hinauf und war ganz verwundert über die Schönheit der Prinzeſſin. Er rief ihr zu, ob ſie ſeine Gemahlin werden wollte. Sie ſchwieg aber ſtill und nickte nur ein wenig mit dem Kopf. Da ſtieg der König ſelber hinauf und hob ſie herunter, ſetzte ſie vor ſich auf ſein Pferd und brachte ſie heim in ſein Schloß, wo die Hochzeit prächtig gehalten ward. Die Prinzeſſin ſprach aber niemals ein Wort und der König glaubte ſie ſey ſtumm. Doch hätten ſie vergnügt mit einander gelebt, wenn nicht die Mutter des Königs geweſen wäre, die fing an die Königin bei ihrem Sohn zu verläumden: „es iſt ein gemeines Bettelmädchen, das du aus der Fremde mitgebracht haſt, die hinter deinem Rücken die ſchändlichſten Dinge treibt.“ Weil die Königin nun ſich nicht vertheidigen konnte, ließ ſich der König verführen, und glaubte ihr endlich und verurtheilte ſie zum Tod. Da ward ein großes Feuer angemacht im Hof, darin ſollte ſie verbrannt werden. Schon ſtand ſie in den Flammen und die ſpielten an ihrem Kleide; da war eben die letzte Minute von den zwölf Jahren verfloſſen, man

hörte in der Luft ein Geräusch, und es kamen zwölf Raben hergeflogen und ließen sich nieder. Wie sie die Erde berührten, waren es zwölf schöne Prinzen, die rissen das Feuer von einander und führten ihre Schwester heraus. Da sprach sie ihr erstes Wort wieder und sagte dem König alles, wie es zugegangen und sie die zwölf Brüder habe erlösen müssen; und sie waren alle vergnügt, daß es so wohl geworden war.

Was sollten sie mit der bösen Stiefmutter anfangen; sie ward in ein Faß gesteckt von siedendem Oehl und von giftigen Schlangen angefüllt, und starb da eines bösen Todes.

10.

Das Lumpengesindel.

Hähnchen sprach zum Hühnchen: „die Nüsse sind reif, da wollen wir mit einander auf den Berg gehen, und uns einmal recht satt daran essen, eh sie das Eichhorn alle wegholt.“ Ja, antwortete das Hühnchen, „komm da wollen wir uns eine Lust miteinander machen.“ Sie gingen zusammen fort, und weil es ein heller Tag war, blieben sie bis zum Abend; nun weiß ich nicht, ob sie sich so dick gegessen oder ob sie so übermüthig geworden waren, sie wollten nicht zu Fuß nach Haus gehen, und das

Hähnchen mußte einen kleinen Wagen von Nußschaalen bauen. Als er fertig war, setzte sich Hühnchen hinein und sagte zum Hähnchen: „du kannst dich nur immer vorspannen.“ — „Nein, sagte das Hähnchen, das wäre mir recht! lieber geh ich zu Fuß nach Haus, als daß ich mich vorspannen lasse, so haben wir nicht gewettet; Kutscher will ich wohl seyn und auf dem Bock sitzen, aber selbst ziehen, das thu ich nicht.“

Wie sie sich so stritten, schnatterte eine Ente daher: „ihr Diebsvolk, wer hat euch geheißen in meinen Nußberg gehen, das soll euch schlecht bekommen“, ging damit auf das Hähnchen los. Aber Hähnchen war auch nicht faul, und stieg der Ente tüchtig zu Leib, endlich hackte es mit seinen Sporn so gewaltig, daß sie um Gnade bat und sich gern zur Strafe vor den Wagen spannen ließ. Hähnchen setzte sich auf den Bock und war Kutscher, und nun ging es fort, im Gallop: Ente lauf zu was du kannst! Als sie ein Stück Wegs gefahren waren, begegneten sie zwei Fußgängern, einer Stecknadel und einer Nähnadel. Die riefen halt und sagten, es werde gleich stichdunkel werden, da könnten sie keinen Schritt weiter, dabei wär es so schmutzig auf der Straße, ob sie nicht ein wenig einsitzen könnten; sie seyen auf der Schneiderherberge vor dem Thor gewe-

sen, und hätten sich beim Bier verspätet. Das Hähnchen, da es magere Leute waren, die nicht viel Platz einnahmen, ließ sie beide einsteigen, doch mußten sie versprechen, ihm nicht auf die Füße zu treten. Spät Abends kamen sie zu einem Wirthshaus, und weil sie die Nacht nicht weiter fahren wollten, die Ente auch nicht gut zu Fuß war und von einer Seite auf die andere fiel, kehrten sie ein. Der Wirth machte anfangs viel Einwendungen, sein Haus sey schon voll, gedachte auch wohl, es mögten keine vornehme Passagiere seyn; endlich aber, da sie süße Reden führten, er solle das Ei haben, welches das Hühnchen unterwegs gelegt hatte, auch die Ente behalten, die alle Tage eins lege, so gab er nach. Nun ließen sie sich wieder frisch auftragen und lebten in Saus und Braus. Früh Morgens, als es erst dämmerte und noch alles schlief, weckte Hähnchen das Hühnchen, holte das Ei, pickte es auf und sie verzehrten es zusammen, die Schalen aber warfen sie auf den Feuerheerd. Dann gingen sie zu der Nähnadel, die noch schlief, packten sie beim Kopf und steckten sie in des Sesselkissen des Wirths, die Stecknadel aber in sein Handtuch, darauf flogen sie, mir nichts dir nichts, über die Heide davon. Die Ente, die unter freiem Himmel schlafen wollte und im Hof geblieben war, hörte sie fortschnurren, machte sich munter und fand

ei-

einen Bach, auf dem ſie hinunter ſchwamm, und das ging geſchwinder als vor dem Wagen. Ein paar Stunden darnach ſtieg der Wirth aus den Federn, wuſch ſich und wollte ſich am Handtuch abtrocknen, da zerriß er ſich das Geſicht mit der Stecknadel, dann ging er in die Küche und wollte ſich eine Pfeife anſtecken, wie er aber an den Heerd kam, ſprangen ihm die Eierſchalen in die Augen. „Heute Morgen trifft Alles meinen Kopf," ſagte er, und ſetzte ſich ärgerlich in ſeinen Großvaterſtuhl — auweh! da ward er noch ſchlimmer getroffen von der Nähnadel und nicht an den Kopf. Da ward er vollends böſe und hatte Verdacht auf die Gäſte, die ſo ſpät geſtern Abend gekommen waren, und wie er ging und ſich nach ihnen umſah, waren ſie fort. Da that er einen Schwur, kein Lumpengeſindel mehr in ſein Haus zu nehmen, das viel verzehrt, nichts bezahlt und obendrein zum Dank Schabernack treibt.

11.

Brüderchen und Schweſterchen.

Brüderchen nahm ſein Schweſterchen an der Hand und ſagte: „ſeit die Mutter todt iſt, haben wir keine gute Stunde mehr, die Stiefmutter ſchlägt uns alle Tage, und wenn wir zu ihr kommen, ſtößt ſie uns mit dem Fuß fort; ſie

giebt uns auch nichts zu essen, als harte Brotkrusten; dem Hündlein unter dem Tisch gehts besser, dem wirft sie doch manchmal was Gutes zu, daß Gott erbarm, wenn das unsere Mutter wüßte! Komm laß uns miteinander fortgehen." Sie gingen zusammen fort und kamen in einen großen Wald, da waren sie so traurig und so müde, daß sie sich in einen hohlen Baum setzten und da Hungers sterben wollten.

Sie schliefen zusammen ein, und wie sie am Morgen aufwachten, war die Sonne schon lange aufgestiegen und schien heiß in den hohlen Baum hinein. „Schwesterchen, sagte das Brüderchen nach einer Zeit, mich dürstet so gewaltig, wenn ich ein Brünnlein in der Nähe wüßte, ich ging hin und tränk einmal, es ist mir auch, als hörte ich eins rauschen." — „Was hilft das, antwortete das Schwesterchen, warum willst Du trinken, da wir doch Hungers sterben wollen." — Brüderchen aber schwieg still und stieg heraus, und weil es das Schwesterchen immer fest mit der Hand hielt, mußte es mit heraus steigen. Die böse Stiefmutter aber war eine Hexe, und wie sie die zwei Kinder hatte fortgehen sehen, war sie ihnen nachgegangen und hatte ein klares Brünnlein in der Nähe des Baums aus dem Felsen springen lassen, das sollte durch sein Rauschen die Kinder

herbeilocken und zum trinken reizen, wer aber davon trank, der ward in ein Rehkälbchen verwandelt. Brüderchen kam bald mit dem Schwesterchen zu dem Brünnlein, und als er es so glitzerig über die Steine springen sah, ward seine Luſt immer größer, und er wollte davon trinken. Aber dem Schwesterchen war Angſt, es meinte, das Brünnlein spräche im Rauſchen und ſagte: „wer mich trinkt, wird zum Rehkälbchen; wer mich trinkt, wird zum Rehkälbchen!“ da bat es das Brüderchen, nicht von dem Waſſer zu trinken „Ich höre nichts, ſagte das Brüderchen, als wie das Waſſer ſo lieblich rauſcht, laß mich nur gehen!“ Damit legte es ſich nieder, beugte ſich herab und trank, und wie der erſte Tropfen auf ſeine Lippen gekommen war, da lag ein Rehkälbchen an dem Brünnlein.

Das Schweſterchen weinte und weinte, die Hexe aber war böſe, daß ſie es nicht auch zum Trinken hatte verführen können. Nachdem es drei Tage geweint, ſtand es auf und ſammelte die Binſen in dem Wald, und flocht ein weiches Seil daraus. Dann band es das Rehkälbchen daran und führte es mit ſich. Es ſuchte ihm auch eine Höhle, trug Moos und Laub hinein und machte ihm ein weiches Lager; am Morgen ging es mit ihm hinaus, wo zartes Gras war und ſammelte das allerſchönſte, das fraß es ihm aus der Hand, und das Rehkälbchen war

dann vergnügt und ſpielte auf den Hügeln. Abends aber, wenn Schweſterchen müde war, legte es ſeinen Kopf auf den Rücken des Rehkälbchens, das war ſein Kiſſen, und ſo ſchlief es ein; und hätte das Brüderchen nur ſeine menſchliche Geſtalt gehabt, das wäre ein herrliches Leben geweſen.

So lebten ſie lange Jahre in dem Wald. Auf eine Zeit jagte der König und verirrte ſich darin. Da fand er das Mädchen mit dem Thierlein in dem Wald und war erſtaunt über ſeine Schönheit. Er hob es zu ſich auf ſein Pferd und nahm es mit, und das Rehkälbchen lief an dem Seile nebenher. An dem königlichen Hofe ward ihm alle Ehre angethan, ſchöne Jungfrauen mußten es bedienen, doch war es ſelber ſchöner, als alle andern; das Rehkälbchen ließ es niemals von ſich, und that ihm alles Gute an. Bald darauf ſtarb die Königin, da ward das Schweſterchen mit dem König vermählt und lebte in allen Freuden.

Die Stiefmutter aber hatte von dem Glück gehört, das dem armen Schweſterchen begegnet; ſie dachte es wäre längſt im Wald von den wilden Thieren gefreſſen worden, aber die hatten ihm nichts gethan, und nun war es Königin im Reich. Die Hexe war ſo böſe darüber, daß ſie nur darauf dachte, wie ſie ihr das Glück verderben konnte. Als im folgenden Jahr die Kö-

nigin einen schönen Prinzen zur Welt gebracht hatte, und der König auf der Jagd war, trat sie in der Gestalt der Kammerfrau in die Stube, worin die Kranke lag. „Das Bad ist für euch bereitet, sagte sie, das wird euch wohlthun und stärken, kommt eh' es kalt wird.“ Sie führte sie darauf in die Badestube; wie die Königin hineingetreten war, schloß sie die Thüre hinter ihr zu, drin aber war ein Höllenfeuer angemacht, da mußte die schöne Königin erstikken. Die Hexe hatte eine rechte Tochter, der gab sie ganz die äußerliche Gestalt der Königin und legte sie an ihrer Stelle in das Bett. Der König kam am Abend heim, und wußte nicht, daß er eine falsche Frau habe. Aber in der Nacht — sah die Kinderfrau — trat die rechte Königin in die Stube, sie ging zur Wiege, nahm ihr Kind heraus, hob es an ihre Brust und gab ihm zu trinken, dann schüttelte sie ihm sein Bettchen auf, legte es wieder hinein und deckte es zu. Darauf ging sie in die Ecke wo das Rehkälbchen schlief und streichelte ihm über den Rükken. So kam sie alle Nacht und ging wieder fort, ohne ein Wort zu sprechen.

Einmal aber trat sie wieder ein und sprach:

„Was macht mein Kind? was macht mein Reh?
nun komm' ich noch zweimal und dann nimmermehr.“

und that alles, wie in den andern Nächten.

Die Kinderfrau weckte aber den König und sagte es ihm heimlich. Der König wachte die andere Nacht, und da sah er auch, wie die Königin kam und hörte deutlich ihre Worte:

„Was macht mein Kind? was macht mein Reh?
nun komm' ich noch einmal und dann nimmermehr."

Aber er getraute sich nicht, sie anzureden. In der andern Nacht wacht' er wieder, da sprach die Königin:

„Was macht mein Kind? was macht mein Reh?
nun komm' ich noch diesmal her und dann nimmermehr."

Da konnte sich der König nicht länger halten, sprang auf und umarmte sie, und wie er sie anrührte, ward sie wieder lebendig, frisch und roth. Die falsche Königin ward in den Wald geführt, wo die wilden Thiere sie fraßen, die böse Stiefmutter aber ward verbrannt, und wie das Feuer sie verzehrte, da verwandelte sich das Rehkälbchen, und Brüderchen und Schwesterchen waren wieder beisammen und lebten glücklich ihr Lebelang.

von der Marie 10 März 1811.

12.

Rapunzel.

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die hatten sich schon lange ein Kind gewünscht

und nie eins bekommen, endlich aber ward die Frau guter Hoffnung. Dieſe Leute hatten in ihrem Hinterhaus ein kleines Fenſter, daraus konnten ſie in den Garten einer Fee ſehen, der voll von Blumen und Kräutern ſtand, allerlei Art, keiner aber durfte es wagen, in den Garten hineinzugehen. Eines Tages ſtand die Frau an dieſem Fenſter und ſah hinab, da erblickte ſie wunderſchöne Rapunzeln auf einem Beet und wurde ſo lüſtern darnach, und wußte doch, daß ſie keine davon bekommen konnte, daß ſie ganz abfiel und elend wurde. Ihr Mann erſchrack endlich und fragte nach der Urſache; „ach wenn ich keine von den Rapunzeln aus dem Garten hinter unſerm Haus zu eſſen kriege, ſo muß ich ſterben.“ Der Mann, welcher ſie gar lieb hatte, dachte, es mag koſten was es will, ſo willſt du ihr doch welche ſchaffen, ſtieg eines Abends über die hohe Mauer und ſtach in aller Eile eine Hand voll Rapunzeln aus, die er ſeiner Frau brachte. Die Frau machte ſich ſogleich Salat daraus, und aß ſie in vollem Heißhunger auf. Sie hatten ihr aber ſo gut, ſo gut geſchmeckt, daß ſie den andern Tag noch dreimal ſoviel Luſt bekam. Der Mann ſah wohl, daß keine Ruh wäre, alſo ſtieg er noch einmal in den Garten, allein er erſchrack gewaltig, als die Fee darin ſtand und ihn heftig ſchalt, daß er es wage in ihren Garten zu kommen und daraus zu ſtehlen. Er ent-

schuldigte sich, so gut er konnte, mit der Schwangerschaft seiner Frau, und wie gefährlich es sey, ihr dann etwas abzuschlagen, endlich sprach die Fee: „ich will mich zufrieden geben und dir selbst gestatten Rapunzeln mitzunehmen, so viel du willst, wofern du mir das Kind geben wirst, womit deine Frau jetzo geht.“ In der Angst sagte der Mann alles zu, und als die Frau in Wochen kam, erschien die Fee sogleich, nannte das kleine Mädchen Rapunzel und nahm es mit sich fort.

Dieses Rapunzel wurde das schönste Kind unter der Sonne, wie es aber zwölf Jahr alt war, so schloß es die Fee in einen hohen hohen Thurm, der hatte weder Thür noch Treppe, nur bloß ganz oben war ein kleines Fensterchen. Wenn nun die Fee hinein wollte, so stand sie unten und rief:

„Rapunzel, Rapunzel!
laß mir dein Haar herunter.“

Rapunzel hatte aber prächtige Haare, fein wie gesponnen Gold, und wenn die Fee so rief, so band sie sie los, wickelte sie oben um einen Fensterhaken und dann fielen die Haare zwanzig Ellen tief hinunter und die Fee stieg daran hinauf.

Eines Tages kam nun ein junger Königssohn durch den Wald, wo der Thurm stand, sah das schöne Rapunzel oben am Fenster stehen und hörte sie mit so süßer Stimme singen,

daß er ſich ganz in ſie verliebte. Da aber keine Thüre im Thurm war und keine Leiter ſo hoch reichen konnte, ſo gerieth er in Verzweiflung, doch ging er alle Tage in den Wald hin, bis er einſtmals die Fee kommen ſah, die ſprach:

„Rapunzel, Rapunzel!
laß dein Haar herunter.“

Darauf ſah er wohl, auf welcher Leiter man in den Thurm kommen konnte. Er hatte ſich aber die Worte wohl gemerkt, die man ſprechen mußte, und des andern Tages, als es dunkel war, ging er an den Thurm und ſprach hinauf:

Rapunzel, Rapunzel,
laß dein Haar herunter!

da ließ ſie die Haare los, und wie ſie unten waren, machte er ſich daran feſt und wurde hinaufgezogen.

Rapunzel erſchrack nun anfangs, bald aber gefiel ihr der junge König ſo gut, daß ſie mit ihm verabredete, er ſolle alle Tage kommen und hinaufgezogen werden. So lebten ſie luſtig und in Freuden eine geraume Zeit, und die Fee kam nicht dahinter, bis eines Tages das Rapunzel anfing und zu ihr ſagte: „ſag' ſie mir doch Frau Gothel, meine Kleiderchen werden mir ſo eng und wollen nicht mehr paſſen.“ Ach du gottloſes Kind, ſprach die Fee, was muß ich von dir hören, und ſie merkte gleich, wie ſie betrogen wäre, und war ganz aufgebracht. Da nahm ſie

die schönen Haare Rapunzels, schlug sie ein paar Mal um ihre linke Hand, griff eine Scheere mit der rechten und ritsch, ritsch, waren sie abgeschnitten. Darauf verwieß sie Rapunzel in eine Wüstenei, wo es ihr sehr kümmerlich erging und sie nach Verlauf einiger Zeit Zwillinge, einen Knaben und ein Mädchen gebar.

Denselben Tag aber, wo sie Rapunzel verstoßen hatte, machte die Fee Abends die abgeschnittenen Haare oben am Haken fest, und als der Königssohn kam:

Rapunzel, Rapunzel,
laß dein Haar herunter!

so ließ sie zwar die Haare nieder, allein wie erstaunte der Prinz, als er statt seines geliebten Rapunzels die Fee oben fand. „Weißt du was, sprach die erzürnte Fee, Rapunzel ist für dich Bösewicht auf immer verloren!“

Da wurde der Königssohn ganz verzweifelnd, und stürzte sich gleich den Thurm hinab, das Leben brachte er davon, aber die beiden Augen hatte er sich ausgefallen, traurig irrte er im Wald herum, aß nichts als Gras und Wurzeln, und that nichts als weinen. Einige Jahre nachher geräth er in jene Wüstenei, wo Rapunzel kümmerlich mit ihren Kindern lebte, ihre Stimme däuchte ihm so bekannt, in demselben Augenblick erkannt: sie ihn auch und fällt ihm um den Hals. Zwei von ihren Thrä-

nen fallen in ſeine Augen, da werden ſie wieder klar, und er kann damit ſehen, wie ſonſt.

13.

Die drei Männlein im Walde.

Einem Mann war ſeine Frau geſtorben, da war er unſchlüſſig, ob er ſich wieder eine nehmen ſollte oder nicht. Endlich zog er ſeinen Stiefel aus, der hatte in der Sohle ein Loch, und ſprach zu ſeiner Tochter, ſeinem einzigen Kind: „nimm dieſem Stiefel, trag ihn auf den Boden, da iſt ein großer Nagel, daran häng ihn auf, dann hole Waſſer und gieß es hinein; hält er das Waſſer, ſo will ich wieder eine Frau nehmen, läufts aber durch, ſo laß ichs bleiben.“ Das Mädchen that, wie ihm geheißen war, das Waſſer aber zog das Loch zuſammen und der Stiefel ward voll bis oben hin. Der Mann ſah ſelber nach, obs richtig war, dann ſagte er: da muß ich mir wohl eine Frau nehmen; ging hin und freite eine Wittwe. Dieſe brachte auch eine Tochter von ihrem erſten Mann mit ins Haus, und als ſie ſah, daß ihr Stiefkind ſchön war und jedermann es lieb hatte, ihre Tochter aber häßlich, ſo ward ſie neidiſch, ſetzte es überall zurück und dachte nur darauf, wie ſie es recht quälen wollte.

Einmal mitten im Winter, als der Schnee hoch lag, nähte sie ein Kleid von feinem Papier, und als es fertig war, rief sie das Stiefkind und sagte: „ich habe Lust Erdbeeren zu essen, da zieh das Kleid an, geh in den Wald und suche mir das Körbchen voll: und daß du nicht eher nach Haus kommst, bis du es voll hast!“ Das Mädchen weinte bitterlich und sagte: „im Winter wachsen keine Erdbeeren im Walde, und wenn sie auch da wären so liegt der Schnee darauf, wie soll ich sie finden; und draußen ists so kalt, daß der Athem friert, wie kann ich in dem Papierkleid gehen, da weht ja der Wind durch, und die Dornen reißen es mir herunter.“ — Rede kein Wort mehr, sagte die Mutter, und geh gleich hinaus und suche die Erdbeeren;“ in ihrem neidischen Herzen aber gedachte sie, das Mädchen werde draußen erfrieren und nimmermehr heimkommen, darum hatte sie ihm auch das dünne Papierkleid gemacht. Das Mädchen aber war gehorsam, that das Papierkleid um, ging in den Wald, da war aber nichts als Schnee und nirgends auch nur ein grün Hälmchen zu sehen. Es ging immer weiter, und als es mitten in den Wald kam, da sah es ein kleines Haus, aus dem guckten drei kleine Männer. Es sagte ihnen guten Tag, und weil es so artig grüßte, fragten sie, was es in dem leichten Papierklei-

de im Walde zur Winterszeit ſuche. „Ach!“ ſagte es, „ich ſoll ein Körbchen voll Erdbeeren ſuchen und darf nicht eher nach Haus kommen bis ich es mitbringe.“ Die drei Männer ſagten darauf: „geh hinter unſer Haus und räume den Schnee weg, da haben ſie Schutz gehabt und ſind gewachſen, da wirſt du vollauf finden.“ Das Mädchen bedankte ſich und that, wie ſie es geheißen hatten. Während es nun den Schnee wegräumte und die Erdbeeren abbrach, ſprachen die drei Männlein unter ſich: „was ſollen wir ihm ſchenken, weil es ſo artig gegen uns geweſen und ſo ſchön iſt?“ da ſagte das eine: „ich ſchenke ihm, daß es noch ſchöner wird, „das andere ſagte: „ich ſchenke ihm, daß die goldenen Ducaten aus ſeinem Munde fallen, wenn es ſpricht;“ das dritte: „ich ſchenke ihm, daß ein König kommt und es heirathe.“ Wie nun das Mädchen wieder hervorkam, ſchenkten ſie ihm das alles, und als es ſich bedanken wollte, fielen ſchon Ducaten aus ſeinem Munde. Da ging es nach Haus und verwunderte ſich die Stiefmutter über die Erdbeeren, die es brachte, ſo verwunderte ſie ſich noch mehr, als ſie ſah, wie ihm die Ducaten aus dem Munde fielen; es dauerte auch nicht lange, ſo kam ein König und holte es ab, und machte es zu ſeiner Gemahlin.

Die Mutter aber ~~gedachte, ſie~~ wollte ihrer

Tochter auch ein so großes Glück verschaffen. Da nähte sie ihr einen prächtigen Pelzrock und hieß sie hinausgehen in den Wald, und die kleinen Männer um ein Geschenk bitten. Die Männer aber sahen, daß sie ein böses Herz hatte und statt guter Geschenke gaben sie ihm schlimme. Der erste, daß sie in ihrem Pelzrock friere, als wär er aus Papier, der zweite, daß sie alle Tage garstiger werde, der dritte, daß sie eines unglücklichen Todes sterbe. Zitternd vor Frost kam sie nach Hause und erzählte der Mutter, was ihr begegnet war, und als diese sah, daß die Verwünschungen der drei Männer anfingen einzutreffen, dachte sie nur darauf, wie sie sich rächen wollte. Sie ging zu ihrer Stieftochter, der Königin, und stellte sich freundlich und liebreich an, da ward sie wohl aufgenommen und ward ihr eine eigene Wohnung gegeben. Bald darauf gebar die Königin einen Prinzen, und als sie in der Nacht allein, krank und schwach war, da hob sie das böse Weib mit ihrer Tochter aus dem Bett, und sie trugen sie hinaus zu dem Fluß und warfen sie hinein. Am andern Morgen sagten sie dem König, die Königin sey in der Nacht gestorben.

In der folgenden Nacht sah der Küchenjunge, wie eine Ente durch die Gosse in die Küche hineinschwamm. Sie fragte:

König, was machst du?
Schläfst du oder wachst du?

Da der Küchenjunge stillschwieg, [illegible]

([illegible])

„Was machen meine Gäſte?“ —
Er antwortete: „Sie ſchlafen feſte.“
„Was macht mein Kindelein?“
„Es ſchläft in der Wiege fein.“

Da ging ſie hinauf in der Königin Geſtalt, gab ihm zu trinken, pflegt' es, macht' ihm ſeine Wiege, deckt es zu und ſchwamm als Ente am Morgen wieder durch die Goſſe fort. So kam ſie noch eine Nacht, in der dritten aber ſagte ſie zu dem Küchenjungen: „geh zu dem König und ſag ihm, er ſolle ſein Schwert dreimal auf der Schwelle über mir ſchwingen.“ Der Küchenjunge lief und ſagts dem König, und als der König dreimal ſein Schwert geſchwungen, da ſtand die Königin wieder lebendig vor ihm. Die Falſchheit der Stiefmutter und ihrer Tochter kam an den Tag und ſie wurden den wilden Thieren im Walde zu freſſen gegeben.

(Deutſch)

14.

Von dem böſen Flachsſpinnen.

Vorzeiten lebte ein König, dem war nichts lieber auf der Welt als Flachsſpinnen, und die Königin und ſeine Töchter mußten den ganzen Tag ſpinnen, und wenn er die Räder nicht ſchnurren hörte, war er böſe. Einmal mußte er eine Reiſe machen, und ehe er Abſchied

nahm, gab er der Königin einen großen Kaſten mit Flachs und ſagte: „der muß geſponnen ſeyn, wann ich wieder komme.“ Die Prinzeſſinnen wurden betrübt und weinten: „wenn wir das alles ſpinnen ſollen, müſſen wir den ganzen Tag ſitzen und dürfen nicht einmal aufſtehen.“ Die Königin aber ſprach: „tröſtet euch, ich will euch ſchon helfen. Da waren im Lande drei beſonders häßliche Jungfern, die erſte hatte eine ſo große Unterlippe, daß ſie über das Kinn herunterhing, die zweite hatte an der rechten Hand den Zeigefinger ſo dick und breit, daß man drei andere Finger hätte daraus machen können, die dritte hatte einen dicken breiten Platſchfuß, ſo breit wie ein halbes Kuchenbrett. Die ließ die Königin zu ſich fordern und an dem Tage, wo der König heim kommen ſollte, ſetzte ſie alle drei nebeneinander in ihre Stube, gab ihnen ihre Spinnräder und da mußten ſie ſpinnen, auch ſagte ſie einer jeden, was ſie auf des Königs Fragen antworten ſolle. Als der König anlangte, hörte er das Schnurren der Räder von weitem, freute ſich herzlich und gedachte ſeine Töchter zu loben. Wie er aber in die Stube kam und die drei garſtigen Jungfern da ſitzen ſah, erſchrack er erſtlich, dann trat er hinzu und fragte die erſte, woher ſie die entſetzlich große Unterlippe habe? „vom Lecken, vom Lecken!“ Darauf die zweite, woher der

dicke

dicke Finger? „vom Faden drehen, vom Faden drehen und umſchlingen!“ dabei ließ ſie den Faden ein paarmal um den Finger laufen. Endlich die dritte: woher den dicken Fuß? „vom Treten, vom Treten!“ wie das der König hörte, befahl er der Königin und den Prinzeſſinnen, ſie ſollten nimmermehr ein Spinnrad anrühren und ſo waren ſie ihrer Qual los.

16. 15.

Hänſel und Gretel.

Vor einem großen Walde wohnte ein armer Holzhacker, der hatte nichts zu beißen und zu brechen, und kaum das tägliche Brod für ſeine Frau und ſeine zwei Kinder, Hänſel und Gretel. Einmal konnte er auch das nicht mehr ſchaffen, und wußte ſich nicht zu helfen in ſeiner Noth. Wie er Abends vor Sorge ſich im Bett herumwälzte, da ſagte ſeine Frau zu ihm: „höre Mann, morgen früh nimm die beiden Kinder, gieb jedem noch ein Stückchen Brod, dann führ ſie hinaus in den Wald, mitten inne, wo er am dickſten iſt, da mach ihnen ein Feuer an, und dann geh weg und laß ſie dort, wir können ſie nicht länger ernähren.“ „Nein Frau, ſagte der Mann, das kann ich nicht über mein Herz bringen, meine eigenen lieben Kinder zu den wilden Thieren zu führen, die ſie bald in

dem Wald zerreißen würden." „Wenn du das nicht thust, sprach die Frau, so müssen wir alle miteinander Hungers sterben;" da ließ sie ihm keine Ruhe, bis er Ja sagte.

Die zwei Kinder waren auch noch wach vor Hunger, und hatten alles gehört, was die Mutter zum Vater gesagt hatte. Gretel dachte, nun ist es um mich geschehen und fing erbärmlich an zu weinen, Hänsel aber sprach: „sey still, Gretel, und grám dich nicht, ich will uns helfen." Damit stieg er auf, zog sein Röcklein an, machte die Unterthüre auf und schlich hinaus. Da schien der Mond hell und die weißen Kieselsteine glänzten wie lauter Batzen. Hänsel bückte sich und machte sich sein ganz Rocktäschlein voll davon, so viel nur hinein wollten, dann ging er zurück ins Haus: „tröste dich, Gretel, und schlaf nur ruhig," legte sich wieder ins Bett und schlief ein.

Morgens früh, ehe die Sonne noch aufgegangen war, kam die Mutter und weckte sie alle beide: „steht auf, ihr Kinder, wir wollen in den Wald gehen, da habt ihr jedes ein Stücklein Brod, aber haltets zu Rathe und hebts euch für den Mittag auf." Gretel nahm das Brod unter die Schürze, weil Hänsel die Steine in der Tasche hatte, dann machten sie sich auf den Weg in den Wald hinein. Wie sie ein Weilchen gegangen waren, stand Hänsel

ſtill und guckte nach dem Haus zurück, bald darauf wieder und immer wieder. Der Vater ſprach: „Hänſel, was guckſt du zurück und hältſt dich auf, hab Acht und marſchir zu.“ — „Ach, Vater, ich ſeh nach meinem weißen Kätzchen, das ſitzt oben auf dem Dach und will mir Ade ſagen.“ Die Mutter ſprach: „ei Narr, das iſt dein Kätzchen nicht, das iſt die Morgenſonne, die auf den Schornſtein ſcheint.“ Hänſel aber hatte nicht nach dem Kätzchen geſehen, ſondern immer einen von den blanken Kieſelſteinen aus ſeiner Taſche auf den Weg geworfen.

Wie ſie mitten in den Wald gekommen waren, ſprach der Vater, „nun ſammelt Holz, ihr Kinder, ich will ein Feuer anmachen, daß wir nicht frieren.“ Hänſel und Gretel trugen Reiſig zuſammen, einen kleinen Berg hoch. Da ſteckten ſie es an, und wie die Flamme recht groß brannte, ſagte die Mutter: „nun legt euch ans Feuer und ſchlaft, wir wollen in dem Wald das Holz fällen, wartet, bis wir wieder kommen, und euch abholen.

Hänſel und Gretel ſaßen an dem Feuer, bis Mittag, da aß jedes ſein Stücklein Brod, und dann wieder bis an den Abend; aber Vater und Mutter blieben aus, und niemand wollte kommen und ſie abholen. Wie es nun finſtere Nacht wurde, fing Gretel an zu weinen, Hänſel aber ſprach: „wart nur ein Weilchen,

bis der Mond aufgegangen ist. Und als der Mond aufgegangen war, faßte er die Gretel bei der Hand, da lagen die Kieselsteine wie neugeschlagene Batzen und schimmerten und zeigten ihnen den Weg. Da gingen sie die ganze Nacht durch, und wie es Morgen war, kamen sie wieder bei ihres Vaters Haus an. Der Vater freute sich von Herzen, als er seine Kinder wieder sah, denn er hatte sie ungern allein gelassen, die Mutter stellte sich auch, als wenn sie sich freute, heimlich aber war sie bös.

Nicht lange darnach, war wieder kein Brod im Hause und Hänsel und Gretel hörten wie Abends die Mutter zum Vater sagte: „einmal haben die Kinder den Weg zurückgefunden, und da habe ichs gut seyn lassen, aber jetzt ist wieder nichts, als nur noch ein halber Laib Brod im Haus, du mußt sie morgen tiefer in den Wald führen, daß sie nicht wieder heim kommen können, es ist sonst keine Hülfe für uns mehr.“ Dem Mann fiels schwer aufs Herz, und er gedachte, es wäre doch besser, wenn du den letzten Bissen mit deinen Kindern theiltest, weil er es aber einmal gethan hatte, so durfte er nicht nein sagen. Hänsel und Gretel hörten das Gespräch der Eltern; Hänsel stand auf und wollte wieder Kieselsteine auflesen, wie er aber an die Thüre kam, da hatte sie die Mutter zugeschlossen. Doch tröstete er die Gretel und

ſprach: „ſchlaf nur, lieb Gretel, der liebe Gott wird uns ſchon helfen.“

Morgens früh erhielten ſie ihr Stücklein Brod, noch kleiner als das vorigemal. Auf dem Wege bröckelte es Hänſel in der Taſche, ſtand oft ſtill, und warf ein Bröcklein an die Erde.“ Was bleibſt du immer ſtehen, Hänſel, und guckſt dich um, ſagte der Vater, geh deiner Wege.“ — „Ach! ich ſeh nach meinem Täubchen, das ſitzt auf dem Dach und will mir Ade ſagen“ – „du Narr, ſagte die Mutter, das iſt dein Täubchen nicht, das iſt die Morgenſonne, die auf den Schornſtein oben ſcheint.“ Hänſel aber zerbröckelte all ſein Brod und warf die Bröcklein auf den Weg.

Die Mutter führte ſie noch tiefer in den Wald hinein, wo ſie ihr Lebtag nicht geweſen waren, da ſollten ſie wieder einſchlafen bei einem großen Feuer, und Abends wollten die Eltern kommen und ſie abholen. Zu Mittag theilte Gretel ihr Brod mit Hänſel, weil der ſeins all auf den Weg geſtreut; der Mittag verging und der Abend verging, aber niemand kam zu den armen Kindern. Hänſel tröſtete die Gretel und ſagte: „wart, wenn der Mond aufgeht, dann ſeh ich die Bröcklein Brod, die ich ausgeſtreut habe, die zeigen uns den Weg nach Haus.“ Der Mond ging auf, wie aber Hänſel nach den Bröcklein ſah, da

waren ſie weg, die viel tauſend Vögeln in dem Wald, die hatten ſie gefunden und aufgepickt. Hänſel meinte doch den Weg nach Haus zu finden und zog die Gretel mit ſich, aber ſie verirrten ſich bald in der großen Wildniß und gingen die Nacht und den ganzen Tag, da ſchliefen ſie vor Müdigkeit ein; und gingen noch einen Tag, aber ſie kamen nicht aus den Wald heraus, und waren ſo hungrig, denn ſie hatten nichts zu eſſen, als ein paar kleine Beerlein, die auf der Erde ſtanden.

Am dritten Tage gingen ſie wieder bis zu Mittag, da kamen ſie an ein Häuslein, das war ganz aus Brod gebaut und war mit Kuchen gedeckt, und die Fenſter waren von hellem Zucker. „Da wollen wir uns niederſetzen und uns ſatt eſſen, ſagte Hänſel; ich will vom Dach eſſen, iß du vom Fenſter, Gretel, das iſt fein ſüß für dich.“ Hänſel hatte ſchon ein gut Stück vom Dach und Gretel ſchon ein paar runde Fenſterſcheiben gegeſſen, und brach ſich eben eine neue aus, da hörten ſie eine feine Stimme, die von innen herausrief:

„knuper, knuper, Aneschen!
„wer knupert an meinem Häuschen!“

Hänſel und Gretel erſchracken ſo gewaltig, daß ſie fallen ließen, was ſie in der Hand hielten, und gleich darauf ſahen ſie aus der Thüre eine

kleine steinalte Frau schleichen. Sie wackelte mit dem Kopf und sagte: „ei, ihr lieben Kinder, wo seyd ihr denn hergelaufen, kommt herein mit mir, ihr sollts gut haben," faßte beide an der Hand und führte sie in ihr Häuschen. Da ward gutes Essen aufgetragen, Milch und Pfannkuchen mit Zucker, Aepfel und Nüsse, und dann wurden zwei schöne Bettlein bereitet, da legten sich Hänsel und Gretel hinein, und meinten sie wären wie im Himmel.

Die Alte aber war eine böse Hexe, die lauerte den Kindern auf, und hatte um sie zu locken ihr Brodhäuslein gebaut, und wenn eins in ihre Gewalt kam, da machte sie es todt, kochte es und aß es, und das war ihr ein Festtag. Da war sie nun recht froh, wie Hänsel und Gretel ihr zugelaufen kamen. Früh, ehe sie noch erwacht waren, stand sie schon auf, ging an ihre Bettlein und wie sie die zwei so lieblich ruhen sah, freute sie sich und gedachte, das wird ein guter Bissen für dich seyn. Sie packte Hänsel und steckte ihn in einen kleinen Stall, und wie er da aufwachte, war er von einem Gitter umschlossen, wie man junge Hühnlein einsperrt, und konnte nur ein paar Schritte gehen. Das Gretel aber schüttelte sie und rief: „steh auf, du Faullenzerin, hol Wasser und geh in die Küche und koch gut zu essen, dort steckt dein Bruder in einem Stall, den will ich erst

fett machen, und wann er fett ist, dann will ich ihn essen, jetzt sollst du ihn füttern.“ Gretel erschrack und weinte, mußte aber thun, was die Hexe verlangte. Da ward nun alle Tage dem Hänsel das beste Essen gekocht, daß er fett werden sollte, Gretel aber bekam nichts, als die Krebsschalen, und alle Tage kam die Alte und sagte: „Hänsel, streck deine Finger heraus, daß ich fühle, ob du bald fett genug bist.“ Hänsel streckte ihr aber immer ein Knöchlein heraus, da verwunderte sie sich, daß er gar nicht zunehmen wolle.

Nach vier Wochen sagte sie eines Abends zu Gretel: „Du faules Ding, geh und trag Wasser herbei, dein Brüderchen mag nun fett genug seyn oder nicht, morgen will ich es schlachten und sieden, ich will derweile den Teig anmachen, daß wir auch dazu backen können.“ Da ging Gretel mit traurigem Herzen und trug das Wasser, worin Hänsel sollte gesotten werden. Früh Morgens mußte Gretel aufstehen, Feuer anmachen und den Kessel mit Wasser aufhängen. „Sieh nun Acht, bis es siedet, sagte die Hexe, ich will Feuer in den Backofen machen und das Brod hineinschieben;“ Gretel stand in der Küche und weinte blutige Thränen, und dachte, hätten uns lieber die wilden Thiere im Walde gefressen, so wären wir zusammen gestorben und müßten nun nicht das

Herzeleid tragen, und ich müßte nicht selber das Waſſer zu dem Tod meines lieben Bruders, ſieden, du lieber Gott, hilf uns armen Kindern aus der Noth.

Da rief die Alte: „Gretel komm gleich einmal hierher zu dem Backofen,“ wie Gretel kam, ſagte ſie: guck hinein, ob das Brod ſchon hübſch braun und gar iſt, meine Augen ſind ſchwach, ich kann nicht ſo weit ſehen, und wenn du auch nicht kannſt, ſo ſetz dich auf das Brett, ſo will ich dich hineinſchieben, da kannſt du darin herumgehen und nachſehen.“ Wenn aber Gretel darin war, da wollte ſie zumachen und Gretel ſollte in dem heißen Ofen backen, und ſie wollte es auch aufeſſen: das dachte die böſe Hexe, und darum hatte ſie das Gretel gerufen. Gott gab es aber Gretel ein und ſie ſagte: „ich weiß nicht, wie ich das anfangen ſoll, zeigs mirs erſt, ſetz dich drauf, ich will dich hineinſchieben.“ Und die Alte ſetzte ſich auf das Brett, und weil ſie leicht war, ſchob ſie Gretel hinein ſo weit ſie konnte, und dann machte ſie geſchwind die Thüre zu, und ſteckte den eiſernen Riegel vor. Da fing die Alte an in dem heißen Backofen zu ſchreien und zu jammern, Gretel aber lief fort, und ſie mußte elendiglich verbrennen.

Und Gretel lief zum Häuſel, machte ihm ſein Thürchen auf und Häuſel ſprang heraus, und ſie küßten ſich einander und waren froh.

Das ganze Häuschen war voll von Edelgesteinen und Perlen, davon füllten sie ihre Taschen, gingen fort und fanden den Weg nach Haus. Der Vater freute sich als er sie wieder sah, er hatte keinen vergnügten Tag gehabt, seit seine Kinder fort waren, und ward nun ein reicher Mann. Die Mutter aber war gestorben.

16.

Herr Fix und Fertig.

Fix und Fertig war lange Zeit Soldat gewesen, weil aber der Krieg ein Ende hatte und nichts mehr zu thun war, als einen und alle Tage dasselbe, nahm er seinen Abschied und wollte Lakai bei einem großen Herrn werden. Da gabs Kleider mit Gold besetzt, viel zu schaffen und immer was Neues. Also machte er sich auf den Weg und kam an einen fremden Hof, da sah er einen Herrn, der in dem Garten spazieren ging. Fix und Fertig besann sich nicht lang, trat frisch auf ihn zu und sagte: „mein Herr, ich suche Dienste bei einem großen Herrn, sinds Ew. Majestät selbst, so ist mirs am liebsten, ich kann und weiß alles, was dazu gehört, kurz und lang, wies befohlen wird.“ Der Herr sagte: „recht, mein Sohn, das wäre mir lieb, sag an, was ist anjetzt mein Verlangen?“ Fix und Fertig ohne zu antworten drehte

ſich um, lief eilend und brachte eine Pfeife und Taback. „Recht, mein Sohn, du biſt mein Bedienter, aber nun gebe ich dir auf, mir die Prinzeſſin Nomini zu ſchaffen, die ſchönſte auf der Welt, die will ich zu meiner Gemahlin haben.“ — „Wohlan, ſagte Fix und Fertig, das iſt mir ein kleines, die ſollen Ew. Maj. bald haben, geben Sie mir nur eine Chaiſe beſpannt mit Sechſen, einen Leibkutſcher, Haiducken, Laufer, Lakaien, Koch und einen völligen Staat, mir ſelbſt aber fürſtliche Kleider, und jedermann muß meinen Befehlen gehorchen.“ Nun, fuhren ſie ab, der Herr Bedienter ſaß in der Kutſche und es ging immer dem königlichen Hof zu, wo die ſchöne Prinzeſſin war. Als die Chauſſee zu Ende war, fuhren ſie ins Feld hinein und kamen bald vor einen großen Wald, der war voll von vielen tauſend Vögeln, da war ein grauſamer Geſang, prächtig in die blaue Luft hinein. „Halt! halt! rief der Fix und Fertig, die Vögel nicht geſtört! die preiſen ihren Schöpfer und wollen mir wieder einmal dienen, links um!“ der Kutſcher mußte alſo umdrehen und um den Wald herumfahren. Darnach währte es nicht lang, ſo kamen ſie an ein großes Feld, da ſaßen an die tauſend Millionen Raben, die ſchrien nach Speiſe überlaut. „Halt! halt! rief der Herr Fix und Fertig: bind eins von den vorderſten Pferden los, führ es aufs Feld und

ſichs todt, daß die Raben geſpeiſt werden, die ſollen meinetwegen keinen Hunger leiden.“ Nachdem die Raben geſättigt waren, ging die Reiſe weiter und ſie kamen an ein Waſſer, darin war ein Fiſch, der klagte erbärmlich: „um Gotteswillen! ich habe keine Nahrung in dieſem ſchlechten Sumpf, ſetzt mich in ein fließendes Waſſer, dafür will ich euch einmal gegendienen.“ Eh er noch ausgeredet, hatte Fix und Fertig halt! halt! gerufen; „Koch nimm ihn in die Schürze, Kutſcher fahr zu nach einem fließenden Waſſer.“ Fix und Fertig ſtieg ſelber aus und ſetzte ihn hinein, daß der Fiſch vor Freude mit dem Schwanz ſchlug. Herr Fix und Fertig ſprach: „laßt nun die Pferde raſch laufen, daß wir zu Abend noch an Ort und Stelle ſind.“ Als er in der königlichen Reſidenz anlangte fuhr er gerade nach dem beſten Gaſthof, der Wirth und alle ſeine Leute kamen heraus, empfingen ihn aufs beſte und meinten, ein fremder König ſey angekommen, und es war doch nur ein Herr Bedienter. Fix und Fertig aber ließ ſich gleich bei dem königlichen Hof anmelden, ſuchte ſich beliebt zu machen und hielt um die Prinzeſſin an. „Mein Sohn, ſagte der König, dergleichen Freier ſind ſchon viele abgewieſen worden, weil keiner hat ausrichten können, was ich ihnen auferlegt hatte, um meine Tochter zu gewinnen.“ „Wohlan, ſprach Fix und Fertig, geben Ew. Majeſtät

mir nur was rechtes auf.“ Der König ſagte: „ich habe ein Viertel Mohnſamen ſäen laſſen, kannſt du mir denſelben wieder herbei ſchaffen, daß kein Korn fehlt, ſo ſollſt du die Prinzeſſin für deinen Herrn haben. Hoho! dachte Fix und Fertig, das iſt ein geringes für mich. Nahm darauf ein Maaß, Sack und ſchneeweiße Tücher, ging hinaus, und die letztern breitete er neben das beſäte Feld hin. Gar nicht lange, da kamen die Vögel, die im Walde bei ihrem Singen nicht waren verſtört worden, und laſen den Samen, Körnchen für Körnchen auf und trugen ihn auf die weißen Tücher. Als ſie alles aufgeleſen hatten, ſchüttete es Fix und Fertig zuſammen in den Sack, nahm das Maaß unter den Arm, ging zu dem König und maaß ihm ſeinen ausgeſäten Samen wieder zu, gedachte nun die Prinzeſſin wäre ſchon ſein — aber gefehlt: „noch eins, mein Sohn, ſagte der König, meine Tochter hat einſtmals ihren goldnen Ring verloren, denſelben mußt du mir erſt wiederſchaffen, eh du ſie bekommen kannſt.“ Fix und Fertig machte ſich keine Sorgen: „laſſen Ew. Majeſtät mir nur das Waſſer und die Brücke zeigen, wo der Ring verloren worden, ſo ſoll er bald herbeigeſchafft ſeyn.“ Als er hingebracht war, ſah er hinab, da ſchwamm der Fiſch herzu, den er auf ſeiner Reiſe in den Fluß geſetzt hatte, ſtreckte den Kopf in die Höhe und ſagte: „wart ei-

nige Augenblicke, ich fahre hinunter, ein Wallfisch hat den Ring unter der Floßfeder, da will ich ihn holen;" kam auch bald wieder und warf ihn ans Land. Fix und Fertig bracht ihn zum König, dieser aber antwortete: „nun noch eins, in jenem Walde ist ein Einhorn, das hat schon vielen Schaden gethan, wenn du das tödten kannst, dann ist nichts mehr übrig. Fix und Fertig bekümmerte sich auch hier nicht groß, sondern ging geradezu in den Wald. Da waren die Raben, die er einmal gefuttert und sprachen: „noch eine kleine Weile Geduld, jetzt liegt das Einhorn und schläft, aber nicht auf der scheelen Seite, wenn es sich herumdreht, dann wollen wir ihm das eine gute Auge, das es hat, auspicken, dann ist es blind und wird in seiner Wuth gegen die Bäume rennen und mit seinem Horn sich feststießen; dann kannst du es leicht tödten." Bald wälzte sich das Thier ein paar Mal im Schlaf herum und legte sich auf die andere Seite, da flogen die Raben herunter und hackten ihm sein gesundes Auge aus. Wie es die Schmerzen empfand, sprang es auf und rennte unsinnig im Wald herum, bald auch hatte es sich in eine dicke Eiche festgerennt. Da sprang Fix und Fertig herbei, hieb ihm den Kopf ab, und brachte ihn dem König. Dieser konnte nun seine Tochter nicht länger versagen, sie ward dem Fix und Fertig übergeben, der sich gleich in vol-

lem Staat, wie er gekommen war, mit ihr in die Kutsche ſetzte, zu ſeinem Herrn fuhr und ihm die liebevolle Prinzeſſin brachte. Da ward er wohl empfangen, und in aller Pracht Hochzeit gehalten; Fix und Fertig aber wurde erſter Miniſter.

Ein jegliches in der Geſellſchaft, wo dies erzählt wurde, wünſchte auch bei dem Vergnügen zu ſeyn, eins wollte Kammerjungfer, das andere Garderobemädchen werden, dafür wollte einer Kammerdiener, der andere Koch werden u. ſ. w.

17.

Die weiße Schlange.

Auf des Königs Tafel ward alle Mittage eine verdeckte Schüſſel geſetzt, wenn alle fortgegangen waren, aß der König noch allein daraus, und es wußte kein Menſch im ganzen Reich, was das für eine Speiſe war. Einer von den Dienern ward neugierig, was in der Schüſſel ſeyn könne, und wie ihm der König einmal befohlen hatte, die Schüſſel fortzutragen, konnt' er ſich nicht mehr zurückhalten, nahm ſie mit auf ſeine Kammer und deckte ſie auf. Und als er ſie aufgedeckt hatte, da lag eine weiße Schlange darin, wie er die anſah, bekam er auch Luſt davon zu eſſen und ſchnitt ſich ein Stück ab und aß es. Kaum aber hat-

te das Schlangenfleisch seine Lippen berührt, so verstand er die Thiersprache, und hörte, was die Vögel vor dem Fenster zu einander sagten.

Denselben Tag kam der Königin einer ihrer schönsten Ringe fort, und der Verdacht fiel auf ihn, der König sagte auch, wenn er nicht bis Morgen den Dieb schaffe, solle er bestraft werden, als wäre ers gewesen. Der Diener ward traurig und ging herab auf des Königs Hof. Da saßen die Enten am Wasser und putzten sich, und als er die so betrachtete, da hörte er eine sprechen: „es liegt mir so schwer im Magen, ich habe einen Ring gefressen, den die Königin verloren hat.“ Er nahm die Ente und trug sie zum Koch: „schlacht doch die, sie ist so fett,“ und als der Koch ihr den Hals abgeschnitten, und sie ausnahm, da lag der Königin Ring ihr im Magen. Der Diener brachte ihn dem König, der erstaunte und war froh, und weil es ihm leid war, daß er ihm Unrecht gethan, sagte er: „fordre wornach du Lust hast, und was für eine Ehrenstelle du an meinem Hof haben willst.“ Der Diener aber, ob er gleich jung und schön war, schlug alles aus, war traurig in seinem Herzen und wollte nicht länger bleiben; er bat nur um ein Pferd und um Geld in die Welt zu ziehen: das ward ihm aufs beste gegeben.

Am

Am andern Morgen ritt er fort und kam an einen Teich, da hatten ſich drei Fiſche im Rohr gefangen, die klagten, daß ſie da ſterben müßten, wenn ſie nicht bald wieder ins Waſſer kämen. Er ſtieg ab, nahm ſie aus dem Rohr und trug ſie ins Waſſer: die Fiſche rieſen: „wir wollen daran gedenken und dirs vergelten.“ Er ritt weiter, bald darauf hörte er, wie ein Ameiſenkönig rief: „geh mit deinem großen Thier fort, das zertritt mit ſeinen breiten Füßen uns alle miteinander.“ Er ſah zur Erde, da hatte ſein Pferd in einen Ameiſenhaufen getreten; er lenkte es ab und der Ameiſenkönig rief ihm nach: „wir wollen daran gedenken und dirs vergelten.“ Darauf kam er in einen Wald, da warfen die Raben ihre Jungen aus den Neſtern, ſie wären groß genug, ſprachen ſie, und könnten ſich ſelber ernähren. Die Jungen lagen auf der Erde und ſchrieen, ſie müßten Hungers ſterben, ihre Flügel wären noch zu klein, ſie könnten noch nicht fliegen und ſich etwas ſuchen. Da ſtieg er vom Pferd ab, nahm ſeinen Degen und ſtach es todt und warfs den jungen Raben hin, die kamen bald herbeigehüpft und fraßen ſich ſatt und ſagten: „wir wollen daran gedenken und dirs vergelten.“

Er ging weiter und kam in eine große Stadt, da ward bekannt gemacht, wer die Prin-

zessin haben wolle, der solle ausführen, was sie ihm aufgeben werde, sey er hernach nicht im Stande, habe er sein Leben verloren. Es waren aber schon viele Prinzen da gewesen, die waren alle dabei umgekommen, daß niemand sich mehr daran wagen wollte; da ließ es die Prinzessin von neuem bekannt machen. Der Jüngling gedachte, er woll' es wagen und meldete sich als Freier. Da ward er hinaus ans Meer geführt, und ein Ring hinabgeworfen, den sollt er wiederholen, und wenn er aus dem Wasser herauskäme ohne den Ring, werde er wieder hineingestürzt und müsse darin sterben. Wie er aber am Ufer stand, kamen die Fische, die er aus dem Rohr in das Wasser geworfen hatte, und der mittelste hatte eine Muschel im Munde, darin lag der Ring, die Muschel legte er zu seinen Füßen an den Strand. Da war der Jüngling froh, brachte dem König den Ring und verlangte die Prinzessin. Die Prinzessin aber, als sie hörte, daß es kein Prinz sey, wollte ihn nicht, sie schüttete zehn Säcke Hirsen ins Gras: die solle er erst auflesen, daß kein Körnchen fehle, ehe die Morgensonne aufgegangen. Da kam der Ameisenkönig mit alle seinen Ameisen, die der Jüngling geschont hatte und lasen in der Nacht allen Hirsen auf, und trugen ihn in die Säcke, und vor Sonnenaufgang waren sie fertig. Wie

die Prinzessin das sah, erstaunte sie, und der Jüngling ward vor sie gebracht, und weil er schön war, gefiel er ihr, aber sie verlangte noch zum dritten, er solle ihr einen Apfel vom Baum des Lebens schaffen. Als er stand und darüber nachdachte, wie er dazu gelangen könne, da kam einer von den Raben, die er mit seinem Pferd gefüttert, und brachte den Apfel in dem Schnabel. Da ward er der Gemahl der Prinzessin und, als ihr Vater starb, König über das ganze Land.

Gestrengflügel im Herbst 1812.

18.

Strohhalm, Kohle und Bohne auf der Reise.

Ein Strohhalm, eine Kohle und eine Bohne schlugen sich zusammen, und wollten gemeinschaftlich eine große Reise machen. Sie waren schon durch viele Länder gezogen, da kamen sie an einen Bach ohne Brücke und konnten nicht hinüber. Endlich wußte Strohhalm guten Rath, er legte sich quer über und die andern sollten über ihn hingehen, erst Kohle, dann Bohne. Kohle ging breit und langsam darauf, Bohne trippelte nach. Wie aber die Kohle mitten auf den Strohhalm kam, fing der an zu brennen, und brannte durch, Kohle fiel zischend ins Wasser und starb, Strohhalm

floß in zwei Theile zerstückt fort, Bohne, die noch etwas zurück war, rutschte auch nach, und fiel hinunter, half sich aber ein bischen mit Schwimmen. Sie mußte doch endlich so viel Wasser trinken, daß sie zerplatzte, und ward in diesem Zustand ans Ufer getrieben. Zum Glück saß da ein Schneider, der auf seiner Wanderschaft ausruhte, weil er nun Nadel und Zwirn bei der Hand hatte, nähte er sie wieder zusammen; seit der Zeit aber haben alle Bohnen eine Naht.

Nach einer andern Erzählung ging die Bohne zuerst über den Strohhalm, kam glücklich hinüber und sah auf dem gegenseitigen Ufer der Kohle zu wie die herüberzog. Mitten auf dem Wasser brannte sie den Strohhalm durch, fiel hinab und zischte. Wie das die Bohne sah, lachte sie so stark, daß sie platzte. Der Schneider am Ufer nähte sie wieder zu, hatte aber gerade nur schwarzen Zwirn, daher alle Bohnen eine schwarze Naht haben.

19.

Von den Fischer und siine Fru.

Daar was mal eens een Fischer un siine Fru, de waanten tosamen in'n Pispott, dicht an de See — un de Fischer ging alle Dage hen un angelt, un ging he hen lange Tit.

Daar ſatt he eens an de See bi de Angel un ſach in dat blanke Water, un he ſach ümmer na de Angel — daar ging de Angel to Grun'n, deep unner, un as he ſe heruttreckt ſo haalt he eenen groten Butt herut — de Butt ſeb' to em: „ick bidd di, dat du mi lewen letſt, ick bin keen rechte Butt, ick bin een verwünſcht' Prins, ſett mi wedder in dat Water un laat mi ſwemmen" — Nu, ſeb' de Mann, du bruukſt mich" ſo veele Woord' to maken, eenen Butt, de ſpreken kan, hadd ick doch woll ſwemmen laten. Daar ſett't he en wedder in dat Water, un de Butt ging fuurts weg to Grun'n un leet eenen langen Stripen Blood hinne ſich.

De Mann averſt ging to ſiine Fru in'n Piſpott un vertellt eer, dat he eenen Butt fangen hadd, de hadd to em ſegt, he weer een verwünſcht' Prins, doon hadd he em wedder ſwemmen laten. „Heſt du di den nix wünſcht?" ſeb' de Fru. – „Nee! ſeb de Mann, wat ſull ick mi wünſchen?" — „Ach! ſeb' de Fru, dat is doch övel, ümmer in'n Piſpott to wanen, dat is ſo ſtinkig un dreckig hier, ga du noch hen un wünſch uns ne lütt Hütt!" den Mann was dat nich ſo recht, doch ging he hen na de See, un as he hen kamm, ſo was de See gans geel un grön, da ging he an dat Water ſtaan, un ſeb:

„Mandje! Mandje! Timpe Te!
Buttje! Buttje in de See!
Mine Fru, de Ilsebill,
Will nich so, as ick wol will.“

Daar kam de Butt answemmen un sed': „na wat will se denn?“ — „Ach! sed' de Mann, ick hev di doch fangen hätt, nu sed' mine Fru, ick hadd mi doch wat wünschen sullt, se mag nich meer in Pispott wanen, se wull geern ne Hütt hebben.“ — „Ga man hen, sed de Butt, se is all daar in.“ —

Daar ging de Mann hen, und sine Fru stund in eene Hütt in de Dör, un sed to em: „kumm man herin; sü, nu is dat doch veel beter!“ Un daar was eene Stuwe un Kamer un eene Köck daar in, un da achter was een lütte Gaarn mit allerhand Grönigkeiten un een Hoff, da weeren Höner und Aanten. „Ach, sed de Mann, nu willn wi vergnögt lewen“ — „Ja, sed de Fru, wi willnt versöken.“

So ging dat nu wol een acht oder veertein Daag, daar sed' de Fru: „Mann! de Hütt wart mi to eng, de Hoff un Gaarn is to lütt, ick will in een grot steenern Slott wanen; ga hen tom Butt, he sall uns een Slott schaffen.“ — „Ach Fru, sed de Mann, de Butt hett uns eerst de Hütt gewen, ick mag nu nich all wedder kamen, den Butt mügt et verdreeten.“ — I wat, sed de Fru, he kann dat recht

good, un dett dat geern, ga du man hen!“ Daar ging der Mann hen un ſiin Hart was em ſo ſwar; as he awerſt bi de See kam, was dat Water gans vigelett un grag un dunkelblag, doch was't noch ſtill, dar ging he ſtaen un ſed:

„Mandje! Mandje! Timpe Te!
Buttje, Buttje in de See!
Mine Fru, de Ilſebill,
Will nich ſo, as ick wol will.“

„Na! wat will ſe denn?“ ſed de Butt. — Ach, ſed de Mann, gans bedrövd, mine Fru will in een ſteenern Slott wanen.“ — „Ga man hen, ſe ſteit vör de Döör“ ſed de Butt.

Daar ging de Mann hen un ſine Fru ſtund vör eenen groten Pallaſt. „Sü Mann, ſed ſe, wat is dat nu ſchön!“ Mit des gingen ſe toſamen herin, daar weeren ſo veel Bedeenters, un de Wände weeren all blank, un goldne Stööl un Diſche weeren in de Staw, un achter dat Slott was een Saarn un Holt, woll ene halve Miil lang, daar in weren Hirſche, Reeh un Haſen, un up den Hoff Köh- un Peerdſtäll. „Ach! ſed de Mann, nu willn wi ook in dat ſchöne Slott bliwen, un tofreden ſin!“ — „Dat willn wi uns bedenken, ſed de Fru, un willn't beſchlapen.“ Mit des gingen ſe to Bed.

Den annern Morgen waakt de Fru up, dat was all Dag: da ſtöbb' ſe den Mann mit den Ellbagen in de Siid, un ſed: „Mann ſtah up, wi möten König warden över all dat Land.“ — „Ach! Fru, ſed de Mann, wat wulln wi König warden, ick mag nich König ſin;“ na denn will ick König ſin. — „Ach! Fru, ſed de Mann, wo kannſt du König ſin, de Butt mügt dat nich doon“ — „Mann, ſed de Fru, ga ſtracks hen, ick mét König ſin.“ Daar ging de Mann un was ganz bedröbd, dat ſin Fru König warden will. Un as he an de See kamm, was ſe all ganz ſwartgrag un dat Water geert ſo van unner up. Daar ging he ſtaan un ſed:

„Mandje! Mandje! Timpe Te!
Buttje, Buttje in de See!
Mine Fru, de Ilſebill,
Will nich ſo, as ick wol will.“

„Na wat will ſe denn?“ ſed de Butt. — „Ach! ſed de Mann, mine Fru will König warden“ — „Ga man hen, ſe is't all,“ ſed de Butt.

Daar ging de Mann hen, un as he na den Pallaſt kamm, da weren daar ſo veele Soldaten un Pauken un Trumpeten, un ſiine Fru ſatt up eenen hogen Troon van Gold un Demant un had eene grote goldne Kroon up un up beiden Siiden bi eer daar ſtunden ſös Jum-

ſern, ümmer eene eenen Kops lütjer as de anne. „Ach, ſeb de Mann, biſt du nu König?“ — „Ja, ſeb ſe, ick bin König.“ Un as he eer ſo ne Wile anſeen had, ſo ſeb he: „ach Fru! wat lett dat ſchön, wenn du König biſt, nu willn wi ook nich meer wünſchen.“ — „Nee Mann, ſeb ſe, mi duurt dat all to lang, ick kan dat nich meer utholln, König bin ick, nu möt ick ook Kaiſer warden!“ — „Ach! Fru, ſeb de Mann, wat wullſt du Kaiſer warden?“ — „Mann, ſeb ſe, ga tüm Butt. ick wull Kaiſer ſin“ — „Ach Fru, ſeb de Mann, Kaiſer kan he nich maken, ick mag den Butt dat nicht ſeggen.“ — „Ick bin König, ſeb de Fru, un du biſt min Mann, ga glük hen!“ Da ging de Mann weg, un as he ſo ging, dacht he: „dit geit un geit nich goed, Kaiſer is to unverſchamt, de Butt ward am Ende möde.“ Mit des kamm he an de See, dat Water was gans ſwart un dick, un et ging ſo een Keekwind över hen, dat dat ſik ſo köret; daar ging he ſtaan un ſeb:

„Mandje! Mandje! Timpe Te!
Buttje, Buttje in de See!
Mine Fru, de Ilſebill,
Will nich ſo, as ick wol will.“

„Na wat will ſe denn?“ ſeb de Butt. — „Ach, ſeb he, min Fru will Kaiſer warden.“ — „Ga man hen, ſeb de Butt, ſe is't all.“

Daar ging de Mann hen, un as he daar-kamm, ſo ſatt ſiine Fru up eenen ſeer hogen Troon, de was van een Stück Gold, un had eene grote Kroon up, de was wol twee Ellen hoch, bi eer up de Siiden dar ſtunnen de Tra-banten, ümmer een lüttjer as de anner, von den allergrötſten Riſen, bett to den lüttſten Dwark, de was man ſo lang, as miin lüttje Finger. Vor eer dar ſtundyn ſo veele Fürſten un Graven, da ging de Mann unner ſtaan, un ſeb: „Fru! biſt du nu Kaiſer?“ — Ga, ſeb ſe, ick bin Kaiſer.“ — „Ach! ſeb de Mann, un ſach ſe ſo recht an, Fru wat lett dat ſchön, wenn du Kaiſer biſt.“ — „Mann, ſeb ſe, wat ſteiſt du daar, ick bin nu Kaiſer, nu will ick ăwerſt ook Papſt warden.“ — „Ach! Fru, ſeb de Mann, wat wiſt du Pabſt warden, Pabſt is man eenmal in de Chriſtenheit.“ — „Mann, ſeb ſe, ick möt hüt noch Pabſt war-den.“ — „Ne Fru, ſeb he, to Pabſt kan de Butt nich maaken, dat geit nich good.“ — „Mann, wat Snak, kan he Kaiſer maken, kan he ook Pabſt maken, ga ſuurtc hen!“ Daar ging de Mann hen, un em was gans flau, dee Knee un de Waden flakkerten em, un bu-ten ging de Wind, un dat Water was, as kaakt dat, de Schep ſchoten in de Noot un dans-ten un ſprungen up de Bülgen, doch was de Himmel in de Midde noch ſo'n beeten blag,

awerſt an de Siden, daar toog dat ſo recht rood up as een ſwaar Gewitter. Dar ging he recht vörzufft ſtaan un ſed:

„Mandje! Mandje! Timpe Te!
Buttje, Buttje in de See!
Mine Fru, de Ilſebill,
Will nich ſo, as ick wol will.“

„Na, wat will ſe denn?“ ſed de Butt. — „Ach! ſed de Mann, miin Fru will Pabſt warden.“ — „Ga man hen, ſed de Butt, ſe is't all.“

Daar ging he hen, un as he daar kamm, ſatt ſine Fru up eenen Tron, de was twee Mil' hoch, un had dree groote Kroonen up, un um eer da was ſo veel van geiſtlike Staat, un up de Siden bi eer, daar ſtunden twee Reegen Lichter, dat grötſte ſo dick un groot as de aller grötſte Torm, bet to dat alle lütſte Köken-Licht. „Fru, ſed de Mann, un ſach ſe ſo recht an, biſt du nu Pabſt?“ — „Ja, ſed ſe, ick bin Pabſt!“ — „Ach! Fru, ſed de Mann, wat lett dat ſchön, wenn du Pabſt biſt; Fru, nu wes tofreden, nu du Pabſt biſt, kanſt du nix meer warden.“ — „Dat will ick mi bedenken, ſed de Fru, daar gingen ſee beede to Bed, awerſt ſe was nich tofreden un de Girigkeit leet eer nich ſlapen, ſe dacht ümmer, wat ſe noch wol warden wull. Mit des ging de Sünn up; ha, dacht ſe, as ſe ſe ut den Finſter ſo herup ka-

men ſach, kann ick nich ook de Sünn upgaan laten? daar wurd ſe recht ſo grimmig, un ſtödd eeren Mann an: „Mann ga hen tom Butt, ick will warden, as de lewe Gott!“ de Mann was noch meiſt im Slaap, averſt he verſchrack ſich ſo, dat he ut den Bed feel. „Ach! Fru, ſed he, gaa in di un blim Pabſt.“ — „Ne, ſed de Fru, un reet ſich dat Liifken up, ick bin nich ruhig, un kan dat nich uthollen, wenn ick de Sünn un de Maan upgaan ſee, un kan ſe nich ook upgaan laten, ick möt warden, as de lewe Gott!“ — „Ach Fru, ſed de Mann, dat kan de Butt nich, Kaiſer un Pabſt kan he maken, awerſt dat kan he nich.“ — „Mann, ſed ſe, un ſach ſo recht gräſig ut, ick will warden as de lewe Gott, gaa glink hen to'm Butt.“

Dat fuur den Mann ſo dörch de Gleder, dat he bewt vör Angſt; buten awer ging de Storm, dat alle Bäme un Felſen umweigten un de Himmel was ganz ſwart, un dat dunnert un blitzt; daar ſach man in de See ſo ſwarte hoge Bülgen as Barg' un hadden baben all ene witte Kroon van Schuum up, da ſed he:

„Mandje! Mandje! Timpe Te!
Buttje, Buttje in de See!
Mine Fru de Ilſebill,
Will nich ſo, as ick wol will.“

„Na wat will ſe den?“ ſed de Butt. — „Ach! ſed he, ſe will warden as de leve Gott.“ —

„Gah man hen, se sitt all wedder in'n Pißpott.“ Daar sitten se noch hüt un bissen-Dag.

20.

Von einem tapfern Schneider.

I.

In einem Städtlein Remandia war ein Schneider gesessen, welcher auf ein Zeit, als er gearbeitet, einen Apfel bei sich liegen gehabt, darauf viel Fliegen, wie dann Sommerszeiten gewöhnlich, gesessen; das thät dem Schneider Zorn, nahm einen Fleck von Tuch und schlug auf den Apfel und erschlug der Fliegen sieben. Als solches der einfältige Schneider gesehen, gedacht er bei sich selbst, sein Sach sollte gut werden, ließ sich bald einen sehr schönen Harnisch machen und darauf mit goldenen Buchstaben schreiben: sieben auf einen Streich geschlagen! zog mit seinem Harnisch auf der Gasse, wer ihn besahe, der meinte, er hätte sieben Menschen auf einen Streich zu tod geschlagen; ward darnach von jedermann übel gefürchtet. Nun war in derselben Gegend ein König, dessen Lob weit und überall erschallte, zu dem sich der faule Schneider fügte, in den Hof trat, sich daselbst in das Gras niederlegte und schlief. Die Hofdiener, die aus- und eingingen, den Schneider in dem reichen Harnisch sahen und

die Ueberschrift lasen, sich sehr verwunderten, was dieser streitbare Mann, jetzt, zur Zeit des Friedens, in des Königs Hof thun wollt'; sie gedachten, ohn Zweifel sey es ein großer Herr. Die Herren Räthe, so ihn gleichfalls gesehen, königl. Majestät solches zu wissen thäten mit Anzeigung, daß, wo sich Zwiespalt begebe, er ein sehr nützlicher Mann wäre. Dem König die Reden wohl gefielen, bald nach dem geharnischten Schneider schickte, ihn, ob er Dienst begehret, fragte; dem der Schneider bald antwortete, er darum allher kommen wäre, und bäte königliche Majestät, wo sie ihn zu brauchen hätte, allergnädigst Dienst mitzutheilen. Der König ihm bald Dienst zusagte und ihm ein besonder Losament verordnete. Nun es stund nicht lange Zeit, die Reuter wurden dem guten Schneider gram, hätten gewollt, daß er beim Teufel wär, denn sie gesorcht, wo sie mit ihm sollten uneins werden, mögten sie ihm keinen Widerstand thun, wann er allwegen sieben auf einen Streich zu todt schlagen würde; stets gedachten, wie sie doch von dem Kriegsmann kommen mögten, doch letztlich zu Rath wurden und mit einander überein kamen, all miteinander vor den König zu treten und um Urlaub zu bitten, welches auch geschahe. Der König, als er sahe alle seine Diener um eines Mannes willen Urlaub nehmen, ein traurigerer Mann er nie ward, hät gewollt,

er hätt den Kriegsmann nie gesehen, durft ihm doch nicht Urlaub geben, dann er forchte, er sammt allem seinen Volk zu todt geschlagen und hernach sein Reich von dem Krieger besessen werde. Suchte Rath und nach langem Hin- und Hergedenken letzlich einen Sinn erfande, vermeinte dadurch des Kriegsmannes (den niemand für einen Schneider schätzte), abzukommen, nach ihm schickte, ihm vorhielt, wie er wohl vernommen, daß er ein gewaltiger starker Kriegsmann wäre, nun hätt er zwei Riesen im Wald, die ihm außermaßen groß Schaden thäten mit rauben, morden, brennen, einem und dem andern, und man könnte ihnen weder mit Waffen noch andern Dingen zukommen, denn sie erschlügen alles; und so er sich unterfichn wollt, die Riesen umzubringen und brächte sie um, so wollt' er ihm seine Tochter zu einem Weib und sein halb Königreich zu einer Ehsteuer geben, wollt ihm auch hundert Reuter zu Hilf wider die Riesen geben. Der Schneider war wohl zu Muth, daß er sollt eines Königs Tochtermann werden, sprach, er wollt gern die Riesen umbringen, und wohl ohne Hilf der Reuter sie zu tödten wisse. Demnächst zu Wald sich verfügte; die Reuter vor dem Wald warten hieß, hineintrat, von weitem lugte, ob er die Riesen irgend sehen mögte, doch nach langem Suchen sie unter einem Baum schlafend fand und schnarchelten, daß die Aest an den

Bäumen sich bogen. Der Schneider sich nicht lange besann, was ihm zu thun wäre, schnell sein Busen voll Stein lase, auf den Baum, darunter sie lagen, stiege, anfing den einen mit dem Stein auf seine Brust zu werfen, davon er alsbald erwachte, über den andern zürnen ward, und sagte, warum er ihn schlüg? der andere aber entschuldigte sich so best' er mogte; indem sie wieder schlafen wollten, der Schneider wieder einen Stein saßte und den andern warf, darvon er über sein Mitgesellen zürnen ward und sagte, warum er ihn werfe? Als sie aber von solchem Zanken ließen und ihnen die Augen zugangen waren, der Schneider gar heftig auf den ersten warf, daß der Riese nicht mehr vertragen mogte, seinen Gesellen heftig schluge (dann er vermeinte, er näre von ihm geschlagen), welches der andere auch nicht leiden wollt', aufstunden, Bäum ausrissen und einander selb zu todt schlugen, doch zu allem Glück den Baum, darauf der Schneider saß, stehen ließen. Als solches der Schneider sahe, daß zu Muth ward, dann er nie gewesen war, fröhlichen ab dem Baum stiege, jeglichem mit seinem Schwert ein Wunden oder etlich schlug und wieder aus dem Wald zu den Reutern ging. Die Reuter ihn fragten, ob er die Riesen nirgends gesehen hätte? „ja, sagte der Schneider, ich hab sie zu todt geschlagen und unter dem Baum liegen lassen."

laſſen.“ Sie wolltens aber nicht glauben, daß er alſo unverletzt ſollt' von den Rieſen kommen, ſondern ritten in den Wald, dies Wunder zu beſichtigen, und fandens alſo, wie ihnen der Schneider geſagt hatte. Darob ſie ſich ſehr verwunderten, großen Schrecken empfingen und noch übler zu Muth waren, dann vor, dann ſie mehr forchten, er würd ſie, wo er ihnen Feind wär' all umbringen, ritten alſo heim und ſagten dem König die That an. Der Schneider begerte die Tochter mit ſammt dem halben Königreich; der König, als er ſahe die Rieſen erwürgt, deswegen er ſeine Tochter dem unbekannten Krieger ſollt zur Eh geben, war ihn ſeines Verheißens ſehr gereuen, gedacht, wie er doch ſein mit Fügen mögt abkommen, dann er ihm die Tochter zu geben keineswegs geſinnet. Dem Schneider noch einmal ſagte, wie er ein Einhorn im Walde hätte, das ihm ſo ſehr großen Schaden an Fiſch und Leut thät, wenn er dasſelbige fing, wollt er ihm die Tochter geben. Der Schneider war deſſen wohl zufrieden, nahm ein Stricklein, ging zum Wald, befahl ſeinen Zugeordneten, heraußen zu warten, er wollt allein hinein, ſpazierte alſo im Walde umher. Indem erſah er das Einhorn gegen ihn daher ſpringen, der Meinung ihn umzubringen; der Schneider aber war nicht unbehend, wartete bis das Einhorn gar nahe zu ihm kam, und als es

nahe bei ihm war, stellte er sich hinter den Baum dabei er zu allernächst war; das Einhorn aber, so sich in vollem Lauf nicht wenden konnt, mit dem Horn in den Baum lief und also darin unverwendt stecken blieb. Als solches der Schneider sah, herzuginge, dem Einhorn den Strick, so er mit sich genommen hätt, um den Hals thät und an den Baum bande, hinaus zu seinen Gesellen ging, ihnen seinen Sieg über das Einhorn anzeigt, solches hernach dem König zu wissen thät, welcher außer der Maßen traurig war, nicht wußt, wie ihm zu thun wäre, dann der Schneider der Tochter begert. Doch begert der König noch einmal an den Kriegsmann, er sollt ihm das wilde Schwein, so im Wald liefe, fahen, hernach wollt er ihm die Tochter ohne allen Verzug geben, wollt' ihm auch seine Jäger zuordnen, die ihm helfen sollten das Wildschwein fahen. Der Schneider zog mit seinen Gesellen zum Wald, wie sie dazu kamen, befahl er ihnen herauß̈er zu bleiben, daß sie gar wohl zufrieden waren, denn das Schwein sie dermaßen oft empfangen, daß sie ihm nicht mehr begerten nachzustellen, dankten ihm fleißig. Der Schneider trat hinein, und als ihn das Schwein ersahe, lief es gleich auf ihn mit schaumendem Mund und wetzenden Zähnen und wollt' ihn zur Erde werfen. Zu allem Glück aber stunde eine Capelle in dem Wald, darin man vor Zei-

ten Ablaß geholt, darbei eben der Schneider war, und als der Schneider solches ersahe, zunächst in die Capelle lief, oben zum Fenster wieder hinaussprang, dem die Sau alsbald nachfolgte und in dem Capellein stand; der Schneider aber lief gleich zu der Thüre, schlug die zu und versperrte das Gewild im Kirchlein. Demnächst er hinging und seinen Gesellen solches anzeigt, die mit einander heim ritten und es dem König anzeigten. Ob der König solcher Mähr froh oder traurig gewesen, mag ein jeglichs gering verständig leichtlich abnehmen, dann er sein Tochter dem Schneider hat geben müssen; zweifelt mir aber gar nicht, hätt' er gewußt, daß er ein Schneider wäre, er hätt' ihm eh' einen Strick gegeben, als seine Tochter. Nun der König mußt seine Tochter einem Unbekannten geben, nicht mit kleiner Bekümmerniß; darnach aber der gut Schneider wenig fragt, er allein gedacht, wie er des Königs Tochtermann werden möge. Also war die Hochzeit mit kleinen Freuden vollbracht und aus einem Schneider ein König gemacht. Nun als er etliche Nächt bei seiner Braut gelegen, hat er im Schlaf geredet und gesagt: „Knecht, mach mir das Wamms, flick mir die Hosen, oder ich will dir das Ehlmaß über die Ohren schlagen." Welches die gut Jungfrau wahr genommen hat, solches ihrem Herrn Vater, dem König, anzeigte, ihn darbei

auch bat, er ſollt' ſie des Mannes abhelfen, dann ſie wohl merke, daß er ein Schneider wäre. Solche Red dem König ſein Herz durchſchnitten, daß er ſeine einzige Tochter einem Schneider gegeben hätte: doch tröſtete er ſie aufs beſte und ſagte, ſie ſollt die zukünftig Nacht die Kammer öffnen, ſo wollt' er etliche Diener vor die Kammer ſtellen, und wann er mehr alſo ſagt, müßten ſie hineingehen: ſolches der Frauen Gefallen war. Nun hätt der König am Hof einen Waffenträger, der dem Schneider hold war und des Königs Red zu der Frauen gehört hatte, ſich ſchnell zum jungen König fügte, und ihm das ſchwere Urtheil, ſo über ihn gegangen, eröffnete mit Bitten, er wolle ſich ſo beſt er mögt, verwahren. Der Schneider ſagt ihm ſeines Warnens großen Dank: er wüßte dieſer Sachen wohl zu thun. Wie nun die Nacht kommen war, der Schneider ſich mit der jungen Königin legte nicht anders thäte, als ob er ſchlief, die Frau aber ſtund heimlich auf, öffnete die Kammer und legte ſich wieder zu Bett. Der Schneider, der ſolches alles gehört, fing an zu reden, gleich als im Schlaf mit heller Stimm, daß die vor der Kammer wohl hören mögten: „Knecht, mach mir die Hoſen, bletz mir das Wammes, oder ich will dir das Ehlmaß über die Ohren ſchlagen, ich hab ſieben auf ein Strich zu todt geſchlagen, ich hab ein Einhorn ſammt einer wilden Sau gefangen, ſollt'

ich dann die vor der Kammer fürchten?" Die vor der Kammer, als ſie ſolche Wort vernommen, nicht anderſt flohen, oder als jagten ſie tauſend Teufel, und keiner wollt' ſeyn, der ſich an den Schneider richten wollt', alſo blieb der Schneider ſein Lebtag ein König.

II.

An einem Sommermorgen ſaß ein Schneiderlein auf ſeinem Tiſch vor dem Fenſter, da kam eine Bauersfrau der Straße daher und rief: „gut Mus feil! gut Mus feil!" — da ſtreckte das Schneiderlein ſeinen Kopf zum Fenſter hinaus und rief: „Hier herauf, liebe Frau, ihr macht einen guten Kauf." Als die Frau hinauf kam, beſah es alle Töpfe, zuletzt kaufte es ſich ein Viertelpfund. Darnach ſchnitt es ein Stück Brot über den ganzen Laib, ſchmierte das Mus darauf, legte es neben ſich auf den Tiſch und gedacht, du wirſt gut ſchmecken, aber erſt will ich das eine Camiſol fertig machen, eh ich dich eſſe; fing an zu nähen und machte große Stiche vor Freuden. Indeß ging der Geruch von dem Mus auf und zu den Fliegen, da kamen ſie in Menge und ſetzten ſich auf ſein Musbrot „Wer hat euch zu Gaſt gebeten," ſagte es und jagte ſie fort; es dauerte aber nicht lange, ſo kamen ſie von neuem und ließen ſich noch zahlreicher auf das Musbrot nieder. Mein Schnei-

derlein ward bös, ergriff einen großen Tuchlappen und: „euch will ichs geben“ schlug es drauf. Darnach zog es ab und zählte, wie viel es getroffen, da lagen neun und zwanzig todt vor ihm. „Bist du so ein Kerl!“ sprach es und verwundert sich über sich selbst und in der Freude seines Herzens nähte es sich einen Gürtel und stickte darauf: 29 auf einen Streich! „Du mußt in die Welt hinein!“ sagte das Schneiderlein, band sich den Gürtel um den Leib und sucht' im Haus, ob nichts da wär zum mitnehmen, da fand es einen alten Käs, den steckt' es in die Tasche, unterwegs fing es einen Vogel, der mußte auch hinein. Das Schneiderlein stieg auf einen hohen Berg, wie es oben hin kam, saß da auf der Spitze ein großer Riese, zu dem sprach es: „Cammerad, wie gehts, ihr seht euch wohl hier oben in der Welt um, ich will mich auch hinein begeben.“ Der Riese aber blickte ihn verächtlich an und sprach: „du bist ein miserabeler Kerl.“ Das Schneiderlein knöpfte seinen Rock auf, zeigte dem Riesen den Gürtel: „da kannst du sehen, was du für einen Mann vor dir hast.“ Der Riese las die Worte: 29 auf einen Streich! und weil er meinte 29 Menschen auf einen Streich erschlagen, fing er an Respect vor dem Schneiderlein zu kriegen, doch wollt er es erst prüfen. Da nahm er einen Stein und drückte ihn so stark, daß das

Waſſer herauslief: „ſo ſtark biſt du doch nicht.“ — „Wenns weiter nichts iſt, ſagte das Schneiderlein, das kann ich auch.“ Darauf griff es in die Taſche, holte den faulen Käs und drückte ihn, daß der Saft heraus lief: „gelt! das war noch beſſer.“ Der Rieſe verwunderte ſich, nahm einen Stein und warf ihn ſo hoch, daß man ihn kaum mehr ſehen konnte: „das mach mir nach.“ — „Der Wurf war gut, ſagte das Schneiderlein, doch hat dein Stein wieder zur Erde fallen müſſen, ich aber will dir einen werfen, der ſoll gar nicht wiederkommen.“ Da nahm es den Vogel aus der Taſche und warf ihn in die Luft und der Vogel flog ganz fort: „wie gefällt dir das!“ der Rieſe erſtaunte, ~~ſchlug ſich zu ihm~~ und ſie gingen zuſammen weiter. Da kamen ſie an einen Kirſchbaum, der Rieſe nahm die Krone und bog ſie herunter und gab ſie dem Schneiderlein, daß es auch davon eſſen könnte. Das Schneiderlein aber war zu ſchwach ~~und~~ konnte der Stärke des Baums nicht widerſtehen und ward mit in die Höhe geſchnellt. „Was iſt das, ſagte der Rieſe, haſt du die ſchwache Gerte nicht halten können!“ — „Das iſt ja nichts, antwortete das Schneiderlein dazu, für einen der 29 auf einen Streich getroffen hat: weißt du, warum ich es gethan habe? da unten da ſchießen die Jäger in das Gebüſch, da bin ich flugs über den Baum hinüber geſprungen,

das thust du mir nicht nach." Der Riese glaubte nun es überträf niemand auf der Welt das Schneiderlein an Stärke und Klugheit.

(Das weitere fehlt.)

Hastengftugs 10. Febr. 1812

21.

Aschenputtel.

Es war einmal ein reicher Mann, der lebte lange Zeit vergnügt mit seiner Frau, und sie hatten ein einziges Töchterlein zusammen. Da ward die Frau krank, und als sie todtkrank ward, rief sie ihre Tochter und sagte: „liebes Kind, ich muß dich verlassen, aber wenn ich oben im Himmel bin, will ich auf dich herab sehen, pflanz ein Bäumlein auf mein Grab, und wenn du etwas wünschest, schüttele daran, so sollst du es haben, und wenn du sonst in Noth bist, so will ich dir Hülfe schicken, nur bleib fromm und gut." Nachdem sie das gesagt, that sie die Augen zu und starb; das Kind aber weinte und pflanzte ein Bäumlein auf das Grab und brauchte kein Wasser hin zu tragen, und es zu begießen, denn es war genug mit seinen Thränen.

Der Schnee deckte ein weiß Tüchlein auf der Mutter Grab, und als die Sonne es wieder weggezogen hatte, und das Bäumlein zum zweitenmal grün geworden war, da nahm sich

der Mann eine andere Frau. Die Stiefmutter aber hatte schon zwei Töchter, von ihrem ersten Mann, die waren von Angesicht schön, von Herzen aber stolz und hoffährtig und bös. Wie nun die Hochzeit gewesen, und alle drei in das Haus gefahren kamen, da ging schlimme Zeit für das arme Kind an. „Was macht der garstige Unnütz in den Stuben, sagte die Stiefmutter, fort mit ihr in die Küche, wenn sie Brod essen will, muß sies erst verdient haben, sie kann unsere Magd seyn.“ Da nahmen ihm die Stiefschwestern die Kleider weg, und zogen ihm einen alten grauen Rock an: „der ist gut für dich!“ sagten sie, lachten es aus und führten es in die Küche. Da mußte das arme Kind so schwere Arbeit thun: früh vor Tag aufstehen, Wasser tragen, Feuer anmachen, kochen und waschen und die Stiefschwestern thaten ihm noch alles gebrannte Herzeleid an, spotteten es, schütteten ihm Erbsen und Linsen in die Asche, da mußte es den ganzen Tag sitzen und sie wieder auslesen. Wenn es müd war Abends kam es in kein Bett, sondern mußte sich neben dem Heerd in die Asche legen. Und weil es da immer in Asche und Staub herumwühlte und schmutzig aussah, gaben sie ihm den Namen Aschenputtel.

Auf eine Zeit stellte der König einen Ball an, der sollte in aller Pracht drei Tage dauern,

und sein Sohn, der Prinz, sollte sich eine Gemahlin aussuchen; dazu wurden die zwei stolzen Schwestern auch eingeladen. „Aschenputtel riefen sie, komm herauf, kämme uns die Haare, bürst uns die Schuhe und schnalle sie fest, wir gehen auf den Ball zu dem Prinzen.“ Aschenputtel gab sich alle Mühe und putzte sie so gut es konnte, sie gaben ihm aber nur Scheltworte dazwischen, und als sie fertig waren, fragten sie spöttisch: „Aschenputtel, du gingst wohl gern mit auf den Ball?“ — „Ach ja, wie kann ich aber hingehen, ich habe keine Kleider.“ — „Nein, sagte die älteste, das wär mir recht, daß du dich dort sehen ließest, wir müßten uns schämen, wenn die Leute hörten, daß du unsere Schwester wärest; du gehörst in die Küche, da hast du eine Schüssel voll Linsen, wann wir wieder kommen muß sie gelesen seyn, und hüt dich, daß keine böse darunter ist, sonst hast du nichts Gutes zu erwarten.“

Damit gingen sie fort, und Aschenputtel stand und sah ihnen nach, und als es nichts mehr sehen konnte, ging es traurig in die Küche, und schüttete die Linsen auf den Heerd, da war es ein großer, großer Haufen. „Ach, sagte es und seufzte dabei, da muß ich dran lesen bis Mitternacht und darf die Augen nicht zufallen lassen, und wenn sie mir noch so weh thun, wenn das meine Mutter wüßte!“ Da

kniete es ſich vor den Heerd in die Aſche und wollte anfangen zu leſen, indem flogen zwei weiße Tauben durchs Fenſter und ſetzten ſich neben die Linſen auf den Heerd; ſie nickten mit den Köpfchen und ſagten: „Aſchenputtel, ſollen wir dir helfen Linſen leſen? „Ja, antwortete Aſchenputtel:

die ſchlechten ins Kröpfchen,
die guten ins Töpfchen.“

Und pick, pick! pick, pick! fingen ſie an und fraßen die ſchlechten weg und ließen die guten liegen. Und in einer Viertelſtunde waren die Linſen ſo rein, daß auch nicht eine falſche darunter war, und Aſchenputtel konnte ſie alle ins Töpfchen ſtreichen. Darauf aber ſagten die Tauben: „Aſchenputtel, willſt du deine Schweſtern mit dem Prinzen tanzen ſehen, ſo ſteig auf den Taubenſchlag.“ Aſchenputtel ging ihnen nach und ſtieg bis auf den letzten Leiterſproß, da konnte es in den Saal ſehen, und ſah ſeine Schweſtern mit dem Prinzen tanzen, und es flimmerte und glänzte von viel tauſend Lichtern vor ſeinen Augen. Und als es ſich ſatt geſehen, ſtieg es wieder herab, und es war ihm ſchwer ums Herz, und legte ſich in die Aſche und ſchlief ein.

Am andern Morgen kamen die zwei Schweſtern in die Küche, und als ſie ſahen, daß

Aſchenputtel die Linſen rein geleſen, waren ſie böſe, denn ſie wollten es gern ſchelten, und da ſie das nicht konnten, huben ſie an von dem Ball zu erzählen und ſagten: „Aſchenputtel, das iſt eine Luſt geweſen, bei dem Tanz, der Prinz, der allerſchönſte auf der Welt hat uns dazu geführt, und eine von uns wird ſeine Gemahlin werden.“ — „Ja, ſagte Aſchenputtel, ich habe die Lichter flimmern ſehen, das mag recht prächtig geweſen ſeyn.“ — „Ei! wie haſt du das angefangen,“ fragte die älteſte. — „Ich hab' oben auf den Taubenſtall geſtanden.“ — Wie ſie das hörte, trieb ſie der Neid und ſie befahl, daß der Taubenſtall gleich ſollte niedergeriſſen werden.

Aſchenputtel aber mußte ſie wieder kämmen und putzen; da ſagte die jüngſte, die noch ein wenig Mitleid im Herzen hatte: „Aſchenputtel, wenns dunkel iſt, kannſt du hinzugehen und von außen durch die Fenſter gucken!“ — „Nein, ſagte die älteſte, das macht ſie nur faul, da haſt du einen Sack voll Wicken, Aſchenputtel, da leſe die guten und böſen auseinander und ſey fleißig, und wenn du ſie morgen nicht rein haſt, ſo ſchütte ich dir ſie in die Aſche und du mußt hungern, bis du ſie alle herausgeſucht haſt.“

Aſchenputtel ſetzte ſich betrübt auf den Heerd und ſchüttete die Wicken aus. Da flogen

die Tauben wieder herein und thaten freundlich: „Aſchenputtel, ſollen wir dir die Wicken leſen?“ „Ja, —

die ſchlechten ins Kröpfchen,
die guten ins Töpfchen.“

Pick, pick! pick, pick! gings ſo geſchwind, als wären zwölf Hände da. Und als ſie fertig waren, ſagten die Tauben: „Aſchenputtel, willſt du auch auf den Ball gehen und tanzen.“ — „O du mein Gott, ſagte es, wie kann ich in meinen ſchmutzigen Kleidern hingehen?“ — „Geh zu dem Bäumlein auf deiner Mutter Grab, ſchüttele daran und wünſche dir ſchöne Kleider, komm aber vor Mitternacht wieder.“ — da ging Aſchenputtel hinaus, ſchüttelte das Bäumlein und ſprach:

„Bäumlein rüttel und ſchüttel dich,
wirf ſchöne Kleider herab für mich!“

Kaum hatte es das ausgeſagt, da lag ein prächtig ſilbern Kleid vor ihm, Perlen, ſeidene Strümpfe mit ſilbernen Zwickeln und ſilberne Pantoffel und was ſonſt dazu gehörte. Aſchenputtel trug alles nach Haus, und als es ſich gewaſchen und angezogen hatte, da war es ſo ſchön wie eine Roſe, die der Thau gewaſchen hat. Und wie es vor die Hausthüre kam, ſo ſtand da ein Wagen mit ſechs federgeſchmückten Rappen und Bediente dabei in Blau und

Silber, die hoben es hinein, und so gings im Gallop zu dem Schloß des Königs.

Der Prinz aber sah den Wagen vor dem Thor halten, und meinte eine fremde Prinzessin käme angefahren. Da ging er selbst die Treppe hinab, hob Aschenputtel hinaus und führte es in den Saal. Und als da der Glanz der viel tausend Lichter auf es fiel, da war es so schön, daß jedermann sich darüber verwunderte, und die Schwestern standen auch da und ärgerten sich, daß jemand schöner war wie sie, aber sie dachten nimmermehr, daß das Aschenputtel wäre, das zu Haus in der Asche lag. Der Prinz aber tanzte mit Aschenputtel und ward ihm königliche Ehre angethan. Er gedachte auch bei sich: ich soll mir eine Braut aussuchen, da weiß ich mir keine als diese. Für so lange Zeit in Asche und Traurigkeit lebte Aschenputtel nun in Pracht und Freude; als aber Mitternacht kam, eh' es zwölf geschlagen, stand es auf, neigte sich und wie der Prinz bat und bat, so wollte es nicht länger bleiben. Da führte es der Prinz hinab, unten stand der Wagen und wartete, und so fuhr es fort in Pracht wie es gekommen war.

Als Aschenputtel zu Haus war, ging es wieder zu dem Bäumlein auf der Mutter Grab:

„Bäumlein rüttel dich und schüttel dich!
nimm die Kleider wieder für dich!“

Da nahm der Baum die Kleider wieder, und Aschenputtel hatte sein altes Aschenkleid an, damit ging es zurück, machte sich das Gesicht staubig und legte sich in die Asche schlafen.

Am Morgen darauf kamen die Schwestern, sahen verdrießlich aus und schwiegen still. Aschenputtel sagte: „ihr habt wohl gestern Abend viel Freude gehabt“ — „Nein, es war eine Prinzessin da, mit der hat der Prinz fast immer getanzt, es hat sie aber niemand gekannt und niemand gewußt, woher sie gekommen ist. — „Ist es vielleicht die gewesen, die in den prächtigen Wagen mit den sechs Rappen gefahren ist?“ sagte Aschenputtel. — „Woher weißt du das?“ — Ich stand in der Hausthüre, da sah ich sie vorbeifahren.“ — „In Zukunft bleib bei deiner Arbeit, sagte die älteste und sah Aschenputtel böse an, was brauchst du in der Hausthüre zu stehen.“

Aschenputtel mußte zum drittenmal die zwei Schwestern putzen, und zum Lohn gaben sie ihm eine Schüssel mit Erbsen, die sollte es rein lesen; „und daß du dich nicht unterstehst von der Arbeit wegzugehen, rief die älteste noch nach. Aschenputtel gedachte: wenn nur meine Tauben nicht ausbleiben, und das Herz schlug ihm ein wenig. Die Tauben aber ka-

men wie an dem vorigen Abend und ſagten: „Aſchenputtel, ſollen wir dir die Erbſen leſen?“ — „Ja,

die ſchlechten ins Kröpfchen,
die guten ins Töpfchen.“

Die Tauben pickten wieder die böſen heraus, und waren bald damit fertig, dann ſagten ſie: „Aſchenputtel, ſchüttele das Bäumlein, das wird dir noch ſchönere Kleider herunter werfen, geh auf den Ball, aber hüte dich, daß du vor Mitternacht wieder kommſt.“ Aſchenputtel ging hin:

„Bäumlein rüttel dich und ſchüttel dich,
wirf ſchöne Kleider herab für mich.“

Da fiel ein Kleid herab noch viel herrlicher und prächtiger als das vorige, ganz von Gold und Edelgeſteinen, dabei goldgezwickelte Strümpfe und goldene Pantoffel; und als Aſchenputtel damit angekleidet war, da glänzte es recht, wie die Sonne am Mittag. Vor der Thüre hielt ein Wagen mit ſechs Schimmeln, die hatten hohe weiße Federbüſche auf dem Kopf, und die Bedienten waren in Roth und Gold gekleidet. Als Aſchenputtel ankam, ſtand ſchon der Prinz auf der Treppe und führte ſie in den Saal. Und waren geſtern alle über ihre Schönheit erſtaunt, ſo erſtaunten ſie heute noch mehr und

die

die Schweſtern ſtanden in der Ecke und waren blaß vor Neid, und hätten ſie gewußt, daß das Aſchenputtel war, das zu Haus in der Aſche lag, ſie wären geſtorben vor Neid.

Der Prinz aber wollte wiſſen, wer die fremde Prinzeſſin ſey, woher ſie gekommen und wohin ſie fahre, und hatte Leute auf die Straße geſtellt, die ſollten Acht darauf haben, und damit ſie nicht ſo ſchnell fortlaufen könne, hatte er die Treppe ganz mit Pech beſtreichen laſſen. Aſchenputtel tanzte und tanzte mit dem Prinzen, war in Freuden und gedachte nicht an Mitternacht. Auf einmal, wie es mitten im Tanzen war, hörte es den Glockenſchlag, da fiel ihm ein, wie die Tauben es gewarnt, erſchrack und eilte zur Thüre hinaus und flog recht die Treppe hinunter. Weil die aber mit Pech beſtrichen war, blieb einer von den goldenen Pantoffeln feſthängen, und in der Angſt dacht es nicht daran, ihn mitzunehmen. Und wie es den letzten Schritt von der Treppe that, da hatt' es zwölf ausgeſchlagen, da war Wagen und Pferde verſchwunden und Aſchenputtel ſtand in ſeinen Aſchenkleidern auf der dunkeln Straße. Der Prinz war ihm nachgeeilt, auf der Treppe fand er den goldenen Pantoffel, riß ihn los und hob ihn auf, wie er aber unten hinkam, war alles verſchwunden; die Leute auch, die zur Wache ausgeſtellt wa-

ren, kamen und sagten, daß sie nichts gesehen hätten.

Aschenputtel war froh, daß es nicht schlimmer gekommen war, und ging nach Haus, da steckte es sein trübes Oel-Lämpchen an, hängte es in den Schornstein und legte sich in die Asche. Es währte nicht lange, so kamen die beiden Schwestern auch und riefen: „Aschenputtel, steh auf und leucht uns.“ Aschenputtel gähnte und that als wacht es aus dem Schlaf. Bei dem Leuchten aber hörte es, wie die eine sagte: „Gott weiß, wer die verwünschte Prinzessin ist, daß sie in der Erde begraben läg! der Prinz hat nur mit ihr getanzt und als sie weg war, hat er gar nicht mehr bleiben wollen und das ganze Fest hat ein Ende gehabt.“ — „Es war recht, als wären alle Lichter auf einmal ausgeblasen worden,“ sagte die andere. Aschenputtel wußte wohl wer die fremde Prinzessin war, aber es sagte kein Wörtchen.

Der Prinz aber gedachte, ist dir alles andere fehlgeschlagen, so wird dir der Pantoffel die Braut finden helfen, und ließ bekannt machen, welcher der goldene Pantoffel passe, die solle seine Gemahlin werden. Aber allen war er viel zu klein, ja manche hätten ihren Fuß nicht hineingebracht, und wären die zwei Pantoffel ein einziger gewesen. Endlich kam die

Reihe auch an die beiden Schweſtern, die Probe zu machen; ſie waren froh, denn ſie hatten kleine ſchöne Füße und glaubten, uns kann es nicht fehlſchlagen, wär der Prinz nur gleich zu uns gekommen. „Hört, ſagte die Mutter heimlich, da habt ihr ein Meſſer, und wenn euch der Pantoffel doch noch zu eng iſt, ſo ſchneidet euch ein Stück vom Fuß ab, es thut ein bischen weh, was ſchadet das aber, es vergeht bald und eine von euch wird Königin.“ Da ging die älteſte in ihre Kammer und probirte den Pantoffel an, die Fußſpitze kam hinein, aber die Ferſe war zu groß, da nahm ſie das Meſſer und ſchnitt ſich ein Stück von der Ferſe, bis ſie den Fuß in den Pantoffel hineinzwängte. So ging ſie heraus zu dem Prinzen, und wie der ſah, daß ſie den Pantoffel anhatte, ſagte er, das ſey die Braut, führte ſie zum Wagen und wollte mit ihr fortfahren. Wie er aber ans Thor kam, ſaßen oben die Tauben und riefen:

„Rucke di guck, rucke di guck!
Blut iſt im Schuck: (Schuh)
Der Schuck iſt zu klein,
Die rechte Braut ſitzt noch daheim!“

Der Prinz bückte ſich und ſah auf den Pantoffel, da quoll das Blut heraus, und da merkte er, daß er betrogen war, und führte die falſche Braut zurück. Die Mutter aber ſagte zur

zweiten Tochter: „nimm du den Pantoffel, und wenn er dir zu kurz iſt, ſo ſchneide lieber vorne an den Zehen ab.“ Da nahm ſie den Pantoffel in ihre Kammer, und als der Fuß zu groß war, da biß ſie die Zähne zuſammen und ſchnitt ein groß Stück von den Zehen ab, und drückte den Pantoffel geſchwind an. Wie ſie damit hervortrat, meinte er, das wäre die rechte und wollte mit ihr fortfahren. Als er aber an das Thor kam, riefen die Tauben wieder:

„Rucke di guck, rucke di guck!
Blut iſt im Schuck:
Der Schuck iſt zu klein,
Die rechte Braut ſitzt noch daheim!“

Der Prinz ſah nieder, da waren die weißen Strümpfe der Braut roth gefärbt und das Blut war hoch herauf gedrungen. Da brachte ſie der Prinz der Mutter wieder und ſagte: „das iſt auch nicht die rechte Braut; aber iſt nicht noch eine Tochter im Haus“ „Nein, ſagte die Mutter, nur ein garſtiges Aſchenputtel iſt noch da, das ſitzt unten in der Aſche, dem kann der Pantoffel nicht paſſen.“ Sie wollte es auch nicht rufen laſſen, bis es der Prinz durchaus verlangte. Da ward Aſchenputtel gerufen und wie es hörte, daß der Prinz da ſey, wuſch es ſich geſchwind Geſicht und Hände friſch und rein; und wie es in die Stube trat, neigte es ſich, der Prinz aber

reichte ihr den goldenen Pantoffel und ſagte: „probier ihn an! und wenn er dir paßt, wirſt du meine Gemahlin.“ Da ſtreift es den ſchweren Schuh von dem linken Fuß ab, ſetzt ihn auf den goldenen Pantoffel und drückte ein klein wenig, da ſtand es darin, als wär er ihm angegoſſen. Und als es ſich aufbückte, ſah ihm der Prinz ins Geſicht, da erkannte er die ſchöne Prinzeſſin wieder und rief: „das iſt die rechte Braut.“ Die Stiefmutter und die zwei ſtolzen Schweſtern erſchracken und wurden bleich, aber der Prinz führte Aſchenputtel fort und hob es in den Wagen, und als ſie durchs Thor fuhren, da riefen die Tauben:

„Rucke di guck, rucke di guck!
Kein Blut im Schuck:
Der Schuck iſt nicht zu klein,
Die rechte Braut, die führt er heim!“

22.

Wie Kinder Schlachtens mit einander geſpielt haben.

I.

In einer Stadt Franecker genannt, gelegen in Weſtfriesland, da iſt es geſchehen, daß junge Kinder, fünf- und ſechsjährige, Mägdlein und Knaben mit einander ſpielten. Und ſie ordneten ein Büblein an, das ſolle der Metz-

ger seyn, ein anderes Büblein, das solle Koch seyn, und ein drittes Büblein, das solle eine Sau seyn. Ein Mägdlein, ordneten sie, solle Köchin seyn, wieder ein anderes, das solle Unterköchin seyn; und die Unterköchin solle in einem Geschirrlein das Blut von der Sau empfahen, daß man Würste könne machen. Der Metzger gerieth nun verabredetermaßen an das Büblein, das die Sau sollte seyn, riß es nieder und schnitt ihm mit einem Messerlein die Gurgel auf, und die Unterköchin empfing das Blut in ihrem Geschirrlein. Ein Rathsherr, der von ungefähr vorübergeht, sieht dies Elend: er nimmt von Stund an den Metzger mit sich und führt ihn in des Obersten Haus, welcher sogleich den ganzen Rath versammeln ließ. Sie saßen all' über diesen Handel und wußten nicht, wie sie ihm thun sollten, denn sie sahen wohl, daß es kindlicher Weise geschehen war. Einer unter ihnen, ein alter weißer Mann, gab den Rath, der oberste Richter solle X einen schönen rothen Apfel in eine Hand nehmen, in die andere einen rheinischen Gulden, solle das Kind zu sich rufen und beide Hände gleich gegen dasselbe ausstrecken: nehme es den Apfel, so soll es ledig erkannt werden, nehme es aber den Gulden, so solle man es tödten. Dem wird gefolgt, das Kind aber ergreift den Apfel lachend, wird also aller Strafe ledig erkannt.

Hott. Lied [illegible] Jüdentochter.

X [illegible] Langelot Str. 49 [illegible] den man gnädt [illegible] Apfel [illegible] lassen das gold [illegible] aus den Handen [illegible].
[illegible]: 5455. [illegible] den apfel nimmt [illegible] für [illegible]

II.

Einſtmals hat ein Hausvater ein Schwein geſchlachtet, das haben ſeine Kinder geſehen; als ſie nun Nachmittag mit einander ſpielen wollen, hat das eine Kind zum andern geſagt: „du ſollſt das Schweinchen und ich der Metzger ſeyn;“ hat darauf ein bloß Meſſer genommen, und es ſeinem Brüderchen in den Hals geſtoßen. Die Mutter, welche eben in der Stube ſaß und ihr jüngſtes Kindlein in einem Zuber badete, hörte das Schreien ihres anderen Kindes, lief alsbald hinunter, und als ſie ſah, was vorgegangen, zog ſie das Meſſer dem Kind aus dem Hals und ſtieß es im Zorn, dem andern Kind, welches der Metzger geweſen, ins Herz. Darauf lief ſie alsbald nach der Stube und wollte ſehen, was ihr Kind in dem Badezuber mache, aber es war unterdeſſen in dem Bad ertrunken; deßwegen dann die Frau ſo voller Angſt ward, daß ſie in Verzweifelung gerieth, ſich von ihrem Geſinde nicht wollte tröſten laſſen, ſondern ſich ſelbſt erhängte. Der Mann kam vom Felde und als er dies alles geſehen, hat er ſich ſo betrübt, daß er kurz darauf geſtorben iſt.

23.

Von dem Mäuschen, Vögelchen und der Bratwurst.

Es waren einmal ein Mäuschen, ein Vögelchen und eine Bratwurst in Gesellschaft gerathen, hatten einen Haushalt geführt, lang' wohl und köstlich im Frieden gelebt und trefflich an Gütern zugenommen. Des Vögelchens Arbeit war, daß es täglich in Wald fliegen und Holz beibringen müßte. Die Maus sollte Wasser tragen, Feuer anmachen und Tisch decken, die Bratwurst aber sollte kochen.

Wem zu wohl ist, den gelüstert immer nach neuen Dingen! Also eines Tages stieß dem Vöglein unterweges ein anderer Vogel auf, dem es seine treffliche Gelegenheit erzählet und gerühmet. Derselbe andere Vogel schalt es aber einen armen Tropfen, der große Arbeit, die beiden zu Haus aber gute Tage hätten. Denn, wenn die Maus ihr Feuer angemacht und Wasser getragen hatte, so begab sie sich in ihr Kämmerlein zur Ruhe, bis man sie hieße den Tisch decken. Das Würstlein blieb beim Hafen, sahe zu, daß die Speise wohl kochte, und wann es bald Essenszeit war, schlingte es sich ein mal viere durch den Brei oder das Gemüß, so war es geschmalzen, gesalzen und bereitet: kame dann das Vöglein heim und legte seine Bürde

ab, ſo ſaßen ſie zu Tiſch und nach gehabtem Mahl ſchlieſen ſie ſich die Haut voll bis den andern Morgen, und das war ein herrlich Leben.

Das Vöglein anderes Tages wollte aus Anſtiftung nicht mehr ins Holz, ſprechend: es wäre lang genug Knecht geweſt, und hätte gleichſam ihr Narr ſeyn müſſen, ſie ſollten einmal umwechſeln und es auf eine andere Weiſe auch verſuchen. Und wie wohl die Maus heftig dafür bate, auch die Bratwurſt, ſo war der Vogel doch Meiſter, es mußte gewagt ſeyn, ſpielten derewegen und kam das Loos auf die Bratwurſt die mußte Holz tragen, die Maus ward Koch, und der Vogel ſollte Waſſer holen.

Was geſchicht? das Bratwürſtchen zog fort gen Holz, das Vöglein machte Feuer an, die Maus ſtellte den Topf zu und erwarteten allein, bis Bratwürſtchen heim käme und Holz für den andern Tag brächte. Es blieb aber das Würſtlein ſo lang unterweg daß ihnen beiden nichts gutes vorkam, und das Vöglein ein Stück Luſts hinaus entgegen flöge. Unſern aber findet es einen Hund am Weg, der das arme Bratwürſtlein als freie Beut angetroffen, angepackt und niedergemacht. Das Vöglein beſchwerte ſich auch deſſen als eines offenbaren Raubs ſehr gegen den Hund, aber es half kein Wort, denn ſprach der Hund, er hätte falſche

Briefe bei der Bratwurst gefunden, deswegen wäre sie ihm des Lebens verfallen gewesen.

Das Vöglein, traurig, nahm das Holz auf sich und heim und erzählete, was es gesehn und gehöret. Sie waren sehr betrübt, verglichen sich aber das beste zu thun und beisammen zu bleiben. Derowegen so deckte das Vöglein den Tisch und die Maus rüstete das Essen und wollte anrichten, und in den Hafen, wie zuvor das Würstlein, und durch das Gemüß schlingen und schlupfen, dasselbige zu schmelzen; aber ehe sie in die Mitte kame, ward sie angehalten und mußte Haut und Haar und dabei das Leben lassen.

Als das Vöglein kam, wollte das Essen auftragen, da war kein Koch vorhanden. Das Vöglein warf bestürzt das Holz hin und her, rufte und suchte, kunnte aber seinen Koch nit mehr finden. Aus Unachtsamkeit kam das Feuer in das Holz, also daß eine Brunst entstunde; das Vöglein eilte Wasser zu langen, da entfiel ihm der Eimer in den Brunnen, und es mit hinab, daß es sich nit kounte mehr erholen, und da ersaufen mußte.

24.

Frau Holle.

Eine Wittwe hatte zwei Töchter, davon war die eine schön und fleißig, die andere häß-

lich und faul. Sie hatte aber die häßliche und faule viel lieber, und die andere mußte alle Arbeit thun und war recht der Aſchenputtel im Haus. Einmal war das Mädchen hingegangen, Waſſer zu holen, und wie es ſich bückte den Eimer aus dem Brunnen zu ziehen, bückte es ſich zu tief und fiel hinein. Und als es erwachte und wieder zu ſich ſelber kam, war es auf einer ſchönen Wieſe, da ſchien die Sonne und waren viel tauſend Blumen. Auf der Wieſe gieng es fort und kam zu einem Backofen, der war voller Brot; das Brot aber rief: „ach! zieh mich 'raus, zieh mich 'raus, ſonſt verbrenn' ich, ich bin ſchon längſt ausgebacken!“ da trat es fleißig herzu und holte alles heraus. Darnach ging es weiter und kam zu einem Baum, der hing voll Aepfel und rief ihm zu: „ach! ſchüttel mich! ſchüttel mich! wir Aepfel ſind allemiteinander reif!“ Da ſchüttelt' es den Baum, daß die Aepfel fielen, als regenten ſie, ſolang bis keiner mehr oben war, darnach ging es wieder fort. Endlich kam es zu einem kleinen Haus, daraus guckte eine alte Frau, weil ſie aber ſo große Zähne hatte, ward ihm Angſt und es wollte fortlaufen. Die alte Frau aber rief ihm nach: „fürcht dich nicht, liebes Kind, bleib bei mir, wenn du alle Arbeit im Haus ordentlich thun willſt, ſo ſoll dirs gut gehn: nur mußt du recht darauf Acht geben daß du

mein Bett gut machst, und es fleißig aufschüttelst, daß die Federn fliegen, dann schneit es in der Welt; *) ich bin die Frau Holle. Weil die Alte so gut sprach, willigte das Mädchen ein und begab sich in ihren Dienst. Es besorgte auch alles nach ihrer Zufriedenheit und schüttelte ihr das Bett immer gewaltig auf, dafür hatte es auch ein gut Leben bei ihr, kein böses Wort und alle Tage Gesottenes und Gebratenes. Nun war es eine Zeitlang bei der Frau Holle, da ward es traurig in seinem Herzen und ob es hier gleich viel tausendmal besser war, als zu Haus, so hatte es doch ein Verlangen dahin; endlich sagte es zu ihr: „ich habe den Jammer nach Haus kriegt, und wenn es mir auch noch so gut hier geht, so kann ich doch nicht länger bleiben.“ Die Frau Holle sagte: „du hast Recht und weil du mir so treu gedient hast, so will ich dich selbst wieder hinaufbringen. „Sie nahm es darauf bei der Hand und führte es vor ein großes Thor. Das ward aufgethan und wie das Mädchen darunter stand, fiel ein gewaltiger Goldregen, und alles Gold blieb an ihm hängen, so daß es über und über davon bedeckt war.“ Das sollst du haben, weil du so fleißig gewesen bist,“

*) Darum sagt man in Hessen, wenn es schneit: die Frau Holle macht ihr Bett.

ſprach die Frau Holle. Darauf ward das Thor verſchloſſen und es war oben auf der Welt, da ging es heim zu ſeiner Mutter und weil es ſo mit Gold bedeckt ankam, ward es gut aufgenommen.

Als die Mutter hörte, wie es zu dem Reichthum gekommen, wollte ſie der andern ſchönen und faulen Tochter gern daſſelbe Glück verſchaffen, und ſie mußte ſich auch in den Brunnen ſtürzen. Sie erwachte, wie die andere auf der ſchönen Wieſe und ging auf demſelben Pfad weiter. Als ſie zu dem Backofen gelangte, ſchrie das Brod wieder: „ach! zieh mich 'raus, zieh mich 'raus, ſonſt verbrenn ich, ich bin ſchon längſt ausgebacken!“ die Faule aber antwortete: „da hätt' ich Luſt, mich ſchmutzig zu machen!“ und ging fort. Bald kam ſie zu dem Apfelbaum, der rief: „ach! ſchüttel mich! ſchüttel mich! wir Aepfel ſind alle mit einander reif“ ſie antwortete aber: „du kommſt mir recht, es könnt mir einer auf den Kopf fallen!“ ging damit weiter. Als ſie vor der Frau Holle Haus kam, fürchtete ſie ſich nicht, weil ſie von ihren großen Zähnen ſchon gehört hatte, und verdingte ſich gleich zu ihr. Am erſten Tag that ſie ſich Gewalt an und war fleißig und folgte der Frau Holle, wenn ſie ihr etwas ſagte, denn ſie gedachte an das viele Gold, daß ſie ihr ſchenken würde; am zweiten Tag aber fing ſie

schon an zu faullenzen, am dritten noch mehr, da wollte sie Morgens gar nicht aufstehen, sie machte auch der Frau Holle das Bett schlecht und schüttelte es nicht recht, daß die Federn aufflogen. Das ward die Frau Holle bald müd und sagte der Faulen den Dienst auf. Die war es wohl zufrieden und meinte nun werde der Goldregen kommen, die Frau Holle führte sie auch hin zu dem Thor als sie aber darunter stand, ward statt des Golds ein großer Kessel voll Pech ausgeschüttet. „Das ist zur Belohnung deiner Dienste“ sagte die Frau Holle und schloß das Thor zu. Da kam die Faule heim, ganz mit Pech bedeckt, und das hat ihr Lebtag nicht wieder abgehen wollen. †

† [illegible]

[illegible] 13 Octb. 1811. [illegible]

25.

Die drei Raben.

[illegible]

Es war einmal eine Mutter, die hatte drei Söhnlein, die spielten eines Sonntags unter der Kirche Karten. Und als die Predigt vorbei war, kam die Mutter nach Haus gegangen und sah, was sie gethan hatten. Da fluchte sie ihren gottlosen Kindern und alsobald wurden sie drei kohlschwarze Raben und flogen auf und davon.

Die drei Brüder hatten aber ein Schwesterchen, das sie von Herzen liebte, und es

grämte ſich ſo über ihre Verbannung, daß es keine Ruh mehr hatte und ſich endlich aufmachte, ſie zu ſuchen. Nichts nahm es ſich mit auf die lange lange Reiſe, als ein Stühlchen, worauf es ſich ruhte, wann es zu müd geworden war, und nichts aß es die ganze Zeit, als wilde Aepfel und Birnen. Es konnte aber die drei Raben immer nicht finden, außer einmal waren ſie über ſeinen Kopf weggeflogen, da hatte einer einen Ring fallen laſſen, wie es den aufhob, erkannte ihn das Schweſterchen für den Ring, den es einsmals dem jüngſten Bruder geſchenkt hatte.

Es ging aber immer fort, ſo weit, ſo weit bis es an der Welt Ende kam, und es ging zur Sonne, die war aber gar zu heiß und fraß die kleinen Kinder. Darauf kam es zu dem Mond, der war aber gar zu kalt, und auch bös, und wie ers merkte, ſprach er: "ich rieche, rieche Menſchenfleiſch." Da machte es ſich geſchwind fort und kam zu den Sternen, die waren ihm gut und ſaßen alle jeder auf Stühlerchen und der Morgenſtern ſtand auf und gab ihm ein Hinkelbeinchen, „wenn du das Beinchen nicht haſt, kannſt du nicht in den Glasberg kommen, und in dem Glasberg da ſind deine Brüder!" da nahm es das Hinkelbeinchen, wickelte es wohl in ein Tüchelchen und ging ſo lange fort, bis es an den Glasberg kam, das Thor war

aber verſchloſſen. Und wie es das Beinchen hervorholen wollte, da hatte es das Beinchen unterweges verloren. Da wußte es ſich gar nicht zu helfen, weil es gar keinen Schlüſſel fand, nahm ein Meſſer und ſchnitt ſich das kleine Fingerchen ab, ſteckte es in das Thor und ſchloß glücklich auf. Da kam ein Zwerglein entgegen und ſagte: mein Kind, was ſuchſt du hier? „ich ſuche meine Brüder, die drei Raben.“ Die Herren Raben ſind nicht zu Haus, ſprach das Zwerglein, willſt du aber hierinnen warten, ſo tritt ein, und das Zwerglein brachte drei Tellerchen getragen und drei Becherchen, und von jedem Tellerchen aß Schweſterchen ein Bischen und aus jedem Becherchen trank es ein Schlückchen und in das letzte Becherchen ließ es das Ringlein fallen. Auf einmal hörte es in der Luft ein Geſchwirr und ein Geweh, da ſagte das Zwerglein: die Herren Raben kommen heim geflogen. Und die Raben fingen jeder an und ſprachen: wer hat von meinem Tellerchen gegeſſen?

Wer hat aus meinem Becherchen getrunken? wie der dritte Rab aber ſeinem Becherchen auf den Grund kam, da fand er den Ring, und ſah wohl, daß Schweſterchen angekommen war. Da erkannten ſie es am Ring, und da waren ſie alle wieder erlöſt und gingen frölich heim.

26.

Rothkäppchen.

Es war einmal eine kleine ſüße Dirn, die hatte jedermann lieb, der ſie nur anſah, am allerliebſten aber ihre Großmutter, die wußte gar nicht, was ſie alles dem Kind geben ſollte. Einmal ſchenkte ſie ihm ein Käppchen von rothem Sammet, und weil ihm das ſo wohl ſtand, und es nichts anders mehr tragen wollte, hieß es nur das Rothkäppchen; da ſagte einmal ſeine Mutter zu ihm: „komm, Rothkäppchen, da haſt du ein Stück Kuchen und ein Bouteille mit Wein, die bring der Großmutter hinaus, ſie iſt krank und ſchwach, da wird ſie ſich daran laben; ſey hübſch artig und grüß ſie von mir, geh auch ordentlich und lauf nicht vom Weg ab, ſonſt fällſt du, und zerbrichſt das Glas, dann hat die kranke Großmutter nichts.“

Rothkäppchen ~~verſprach der Mutter recht gehorſam zu ſeyn~~. Die Großmutter aber wohnte draußen im Wald, eine halbe Stunde vom Dorf. Wie nun Rothkäppchen in den Wald kam, begegnete ihm der Wolf, Rothkäppchen aber wußte nicht, was das für ein böſes Thier war, und fürchtete ſich nicht vor ihm. „Guten Tag, Rothkäppchen.“ — „Schön Dank, Wolf.“ — „Wo willſt du ſo früh hinaus, Rothkäppchen,“ — „zur Großmutter.“ — Was trägſt

du unter der Schürze? — „die Großmutter ist krank und schwach, da bring ich ihr Kuchen und Wein, gestern haben wir gebacken, da soll sie sich stärken.“ — „Rothkäppchen, wo wohnt deine Großmutter?“ — „Noch eine gute Viertelstunde im Wald, unter den drei großen Eichbäumen, da steht ihr Haus, unten sind die Nußhecken das wirst du ja wissen“ sagte Rothkäppchen. Der Wolf gedacht bei sich, das ist ein guter fetter Bissen für mich, wie fängst dus an, daß du den kriegst: „hör Rothkäppchen, sagte er, hast du die schönen Blumen nicht gesehen, die im Walde stehen, warum guckst du nicht einmal um dich, ich glaube, du hörst gar nicht darauf, wie die Vöglein lieblich singen, du gehst ja für dich hin als wenn du im Dorf in die Schule gingst, und ist so lustig haußen in dem Wald.“

Rothkäppchen schlug die Augen auf, und sah wie die Sonne durch die Bäume gebrochen war und alles voll schöner Blumen stand; da gedacht es: ei! wenn ich der Großmutter einen Strauß mitbringe, der wird ihr auch lieb seyn, es ist noch früh, ich komm doch zu rechter Zeit an, und sprang in den Wald und suchte Blumen. Und wenn es eine gebrochen hatte, meint es, dort stünd noch eine schönere und lief darnach und immer weiter in den Wald hinein. Der Wolf aber ging geradeswegs nach dem

Haus der Großmutter und klopfte an die Thüre. „Wer iſt draußen“ — „das Rothkäppchen, ich bring die Kuchen und Wein, mach mir auf.“ — „Drück nur auf die Klinke, rief die Großmutter, ich bin zu ſchwach und kann nicht aufſtehen.“ Der Wolf drückte an der Klinke, und die Thüre ſprang auf. Da ging er hinein, geradezu an das Bett der Großmutter und verſchluckte ſie. Dann nahm er ihre Kleider, that ſie an, ſetzte ſich ihre Haube auf, legte ſich in ihr Bett und zog die Vorhänge vor.

Rothkäppchen aber war herum gelaufen nach Blumen, und erſt als es ſo viel hatte, daß es keine mehr tragen konnte, machte es ſich auf den Weg zu der Großmutter. Wie es ankam ſtand die Thüre auf, darüber verwunderte es ſich, und wie es in die Stube kam, ſahs ſo ſeltſam darin aus, daß es dacht: ei! du mein Gott! wie ängſtlich wird mirs heut zu Muth, und bin ſonſt ſo gern bei der Großmutter. Drauf ging es zum Bett und zog die Vorhänge zurück, da lag die Großmutter und hatte die Haube tief ins Geſicht geſetzt und ſah ſo wunderlich aus. „Ei Großmutter, was haſt du für große Ohren!“ — „daß ich dich beſſer hören kann.“ — „Ei Großmutter, was haſt du für große Augen!“ — „daß ich dich beſſer ſehen kann.“ — „Ei Großmutter was haſt du für große Hände!“ — „daß ich dich beſſer

packen kann." — „Aber Großmutter, was haſt du für ein entſetzlich großes Maul!" — „daß ich dich beſſer freſſen kann." Damit ſprang der Wolf aus dem Bett, ſprang auf das arme Rothkäppchen, und verſchlang es.

Wie der Wolf den fetten Biſſen erlangt hatte, legte er ſich wieder ins Bett, ſchlief ein und fing an, überlaut zu ſchnarchen. Der Jäger ging eben vorbei und gedacht, wie kann die alte Frau ſo ſchnarchen, du mußt einmal nachſehen. Da trat er hinein und wie er vors Bett kam, da lag der Wolf den er lange geſucht, der hat gewiß die Großmutter gefreſſen vielleicht iſt ſie noch zu retten, ich will nicht ſchießen, dachte der Jäger. Da nahm er die Scheere und ſchnitt ihm den Bauch auf, und wie er ein paar Schnitte gethan, da ſah er das rothe Käppchen leuchten, und wie er noch ein wenig geſchnitten, da ſprang das Mädchen heraus und rief: „ach wie war ich erſchrocken, was wars ſo dunkel in dem Wolf ſeinem Leib;" und dann kam die Großmutter auch lebendig heraus. Rothkäppchen aber holte große ſchwere Steine, damit füllten ſie dem Wolf den Leib, und wie er aufwachte, wollte er fortſpringen, aber die Steine waren ſo ſchwer, daß er ſich todt fiel.

Da waren alle drei vergnügt, der Jäger nahm den Pelz vom Wolf, die Großmutter aß

den Kuchen und trank den Wein, den Rothkäppchen gebracht hatte, und Rothkäppchen gedacht bei sich: du willst dein Lebtag nicht wieder allein vom Weg ab in den Wald laufen, wenn dirs die Mutter verboten hat.

Es wird auch erzählt, daß einmal, als Rothkäppchen der alten Großmutter wieder Gebackenes brachte, ein anderer Wolf ihm zugesprochen und es vom Weg ableiten wollen. Rothkäppchen aber hütete sich und ging gerad fort ihres Wegs, und sagte der Großmutter daß sie den Wolf gesehen, daß er ihm guten Tag gewünscht aber so bös aus den Augen geguckt; „wenns nicht auf offner Straße gewesen, er hätt mich gefressen.“ — „Komm, sagte die Großmutter wir wollen die Thüre verschließen, daß er nicht herein kann.“ Bald darnach klopfte der Wolf an und rief: „mach auf, Großmutter, ich bin das Rothkäppchen, ich bring dir Gebackenes.“ Sie schwiegen aber still und machten die Thüre nicht auf, da ging der Böse etlichemal um das Haus und sprang endlich aufs Dach, und wollte warten bis Rothkäppchen Abends nach Haus ging, dann wollt' er ihm nachschleichen und wollts in der Dunkelheit fressen. Aber die Großmutter merkte, was er im Sinn hatte; da stand vor dem Haus ein großer Steintrog: „hol' den Eimer, Rothkäppchen, gestern hab ich

Würste gekocht, da trag das Wasser, worin sie gekocht sind, in den Trog." Rothkäppchen trug so lange bis der große, große Trog ganz voll war. Da stieg der Geruch von den Würsten dem Wolf in die Nase, er schnupperte und guckte hinab, endlich machte er den Hals so lang, daß er sich nicht mehr halten konnte, er fing an zu rutschen, und rutschte vom Dach herab und gerade in den großen Trog hinein und ertrank. Rothkappchen aber ging fröhlich ~~und sicher~~ nach Haus, und that ihr niemand etwas zu leid.

Marie [illegible] 1812.

27.

Der Tod und der Gänshirt.

Es ging ein armer Hirt an dem Ufer eines großen und ungestümen Wassers, hütend einen Haufen weißer Gänse. Zu diesem kam der Tod über Wasser, und wurde von dem Hirten gefragt, wo er herkomme, und wo er hin wolle? Der Tod antwortete, daß er aus dem Wasser komme und aus der Welt wolle. Der arme Gänshirt fragte ferners: wie man doch aus der Welt kommen könne? Der Tod sagte, daß man über das Wasser in die neue Welt müsse, welche jenseits gelegen. Der Hirt sagte, daß er dieses Lebens müde, und bate den Tod, er sollte ihn mit über nehmen. Der Tod sagte, daß es noch nicht Zeit, und hätte er jetzt

ſonſt zu verrichten. Es war aber unſerne davon ein Geizhals, der trachtete bei Nachts auf ſeinem Lager, wie er doch mehr Geld und Gut zuſammenbringen mögte, den führte der Tod zu dem großen Waſſer und ſtieß ihn hinein. Weil er aber nicht ſchwimmen konnte, iſt er zu Grunde geſunken, bevor er an das Ufer kommen. Seine Hunde und Katzen, ſo ihm nachgelaufen, ſind auch mit ihm erſoffen. Etliche Tage hernach kam der Tod auch zu dem Gänshirten, fand ihn fröhlich ſingen und ſprach zu ihm: „willſt du nun mit?“ Er war willig und kam mit ſeinen weißen Gänſen wohl hinüber, welche alle in weiße Schafe verwandelt worden. Der Gänshirt betrachtete das ſchöne Land und hörte, daß die Hirten der Orten zu Königen würden, und indem er ſich recht umſahe, kamen ihm die Erzhirten Abraham, Iſaac und Jacob entgegen, ſetzten ihm eine königliche Krone auf, und führten ihn in der Hirten Schloß, allda er noch zu finden.

28.

Der ſingende Knochen.

Ein Wildſchwein thät großen Schaden in dem ganzen Land, kein Menſch getraute ſich in den Wald, wo es herum lief, und wer ſo kühn war und auf es einging und es tödten wollte,

dem riß es den Leib mit seinen Hauern auf. Da ließ der König bekannt machen, wer das Schwein erlege, der solle seine Tochter zur Gemahlin haben. Nun waren in dem Königreich drei Brüder, davon war der älteste listig und klug, der zweite von gewöhnlichem Verstand, der dritte und jüngste aber war unschuldig und dumm. Die gedachten die Prinzessin zu gewinnen, wollten das Wildschwein aufsuchen und tödten.

Die zwei ältesten gingen mit einander, der jüngste aber ging allein. Als er in den Wald hineinkam, trat ein kleiner Mann vor ihn, der hielt eine schwarze Lanze in der Hand und sagte zu ihm: „nimm diese Lanze und geh damit auf das Schwein los, ohne Furcht, du wirst es leicht tödten.“ Also geschah es, er traf mit der schwarzen Lanze das Schwein, daß es zur Erde fiel, nahm es dann auf die Schulter und zog vergnügt heim. Unterwegs kam er an ein Haus, darin waren seine beiden ältesten Brüder, und machten sich lustig beim Wein; als sie ihn mit dem Schwein auf dem Rücken daher ziehen sahen, riefen sie ihn an: „komm herein und trink mit uns, du wirst doch müde seyn.“ Der unschuldige Dumme denkt an nichts Böses, tritt ein, erzählt ihnen wie er das Schwein durch die schwarze Lanze getödtet habe, und freut sich über sein Glück. Abends gingen sie

mit einander nach Haus, da machten die beiden älteſten einen Anſchlag auf des andern Leben, ließen ihn voran gehen, und als ſie vor die Stadt an die Brücke kamen, fielen ſie über ihn her, ſchlugen ihn todt und begruben ihn tief unter die Brücke. Dann nahm der älteſte das Schwein, trugs zu dem König, gab vor er habe es getödtet und erhielt die Prinzeſſin zur Gemahlin.

Das dauerte viele Jahre, doch ſollt es nicht verborgen bleiben. Da ging einmal ein Hirt über die Brücke und ſah unten im Sand ein Knöchlein liegen, und weil es ſo rein und ſchneeweiß war, wollt er ſich ein Mundſtück daraus machen, ging hinab und hob es auf. Darnach machte er ſichs zum Mundſtück für ſein Horn, und wie er anſetzen und blaſen wollte, da fing das Knöchlein an, von ſelbſt zu ſingen:

„Ach! du liebes Hirtelein,
du bläſt auf meinem Knöchelein:
meine Brüder mich erſchlugen
unter die Brücke begruben,
um das wilde Schwein
für des Königs Töchterlein.“

Da nahm der Hirt das Horn und trug es vor den König, da ſang es wieder dieſelben Worte. Als der König das hörte, ließ er unter der Brücke graben, da ward bald das Gerippe her-

ausgegraben. Die zwei bösen Brüder gestanden ihr Verbrechen und wurden ins Wasser geworfen. Das Gebein aber von dem Gemordeten ward auf dem Kirchhof in ein schönes Grab gelegt.

29.

Von dem Teufel mit drei goldenen Haaren.

Ein Holzhacker hackte vor des Königs Haus Holz, oben am Fenster stand die Prinzessin und sah ihm zu. Als es Mittag war, setzte er sich in den Schatten und wollte ruhen, da sah die Prinzessin, daß der Holzhacker sehr schön war, und verliebte sich in ihn, und ließ ihn herauf rufen; und als er die Prinzessin erblickte, und sah wie schön sie war, verliebte er sich wieder in sie. Da waren sie bald in ihrer Liebe einig, aber dem König ward verrathen, daß die Prinzessin einen Holzhacker lieb habe. Als der König das hörte, ging er zu ihr und sagte: „du weißt, daß der dein Bräutigam wird, der die drei goldenen Haare bringt, die der Teufel auf dem Kopf hat, er mag nun ein Prinz oder ein Holzhacker seyn; er gedachte aber, kein Prinz ist noch so muthig gewesen, daß er es gekonnt, so wird ein schlechter Holzhacker es noch weniger können. Die Prin-

zessin war betrübt, denn es waren schon viele Prinzen umgekommen, welche die drei goldenen Haare beim Teufel holen wollten, weil aber kein anderes Mittel übrig blieb, so entdeckte sie dem Holzhacker, was ihr Vater gesagt hatte. Der Holzhacker war gar nicht betrübt und sagte: „das soll mir schon gelingen, bleib mir nur getreu, bis ich wiederkomme, morgen früh zieh ich aus."

Also begab sich der Holzhacker auf die Reise zum Teufel, und kam bald an eine große Stadt. Vor dem Thor fragte ihn der Wächter, was er für ein Handwerk verstehe und was er wisse? „Ich weiß alles," antwortete er. „Wenn du alles weißt, sagte der Thorwächter, so mach unsere Prinzessin gesund, die kein Arzt in der Welt curiren kann." — „Wenn ich wieder komme." In der zweiten Stadt wurde er auch gefragt, was er wisse? „Ich weiß alles." — „So sag uns warum unser schöner Marktbrunnen vertrocknet ist?" — „Wenn ich wieder komme," sagte der Holzhacker und ließ sich nicht aufhalten. Da kam er an einen Feigenbaum, der wollte verdorren, nebenbei stand ein Mann, der fragte ihn, was er wisse? „Ich weiß alles." — „So sag mir warum der Feigenbaum welkt und keine Früchte trägt?" — „Wenn ich wieder komme." — Er ging weiter und kam zu einem Fischer, der mußte ihn

überschiffen, der fragte ihn, was er wisse? „Ich weiß alles.“ — „So sag mir, wann werd' ich einmal abgelöst werden und ein anderer die Leute überschiffen?“ — „Wenn ich wieder komme.“

Nachdem der Holzhacker drüben war, kam er in die Hölle, da sahs schwarz und rusig aus, der Teufel aber war nicht zu Haus, nur seine Frau saß da. Der Holzhacker sagte zu ihr: „guten Tag, Frau Teufelin, ich bin hierher gekommen und möchte die drei goldenen Haare haben, die euer Mann auf dem Kopfe trägt; auch mögt ich wissen, warum eine Prinzessin nicht kann geheilt werden, warum ein tiefer Marktbrunnen ohne Wasser, und ein Feigenbaum ohne Früchte ist, und warum ein Schiffer nicht abgelöst wird. Die Frau erschrack und sagte: „wenn der Teufel kommt und findet dich hier, so frißt er dich gleich auf, die drei goldenen Haare kannst du nimmermehr kriegen, weil du aber so jung noch bist, so dauerst du mich, und ich will sehen ob ich dich erretten kann.“ — Der Holzhacker mußte sich unter das Bett legen, und kaum hatte er ein Weilchen da gelegen, da kam der Teufel nach Haus: „guten Abend Frau,“ und fing an sich auszuziehen und sagte dann: „wie ist mir in der Stube! ich rieche, ich rieche Menschenfleisch, da muß ich einmal nachsehen.“ — „Was wirst

du wohl riechen! sagte die Frau, du hast den Schnupfen, und da steckt dir immer der Geruch von Menschenfleisch in der Nase, wirf mir nicht alles untereinander, ich habe eben erst gekehrt." — „Ich will nur still seyn, ich bin müde heut Abend, aber du gönnst mir den Bissen nicht, den ich ins Maul stecke."

Damit legte sich der Teufel ins Bett und seine Frau mußte sich zu ihm legen. Bald schlief er ein, erst blies er, dann schnarchte er, anfangs sachte, dann so laut, daß die Fenster zitterten. Als die Frau sah, daß er so fest schlief, packte sie eins von den drei goldenen Haaren fest, riß es heraus und warf es dem Holzacker unter das Bett. Der Teufel fuhr auf: „was hast du vor, Frau, was raufst du mich?" — „Ach! ich hatte einen schweren Traum, da muß ich es in der Angst gethan haben." — „Wovon hast du denn geträumt?" — „Mir träumte von einer Prinzessin, die war sterbenskrank, und kein Arzt war auf der Welt, der sie heilen konnte." — „Warum thun sie nicht die weiße Unke weg, die unter ihrem Bett steckt" damit legte er sich auf die andere Seite und schlief wieder ein. Als ihn die Frau schnarchen hörte, faßte sie das zweite Haar, riß es aus und warf es unter das Bett. Der Teufel sprang auf: „ei so soll dich — bist du toll geworden, du reißt mich ja wieder ein-

ſetzlich in den Haaren!" — „Ach! lieber Mann, ich ſtand vor einem großen Marktbrunnen, die Leute jammerten weil kein Waſſer darin war, und fragten mich, ob ich keine Hülfe wiſſe, da guckte ich hinein, er war ſo tief, daß mir ſchwindlicht wurde, ich wollte mich halten und da bin ich dir in die Haare gerathen." — „Du hätteſt nur ſagen ſollen, ſie müßten den weißen Stein herausholen, der unten liegt, aber laß mich mit deinen Träumen in Ruh." Er legte ſich wieder und ſchnarchte bald ſo abſcheulich wie vorher. Die Frau gedacht: du mußt es noch einmal wagen, und riß auch das dritte Goldhaar heraus und warfs hinunter. Der Teufel fuhr in die Höh und wollte übel wirthſchaften, die Frau aber beſänftigte ihn, küßte ihn und ſagte: „das ſind böſe Träume! Ein Mann zeigte mir einen Feigenbaum, der verdorren wollte und klagte, daß er keine Früchte trage, da wollte ich an dem Baum ſchütteln, ob wohl noch etwas herabfalle, und da habe ich deine Haare geſchüttelt." — „Das wäre auch umſonſt geweſen, an der Wurzel nagt eine Maus, wenn die nicht getödtet wird, ſo iſt der Baum verloren, iſt die erſt todt, dann wird er ſchon wieder friſch werden, und Früchte tragen; aber plag mich nicht mehr mit deinen Träumen, ich will ſchlafen, und wenn du mich noch einmal aufweckſt, ſo kriegſt du eine Ohr-

ſeige.“ Der Frau war Angſt vor dem Zorn des Teufels, aber der arme Holzhacker mußte noch etwas wiſſen, das wußte der Teufel allein. Da zupfte ſie ihn an der Naſe und zog ihn in die Höh. Der Teufel ſprang wie unſinnig auf, und gab ihr eine Ohrfeige, daß es ſchallte. Die Frau fing an zu weinen und ſagte; „willſt du, daß ich ins Waſſer falle? Ein Fiſcher hatte mich über den Strom gefahren, und als der Nachen ans Ufer kam, ſtieß er an, da fürchtete ich mich zu fallen und wollte mich an den Stamm halten, woran die Kette feſtgemacht wird, da hab ich mich an deine Naſe gehalten.“ — „Warum haſt du nicht Acht gegeben? das thut der Nachen jedesmal.“ — Der Fiſcher klagte mir, daß niemand komme, ihn abzulöſen und er ſeiner Arbeit kein Ende ſehe.“ — „Er muß den erſten, der kommt anhalten, ſo lange zu fahren, bis ein dritter kommt, der ihn wieder ablöſt, ſo iſt ihm geholfen; aber du träumſt curios, das iſt wahr mit dem Schiffer und alles andere auch: jetzt weck mich nicht wieder, der Morgen muß bald anbrechen, ich will noch ſchlafen, ſonſt ſpring ich übel mit dir um.“

Wie nun der Holzhacker alles gehört hatte, und der Teufel wieder ſchnarchte, bedankte er ſich bei der Frau Teufelin und zog fort. Als er zu dem Fiſcher kam, wollte der Aus-

kunft haben. „Fahr mich nur erſt hinüber.“ Drüben aber ſagte er zu ihm: „der erſte, der wieder kommt und will übergefahren ſeyn, den halt an, daß er ſo lange das Amt übernimmt, bis ihn wieder einer ablöſt.“ Darauf kam er zu dem Mann mit dem unfruchtbaren Feigenbaum und ſagte ihm: „tödte nur die weiße Maus, die an den Wurzeln nagt, ſo wird dein Baum wieder Früchte tragen wie vorher.“ — „Was verlangſt du zur Belohnung,“ fragte der Mann. „Ein Regiment Infanterie“ und kaum hatte er das geſagt, ſo marſchirte ein Regiment hinter ihm her. Der Holzhacker gedacht, das geht gut, und kam in die Stadt, wo der Marktbrunnen vertrocknet war: „holt den weißen Stein heraus, der auf dem Grund liegt.“ Da ſtieg einer hinab und holte den Stein, und kaum war er oben, ſo füllte ſich der Brunnen wieder mit dem klarſten Waſſer. „Womit ſollen wir dich belohnen,“ fragte der Bürgemeiſter. — „Gebt mir ein Regiment Cavallerie.“ Und als der Holzhacker zum Thor hinausging, ritt auch ein Regiment Cavallerie hintendrein. So kam er in die andere Stadt, wo die Prinzeſſin krank lag, die kein Arzt curiren konnte. „Macht nur die weiße Unke todt, die unter dem Bett verſteckt iſt,“ und wie das geſchehen war, ſo fing die Prinzeſſin an ſich zu erholen, friſch und roth zu werden.

„Was

„Was willſt du zur Belohnung?“ fragte der König. „Vier Wagen mit Gold beladen,“ ſagte der Holzhacker.

Endlich kam der Holzhacker heim und hinter ihm ein Regiment Infanterie, ein Regiment Cavallerie und vier Wagen ganz mit Gold beladen, die drei goldenen Haare aber trug er bei ſich. Vor dem Thore hieß er ſeine Begleitung warten, wenn er aber von dem Schloß ein Zeichen gäbe, dann ſollten ſie ſchnell einziehen. Darauf ging er vor der Prinzeſſin, ſeiner Geliebten, Vater, reichte ihm die drei goldenen Haare des Teufels und bat ihn, ſeinem Verſprechen gemäß ihm die Prinzeſſin zu geben. Der König erſtaunte, ſagte, mit den drei goldenen Haaren habe es ſeine Richtigkeit, aber wegen der Prinzeſſin müſſe er ſich bedenken. Wie der Holzhacker das hörte, ſtellte er ſich zum Fenſter und pfiff hinaus, da kamen auf einmal durch das Thor ein Regiment Infanterie, ein Regiment Cavallerie und vier ſchwerbeladene Wagen marſchirt. „Herr König, ſagte der Holzhacker, ſeht her, das ſind meine Leute, die ich mitgebracht habe, und dort das iſt mein Reichthum in den Wagen, die ſind voller Gold: wollt ihr mir nun die Prinzeſſin geben?“ „Der König erſchrack und ſagte: „ja von Herzen gern“ Da wurden beide vermählt und lebten in Glückſeligkeit.

Darum, wer den Teufel nicht fürchtet, der kann ihm die Haare ausreißen und die ganze Welt gewinnen.

(Mata schrieb dies. Herbst 1812.)

30.

Läuschen und Flöhchen.

Ein Läuschen und ein Flöhchen die lebten zusammen in einem Haushalt, und brauten sich Bier in einer Eierschale. Da fiel das Läuschen hinein und verbrennte sich. Darüber fing das Flöhchen laut an zu schreien. Da sprach die kleine Stubenthüre:

„was schreist du Flöhchen?" —
„weil sich Läuschen verbrennt hat."

Da fing das Thürchen an zu knarren. Da sprach ein Besenchen in dem Hausehrn:

„was knarrst du Thürchen?" —
„soll ich nicht knarren?
Läuschen hat sich verbrennt,
Flöhchen weint."

Da fing der kleine Besen an entsetzlich zu kehren.

Da kam ein Wägelchen vorbei:

„was kehrst du Besenchen?" —
„Soll ich nicht kehren?
Läuschen hat sich verbrennt,
Flöhchen weint,
Thürchen knarrt."

Da ſagt das Wägelchen, ſo will ich entſetzlich rennen und rennt entſetzlich. Da ſagt das Miſtchen, an dem es vorbeirennt:

„was rennſt du Wägelchen?“

„Soll ich nicht rennen?
Läuschen hat ſich verbrennt,
Flöhchen weint,
Thürchen knarrt,
Beſenchen kehrt.“

Da ſagt das Miſtchen, ſo will ich anfangen zu brennen, und brennt entſetzlich.

Da ſtand ein Bäumchen das ſagt:

„Miſtchen was brennſt du?“ —

„Soll ich nicht brennen?
Läuschen hat ſich verbrennt,
Flöhchen weint,
Thürchen knarrt,
Beſenchen kehrt,
Wägelchen rennt.“

Da ſagt das Bäumchen, ſo will ich mich ſchütteln, und ſchüttelte all ſein Laub ab. Da ſagt ein Mädchen mit dem Waſſerkrügelchen:

„Bäumchen was ſchüttelſt du dich?“ —

„Soll ich mich nicht ſchütteln?
Läuschen hat ſich verbrennt,
Flöhchen weint,
Thürchen knarrt,
Beſenchen kehrt,

Wägelchen rennt,
Mistchen brennt.

Da sagt das Mädchen, so will ich mein Wasserkrügelchen zerbrechen, und zerbrach sein Wasserkrügelchen; da sagt das Brünnlein:

„Mädchen, was zerbrichst du dein Wasserkrügelchen?" —

„Soll ich mein Wasserkrügelchen nicht zerbrechen?
Läuschen hat sich verbrennt,
Flöhchen weint,
Thürchen knarrt,
Besenchen kehrt,
Wägelchen rennt,
Mistchen brennt,
Bäumchen schüttelt sich."

Ei! sagte das Brünnchen, so will ich anfangen zu fließen, und fing so entsetzlich an zu fließen, daß alles ertrunken ist, das Mädchen, das Bäumchen, das Mistchen, das Wägelchen, das Besenchen, das Thürchen, das Flöhchen, und das Läuschen, alles miteinander.

Mädchen ohne Hände.

Ein Müller, der so arm war, daß er nichts weiter hatte, als seine Mühle und einen grossen Apfelbaum dahinter, ging in den Wald Holz holen. Da trat ihn ein alter Mann an,

der ſprach: was quälſt du dich ſo ſehr, ich will dich reich machen, verſchreib mir dafür, was hinter deiner Mühle ſteht, in drei Jahren will ichs abholen. Der Müller denkt: das iſt mein Apfelbaum, ſagte ja, und verſchriebs dem Manne. Wie er nach Haus kommt, ſagt ſeine Frau zu ihm: „Müller, woher kommt der große Reichthum, der auf einmal Kiſten und Kaſten in unſerm Haus angefüllt hat?“ — das kommt von einem alten Mann aus dem Wald, ich hab ihm dafür verſchrieben, was hinter der Mühle ſteht. — „Ach Mann, ſprach die Frau erſchrocken, das wird ſchlimm werden, der alte Mann war der Teufel und er hat unſere Tochter damit gemeint, die hat gerad hinter der Mühle geſtanden und den Hof gekehrt.“

Die Müllerstochter war aber gar ſchön und fromm, und nach drei Jahren kam der Teufel ganz früh und wollte ſie holen, aber ſie hatte mit Kreide einen Kranz um ſich gemacht und ſich rein gewaſchen. Da konnte der Teufel nicht zu ihr kommen, zornig ſprach er zu dem Müller: „thu ihr alles Waſchwaſſer weg, daß ſie ſich nicht mehr waſchen kann, und ich Gewalt über ſie habe.“ Der Müller fürchtete ſich und that es. Am andern Tag kam der Teufel wieder, aber ſie hatte auf ihre Hände geweint und ſich mit ihren Thränen gewaſchen, und war ganz rein; da konnte ihr der Teufel abermals

nicht nahen, ärgerte ſich ſehr und befahl dem Müller: „hau ihr die Hände ab, daß ich ihr was anhaben kann. Der Müller aber entſetzte ſich und antwortete: wie könnte ich meinem lieben Kind die Hände abhauen, nein, das thu ich nicht. „Weißt du was, ſo hol ich dich ſelber, wenn dus nicht thuſt!“ Da fürchtete ſich der Müller gewaltig und verſprach ihm in der Angſt, zu thun was er befohlen hätte. Ging zu ſeiner Tochter und ſprach: mein Kind, der Teufel wird mich holen, wenn ich dir nicht beide Hände abhaue, und da habe ich es ihm verſprochen, ich bitte dich um Verzeihung. „Vater, ſagte ſie, macht mit mir was ihr wollt,“ legte ihre beiden Hände hin und ließ ſie abhauen. Zum drittenmal kam der Teufel, allein ſie hatte ſo lang und viel auf ihre Stümpfe geweint, daß ſie doch ganz rein wurde, da hatte der Teufel alles Recht an ihr verloren.

Der Müller, weil er ſo großes Gut durch ſie gewonnen hatte, verſprach ihr nun, er wolle ſie Zeitlebens aufs köſtlichſte halten, allein ſie mochte nicht mehr dableiben: „ich will fort von hier, mitleidige Menſchen werden mir ſchon ſoviel geben, als ich zum Leben brauche.“ Die beiden abgehauenen Hände ließ ſie ſich auf den Rücken binden; mit Sonnenaufgang zog ſie fort und ging und ging den ganzen Tag, bis es

Abend wurde, da kam ſie zu des Königs Garten. In der Gartenhecke war eine Lücke, durch die ging ſie hinein, fand einen Obſtbaum, den ſchüttelte ſie mit ihrem Leib, und wie die Aepfel zur Erde fielen, bückte ſie ſich nieder und hob ſie mit ihren Zähnen auf und aß ſie. Zwei Tage lebte ſie ſo, am dritten aber kamen die Wächter des Gartens, die ſahen ſie, nahmen ſie gefangen und warfen ſie ins Gefangenhaus, des andern Morgens wurde ſie vor den König geführt, und ſollte Landes verwieſen werden. Ei, ſprach der Königsſohn, ſie kann ja lieber die Hüner auf dem Hof hüten!

So blieb ſie eine Zeitlang da und hütete die Hüner, der Königsſohn aber ſah ſie oft und gewann ſie von Herzen lieb; mittlerweile kam nun die Zeit, daß er ſich vermählen ſollte. Da wurde ausgeſchickt in alle weite Welt, um ihm eine ſchöne Gemahlin auszuſuchen. „Ihr braucht nicht weit zu ſuchen und zu ſenden, ſprach er, ich weiß mir eine ganz in der Nähe.“ Der alte König beſann ſich hin und her und es war ihm keine Jungfrau im Land bekannt, die ſchön und reich wäre: „du wirſt doch nicht etwa gar die da wollen heirathen, die die Hüner im Hofe hütet?“ Der Sohn aber erklärte, er würde nimmermehr eine andere nehmen, da mußte es endlich der König zugeben, und bald darauf ſtarb er; der Königsſohn

folgte ihm im Reich nach, und lebte in soweit glücklich mit seiner Gemahlin.

Nun mußte aber einmal der König in den Krieg ziehen und während seiner Abwesenheit gebar sie ein schönes Kind, und sandte einen Boten mit einem Brief ab, worin sie ihrem Gemahl die frohe Nachricht meldete. Der Bote ruhte unterwegs an einem Bache und schlief ein, da kam der Teufel, der ihr immer zu schaden trachtete, und vertauschte den Brief mit einem andern, worin stand, daß die Königin einen Wechselbalg zur Welt gebracht hätte. Der König, als er den Brief las, betrübte sich sehr, doch schrieb er zur Antwort: man solle die Königin und das Kind wohl halten, bis zu seiner Rückkunft. Der Bote ging mit dem Brief zurück und als er am nämlichen Platz ruhte und eingeschlafen war, nahte sich der böse Teufel wieder, und schob einen andern Brief unter, worin der König befahl, Königin und Kind aus dem Land zu jagen. Dies mußte nun so geschehen, so sehr auch alle Leute vor Traurigkeit weinten: „ich bin nicht hierhergekommen, um Königin zu werden, ich habe kein Glück und verlange auch keins, bindet mir mein Kind und die Hände auf den Rücken, so will ich in die Welt ziehen.“ Abends kam sie in einen dicken Wald zu einem Brunnen, wobei ein guter alter Mann saß. „Seyd doch so barmherzig, sprach

ſie, und haltet mir mein Kind an die Bruſt, ſo lange bis ich ihm zu trinken gegeben habe" welches der Mann that, und darauf ſagte er zu ihr: dort ſteht ein dicker Baum, zu dem geh hin und ſchlinge deine abgeſtumpften Arme dreimal um ihn!" und als ſie es gethan, wuchſen ihr die Hände wieder an. Darauf zeigte er ihr ein Haus: „darin wohne und geh nicht heraus und mache niemand die Thür auf, der nicht dreimal um Gotteswillen darum bittet."

Indeſſen war der König nach Haus gekommen und ſah ein, wie er betrogen worden war. In der Begleitung eines einzigen Dieners machte er ſich auf, und nach einer langen Reiſe verirrte er ſich endlich gerade in der Nacht in demſelben Walde, wo die Königin wohnte, er wußte aber nicht, daß ſie ihm ſo nah war. Dort hinten, ſprach der Diener, glimmt ein Lichtchen in einem Haus, gottlob, da können wir ruhen. — „ach nein, ſprach der König, ich will nicht ſo lange raſten, und weiter nach meiner geliebten Frau ſuchen, eher habe ich doch keine Ruhe." Allein der Diener bat ſo viel und klagte ſo über Müdigkeit, daß der König, aus Mitleid einwilligte. Wie ſie zu dem Haus kamen, ſchien der Mond und ſie ſahen die Königin am Fenſter ſtehen. „Ach, das muß unſere Königin ſeyn, ſo gleicht ſie ihr" ſagte der Diener, aber ich ſehe doch, daß ſie es nicht iſt, denn dieſe da

hat Hände. Der Diener sprach sie nun um Herberg an, aber sie sagte es ab, weil er nicht um Gotteswillen gebeten hatte. Er wollte weiter gehen, und einen andern Platz zum Nachtlager suchen; da trat der König selbst hinzu: lasset mich ein, um Gotteswillen! nicht eher darf ich euch einlassen, bis ihr mich dreimal um Gotteswillen gebeten habt," und wie der König noch zweimal gebeten hatte, machte sie auf, da kam sein Söhnlein herausgesprungen führte ihn zur Mutter hin, und er erkannte sie alsobald für seine geliebte Frau. Den andern Morgen reisten sie allemiteinander in ihr Land, und wie sie zum Haus heraus waren, war es hinter ihnen verschwunden.

32.

Der gescheidte Hans.

I.

Hansens Mutter spricht: „wohin Hans?" Hans antwortet: „zur Grethel." — „Machs gut Hans" — „Schon gut machen, Adies, Mutter" — Hans kommt zur Grethel: „guten Tag Grethel." — Guten Hans: was bringst du Gutes?" — „Bring nichts, gegeben han." —

Grethel schenkt dem Hans eine Nadel, Hans spricht: Adies, Grethel." — „Adies,

Hans.“ — Hans nimmt die Nadel und ſteckt ſie in einen Heuwagen und geht hinterher nach Haus. „Guten Abend, Mutter.“ — Guten Abend Hans, wo biſt du geweſen?“ — “Bei der Grethel.“ — „Was haſt du ihr gebracht?“ — „Nichts gebracht, gegeben hat“ — „Was hat ſie dir gegeben?“ — „Nadel gegeben“ — „wo haſt du die Nadel, Hans“ — „In Heuwagen geſteckt.“ — „Das haſt du dumm gemacht, mußts an Aermel ſtecken.“ — „Thut nichts, beſſer machen.“

„Wohin Hans?“ — „zur Grethel.“ — „Machs gut, Hans.“ — „Schen gut machen, Adies, Mutter.“ — Hans kommt zur Grethel: „guten Tag, Grethel:“ — guten Tag, Hans: was bringſt du Gutes?“ — Bring nichts, gegeben ham.“

Grethel ſchenkt dem Hans ein Meſſer. „Adies, Grethel“ — „Adies, Hans“ — Hans nimmt das Meſſer, ſteckts an den Aermel und geht nach Haus. „Guten Abend, Mutter.“ — „Guten Abend, Hans, wo biſt du geweſen?“ — „Bei der Grethel.“ — „Was haſt du ihr gebracht!“ — „Nichts gebracht, gegeben hat?“ „Was hat ſie dir gegeben?“ — „Meſſer gegeben.“ — Wo haſt du das Meſſer Hans?“ — „An den Aermel geſteckt.“ — „Das haſt du dumm gemacht, mußts in die Taſche ſtekken.“ — „Thut nichts, beſſer machen.“

„Wohin, Hans?" — „zur Grethel." — „Machs gut, Hans." — „Schon gut machen, Adies, Mutter." — Hans kommt zur Grethel: „guten Tag, Grethel." — „Guten Tag, Hans: was bringst du Gutes?" — „Bring nichts, gegeben han."

Grethel schenkt dem Hans eine junge Ziege. „Adies, Grethel" — „Adies, Hans." Hans nimmt die Ziege bindet ihr die Beine und steckt sie in die Tasche, wie er nach Haus kommt, ist sie erstickt. „Guten Abend, Mutter." — „Guten Abend, Hans, wo bist du gewesen?" — „bei der Grethel." — „Was hast du ihr gebracht?" „Nichts gebracht, gegeben hat." — „Was hat sie dir gegeben?" — „Ziege gegeben." — „wo hast du die Ziege, Hans?" — „In die Tasche gesteckt" — „das hast du dumm gemacht, Hans, mußts an ein Seil binden." — „Thut nichts, besser machen."

„Wohin Hans?" — „zur Grethel." — Machs gut, Hans." — „Schon gut machen, Adies, Mutter." — Hans kommt zur Grethel: „Guten Tag, Grethel." — „Guten Tag, Hans: was bringst du Gutes?" — „Bring nichts, gegeben han." —

Grethel schenkt dem Hans ein Stück Speck. Hans bindet den Speck an ein Seil und schleifts hinter sich, die Hunde kommen und fressen es

ab, wie er nach Haus kommt, iſt das Seil leer. „Guten Abend, Mutter.“ — „Guten Abend, Hans, wo biſt du geweſen?“ — „Bei der Grethel.“ — „Was haſt du ihr gebracht?“ — „Nichts gebracht, gegeben hat.“ — „Was hat ſie dir gegeben?“ — „Stück Speck gegeben?“ — „wo haſt du den Speck, Hans?“ — „Ans Seil gebunden, heim geführt, fort geweſen.“ — „Das haſt du dumm gemacht, Hans, mußts auf dem Kopf tragen.“ — „Thut nichts, beſſer machen.“

„Wohin, Hans?“ — „zur Grethel.“ — „Machs gut, Hans.“ — Schon gut machen, Adies, Mutter.“ — Hans kommt zur Grethel: „guten Tag, Grethel:“ — „guten Tag, Hans: was bringſt du Gutes?“ „Bring nichts gegeben han.“ —

Grethel ſchenkt dem Hans ein Kalb, Hans ſetzt es auf den Kopf, und es zertritt ihm das Geſicht. — „Guten Abend, Mutter.“ — „Guten Abend, Hans, wo biſt du geweſen?“ — „Bei der Grethel.“ — „Was haſt du ihr gebracht?“ — „Nichts gebracht, gegeben hat.“ „Was hat ſie dir gegeben?“ — „Kalb gegeben.“ — „Wo haſt du das Kalb, Hans?“ — „Auf den Kopf geſetzt, Geſicht zertreten.“ — „Das haſt du dumm gemacht, Hans, mußts leiten und an die Raufe ſtellen“ — „Thut nichts, beſſer machen.“

„Wohin Hans?“ — „Zur Grethel.“ — „Machs gut, Hans.“ — „Schon gut machen, Adies Mutter.“ — „Guten Tag, Grethel.“ — „Guten Tag, Hans: was bringst du Gutes?“ — „Bring nichts, gegeben han.“

Grethel sagt: „ich will mit dir gehen.“ Hans bindet die Grethel an ein Seil, leitet sie, führt sie vor die Kause und knüpft sie fest. „Guten Abend, Mutter.“ — „Guten Abend, Hans: wo bist du gewesen?“ — „Bei der Grethel.“ — „Was hast du ihr gebracht.“ — „Nichts gebracht, gegeben hat.“ — „Was hat sie dir gegeben.“ — „Grethel mitgegangen.“ — „Wo hast du die Grethel.“ — „Geleitet, vor die Kause geknüpft, Gras vorgeworfen.“ — „Das hast du dumm gemacht, mußt ihr die Augen freundlich zuwerfen.“ — „Thut nichts, besser machen.“

Hans geht in den Stall, sticht allen Kälbern und Schafen die Augen aus und wirft sie der Grethel ins Gesicht; da wird Grethel bös, reißt sich los, und läuft fort und ist Hansens Braut gewesen.

II.

Im Geslinger Thal, da wohnt eine sehr reiche Wittfrau, die hätt' einen einigen Sohn, der war einer groben und tollen Verständniß: er war auch der allernärrischte Mensch unter al-

len Einwohnern desselbigen Thals. Derselbige Geck sahe auf eine Zeit zu Saarbrücken, eines wohlgeachten herrlichen Manns Tochter, die eine schöne, wohlgestalte, verständige Jungfrau war. Der Narr ward ihr gleich hold und lage der Mutter an, daß sie ihm dieselbige zu einer Frauen schaffen wollte, wo nicht, so wollte er Ofen und Fenster einschlagen und alle Stiegen im Haus abbrechen. Die Mutter wußt und sahe wohl ihres närrischen Sohns Kopf und fürcht, wenn sie ihn gleichwohl um die Jungfrau werben ließe und ihm ein groß Gut dazu gebe, so wär er doch ein so ungehobelter Esel, daß nichts mit ihm auszurichten oder versehen wäre. Wiewohl aber der Jungfrauen Eltern herrliche Leute und von gutem Geschlecht, so waren sie doch also gar arm, daß sie Armuth halber die Tochter ihrem Stande nach nit wüßten zu versorgen, derohalben diese Werbung desto leichter Statt gewann. Die Mutter furchte nun auch, dieweil ihr Sohn also ein großer ungeschickter Gek wäre, daß ihn vielleicht die Jungfrau nit wollen haben, gab ihm darum allerhand Lehren, damit er sich bei der Braut fein höflich zuthun und hurtig machen könnte. Und als der Klot erstlich mit der Jungfrau redt, da schankt sie ihm ein hübsch paar Handschuh aus weichem Cordovanleder gemacht. Lawel thät sie an, zog heim;

so kommt ein groſser Regen, er behielt die Handschuhe an: galt gleich, ob sie naſs wurden oder nit. Wie er aber einen Steg will gan, so glitscht er aus und fällt ins Wasser und Moor, er kommt heim, war wohl besudelt, die Handschuhe waren eitel Fleisch; klagts der Mutter, die gut alt Mutter schalt ihn und sagte, er sollts ins Fazzilettlin (Schnupftuch) gewickelt und in Busen gestoßen haben. Bald darnach zeucht der gut Löffel wieder zu der Jungfrauen; sie fragt nach den Handschuhen, er sagt ihr, wie es ihm mit gegangen wäre. Sie lacht und merkt das erst Stück seiner Weisheit und schenkt ihm ein Habicht. Er nahm ihn, ging heim und gedacht an der Mutter Rede, würgt den Habicht, wickelt ihn in sein Brustuch und stieß ihn in den Busen. Kam heim, wollt den hübschen Vogel der Mutter zeigen, zog ihn aus dem Busen. Die Mutter fährt ihm wieder über den Kamm. sagt, er sollte ihn fein auf der Hand getragen haben. Zum drittenmal kommt Jockel wieder zu der Jungfrauen, sie fragt, wie es um den Habicht stände, er sagt ihr, wie es ihm mit gegangen; was sie gedacht: er ist ein lebendiger Narr; sah wohl, daſs ihm nichts säuberliches noch herrliches gebührte, und schenkt ihm ein Egge, die er brauchen sollt, wenn er gesät hätte. Er nahm der Mutter Wort zu Herzen, und trug

ſie auf den Händen empor, wie ein anderer Loffelbitz heim. Die Mutter war gar übel zufrieden, ſprach, er ſollt ſie an ein Pferd gebunden haben und heim geſchleift. Letztlich ſahe die Jungfrau, daß Chriſam und Tauf an ihm verloren war, denn es war weder Vernunft noch Weisheit in ihm, wußt nit, wie ſie des Narren ledig werden ſollt, gab ihm daher ein groß Stück Specks, und ſtieß es ihm in den Buſen: er wars wohl zufrieden. Er wollt heim und fürcht, er würds im Buſen verlieren, und bands einem Roß an den Schwanz, ſaß drauf und ritt heim, da lieſen die Hunde hinten nach und riſſen den Speck dem Pferd vom Schwanz und fraßen ihn. Er kommt heim, der Speck war auch hinweg. Hintennach ſahe die Mutter ihres Sohns Weisheit, fürcht, die Heirath würd' nit vor ſich gehen, fuhr zu der Jungfrau Eltern, begehrt den Tag der Verehung zu wiſſen mit ihrem Sohn, und wie ſie hinweg will, befiehlt ſie ihm ernſtlich, daß er wohl Haushalt und kein groß Weſen mach, denn ſie hab eine Gans über Eiern ſitzen. Als nun die Mutter aus dem Haus war, ſo zeucht der Sohn flein in den Keller, ſauft ſich voller Weins und verliert den Zapfen zum Faß, wie er den ſucht, ſo lauft der Wein alle in den Keller. Der gut Vetter nimmt einen Sack mit Mehl, und ſchütt' es in den Wein, daß es die

Mutter nit ſähe, wenn ſie kommt. Demnach lauft er auf hin ins Haus, und hat ein wild's Gebrächt: ſo ſitzt die Gans da und brütelt, die erſchrickt und ſchreit gaga! gaga! Dem Narren kommt ein Furcht an und meint, die Gans hät geſagt: „ich wills ſagen," und fürcht, ſie ſchwätzt, wie er im Keller Haus gehalten; nahm die Gans und hieb ihr den Kopf ab. Nun furcht er, wo die Eier auch verdürben, ſo wär er in tauſend Läſten, bedacht ſich und wollt' die Eier ausbrüten, meint doch, es würd ſich nit wohl ſchicken, dieweil er nit voll Federn wäre, wie die Gans. Bedacht ſich bald, zeucht ſich ganz aus und ſchmiert den Leib zuring mit Honig, den hätt die Mutter erſt neulich gemacht und ſchütt darnach ein Bett aus und walgert ſich allenthalb in den Federn, daß er ſahe, wie ein Hanſibutz, und ſetzt ſich alſo über die Gänseier und war gar ſtill, daß er die jungen Gäns nit erſchreckt. Wie Hanswurſt alſo brütet, ſo kommt die Mutter und kloyft an die Thüren: der Lawel ſitzt über den Eiern und will keine Antwort geben, ſie kloyft noch mehr, ſo ſchreit er gaga! gaga! und meint, dieweil er junge Gäns (oder Narren) brütelt, ſo könnt' er auch kein andre Sprach. Zuletzt dränt ihm die Mutter ſo ſehr, daß er aus dem Neſt kroch und ihr aufthät. Als ſie ihn ſahe, da meint' ſie, es wär der lebendige Teufel.

fragt, was das wäre, er sagt ihr alle Ding nach der Ordnung. Der Mutter wars Angst mit dem Doppelnarren, dann die Braut sollt bald nachfolgen, und sagt zu ihm, sie wollts ihm gern verzeihen, er sollt sich nur jetzt züchtig halten, denn die Braut käme, daß er sie fein freundlich empfahen und grüßen sollte und die Augen also höflich und fleißig in sie werfen. Der Narr sagt ja, er wollts alles thun, wischt die Federn ab, und thät sich wieder an, geht in den Stall und sticht den Schafen allen die Augen aus, stößt sie in Busen. Sobald die Braut kommt, so geht er ihr entgegen, wirft ihr die Augen, alle, soviel er hat, ins Angesicht, meint, es müsse also seyn. Die gut Jungfrau schämet sich, daß er sie also beschmuht und vermüst hat, sah des Narren Grobheit, daß er zu allen Dingen verderbt war, zog wieder heim, sagt ihm ab. Also blieb er ein Narr nach wie vor und brütelt junge Säus noch auf diesen Tag aus. Ich besorg aber, wenn sie ausschliefen werden, so sollten es wohl junge Narren seyn. Gott behüt uns.

33.

Der gestiefelte Kater.

Ein Müller hatte drei Söhne, seine Mühle, einen Esel und einen Kater: die Söhne

mußten mahlen, der Esel Getreide holen und Mehl forttragen und die Katz die Mäuse wegfangen. Als der Müller starb, theilten sich die drei Söhne in die Erbschaft, der älteste bekam die Mühle, der zweite den Esel, der dritte den Kater, weiter blieb nichts für ihn übrig. Darüber war er traurig und sprach zu sich selbst: „ich hab es doch am allerschlimmsten kriegt, mein ältster Bruder kann mahlen, mein zweiter kann auf seinem Esel reiten, was kann ich mit dem Kater anfangen? laß ich mir ein paar Pelzhandschuhe aus seinem Fell machen, so ists vorbei.“ „Hör, fing der Kater an, der alles verstanden hatte, was er gesagt, du brauchst mich nicht zu tödten, um ein paar schlechte Handschuh aus meinem Pelz zu kriegen, laß mir nur ein paar Stiefel machen, daß ich ausgehen kann und mich unter den Leuten sehen lassen, dann soll dir bald geholfen seyn.“ Der Müllerssohn verwunderte sich, daß der Kater so sprach, weil aber eben der Schuster vorbeiging, rief er ihn herein und ließ ihm ein paar Stiefel anmessen. Als sie fertig waren, zog sie der Kater an, nahm einen Sack, machte den Boden desselben voll Korn, oben aber eine Schnur daran, womit man ihn zuziehen konnte, dann warf er ihn über den Rücken und ging auf zwei Beinen, wie ein Mensch, zur Thür

Dazumal regierte ein König in dem Land, der aß die Rebhühner so gern: es war aber eine Noth, daß keine zu kriegen waren. Der ganze Wald war voll, aber sie waren so scheu, daß kein Jäger sie erreichen konnte. Das wußte der Kater und gedacht seine Sache besser zu machen; als er in den Wald kam, thät er den Sack auf, breitete das Korn auseinander, die Schnur aber legte er ins Gras und leitete sie hinter eine Hecke. Da versteckte er sich selber, schlich herum und lauerte. Die Rebhühner kamen bald gelaufen, fanden das Korn und eins nach dem andern hüpfte in den Sack hinein. Als eine gute Anzahl darin war, zog der Kater den Strick zu, lief herzu und drehte ihnen den Hals um; dann warf er den Sack auf den Rücken und ging geradeswegs nach des Königs Schloß. Die Wache rief: „halt! wohin.“ — „Zu dem König,“ antwortete der Kater kurzweg. — „Bist du toll, ein Kater zum König?“ — „Laß ihn nur gehen, sagte ein anderer, der König hat doch oft lange Weil, vielleicht macht ihm der Kater mit seinem Brummen und Spinnen Vergnügen.“ Als der Kater vor den König kam, machte er einen Reverenz und sagte: „mein Herr, der Graf, dabei nannte er einen langen und vornehmen Namen, läßt sich dem Herrn König empfehlen und schickt ihm hier Rebhühner, die er eben in

Schlingen gefangen hat.“ Der König erstaunte über die schönen fetten Rebhühner, wußte sich vor Freude nicht zu lassen, und befahl dem Kater so viel Gold aus der Schatzkammer in den Sack zu thun, als er tragen könne: „das bring deinem Herrn und dank ihm noch vielmal für sein Geschenk.“

Der arme Müllerssohn aber saß zu Haus am Fenster, stützte den Kopf auf die Hand und dachte, daß er nun sein letztes für die Stiefeln des Katers weggegeben, und was werde ihm der großes dafür bringen können. Da trat der Kater herein, warf den Sack vom Rücken, schnürte ihn auf und schüttete das Gold vor den Müller hin: „da hast du etwas für die Stiefeln, der König läßt dich auch grüßen und dir viel Dank sagen.“ Der Müller war froh über den Reichthum, ohne daß er noch recht begreifen konnte, wie es zugegangen war. Der Kater aber, während er seine Stiefel auszog, erzählte ihm alles, dann sagte er: „du hast zwar jetzt Geld genug, aber dabei soll es nicht bleiben, morgen zieh ich meine Stiefel wieder an, du sollst noch reicher werden, dem König hab ich auch gesagt, daß du ein Graf bist.“ Am andern Tag ging der Kater, wie er gesagt hatte, wohl gestiefelt wieder auf die Jagd, und brachte dem König einen reichen Fang. So ging es alle Tage, und der Kater brachte alle

Tage Gold heim, und ward ſo beliebt wie einer bei dem König, daß er aus- und eingehen durfte und im Schloß herumſtreichen, wo er wollte. Einmal ſtand der Kater in der Küche des Königs beim Heerd und wärmte ſich, da kam der Kutſcher und fluchte: „ich wünſch' der König mit der Prinzeſſin wär beim Henker! ich wollt ins Wirthshaus gehen und einmal trinken und Karte ſpielen, da ſoll ich ſie ſpazieren fahren an den See.“ Wie der Kater das hörte, ſchlich er nach Haus und ſagte zu ſeinem Herrn: „wenn du willſt ein Graf und reich werden, ſo komm mit mir hinaus an den See und bad dich darin.“ Der Müller wußte nicht, was er dazu ſagen ſollte, doch folgte er dem Kater, ging mit ihm, zog ſich ſplinternackend aus und ſprang ins Waſſer. Der Kater aber nahm ſeine Kleider, trug ſie fort und verſteckte ſie. Kaum war er damit fertig, da kam der König dahergefahren: der Kater fing ſogleich an, erbärmlich zu lamentiren: „ach! allergnädigſter König! mein Herr, der hat ſich hier im See gebadet, da iſt ein Dieb gekommen und hat ihm die Kleider geſtohlen, die am Ufer lagen, nun iſt der Herr Graf im Waſſer und kann nicht heraus, und wenn er länger darin bleibt wird er ſich verkälten und ſterben.“ Wie der König das hörte, ließ er Halt machen und einer von ſeinen Leuten muß-

te zurückjagen und von des Königs Kleidern holen. Der Herr Graf zog die prächtigsten Kleider an, und weil ihm ohnehin der König wegen der Rebhüner, die er meinte von ihm empfangen zu haben, gewogen war, so mußte er sich zu ihm in die Kutsche setzen. Die Prinzessin war auch nicht bös darüber, denn der Graf war jung und schön, und er gefiel ihr recht gut.

Der Kater aber war vorausgegangen und zu einer großen Wiese gekommen, wo über hundert Leute waren und Heu machten. „Wem ist die Wiese, ihr Leute?" fragte der Kater. — „Dem großen Zauberer." — „Hört, jetzt wird der König bald vorbeifahren, wenn der fragt, wem die Wiese gehört, so antwortet: dem Grafen; und wenn ihr das nicht thut, so werdet ihr alle todtgeschlagen." — Darauf ging der Kater weiter und kam an ein Kornfeld, so groß, daß es niemand übersehen konnte, da standen mehr als zweihundert Leute und schnitten das Korn. „Wem ist das Korn ihr Leute?" — „Dem Zauberer." Hört, jetzt wird der König vorbeifahren, wenn er frägt, wem das Korn gehört, so antwortet: dem Grafen; und wenn ihr das nicht thut, so werdet ihr alle todtgeschlagen." — Endlich kam der Kater an einen prächtigen Wald, da standen mehr als dreihundert Leute, fällten die großen Ei-

chen und machten Holz. — „Wem ist der Wald, ihr Leute?“ — „Dem Zauberer.“ — „Hört, jetzt wird der König vorbeifahren, wenn er frägt, wem der Wald gehört, so antwortet: dem Grafen; und wenn ihr das nicht thut, so werdet ihr alle umgebracht.“ Der Kater ging noch weiter, die Leute sahen ihm alle nach und weil er so wunderlich aussah, und wie ein Mensch im Stiefeln daherging, fürchteten sie sich vor ihm. Er kam bald an des Zauberers Schloß, trat kecklich hinein und vor ihn hin. Der Zauberer sah ihn verächtlich an, und fragte ihn, was er wolle. Der Kater machte einen Reverenz und sagte: „ich habe gehört, daß du in jedes Thier nach deinem Gefallen dich verwandeln könntest; was einen Hund, Fuchs oder auch Wolf betrifft, da will ich es wohl glauben, aber von einem Elephant, das scheint mir ganz unmöglich, und deshalb bin ich gekommen und mich selbst zu überzeugen.“ Der Zauberer sagte stolz: „das ist mir eine Kleinigkeit,“ und war in dem Augenblick ein einen Elephant verwandelt; „das ist viel, aber auch in einen Löwen?“ — „Das ist auch nichts,“ sagte der Zauberer und stand als ein Löwe vor dem Kater. Der Kater stellte sich erschrocken, und rief: „das ist unglaublich und unerhört, dergleichen hätt' ich mir nicht im Traume in die Gedanken kommen lassen; aber noch mehr, als alles

andere, wär es, wenn du dich auch in ein so kleines Thier, wie eine Maus ist, verwandeln könntest, du kannst gewiß mehr, als irgend ein Zauberer auf der Welt, aber das wird dir doch zu hoch seyn. Der Zauberer ward ganz freundlich von den süßen Worten und sagte: „o ja, liebes Kätzchen, das kann ich auch" und sprang als eine Maus im Zimmer herum. Der Kater war hinter ihm her, fing die Maus mit einem Sprung und fraß sie auf.

Der König aber war mit dem Grafen und der Prinzessin weiter spatzieren gefahren, und kam zu der großen Wiese. „Wem gehört das Heu?" fragte der König — „dem Herrn Grafen" — riefen alle, wie der Kater ihnen befohlen hatte. — „Ihr habt da ein schön Stück Land, Herr Graf," sagte er. Darnach kamen sie an das große Kornfeld. „Wem gehört das Korn, ihr Leute?" — „Dem Herrn Grafen." — „Ei! Herr Graf! große, schöne Ländereien!" — Darauf zu dem Wald: „wem gehört das Holz, ihr Leute?" — „Dem Herrn Grafen." — Der König verwunderte sich noch mehr und sagte: „Ihr müßt ein reicher Mann seyn, Herr Graf, ich glaube nicht, daß ich einen so prächtigen Wald habe." Endlich kamen sie an das Schloß, der Kater stand oben an der Treppe, und als der Wagen unten hielt, sprang er herab, machte die Thüre auf und sagte: „Herr

König, Ihr gelangt hier in das Schloß meines Herrn, des Grafen, den dieſe Ehre für ſein Lebtag glücklich machen wird.“ Der König ſtieg aus und verwunderte ſich über das prächtige Gebäude, das faſt größer und ſchöner war, als ſein Schloß; der Graf aber führte die Prinzeſſin die Treppe hinauf in den Saal, der ganz von Gold und Edelſteinen flimmerte.

Da ward die Prinzeſſin mit dem Grafen verſprochen, und als der König ſtarb, ward er König, der geſtiefelte Kater aber erſter Miniſter.

34.

Hanſens Trine.

Hanſens Trine war faul und wollte nichts thun. Sie ſprach zu ſich ſelber: „was thu' ich? eß ich, oder ſchlaf ich, oder arbeit ich? — Ach! ich will erſt eſſen!“ — Als ſie ſich dick ſatt gegeſſen hatte, ſprach ſie wieder: „was thu' ich? arbeit ich, oder ſchlaf ich? — Ach! ich will erſt ein bischen ſchlafen.“ Dann legte ſie ſich hin und ſchlief, und wenn ſie aufwachte, war es Nacht, da konnte ſie nicht mehr zur Arbeit ausgehen. Einmal kam der Hans Nachmittags nach Haus und fand die Trine wieder in der Kammer liegen und ſchlafen, da nahm er ſein Meſſer und ſchnitt ihr den Rock

ab, bis an die Knie. Trine wachte auf und gedacht: nun willst du zur Arbeit gehn. Wie sie aber hinauskommt und sieht, daß der Rock so kurz ist, erschrickt sie, wird irr, ob sie auch wirklich die Trine ist, und spricht zu sich selber: „bin ichs oder bin ichs nicht?“ Sie weiß aber nicht, was sie drauf antworten soll, steht eine Zeitlang zweifelhaftig, endlich denkt sie: „du willst nach Haus gehen und fragen, ob dus bist, die werdens schon wissen.“ Also geht sie wieder zurück, klopft ans Fenster und ruft hinein: „ist Hansens Trine drinnen?“; die andern antworten, wie sie meinen: „ja, die liegt in der Kammer und schläft.“ — „Nun dann bin ichs nicht,“ sagt die Trine vergnügt, geht zum Dorf hinaus und kommt nicht wieder, und Hans war die Trine los.

Dortchen 29. Septbr. 1811. in Garten

35.

Der Sperling und seine vier Kinder.

Ein Sperling hatte vier Junge in einem Schwalbennest, wie sie nun flück waren, stoßen böse Buben das Nest ein; sie kommen aber alle in Windbraus davon. Nun ist dem Alten leide, weil seine Söhne in die Welt kommen, daß er sie nicht zuvor vor allerlei Gefahr verwarnet und ihnen gute Lehren fürgesagt habe.

Aufn Herbſt kommen in einem Weizenacker viel Sperlinge zuſammen, allda trifft der Alte ſeine vier Jungen an, die führt er mit Freuden mit ſich heim: „ach, meine lieben Söhne, was habt ihr mir den Sommer über Sorge gemacht, dieweil ihr ohne meine Lehre in Winde kamet; höret meine Worte, und folget eurem Vater, und ſehet euch wohl vor: kleine Vöglein haben große Gefährlichkeit auszuſtehn!“ Darauf fraget er den ältern, wo er ſich den Sommer über aufgehalten, und wie er ſich ernährt hätte? „Ich habe mich in den Gärten gehalten, Räuplein und Würmlein geſucht, bis die Kirſchen reif wurden.“ — „Ach! mein Sohn, ſagte der Vater, die Schnabelweid iſt nicht bös, aber es iſt große Gefahr dabei, darum habe forthin deiner wohl Acht und ſonderlich wenn Leut in Gärten umher gehn, die lange grüne Stangen tragen, die inwendig hohl ſind und oben ein Löchlein haben.“ — „Ja, mein Vater, wenn denn ein grün Blättlein aufs Löchlein mit Wachs geklebt wäre?“ ſpricht der Sohn. — „Wo haſt du das geſehn?“ — „In eines Kaufmanns Garten,“ ſagt der Junge. — „O! mein Sohn, ſpricht der Vater, Kaufleut, geſchwinde Leut, biſt du um die Weltkinder geweſen, ſo haſt du Weltgeſchmeidigkeit genug gelernt, ſiehe und brauchs nur recht wohl, und trau dir nicht viele.“

Darauf befragt er den andern: „wo haſt du dein Weſen gehabt?“ — „Zu Hofe,“ ſpricht der Sohn. — „Sperling und alberne Vöglein dienen nicht an dieſem Ort, da viel Gold, Sammet, Seiden, Wehr, Harniſch, Sperber, Kautzen und Blaufüß ſind, halt dich zum Roßſtall, da man den Haber ſchwingt, oder wo man driſchet, ſo kann dirs Glück mit gutem Fried auch dein täglich Körnlein beſcheeren.“ — „Ja Vater, ſagt dieſer Sohn, wenn aber die Stalljungen Hebrithen machen und ihr Maſchen und Schlingen ins Streh binden, da bleibt auch mancher behenken.“ — „Wo haſt du das geſehn?“ ſagte der Alte. — „Zu Hof, beim Roßbuben.“ — „O! mein Sohn, Hofbuben, böſe Buben, biſt du zu Hof und um die Herren geweſen, und haſt keine Federn da gelaſſen, ſo haſt du ziemlich gelernet, du wirſt dich in der Welt wohl wiſſen auszureißen, doch ſiehe dich um und auf; die Wölfe freſſen auch oft die geſcheidten Hündlein.“

Der Vater nimmt den dritten auch vor ſich: „wo haſt du dein Heil verſucht?“ — „Auf den Fahrwegen und Landſtraßen hab ich Kübel und Seil eingeworfen und da bisweilen ein Körnlein oder Gräuplein angetroffen.“ — „Dies iſt ja, ſagt der Vater, eine feine Nahrung, aber merk gleich wohl auf die Schanz, und ſiehe fleißig auf, ſonderlich wenn ſich einer

bücket, und einen Stein aufheben will, da iſt dir nicht lang zu bleiben.“ — „Wahr iſts, ſagt der Sohn; wenn aber einer zuvor einen Wand oder Handſtein im Buſen oder Taſche trüge?“ – „Wo haſt du dies geſehn?“ — Bei'n Bergleuten, lieber Vater, wenn ſie ausfahren führen ſie gemeinlich Handſtein bei ſich.“ — „Bergleut, Werkleut, anſchlägige Leut, biſt du um Bergburſchen geweſen, ſo haſt du was geſehen und erfahren.“

„Fahr hin und nimm deiner Sachen gleichwohl gut Acht,
Bergbuben haben manchen Sperling mit Kobold umbracht.“

Endlich kommt der Vater an jüngſten Sohn: „Du mein liebes Gackenneſtle, du wareſt allzeit der alberſt und ſchwächeſt, bleib du bei mir, die Welt hat viel grober und böſer Vögel, die krumme Schnäbel und lange Krallen heben, und nur auf arme Vöglein lauern, und ſie verſchlucken, halt dich zu deinesgleichen, und lies die Spinnlein und Räuplein von den Bäumen, oder Häuslein, ſo bleibſt du lang zufrieden.“ — „Du, mein lieber Vater, wer ſich nährt ohn' ander Leut Schaden, der kommt lang hin, und kein Sperber, Habicht, Aar oder Weih wird ihm nicht ſchaden, wenn er zumal ſich und ſeine ehrliche Nahrung dem lieben Gott all Abend und Morgen tren-

lich befiehlt, welcher aller Wald- und Dorfvöglein Schöpfer und Erhalter iſt, der auch der jungen Räblein Geſchrei und Gebet höret, denn ohne ſeinen Willen fällt auch kein Sperling oder Schneekünglein auf die Erde." — „Wo haſt du dies gelernt?" — Antwortet der Sohn: „Wie mich der große Windbraus von dir wegriß, kam ich in ein Kirch, da las ich den Sommer die Fliegen und Spinnen von den Fenſtern ab, und höret dieſe Sprüch predigen, da hat mich der Vater aller Sperlinge den Sommer über ernährt, und behütet vor allem Unglück und grimmigen Vögeln." — „Traun! mein lieber Sohn, fleuchſt du in die Kirchen und hilfeſt Spinnen und die ſumſenden Fliegen aufräumen, und zirpſt zu Gott, wie die jungen Räblein, und befiehlſt dich dem ewigen Schöpfer, ſo wirſt du wohl bleiben, und wenn die ganze Welt voll wilder tückiſcher Vögel wäre."

„Denn wer dem Herrn befiehlt ſeine Sach,
Schweigt, leidet, wartet, betet, braucht Glimpf,
thut gemach,
Bewahret Glaub und gut Gewiſſen rein,
Deß will Gott Schutz und Helfer ſeyn."

36.

Von dem Tiſchgen deck dich, dem Goldeſel und dem Knüppel in dem Sack.

I.

Es war einmal ein Schuſter, der hatte drei Söhne und eine Ziege; die Söhne mußten ihm beim Handwerk helfen, und die Ziege mußte ſie mit ihrer Milch ernähren. Damit ſie nun alle Tage gut ſaftig Futter bekäm, ſollten die Söhne ſie der Reihe nach auf die Weide führen. Der älteſte führte ſie auf den Kirchhof, ließ ſie da herumſpringen und freſſen; am Abend, als er heim wollte, fragte er: „Ziege, biſt du ſatt?“ die Ziege antwortete:

„Ich bin ſo ſatt,
ich mag kein Blatt meh! meh!“

„Nun ſo komm nach Haus“ ſagte er, zog ſie in den Stall und band ſie feſt. Der alte Schuſter fragte ſeinen Sohn, ob die Ziege auch genug zu freſſen gekriegt hätte; der Sohn antwortete: ſie iſt ſo ſatt, ſie mag kein Blatt.“ Er wollte aber ſelbſt ſehen, ~~ob das wahr ſey~~, ging in den Stall und fragte: „Ziege, biſt du ſatt?“ die Ziege antwortete:

„Wovon ſollt ich ſatt ſeyn?
ich ſprang nur über Gräbelein,
und fand kein einzig Blätelein: meh! meh!“

Wie der Schuſter das hörte, glaubte er ſein Sohn habe ihn belogen, ward zornig, ſprang hinauf, nahm ſeinen Stock von der Wand und prügelte ihn fort. Tags darauf mußte der zweite Sohn die Ziege weiden, er führte ſie unter lauter gute Kräuter, die fraß die Ziege alle ab. Am Abend fragte er: „Ziege, biſt du ſatt?“

„Ich bin ſo ſatt,
ich mag kein Blatt meh! meh!“

„Nun ſo komm nach Haus,“ zog ſie in den Stall und ſagte dem Alten, die Ziege ſey ſatt und wohl geſuttert. Der Alte ging wieder hinunter und fragte: „Ziege biſt du ſatt?“

„Wovon ſollt ich ſatt ſeyn,
ich ſprang nur über Gräbelein
und fand kein einzig Blätelein: meh! meh!“

Der Schuſter ward zornig und prügelte auch ſeinen zweiten Sohn zum Haus hinaus. Endlich mußte der dritte Sohn die Ziege auf die Weide führen. Der wollt ſich auch hüten, und ſuchte das ſchönſte Futter aus, die Ziege ließ auch nichts übrig. Abends fragte er: „Ziege biſt du ſatt.“

„Ich bin ſo ſatt,
ich mag kein Blatt meh! meh!“

„Nun ſo komm nach Haus“ damit zog er ſie in den Stall und verſicherte den Vater, daß ſie ſich ſatt gefreſſen. Der Alte aber ging wieder hin: „Ziege, biſt du ſatt?“

„Wie ſollt ich ſatt ſeyn?
ich ſprang nur über Gräbelein
und fand kein einzig Blättelein meh! meh!“

Da jagte er auch ſeinen dritten Sohn mit Schlägen zum Haus hinaus.

Der Schuſter wollte nun ſelber ſeine Ziege auf die Weide treiben, band ſie an ein Seil und führte ſie mitten unter die beſten Kräuter; die Ziege aber fraß darin den ganzen Tag. Abends fragte er: Ziege, biſt du ſatt?“

„Ich bin ſo ſatt,
ich mag kein Blatt meh! meh!“

„Nun ſo komm nach Haus“ ſagte er und zog ſie in den Stall, als er ſie feſtgeknüpft hatte, fragte er noch einmal: „Ziege, du biſt doch ſatt?“ Die Ziege aber antwortete ihm, nun auch:

„Wie ſollt ich ſatt ſeyn?
ich ſprang nur über Gräbelein
und fand kein einzig Blättelein, meh! meh!“

Wie der Schuſter das hörte, da ſah er das er ſeine drei Söhne unſchuldig fortgejagt hatte, und ward über die boshafte Ziege ſo zornig, daß er ſein Raſirmeſſer holte, ihr den ganzen Kopf kahl ſcheerte und ſie fortpeitſchte.

Der älteſte Sohn war indeß zu einem Schreiner in die Lehr gegangen, und als ſeine Jahre herum waren, und er auf die Wanderſchaft wollte, gab ihm dieſer ein Tiſchgen deck dich. Er brauchte nur zu ſagen: Tiſchgen deck dich! ſo war das Tiſchgen mit weißem Tuch gedeckt, ein ſilberner Teller ſtand da, ſilberne Meſſer und Gabel lagen dabei, vorn ein Criſtallglas mit rothem Wein gefüllt, und rund herum die ſchönſten Schüſſeln voll Eſſen. Damit zog er vergnügt in die Welt, und wo er war, im Feld, im Wald oder in einer Wirthsſtube, wenn er ſein Tiſchgen hinſetzte und: „Tiſchgen deck dich ſagte, ſo hatte er die prächtigſte Mahlzeit. Einmal kam er in ein Wirthshaus, wo die Gäſte ſchon alle verſammelt waren, ſie fragten ihn, ob er miteſſen wollte, er antwortete: nein „aber ihr ſollt mit mir eſſen.“ Damit ſtellte er ſein Tiſchgen in die Stube, ſprach: „Tiſchgen, deck dich!“ da ſtand es voll von dem koſtbarſten Eſſen und wenn eine Schüſſel abgehoben war, kam alsbald eine neue an ihre Stelle, und alle Gäſte wurden herrlich tractirt. Der Wirth gedachte, wenn du ein ſolches Tiſchgen hätteſt, wärſt du ein reicher Mann, und Nachts als der fremde Schreiner eingeſchlafen war, und ſein Tiſchgen in eine Ecke geſtellt hatte, holte er ein anderes, das ebenſo ausſah, und ſtellte es für das ächte hin. Am Morgen früh ſtand der

gute Geſelle auf, nahm ſein Tiſchgen deck dich auf den Rücken, und merkte nicht, daß es ihm vertauſcht war. Er ging heim und ſagte zu ſeinem Vater: ſorgt nicht weiter und bekümmert euch nicht ich habe ein Tiſchgen deck dich, da können wir alle Tage im Ueberfluß leben." Der Vater freute ſich, und ließ die Verwandten einladen und wie alle beiſammen waren, ſetzte der Sohn ſein Tiſchgen mitten in die Stube und ſprach: „Tiſchgen deck dich!" Aber das Tiſchgen blieb leer nach wie vor, da ſah der Sohn, daß es ihm vertauſcht war, ſchämte ſich; die Verwandten gingen ungetrunken und ungegeſſen fort und Vater und Sohn mußten wieder zum Handwerk greifen.

Der zweite Sohn war zu einem Müller gegangen, als er ausgelernt hatte, gab ihm dieſer den Eſel Bricklebrit zum Geſchenk, ſo oft man zu ihm ſagte: „Bricklebrit!" ſo fing er an Ducaten auszuſpeien hinten und vorn. Mit dieſem Eſel kam er in daſſelbige Wirthshaus, wo ſeinem Bruder das Tiſchgen deck dich geſtolen war. Er ließ ſich fürſtlich tractiren, und wie die Rechnung kam, ging er in den Stall zu ſeinem Eſel und ſagte: „Briklebrit!" da hatte er mehr Ducaten, als er brauchen konnte. Der Wirth aber hatte das mit angeſehen, ſtand auf in der Nacht, band das Goldeſelein los, und ſtellte ſeinen Eſel dafür hin. Mit dieſem

zog am Morgen der Müllerspursch fort, und wußte nicht, daß er betrogen war. Als er heim kam zu seinem Vater, sagte er auch: „lebt lustig, ich hab das Eselein Bricklebrit und so viel Gold, als ihr wünscht. Da ließ der Vater wieder alle Verwandten einladen, ein großes weißes Tuch ward mitten in die Stube ausgebreitet, der Esel aus dem Stall geholt, und auf das Tuch gestellt. Der Müller sprach: „Bricklebrit!" aber umsonst, es kam kein Ducaten zum Vorschein. Da sah er, daß er betrogen war, schämte sich und trieb sein Handwerk sich zu ernähren.

Der dritte Sohn war zu einem Drechsler gegangen, der schenkte ihm auf die Wanderschaft einen Sack mit einem Knüppel. So oft er sprach: „Knüppel, aus dem Sack!" so sprang der Knüppel heraus und tanzte unter den Leuten herum, und schlug sie erbärmlich. Der Drechsler aber hatte gehört, daß seine Brüder in einem Wirthshause ihre erworbene Schätze verloren hätten: also zog er in dasselbige, sagte, daß seine Brüder ein Tischgen deck dich, und den Esel Bricklebrit bekommen, was er aber da in dem Sack mit sich führe, das sey noch köstlicher und noch viel mehr werth. Der Wirth war neugierig, meinte aller guten Dinge wären drei, und wollt sich in der Nacht den Schatz auch noch holen. Der Drechsler aber

hatte ſeinen Sack unter ſein Kopfkiſſen gelegt, wie nun der Wirth kam und daran zog, ſprach er: Knüppel aus dem Sack, da fuhr der Knüppel aus dem Sack über den Wirth her, tanzte mit ihm und prügelte ihn ſo erbärmlich, daß er gern verſprach das Tiſchgen deck dich und den Eſel Bricklebrit wieder herauszugeben. Damit zog nun der jüngſte Sohn heim, brachte alles ſeinem Vater, und lebte mit ihm und ſeinen Brüdern in Glück und Freude.

Die Ziege aber war in eine Fuchshöhle gelaufen. Wie nun der Fuchs heim kam, und in ſeine Höhle guckte, funkelten ihm ein paar große Augen entgegen. Vor Schrecken lief er fort, da begegnete ihm der Bär und ſagte: „Bruder Fuchs, was machſt du für ein Geſicht?“ — „Ein grimmig Thier ſitzt in meiner Höhle mit entſetzlichen feurigen Augen.“ — „Das will ich dir heraustreiben, ſagte der Bär, und ging zur Höhle, wie er aber hinkam, und die Augen ~~ſchimmern~~ funkelten ſah, kriegte er auch Furcht, und lief wieder zurück. Da kam eine Biene geflogen und fragte:“ was ſiehſt du ſo verdrießlich aus Bär? — „Es ſitzt ein grimmig Thier dem Fuchs in ſeiner Höhle, das können wir nicht verjagen.“ Die Biene ſagt: „ich bin ein geringes Thier, und ihr achtet mich nicht, vielleicht kann ich euch aber helfen.“ Fliegt darauf in die Fuchshöhle und ſticht die Ziege auf den plat-

ten raſirten Kopf, da ſpringt ſie auf, ſchreit meh! meh! lauft fort, und niemand weiß bis auf den Tag, wo ſie hingelaufen iſt.

II.

Ein Schneider hatte drei Söhne, die wollt' er nach einander in die Welt ſchicken, da ſollten ſie was rechtſchaffenes lernen, und damit ſie nicht leer ausgingen, bekam jeder einen Pfannkuchen, und einen Heller mit auf den Weg. Der älteſte zog aus und kam zu einem kleinen Mann, der wohnte in einer Nußſchale, war aber gewaltig reich. Er ſprach zu dem Schneider: „wenn du meine Heerde an dem Berg weiden und hüten willſt, ſollſt du ein gut Geſchenk von mir haben; doch mußt du dich in Acht nehmen, vor einem Haus am Fuße des Bergs, da gehts luſtig zu, man hört immer Muſik und Tanzgeſchrei, trittſt du einmal hinein, ſo iſts mit uns vorbei.“ Der Schneider willigte ein, trieb die Heerde auf den Berg, hütete ſie fleißig, blieb auch immer weit von dem Haus. Einmal aber, auf einen Sonntag, hört' er, wie gar luſtig es darin war, dacht, einmal iſt keinmal, ging hinein, tanzte, und war vergnügt. Als er aber wieder heraus kam, war es Nacht und die ganze Heerde fort, da ging er mit ſchwerem Herzen zu ſeinem Herrn und geſtand ihm was er gethan. Der Herr in der Nuß-

ſchale war gewaltig bös, doch weil er ſo lang ſeinen Dienſt ordentlich verſehen und weil er auch ſeinen Fehler offenherzig geſtanden, ſchenkte er ihm ein Tiſchgen deck dich. Der Schneider war damit von Herzen zufrieden und machte ſich auf den Heimweg zu ſeinem Vater. Unterwegs kam er in ein Wirthshaus, da ließ er ſich von dem Wirth eine beſondere Stube geben, ſagte, er brauche kein Eſſen und ſchloß ſich ein. Der Wirth dachte, was mag der wunderliche Gaſt vorhaben, ſchlich ſich hinauf, und guckte durch das Schlüſſelloch, da ſah er wie der Fremde einen kleinen Tiſch vor ſich ſetzte, „Tiſchgen deck dich!“ ſprach und alsbald das beſte Eſſen und Trinken vor ſich ſtehen hatte. Der Wirth meinte, das Tiſchen wär noch beſſer für ihn ſelber, und in der Nacht, als der Fremde feſt ſchlief, holt' er es heraus, und ſtellte ein anderes dahin, das ebenſo ausſah. Am Morgen zog der Schneider fort und merkte nichts von dem Betrug. Als er heim kam erzählte er ſeinem Vater ſein Glück, der war froh, und wollte gleich das Wunder probiren, allein alles Sprechen, „Tiſchgen deck dich“ war umſonſt, es blieb leer, und der junge Schneider ſah nun, daß er beſtolen war.

Da bekam der zweite Sohn ſeinen Pfannkuchen und Heller, ſollt in die Welt gehn und es beſſer machen. Er kam auch zu dem Herrn

in der Nußschale, diente ihm lange Zeit treulich, zuletzt aber ließ er sich auch verleiten, ging in das Haus, machte sich lustig, tanzte und verlor die Heerde. Da mußte er seinen Abschied nehmen, der Herr aber schenkte ihm einen Esel, wenn er zu dem sprach: „rüttel und schüttel dich, wirf Gold hinter dich und vor dich" da regnete es Gold von allen Seiten. Der Schneider ging vergnügt nach Haus, im Wirthshaus aber vertauschte ihm der Wirth den Esel mit einem gemeinen und wie er nach Haus kam und seinen Vater reicher machen wollte, wars vorbei und er um sein Glück gebracht.

Endlich ward der dritte Sohn mit der Ausstattung in die Welt geschickt und der versprachs besser zu machen. Er diente dem Herrn in der Nußschale getreulich, und damit er nicht in das gefährliche Haus gerathe, verstopfte er sich die Ohren mit Baumwolle und als das Jahr herum war, überliefert: er ihm die ganze Heerde, und kein Stück fehlte. Da sagte der Herr: „ich muß dich besonders belohnen, da hast du einen Ranzen darin steckt ein Knüppel, und sobald du sprichst: Knüppel aus dem Ranzen, so springt er heraus und weht die Leute durch und durch." Der Schneider machte sich damit auf den Heimweg und kehrte bei dem Wirth ein, der seinen beiden Brüdern ihre Geschenke abge-

nommen. Er warf ſeinen Ranzen auf den Tiſch und erzählte von ſeinen Brüdern: „der eine hat ein Tiſchgen deck dich, der andere einen Goldeſel mitgebracht, das iſt alles recht gut, aber nichts gegen das, was ich da im Ranzen habe, das kann die ganze Welt nicht bezahlen. Der Wirth ward neugierig und hoffte den Schatz auch noch zu kriegen. Als es Nacht ward, legte ſich der Schneider auf die Streu und ſeinen Ranzen legte er unter den Kopf. Der Wirth blieb auf und wartete, bis er dacht der Schneider ſchlafe feſt, da ging er herzu, holte einen andern Ranzen, und wollte dem Schneider ſeinen unter dem Kopf wegziehen. Der war aber wach geblieben, und als er die Hand des Wirths merkte, rief er: „Knüppel aus dem Ranzen!“ Da ſprang der Knüppel heraus, auf den Wirth und prügelte ihn ſo wichtig, daß er auf die Knie fiel und ſehr um Gnade ſchrie. Der Schneider ließ aber den Knüppel nicht eher ruhen, bis der Dieb das Tiſchgen deck dich und den Goldeſel heraus gab. Dann zog er mit den drei Wunderſtükken heim und ſie lebten von nun an in Reichthum und Glückſeeligkeit, und der Vater ſagte:“ meinen Pfannkuchen und meinen Heller hab ich nicht umſonſt ausgegeben!“

Berlin 1 Oct. 811.

37.

Von der Serviette, dem Torniſter, dem Kanonenhütlein und dem Horn.

Es waren drei Brüder aus dem Schwarzenfelſiſchen, von Haus ſehr arm, die reiſten nach Spanien, da kamen ſie an einen Berg, der ganz von Silber umgeben war. Der älteſte Bruder machte ſich bezahlt, nahm ſo viel als er nur tragen konnte, und ging mit ſeiner Beute nach Haus. Die andern zwei reiſten weiter fort und kamen zu einem Berg, wo nichts als Gold zu ſehen war. Nun ſprach der eine zu dem andern: „wie ſollen wir es machen?“ und der zweite nahm ſich auch ſoviel Gold als er nur tragen konnte und ging nach Haus; der dritte aber wollte ſein Glück noch beſſer verſuchen und ging weiter fort. Nach drei Tagen kam er in einen ungeheuren Wald, da hatte er ſich müd gegangen, Hunger und Durſt plagten ihn, und er konnte nicht aus dem Wald heraus. Da ſtieg er auf einen hohen Baum und wollte ſehen, ob er Waldes Ende finden mögte, er ſah aber nichts als Baumſpitzen; da wünſchte er nur noch einmal ſeinen Leib zu ſättigen und begab ſich, von dem Baum herunter zu ſteigen. Als er herunter kam, erblickte er unter dem Baum einen Tiſch mit vielerlei Speiſe beſetzt,

da ward er vergnügt, nahte ſich dem Tiſch und aß ſich ſatt. Und als er fertig gegeſſen hatte, nahm er die Serviette mit ſich und ging weiter, und wenn ihn wieder Hunger und Durſt ankam, ſo deckte er die Serviette auf und was er wünſchte, das ſtund darauf. Nach einer Tagreiſe kam er zu einem Köhler, der brannte Kohlen und kochte Kartoffeln. Der Köhler bat ihn zu Gaſt, er ſagte aber: „ich will nicht bei dir eſſen, aber ich will dich zu Gaſt bitten," der Köhler fragte: „wie iſt das möglich, ich ſehe ja nicht, daß du etwas bei dir haſt." — „Das thut nichts, ſetz' dich nur her" damit deckte er ſeine Serviette auf, da ſtand alles, was zu wünſchen war. Der Köhler ließ ſichs gut ſchmecken und hatte großen Gefallen an der Serviette und als ſie abgegeſſen hatten ſagte er: „tauſch mit mir, ich geb dir für die Serviette einen alten Soldatentorniſter wenn du mit der Hand darauf klopfſt, kommt jedesmal ein Gefreiter und ſechs Mann Soldaten mit Ober- und Untergewehr heraus, die können mir im Wald nichts helfen, aber die Serviette wär mir lieb." Der Tauſch ging vor ſich, der Köhler behielt die Serviette, der Schwarzenfelſer nahm den Torniſter mit. Kaum war er aber ein Stück Wegs gegangen, ſo ſchlug er darauf, da kamen die Kriegshelden heraus: „was verlangt mein Herr?" — „Ihr marſchirt hin

und holet bei dem Köhler meine Serviette, die ich dort gelassen.“ Alle gingen sie zurück und brachten ihm die Serviette wieder. Abends kam er zu einem andern Kohlenbrenner, der lud ihn wiederum zum Abendessen ein und hatte deßgleichen Kartoffeln ohne Fett. Der Schwarzenfelser aber deckte seine Serviette auf und bat ihn zu Gast, da war alles nach Wunsch. Als die Mahlzeit vorbei war, hielt auch dieser Köhler um den Tausch an, er gab für die Serviette einen Hut, drehte man den auf dem Kopf herum, so gingen die Canonen, als stünd eine Batterie auf dem Flecken. Als der Schwarzenfelser ein Stück Wegs fort war, klopfte er wieder auf seinen alten Ranzen, und der Gefreite mit sechs Mann mußte ihm die Serviette wieder holen. Nun ging es weiter fort in dem nämlichen Wald und er kam Abends zu dem dritten Köhler, der lud ihn, wie die andern auf ungeschmelzte Kartoffeln, erhielt aber von ihm ein Tractament und vertauschte ihm die Serviette für ein Hörnchen, wenn man darauf blies, fielen alle Städte und Dorfschaften, wie auch alle Festungswerke übern Haufen. Der Köhler behielt aber die Serviette nicht länger als die andern, denn der Gefreite mit sechs Mann kam bald und holte sie ab. Wie nun der Schwerzenfelser alles beisammen hatte, kehrte er um nach Haus, und wollt seine beiden

Brüder beſuchen. Dieſe waren reich von ihrem vielen Gold und Silber und wie er nun kam, einen alten zerriſſenen Rock anhabend, da wollten ſie ihn nicht für ihren Bruder erkennen. Alſobald ſchlug er auf ſeinen Tornißer und ließ 150 Mann aufmarſchiren, die mußten ſeinen Brüdern die Hucke (den Buckel) recht vollſchlagen. Das ganze Dorf kam zu Hülfe, aber ſie richteten wenig aus bei der Sache; da ward es dem König gemeldet, der ſchickte ein militäriſch Commando ab, dieſe Soldaten gefangen zu nehmen; aber der Schwarzenfelſer ſchlug in einem hin auf ſeinen Ranzen und ließ Infanterie und Cavallerie aufmarſchiren, die ſchlugen das militäriſche Commando wieder zurück an ſeinen Ort. Am andern Tag ließ der König noch viel mehr Volk ausmarſchiren um den alten Kerl in Ruh zu ſetzen. Der aber ſchlug auf ſeinen Ranzen ſo lang bis eine ganze Armee herausgekommen, dazu drehte er ſeinen Hut ein paar mal, da gingen die Canonen und der Feind ward geſchlagen und in die Flucht gejagt. Da ward Friede geſchloſſen und er zum Vicekönig gemacht, wie auch die Prinzeſſin ihm zur Gemahlin gegeben.

Der Prinzeſſin aber lag es beſtändig im Sinn, daß ſie ſo einen alten Kerl zum Gemahl nehmen müſſen und wünſchte nichts mehr, als daß ſie ihn wieder los werden könnte. Sie

forschte täglich in welchen Vortheilen seine Macht bestehe, er war auch so treu und entdeckte ihr alles. Da schwäzte sie ihm seinen Ranzen ab und verstieß ihn, und als darauf Soldaten gegen ihn marschirten, war sein Volk verloren, aber noch hatte er sein Hütgen, da griff er daran und ließ die Kanonen gehen, so schlug er den Feind und ward wieder Friede gemacht. Darnach aber ließ er sich wieder betrügen und die Prinzessin schwäzte ihm sein Hütchen ab. Und als nun der Feind auf ihn eindrang, hatte er nichts als sein Hörnchen, da blies er darauf, alsbald fielen Dörfer, Städte und alle Festungswerke übern Haufen. Da war er König allein und blieb, bis er gestorben ist. Seidr. Kraußr. S. 17. 16.

38.

Von der Frau Füchsin.

I.

Es war einmal ein alter Fuchs mit neun Schwänzen, der wollte sehen, ob ihm seine Frau treu wäre, streckte sich unter die Bank und stellte sich mausetodt. Da ging die Frau Füchsin hinauf in ihre Kammer, schloß sich ein und ihre Magd die Katze saß auf dem Heerd und kochte. Als es nun bekannt wurde, daß der alte Fuchs gestorben war, klopfte es an die Hausthür:

„was

„was macht ſie Jungfer Katze?
ſchläft ſie oder wacht ſie?“

Da ging die Katze und machte auf: ein junger Fuchs ſtand haußen:

ich ſchlafe nicht, ich wache,
ich koche warm Bier und Butterlein,
will der Herr mein Gaſt ſeyn?

„Nein ich bedanke mich, was macht die Frau Füchſin?“

ſie ſitzt auf ihrer Kammer,
beklagt ihren Jammer,
weint ihre Aeuglein ſeidenroth
weil der alte Herr Fuchs iſt todt.

„Sag ſie, es wär ein junger Fuchs da, der wollte ſie gern freien!“

Da ging die Katz die Tripp die Trapp,
da ſchlug die Thür, die Klipp die Klapp:
Frau Füchſin ſind ſie da? —
„ach ja mein Kätzchen ja!“ —
es iſt ein Freier draus.

Da ſprach die Frau Füchſin:

„mein Kind, wie ſieht er aus?

hat er denn auch neun ſo ſchöne Zeiſelſchwänze, wie der ſelige Herr Fuchs?“ — ach nein, er hat nur einen Schwanz. — „Da will ich ihn nicht haben.“

Die Katz geht hinunter und ſchickt den Freier fort; bald darauf klopft es wieder an,

und es iſt ein anderer Fuchs, der hat zwei Schwänze, und es geht nun eben ſo, wie mit dem erſten. Darauf kommen andere, immer mit einem Schwanz mehr, bis zuletzt ein Freier mit neun Schwänzen da iſt. Nunmehr ſpricht die Füchſin zur Katze:

„nun macht mir Thor und Thür auf
und kehrt den alten Herrn Fuchs hinaus!“

wie ſie aber eben Hochzeit halten wollen, kommt der alte Fuchs wieder, prügelt das ganze Geſindel zum Haus hinaus und jagt die Frau Füchſin fort.

II.

Der alte Fuchs iſt geſtorben, ein Freier ein Wolf kommt vor die Thür und klopft an:

guten Tag, Frau Katz von Kehrewitz,
wie kommts, daß ſie alleine ſitzt?
was macht ſie gutes da?

Katz. „Brock mir Weck und Milch ein,
will der Herr mein Gaſt ſeyn?“

Wolf: danke ſchön; Frau Füchſin nicht zu Haus?
Katze: „ſie ſitzt droben in der Kammer
beweinet ihren Jammer,
beweinet ihre große Noth,
daß der alte Herr Fuchs iſt todt.“
Wolf. Will ſie einen andern Mann han,
ſo ſoll ſie heruntergan. —
Die Katz die lief die Trepp hinan,

und ließ ihr Zeichen rummergen,
bis ſie kam vor den langen Saal,
klopft an mit ihren fünf goldenen Fingen:
„Frau Füchſin iſt ſie drinnen?
will ſie einen andern Mann han,
ſo ſoll ſie nur heruntergan.“

Fr. Füchſin: hat der Herr rothe Höslein an
und ein ſpitz Mäulchen?

Katze. „nein“

Fr. Füchſin: ſo kann er mir nicht dienen.

Nun wird der Wolf abgewieſen, darauf kommt ein Hund, dem geht es eben ſo, ein Hirſch, ein Haſe, ein Bär, ein Löwe und alle Waldthiere. Aber denen fehlt immer etwas, was der alte Fuchs hatte, und die Katze muß ſie alle wegſchicken. Endlich kommt ein junger Fuchs:

Fr. Füchſin: hat der Herr rothe Höslein an
und ein ſpitz Mäulchen?

Katze. „ja.“

Fr. Füchſin: ſo ſoll er heraufkommen.

Kaz kehr die Stube aus
und ſchmeiß den alten Fuchs zum Fenſter naus!
bracht ſo manche dicke fette Maus ins Haus,
fraß ſie immer alleine,
gab mir aber keine.

Nun wird Hochzeit gehalten und getanzt, und wenn ſie nicht aufgehört haben zu tanzen, ſo tanzen ſie noch.

59.

Von den Wichtelmännern.

1. Von dem Schuster, dem sie die Arbeit gemacht.

Ein Schuster war so arm geworden, daß er nichts mehr hatte, als das Leder für ein einziges paar Schuhe. Die schnitt er am Abend zu, legte sich ins Bett und wollte sie am andern Morgen in die Arbeit nehmen. Wie er aber aufgestanden ist, und sich zur Arbeit setzen will, da stehen die beiden Schuhe schon fertig auf seinem Tisch. Es kam auch bald ein Käufer, der bezahlte sie so gut, daß sich der Schuster Leder zu zwei paar Schuhen kaufen konnte, die schnitt er wieder Abends zurecht, und wie er sie am andern Morgen arbeiten wollte, waren sie eben so wohl schon fertig, und für das Geld, das er daraus löste, konnte er Leder zu vier paar Schuhen kaufen, die aber standen am dritten Morgen gemacht da. Und so gings weiter, so viel der Schuster am Abend zugeschnitten hatte, so viel war am Morgen fertig, und er war bald wieder ein wohlhabender Mann.

Wie er sich eines Abends kurz vor Weihnachten zu Bett legen wollt, und wieder vieles zurecht geschnitten hatte, sprach er zu seiner

Frau: „wir wollen doch einmal aufbleiben und sehen, wer in der Nacht unsere Arbeit thut.“ Also steckten sie ein Licht an, verbargen sich in den Stubenecken hinter die Kleider, die da aufgehängt waren und gaben Acht. Um Mitternacht kamen zwei kleine niedliche, nackte Männlein, die setzten sich an den Arbeitstisch, nahmen alle zugeschnittene Arbeit vor sich, und arbeiteten so unglaublich geschwind und behend, daß der Schuster vor Verwunderung die Augen nicht von ihnen abwenden konnte. Sie hörten auch nicht auf, bis sie alles fertig gemacht hatten, dann sprangen sie fort und es war noch lange nicht Tag.

Die Frau aber sprach zu ihrem Mann: „die kleinen Männer haben uns reich gemacht, wir müssen uns dankbar beweisen, sie dauern mich, daß sie so ohne Kleider herumgehen und frieren; ich will Hemder, Rock, Camisol und Hosen für sie nähen, auch jedem ein paar Strümpfe stricken, mach du jedem ein paar kleine Schuhe.“ Der Mann war das zufrieden, und wie alles fertig war, legten sie es am Abend zurecht, sie wollten auch sehen, was die Männlein dazu machten und versteckten sich wieder. Die Kleinen kamen, wie gewöhnlich, um Mitternacht; wie sie die Kleider da liegen sahen, schienen sie recht fröhlich, mit der größten Geschwindigkeit zogen sie sich an, und als

ſie fertig waren, huben ſie an zu hüpfen, zu ſpringen, zu tanzen, und ſo tanzten ſie zur Thür hinaus, und ſind nicht wieder gekommen.

II. Von einem Dienſtmädchen, das Gevatter bei ihnen geſtanden.

Ein armes Dienſtmädchen war fleißig und reinlich, und kehrte alle Tage den Schmutz vor die Thüre auf einen großen Haufen. Eines Morgens fand es einen Brief darauf liegen, und weil es nicht leſen konnte, bracht es ihn ſeiner Herrſchaft, da war es eine Einladung von den Wichtelmännern an das Mädchen, es möchte ihnen ein Kind aus der Taufe heben. Das Mädchen beſann ſich, endlich auf vieles Zureden, daß man es nicht abſchlagen dürfe, ſagte es ja. Da kamen drei Wichtelmänner und führten es in einen hohlen Berg. Darin war alles klein, aber ſo zierlich und prächtig, daß es nicht zu ſagen iſt; die Kindbetterin lag in einem Bett von ſchwarzem Ebenholz mit Knöpfen von Perlen, die Decken waren ganz golden, die Wiege von Elfenbein und die Wanne von Gold. Das Mädchen ſtand nun Gevatter und wollt darnach wieder fort, die Wichtelmännlein baten es aber, drei Tage bei ihnen zu bleiben. Die verlebt' es in Freuden, und wie ſie herum ſind und es heim wollte, da ſteckten ſie ihm die Taſchen ganz voll Geld und

ſäheten es wieder aus dem Berg. Und als es nach Haus kam, war es ſtatt drei Tage ein ganzes Jahr darin geweſen.

III. Von einer Frau, der ſie das Kind vertauſcht haben.

Einer Mutter war ihr Kind von den Wichtelmännern aus der Wiege geholt, und ein Wechſelbalg mit dickem Kopf und ſtarren Augen hineingelegt, der nichts als trinken und eſſen wollte. In ihrer Noth ging ſie zu ihrer Nachbarin und fragte ſie um Rath. Die ſagte, ſie ſolle den Wechſelbalg in die Küche tragen, auf den Heerd ſetzen, Feuer anmachen und in zwei Eierſchalen Waſſer kochen, das bringe den Wechſelbalg zum Lachen, und wenn er lache, dann ſey es aus mit ihm. Die Frau thut alles; wie ſie die Eierſchalen mit Waſſer übers Feuer ſetzt, ſpricht der Klotzkopf:

„nun bin ich ſo alt
wie der Weſterwald
und hab nicht geſehen, daß jemand in Schalen kocht!“

und muß darüber lachen, und wie er lacht kommt auf einmal eine Menge von Wichtelmännerchen, die bringen das rechte Kind, ſetzen es auf den Heerd, und nehmen ihren Geſellen mit fort.

40.

Der Räuberbräutigam.

Eine Prinzessin war mit einem Prinzen versprochen, der bat sie mehrmals, sie möchte ihn doch einmal in seinem Schloß besuchen, allein weil der Weg durch einen großen Wald führte, so lehnte sie es immer ab, aus Furcht sich darin zu verirren. Wenn das ihre Sorge wäre, sagte der Prinz, so wollte er schon helfen, und an jeden Baum ein Band binden, daß sie den Weg gar nicht fehlen könnte; eine Zeitlang suchte sie es dennoch aufzuschieben, als ob es ihr heimlich gegraut hätte, endlich aber gingen ihr alle Ausreden aus, und sie mußte sich eines Tags auf die Reise machen. Von Morgen bis zu Abend ging sie durch einen langen, langen Wald, und kam endlich vor ein großes Haus, alles war still darin, bloß eine alte Frau saß vor der Thüre. „Kann sie mir nicht sagen, ob hier der Prinz mein Bräutigam wohnt?" — Gut, mein Kind, antwortete die Frau, daß ihr jetzt kommt, da der Prinz nicht zu Haus ist; ich habe Wasser müssen tragen in einen großen Kessel, da wollen sie euch umbringen, kochen und hernach essen.

Indem kam der Prinz mit seinen Spitzbuben vom Raub heim, weil aber die Alte mit

der Jugend und Schönheit der Braut Mitleid hatte, ſagte ſie, eh jemand darauf merkte: geſchwind hinunter in den Keller, hinter das groſſe Faß, da verſteckt euch! Kaum war die Prinzeſſin dahinter gewiſcht, ſo kommen auch die Raubgeſellen in den Keller gegangen und führten eine alte Frau mit ſich gefangen, die Prinzeſſin ſah wohl, daß es ihre Großmutter war, denn aus ihrer Ecke heraus konnte ſie alles mit anſchauen, was da vorging, ohne daß ſie von einem Auge bemerkt wurde. Die Spitzbuben nahmen die alte Großmutter, ermordeten ſie und zogen ihr alle Ringe von den Fingern, einen nach dem andern ab, nur aber der Ring vom Goldfinger, der wollte nicht herunter, da griff einer ein Beil und hieb den Finger ab, der Finger aber ſprang hinters Faß und fiel gerade in den Schooß der Prinzeſſin. Nachdem die Spitzbuben lange vergebens um den Finger herum geſucht haben, fing endlich einer an: habt ihr wohl ſchon hinterm großen Faß geſucht? — Laßt lieber das Suchen bei Lichte ſeyn, ſagte ein anderer, morgen früh wollen wir ſuchen, da werden wir den Ring bald haben.“

Hierauf legten ſich die Spitzbuben in demſelben Keller zum Schlaf nieder, und wie ſie ſchliefen und ſchnarchten, ging die Braut hinterm Faß hervor, da lagen ſie alle reihenweiſe,

und ſie mußte über all die Schlafenden weggehen, bis zur Thüre. Behutſam ſetzte ſie immer ihren Fuß in die Zwiſchenräume, und immer war ihr bang, ſie möchte einen aufwecken, allein es geſchah zum Glück nicht, und als ſie die Thüre erreicht hatte und in dem Wald wieder war, folgte ſie den Bändern, denn der Mond ſchien ganz hell, ſo lange bis ſie wieder nach Haus gelangte.

Ihrem Vater erzählte ſie nun alles, was ihr begegnet war, der gab gleich Befehl, ein ganzes Regiment ſollte das Schloß umzingeln, ſobald der Bräutigam einträfe. Dieſes geſchah, der Bräutigam kam desſelben Tags und fragte gleich: warum ſie denn geſtern nicht zu ihm gekommen wäre, wie ſie doch verſprochen gehabt hatte? So ſprach ſie: ich habe einen ſo ſchweren Traum gehabt; mir träumte, ich käme in ein Haus, da ſaß eine alte Frau vor der Thüre, welche zu mir ſprach: wie gut iſt es doch für euch, mein Kind, daß ihr jetzt kommt, dieweil niemand zu Haus iſt, denn ich muß es euch nur ſagen, ich habe da Waſſer tragen müſſen in einen großen Keſſel, da wollen ſie euch umbringen, ſieden und hernach eſſen. Und wie ſie noch ſo ſprach, kamen die Spitzbuben heim, da ſagte die Alte, eh mich jemand merkte, geſchwind hinunter in den Keller, verſteckt euch hinter das große Faß, kaum aber

war ich dahinter, ſo kamen die Spitzbuben auch die Kellertreppe hinabgegangen, und ſchleppten eine alte Frau mit ſich, die ergriffen und mordeten ſie. Und als ſie die alte Frau ermordet hatten, fingen ſie an, und zogen ihr alle Ringe von den Fingern, einen nach dem andern, nur der Ring am Goldfinger wollte nicht herunter gehen, da griff einer zum Beil und hieb darauf, daß der Finger in die Höhe ſprang, und kam gerade hinters Faß geſprungen in meinen Schooß, und hier hab ich den Finger! bei welchen Worten ſie ihn plötzlich aus der Taſche zog.

Wie der Bräutigam das ſah und hörte, wurde er kreideweiß vor Schrecken, dachte alſobald zu entfliehen, und ſprang zum Fenſter hinaus. Unten aber ſtand Wache, die fing ihn und ſeine ganze Bande auf, und alle wurden hingerichtet zum Lohn für ihre Bubenſtücke.

Maria

41.

Herr Korbes.

Es war einmal ein Hühnchen und Hähnchen, die wollten zuſammen verreiſen, da baute das Hähnchen einen ſchönen Wagen mit vier rothen Rädern, und ſpannte vier Mäuschen davor, dann ſetzte ſich das Hühnchen mit dem Hähnchen auf, und ſo fuhren ſie fort. Da be-

gegnete ihnen eine Katze, die sprach: „wo wollt ihr hin?“ da antwortete das Hähnchen:

„als hinaus
nach dem Herrn Korbes seinem Haus.“

Die Katze sprach: „nehmt mich auch mit.“ Das Hähnchen antwortete: „recht gern, setz dich hinten auf, daß du vornen nicht herabfällst:

nehmt euch wohl in Acht,
daß ihr mir meine rothe Räderchen nicht schmutzig macht.
Ihr Räderchen schweift!
Ihr Mäuschen pfeift!
als hinaus
nach des Herrn Korbes seinem Haus.“

So kam nach und nach ein Mühlstein, ein Ei, eine Ente, eine Stecknadel und eine Nähnadel, die setzten sich auch alle auf den Wagen, wie sie aber zu des Herrn Korbes seinem Haus kamen, war der Herr Korbes nicht da. Die Mäuschen fuhren den Wagen in die Remise, das Hühnchen flog mit dem Hähnchen auf eine Stange, die Katze setzte sich ins Kamin, die Ente in die Bornstande, die Stecknadel sich ins Stuhlkissen, die Nähnadel ins Bett ins Kopfkissen, der Mühlenstein legte sich über die Thüre, und das Ei wickelte sich in das Handtuch. Da kam der Herr Korbes nach Haus, ging ans Kamin und wollte Feuer anmachen, da warf ihm die Katze das ganze Gesicht voll Asche; er

ging geſchwind in die Küche und wollte ſich abwaſchen, wie er an die Bornſtande kam, ſprühte ihm die Ente Waſſer ins Geſicht, als er ſich abtrocknen wollte, rollte ihm das Ei aus dem Handtuch entgegen, ging entzwei und klebte ihm die Augen zu; er wollte ſich ruhen und ſetzte ſich auf den Stuhl, da ſtach ihn die Stecknadel, darüber wurde er ganz verdrießlich und ging ins Bett und wie er den Kopf aufs Kiſſen niederlegte, da ſtach ihn die Nähnadel; da ward er ſo bös und toll, daß er zum Haus hinaus laufen wollte, wie er aber an die Thüre kam, ſprang der Mühlſtein herunter und ſchlug ihn todt.

42.

Der Herr Gevatter.

Ein armer Mann hatte ſchon viel Kinder, ſo daß er alle Welt zu Gevatter gebeten hatte, und als er noch eins bekam, wußte er nicht, wen er noch zu Gevatter bitten könne, da wurde er ſehr betrübt und legte ſich hin und ſchlief ein. Da träumte ihm, er ſolle vor das Thor gehen, und den erſten, der ihm begegne, den ſolle er zu Gevatter bitten. Das that der Mann, da begegnete ihm einer, den bat er zum Gevatter und der ſchenkte ihm ein Gläschen mit Waſſer, „damit kannſt du alle Kranke curiren,

wenn der Tod beim Kopf steht, stehe er aber bei den Füßen, so muß der Kranke sterben.“ Nun wurde des Königs Kind krank, und der Tod stand beim Kopf, da curirte ers mit dem Wasser, und das zweitemal, als es krank wurde, da machte ers wieder gesund, weil der Tod wieder beim Kopf stand, das dritte mal aber stand er bei den Füßen, da mußte es sterben.

Da ging der Mann zu seinem Gevatter und wollte es ihm alles erzählen, und als er im Haus auf die erste Treppe kam, so standen da die Schippe und der Besen, und schmissen sich. Da fragte er sie, wo der Gevatter wohne; der Besen sagte: eine Treppe höher.“ Wie er auf die zweite Treppe kam, sah er eine Menge todter Finger liegen. Da fragte er wieder, wo der Gevatter wohne? „eine Treppe höher.“ Auf der dritten Treppe lag ein Haufen todter Köpfe die sagten wieder: „eine Treppe höher.“ Auf der vierten sah er Fische über dem Feuer stehen, die brätzelten im Kochen und backten sich selber. Sie sagten auch: „eine Treppe höher.“ Wie er auf die fünfte kam da war eine Stube, da guckte er durch das Schlüsselloch, und sah den Gevatter, der ein paar lange, lange Hörner auf hatte, und als er hineinging, legte er sie geschwind aufs Bett und deckte sie zu. Da sprach der Mann: „Herr Gevatter, wie ich auf eure erste

Treppe kam, da ſah ich eine Schippe und einen Beſen ſtehen, die ſich ſchmiſſen" — „wie ſeid ihr ſo einfältig, antwortete der Gevatter, das waren der Knecht und die Magd, die ſprachen zuſammen." — „Auf der zweiten Treppe ſah ich todte Finger liegen." — „Ei, wie ſeid ihr dumm, das waren Skorzenerwurzel." — „Auf der dritten lag ein Haufen Todtenköpfe." — „Dummer Mann, das waren Krautköpfe." — „Auf der vierten ſah ich Fiſche im Kochtopf, die brizelten und kochten ſich ſelber. Wie er das Wort ſprach, kamen die Fiſche und trugen ſich ſelber auf" — „und auf der fünften guckte ich durchs Schlüſſelloch, da ſah ich, daß ihr lange, lange Hörner hattet" — "Ei, das iſt nicht wahr."

43.

Die wunderliche Gaſterei.

Auf eine Zeit lebte eine Blutwurſt und eine Leberwurſt zuſammen, und die Blutwurſt bat die Leberwurſt zu Gaſt. Wie es Eſſenszeit war, ging die Leberwurſt ganz vergnügt zu der Blutwurſt, als ſie aber in die Hausthüre trat, ſah ſie allerlei wunderliche Dinge, auf jeder Stiege der Treppe, deren viele waren, immer etwas anderes, da war ein Beſen und eine Schippe, die ſich miteinander ſchlugen, dann ein

Affe mit einer großen Wunde am Kopf und dergleichen mehr.

Die Leberwurst war ganz erschrocken und bestürzt darüber, doch nahm sie sich ein Herz ging in die Stube und wurde von der Blutwurst freundschaftlich empfangen. Die Leberwurst hub an, sich nach den seltsamen Dingen zu erkundigen, die draußen auf der Treppe wären, die Blutwurst that aber, als hörte sie es nicht, oder als sey es nicht der Mühe werth davon zu sprechen, oder sie sagte etwa von der Schippe und Besen: „es wird meine Magd gewesen seyn, die auf der Treppe mit jemand geschwätzt," und brachte die Rede auf etwas anderes.

Die Blutwurst ging darauf hinaus, und sagte, sie müsse in der Küche nach dem Essen sehen, ob alles ordentlich angerichtet werde, und nichts in die Asche geworfen. Wie die Leberwurst derweil in der Stube auf und abging, und immer die wunderlichen Dinge im Kopf hatte, kam jemand, ich weiß nicht, wers gewesen ist, herein und sagte: „ich warne dich, Leberwurst, du bist in einer Blut- und Mörderhöhle, mach dich eilig fort, wenn dir dein Leben lieb ist." Die Leberwurst besann sich nicht lang, schlich die Thür hinaus und lief, was sie konnte, sie stand auch nicht eher still, bis sie aus dem Haus mitten auf der Straße war. Da blickte sie sich

um

um, und ſah die Blutwurſt oben im Bodenloch ſtehen mit einem langen, langen Meſſer, das blinkte, als wärs friſch gewetzt, damit drohte ſie, und rief herab:

„hán ich dich, ſo wollt ich dich!“

44.

Der Gevatter Tod.

Es war einmal ein armer Mann, der hatte ſchon zwölf Kinder, wie das dreizehnte geboren wurde, wußte er ſich nicht mehr zu helfen, und lief in ſeiner Noth hinaus in den Wald. Da begegnete ihm der liebe Gott und ſagte: „du dauerſt mich, armer Mann, ich will dir dein Kind aus der Taufe heben und für es ſorgen, da wird es glücklich auf Erden.“ Der Mann antwortete: „ich will dich nicht zum Gevatter, du giebſt den Reichen und läßt die Armen hungern;“ damit ließ er ihn ſtehen und ging weiter. Bald darauf begegnet ihm der Tod, der ſprach gleichfalls zu ihm: „ich will dein Gevattersmann werden, und dein Kind heben; wenn es mich zum Freund hat, da kanns ihm nicht fehlen, ich will es zu einem Doctor machen.“ Der Mann ſagte: „das bin ich zufrieden, du machſt keinen Unterſchied und holſt den Reichen wie den Armen; morgen iſt Sonntag, da wird

das Kind getauft, ſtell dich nur zu rechter Zeit ein.“

Am andern Morgen kam der Tod und hielt das Kind über die Taufe. Nachdem es groß geworden war, kam er einmal wieder, und nahm ſeinen Pathen mit in den Wald; da ſprach er zu ihm: „jetzt ſollſt du ein Doctor werden; du brauchſt nur Acht zu geben, wenn du zu einem Kranken gerufen wirſt und du ſiehſt mich zu ſeinem Haupte ſtehen, ſo hats nichts zu ſagen, laß ihn dann an dieſer Flaſche riechen, und ſalb ihm die Füße damit, ſo wird er bald wieder geſund ſeyn; ſteh ich aber zu den Füßen, dann iſts aus, dann will ich ihn haben, und unterſteh dich nicht eine Cur anzufangen.“ Damit gab der Tod ihm die Flaſche, und er ward ein ~~berühmter~~ Doctor; er brauchte nur den Kranken zu ſehen, ſo ſagt' er ſchon voraus ob er wieder geſund werde oder ſterben müſſe, Einmal ward er zum König gerufen, der an einer ſchweren Krankheit darnieder lag; wie der Doctor ~~ein~~trat, ſah er den Tod zu den Füßen ~~des Königs~~ ſtehen, und da konnte ſeine Flaſche nichts mehr helfen. Doch fiel ihm ein, er wollte den Tod betrügen, packte alſo den König an, und legte ihn verkehrt, ſo daß der Tod an ſeinem Haupte zu ſtehen kam; es glückte, und der König wurde geſund. Wie der Doctor aber wieder zu Haus war, kam der Tod zu ihm, machte

ihm böſe grimmige Geſichter und ſagte: „wenn du dich noch einmal unterſtehſt mich zu betrügen, ſo dreh ich dir den Hals um.“ Bald darnach ward des Königs ſchöne Tochter krank, niemand auf der Welt konnte ihr helfen, der König weinte Tag und Nacht, endlich ließ er bekannt machen, wer ſie curiren könne, der ſolle ſie zur Belohnung haben. Da kam der Doctor und ſah den Tod zu den Füßen der Prinzeſſin ſtehen, doch weil er vor ihrer Schönheit ganz in Erſtaunen war, vergaß er alle Warnung, drehte ſie herum und ließ ſie an der heilenden Flaſche riechen und ſalbte ihr die Fußſohlen daraus. Kaum war er wieder zu Haus, da ſtand der Tod mit einem entſetzlichen Geſicht vor ihm packte ihn, und trug ihn in eine unterirdiſche Höhle, worin viel tauſend Lichter brannten. „Siehſt du, ſagte der Tod, das ſind alle Lebende, und hier das Licht, das nur noch ein wenig brennt und gleich auslöſchen will, das iſt dein Leben; hüt' dich!“

45.

Des Schneiders Daumerling Wanderſchaft.

Ein Schneider hatte einen Sohn, der war klein gerathen und nicht größer als ein Daumen, darum hieß er der Daumerling. Er hatte

aber Courage im Leibe und ſagte zu ſeinem Vater: „Vater, ich will auf die Wanderſchaft gehen.“ — „Recht, mein Sohn,“ ſprach der Alte, nahm eine Stopfnadel und machte am Licht einen Knoten von Siegellack daran: „da haſt du auch einen Degen mit auf den Weg. „Das Schneiderlein zog aus in die Welt und kam zuerſt bei einem Meiſter in die Arbeit, da war ihm aber das Eſſen nicht gut genug. „Frau Meiſterin, wenn ſie uns kein beſſer Eſſen giebt, ſagte der Daumerling, ſchreib ich morgenfrüh mit Kreide an ihre Hausthüre: „Kartoffel zu viel, Fleiſch zu wenig, Adies, Herr Kartoffelkönig! und gehe fort.“ — „Was willſt du wohl, du Hüpferling, ſagte die Meiſterin, ward bös, ergriff einen Lappen und wollte ihn ſchlagen, mein Schneiderlein kroch behend unter den Fingerhut, guckte unten hervor und ſtreckte der Frau Meiſterin die Zunge heraus. Sie hob den Fingerhut auf, aber der Daumerling hüpfte in die Lappen und wie die Meiſterin die auseinander warf und ihn ſuchte, machte er ſich in den Tiſchritz: „he! he! Frau Meiſterin.“ rief er und ſteckte den Kopf in die Höhe, und wenn ſie zuſchlagen wollte, ſprang er immer in die Schublade hinunter. Endlich aber erwiſchte ſie ihn doch, und jagte ihn zum Haus hinaus.

Das Schneiderlein wandert und kam in

einen groſsen Wald, da begegnete ihm ein Haufen Räuber, die wollten des Königs Schatz bestehlen; und als ſie das Schneiderlein ſehen, denken ſie, der kann uns viel nützen, reden es an, ſagen, es ſey ein tüchtiger Kerl, es ſolle mit zur Schatzkammer gehen, ſich hineinſchleichen und ihnen das Geld herauswerfen. Es läſst ſich drauf ein, geht zu der Schatzkammer und beſieht die Thüre, ob kein Ritzen darin; glücklicherweiſe findet es bald einen und will einſteigen, da ſagt die Schildwache zur andern: „was kriecht da für eine garſtige Spinne? die muſs man todt treten.“ — „Ei, laſs ſie doch gehen, ſagte die andere, ſie hat dir ja nichts gethan.“ So kam der Daumerling in die Schatzkammer, ging an das Fenſter, vor dem die Räuber ſtanden und warf ihnen einen Thaler nach dem andern hinaus. Wie der König ſeine Schatzkammer beſah, fehlte ſo viel Geld, kein Menſch aber konnte begreifen, wer es ſollte geſtohlen haben, da alle Schlöſſer gut verwahrt waren. Der König ſtellte Wachen dabei, die hörten es in dem Geld rappeln, gingen hinein und wollten den Dieb greifen. Das Schneiderlein ſetzte ſich in der Ecke unter einen Thaler und rief: „hier bin ich!“ die Wachen liefen dahin, indeſs ſprang es in eine andere Ecke, und wie die dort ankamen, ſchrie es da: „hier bin ich!“ die Wachen liefen zurück, es

hüpfte aber wieder in eine andere Ecke und rief: „hier bin ich!“ Und so hatte es sie zum Narren und trieb es so lange, bis sie müd waren, und davon gingen. Der Daumerling warf nun die Thaler nach und nach alle hinaus und auf den letzten setzte er sich selber, und flog damit durchs Fenster hinunter. Die Räuber lobten ihn gewaltig, und hätten ihn zu ihrem Hauptmann gemacht, wenn er gewollt hätte, darauf theilten sie die Beute; das Schneiderlein kann aber nicht mehr nehmen als einen Kreuzer, weil es nicht mehr bei sich tragen kann.

Darauf nahm es den Weg wieder zwischen die Beine, und endlich, weils mit dem Handwerk schlecht ging, verdingte es sich als Hausknecht in einem Gasthof. Die Mägde konnten es aber nicht leiden, weil es alles sah, was sie im Haus heimlich hielten, ohne daß sie es merkten, und sie darnach angab, und hätten ihm gern einen Schabernack angethan. Als es daher einmal in der Wiese spazieren ging, wo eine mähte, mähte sie es mit dem Gras zusammen, und warf es daheim den Kühen vor, und die schwarze schluckte es mit hinunter. Der Daumerling war nun in der Kuh eingesperrt, und hörte Abends sprechen, daß sie sollte geschlachtet werden. Da war sein Leben in Gefahr und er rief: „ich bin hier?“ — „Wo bist

du?" — „In der ſchwarzen." Er ward aber unrecht verſtanden und die Kuh geſchlachtet; glücklicher Weiſe traf ihn kein Hieb, und er kam unter das Wurſtfleiſch. Wie das nun ſollte gehackt werden, rief er: „hackt nicht zu tief! hackt nicht zu tief! ich ſtecke darunter!" Vor dem Lärmen aber hörte das kein Menſch, doch ſprang er ſo behend zwiſchen den Hackmeſſern durch, daß ihm keins was ſchadete, aber entſpringen konnte er nicht, und ward in eine Blutwurſt gefüllt. Mit der ward er in den Schornſtein zum Räuchern aufgehängt, und mußte hängen, bis im Winter, wo die Wurſt ſollte gegeſſen werden, und wie ſein Quartier aufgeſchnitten ward, ſprang er heraus und lief davon.

Das Schneiderlein wanderte wieder, da kam es aber einem Fuchs in den Weg, der ſchnappte es auf: „Herr Fuchs, rief es, ich bin hier, laßt mich frei." — „Ja, ſagte der Fuchs, an dir hab ich doch nicht viel: wenn du machſt, daß dein Vater mir alle ſeine Hüner im Hof giebt." Das gelobte es, und da trug es der Fuchs heim, und kriegte alle Hüner im Hof; das Schneiderlein aber brachte ſeinem Vater ſeinen erworbenen Kreuzer von der Wanderſchaft mit. —

„Warum hat aber der Fuchs die armen Piephüner zu freſſen kriegt?" — „Ei, du

Narr, deinem Vater wird ja ſein Kind lieber ſeyn, als die Hüner!“

Maria

46.

Fitchers Vogel.

Es war einmal ein Hexenmeiſter, der war ein Dieb und ging in der Geſtalt eines armen Mannes vor die Häuſer und bettelte. Da kam ein Mädchen vor die Thüre, und brachte ihm ein Stück Brod; er rührte das Mädchen nur an, da mußte es in ſeine Kötze ſpringen. Dann trug er es fort und brachte es in ſein Haus, da war alles prächtig, und er gab ihm alles, was es wünſchte. Darnach ſprach er einmal: „ich habe auswärts zu thun, und muß nothwendig verreiſen, da haſt du ein Ei, das heb ſorgfältig auf und trag es beſtändig bei dir, und da haſt du auch einen Schlüſſel, aber geh nicht in die Stube, die er aufſchließt, bei Lebensſtrafe.“ Wie er aber fort war, ging ſie doch hin und ſchloß die Stube auf, und wie ſie hineintrat, ſah ſie in der Mitte ein großes Becken ſtehen, darin lagen todte und zerhauene Menſchen. Sie erſchrack ſo gewaltig, daß das Ei, das ſie in der Hand hielt, hineinplumpte; ſie nahm es zwar geſchwind wieder heraus und wiſchte das Blut ab, das kam aber den Augenblick wieder zum Vorſchein, und ſie konnte es nicht herun-

ter kriegen, so viel sie auch wischte und schabte. Als der Mann wieder kam, verlangte er das Ei und den Schlüssel, sah beide an, und da sah er, daß sie in der Blutkammer gewesen war. „Hast du auf meine Worte nicht geachtet, sagte er zornig, so sollst du nun gegen deinen Willen in die Kammer kommen;" damit ergriff er sie, führte sie hin und zerhackte sie, und warf sie zu den andern ins Becken. Nach einiger Zeit ging der Mann wieder betteln und fing die zweite Tochter aus dem Haus; der geschah wie der ersten, sie schloß auch die verbotene Thüre auf, ließ das Ei ins Blut fallen, und ward zerhackt und zu ihr in das Becken geworfen. Da wollte der Hexenmeister auch die dritte Tochter haben, fängt sie auch in seiner Kötze, trägt sie heim, und giebt ihr bei seiner Abreise das Ei und den Schlüssel. Die dritte Schwester aber war klug und listig; sie schloß das Ei erst ein und ging dann in die heimliche Kammer, und wie sie ihre Schwestern in dem Blutbecken findet, sucht sie und sucht alles zusammen und legts zurecht, Kopf, Leib, Arm und Bein; da fangen die Glieder an sich zu regen, und schließen sich aneinander und die zwei werden wieder lebendig. Da führte sie beide heraus und versteckte sie, und als der Mann heim kam und das Ei ohne Blut fand, bat er sie, sie mögte seine Braut werden. Sie

ſagte ja, aber er müßte erſt einen Korb voll Gold ihren Eltern auf dem Rücken hintragen, dieweil wollte ſie die Hochzeit beſtellen. Darnach ſagte ſie zu ihren Schweſtern, ſie ſollten ihr nur Hülfe von daheim kommen laſſen, ſetzte ſie in einen Korb und deckte ihn ganz mit Gold zu: „den trag nun fort, aber unterſteh dich nicht unterwegs zu ruhen, denn ich ſehs hier durch mein Bretchen, wenn dus thuſt.“ Er nahm den Korb auf den Rücken und ging fort, der ward ihm aber ſo ſchwer, daß er ihn faſt todt drückte, da wollte er ein wenig ruhen, aber gleich rief eine im Korb: „ich ſeh durch mein Bretchen, daß du ruhſt, willſt du gleich weiter!“ Da meinte er ſeine Braut rief, machte ſich wieder auf, und ſo oft er ruhen wollte, rief es wieder, und da mußte er weiter. Die Braut aber daheim nahm einen Todtenkopf, thät ihm einen Schmuck auf, und ſetzte ihn oben vors Bodenloch; dann lud ſie die Freunde des Hexenmeiſters zu der Hochzeit ein, und wie das geſchehen war, ſteckte ſie ſich in ein Faß mit Honig, ſchnitt das Bett auf und wälzte ſich in den Federn, daß ſie niemand erkennen konnte, ſo wunderlich ſah ſie aus und damit ging ſie hinaus auf den Weg. Bald begegnete ihr ein Theil der Gäſte, die fragten ſie:

„Du Fitchers Vogel! wo kommſt du her!“ —

„Ich komm von Fitze Fitchers Hauſe her.“ —

„Was macht denn da die junge Braut?“ —
„Sie hat gekehrt von unten bis oben das Haus
und guckt zum Bodenloch heraus.“

Darauf begegnete ihr auch der Bräutigam, der zurückkam:

„Du Fitchers Vogel! wo kommſt du her?“ —
„Ich komm von Fitze Fitchers Hauſe her.“ —
„Was macht denn da meine junge Braut?“ —
„Sie hat gekehrt von unten bis oben das Haus
und guckt zum Bodenloch heraus.“

Der Bräutigam ſah hinauf, und als er den geputzten Todtenkopf oben ſitzen ſah, meinte er, es wäre ſeine Braut und grüßte ſie. Wie er aber im Haus war, und alle ſeine Freunde auch, da kam die Hülfe, die die Schweſtern geſchickt hatten; und ſie ſchloſſen das Haus zu und ſteckten es an, und da keiner heraus konnte, mußten ſie alle verbrennen.

47.

Van den Machandel-Boom.

Dat is nu all lang her, woll twee huſent Joor, do was daar een riik Mann, de hadde eene ſchöne frame Fru, un ſe hadden ſick beede ſeer leef, hadden averſt kene Kinner, ſe wünſchten ſick averſt ſeer welke, un de Fru bedt' ſo

veel dorum Dag un Nacht, man se kregen keen und kregen keen. Vör eeren Huſe was een Hoff, darup ſtund een Machandelboom, ünner den ſtund de Fru eens in'n Winter, un ſchellt ſick eenen Appel, un as ſe ſick den Appel ſo ſchellt, ſo ſneet ſe ſick in'n Finger, un dat Blood feel in den Snee — ach! ſed de Fru, un ſüft ſo recht hoch up, un ſach dat Blood ſör ſick an, un was ſo recht wehmödig, hadd ick doch een Kind ſo rood as Blood un ſo witt as Snee! — un as ſe dat ſed, ſo wurd eer ſo recht frölich to Moode, eer was recht, as ſull dat wat warden; daar ging ſe to den Huſe un ging een Maand hen, de Snee vörging, un twee Maand, daar was dat grön, un dree Maand, daar kemen de Blömer ut de Eerde, un veer Maand, daar drungen ſick alle Bömer in dat Holt, un de grönen Twige weeren all in een anner wuſſen; daar ſungen de Vägelkens, dat dat ganze Holt ſchallt, un de Bleujten feien van de Bömer, daar was de fyfte Maand weg, un ſe ſtund ünner den Machandelboom, de rook ſo ſchön; do ſprung eer dat Hart vör Freuden, un ſe feel up eere Knee un kunde ſick nich laten, un as de ſöſte Maand vörbi was, daar wurden de Früchte dick un ſtark, do wurd ſe ganz ſtill, un de ſöwende Maand, do greep ſe na de Machandelbeeren un att ſe ſo nidſch, do wurd ſe trurig un krank; daar ging de achte

Maand hen, un ſe reep eeren Mann, un weende un ſed: wenn ick ſtarve, ſo begrave my ünner den Machandelboom! do wurde ſe ganz getroſt un freute ſick, bett de neegte Maand vörby was, daar kreeg ſe een Kind, ſo witt as Snee un ſo rood as Blood; un as ſe dat ſach, ſo freute ſe ſick ſo, dat ſe ſtarv.

Daar begroof eer Maan ſe ünner den Machandelboom, un he fung an to weenen ſo ſeer; eene Tyd lang do wurd dat wat ſachter, un daar he noch wat weend hadd, do heel he up, un noch eene Tyd, do nam he ſick wedder eene Fru.

Mit de tweete Fru kreeg he eene Dochter, dat Kind averſt van de eerſte Fru was een lüttje Sön, un was ſo rood as Blood un ſo witt as Snee. Wenn de Fru eere Dochter ſo anſach, ſo had ſe ſe ſo leef, averſt denn ſach ſe den lüttjen Jung an, un dat ging eer ſo dorch't Hart, un eer dücht, as ſtund he eer allerwegen in'n Weg, un dacht denn man ümmer, wo ſe eer Dochter all dat Vörmögent towenden wull, un de Böſe gav eer dat in, dat ſe den lüttjen Jung ganz gram wurd, un ſtöd em herüm van een Ek in de anner, un buſt em hier un knuſt em daar, ſo dat dat arme Kind ümmer in Angſt was; wenn he denn ut de School kam, ſo hadd he keene ruhige Stede.

Eens was de Fru up de Kamer gaan, do

kamm de lüttje Dochter ook herup un ſed: Moder giv my eenen Appel! Ja myn Kind, ſed de Fru, un gav eer eenen ſchönen Appel ut de Kiſt, de Kiſt averſt had eenen grooten ſwaaren Deckel mit een groot ſchaarp yſern Slott. Moder, ſed de lüttje Dochter, ſchall Broder nich ook eenen hebben? Dat vörderte de Fru, doch ſed ſe: ja, wenn he ut de School kümmt; un as ſe ut dat Finſter gewaar wurde, dat he kamm, ſo was dat recht, as wenn de Böſe över eer kamm, un ſe grapſt to, un nam eerer Dochter den Appel wedder weg un ſed: „du ſaſt nich eer eenen hebben, as Broder.“ Daar ſmeet ſe den Appel in de Kiſt un maakt de Kiſt to; daar kamm de lüttje Jung in de Dör, daar gav eer de Böſe in, dat ſe früntlich to em ſed: „myn Sön, wiſt du eenen Appel hebben?“ un ſach em ſo haſtig an. „Moder, ſed de lüttje Jung, wat ſühſt du greſig ut, ja giv my eenen Appel!“ Daar was eer, as ſull ſe em toreden: „kumm mit my,“ ſed ſe, un maakt den Dekkel up, „haal dy eenen Appel herut,“ un as ſick de lütt Jung henin bückt, ſo reet eer de Böſe, bratſch — ſloog ſe den Dekkel to, dat de Kop af ſloog un ünner de rooden Appel ſeel. Daar överleep eer dat in de Angſt, un dacht: „kund ick dat von my bringen.“ Daar ging ſe baben na eere Stuve na eeren Draagkaſten un haalt ut de bävelſte

Schuuflade eenen witten Dook, un ſett den Kopp wedder up den Hals un bund den Halsdook ſo um, dat man niks ſeen kund, un ſett em vör de Dör up eenen Stool un gav em den Appel in de Hand.

Daar kamm daarna Marleenken to eere Moder in de Köke, de ſtund by den Fúür un had eenen Pott mit heet Water för ſik, den rüürt ſe ümmer um: „Moder, ſed Marleenken, Broder ſitt vör de Döör un ſüüt ganz witt ut, un hedd eenen Appel in de Hand, ick hev em beden, he ſull my den Appel geven, averſt he antwoord my nich, da wurd my ganz grulig.“ „Ga nochmal hen, ſed de Moder, un wenn he dy nich antwoorden will, ſo giv em eens an de Ooren!“ Daar ging Marleenken hen un ſed: „Broder giv my den Appel!“ averſt he ſweeg ſtill, daar gav ſe em eens up de Ooren, daar feel de Kop herünn, daráver vorſchrak ſe ſick, un ſung an to weenen un to raaren, un leep to eere Moder un ſed: „ach, Moder, ick hebb minen Broder den Kopp afſlagen!“ un weend un weend un wull ſick nich tofreden geven; „Marleenken, ſed de Moder, wat heſt du daan — averſt ſwig man ſtill, dat et keen Minſch markt, dat is nu doch nich to ännern; wi willen em in ſuur kaaken.“ Daar nam de Moder den lüttjen Jungen un hackt em in Stükken, bed de in den Pott un kaakt em in

ſuur; Marleenken averſt ſtund daarby un weend un weend, un de Traanen feelen all in den Pott, un ſe bruukten gar keen Solt.

Daar kamm de Vader to Huus un ſett ſick to Diſch, un ſed: „wo is denn min Sön?“ Dar drog de Moder eene groote, groote Schöttel op mit ſwart Suur, un Marleenken weend un kund ſick nich hollen. Da ſed de Vader wedder: „wo is den min Sön?“ „Ach, ſed de Moder, he is över Land gaan, na Mütten eer groot Oem, he will daar wat bliven.“ „wat deit he denn daar? un hed my nich mal Adjüs ſegd?“ „o he wuld geern hen, un bed my, ob he daar woll ſös Weken bliven kun, he is jo woll daar upbaben.“ „Ach, ſed de Mann, my is ſo recht trurig, dat is doch nich recht, he had my doch Adjüs ſeggen ſchullt.“ Mit des ſung he an to eeten un ſed: „Marleenken, wat weenſt du? Broder ward woll wedder kamen.“ „Ach Fru, ſed he do, wat ſmeckt my dat Eten ſchön, giv my meer!“ un je meer he at, je meer wuld he hebben, un ſed: „gevt my meer, gy ſölt niks daaraf hebben, dat is as wenn dat all myn weer,“ un he att un att, un de Knaken ſmeet he all unner den Diſch, bett he alles up had. Marleenken averſt ging hen na eere Commode un namm ut de unnerſte Schuuf eeren beſten ſyden Doek, un haalt all de Beenken un Knaken ünner den Diſch herut, un bund

bund ſe in den ſyden Dook, un drog ſe vör de Döör, un weente eere blödigen Traanen; daar legd ſe ſe unner den Machandelboom in dat grüne Gras, un as ſe ſe daar heniegd hadd, ſo was eer mit eenmal ſo recht licht, un weente nich meer, do fung de Machandelboom an ſich to bewegen, un de Twyge deden ſich ümmer ſo recht van eenanner, un denn wedder tohop, ſo recht, as wenn ſick eener ſo recht fröit un mit de Hände ſo deit. Mit des, ſo ging daar ſo'n Newel van den Boom, un recht in den Newel da brennt dat as Füür, un ut dat Füür daar flog ſo'n ſchönen Vagel herut, de fung ſo herlich un flog hoch in de Luft, un as he weg was, do was de Machandelboom, as he vörheer weſt was, un de Dook mit de Knaken was weg, — Marleenken averſt was ſo recht liche un vergnögt, recht as wenn de Broder noch leeft, daar ging ſe wedder ganz luſtig in dat Huus by Diſch un att.

De Vagel averſt floog weg, un ſett' ſick up eenen Goldſmitt ſiin Hus un fung an to ſingen:

Min Moder de mi ſlacht't,
min Vader de mi att,
min Sweſter de Marleeniken
ſöcht alle mine Beeniken,
un bindt ſe in een ſiden Dook,
legts unner den Machandelboom;
kywitt, kywitt! ach watt een ſchön Vagel bin ick!

De Goldſmitt ſatt in ſine Warkſtede un maakt eene goldne Kede, daar hörd he den Vagel, de up ſin Dack ſatt un ſung, un dat dünkt em ſo ſchön; daar ſtund he up, un as he åver den Süll ging, ſo vörloor he eenen Tüffel; he ging aver ſo recht midden up de Strate, eenen Tüffel un een Sock an, ſin Schortfell had he vör, un in de een Hand had he de golden Kede, un in de anner de Tang, un de Sünn ſchiint ſo hell up de Strate, daar ging he recht ſo ſtaan un ſach den Vagel an: „Vagel, ſegd he do, wo ſchön kanſt du ſingen, ſing my dat Stük nochmal.“ — Nee, ſegd de Vagel, tweemal ſing ick nich umſünſt, giv mi de golden Kede, ſo wil ick di et nochmal ſingen. „Da, ſegd de Goldſmitt, heſt du de golden Kede, nu ſing mi dat nochmal.“ Daar kam de Vagel un nam de golden Ked ſo in de rechte Krall, un ging vör den Goldſmitt ſitten un ſung:

Min Moder de mi ſlachte't,
min Vader de mi att,
min Sweſter de Marleeniken
ſöcht alle mine Beeniken
un bindt ſe in een ſiden Dook
legts unner den Machandelboom,
kywitt, kywitt! ach watt een ſchön Vagel
bin ick.

Daar flog de Vagel weg na eenen Schoofter un ſett ſick up den ſiin Dack un ſung:

Min Moder de mi ſlacht't,
min Vader de mi att,
min Eweſter de Marieeniken,
ſöcht alle mine Beeniken
un bindt ſe in een ſiden Dook,
legts unner den Machandelboom,
kywitt, kywitt! ach watt een ſchön Vagel
bin ick!

de Schooſter hörd dat, un leep vör ſin Döör, in Hemdsarmel und ſach na ſiin Dack, un muſt de Hand vör de Oogen holln, dat de Sünn em nich blendt: „Vagel, ſegd he, wat kanſt du ſchön ſingen!“ Da reep he in ſiin Döör herin: „Fru, kumm mal herut, daar is een Vagel, ſü mal den Vagel de kann mal ſchön ſingen, da reep he ſiin Dochter un Kinner un Geſellen, Jung un Magd, un keemen all up de Straat, un ſegen den Vagel an, wo ſchön he was, un he hadd ſo recht roode, un grône Feddern, un um den Hals was dat as luter Gold, un de Oogen blinkten em in Kopp, as Steern. „Vagel, ſed de Scheſter, nu ſing mi dat Stük noch mal.“ Nee, ſegd de Vagel, twee mal ſing ick nich umſünſt, du möſt my wat ſchenken. „Fru ſed de Mann, ga na de Dön-böhn up den böveiſten Boord, do ſtaan een paar roode Scho, de bring herunn;“ daar ging de Fru hen un haalt de Scho. „Da Vagel, ſed de Mann, nu ſing mi dat Stük noch mal,“ daar kamm de Vagel

un namm de Scho in de linke Klau, und flog wedder up dat Dack un ſung:

Min Moder de mi ſlacht't
min Vader de mi att,
min Sweſter de Marleeniken,
ſöcht alle mine Beeniken,
un bindt ſe in een ſiden Dook
legts unner den Machandelboom,
kywitt, kywitt! ach wat een ſchön Vagel bin ick:

un as he utſungen hadd, ſo floog he weg, de Kede hadd he in de rechte un de Scho in de linke Klau, un he floog wyt weg na eene Mähl, un de Mähl ging klippe klappe, — klippe klappe — klippe klappe — un in de Mähl daar ſeeten twintig Mählenburſchen, de haugten eenen Steen un hackten hick hack — hick hack — hick hack, un de Mähl ging klippe klappe, klippe klappe, klippe klappe. Daar ging de Vagel up eenen Lindenboom ſitten, de vör de Mähl ſtund un ſung:

„Min Moder de mi ſlacht't"

do hörte een up,

„min Vader de mi att"

do hörten noch twee up, un hörten dat:

„min Sweſter de Marleeniken"

do hörten wedder veer up,

„ſöcht alle mine Beeniken

„un bindt ſe in een ſiden Dook“
nu hackten noch man acht
„legts unner
nu noch man ſyve
„den Machandelboom
nu noch man een
„kywitt, kywitt! ach wat een ſchön Vagel
bin ick.“

daar heel de lezte ook up, un hadd dat lezte noch hörd. „Vagel, ſegd he, wat ſingſt du ſchön, laat my dat ook hören, ſing my dat noch mal!“ Nee, ſegd de Vagel, twee mal ſing ick nich umſünſt, giv my den Mählenſteen, ſo will ick dat noch mal ſingen. „Ja, ſegd he, wenn he mi alleen hörd, ſo ſuſt du em hebben,“ „ja, ſeden de annern, wenn he nochmal ſingt, ſo ſall he em hebben;“ dar kamm de Vagel herún, un de Möllers faat'n all twintig mit Böom an, un böörten den Steen up, hu uh up, hu uh ihp! — hu uuh uhp! daar ſtack de Vagel den Hals döör dat Lock, un nam em üm as eenen Kragen un floog wedder up den Boom, un ſung:

Min Moder de mi ſlacht't
min Vader de mi att,
min Sweſter de Marleeniken,
ſöcht alle mine Beeniken,
un bindt ſe in een ſiden Dook,
legts unner den Machandelboom,
kywitt, kywitt! ach wat een ſchön Vagel
bin ick!

un as he dat utſungen hadd, da bed he de Flünk van eenanner, un had in de rechte Klau de Kede un in de linke de Scho un üm den Hals den Mählenſteen un floog wiit weg na ſines Vaders Huſe. —

In de Stuve ſatt de Vader, de Moder un Marleenken by Diſch, un de Vader ſed: ach wat waart mi licht, mi is recht ſo good to Mode — nee! ſed de Moder, my is ſo angſt, ſo recht, as wenn een ſwaar Gewitter kümmt. Marleenken averſt ſatt un weend un weend, daar kamm de Vagel anflegen, un as he ſick up dat Dack ſett — ach ſegd de Vader, mi is ſo recht freudig un de Sünn ſchiint buten ſo ſchön, my is recht as ſüll ick eenen ollen Bekannten wedderſeen, — nee, ſed de Fru, my is ſo Angſt, de Teene klappern mi un dat is mi as Füür in de Adern, un ſe reet ſick eer Liifken up un ſo meer; averſt Marleenken ſatt in een Eck un weende un had eeren Platen vor de Oogen, un weende den Platen gans meſſnatt; daar ſett ſick de Vagel up den Machandelboom un ſung:

Min Moder de mi ſlacht't

daar heel de Moder de Ooren to, un kneep de Oogen to, un wold nich ſeen un hören, aver dat bruuſte eer in de Ooren, as de allerſtarkſt Storm, un de Oogen brennten eer un zackten as Bliz:

min Vader de mi att,

Ach Moder, ſegd de Mann, daar is een ſchön Vagel, de ſingt ſo herlich, de Sünn ſchiint ſo warm, un dat rückt as luter Zinnemamen

min Gweſter de Marleeniken

daar led Marleenken den Kopp up de Knee un weende in eens weg, de Mann averſt ſed: ick ga herut, ick mut den Vagel dicht by ſehn; — „ach, ga nich, ſed de Fru, my is as bevt dat ganze Huus, un ſtünn in Flammen;“ aver de Mann ging herut un ſach den Vagel an:

ſöcht alle mine Beeniken
un bindt ſe in een ſiden Dook,
Legts unner den Machandelboom,
kywitt, kywitt! ach wat een ſchön Vagel bin ick!

mit des leet de Vagel de golden Kede fallen, un ſe feel den Mann jüſt um den Hals, ſo recht hier herüm, dat ſe recht ſo ſchön paſt; daar ging he herin un ſed: ſü wat is dat vör een ſchön Vagel, hett mi ſo ne ſchöne goldne Kede ſchenkt, un ſüht ſo ſchöne ut;“ de Fru aver was ſo Angſt un feel langs in de Stuve hen, un de Müz feel eer van den Kopp — daar ſung de Vagel wedder:

Min Moder de mi ſlacht't

ach dat ick duſend Fuder unner de Eerde weer, dat ick dat nich hören ſull!

min Vader de mi att,
daar feel de Fru vör dood nedder,
min Swęſter de Marleeniken,

ach, ſed Marleenken, ick wil ook herut gan un ſeen op de Vagel mi wat ſchenkt, daar ging ſe herut,

ſöcht alle mine Beeniken
und bindt ſe in een ſiden Dook,

daar ſmeet he eer de Scho herun

legts unner den Machandelboom,
kywitt, kywitt! ach wat een ſchön Vagel bin ick!

Fog, toog oder trekt

Daar was eer ſo licht un frölich, daar truck ſe de nien rooden Scho an, un danſt un ſprung herum; ach, ſed ſe, ick was ſo trurig as ick herut ging, un nu is mi ſo licht, dat is mal een herlichen Vagel, het mi een Paar roode Scho ſchenkt! „nee," ſed de Fru, un ſprung up, un de Har ſtunnen eer to Barge as Füürsflammen, „mi is as ſull de Werld unner gahn, ick wil ook herut, op mi lichter warden ſull," un as ſe ut de Döör kamm — bratſch! — ſmeet eer de Vagel den Mählenſteen up den Kopp, dat ſe ganz tomatſcht; de Vader un Marleenken hörden dat un gingen herut, dar ging een Damp un Flam un Füür up van de Steed, un as dat vorby was, da ſtund de lüttje Broder, un he namm ſinen Vader un Marleenken bi de Hand,

un weeren alldree ſo recht vergnögt un gingen in dat Huus by Diſch un eeten.

48.

Der alte Sultan.

Ein Bauer hatte einen getreuen Hund, der war alt, und konnte nichts mehr feſt paken. Da ſagte der Bauer zu ſeiner Frau: „ich will den alten Sultan todtſchießen, er iſt uns doch zu nichts mehr Nutz," die Frau aber antwortete: „thu das nicht und laß das treue Thier das Gnadenbrod eſſen, es hat uns ſo lange Jahre gedient." Der Mann ſagte: „du biſt nicht recht geſcheidt, was fangen wir mit ihm an, er hat keinen Zahn mehr im Maul, und es fürchtet ſich kein Dieb mehr vor ihm; hat er uns gedient, ſo hat ers des Hungers wegen gethan, und weil er hier gutes Freſſen kriegte; morgen iſt ſein letzter Tag, dabei bleibts." Der Hund hatte alles, was Mann und Frau zuſammen geſprochen, mit angehört, nun hatte er einen guten Freund, das war der Wolf, zu dem ging er Abends hinaus und klagte ihm ſein Leiden und daß ſein Herr ihn Morgen todtſchießen wolle. „Mach dir keine Sorgen, ſagte der Wolf, ich will dir einen guten Anſchlag geben: Morgen früh geht dein Herr mit ſeiner Frau hinaus ins Heu, da neh-

men ſie auch ihr kleines Kind mit, bei der Arbeit legen ſie das draußen hinter die Hecke, da leg du dich daneben, als wenn du es bewachen und da ruhen wollteſt; alsdann will ich kommen und das Kind wegnehmen, und du mußt mir nachſpringen, was du kannſt, und mir es abjagen, dann werden ſie glauben, du habeſt ihr Kind errettet, dadurch wirſt du in völlige Gnade kommen und ſie werden dirs an nichts fehlen laſſen dein Lebelang.“ Das gefiel dem Hund gut und ward, wie es verabredet war, ausgeführt; der Wolf lief ein Stück Wegs, und als ihn der Hund eingeholt hatte, ließ er das Kind fallen, und der Hund trug es ſeinem Herrn zurück. Da rief der Bauer überlaut: „weil der alte Sultan unſer liebes Kind dem Wolf wieder abgejagt hat, ſoll er leben bleiben und das Gnadenbrod haben. Frau, geh heim und koch ihm einen Weckbrei, den kann er gut hinunterſchlucken, und mein Kopfkiſſen ſoll er zu ſeinem Bett haben, ſo lang er lebt.“ Alſo hatte es der Hund auf einmal ſo gut, daß er ſichs nicht beſſer wünſchen konnte. Der Wolf kam zu ihm und freute ſich, daß es ſo wohl gelungen war: „du wirſt nun auch nichts dagegen haben, und mir behülflich ſeyn, wenn ich deinem Herrn ein fett Schaf wegholen kann.“ Der Sultan aber war ſeinem Herrn treu und ſagte ihm, was der Wolf im Schilde führe, da

paßt' ihm dieſer in der Scheuer auf, und als er kam und ſich einen guten Biſſen holen wollte, kämmte er ihm tüchtig die Haare. Der Wolf war darüber gewaltig aufgebracht, ſchalt den alten Sultan einen ſchlechten Kerl und forderte ihn heraus, die Sache auszumachen.

Sie beſtellten ſich vor den Wald, und jeder ſollte einen Secundanten mit ſich bringen. Der Wolf war zuerſt auf dem Platz und hatte das wilde Schwein zu ſeinem Beiſtand mitgenommen, der Hund hatte niemand als eine lahme Katze bekommen können, und ging endlich ab. Wie ſie aber der Wolf und das wilde Schwein von weitem kommen, und die Katze beſtändig hüpfen ſahen, glaubten ſie die Katze höb jedesmal einen Stein auf, da wurde ihnen beiden Angſt, und das wilde Schwein verkroch ſich in das Laub, der Wolf aber ſprang auf einen Baum. Der Gegenpart kam heran, und beide wunderten ſich, daß niemand da war. Das wilde Schwein aber in dem Laub zwickte mit den Ohren; wie die Katze ſich etwas regen ſah, ſprang ſie drauf zu, biß und kratzte; da hob ſich das Schwein mit Geſchrei in die Höhe, lief fort und rief noch zurück: „dort oben auf dem Baum, da ſitzt der Schuldner.“ Da kam es an den Tag, daß der Wolf ſich verkrochen hatte, und wollte er herunter, mußte er ſich zum Frieden bequemen.

49.

Die sechs Schwäne.

Ein König jagte in einem großen Wald, verirrte sich und konnte keinen Ausgang finden, da kam er endlich zu einer Hexe, die bat er, sie mögte ihn wieder heraus leiten. Die Hexe aber antwortete, das geschähe nimmermehr, er müsse darin bleiben und sein Leben verlieren, und nur das eine könne ihn erretten, daß er ihre Tochter heirathe. Dem König war sein Leben lieb, und in der Angst sagte er ja; die Hexe brachte ihm das Mädchen, es war jung und schön, er konnte es aber nicht ohne Grausen und ohne eine heimliche Furcht ansehen; doch wollte er, was er versprochen hatte, halten. Die Alte führte dann beide auf den rechten Weg, und daheim ward die Hexentochter seine Gemahlin. Der König aber hatte noch sieben Kinder von seiner ersten Frau, sechs Buben und ein Mädchen, und weil er fürchtete, es könne ihnen von der Stiefmutter ein Leids angethan werden, brachte er sie in ein Schloß, das er mitten in einem Walde stehen hatte. Es stand so verborgen, daß niemand den Weg dahin wußte, und er selber hätte ihn nicht gefunden, wenn ihm nicht eine weise Frau einen Knauel von Garn gegeben, wenn er den

vor ſich warf, wickelte er ſich auf und zeigte ihm den Weg. Weil aber der König ſeine Kinder gar lieb hatte, ging er oft hinaus, da ward die Königin neugierig, und wollte wiſſen, was der König ſo viel allein in dem Wald zu thun habe; ſie forſchte die Diener aus, und dieſe verriethen ihr das ganze Geheimniß. Das erſte war nun, daß ſie ſich mit Liſt den Knauel verſchaffte, dann nahm ſie ſieben kleine Hemdchen, und ging hinaus in den Wald. Der Knauel zeigte ihr den Weg, und als die ſechs kleinen Prinzen ſie von weitem kommen ſahen, freuten ſie ſich, meinten ihr Vater käm und liefen heraus auf ſie zu. Da warf ſie über jeden ein Hemdchen, und kaum hatte es ihren Leib berührt, da waren ſie in Schwäne verwandelt, hoben ſich auf in die Luft und flogen davon. Sie meinte nun ſie hätte alle Stiefkinder weggeſchafft, und ging wieder heim, und ſo war das Mädchen, das in ſeiner Kammer geblieben war, errettet. Am andern Tag kam der König in das Waldſchloß, da erzählte es ihm, was geſchehen war, und zeigte ihm noch die Schwanenfedern, die von ihren ſechs Brüdern auf den Hof gefallen waren. Der König erſchrack, gedachte aber nimmermehr, daß die Königin die böſe That vollbracht, und weil er beſorgte, die Prinzeſſin möge ihm auch geraubt werden, wollte er ſie mit ſich nach Haus nehmen. Sie

fürchtete ſich aber vor ihrer Stiefmutter und bat ihn, er mögte ſie nur noch die Nacht in dem Schloß laſſen; in der Nacht aber entfloh ſie, und gerade zu in den Wald hinein.

Als ſie auch den ganzen Tag bis zum Abend fortgegangen war, kam ſie zu einer Wildhütte. Sie ſtieg hinauf und fand eine Stube mit ſechs kleinen Betten; weil ſie nun müde war, legte ſie ſich unter eins und wollte da die Nacht zubringen. Bei Sonnenuntergang aber kamen ſechs Schwäne durch das Fenſter hereingeflogen, ſetzten ſich auf den Boden und bliesen einander an, und bliesen ſich alle Federn ab, wie ein Tuch ſich abſtreift, und da waren es ihre ſechs Brüder. Sie kroch unter dem Bett hervor, und die Brüder waren beides erfreut und betrübt, ſie zu ſehen: „du kannſt hier nicht bleiben, ſagten ſie, das iſt eine Räuberherberg, wenn die Räuber von ihrem Zuge heimkommen, dann wohnen ſie hier. Alle Abend können wir uns aber eine Viertelſtunde lang die Schwanenhaut gänzlich abblaſen, und auf ſo lange unſere menſchliche Geſtalt haben, hernach aber iſt es wieder vorbei. Wenn du uns erlöſen willſt, mußt du in ſechs Jahren ſechs Hemdlein aus Sternblumen zuſammennähen, während der Zeit aber darfſt du nicht ſprechen und nicht lachen, ſonſt iſt alle Arbeit verloren.“ Und als die Brüder das geſprochen hatten, war

die Viertelſtunde herum, und ſie waren wieder in Schwäne verwandelt.

Am andern Morgen aber ſammelte ſich das Mädchen Sternblumen, ſetzte ſich dann auf einen hohen Baum und fing an zu nähen: es redete auch kein Wort und lachte nicht, ſondern ſahe nur auf ſeine Arbeit. Auf eine Zeit jagte der König, dem das Land gehörte in dem Wald, und ſeine Jäger kamen zu dem Baum, auf welchem es ſaß. Sie rieſen ihm zu, es ſollte herabſteigen, weil es ihnen nun nicht antworten durfte, wollte es ſie mit Geſchenken befriedigen, und warf ihnen ſeine goldene Halskette herab. Sie rieſen aber noch immer, da warf es ſeinen Gürtel, als auch dies nichts half ſeine Strumpfbänder endlich, alles, was es entbehren konnte, herunter, ſo daß es nichts mehr als ſein Hemdlein anbehielt. Den Jägern war aber das alles nicht genug, ſie ſtiegen auf den Baum, hoben es herab und brachten es mit Gewalt zum König. Der König war verwundert über ſeine Schönheit, wickelte es in ſeinen Mantel, ſetzte es vor ſich aufs Pferd, und führte es nach Haus und ob es gleich ſtumm war, liebte er es doch von Herzen, und es ward ſeine Gemahlin. Des Königs Mutter aber war böſe darüber, ſprach ſchlecht von ihr: niemand wiſſe, woher die Dirne gekommen, und ſie ſey des Königs unwerth. Als ſie nun

den ersten Prinzen zur Welt brachte, nahm die Schwiegermutter ihn weg, bestrich ihr den Mund mit Blut und gab dann bei dem König vor, die Königin habe ihr eigen Kind gefressen, und sey eine Zauberin. Der König aber, aus großer Liebe, wollte es nicht glauben; darnach als sie den zweiten Prinzen gebar, übte die gottlose Schwiegermutter denselben Betrug, und klagte sie wieder beim König an, und weil sie nicht reden durfte, sondern immer stumm saß und an den sechs Hembern arbeitete, so konnte sie nichts mehr erretten, und sie ward zum Feuer verdammt. Der Tag kam heran, wo das Urtheil sollte vollzogen werden, es war gerade der letzte Tag von den sechs Jahren, und sie war mit den sechs Hembern fertig geworden, nur an einem fehlte der linke Ermel. Wie sie nun zum Scheiterhaufen geführt wurde, nahm sie die sechs Hemder mit sich, und wie sie oben stand und eben das Feuer sollte angesteckt werden, sah sie sechs Schwäne durch die Luft daher ziehen, und über ihr sich herabsenken. Da warf sie die Hemdlein hinauf, die fielen über die Schwäne hin, und kaum waren sie davon berührt, so fiel ihre Schwanenhaut ab, und die sechs Brüder standen leibhaftig vor ihr, nur dem sechsten fehlte der linke Arm, und er hatte dafür einen Schwanenflügel auf dem Rücken. Da war ihr auch die Sprache wiedergegeben,

und

und ſie erzählte, wie die Schwiegermutter ſie ſo boshaft verläumdet, dafür ward dieſe auf den Scheiterhaufen gebracht und verbrannt, ſie aber lebte lange mit dem König und ihren ſechs Brüdern in Freuden.

Dorfchen 19 Jan. 1812. in Gartenhaus.

50.

Dornröschen.

Ein König und eine Königin kriegten gar keine Kinder, und hätten ſo gern eins gehabt. Einmal ſaß die Königin im Bade, da kroch ein Krebs aus dem Waſſer ans Land und ſprach: „dein Wunſch wird bald erfüllt werden und du wirſt eine Tochter zur Welt bringen.“ Das traf auch ein, und der König war ſo erfreut über die Geburt der Prinzeſſin, daß er ein großes Feſt anſtellen ließ, und dazu lud er auch die Feen ein, die im Lande waren, weil er nur zwölf goldene Teller hatte, konnte er eine nicht einladen: es waren ihrer nemlich dreizehen. Die Feen kamen zu dem Feſt, und beſchenkten das Kind am Ende deſſelben: die eine mit Tugend, die zweite mit Schönheit und ſo die andern mit allem, was nur auf der Welt herrlich und zu wünſchen war, wie aber eben die elfte ihr Geſchenk geſagt hatte, trat die dreizehnte herein, recht zornig, daß ſie nicht war eingeladen worden und rief: „weil ihr mich nicht gebeten,

ſo ſage ich euch, daß eure Tochter in ihrem funfzehnten Jahre an einer Spindel ſich ſtechen und todt hinfallen wird.“ Die Eltern erſchracken, aber die zwölfte Fee hatte noch einen Wunſch zu thun, da ſprach ſie: „es ſoll aber kein Tod ſeyn, ſie ſoll nur hundert Jahr in einen tiefen Schlaf fallen.“

Der König hoffte immer noch ſein liebes Kind zu erretten, und ließ den Befehl ausgehen, daß alle Spindeln im ganzen Königreich ſollten abgeſchafft werden. Die Prinzeſſin aber wuchs heran, und war ein Wunder von Schönheit. Eines Tags, als ſie ihr funfzehntes Jahr eben erreicht hatte, war der König und die Königin ausgegangen, und ſie ganz allein im Schloß, da ging ſie aller Orten herum nach ihrer Luſt, endlich kam ſie auch an einen alten Thurm. Eine enge Treppe führte dazu, und da ſie neugierig war, ſtieg ſie hinauf und gelangte zu einer kleinen Thüre, darin ſteckte ein gelber Schlüſſel, den drehte ſie um, da ſprang die Thüre auf und ſie war in einem kleinen Stübchen, darin ſaß eine alte Frau und ſpann ihren Flachs. Die alte Frau gefiel ihr wohl, und ſie machte Scherz mit ihr und ſagte, ſie wollte auch einmal ſpinnen, und nahm ihr die Spindel aus der Hand. Kaum aber hatte ſie die Spindel angerührt, ſo ſtach ſie ſich damit, und alsbald fiel ſie nieder in einen tiefen Schlaf.

In dem Augenblick kam der König mit dem ganzen Hofstaat zurück, und da fing alles an einzuschlafen, die Pferde in den Ställen, die Tauben auf dem Dach, die Hunde im Hof, die Fliegen an den Wänden, ja das Feuer, das auf dem Heerde flackerte, ward still und schlief ein, und der Braten hörte auf zu brutzeln, und der Koch ließ den Küchenjungen los, den er an den Haaren ziehen wollte, und die Magd ließ das Huhn fallen, das sie rupfte und schlief, und um das ganze Schloß zog sich eine Dornhecke hoch und immer höher, so daß man gar nichts mehr davon sah.

Prinzen, die von dem schönen Dornröschen gehört hatten, kamen und wollten es befreien, aber sie konnten durch die Hecke nicht hindurch dringen, es war als hielten sich die Dornen fest wie an Händen zusammen, und sie blieben darin hängen und kamen jämmerlich um. So währte das lange, lange Jahre: da zog einmal ein Königssohn durch das Land, dem erzählte ein alter Mann davon, man glaube, daß hinter der Dornhecke ein Schloß stehe, und eine wunderschöne Prinzessin schlafe darin mit ihrem ganzen Hofstaat; sein Großvater habe ihm gesagt, daß sonst viele Prinzen gekommen wären und hätten hindurchdringen wollen, sie wären aber in den Dornen hängen geblieben und todtgestochen worden. „Das soll

mich nicht ſchrecken, ſagte der Königsſohn, ich will durch die Hecke dringen und das ſchöne Dornröschen befreien;“ da ging er fort, und wie er zu der Dornhecke kam, waren es lauter Blumen, die thaten ſich von einander, und er ging hindurch, und hinter ihm wurden es wieder Dornen. Da kam er ins Schloß, und in dem Hof lagen die Pferde und ſchliefen, und die bunten Jagdhunde, und auf dem Dach ſaßen die Tauben und hatten ihre Köpfchen in den Flügel geſteckt, und wie er hineinkam, ſchliefen die Fliegen an den Wänden, und das Feuer in der Küche, der Koch und die Magd, da ging er weiter, da lag der ganze Hofſtaat und ſchlief, und noch weiter, der König und die Königin; und es war ſo ſtill, daß einer ſeinen Athem hörte, da kam er endlich in den alten Thurm, da lag Dornröschen und ſchlief. Da war der Königsſohn ſo erſtaunt über ihre Schönheit, daß er ſich bückte und ſie küßte, und in dem Augenblick wachte ſie auf, und der König und die Königin, und der ganze Hofſtaat, und die Pferde und die Hunde, und die Tauben auf dem Dach, und die Fliegen an den Wänden, und das Feuer ſtand auf und flackerte und kochte das Eſſen fertig, und der Braten bruzelte fort, und der Koch gab dem Küchenjungen eine Ohrfeige, und die Magd rupfte das Huhn fertig. Da ward die Hochzeit von dem Königs-

ſohn mit Dornröschen gefeiert, und ſie lebten vergnügt bis an ihr Ende.

(von der Marie)

51.

Vom Fundevogel.

Es war einmal ein Förſter, der ging in den Wald auf die Jagd, und wie er in den Wald kam hörte er ſchreien, als obs ein kleines Kind wäre, und ging dem Schreien nach, ſo ſah er endlich einen hohen Baum und oben darauf ſaß ein kleines Kind, unter dem Baum aber lag eine Frau, die ſchlief. Und als die Frau unter dem Baum eingeſchlafen war, hatte ein Raubvogel das Kind in ihrem Schooß geſehen, flog hinzu, nahm es mit ſeinem Schnabel weg, und ſetzte es auf den hohen Baum.

Der Förſter aber ſtieg hinauf, holte das Kind herunter und dachte: „du willſt das Kind mit nach Haus nehmen, und mit deinem Lehnchen zuſammen aufziehen;“ brachte es heim, und die zwei Kinder wuchſen ſo mit einander auf, das aber, das auf dem Baum gefunden worden war, und weil es ein Vogel weggetragen hatte, wurde Fundevogel geheißen. Fundevogel und Lehnchen hatten ſich ſo lieb, nein ſo lieb, daß wenn eins das andere nicht ſah, wurde es traurig.

Der Förſter hatte aber eine alte Köchin,

die nahm eines Abends zwei Eimer und fing an Waſſer zu ſchleppen und ging nicht einmal, ſondern vielemal hinaus an den Brunnen und Lehnchen ſah es: „hör einmal, alte Sanne, was trägſt du denn ſo viel Waſſer zu?“ — wenn dus keinen Menſchen wieder ſagen willſt, ſo will ich dirs wohl ſagen. Da ſagte Lehnchen, nein, ſie wollte es keinem Menſchen wieder ſagen, ſo ſprach die Köchin: „morgen früh, wenn der Förſter auf die Jagd iſt, da koche ich das Waſſer, und wenns in dem Keſſel ſiedet, werf ich den Fundevogel 'nein, und will ihn darin kochen.“

Und des andern Morgens in aller Frühe ſtieg der Förſter auf und ging auf die Jagd, und als er weg war, lagen die Kinder noch im Bett, da ſprach Lehnchen zum Fundevogel: verläßt du mich nicht, ſo verlaß ich dich auch nicht!“ ſo ſprach der Fundevogel: nun und nimmermehr. Da ſprach Lehnchen: „ich will es dir nur ſagen, die Sanne ſchleppte geſtern Abends ſo viel Eimer Waſſer ins Haus, ſo fragte ich ſie, warum ſie das thäte, ſo ſagte ſie: wenn ichs keinem Menſchen ſagen wollte, ſo wollte ſie es mir wohl ſagen; ſo ſprach ich: ich wollte es gewiß keinem Menſchen ſagen, da ſagte ſie, morgen früh, wenn der Vater auf die Jagd wäre, wollte ſie den Keſſel voll Waſſer ſieden, und dich hineinwerfen und kochen. Wir

wollen aber geschwind aufsteigen, uns anziehen und zusammen fortgehen.

Also standen die beiden Kinder auf, zogen sich geschwind an und gingen fort. Wie nun das Wasser im Kessel kochte, ging die Köchin in die Schlafkammer und wollte Fundevogel holen, um ihn hinein zu werfen. Allein, als sie hinein kam, und zu den Betten trat, waren die Kinder alle beide fort, so wurde ihr grausam Angst und sprach vor sich: „was will ich nun sagen, wenn der Förster heim kommt und sieht, daß die Kinder weg sind. Geschwind hintennach, daß wir sie wieder kriegen!“

Da schickte die Köchin drei Knechte nach, die sollten laufen und die Kinder einlangen. Die Kinder aber saßen vor dem Wald, und als sie die drei Knechte von weitem laufen sahen, sprach Lehnchen zum Fundevogel: „verläßt du mich nicht, so verlaß ich dich auch nicht!“ So sprach Fundevogel: „nun und nimmermehr!“ Da sagte Lehnchen: „werde du zum Rosenstöckchen und ich zum Röschen drauf!“ Wie nun die drei Knechte vor den Wald kamen, so war nichts da, als ein Rosenstrauch und ein Röschen oben drauf, die Kinder aber nirgends, da sprachen sie: hier ist nichts zu machen und gingen heim, und sagten vor die Köchin, sie hätten nichts in der Welt

gesehen, als nur ein Rosenstöckchen, mit einem Röschen oben drauf. Da schalt die alte Köchin: „ihr Einfaltspinsel, ihr hättet das Rosenstöckchen sollen entzwei schneiden, und das Röschen abbrechen und mit nach Haus bringen, geschwind und thuts!“ Sie mußten also zum zweitenmal hinaus und suchen. Die Kinder sahen sie aber von weiten kommen, da sprach Lehnchen: „Fundevogel, verläßt du mich nicht, verlaß ich dich auch nicht!“ Fundevogel sagte: „nun und nimmermehr.“ — So werde du eine Kirche, und ich die Krone darin!“ Wie nun die drei Knechte dahin kamen, war nichts da, als eine Kirche und eine Krone darin. Sie sprachen also zu einander, was sollen wir hier machen, laßt uns nach Hause gehen! Wie sie nach Haus kamen, fragte die Köchin, ob sie nichts gefunden, so sagten sie nein, sie hätten nichts gefunden, wie eine Kirche, da wäre eine Krone darin gewesen. „Ihr Narren, schalt die Köchin, warum habt ihr nicht die Kirche zerbrochen und die Krone mit heim gebracht?“ Nun machte sich die alte Köchin selbst auf die Beine, und ging mit den drei Knechten den Kindern nach. Die Kinder sahen aber die drei Knechte von weitem kommen und die Köchin wackelte hinten nach. Da sprach Lehnchen: „Fundevogel, verläßt du mich nicht, so verlaß ich dich auch nicht.“ Da sprach der

Fundevogel: „nun und nimmermehr.“ So ſprach Lehnchen: „werde du zum Teich und ich die Ente drauf!“ Die Köchin aber kam herzu und als ſie den Teich ſahe, legte ſie ſich drüber hin und wollte ihn ausſaufen. Aber die Ente kam ſchnell geſchwommen, faßte ſie mit ihrem Schnabel beim Kopf und zog ſie ins Waſſer hinein, da mußte die alte Hexe ertrinken. Da gingen die Kinder zuſammen nach Haus, und waren herzlich froh, und wenn ſie nicht geſtorben ſind, leben ſie noch.

(Aus der Hess. Manuscr.)

52.

König Droßelbart.

Ein König hatte eine Tochter, die war wunderſchön, aber ſo ſtolz und übermüthig, daß ſie aus Eigenſinn einen Freier nach dem andern abwies und Spott mit ihnen trieb. Der König ließ einmal ein großes Feſt anſtellen, und lud dazu alle heirathsluſtigen Männer ein, die wurden in eine Reihe, nach ihrem Rang und Stand geordnet, erſt kamen die Könige, dann die Herzogen, Fürſten, Grafen und Barone, zuletzt die Edelleute, da wurde die Königstochter durch die Reihen geführt, aber an jedem hatte ſie immer etwas auszuſetzen. Beſonders machte ſie ſich über einen guten König luſtig, der ganz oben an ſtand und dem das Kinn krumm gewachſen

war, da ſagte ſie: „ei, der hat ein Kinn, wie die Droßel einen Schnabel,“ und ſeit der Zeit bekam er den Namen Droßelbart. Als nun der alte König ſahe, daß ſeine Tochter nichts that, als über die Leute ſpotten, erzürnte er ſo, daß er ſchwur, ſie ſollte den erſten beſten Bettler nehmen, der vor die Thür käme.

Eines Tages fing ein Spielmann an zu ſingen unter ihrem Fenſter, den hieß der König gleich hereinkommen, und ſo ſchmutzig er war, mußte ſie ihn für ihren Bräutigam anerkennen, ein Pfarrer wurde alsbald gerufen und die Trauung ging vor ſich. Wie die Trauung vollzogen war, ſprach der König zu ſeiner Tochter: „es ſchickt ſich nun nicht weiter, daß du hier im Schloß bleibeſt, du kannſt nur mit deinem Mann fortziehen.“

Da zog der Bettelmann mit der Königstochter fort, unterwegs kamen ſie durch einen großen Wald, und ſie fragte den Bettelmann:

„ach, wem gehört doch der ſchöne Wald?“ —
der gehört dem König Droßelbart,
hätſt du'n genommen, ſo wär er dein! —
„ich arme Jungfer zart,
ach hätt' ich doch genommen den König Droſelbart!“

Darauf kamen ſie durch eine Wieſe:

„wem gehört wohl die ſchöne grüne Wieſe? —“

ſie gehört dem König Droßelbart,
hätſt du'n genommen, ſo wär ſie dein! —
„ich arme Jungfer zart,
ach hätt' ich doch genommen den König Droßelbart!"

Endlich kamen ſie durch eine Stadt:

„wem gehört wohl die ſchöne große Stadt? —"
ſie gehört dem König Droßelbart,
hätſt du'n genommen, ſo wär ſie dein. —
„ich arme Jungfer zart,
ach hätt' ich doch genommen den König Droßelbart!"

der Spielmann wurde ganz mürriſch, daß ſie ſich immer einen andern Mann wünſchte und ſich gar nichts aus ihm machte; endlich ſo kamen ſie an ein kleines Häuschen:

„ach Gott, was für ein Häuſelein,
wem mag das elende, winzige Häuschen ſeyn?"

der Bettelmann ſagte: „das Haus iſt unſer Haus, wo wir wohnen, mach nur gleich Feuer an und ſtell Waſſer auf, daß du mir mein Eſſen kochſt, ich bin ganz müd." Die Königstochter aber verſtand nichts vom Kochen, und der Mann mußte ihr nur mit helfen, ſo ging es noch ſo leidlich, und wie ſie gegeſſen hatten, legten ſie ſich ins Bett ſchlafen. Des Morgens aber mußte ſie ganz früh aufſtehen und arbeiten, und ſo wars ein paar Tage ſchlecht genug, bis der Mann endlich ſagte: „Frau, ſo

gehts nicht länger, daß wir hier zehren und nichts verdienen, du sollst Körbe flechten.“ Da ging er aus und schnitt Weiden, sie aber mußte anfangen Körbe zu flechten, die harten Weiden stachen ihr aber die Hände wund. „Ich sehe du kannst das nicht, sagte der Mann, so spinn lieber, das wird wohl besser gehen.“ Da saß sie und spann, aber ihre Finger waren so zart, daß der harte Faden ihr bald tief hineinschnitt und das Blut daran herunterlief. „Du taugst zu keiner Arbeit recht, sagte der Mann verdrießlich, ich will einen Topfhandel anfangen, und du sollst auf dem Markt die Waare feilhalten und verkaufen.“ Das erstemal gings gut, die Leute kauften der schönen Frau gern Töpfe ab und bezahlten, was sie forderte, ja viele bezahlten und ließen ihr die Töpfe noch dazu. Wie nun alles verkauft war, handelte der Mann eine Menge neu Geschirr ein, und sie saß wieder damit auf dem Markt, und hoffte guten Gewinn, da kam ein betrunkener Husar daher geritten, mitten in die Töpfe hinein, so daß sie in tausend Scherben sprangen. Da fürchtete sich die Frau, und getraute sich den ganzen Tag nicht heimzugehen, und als sie nun endlich nach Haus ging, war der Bettelmann auf und davon.

So lebte sie einige Zeit ganz armselig und in großer Dürftigkeit, da kam ein Mann und

lud ſie zu einer Hochzeit. Sie wollte ſich allerlei von dem Ueberfluß mitbringen und eine zeitlang davon leben, ſie that alſo ihr Mäntelchen um, und nahm einen Topf darunter und ſteckte eine große lederne Taſche an. Auf der Hochzeit aber war alles prächtig und vollauf, ihren Topf füllte ſie mit Suppe und ihre Taſche mit Brocken. Sie wollte nun damit fortgehen, aber einer von den Gäſten verlangte, ſie ſolle mit ihm tanzen, ſie ſträubte ſich aus allen Kräften, das half aber nichts, er faßte ſie an und ſie mußte mit fort. Da fiel nun gleich der Topf, daß die Suppe auf die Erde floß, und die vielen Brocken ſprangen aus der Taſche. Als das die Gäſte ſahen, entſtand ein allgemeines Gelächter und Spotten; ſie war ſo beſchämt, daß ſie ſich lieber tauſend Klafter unter die Erde gewünſcht hätte, und ſprang zur Thüre und wollte entfliehen. Auf der Treppe aber holte ſie ein Mann ein, und führte ſie zurück, und wie ſie ihn anſah, da war das der König Droßelbart, der ſprach: „ich und der Bettelmann ſind eins, und ich bin auch der Huſar geweſen, der dir die Töpfe entzwei geritten hat; und das alles iſt nur dir zur Beſſerung und zur Strafe geſchehen, weil du mich ehedem verſpottet haſt, jetzt aber ſoll erſt unſere Hochzeit gefeiert werden.“ Da kam auch ihr Vater und der ganze Hof, und ſie ward

prächtig geputzt nach ihrem Stand, und das Fest war ihre Vermählung mit dem König Droßelbart.

53.

Sneewittchen (Schneeweißchen).

Es war einmal mitten im Winter, und die Schneeflocken fielen wie Federn vom Himmel, da saß eine schöne Königin an einem Fenster, das hatte einen Rahmen von schwarzem Ebenholz, und nähte. Und wie sie so nähte und nach dem Schnee aufblickte, stach sie sich mit der Nadel in den Finger, und es fielen drei Tropfen Blut in den Schnee. Und weil das Rothe in dem Weißen so schön aussah, so dachte sie: hätt ich doch ein Kind so weiß wie Schnee, so roth wie Blut und so schwarz wie dieser Rahmen. Und bald darauf bekam sie ein Töchterlein, so weiß wie der Schnee, so roth wie das Blut, und so schwarz wie Ebenholz, und darum ward es das Sneewittchen genannt.

Die Königin war die schönste im ganzen Land, ~~und gar~~ stolz auf ihre Schönheit, Sie hatte auch einen Spiegel, vor den trat sie alle Morgen und fragte:

„Spieglein, Spieglein an der Wand:
wer ist die schönste Frau in dem ganzen Land?"

da sprach das Spieglein allzeit:

„Ihr, Frau Königin, seyd die schönste Frau im Land.“

Und da wußte sie gewiß, daß niemand schöner auf der Welt war. Sneewittchen aber wuchs heran, und als es sieben Jahr alt war, war es so schön, daß es selbst die Königin an Schönheit übertraf, und als diese ihren Spiegel fragte:

„Spieglein, Spieglein an der Wand:
wer ist die schönste Frau in dem ganzen Land?“

sagte der Spiegel:

„Frau Königin, Ihr seyd die schönste hier,
aber Sneewittchen ist noch tausendmal schöner als Ihr!“

Wie die Königin den Spiegel so sprechen hörte, ward sie blaß vor Neid, und von Stund an haßte sie das Sneewittchen, und wenn sie es ansah, und gedacht, daß durch seine Schuld sie nicht mehr die schönste auf der Welt sey, kehrte sich ihr das Herz herum. Da ließ ihr der Neid keine Ruhe, und sie rief einen Jäger und sagte zu ihm: „führ das Sneewittchen hinaus in den Wald an einen weiten abgelegenen Ort, da stichs todt, und zum Wahrzeichen bring mir seine Lunge und seine Leber mit, die will ich mit Salz kochen und essen.“ Der Jäger nahm das Sneewittchen und führte es hin-

aus, wie er aber den Hirschfänger gezogen hatte und eben zustechen wollte, da fing es an zu weinen, und bat so sehr, er mögt ihm sein Leben lassen, es wollt nimmermehr zurückkommen, sondern in dem Wald fortlaufen. Den Jäger erbarmte es, weil es so schön war und gedachte: die wilden Thiere werden es doch bald gefressen haben, ich bin froh, daß ich es nicht zu tödten brauche, und weil gerade ein junger Frischling gelaufen kam, stach er den nieder, nahm Lunge und Leber heraus und bracht sie als Wahrzeichen der Königin mit, die kochte sie mit Salz und aß sie auf, und meinte sie hätte Sneewittchens Lunge und Leber gegessen.

Sneewittchen aber war in dem großen Wald mutterseelig allein, so daß ihm recht Angst ward und fing an zu laufen und zu laufen über die spitzen Steine, und durch die Dornen den ganzen Tag: endlich, als die Sonne untergehen wollte, kam es zu einem kleinen Häuschen. Das Häuschen gehörte sieben Zwergen, die waren aber nicht zu Haus, sondern in das Bergwerk gegangen. Sneewittchen ging hinein und fand alles klein, aber niedlich und reinlich: da stand ein Tischlein mit sieben kleinen Tellern, dabei sieben Löffelein, sieben Messerlein und Gäblein, sieben Becherlein, und an der Wand standen sieben Bettlein neben einander

ander frisch gedeckt. Sneewittchen war hungrig und durstig, aß von jedem Tellerlein ein wenig Gemüs und Brod, trank aus jedem Gläschen einen Tropfen Wein, und weil es so müd war, wollte es sich schlafen legen. Da probirte es die sieben Bettlein nach einander, keins war ihm aber recht, bis auf das siebente, in das legte es sich und schlief ein.

Wie es Nacht war, kamen die sieben Zwerge von ihrer Arbeit heim, und steckten ihre sieben Lichtlein an, da sahen sie, daß jemand in ihrem Haus gewesen war. Der erste sprach: „wer hat auf meinem Stühlchen gesessen?“ Der zweite: „wer hat von meinem Tellerchen gegessen?“ Der dritte: „wer hat von meinem Brödchen genommen?“ Der vierte: „wer hat von meinem Gemüschen gegessen?“ Der fünfte: „wer hat mit meinem Gäbelchen gestochen?“ Der sechste: „wer hat mit meinem Messerchen geschnitten?“ Der siebente: „wer hat aus meinem Becherlein getrunken?“ Darnach sah der erste sich um und sagte: „wer hat in mein Bettchen getreten?“ Der zweite: „ei, in meinem hat auch jemand gelegen?“ und so alle weiter bis zum siebenten, wie der nach seinem Bettchen sah, da fand er das Sneewittchen darin liegen und schlafen. Da kamen die Zwerge alle gelaufen, und schrieen vor Verwunderung, und holten ihre sieben Lichtlein herbei,

und betrachteten das Sneewittchen, „ei du mein Gott! ei du mein Gott!“ riefen sie, „was ist das schön!“ Sie hatten große Freude an ihm, weckten es auch nicht auf, und ließen es in dem Bettlein liegen; der siebente Zwerg aber schlief bei seinen Gesellen, bei jedem eine Stunde, da war die Nacht herum. Als nun Sneewittchen aufwachte, fragten sie, wer es sey und wie es in ihr Haus gekommen wäre, da erzählte es ihnen, wie seine Mutter es habe wollen umbringen, der Jäger ihm aber das Leben geschenkt, und wie es den ganzen Tag gelaufen, und endlich zu ihrem Häuslein gekommen sey. Da hatten die Zwerge Mitleiden und sagten: „wenn du unsern Haushalt versehen, und kochen, nähen, betten, waschen und stricken willst, auch alles ordentlich und reinlich halten, sollst du bei uns bleiben und soll dir an nichts fehlen; Abends kommen wir nach Haus, da muß das Essen fertig seyn, am Tage aber sind wir im Bergwerk und graben Gold, da bist du allein; hüt dich nur vor der Königin und laß niemand herein.“

Die Königin aber glaubte, sie sey wieder die allerschönste im Land, trat Morgens vor den Spiegel und fragte:

„Spieglein, Spieglein an der Wand:
wer ist die schönste Frau in dem ganzen Land?“

da antwortete der Spiegel aber wieder:

„Frau Königin, Ihr ſeyd die ſchönſte hier:
aber Sneewittchen, über den ſieben Bergen iſt
noch tauſendmal ſchöner als Ihr!“

wie die Königin das hörte erſchrack ſie und ſah wohl, daß ſie betrogen worden und der Jäger Sneewittchen nicht getödtet hatte. Weil aber niemand, als die ſieben Zwerglein in den ſieben Bergen war, da wußte ſie gleich, daß es ſich zu dieſen gerettet hatte, und nun ſann ſie von neuem nach, wie ſie es umbringen könnte, denn ſo lang der Spiegel nicht ſagte, ſie wär die ſchönſte Frau im ganzen Land, hatte ſie keine Ruh. Da war ihr alles nicht ſicher und gewiß genug, und ſie verkleidete ſich ſelber in eine alte Krämerin, färbte ihr Geſicht, daß ſie auch kein Menſch erkannte, und ging hinaus vor das Zwergenhaus. Sie klopfte an die Thür und rief: „macht auf, macht auf, ich bin die alte Krämerin, die gute Waare feil hat.“ Sneewittchen guckte aus dem Fenſter: „was habt ihr denn?“ — „Schnürriemen, liebes Kind, ſagte die Alte, und holte einen hervor, der war von gelber, rother und blauer Seide geflochten: „willſt du den haben?“ — Ei ja, ſprach Sneewittchen, und dachte die gute alte Frau kann ich wohl hereinlaſſen, die meints redlich; riegelte alſo die Thüre auf und handelte ſich den Schnürriemen. „Aber wie biſt du ſo ſchlampiſch geſchnürt, ſagte die Alte, komm

ich will dich einmal beſſer ſchnüren.“ Sneewittchen ſtellte ſich vor ſie, da nahm ſie den Schnürriemen und ſchnürte und ſchnürte es ſo feſt, daß ihm der Athem verging, und es für todt hinfiel. Darnach war ſie zufrieden und ging fort.

Bald darauf ward es Nacht, da kamen die ſieben Zwerge nach Haus, die erſchracken recht, als ſie ihr liebes Sneewittchen auf der Erde liegen fanden, als wär es todt. Sie hoben es in die Höhe, da ſahen ſie, daß es ſo feſt geſchnürt war, ſchnitten den Schnürriemen entzwei, da athmete es erſt, und dann ward es wieder lebendig. „Das iſt niemand geweſen, als die Königin, ſprachen ſie, die hat dir das Leben nehmen wollen, hüte dich und laß keinen Menſchen mehr herein.“

Die Königin aber fragte ihren Spiegel:

„Spieglein, Spieglein an der Wand:
wer iſt die ſchönſte Frau in dem ganzen Land?“

der Spiegel antwortete:

„Frau Königin, Ihr ſeyd die ſchönſte hier,
aber Sneewittchen bei den ſieben Zwergelchen
iſt tauſendmal ſchöner als Ihr.“

Sie erſchrack, daß das Blut ihr all zum Herzen lief, da ſie ſah, daß Sneewittchen wieder lebendig geworden war. Darnach ſann ſie den ganzen Tag und die Nacht, wie ſie es doch noch fangen wollte, und machte einen giftigen

Kamm, verkleidete ſich in eine ganz andere Geſtalt, und ging wieder hinaus. Sie klopfte an die Thür, Sneewittchen aber rief: „ich darf niemand hereinlaſſen;“ da zog ſie den Kamm hervor, und als Sneewittchen den blinken ſah und es auch jemand ganz fremdes war, ſo machte es doch auf, und kaufte ihr den Kamm ab. „Komm ich will dich auch kämmen,“ ſagte die Krämerin, kaum aber ſtack der Kamm dem Sneewittchen in den Haaren, da fiel es nieder und war todt. „Nun wirſt du liegen bleiben,“ ſagte die Königin, und ihr Herz war ihr leicht geworden, und ſie ging heim. Die Zwerge aber kamen zu rechter Zeit, ~~ſahen was geſchehen~~, und zogen den giftigen Kamm aus den Haaren, da ſchlug Sneewittchen die Augen auf, und war wieder lebendig, und verſprach den Zwergen, es wollte gewiß niemand mehr einlaſſen.

Die Königin aber ſtellte ſich vor ihren Spiegel:

„Spieglein, Spieglein an der Wand:
wer iſt die ſchönſte Frau in dem ganzen Land!“

der Spiegel antwortete:

„Frau Königin, Ihr ſeyd die ſchönſte hier,
aber Sneewittchen bei den ſieben Zwergelchen
iſt tauſendmal ſchöner als Ihr!“

Wie das die Königin wieder hörte, zitterte und

bebte ſie vor Zorn: „ſo ſoll das Sneewittchen noch ſterben, und wenn es mein Leben koſtet!“ Dann ging ſie in ihre heimlichſte Stube, und niemand durfte vor ſie kommen, und da machte ſie einen giftigen, giftigen Apfel, äußerlich war er ſchön und rothbäckig, und jeder der ihn ſah, bekam Luſt dazu. Darauf verkleidete ſie ſich als Bauersfrau, ging vor das Zwerghaus und klopfte an. Sneewittchen guckte und ſagte: „ich darf keinen Menſchen einlaſſen, die Zwerge haben mirs bei Leibe verboten.“ „Nun, wenn Ihr nicht wollt, ſagte die Bäuerin, kann ich euch nicht zwingen, meine Aepfel will ich ſchon los werden, da, einen will ich euch zur Probe ſchenken.“ — „Nein, ich darf auch nichts geſchenkt nehmen, die Zwerge wollens nicht haben.“ — „Ihr mögt Euch wohl fürchten, da will ich den Apfel entzwei ſchneiden und die Hälfte eſſen, da den ſchönen rothen Backen ſollt Ihr haben;“ der Apfel war aber ſo künſtlich gemacht, daß nur die rothe Hälfte vergiftet war. Da ſah Sneewittchen, daß die Bäuerin ſelber davon aß, und ſein Gelüſten darnach ward immer größer, da ließ es ſich endlich die andere Hälfte durchs Fenſter reichen, und biß hinein, kaum aber hatte es einen Biſſen im Mund, ſo fiel es todt zur Erde.

Die Königin aber freute ſich, ging nach Haus und fragte den Spiegel:

„Spieglein, Spieglein an der Wand:
wer iſt die ſchönſte Frau in dem ganzen Land?“

da antworte er:

„Ihr, Frau Königin, ſeyd die ſchönſte Frau im Land!“

„Nun hab ich Ruhe“ ſprach ſie, da ich wieder die ſchönſte im Lande bin, und Sneewittchen wird diesmal wohl todt bleiben.“

Die Zwerglein kamen Abends aus den Bergwerken nach Haus, da lag das liebe Sneewittchen auf dem Boden und war todt. Sie ſchnürten es auf, und ſahen, ob ſie nichts giftiges in ſeinen Haaren fänden, es half aber alles nichts, ſie konnten es nicht wieder lebendig machen. Sie legten es auf eine Bahre, ſetzten ſich alle ſieben daran, weinten und weinten drei Tage lang, dann wollten ſie es begraben, da ſahen ſie aber daß es noch friſch und gar nicht wie ein Todter ausſah, und daß es auch ſeine ſchönen rothen Backen noch hatte. Da ließen ſie einen Sarg von Glas machen, legten es hinein, daß man es recht ſehen konnte, ſchrieben auch mit goldenen Buchſtaben ſeinen Namen darauf und ſeine Abſtammung, und einer blieb jeden Tag zu Haus und bewachte es.

So lag Sneewittchen lange, lange Zeit in dem Sarg und verweſte nicht, war noch ſo weiß als Schnee, und ſo roth als Blut, und

wenns die Aeuglein hätte können aufthun, wären sie so schwarz gewesen wie Ebenholz, denn es lag da, als wenn es schlief. Einmal kam ein junger Prinz zu dem Zwergenhaus und wollte darin übernachten, und wie er in die Stube kam und Sneewittchen in dem Glassarg liegen sah, auf das die sieben Lichtlein so recht ihren Schein warfen, konnt er sich nicht satt an seiner Schönheit sehen, und las die goldene Inschrift und sah, daß es eine Königstochter war. Da bat er die Zwerglein, sie sollten ihm den Sarg mit dem todten Sneewittchen verkaufen, die wollten aber um alles Gold nicht; da bat er sie, sie mögten es ihm schenken, er könne nicht leben ohne es zu sehen, und er wolle es so hoch halten und ehren, wie sein Liebstes auf der Welt. Da waren die Zwerglein mitleidig und gaben ihm den Sarg, der Prinz aber ließ ihn in sein Schloß tragen, und ließ ihn in seine Stube setzen, er selber saß den ganzen Tag dabei, und konnte die Augen nicht abwenden; und wenn er aus mußte gehen und konnte Sneewittchen nicht sehen, ward er traurig, und er konnte auch keinen Bissen essen, wenn der Sarg nicht neben ihm stand. Die Diener aber, die beständig den Sarg herumtragen mußten, waren bös darüber, und einer machte einmal den Sarg auf, hob Sneewittchen in die Höh und sagte: um so eines tod-

ten Mädchens willen, werden wir den ganzen Tag geplagt," und gab ihm mit der Hand einen Stumpf in den Rücken. Da fuhr ihm der garſtige Apfelgrütz, den es abgebiſſen hatte, aus dem Hals, und da war Sneewittchen wieder lebendig. Da ging es hin zu dem Prinzen, der wußte gar nicht, was er vor Freuden thun ſollte, als ſein liebes Sneewittchen lebendig war, und ſie ſetzten ſich zuſammen an die Tafel und aßen in Freuden.

Auf den andern Tag ward die Hochzeit beſtellt, und Sneewittchens gottloſe Mutter, auch eingeladen. Wie ſie nun am Morgen vor dem Spiegel trat und ſprach:

„Spieglein, Spieglein an der Wand:
wer iſt die ſchönſte Frau in dem ganzen Land!"

da antwortete er:

„Frau Königin, Ihr ſeyd die ſchönſte hier,
aber die junge Königin iſt tauſendmal ſchöner
als Ihr!"

Als ſie das hörte, erſchrack ſie, und es war ihr ſo Angſt, ſo Angſt, daß ſie es nicht ſagen konnte. Doch trieb ſie der Neid, daß ſie auf der Hochzeit die junge Königin ſehen wollte, und wie ſie ankam, ſah ſie, daß es Sneewittchen war: da waren eiſerne Pantoffeln im Feuer glühend gemacht, die mußte ſie anziehen und darin tanzen, und ihre Füße wurden jämmer-

lich verbrannt, und sie durfte nicht aufhören bis sie sich zu todt getanzt hatte.

54.

Hans Dumm.

Es war ein König, der lebte mit seiner Tochter, die sein einziges Kind war, vergnügt: auf einmal aber brachte die Prinzessin ein Kind zur Welt, und niemand wußte, wer der Vater war; der König wußte lang nicht, was er anfangen sollte, am Ende befahl er, die Prinzessin solle mit dem Kind in die Kirche gehen, da sollte ihm eine Citrone in die Hand gegeben werden, und wem es die reiche, solle der Vater des Kinds und Gemahl der Prinzessin seyn. Das geschah nun, doch war der Befehl gegeben, daß niemand als schöne Leute in die Kirche sollten eingelassen werden. Es war aber in der Stadt ein kleiner, schiefer und buckelichter Bursch, der nicht recht klug war, und darum der Hans Dumm hieß, der drängte sich ungesehen zwischen den andern auch in die Kirche, und wie das Kind die Citrone austheilen sollte, so reichte es sie dem Hans Dumm. Die Prinzessin war erschrocken, der König war so aufgebracht, daß er sie und das Kind mit dem Hans Dumm in eine Tonne stecken und aufs Meer setzen ließ. Die Tonne schwamm bald

fort, und wie ſie allein auf dem Meere waren, klagte die Prinzeſſin und ſagte: „du garſtiger, buckelichter, naſeweiſer Bub, biſt an meinem Unglück Schuld, was haſt du dich in die Kirche gedrängt, das Kind ging dich nichts an.“ — „O ja, ſagte Hans Dumm, das ging mich wohl etwas an, denn ich habe es einmal gewünſcht, daß du ein Kind bekämſt, und was ich wünſche, das trifft ein.“ — „Wenn das wahr iſt, ſo wünſch uns doch, was zu eſſen hierher.“ — „Das kann ich auch, ſagte Hans Dumm, wünſchte ſich aber eine Schüſſel recht voll Kartoffel, die Prinzeſſin hätte gern etwas Beſſeres gehabt, aber weil ſie ſo hungrig war, half ſie ihm die Kartoffel eſſen. Nachdem ſie ſatt waren, ſagte Hans Dumm: „nun will ich uns ein ſchönes Schiff wünſchen!“ und kaum hatte er das geſagt, ſo ſaßen ſie in einem prächtigen Schiff, darin war alles zum Ueberfluß, was man nur verlangen konnte. Der Steuermann fuhr grad ans Land, und als ſie ausſtiegen, ſagte Hans Dumm: „nun ſoll ein Schloß dort ſtehen!“ Da ſtand ein prächtiges Schloß und Diener in Goldkleidern kamen und führten die Prinzeſſin und das Kind hinein, und als ſie mitten in dem Saal waren, ſagte Hans Dumm: „nun wünſch ich, daß ich ein junger und kluger Prinz werde!“ Da verlor ſich ſein Buckel, und er war ſchön und gerad

und freundlich, und er gefiel der Prinzessin gut und ward ihr Gemahl.

So lebten sie lange Zeit vergnügt; da ritt einmal der alte König aus, verirrte sich, und kam zu dem Schloß. Er verwunderte sich darüber, weil er es noch nie gesehen und kehrte ein. Die Prinzessin erkannte gleich ihren Vater, er aber erkannte sie nicht, er dachte auch, sie sey schon längst im Meer ertrunken. Sie bewirthete ihn prächtig, und als er wieder nach Haus wollte, steckte sie ihm heimlich einen goldenen Becher in die Tasche. Nachdem er aber fortgeritten war, schickte sie ein paar Reuter nach, die mußten ihn anhalten und untersuchen, ob er den goldenen Becher nicht gestohlen, und wie sie ihn in seiner Tasche fanden, brachten sie ihn mit zurück. Er schwur der Prinzessin, er habe ihn nicht gestohlen, und wisse nicht, wie er in seine Tasche gekommen sey, „darum, sagte sie, muß man sich hüten, jemand gleich für schuldig zu halten," und gab sich als seine Tochter zu erkennen. Da freute sich der König und sie lebten vergnügt zusammen, und nach seinem Tod, ward Hans Dumm König.

Hasenpflugs 29 Septbr. 1812.

55.

Rumpelſtilzchen.

Es war einmal ein Müller, der war arm, aber er hatte eine ſchöne Tochter. Und es traf ſich, daß er mit dem König zu ſprechen kam und ihm ſagte: „ich habe eine Tochter, die weiß die Kunſt, Stroh in Gold zu verwandeln.“ Da ließ der König die Müllerstochter alſogleich kommen, und befahl ihr, eine ganze Kammer voll Stroh in einer Nacht in Gold zu verwandeln, und könne ſie es nicht, ſo müſſe ſie ſterben. Sie wurde in die Kammer eingeſperrt, ſaß da und weinte, denn ſie wußte um ihr Leben keinen Rath, wie das Stroh zu Gold werden ſollte. Da trat auf einmal ein klein Männlein zu ihr, das ſprach: „was giebſt du mir, daß ich alles zu Gold mache?“ Sie that ihr Halsband ab und gabs dem Männlein, und es that, wie es verſprochen hatte. Am andern Morgen fand der König die ganze Kammer voll Gold; aber ſein Herz wurde dadurch nur noch begieriger, und er ließ die Müllerstochter in eine andere, noch größere Kammer voll Stroh thun, das ſollte ſie auch zu Gold machen. Und das Männlein kam wieder, ſie gab ihm ihren Ring von der Hand, und alles wurde wieder zu Gold. Der König aber hieß ſie die dritte

Nacht wieder in eine dritte Kammer ſperren, die war noch größer als die beiden erſten und ganz voll Stroh, „und wenn dir das auch gelingt, ſollſt du meine Gemahlin werden.“ Da kam das Männlein und ſagte: „ich will es noch einmal thun, aber du mußt mir das erſte Kind verſprechen, das du mit dem König bekommſt.“ Sie verſprach es in der Noth, und wie nun der König auch dieſes Stroh in Gold verwandelt ſah, nahm er die ſchöne Müllerstochter zu ſeiner Gemahlin.

Bald darauf kam die Königin ins Wochenbett, da trat das Männlein vor die Königin und forderte das verſprochene Kind. Die Königin aber bot, was ſie konnte und bot dem Männchen alle Reichthümer an, wenn es ihr ihr Kind laſſen wollte, allein alles war vergebens. Endlich ſagte es: „in drei Tagen komm ich wieder und hole das Kind, wenn du aber dann meinen Namen weißt, ſo ſollſt du das Kind behalten!“

Da ſann die Königin den erſten und zweiten Tag, was doch das Männchen für einen Namen hätte, konnte ſich aber nicht beſinnen, und ward ganz betrübt. Am dritten Tag aber kam der König von der Jagd heim und erzählte ihr: ich bin vorgeſtern auf der Jagd geweſen, und als ich tief in den dunkeln Wald kam, war da ein kleines Haus und vor dem

Haus war ein gar zu lächerliches Männchen, das ſprang als auf einem Bein davor herum, und ſchrie:

„heute back ich, morgen brau ich,
übermorgen hohl ich der Frau Königin ihr Kind,
ach wie gut iſt, daß niemand weiß,
daß ich Rumpelſtilzchen heiß!“

Wie die Königin das hörte, ward ſie ganz froh und als das gefährliche Männlein kam, frug es: Frau Königin, wie heiß ich? — „heißeſt du Conrad?“ — Nein. — „Heißeſt du Heinrich?“ — Nein.

Heißt du etwa Rumpelſtilzchen?
Das hat dir der Teufel geſagt! ſchrie das Männchen, lief zornig fort und kam nimmermehr wieder.

56.

Der liebſte Roland.

Es war einmal eine Mutter, die hatte nur ihre rechte Tochter lieb und haßte ihre Stieftochter, die doch tauſendmal ſchöner und beſſer war. Einmal hatte dieſe eine ſchöne Schürze, darüber war die andere neidiſch und verlangte von der Mutter, ſie ſolle ihr dieſe Schürze verſchaffen. Die Mutter ſagte: „ſey ſtill, mein liebes Kind, du ſollſt ſie haben, deine Stief-

ſchweſter hat dech ſchon lange den Tod verdient, heut Nacht leg dich hinten ins Bett und ſchieb ſie recht vorne hin, dann will ich kommen, wenn ſie ſchläft, und will ihr den Kopf abhauen.“ Die Stiefſchweſter aber hatte in einer Ecke geſtanden und alles mit angehört, da ließ ſie die böſe Schweſter erſt zu Bett gehen, daß ſie hinten hin kam, wie ſie aber eingeſchlafen war, hub ſie ſie auf und legte ſie vorne hin, ſich aber ganz hinten. Da kam die Mutter in der Nacht geſchlichen, fühlte erſt ob vorne jemand lag und ſchlief, dann faßte ſie die Axt mit beiden Händen und hieb und hieb ihrem eigenen Kind den Kopf ab.

Wie ſie fortgegangen war, ſtand das Mädchen auf und ging zu ſeinem Liebſten Roland, klopfte an und rief: „hör, wir müſſen fort, die Stiefmutter hat ihr eigen Kind todtgeſchlagen, und meint ſie hätte mich getroffen, kommt der Tag und ſie ſieht, was ſie gethan, ſo bin ich verloren; da hab ich ihren Zauberſtab genommen, damit können wir uns ſchon helfen.“ Der Liebſte Roland ſtand auf, und ſie nahmen erſt den todten Kopf und träpfelten drei Blutstropfen, einen vors Bett, einen in die Küche und einen auf die Treppe; darauf gingen ſie fort. Am Morgen, als die Mutter aufgeſtanden war, rief ſie ihrer Tochter: „komm, du ſollſt jetzt die Schürze haben, die Tochter kam

aber

aber nicht. „Wo biſt du?“ — „Ei! hier auf der Treppe, die kehr ich,“ ſprach der eine Blutstropfen. Da ging ſie hinaus; auf der Treppe war niemand: „wo biſt du denn?“ — „Ei! hier in der Küche, beim Feuer, da wärm ich mich!“ rief der zweite Blutstropfen; ſie ging in die Küche, aber ſie ſah niemand: „wo biſt du denn aber?“ — „Ach! hier am Bett, da ſchlaf ich!“ ſie lief in die Kammer aus Bett, da ſah ſie ihr eigen Kind in ſeinem Blute ſchwimmen. Da erſchrack ſie und merkte, daß ſie betrogen war, und ward zornig, weil ſie aber eine Hexe war, konnte ſie weit in die Welt hineinſehen, und ſah ihre Stieftochter mit ihren Liebſten forteilen, und ſie waren ſchon weit weg. Alsbald zog ſie ihre Meilenſtiefeln an, und ging ihnen nach, hatte ſie auch bald eingeholt; das Mädchen aber hatte durch den Zauberſtab gewußt, daß ſie verfolgt würden, und ſich in einen See, ihren Liebſten Roland aber in eine Ente verwandelt, die ſchwamm darauf. Als nun die Stiefmutter herzu kam, ſetzte ſie ſich an das Ufer und ſuchte die Ente mit Brod zu locken, aber es war alle Mühe vergeblich, am Abend mußte ſie unverrichteter Sache heimgehen. Die zwei nahmen ihre menſchliche Geſtalt wieder an, und gingen weiter, wie aber der Tag anbrach wurden ſie wieder von der Hexe verfolgt. Da verwandelte ſich das

Mädchen in eine ſchöne Blume, die mitten in einer Dornhecke ſtand, ihren Liebſten Roland aber in einen Geigenſpieler. Wie die Alte ankam, fragte ſie den Spielmann, ob ſie ſich die Blume abbrechen dürfe, „o ja, antwortete der, nur will ich dazu aufſpielen.“ Da kroch ſie in die Hecke und ſuchte zu der Blume zu reichen; wie ſie aber mitten darin war, fing er an zu ſpielen, und da mußte ſie darnach tanzen und tanzen ohne Aufhören, daß ihr die Dornen die Kleider vom Leibe riſſen und ſie blutig ſtachen, ſo lang, bis ſie todt hinfiel.

Da waren beide frei. Roland aber ſprach zu dem Mädchen: „nun will ich heim gehen zu meinem Vater, und die Hochzeit beſtellen.“ — „Da will ich mich indeſſen in einen rothen Feldſtein verwandeln, und hier bleiben und warten, bis du wieder kommſt.“ Da ſtand es als ein rother Stein und wartete lang auf ſeinen Liebſten, aber der kam nicht wieder und hatte ſie vergeſſen, und als er gar nicht kommen wollte, ward es ganz traurig und verwandelte ſich in eine Blume, und dachte, es wird mich ja bald jemand umtreten. Ein Schäfer aber fand die Blume, und weil ſie ſo ſchön war, nahm er ſie mit ſich, und legte ſie daheim in ſeinen Kaſten. Von nun an aber ging es wunderlich bei dem Schäfer zu: wenn er des Morgens aufwachte, ſo war alles im Haus gethan, ge-

kehrt, geputzt, Feuer angemacht, und kam er Mittags nach Haus, war das Essen gekocht, der Tisch gedeckt und aufgetragen; er konnte aber nicht begreifen, wie das zuging, sah auch niemals einen Menschen in seinem Haus. Und ob es ihm gleich wohl gefiel, so ward ihm doch zuletzt Angst dabei, und er fragte eine weise Frau darüber, die sagte, das sey Zauberei, er solle einmal Morgens früh Acht geben, ob sich etwas in der Stube bewege, und wenn er etwas sehe ein weißes Tuch darüber werfen. Das that er, und am andern Morgen sah er, wie sich der Kasten aufthat und die Blume herauskam, er sprang herzu und warf ein Tuch darüber, da war die Verwandlung vorbei, und das schöne Mädchen, das sein Liebster Roland vergessen hat, stand vor ihm. Der Schäfer wollte es heirathen, es sagte aber nein, es wolle ihm nur dienen und haushalten. Bald darauf hörte es, daß Roland Hochzeit halten und eine andere heirathen wolle; dabei mußte jeder im Land nach einem alten Gebrauch, singen. Da kam das treue Mädchen auch hin, und wollte immer nicht singen, bis zu allerletzt, da mußte es; wie es aber anfing, da erkannte es Roland gleich, sprang auf und sagte: das sey seine rechte Braut, er wolle keine andere und vermählte sich mit ihr; da war sein Leid zu End und seine Freude ging an.

Vorlesen 19 Jan 1812. (von [illegible]) im Gartenhaus

57.

Vom goldnen Vogel.

Ein gewiſſer König hatte einen Luſtgarten, in dem Garten ſtund ein Baum und der Baum trug goldne Aepfel. Wie ſie nun zeitig gewerden waren, fehlte gleich nach der erſten Nacht ein Apfel, ſo daß der König zornig war, und ſeinen Gärtner befahl, alle Nächte unter dem Baum Wacht zu halten. Der Gärtner hieß ſeinen älteſten Sohn wachen, aber um zwölf Uhr Mitternachts ſchlief er ein, und am andern Morgen fehlte ſchon wieder ein Apfel. Da ließ der Gärtner ſeinen zweiten Sohn in der folgenden Nacht wachen, aber um zwölf Uhr Mitternacht da ſchlief er auch ein, und des Morgens fehlte noch ein Apfel. Da wollte nun der dritte Sohn wachen, und der Gärtner war es erſt nicht zufrieden, endlich gab ers doch zu, und der dritte Sohn legte ſich unter den Baum, und wachte und wachte, und als es zwölf ſchlug, da rauſchte es ſo durch die Luft, und ein Vogel kam geflogen, der war ganz von purem Gold, und wie er gerade mit ſeinem Schnabel nach einem Apfel picken wollte, da war der Sohn des Gärtners her, und ſchoß eilends einen Pfeil auf ihn ab. Der Pfeil aber that dem Vogel nichts, als daß er

ihm eine goldne Feder ausschoß, worauf er schnell fortflog. Die goldne Feder wurde nun des andern Morgens hin zum König gebracht, der alsbald seinen Rath versammelte. Jedermann erklärte aber einmüthig, daß diese Feder allein mehr werth wäre, als das gesammte Königreich. So sprach der König: „nun hilft mir die eine Feder zu nichts, sondern ich will und muß den ganzen Vogel haben.“

Da machte sich der älteste Sohn auf, und gedachte den goldenen Vogel schon zu finden. Und wie er eine Strecke gegangen war, kam er an einen Wald; vor dem Wald saß ein Fuchs, gleich nahm er seine Flinte und zielte auf ihn. Da hub der Fuchs an: „schieß mich nicht, so will ich dir guten Rath geben, ich weiß schon, wo du hin willst, du denkst den goldenen Vogel zu suchen, wenn du nun heut Abend in ein Dorf kommst, wirst du zwei Wirthshäuser stehen sehen, gegeneinander über, in einem gehts hell und lustig her, geh aber nicht in das hinein, sondern ins andere, wenn es dich schon schlecht ansieht!“ Der Sohn aber dachte: was kann mir ein Thier ordentliches rathen, nahm die Flinte und drückte ab, aber er fehlte den Fuchs, der nahm den Schwanz auf den Rücken und lief schnell zum Wald hinein. Der älteste Sohn setzte seine Reise fort, und Abends kam er in das Dorf, wo die beiden

Wirthshäuser ſtanden, in dem einen wurde geſungen und geſprungen, das andere hatte ein armſeliges, betrübtes Anſehen. „Ei, ich wär wohl ein rechter Narr, daß ich in das lumpige Wirthshaus ginge und das ſchöne liegen ließe!“ ging damit in das luſtige zur Thüre hinein, lebte vollauf in Saus und Braus und vergaß den Vogel und ſeine Heimath.

Die Zeit verſtrich, und wie der älteſte Sohn immer und immer nicht nach Haus kam, ſo machte ſich der zweite auf, und alles begegnete ihm gerade eben ſo, mit dem Fuchs und dem guten Rath, aber wie er vor die zwei Wirthshäuſer kam, ſtand ſein älteſter Bruder im Fenſter deſſen, wo der Jubel war, und rief ihn hinein, ſo daß er nicht widerſtehen konnte und es da guter Dinge ſeyn ließ.

Die Zeit verſtrich, da wollte der jüngſte Sohn auch in die Welt gehen, allein der Vater wollte es lange nicht zulaſſen, denn er hatte ihn gar lieb und fürchte ſich, es möchte ihm auch ein Unglück zuſtoßen, daß er auch nicht wiederkäme. Doch endlich, wie keine Ruh mehr war, ließ er ihn ziehen, und vor dem Wald begegnete ihm auch wieder der Fuchs, und gab ihm den guten Rath. Er war aber gutmüthig, und ſchenkte ihm das Leben, da ſagte der Fuchs: ſteig hinten auf meinen Schwanz, ſo gehts ſchneller. Und wie er ſich darauf geſetzt hatte,

fing der Fuchs an zu laufen, da gings über Stock und Stein, daß die Haare im Winde pfiffen.

Und als sie vor dem Dorf waren, stieg der Sohn ab, folgte dem Rath und trat, ohne sich umzusehen, in dem armen Wirthshaus ~~ab~~, wo er ruhig übernachtete. Am andern Morgen stand der Fuchs wieder auf dem Weg und sagte: „gerade fort, endlich wirst du an ein Schloß kommen, vor dem ein ganz Regiment Soldaten liegt, die werden alle schlafen und schnarchen, kümmere dich aber nicht darum, sondern tritt ins Schloß hinein, so wirst du zuletzt inwendig in eine Stube kommen. In der Stube wird der goldne Vogel in einem hölzernen Käfig hangen, nebenan steht noch ein anderer prächtiger Goldkäfig zum Staat, thu ihn aber nicht etwa aus dem schlechten Käfig heraus, um ihn in den guten zu setzen, sonst möchte es schlimm gehen.“ Nach diesen Worten streckte der Fuchs wieder seinen Schwanz aus und der Sohn setzte sich drauf, da gings über Stock und Stein, daß die Haare im Wind pfiffen.

Vor dem Schloß traf nun alles so ein, er trat in das Zimmer, da hing der goldne Vogel im hölzernen Käfig, daneben stand ein goldener, und die drei goldne Aepfel lagen in der Stube herum. Da dachte er: das wäre ja lächerlich, wenn ich den schönen Vogel in dem garstigen

Käfig laſſen ſollte, machte die Thüre auf, packte ihn und that ihn in den goldenen Käfig. Indem hub der Vogel ſo mörderlich an zu ſchreien, daß die ganzen Soldaten davon erwachten, die nahmen ihn gefangen und führten ihn vor den König. Den andern Morgen wurde ein Gericht gehalten, wo er alles bekennt, und zum Tode verurtheilt wird, doch unter der einen Bedingung ſoll ihm das Leben geſchenkt ſeyn, wenn er dem König das goldne Pferd bringe, das ſchnell wie der Wind laufe, und dazu ſolle ihm der goldne Vogel obendrein geſchenkt werden.

Betrübt machte er ſich auf den Weg und ſeufzte; auf einmal ſtand der Fuchs wieder da und ſagte: „ſiehſt du, ſo iſt es gekommen, weil du mir nicht gehört haſt, doch will ich dir noch einmal rathen, wie du das goldne Pferd bekommen kannſt, wenn du mir folgen willſt. Du mußt gerades Wegs fortgehen, biſt du zu dem Schloß kommſt, worin das Pferd im Stall ſteht, vor dem Stall werden die Stallknechte ſchlafen und ſchnarchen, da kannſt du geruhig das goldne Pferd herausführen, allein leg ihm nur den ſchlechten Sattel von Holz und Leder, und nicht den goldenen, auf, der dabei hängt.“ Darauf ſetzt er ſich auf den Fuchsſchwanz und es ging weg über Stock und Stein, daß die Haare pfiffen.

Alles traf ſo ein, die Stallknechte ſchnarchten und hielten goldne Sättel in den Händen. Und als er das goldne Pferd ſah, dauerte es ihn, den ſchlechten Sattel aufzulegen: es wird ganz verſchändet, ich will ihm einen guten geben, wie ſichs gebührt. Und wie er dem einen Stallknecht den guten Sattel nehmen wollte, wachte er auf und die andern miteinander, daß alles herzulief und er ins Gefängniß geworfen wurde. Den andern Morgen wurde er wieder zum Tode verurtheilt, doch ſollte ihm das Leben und dazu der Vogel und das Pferd geſchenkt ſeyn, wenn er die wunderſchöne Prinzeſſin herbeiſchaffe.

Traurig machte der Sohn ſich auf; und bald, ſo ſtand der alte Fuchs da: „warum haſt du mir nicht gehört, jetzt hätteſt du den Vogel und das Pferd, doch will ich dir noch einmal rathen: „geh geradezu, Abends wirſt du beim Schloß anlangen, und Nachts um zwölf Uhr badet die Prinzeſſin im Badhaus, da geh hinein und gieb ihr einen Kuß, hernach kannſt du ſie mit fortnehmen, nur leide nicht, daß ſie vorher von ihren Eltern Abſchied nimmt.“ Der Fuchs ſtreckte ſeinen Schwanz, und ſo ging's über Stock und Stein, daß die Haare pfiffen.

Als er beim Schloß ankam, war es alles ſo, und Nachts gab er der Prinzeſſin den Kuß im Badehaus, und ſie wollte gern mit ihm ge-

hen, bat ihn aber mit vielen Thränen, er ſollte ihr vorher nur erlauben, von ihrem Vater Abſchied zu nehmen. Erſt ſchlug ers ab, allein ſie weinte immer mehr und fiel ihm zu Fuß, bis daß ers zuließ; kaum aber kam ſie zu ihrem Vater, ſo wachte er und jedermann auf, und er wurde wieder gefangen geſetzt.

Der König ſprach: „meine Tochter bekommſt du nun einmal nicht, es ſey denn, daß du mir binnen acht Tagen den Berg abträgſt, der mir vor meinem Fenſter die Ausſicht nimmt.“ Dieſer Berg war aber ſo groß, ſo groß, daß ihn die ganze Welt nicht hätte abtragen können. Wie er nun ſieben ganzer Tage fortarbeitete und doch ſah, wie wenig zu Stande kam, ſo fiel er in großen Kummer, aber am Abend des ſiebenten Tages kam der Fuchs und ſprach: „leg dich nur hin ſchlafen, ich will die Arbeit für dich thun.“ Und wie er des andern Morgens erwachte, war der Berg fort, und fröhlich ging er zum König und ſagte ihm, daß nun der Berg abgetragen wäre, er ſollte ihm nun die Prinzeſſin geben. Da mußte es der König wohl thun, und die beiden zogen fort, der Fuchs aber kam und ſagte: „nun müſſen wir ſie alle drei haben, die Prinzeſſin, das Pferd und den Vogel.“ — „Ja, wenn du das machen könnteſt, ſagte der Jüngling, das ſoll dir aber ſchwer werden.“ —

„Wenn du nur hören willſt, ſoll es ſchon gehen, antwortete der Fuchs. Wenn du nun zum König kommſt, der die wunderſchöne Prinzeſſin verlangt, ſo ſag ihm: hier wäre ſie. Darauf wird gräßliche Freude ſeyn; ſodann ſetz dich aufs Pferd, das ſie dir geben müſſen, und reich allen zum Abſchied die Hand, der Prinzeſſin aber zuletzt, und zieh ſie dann mit einem Schwung hinauf aufs Pferd und gieb die Sporen.

Dies alles geſchah ſo. Da ſprach der Fuchs weiter: jetzt, wenn wir vors Schloß kommen, wo der Vogel iſt, ſo bleibe ich mit der Prinzeſſin vor dem Thor ſtehen, und du reiteſt hinein und ſprichſt: ſie ſähen doch nun, daß dies das rechte Pferd wäre, ſo werden ſie den Vogel bringen, du aber bleib ſitzen, und ſag du wollteſt ſehen, ob es auch der rechte Vogel wäre, und wenn du ihn in der Hand haſt, ſo jage fort.

Alles ging gut, und wie er den Vogel hatte, ſetzte ſich die Prinzeſſin wieder auf, und ſie ritten weiter bis in einen großen Wald. Da kam der Fuchs und bat: „er möchte ihn doch todtſchießen, und ihm Kopf und Pfoten abhauen.“ Allein der Jüngling wollte es durchaus nicht thun. „So will ich dir wenigſtens einen guten Rath geben: vor zwei Stücken hüte dich, kauf kein Galgenfleiſch und ſetz dich an keinen

Brunnenrand!" — Nun wenns weiter nichts iſt, dachte jener, das iſt nicht ſchwer.

Nun zog er weiter fort mit der Prinzeſſin, bis er endlich in das Dorf kam, worin ſeine Brüder geblieben waren. Da war gerade ein großer Auflauf und Lärmen, und als er fragte: was da vorwäre? hieß es, es ſollten zwei Leute aufgehängt werden, und als er näher hinzu kam, ſah er, daß es ſeine zwei Brüder waren, die allerhand ſchlimme Streiche verübt und alles verthan hatten. „Können ſie denn gar nicht mehr vom Tode frei werden?" — Nein, es ſey denn, daß ihr euer Geld an die Lumpenkerls hängen und ſie loskaufen wolltet. Da beſann er ſich nicht lange, und zahlte, was man verlangte; ſeine Brüder wurden freigegeben und ſetzten mit ihm die Reiſe fort.

Und als ſie in den Wald kamen, wo ihnen der Fuchs zuerſt begegnet war, da wars ſo luſtig und lieblich in dem Wald, da ſprachen die zwei Brüder: „laß uns hier bei dieſem Brunnen ein wenig ausruhen, eſſen und trinken!" und er ſagte: ja. Unter dem Geſpräch vergaß er ſich, und ſetzte ſich an den Brunnenrand, und während er ſich nichts Arges verſah, warfen ſie ihn hinterrücks in den Brunnen, nahmen die Prinzeſſin, das Pferd und den Vogel, zogen heim zum König und ſprachen: das haben wir alles erbeutet und bringen es dir."

Da war eine Freude; aber das Pferd das fraß nicht, der Vogel, der pfiff nicht und die Prinzessin die weinte.

Ihr jüngster Bruder lag unten im Brunnen, der zum Glück trocken war, und wiewohl er keins seiner Glieder gebrochen hatte, konnte er doch keinen Weg finden, um heraus zu kommen. Indessen kam der alte Fuchs noch einmal, schalt ihn aus, daß er ihm nicht gehört, sonst wäre ihm nichts davon begegnet: „doch aber kann ichs nicht lassen und muß dir herausheilfen; pack an meinen Schwanz und halte fest.“ Darauf kroch der Fuchs und schleppte ihn zum Brunnen heraus. Wie sie oben waren, sagte der Fuchs: „deine Brüder haben Wächter gesetzt, die dich tödten sollen, wenn du über die Grenze kämest.“ Da zog er armen Mannes Kleider an, und kam unbekannt bis an des Königs Hof, und kaum war er da, so fraß das Pferd, so pfiff der Vogel und die Prinzessin hörte Weinens auf. Da trat er vor den König und offenbarte das Bubenstück seiner Brüder und alles, wie es sich zugetragen hatte. Die Brüder wurden ergriffen und hingerichtet, und er bekam die Prinzessin, und nach des Königs Tode das Reich.

Lang danach ging er einmal wieder in den Wald, da begegnete ihm der alte Fuchs und bat aufs flehentlichste, er möchte ihn todtschie-

ßen und ihm Kopf und Pfoten abſchneiden. Alſo that ers endlich, und kaum war es geſchehen, als ſich der Fuchs in einen Menſchen verwandelte, und war der Bruder der Königin, der nun endlich erlöſt worden war.

58.

Vom treuen Gevatter Sperling.

Es war einmal eine Hirſchkuh, die war mit einem jungen Hirſch ins Kindbett gekommen, und bat den Fuchs, Gevatter zu ſtehen. Der Fuchs aber lud noch den Sperling dazu, und der Sperling wollte noch den Haushund, ſeinen beſondern lieben Freund einladen. Der Hund aber war von ſeinem Herrn ans Seil gelegt worden, weil er einmal von einer Hochzeit ganz betrunken nach Haus gekommen war. Der Sperling meinte, das hat nicht viel auf ſich, pickte und pickte am Seil einen Faden nach dem andern los, ſo lang, bis der Hund frei war. Nun gingen ſie zuſammen zum Gevatterſchmaus, machten ſich auch recht luſtig, denn da war alles vollauf; der Hund aber verſahs und übernahm ſich wieder im Wein; als ſie aufſtanden, war ihm der Kopf ſo ſchwer, daß er ſich kaum auf den Beinen erhalten konnte, doch taumelte er noch ein Stück Wegs nach Haus fort, endlich aber fiel er hin und blieb

mitten auf der Straße liegen. Eben kam ein Fuhrmann daher, und wollt' geradezu über ihn wegfahren. „Fuhrmann thus nicht, rief der Sperling, es koſtet dein Leben!" Der Fuhrmann aber hörte nicht darauf, knallte mit der Peitſche, und trieb die Pferde gerade auf den Hund, daß die Wagenräder ihm die Beine zerbrachen. Fuchs und Sperling ſchleppten den Gevatter heim, der Herr ſah ihn an und ſprach: „der iſt ja todt," und gab ihn dem Fuhrmann, der ſollt ihn begraben. Der Fuhrmann dachte, die Haut iſt zu brauchen, lud ihn auf und fuhr fort. Der Sperling aber flog nebenher und rief: „Fuhrmann, es koſtet dir dein Leben! Fuhrmann, es koſtet dir dein Leben!" Dann ſetzte er ſich dem einen Pferde auf den Kopf und rief: „Fuhrmann, es koſtet dir dein Leben!" Der Fuhrmann ward bös über den kleinen Vogel, der ihn zum Narren hatte, griff nach ſeiner Hacke und holte aus; der Sperling aber flog in die Höhe, und der Fuhrmann traf ſein Pferd auf den Kopf, daß es todt hinfiel. Er mußte es liegen laſſen und mit den zwei andern weiter fahren; da kam der Sperling zurück, ſetzte ſich einem Pferd auf den Kopf und rief: „Fuhrmann, es koſtet dir dein Leben!" Der Fuhrmann lief herbei: „jetzt krieg ich dich!" ſchlug und traf wieder bloß das Pferd, daß es todt liegen blieb. Nun war ihm noch

eins übrig. Der Sperling wartete nicht lange, setzte sich auf den Kopf desselben und rief: „Fuhrmann, es kostet dir dein Leben!“ Der Fuhrmann aber war schon so zornig, daß er sich gar nicht besann, sondern gleich zuschlug: da waren nun alle seine drei Pferde todtgeschlagen, und er mußte den Wagen stehen lassen. Bös und giftig ging er nach Haus, und setzte sich hinter den Ofen; aber der Sperling war hinter ihm drein geflogen, saß vor dem Fenster und rief: „Fuhrmann, es kostet dir dein Leben!“ Der Fuhrmann griff nach der Hacke, schmiß das Fenster ein, aber den Sperling traf er nicht. Der Vogel hüpfte nun herein, setzte sich auf den Ofen und rief: „Fuhrmann, es kostet dir dein Leben!“ Dieser, toll und blind vor Wuth, schlägt den ganzen Ofen ein, und wie der Sperling von einem Ort zum andern fliegt, sein ganzes Hausgeräth, Spieglein, Stühle, Bänke, Tisch und zuletzt die Wände seines Hauses. Da packt er endlich den Vogel: „jetzt hab ich dich!“ nimmt ihn in den Mund und schluckt ihn hinunter. Der Sperling aber im Leibe des Fuhrmanns, fängt an zu flattern, flattert wieder herauf, dem Fuhrmann in den Mund, streckt den Kopf heraus und ruft: „Fuhrmann, es kostet dir doch dein Leben!“ Da giebt der Fuhrmann seiner Frau die Hacke: „Frau, schlag mir den Vogel im Munde todt.“ Die Frau

schlägt

ſchlägt fehl, dem Mann auf den Kopf, daß er gleich todt hinfällt, der Sperling aber fliegt auf und davon.

59.

Prinz Schwan.

Es war ein Mädchen mitten in einem groſsen Wald, da kam ein Schwan auf es zugegangen, der hatte einen Knauel Garn, und ſprach zu ihm: „ich bin kein Schwan, ſondern ein verzauberter Prinz, aber du kannſt mich erlöſen, wenn du den Knauel Garn abwickelſt, an dem ich fortfliege; doch hüte dich, daſs du den Fäden nicht entzwei brichſt, ſonſt komm' ich nicht bis in mein Königreich, und werde nicht erlöſt; wickelſt du aber den Knauel ganz ab, dann biſt du meine Braut." Das Mädchen nahm den Knauel, und der Schwan ſtieg auf in die Luft, und das Garn wickelte ſich leichtlich ab. Es wickelte und wickelte den ganzen Tag, und am Abend war ſchon das Ende des Fadens zu ſehen, da blieb er unglücklicherweiſe an einem Dornſtrauch hängen und brach ab. Das Mädchen war ſehr betrübt und weinte, es wollt' auch Nacht werden, der Wind ging ſo laut in dem Wald, daſs ihm Angſt ward, und es anfing zu laufen, was es nur konnte. Und als es lang gelaufen war, ſah es ein kleines

Licht, darauf eilte es zu, und fand ein Haus und klopfte an. Ein altes Mütterchen kam heraus, das verwunderte ſich, wie es ſah, daß ein Mädchen vor der Thüre war: „ei mein Kind, wo kommſt du ſo ſpät her?“ — „Gebt mir doch heut Nacht eine Herberg, ſprach es, ich habe mich in dem Wald verirrt; auch ein wenig Brod zu eſſen.“ — „Das iſt ein ſchweres Ding, ſagte die Alte ich gäbe dirs gern, aber mein Mann iſt ein Menſchenfreſſer, wenn der dich findet, ſo frißt er dich auf, da iſt keine Gnade; doch, wenn du draußen bleibſt, freſſen dich die wilden Thiere, ich will ſehen, ob ich dir durchhelfen kann.“ Da ließ ſie es herein, und gab ihm ein wenig Brod zu eſſen, und verſteckte es dann unter das Bett. Der Menſchenfreſſer aber kam allemal vor Mitternacht, wenn die Sonne ganz untergegangen iſt, nach Haus, und ging Morgens, ehe ſie aufſteigt, wieder fort. Es dauerte nicht lang, ſo kam er herein: „ich wittre, ich wittre Menſchenfleiſch!“ ſprach er und ſuchte in der Stube, endlich griff er auch unter das Bett und zog das Mädchen hervor: „das iſt noch ein guter Biſſen!“ Die Frau aber bat und bat, bis er verſprach, die Nacht über es noch leben zu laſſen, und morgen erſt zum Frühſtück zu eſſen. Vor Sonnenaufgang aber weckte die Alte das Mädchen: „eil dich, daß du fortkommſt, eh mein Mann

aufwacht, da ſchenk ich dir ein goldenes Spinnrädchen, das halt in Ehren: ich heiße Sonne.“ Das Mädchen ging fort und kam Abends an ein Haus, da war alles, wie am vorigen Abend, und die zweite Alte gab ihm beim Abſchied eine goldene Spindel und ſprach: „ich heiße Mond.“ Und am dritten Abend kam es an ein drittes Haus, da ſchenkte ihm die Alte einen goldenen Haspel und ſagte: „ich heiße Stern, und der Prinz Schwan, ob gleich der Faden noch nicht ganz abgewickelt war, war doch ſchon ſo weit, daß er in ſein Reich gelangen konnte, dort iſt er König und hat ſich ſchon verheirathet, und wohnt in großer Herrlichkeit auf dem Glasberg; du wirſt heut Abend hinkommen, aber ein Drache und ein Löwe liegen davor und bewahren ihn, darum nimm das Brod und den Speck und beſänftige ſie damit.“ So geſchahe es auch. Das Mädchen warf den Ungeheuern das Brod und den Speck in den Rachen, da ließen ſie es durch, und es kam bis an das Schloßthor, aber in das Schloß ſelber ließen es die Wächter nicht hinein. Da ſetzte es ſich vor das Thor, und fing an auf ſeinem goldenen Rädchen zu ſpinnen; die Königin ſah von oben zu, ihr gefiel das ſchöne Rädchen, und ſie kam herunter und wollte es haben. Das Mädchen ſagte, ſie ſolle es haben, wenn ſie erlauben wollte, daß es eine

Nacht neben dem Schlafzimmer des Königs zubrächte. Die Königin sagte es zu, und das Mädchen ward hinaufgeführt, was aber in der Stube gesprochen wurde, das konnte man alles in dem Schlafzimmer hören. Wie es nun Nacht ward, und der König im Bett lag, sang es:

„Denkt der König Schwan
noch an seine versprochene Braut Julian'?
die ist gegangen durch Sonne, Mond und Stern,
durch Löwen und durch Drachen:
will der König Schwan denn gar nicht erwachen?"

Aber der König hörte es nicht, denn die listige Königin hatte sich vor dem Mädchen gefürchtet, und ihm einen Schlaftrunk gegeben, da schlief er so fest, und hätte das Mädchen nicht gehört, und wenn es vor ihm gestanden wäre. Am Morgen war alles verloren, und es mußte wieder vor das Thor, da setzte es sich hin und spann mit seiner Spindel, die gefiel der Königin auch, und es gab sie unter derselben Bedingung weg, daß es eine Nacht neben des Königs Schlafzimmer zubringen dürfe. Da sang es wieder:

Denkt der König Schwan
nicht an seine versprochene Braut Julian'?
die ist gegangen durch Sonne, Mond und Stern,

durch Löwen und durch Drachen:
will der König Schwan denn gar nicht erwachen?"

Der König aber ſchlief wieder feſt von einem Schlaftrunk, und das Mädchen hatte auch ſeine Spindel verloren. Da ſetzte es ſich am dritten Morgen mit ſeinem goldenen Haspel vor das Thor und haspelte. Die Königin wollte auch die Koſtbarkeit haben, und verſprach dem Mädchen, es ſollte dafür noch eine Nacht neben dem Schlafzimmer bleiben. Es hatte aber den Betrug gemerkt, und bat den Diener des Königs, er mögte dieſem heut Abend was anderes zu trinken geben. Da ſang es noch einmal:

„Denkt der König Schwan
nicht an ſeine verſprochene Braut Julian'?
die iſt gegangen durch Sonne, Mond und Stern,
durch Löwen und durch Drachen:
will der König Schwan, denn gar nicht erwachen?"

Da erwachte der König; wie er ihre Stimme hörte, erkannte ſie und fragte die Königin: „wenn man einen Schlüſſel verloren hat und ihn wieder findet, behält man dann den alten oder den neugemachten?" Die Königin ſagte: „ganz gewiß den alten." — „Nun, dann kannſt du meine Gemahlin nicht länger ſeyn, ich habe

meine erſte Braut wieder gefunden.“ Da mußte am andern Morgen die Königin zu ihrem Vater wieder heimgehen, und der König vermählte ſich mit ſeiner rechten Braut, und die lebten ſo lang vergnügt, bis ſie geſtorben ſind.

60.

Das Goldei.

Es waren einmal ein paar arme Beſenbindersjungen, die hatten noch ein Schweſterchen zu ernähren, da ging es ihnen allen knapp und kümmerlich. Sie mußten alle Tage in den Wald und ſich Reiſig holen, und wenn die Beſen gebunden waren, verkaufte ſie das Schweſterchen. Einsmals gingen ſie in den Wald, und der jüngſte ſtieg auf einen Birkenbaum, und wollte die Aeſte herabhauen, da fand er ein Neſt, und darin ſaß ein dunkelfarbiges Vögelchen, dem ſchimmerte etwas durch die Flügel, und weil das Vögelchen gar nicht wegflog, und auch nicht ſcheu that, hob er den Flügel auf und fand ein goldenes Ei, das nahm er und ſtieg da mit herab. Sie freuten ſich über ihren Fund, und gingen damit zum Goldſchmid, der ſagte, es ſey feines Gold und gab ihnen viel Geld dafür. Am andern Morgen gingen ſie wieder in den Wald, und fanden auch wie-

der ein Goldei, und das Vöglein ließ es sich geduldig nehmen, wie das vorigemal. Das währte eine Zeitlang, alle Morgen holten sie das Goldei und waren bald reich: eines Morgens aber sagte der Vogel: „nun werde ich keine Eier mehr legen, aber bringt mich zu dem Goldschmidt, das wird euer Glück seyn.“ Die Besenbindersjungen thaten, wie es sprach und brachten es dem Goldschmidt getragen, und als es allein mit diesem war, sang es:

„Wer ißt mein Herzlein,
wird bald König seyn:
wer ißt mein Leberlein,
findet alle Morgen unterm Kissen ein Goldbeutlein!“

Wie der Goldschmidt das hörte, rief er die beiden Jungen und sagte: „laßt mir den Vogel, und ich will euer Schwesterlein heirathen.“ Die zwei sagten ja, und da ward nun Hochzeit gehalten. Der Goldschmidt aber sprach: „ich will zu meiner Hochzeit den Vogel essen, ihr zwei, bratet ihn am Spieße, und habt Acht, daß er nicht verdirbt, und bringt ihn herauf, wenn er gaar ist;“ er dachte aber, dann wolle er Herz und Leber herausnehmen und essen. Die beiden Brüder standen am Spieß und drehten ihn herum, wie sie ihn so herumdrehen, und der Vogel bald gebraten ist, fällt ein Stückchen heraus. „Ei, sagt der eine, das muß ich probiren!“

ren!" und aß das auf. Bald darnach fiel noch ein Stückchen heraus: „das ist für mich," sagte der andere, und läßt sich das schmecken. Das war aber das Herzlein und Leberlein, was sie gegessen hatten, und sie wußten nicht, was für Glück ihnen damit beschert war.

Darnach war der Vogel gebraten, und sie trugen ihn zu der Hochzeitstafel; der Goldschmidt schnitt ihn auf, und wollte geschwind Herz und Leber essen, aber da war beides fort. Da ward er giftig bös und schrie: „wer hat Herz und Leber von dem Vogel gegessen?" „Das werden wir gethan haben, sagten sie, es sind ein paar Stückchen herausgefallen beim Umwenden, die haben wir genommen." — „Habt ihr Herz und Leber gegessen, so mögt ihr auch eure Schwester behalten!" und jagte sie in seinem Zorn alle fort. —

(Fragment.)

61.

Von dem Schneider, der bald reich wurde.

Ein armer Schneider ging einmal zur Winterszeit über das Feld, und wollte seinen Bruder besuchen. Unterwegs fand er eine erfrorne Droßel, sprach zu sich selber: „was größer ist als eine Laus, das nimmt der Schneider mit

nach Haus!“ hob alſo die Droßel auf, und ſteckte ſie zu ſich. Wie er an ſeines Bruders Haus kam, guckte er erſt zum Fenſter hinein, ob ſie auch zu Haus wären, da ſah er einen dicken Pfaffen bei der Frau Schwägerin ſitzen vor einem Tiſch, auf dem ſtand ein Braten und eine Flaſche Wein; indem klopfte es an die Hausthüre, und der Mann wollte herein, da ſah er, wie die Frau den Pfaffen geſchwind in einen Kaſten ſchließt, den Braten in den Ofen ſtellt, und den Wein ins Bett ſchob. Nunmehr ging der Schneider ſelbſt ins Haus, und bewillkommte ſeinen Bruder und ſeine Schwägerin, ſetzte ſich aber auf den Kaſten nieder, darin der Pfaff ſteckte. Der Mann ſprach: „Frau, ich bin hungrig, haſt du nichts zu eſſen?“ — „Nein, es thut mir leid, es iſt aber heute gar nichts im Haus.“ — Der Schneider aber zog ſeine erfrorene Droßel heraus, da ſprach ſein Bruder: „mein, was thuſt du mit der gefrorenen Droßel?“ — „Ei! die iſt viel Geld werth, die kann wahr ſagen!“ — „Nun ſo laß ſie einmal wahrſagen.“ — Der Schneider hielt ſie ans Ohr und ſprach: „die Droßel ſagt: es ſtünde eine Schüſſel voll Braten im Ofen.“ — Der Mann ging hin und fand den Braten: „was ſagt die Droßel weiter?“ — „Im Bett ſtecke eine Flaſche Wein.“ Der fand auch den Wein: „ei, die Droßel mögt ich

haben, die verkauf mir doch.“ — „Du kannſt ſie kriegen, wenn du mir den Kaſten giebſt, worauf ich ſitze. Der Mann wollte gleich, die Frau aber ſagte: „nein, das geht nicht, der Kaſten iſt mir gar zu lieb, den geb ich nicht weg; der Mann aber ſprach: „ſtell dich doch nicht ſo dumm, was nützt dir ſo ein alter Kaſten;“ gab damit dem Bruder den Kaſten für den Vogel.

Der Schneider nahm den Kaſten auf einen Schubkarren, und fuhr ihn fort: unterwegs ſprach er: „ich nehm den Kaſten und werf ihn ins Waſſer, ich nehm den Kaſten und werf ihn ins Waſſer!“ Endlich regte ſich der Pfaff inwendig und ſagte: „ihr wißt viel was in dem Kaſten iſt, laßt mich heraus, ich will euch 50 Thaler geben.“ — „Ja, dafür will ich es ſchon thun,“ ließ ihn heraus, und ging mit dem Gelde heim. Die Leute wunderten ſich, wo er das viele Geld her habe, er aber ſprach: „ich will euch ſagen, die Felle ſtehen in ſo hohem Preis, da hab ich meine alte Kuh geſchlachtet und fürs Fell ſo viel gelöſt.“ Die Leute im Dorf wollten auch davon profitiren, waren her und ſchnitten allen ihren Ochſen, Kühen und Schafen die Hälſe ab, und trugen die Felle in die Stadt, wofür ſie aber blutwenig löſten, weil ihrer ſo viel auf einmal feilgeboten wurden. Da ärgerten ſich die Bauern über den Schaden, und

warfen dem Schneider Dreck und ander ſchlechtes Zeug vor ſeine Thür. Der aber that alles in ſeinen Kaſten, ging damit in die Stadt in einen Gaſthof, und bat den Wirth, ob er ihm nicht den Kaſten, worin die größten Koſtbarkeiten wären, eine Zeit lang verwahren wolle, bei ihm wärens ſie nicht ſicher? Der Wirth ſagte recht gern, und nahm den Kaſten zu ſich, einige Zeit darnach kam der Schneider, forderte ihn wieder zurück und machte ihn auf, um zu ſehen, ob noch alles darin wäre. Wie er nun aber voll Dreck iſt, ſo tobte er abſcheulich, beſchimpfte den Wirth und drohte ihn zu verklagen, ſo daß der Wirth, welcher Aufſehen ſcheute, und für ſeinen Credit fürchtete, ihm gern hundert Thaler gab. Die Bauern ärgerten ſich wieder, daß dem Schneider alles zum Poſſe ausſchlug, was ſie ihm Leides anthaten, nahmen den Kaſten, ſteckten ihn mit Gewalt hinein, ſetzten ihn aufs Waſſer, und ließen ihn fortfließen. Der Schneider ſchwieg eine Weile ſtill, bis er eine Ecke fortgefloſſen war, dann rief er überlaut: „nein, ich thus nicht! und ich thus nicht! und wenns die ganze Welt haben wollte.“ Das Geſchrei hörte ein Schäfer und fragte: „was willſt du denn nicht thun?“ — „Ei, ſagte der Schneider, da iſt ein König, der hat die närriſche Grille und beſteht drauf, daß, wer in dieſem Kaſten den Strom hinuntergeſchwem-

men kommt, seine einzige schöne Tochter heirathen soll, aber ich hab' einmal meinen Kopf drauf gesetzt, und thus nicht, und wenns die ganze Welt haben wollt." — „Hört einmal, geht das nicht, daß sich ein anderer in den Kasten setzt und die Königstochter kriegt?" — „O ja, das geht auch." — „So will ich mich an eure Stelle hineinsetzen." Da stieg der Schneider aus, der Schäfer ein; der Schneider machte den Kasten noch zu, und der Schäfer ging bald unter. Der Schneider aber nahm die ganze Heerde des Schäfers und trieb sie heim.

Die Bauern aber wunderten sich, wie das zugegangen, daß er wieder käme, und ebendrein die vielen Schaafe hätte. Der Schneider sagte: „ich war untergesunken, tief, tief! da fand ich auf dem Grund die ganze Heerde, und nahm sie mit heraus. Die Bauern wollten sich da auch Schafe holen, und gingen mit einander hinaus ans Wasser; den Tag war der Himmel ganz blau mit kleinen weißen Wolken, da riefen sie: „wir sehen schon die Lämmer unten auf dem Grund!" Da sprach der Schulz: „ich will erst hinunter, und mich umsehen, und wenn es gut ist, will ich euch rufen. Wie er nun hineinstürzte, rauschte es in dem Wasser: p l u m p! da meinten sie er riefe ihnen zu: k o m m t! und stürzten sich alle hinter

ihm drein. Da gehörte das ganze Dorf dem Schneider.

62.

Blaubart.

In einem Walde lebte ein Mann, der hatte drei Söhne und eine schöne Tochter. Einmal kam ein goldener Wagen mit sechs Pferden und einer Menge Bedienten angefahren, hielt vor dem Haus still, und ein König stieg aus und bat den Mann, er möchte ihm seine Tochter zur Gemahlin geben. Der Mann war froh, daß seiner Tochter ein solches Glück widerfuhr, und sagte gleich ja; es war auch an dem Freier gar nichts auszusetzen, als daß er einen ganz blauen Bart hatte, so daß man einen kleinen Schrecken kriegte, so oft man ihn ansah. Das Mädchen erschrack auch anfangs davor, und scheute sich ihn zu heirathen, aber auf Zureden ihres Vaters, willigte es endlich ein. Doch weil es so eine Angst fühlte, ging es erst zu seinen drei Brüdern, nahm sie allein und sagte: „liebe Brüder, wenn Ihr mich schreien hört, wo ihr auch seyd, so laßt alles stehen und liegen und kommt mir zu Hülfe.“ Das versprachen ihm die die Brüder und küßten es,“ leb wohl, liebe Schwester, wenn wir deine Stimme hören, springen wir auf unsere Pfer-

de, und sind bald bei dir.“ Darauf setzte es sich in den Wagen zu dem Blaubart, und fuhr mit ihm fort. Wie es in sein Schloß kam, war alles prächtig, und was die Königin nur wünschte, das geschah, und sie wären recht glücklich gewesen, wenn sie sich nur an den blauen Bart des Königs hätte gewöhnen können, aber immer, wenn sie den sah, erschrack sie innerlich davor. Nachdem das einige Zeit gewährt, sprach er: „ich muß eine große Reise machen, da hast du die Schlüssel zu dem ganzen Schloß, du kannst überall aufschließen und alles besehen, nur die Kammer, wozu dieser kleine goldene Schlüssel gehört, verbiet' ich dir; schließt du die auf, so ist dein Leben verfallen.“ Sie nahm die Schlüssel, versprach ihm zu gehorchen, und als er fort war, schloß sie nach einander die Thüren auf, und sah so viel Reichthümer und Herrlichkeiten, daß sie meinte aus der ganzen Welt wären sie hier zusammen gebracht. Es war nun nichts mehr übrig, als die verbotene Kammer, der Schlüssel war von Gold, da gedachte sie, in dieser ist vielleicht das allerkostbarste verschlossen; die Neugierde fing an sie zu plagen, und sie hätte lieber all das andere nicht gesehen, wenn sie nur gewußt, was in dieser wäre. Eine Zeit lang widerstand sie der Begierde, zuletzt aber ward diese so mächtig, daß sie den Schlüssel nahm und zu

der Kammer hinging: „wer wird es ſehen, daß ich ſie öffne, ſagte ſie zu ſich ſelbſt, ich will auch nur einen Blick hineinthun.“ Da ſchloß ſie auf, und wie die Thüre aufging, ſchwomm ihr ein Strom Blut entgegen, und an den Wänden herum ſah ſie todte Weiber hängen, und von einigen waren nur die Gerippe noch übrig. Sie erſchrack ſo heftig, daß ſie die Thüre gleich wieder zuſchlug, aber der Schlüſſel ſprang dabei heraus und fiel in das Blut. Geſchwind hob ſie ihn auf, und wollte das Blut abwiſchen, aber es war umſonſt, wenn ſie es auf der einen Seite abgewiſcht, kam es auf der andern wieder zum Vorſchein; ſie ſetzte ſich den ganzen Tag hin und rieb daran, und verſuchte alles Mögliche, aber es half nichts, die Blutflecken waren nicht herabzubringen; endlich am Abend legte ſie ihn ins Heu, das ſollte in der Nacht das Blut ausziehen. Am andern Tag kam der Blaubart zurück, und das erſte war, daß er die Schlüſſel von ihr forderte; ihr Herz ſchlug, ſie brachte die andern und hoffte, er werde es nicht bemerken, daß der goldene fehlte. Er aber zählte ſie alle, und wie er fertig war, ſagte er: „wo iſt der zu der heimlichen Kammer?“ dabei ſah er ihr in das Geſicht. Sie ward blutroth und antwortete: „er liegt oben, ich habe ihn verlegt, morgen will ich ihn ſuchen.“ — „Geh lieber gleich, liebe Frau, ich werde ihn

noch heute brauchen.“ — „Ach ich will dirs nur ſagen, ich habe ihn im Heu verloren, da muß ich erſt ſuchen.“ — „Du haſt ihn nicht verloren, ſagte der Blaubart zornig, du haſt ihn dahin geſteckt, damit die Blutflecken herausziehen ſollen, denn du haſt mein Gebot übertreten, und biſt in der Kammer geweſen, aber jetzt ſollſt du hinein, wenn du auch nicht willſt.“ Da mußte ſie den Schlüſſel holen, der war noch voller Blutflecken: „Nun bereite dich zum Tode, du ſollſt noch heute ſterben,“ ſagte der Blaubart, holte ſein großes Meſſer und fühete ſie auf den Hauechrn. „Laß mich nur noch vor meinem Tod mein Gebet thun,“ ſagte ſie; — „So geh, aber eil dich, denn ich habe keine Zeit lang zu warten.“ Da lief ſie die Treppe hinauf, und rief ſo laut ſie konnte zum Fenſter hinaus: „Brüder, meine lieben Brüder, kommt, helft mir!“ Die Brüder ſaßen im Wald beim kühlen Wein, da ſprach der jüngſte: „mir iſt als hört' ich meiner Schweſter Stimme gehört; auf! wir müſſen ihr zu Hülfe eilen!“ da ſprangen ſie auf ihre Pferde und ritten, als wären ſie der Sturmwind. Ihre Schweſter aber lag in Angſt auf den Knieen; da rief der Blaubart unten: „nun, biſt du bald fertig?“ dabei hörte ſie, wie er auf der unterſten Stufe ſein Meſſer wetzte; ſie ſah hinaus, aber ſie ſah nichts, als von Ferne einen

Staub,

Staub, als käm eine Heerde gezogen. Da schrie sie noch einmal: „Brüder, meine lieben Brüder! kommt, helft mir!“ und ihre Angst ward immer größer. Der Blaubart aber rief: „wenn du nicht bald kommst, so hol ich dich, mein Messer ist gewetzt!“ Da sah sie wieder hinaus, und sah ihre drei Brüder durch das Feld reiten, als flögen sie wie Vögel in der Luft, da schrie sie zum drittenmal in der höchsten Noth und aus allen Kräften: „Brüder, meine lieben Brüder! kommt, helft mir!“ und der jüngste war schon so nah, daß sie seine Stimme hörte: „tröste dich, liebe Schwester, noch einen Augenblick, so sind wir bei dir!“ Der Blaubart aber rief: „nun ists genug gebetet, ich will nicht länger warten, kommst du nicht, so hol ich dich!“ „Ach! nur noch für meine drei lieben Brüder laß mich beten.“ — , Er hörte aber nicht, kam die Treppe heraufgegangen und zog sie hinunter, und eben hatte er sie an den Haaren gefaßt, und wollte ihr das Messer in das Herz stoßen, da schlugen die drei Brüder an die Hausthüre, drangen herein und rissen sie ihm aus der Hand, dann zogen sie ihre Säbel und hieben ihn nieder. Da ward er in die Blutkammer aufgehängt zu den andern Weibern, die er getödtet, die Brüder aber nahmen ihre liebste Schwester mit nach Haus, und alle Reichthümer des Blaubarts gehörten ihr.

63.

Goldkinder.

Es war einmal ein armer Mann und eine arme Frau, die hatten weiter nichts als eine Hütte. Der Mann war ein Fischer, und wie er einmal am Waſſer ſaß und ſein Netz ausgeworfen hatte, da fing er einen goldenen Fiſch. Der Fiſch aber ſprach: „wenn du mich wieder in das Waſſer werfen willſt, ſo ſoll deine Hütte in einen prächtigen Pallaſt verwandelt ſeyn, und in dem Pallaſt ſoll ein Schrank ſtehen, wenn du den aufſchließt, iſt Geſottenes und Gebratenes darin, ſo viel du nur wünſcheſt, nur darfſt du keinem Menſchen auf der Welt ſagen, von wem dein Glück kommt, ſonſt iſt alles verbei.“ Der Fiſcher warf den Goldfiſch wieder ins Waſſer, und wie er nach Haus kam, da ſtand ein großes Schloß, wo ſonſt ſeine Hütte geſtanden hatte, und ſeine Frau ſaß mitten in einer prächtigen Stube. Dem Mann gefiel das wohl, er hätte aber auch gern etwas gegeſſen: „Frau, gieb mir doch etwas, ſagte er, mich hungert ſo gewaltig.“ Die Frau aber antwortete: „ich habe nichts und kann in dem großen Schloß nichts finden.“ — „Geh nur dort über den Schrank,“ und wie die Frau den Schrank aufſchloß, ſtanden da Kuchen, Fleiſch,

Obſt, Wein: Herz, was verlangſt du? die Frau verwunderte ſich und ſprach: „ſag mir doch Mann, woher kommt denn dieſer Reichthum auf einmal?“ — „Das darf ich dir nicht ſagen, denn wenn ich dirs ſagte, ſo wäre unſer Glück wieder dahin.“ Dadurch ward die Frau nur neugieriger gemacht, und fragte ihren Mann, und quälte ihn, und ließ ihm Tag und Nacht keine Ruhe, bis er es ihr endlich entdeckte, daß das alles von einem Goldfiſch herkomme; kaum aber hatte er ausgeſprochen, da war das Schloß und aller Reichthum verſchwunden, und ſie ſaßen wieder in der alten Fiſcherhutte.

Der Mann ging nun wieder ſeinem Gewerbe nach, und fiſchte, und fiſchte den Goldfiſch zum zweitenmal heraus; er verſprach gegen Freilaſſung ihm aufs neue das ſchöne Schloß und den Schrank voll Geſottenes und Gebratenes, doch unter der nämlichen Bedingung, daß er verſchwiegen ſey; der Mann hielt auch eine Zeit lang aus, endlich aber quälte ihn ſeine Frau ſo gewaltig, daß er ihr das Geheimniß offenbarte, und in dem Augenblick ſaßen ſie auch wieder in ihrer ſchlechten Hütte. Der Mann ging wieder fiſchen, und fiſchte das Goldfiſchgen zum drittenmal: „hör, ſagte das, nimm mich nur mit nach Haus, und zerſchneid mich dort in ſechs Stücke; zwei gieb deiner Frau zu eſſen, zwei deinem Pferd, und zwei pflanz' in

die Erde, du wirst Segen davon haben, deine Frau wird zwei goldene Jungen zur Welt bringen, das Pferd wird zwei goldene Füllen bekommen, und aus der Erde werden zwei goldene Lilien aufwachsen.“ Der Mann gehorchte, und die Weissagung traf ein. Die zwei goldne Kinder wuchsen heran und wurden groß, und sagten: „Vater, wir wollen ausziehen in die Welt, wir setzen uns auf die goldenen Rosse, und an den goldenen Lilien könnt ihr sehen, wie es uns geht: „sind sie frisch, so sind wir gesund; sind sie welk, sind wir krank; fallen sie um, sind wir todt.“ Damit ritten sie fort und kamen zu einem Wirthshaus, darin war viel Volk, und als das die zwei Goldkinder auf den Goldpferden sah, fing es an zu spotten; da wurden sie bös, und der eine schämte sich, kehrte um und ritt wieder nach Haus, der zweite aber ritt fort. Da kam er zu einen Wald, die Leute aber vor dem Walde sagten ihm, er dürfe nicht hindurchreiten, es sey voll Spitzbuben darin, die würden übel mit ihm umgehen; das Goldkind aber ließ sich nicht schrecken und sprach: „ich muß und soll hindurch!“ Dann nahm er Bärenfelle und überzog sich und sein Pferd damit, daß nichts mehr von Gold zu sehen war, und so ritt er in den Wald hinein. Bald darauf hörte er in den Gebüschen rufen: „hier ist einer!“ Ein anderer aber

ſprach: „laß ihn laufen, was ſollen wir mit dem Bärenhäuter anfangen, der iſt ſo arm und kahl, wie eine Kirchenmaus!“ So kam er glücklich durch die Spitzbuben, und in ein Dorf, da ſah er ein Mädchen ſo ſchön, daß er nicht glaubte, es könne ein ſchöneres auf der Welt ſeyn und fragte, ob es ihn heirathen wolle, und das Mädchen ſagte ja, es wolle ihm treu bleiben ſein Lebelang. Sie hielten nun Hochzeit mit einander und waren vergnügt, da kam der Braut Vater nach Haus, und als er ſahe, daß ſeine Tochter einen Bärenführer geheirathet, denn er hatte die Bärenhaut noch nicht abgelegt, da ward er zornig und wollte den Bräutigam ermorden. Die Braut aber bat ihn, was ſie nur konnte: ſie hätte ihn doch ſo lieb, und es ſey nun einmal ihr Mann, bis er ſich zur Ruhe gab. Und am andern Morgen früh ſtand er auf, und wollte ſeinen Schwiegerſohn noch einmal ſehen, da ſah er einen herrlichen, goldenen Mann im Bette liegen. Dem Bräutigam aber träumte, er ſolle auf die Jagd gehen nach einem prächtigen Hirſch, und als er erwachte, wollt' er darnach ausgehen, aber ſeine Verlobte bat ihn da zu bleiben, und fürchtete für ihn; er aber ſprach: „ich ſoll und muß fort.“ Damit ſtund er auf und ging in den Wald, da hielt ein ſtolzer Hirſch vor ihm, ganz nach ſeinem Traum, wie er aber anlegen

und ſchießen wollte, fing er an zu fliehen. Der goldene Mann war hinter ihm drein, und verfolgte ihn über Graben und durch Gebüſche, und ward nicht müd den ganzen Tag: da entſchwand ihm der Hirſch, er aber war vor einer alten Hexe Haus. Er rief und fragte, ob ſie keinen Hirſch geſehen, ſie antwortete: „ja,“ da bellte ihn aber ohne Aufhören der Hexe kleines Hündlein an, darüber ward er bös und wollte es erſchießen, wie das die Hexe ſah, verwandelte ſie ihn in einen Mühlenſtein, und in dem Augenblick fällt zu Haus die eine goldene Lilie. Wie das der andere Bruder zu Haus ſah, ſetzte er ſich auf ſeinen goldenen Gaul und jagte fort und kam zu der Hexe, und drohte ihr mit dem Tod, wenn ſie ſeinem Bruder nicht wieder die natürliche Geſtalt gäbe. Da mußte die Hexe gehorchen, und die zwei Brüder ritten wieder heim, der eine zu ſeiner Braut, der andere zu ſeinem Vater. Die eine Lilie aber ſtand wieder auf, und wenn ſie nicht umgefallen ſind, ſtehen ſie noch alle beide.

Ludwig Bechstein.

64.

Von dem Dummling.

I.

Die weiße Taube.

Vor eines Königs Pallaſt ſtand ein ſächſiger Birnbaum, der trug jedes Jahr die ſchön-

ſten Früchte, aber wenn ſie reif waren, wurden ſie in einer Nacht alle geholt, und kein Menſch wußte, wer es gethan hatte. Der König aber hatte drei Söhne, davon ward der jüngſte für einfältig gehalten, und hieß der Dummling; da befahl er dem älteſten, er ſolle ein Jahr lang alle Nacht unter dem Birnbaum wachen, damit der Dieb einmal entdeckt werde. Der that das auch und wachte alle Nacht, der Baum blühte und war ganz voll von Früchten, und wie ſie anfingen reif zu werden, wachte er noch fleißiger, und endlich waren ſie ganz reif und ſollten am andern Tage abgebrochen werden; in der letzten Nacht aber überfiel ihn ein Schlaf, und er ſchlief ein, und wie er aufwachte, waren alle Früchte fort, und nur die Blätter noch übrig. Da befahl der König dem zweiten Sohn ein Jahr zu wachen, dem ging es nicht beſſer, als dem erſten; in der letzten Nacht konnte er ſich des Schlafes gar nicht erwehren, und am Morgen waren die Birnen alle abgebrochen. Endlich befahl der König dem Dummling ein Jahr zu wachen, darüber lachten alle, die an des Königs Hof waren. Der Dummling aber wachte, und in der letzten Nacht wehrt' er ſich den Schlaf ab, da ſah er, wie eine weiße Taube geflogen kam, eine Birne nach der andern abpickte und fort trug. Und als ſie mit der letzten fortflog, ſtand der Dummling auf und

ging ihr nach; die Taube flog aber auf einen hohen Berg und verſchwand auf einmal in einem Felſenritz. Der Dummling ſah ſich um, da ſtand ein kleines graues Männchen neben ihm, zu dem ſprach er: „Gott geſegne dich!“ — „Gott hat mich geſegnet in dieſem Augenblick durch dieſe deine Worte, antwortete das Männchen, denn ſie haben mich erlöſt, ſteig du in den Felſen hinab, da wirſt du dein Glück finden.“ Der Dummling trat in den Felſen, viele Stufen führten ihn hinunter, und wie er unten hinkam, ſah er die weiße Taube ganz von Spinnweben umſtrickt und zugewebt. Wie ſie ihn aber erblickte brach ſie hindurch, und als ſie den letzten Faden zerriſſen, ſtand eine ſchöne Prinzeſſin vor ihm, die hatte er auch erlöſt, und ſie ward ſeine Gemahlin und er ein reicher König, und regierte ſein Land mit Weisheit.

II.

Die Bienenkönigin.

Zwei Königsſöhne gingen auf Abentheuer aus, und geriethen in ein wildes, wüſtes Leben, ſo daß ſie gar nicht wieder nach Haus kamen. Der jüngſte, der Dummling, ging aus und ſuchte ſeine Brüder; wie er ſie fand, ſpotteten ſie ſein, daß er mit ſeiner Einfalt ſich durch die Welt ſchlagen wolle, da ſie zwei nicht

durchkämen und wären doch viel klüger. Da zogen sie miteinander fort und kamen an einen Ameisenhaufen, die zwei ältesten wollten ihn aufwühlen, und sehen, wie die kleinen Ameisen in der Angst herumkröchen und ihre Eier forttrügen; aber der Dummling sagte: „laßt die Thiere in Fried, ich leids nicht, daß ihr sie stört.“ Dann gingen sie weiter und kamen an einen See, auf dem schwammen viele, viele Enten; die zwei Brüder wollten ein paar fangen und braten, aber der Dummling sagte wieder: „laßt die Thiere in Fried', ich leids nicht, daß ihr sie tödtet.“ Endlich kamen sie an ein Bienennest, darin war so viel Honig, daß er am Stamm herunterlief; die zwei wollten Feuer unter den Baum legen, daß die Bienen erstickten, und sie den Honig wegnehmen könnten. Der Dummling hielt sie aber wieder ab und sprach: „laßt die Thiere in Fried', ich leids nicht, daß ihr sie verbrennt.“ Da kamen die drei Brüder in ein Schloß, wo in den Ställen lauter steinerne Pferde standen, auch war kein Mensch zu sehen, und sie gingen durch alle Säle, bis sie vor eine Thüre ganz am Ende kamen, davor hingen drei Schlösser; es war aber mitten in der Thüre ein Lädlein, dadurch konnte man in die Stube sehen. Da sahen sie ein grau Männchen an einem Tische sitzen, das riefen sie an einmal, zweimal, aber es hörte

nicht; endlich riefen ſie zum drittenmal, und da ſtand es auf und kam heraus. Es ſprach kein Wort, faßte ſie aber an und führte ſie zu einem reichbeſetzten Tiſch, und als ſie gegeſſen hatten, führte es einen jeglichen in ein eigenes Schlafgemach. Am andern Morgen kam es zu dem älteſten, winkte ihm und brachte ihn zu einer ſteinernen Tafel, darauf ſtanden die drei Aufgaben geſchrieben, wodurch das Schloß erlöſt werden konnte. Die erſte war: in dem Wald unter dem Moos lagen die tauſend Perlen der Königstochter, die mußten aufgeſucht werden, und vor Sonnenuntergang durfte nicht eine einzige fehlen, ſonſt ward der, welcher es unternahm zu Stein. Der Prinz ging hin und ſuchte den ganzen Tag, als aber der Tag zu Ende war, hatte er erſt hundert gefunden, und ward in einen Stein verwandelt. Am folgenden Tag unternahm der zweite Bruder das Abentheuer; er ward aber wie der älteſte zu Stein, weil er nicht mehr, als zweihundert gefunden. Endlich kam auch an den Dummling die Reihe, der ſuchte im Moos, es war aber ſo ſchwer, die Perlen zu finden, und ging ſo langſam, da ſetzte er ſich auf einen Stein und weinte. Und wie er ſo ſaß kam der Ameiſenkönig, den er einmal erhalten hatte mit fünftauſend Ameiſen, und es währte gar nicht lang, ſo hatten die die Perlen miteinander gefunden

und auf einen Haufen getragen. Die zweite Aufgabe aber war, den Schlüſſel zu der Schlafkammer der Prinzeſſin aus der See zu holen. Wie der Dummling zur See kam, ſchwammen die Enten, die er einmal gerettet hatte, heran, tauchten unter, und holten den Schlüſſel aus der Tiefe. Die dritte Aufgabe aber war die ſchwerſte: aus den drei ſchlafenden Töchtern des Königs ſollte die jüngſte und die liebſte herausgeſucht werden, ſie glichen ſich aber vollkommen, und waren durch nichts verſchieden, als daß die älteſte ein Stück Zucker, die zweite Syrup, die jüngſte einen Löffel voll Honig gegeſſen hatte, und es war bloß an dem Hauch zu erkennen, welche den Honig gegeſſen. Da kam aber die Bienenkönigin von den Bienen, die der Dummling vor dem Feuer geſchützt, und verſuchte den Mund von allen dreien, zuletzt blieb ſie auf dem Mund ſitzen, der Honig gegeſſen, und ſo erkannte der Prinz die rechte, und da war aller Zauber vorbei, alles war aus dem Schlaf erlöſt, und wer von Stein war, erhielt ſeine menſchliche Geſtalt wieder, und der Dummling vermählte ſich mit der jüngſten und liebſten, und ward König nach ihres Vaters Tod; ſeine zwei Brüder aber mit den beiden andern Schweſtern.

III.

Die drei Federn.

Es war einmal ein König, der schickte seine drei Söhne in die Welt, und welcher von ihnen das feinste Linnengarn mitbrächte, der sollte nach seinem Tode das Reich haben. Und damit sie wüßten, wo hinaus sie zögen, stellte er sich vor sein Schloß und blies drei Federn in die Luft, nach deren Flug sollten sie sich richten. Die eine flog nach Westen, der folgte der älteste, die andere nach Osten, der folgte der zweite, die dritte aber fiel auf einen Stein, nicht weit von dem Pallast, da mußte der dritte Prinz, der Dummling zurück bleiben, und die andern lachten ihn aus und sagten: er sollte bei dem Stein das Linnengarn aufsuchen. Der Dummling aber setzte sich auf den Stein und weinte, und wie er so hin und her wankte, schob sich der Stein fort, und darunter lag eine Marmorplatte mit einem Ring. Der Dummling hob sie auf, und da war eine Treppe, die führte hinunter, darauf ging er fort und kam in ein unterirdisches Gewölbe, da saß ein Mädchen und spann Flachs. Es fragte ihn, warum er so verweinte Augen hätte, da klagte er ihm sein Leid, daß er das feinste Linnen suchen solle, und doch nicht darnach ausziehen dürfe, da haspelte ihm das Mädchen sein Garn

ab, das war das allerfeinſte Linnengarn und hieß ihn das hinauf zu ſeinem Vater bringen. Wie er nun hinaufkam, war er lange Zeit weggeweſen, und ſeine Brüder waren eben zurückgekommen und glaubten gewiß, ſie hätten das feinſte mitgebracht. Als aber ein jeder das ſeinige vorzeigte, da hatte der Dummling noch einmal ſo feines, und das Reich wär ſein geweſen; aber die zwei andern gaben ſich nicht zufrieden, und verlangten von dem Vater, er ſolle noch eine Bedingung machen. Der König verlangte nun den ſchönſten Teppich, und blies die drei Federn wieder in die Luft, und die dritte fiel wieder auf den Stein, und der Dummling durfte nicht weiter gehen, die andern aber zogen nach Oſten und Weſten. Er hob den Stein auf und ging wieder hinab, und fand das Mädchen geſchäftig, einen wunderſchönen Teppich aus den brennendſten Farben zu weben, und als er fertig war, ſprach es: „der iſt für dich gewirkt, den trag hinauf, kein Menſch auf der Welt wird einen ſo prächtigen haben.“ Er ging damit vor ſeinen Vater, und übertraf wieder ſeine Brüder, die die ſchönſten Teppiche aus allen Ländern zuſammengebracht hatten, aber dieſe brachten den König doch dahin, daß er die neue Bedingung machte, wer das Reich erben wolle, müſſe die ſchönſte Frau mit nach Haus bringen. Die Federn

werden wieder geblasen, und Dummlings seine bleibt auf dem Stein liegen. Da ging er hinunter und klagte dem Mädchen, was sein Vater wieder für ihn so schweres aufgelegt habe, das Mädchen aber sagte, es wolle ihm schon helfen, er solle nur weiter in dem Gewölbe gehen, da werde er die schönste auf der Welt finden. Der Dummling ging hin und kam an ein Gemach, worin alles von Gold und Edelsteinen schimmerte und flimmerte, aber statt einer schönen Frau, saß ein garstiger Frosch mitten darin. Der Frosch rief ihm zu: „umschling mich und versenk dich!" Er wollte aber nicht, da rief der Frosch zum zweiten und drittenmal: „umschling mich und versenk dich!" Da faßte der Dummling den Frosch, und trug ihn herauf zu einem Teich, und sprang mit ihm hinein, kaum aber hatte das Wasser sie berührt, so hielt er die allerschönste Jungfrau in seinen Armen. Und sie stiegen heraus, und er führte sie vor seinen Vater, da war sie tausendmal schöner, als die Frauen, die sich die andern Prinzen mitgebracht. Nun wäre das Reich wieder dem Dummling gewesen, aber die zwei lärmten und verlangten, der sollte den Vorzug haben, dessen Frau bis zu einem Ring, der mitten im Saal festhing, springen könnte; der König willigte auch endlich darein. Die Frau des ältesten konnte aber kaum halb so hoch

hinaufkommen, die Frau des zweiten kam ein wenig höher, aber die Frau des dritten ſprang bis in den Ring; da mußten ſie endlich zugeben, daß Dummling nach ihres Vaters Tod das Reich erben ſolle, und als der ſtarb, ward er König und hat lange in Weisheit regiert.

IIII.

Die goldene Gans.

Es war einmal ein Mann, der hatte drei Söhne, der jüngſte aber war ein Dummling. Eines Tags ſprach der älteſte: „Vater, ich will in den Wald gehen, Holz hauen.“ — „Laß das bleiben, antwortete der Vater, du kommſt ſonſt mit einem verbundenen Arm heim.“ Der Sohn aber achtete nicht darauf, dachte, er wiſſe ſich ſchon zu hüten, ſteckte einen Kuchen in die Taſche und ging hinaus. In dem Walde begegnete ihm ein graues altes Männchen, das ſagte: „gieb mir doch ein Stück von dem Kuchen, den du in der Taſche haſt, ich bin ſo hungrig.“ Der kluge Sohn aber ſprach: „was ſoll ich dir meinen Kuchen geben, dann hab' ich ſelber nichts, pack dich deiner Wege!“ und ging fort mit ſeiner Art, und fing an einen Baum zu behauen, nicht lange aber, da hieb er fehl, die Art fuhr ihm in den Arm, und er mußte heimgehen und ſich verbinden laſſen. Das

war aber von dem alten grauen Männchen gekommen.

Darauf ging der zweite Sohn in den Wald, wo ihn das Männchen auch um ein Stück Kuchen ansprach. Er schlugs ihm aber auch ab, und hieb sich dafür ins Bein, daß er sich mußte nach Haus tragen lassen. Endlich ging der Dummling hinaus, das Männchen sprach ihn, wie die andern, um ein Stück Kuchen an. „Da hast du ihn ganz," sagte der Dummling, und gab ihn hin. Da sagte das Männchen: „hau diesen Baum ab, so wirst du etwas finden." Der Dummling hieb da zu, und als der Baum umfiel, saß eine goldene Gans darunter. Er nahm sie mit sich, und ging in ein Wirthshaus und wollte da übernachten, blieb aber nicht in der großen Stube, sondern ließ sich eine allein geben, da setzte er seine Gans mitten hinein. Die Wirthstöchter sahen die Gans und waren neugierig, und hätten gar zu gern eine Feder von ihr gehabt. Da sprach die älteste: „ich will einmal hinauf gehen, und wenn ich nicht bald wieder komme, so geht mir nach." Darauf ging sie zu der Gans, wie sie aber kaum die Feder berührt hat, bleibt sie daran hängen; weil sie nun nicht wieder herunter kam, ging ihr die zweite nach, und wie sie die Gans sieht, kann sie gar der Lust nicht widerstehen, ihr eine Feder auszuziehen; die

älteste

älteſte räth ihr ab, was ſie kann, das hilft aber alles nichts, ſie faßt die Gans an und bleibt an der Feder hängen. Die dritte Tochter, nachdem ſie unten lange gewartet, ging endlich auch hinauf, die andern rufen ihr zu, ſie ſollt ums Himmels willen der Gans nicht nahe kommen, ſie hört aber gar nicht drauf, meint, eine Feder müſſe ſie haben, und bleibt auch daran hängen. Am andern Morgen nahm der Dummling die Gans in den Arm und ging fort, die drei Mädchen hingen feſt und mußten hinter ihm drein. Auf dem Feld begegnet ihnen der Pfarrer: „pfui, ihr garſtigen Mädchen, was lauft ihr dem jungen Burſchen ſo öffentlich nach, ſchämt euch doch!“ damit faßt er eine bei der Hand, und will ſie zurückziehen, wie er ſie aber angerührt bleibt er an ihr auch hängen, und muß nun ſelber hinten drein laufen. Nicht lang, ſo kommt der Küſter: „ei! Herr Pfarrer, wo hinaus ſo geſchwind? heut iſt noch eine Kindtaufe!“ er läuft auf ihn zu, faßt ihn beim Ermel, bleibt aber auch hängen. Wie die fünf ſo hintereinander her marſchiren, kommen zwei Bauern mit ihren Hacken vom Feld, der Pfarrer ruft ihnen zu, ſie ſollten ſie los machen, kaum aber haben ſie den Küſter nur angerührt, ſo bleiben ſie hängen, und waren ihrer nun ſieben, die dem Dummling mit der Gans nachliefen.

Er kam darauf in eine Stadt, da regierte ein König, der hatte eine Tochter, die war so ernſthaft, daß ſie niemand zum Lachen bringen konnte. Da hatte der König ein Geſetz gegeben wer ſie könnte zu lachen machen, der ſollte ſie heirathen. Der Dummling, als er das hörte, ging mit ſeiner Gans und ihrem Anhang vor die Königstochter; wie dieſe den Aufzug ſah, fing ſie überlaut an zu lachen, und wollte gar nicht wieder aufhören. Er verlangte ſie nun zur Braut, aber der König machte allerlei Einwendungen und ſagte, er müßte ihm erſt einen Mann bringen, der einen Keller voll Wein austrinken könnte. Da ging er in den Wald, und auf der Stelle, wo er den Baum abgehauen hatte, ſah er einen Mann ſitzen, der machte ein gar betrübtes Geſicht, der Dummling fragte, was er ſich ſo ſehr zu Herzen nähme? „Ei! ich bin ſo durſtig, und kann nicht genug zu trinken kriegen, ein Faß Wein hab ich zwar ausgeleert, aber was iſt ein Tropfen auf einen heißen Stein?“ — „Da kann ich dir helfen, ſagte der Dummling, komm nur mit mir, du ſollſt ſatt haben.“ Er führte ihn in des Königs Keller, der Mann machte ſich über die großen Fäſſer, trank und trank, daß ihm die Hüften weh thaten, und ehe ein Tag herum war, hatte er den ganzen Keller ausgetrunken. Der Dummling verlangte nun ſeine

Braut, der König aber ärgerte ſich, daß ein ſchlechter Burſch, den jedermann einen Dummling nannte, ſeine Tochter davon tragen ſollte, und machte neue Bedingungen: er müſſe ihm erſt einen Mann ſchaffen, der einen Berg voll Brod aufeſſen könnte. Der Dummling ging wieder in den Wald, da ſaß auf des Baumes Platz ein Mann, der ſchnürte ſich den Leib mit einem Riemen zuſammen, machte ein grämliches Geſicht und ſagte: „ich habe einen ganzen Backofen voll Raſpelbrod gegeſſen, aber was hilft das bei meinem großen Hunger, ich ſpür doch nichts davon im Leib und muß mich nur zuſchnüren, wenn ich nicht Hungers ſterben ſoll.“ Wie der Dummling das hörte, war er froh und ſprach: „ſteig auf und geh mit mir, du ſollſt dich ſatt eſſen.“ Er führte ihn zu dem König, der hatte alles Mehl aus dem ganzen Reich zuſammenfahren, und einen ungeheuern Berg davon backen laſſen, der Mann aber aus dem Wald ſtellte ſich davor, und in einem Tag und einer Nacht, war der ganze Berg verſchwunden. Der Dummling forderte wieder ſeine Braut, der König aber ſuchte noch einmal Ausflucht, und verlangte ein Schiff, das zu Land wie zu Waſſer fahren könnte; ſchaffe er aber das, dann ſolle er gleich die Prinzeſſin haben. Der Dummling ging noch einmal in den Wald, da ſaß das alte graue Männchen,

(Kartoffel.)

dem es seinen Kuchen gegeben, und sagte: „ich hab für dich getrunken und gegessen, ich will dir auch das Schiff geben, das alles thu' ich, weil du barmherzig gegen mich gewesen bist.“ Da gab er ihm das Schiff, das zu Land und zu Wasser fuhr, und als der König das sah, mußte er ihm seine Tochter geben. Da ward die Hochzeit gefeiert, und er erbte das Reich, und lebte lange Zeit vergnügt mit seiner Gemahlin.

65.

Allerlei-Rauh.

Es war einmal ein König, der hatte eine Frau, die war die schönste auf der Welt, und hatte Haare von purem Gold; sie hatten auch eine Tochter mit einander, die war so schön wie ihre Mutter, und ihre Haare waren eben so golden. Einmal ward die Königin krank, und als sie fühlte, daß sie sterben müsse, rief sie den König und bat ihn, er möge nach ihrem Tod doch niemand heirathen, der nicht eben so schön wäre wie sie, und eben so goldne Haare hätte; und nachdem ihr der König das versprochen hatte, starb sie. Der König war lange Zeit so betrübt, daß er gar an keine zweite Frau dachte, endlich aber ermahnten ihn seine Räthe, sich wieder zu vermählen: da wurden

Botſchafter abgeſchickt an alle Prinzeſſinnen, aber keine war ſo ſchön wie die verſtorbene Königin, ſo goldenes Haar war auch gar nicht mehr zu finden auf der Welt. Da warf der König einmal die Augen auf ſeine Tochter, und wie er ſo ſah, daß ſie ganz ihrer Mutter glich und auch ein ſo goldenes Haar hatte, ſo dachte er, du kannſt doch auf der Welt niemand ſo ſchön finden, du mußt deine Tochter heirathen, und fühlte in dem Augenblick eine ſo große Liebe zu ihr, daß er gleich den Räthen und der Prinzeſſin ſeinen Willen kund that. Die Räthe wollten es ihm ausreden, aber das war umſonſt. Die Prinzeſſin erſchrack von Herzen über dies gottloſe Vorhaben, weil ſie aber klug war, ſagte ſie dem König, er ſolle ihr erſt drei Kleider ſchaffen, eins ſo golden wie die Sonne, eins ſo ~~weiß~~ wie der Mond, und eins ſo glänzend wie die Sterne, dann aber einen Mantel von tauſenderlei Pelz zuſammengeſetzt, und alle Thiere im Reich müßten ein Stück von ihrer Haut dazu geben. Der König war ſo heftig in ſeiner Begierde, daß er im ganzen Reich daran arbeiten ließ, ſeine Jäger alle Thiere auffangen, und ihnen die Haut abziehen mußten, daraus ward der Mantel gemacht, und es dauerte nicht lang, ſo brachte er der Prinzeſſin, was ſie verlangt hatte. Die Prinzeſſin ſagte nun, ſie wolle ſich morgen mit ihm trauen laſſen, in

der Nacht aber ſuchte ſie die Geſchenke, die ſie von ihrem Bräutigam hatte, zuſammen, das war ein goldener Ring, ein golden Spinnrädchen und ein goldenes Häspelchen, die drei Kleider aber that ſie in eine Nuß, dann machte ſie ſich Geſicht und Hände mit Ruß ſchwarz, zog den Mantel von allerlei Pelz an, und ging fort. Sie ging die ganze Nacht, bis ſie in einen groſſen Wald kam, da war ſie ſicher, und weil ſie ſo müd war, ſetzte ſie ſich in einen holen Baum, und ſchlief ein.

Sie ſchlief noch am hohen Tag, da jagte gerade der König, ihr Bräutigam, in dem Wald, ſeine Hunde aber lieſen um den Baum, und ſchnupperten daran. Der König ſchickte ſeine Jäger hin, die ſollten ſehen, was für ein Thier in dem Baum ſteckte, die kamen wieder und ſagten, es liege ein ſo wunderliches Thier darin, wie ſie ihr Lebtag noch keins geſehen, Rauhwerk allerlei Art ſey an ſeiner Haut, es liege aber und ſchlafe. Da befahl der König ſie ſollten es fangen und hinten auf den Wagen binden. Das thaten die Jäger, und wie ſie es hervorzogen, ſahen ſie, daß es ein Mädchen war, da banden ſie es hinten auf und fuhren mit ihm heim. „Allerlei-Rauh, ſagten ſie, du biſt gut für die Küche, du kannſt Holz und Waſſer tragen, und die Aſche zuſammen kehren;“ dann gaben ſie ihm ein kleines

Ställchen unter der Treppe, wohin kein Tageslicht kam: „da kannſt du wohnen und ſchlafen.“ Nun mußte es in die Küche, da half es dem Koch, rupfte die Hüner, ſchürte das Feuer, belas das Gemüs, und that alle ſchlechte Arbeit. Weil es alles ſo ordentlich machte, war ihm der Koch gut und rief manchmal Allerlei-Rauh Abends und gab ihm etwas von den Ueberbleibſeln zu eſſen. Ehe der König aber zu Bett ging mußte es hinauf und ihm die Stiefel ausziehen, und wenn es einen ausgezogen hatte, warf er ihn allemal ihm an den Kopf.

So lebte Allerlei-Rauh lange Zeit recht armſelig: ach, du ſchöne Jungfrau, wie ſolls mit dir noch werden? Da war ein Ball in dem Schloß, Allerlei-Rauh dachte, nun könnt' ich einmal wieder meinen lieben Bräutigam recht ſehen, ging zum Koch und bat ihn, er möge ihr doch erlauben, nur ein wenig hinaufzugehen, um vor der Thüre die Pracht mit anzuſehen.“ Geh hin, ſagte der Koch, aber länger als eine halbe Stunde darfſt du nicht ausbleiben, du mußt noch die Aſche heut Abend zuſammenkehren.“ Da nahm Allerlei-Rauh ſein Oehllämpchen und ging in ſein Ställchen, und wuſch ſich den Ruß ab, da kam ſeine Schönheit hervor, recht wie die Blumen im ~~Frühjahr~~, dann thät es den Pelzmantel ab,

machte die Nuß auf und holte das Kleid heraus, das wie die Sonne glänzte. Und wie es damit geputzt war, ging es hinauf, und jedermann machte ihm Platz, und meinte nicht anders, als eine vornehme Prinzessin käme in den Saal gegangen. Der König reichte ihr gleich seine Hand zum Tanz, und wie er mit ihr tanzte, dachte er, wie gleicht diese unbekannte schöne Prinzessin meiner lieben Braut, und je länger er sie ansah, desto mehr glich sie ihr, daß er es fast gewiß glaubte, und wenn der Tanz zu Ende wär, wollte er sie fragen. Wie sie aber ausgetanzt hatte, verneigte sie sich und war verschwunden, ehe sich der König besinnen konnte. Da ließ er die Wächter fragen, aber keiner hatte die Prinzessin aus dem Hause gehen sehen. Sie war geschwind in ihr Ställchen gelaufen, hatte ihr Kleid ausgezogen, Gesicht und Hände schwarz gemacht, und wieder den Pelzmantel umgethan. Dann ging sie in die Küche und wollte die Asche zusammenkehren, der Koch aber sagte: „laß das sein bis morgen, ich will auch ein wenig hinaufgehen und den Tanz mit ansehen, koch derweil dem König seine Suppe, aber laß keine Haare hineinfallen, sonst kriegst du nichts mehr zu essen.“ Allerlei-Rauh kochte dem König da eine Brodsuppe, und zuletzt legte es den goldenen Ring hinein, den der König ihr geschenkt hatte. Wie

nun der Ball zu Ende war, ließ ſich der König ſeine Brodſuppe bringen, die ſchmeckte ihm ſo gut, daß er meinte, er hätte noch nie eine ſo gute gegeſſen, wie er aber fertig war, fand er den Ring auf dem Grund liegen, und wie er ihn genau anſah, da war es ſein Treuring. Da verwunderte er ſich, konnte nicht begreifen, wie der Ring dahin kam, und ließ den Koch rufen; der Koch ward bös über Allerei-Rauh: „du haſt gewiß ein Haar hineinfallen laſſen, wenn das wahr iſt, ſo kriegſt du Schläge.“ Wie aber der Koch hinauf kam, fragte der König, wer die Suppe gekocht habe, die wär beſſer als ſonſt geweſen, da mußte er geſtehen, daß es Allerlei-Rauh gethan, und da hieß ihn der König Allerlei-Rauh heraufſchicken. Wie es kam, ſagte der König: „wer biſt du und was machſt du in meinem Schloß, woher haſt du den Ring, der in der Suppe lag?“ Es antwortete aber: „ich bin nichts als ein armes Kind, dem Vater und Mutter geſtorben ſind, habe nichts und bin zu gar nichts gut, als daß die Stiefel mir um den Kopf geworfen werden, und von dem Ring weiß ich auch nichts,“ damit lief es fort.

Darnach war wieder ein Ball; da bat Allerlei-Rauh den Koch wieder, er ſolle es hinaufgehen laſſen. Der Koch erlaubte es auch nur auf eine halbe Stunde, dann ſolle es da ſeyn und

dem König die Brodſuppe kochen. Allerlei-Rauh ging in ſein Ställchen, wuſch ſich rein und nahm das Mondkleid heraus, noch reiner und glänzender als der gefallene Schnee, und wie es hinauf kam ging eben der Tanz an, da reichte ihm der König die Hand, und tanzte mit ihm, und zweifelte nicht mehr, daß das ſeine Braut ſey, denn niemand auf der Welt hatte außer ihr noch ſo goldene Haare; wie aber der Tanz zu Ende war, war auch die Prinzeſſin ſchon wieder draußen, und alle Mühe umſonſt, der König konnte ſie nicht finden, und hatte auch kein einzig Wort mit ihr ſprechen können. Sie war aber wieder Allerlei-Rauh, ſchwarz im Geſicht und an den Händen, ſtand in der Küche, und kochte dem König die Brodſuppe, und der Koch war hinaufgegangen und guckte zu. Und als die Suppe fertig war, that ſie das goldne Spinnrad hinein. Der König aß die Suppe, und ſie däuchte ihm noch beſſer, und als er zuletzt das goldene Spinnrad fand, erſtaunte er noch mehr, denn das hatte er einmal ſeiner Braut geſchenkt. Der Koch ward gerufen, und dann Allerlei-Rauh, aber die gab wieder zur Antwort, ſie wiſſe nichts davon, und ſey nur dazu da, daß ihr die Stiefel um den Kopf geworfen würden.

Der König ſtellte zum drittenmal einen Ball an, und hoffte ſeine Braut ſollte wieder

kommen, und da wollte er ſie gewiß feſthalten. Allerlei-Rauh bat auch wieder den Koch, ob ſie nicht dürfe hinaufgehen, der ſchalt aber und ſagte: „du biſt eine Hexe, du thuſt immer etwas in die Suppe, und kannſt ſie beſſer kochen als ich;“ doch weil es ſo bat und verſprach, ordentlich zu ſeyn, ſo ließ er es wieder auf eine halbe Stunde hingehen. Da zog es ſein Sternenkleid an, das funkelte wie die Sterne in der Nacht, ging hinauf und tanzte mit dem König; der meinte, ſo ſchön hätte er es noch niemals geſehen. Bei dem Tanz aber ſteckte er ihm einen Ring an den Finger, und hatte befohlen, daß der Tanz recht lang währen ſollte. Doch aber konnte er es nicht feſthalten, auch kein Wort mit ihm ſprechen, denn als der Tanz aus war, ſprang es ſo geſchwind unter die Leute, daß es verſchwunden war, eh er ſich umdrehte. Es lief in ſein Ställchen, und weils länger als eine halbe Stunde weggeweſen war, zog es ſich geſchwind aus und machte ſich in der Eile nicht ganz ſchwarz, ſondern ein Finger blieb weiß, und wie es in die Küche kam, war der Koch ſchon fort, da kochte es geſchwind die Brodſuppe und legte den goldenen Haspel hinein. Der König fand ihn, wie den Ring und das goldne Spinnrad, und nun wußt' er gewiß, daß ſeine Braut in der Nähe war, denn niemand anders konnte die Geſchenke ſonſt ha-

ben. Allerlei-Rauh ward gerufen, wollte ſich wieder durchhelfen und fortſpringen, aber indem es fortſprang, erblickte der König einen weißen Finger an ſeiner Hand, und hielt es feſt daran; da fand er den Ring, den er ihm angeſteckt, und riß den Rauchmantel ab, da kamen die goldenen Haare heraus gefloſſen, und es war ſeine allerliebſte Braut, und der Koch ward reichlich belohnt, und dann hielt er Hochzeit, und ſie lebten vergnügt bis an ihren Tod.

66.

Hurleburlebutz.

Ein König verirrte ſich auf der Jagd, da trat ein kleines weißes Männchen vor ihn: „Herr König, wenn ihr mir eure jüngſte Tochter geben wollt, ſo will ich euch wieder aus dem Wald führen.“ Der König ſagte es in ſeiner Angſt zu, das Männchen brachte ihn auf den Weg, nahm dann Abſchied und rief noch nach: „in acht Tagen komm ich und hol meine Braut.“ Daheim aber war der König traurig über ſein Verſprechen, denn die jüngſte Tochter hatte er am liebſten; das ſahen ihm die Prinzeſſinnen an, und wollten wiſſen, was ihm Kummer mache. Da mußt ers endlich geſtehen, er habe die jüngſte von ihnen einem kleinen weißen Wald-

männchen verſprochen, und das komme in acht Tagen und hole ſie ab. Sie ſprachen aber, er ſolle gutes Muths ſeyn, das Männchen wollten ſie ſchon anführen. Darnach als der Tag kam, kleideten ſie eine Kuhhirtstochter mit ihren Kleidern an, ſetzten ſie in ihre Stube und befahlen ihr: „wenn jemand kommt, und will dich abholen, ſo gehſt du mit!“ ſie ſelber aber gingen alle aus dem Hauſe fort. Kaum waren ſie weg, ſo kam ein Fuchs in das Schloß, und ſagte zu dem Mädchen: „ſetz dich auf meinen rauhen Schwanz, Hurleburlebutz! hinaus in den Wald!“ Das Mädchen ſetzte ſich dem Fuchs auf den Schwanz, und ſo trug er es hinaus in den Wald; wie ſie aber auf einen ſchönen grünen Platz kamen, wo die Sonne recht hell und warm ſchien, ſagte der Fuchs: „ſteig ab und laus mich!“ Das Mädchen gehorchte, der Fuchs legte ſeinen Kopf auf ihren Schooß und ward gelauſt; bei der Arbeit ſprach das Mädchen: „geſtern um die Zeit wars doch ſchöner in dem Wald!“ — „Wie biſt du in den Wald gekommen?“ fragte der Fuchs. — „Ei, da hab ich mit meinem Vater die Kühe gehütet.“ — „Alſo biſt du nicht die Prinzeſſin! ſetz dich auf meinen rauhen Schwanz, Hurleburlebutz! zurück in das Schloß!“ Da trug ſie der Fuchs zurück und ſagte zum König: „du haſt mich betrogen, das iſt eine Kuhhirtstoch-

ter, in acht Tagen komm ich wieder und hol mir deine.“ Am achten Tage aber kleideten die Prinzessinnen eine Gänsehirtstochter prächtig an, setzten sie hin und gingen fort. Da kam der Fuchs wieder und sprach: „setz dich auf meinen rauhen Schwanz, Hurlehurlebutz! hinaus in den Wald!“ Wie sie in dem Wald auf den sonnigen Platz kamen, sagte der Fuchs wieder: „spring ab und laus mich.“ Und als das Mädchen den Fuchs lauste, seufzte es und sprach: „wo mögen jetzt meine Gänse seyn!“ — „Was weißt du von Gänsen?“ — „Ei, die hab ich alle Tage mit meinem Vater auf die Wiesen getrieben.“ — „Also bist du nicht des Königs Tochter! setz dich auf meinen rauhen Schwanz, Hurlehurlebutz! zurück in das Schloß!“ Der Fuchs trug sie zurück und sagte zum König: „du hast mich wieder betrogen, das ist eine Gänsehirtstochter, in acht Tagen komm ich noch einmal, und wenn du mir dann deine Tochter nicht giebst, so soll dirs übel gehen.“ Dem König ward Angst, und wie der Fuchs wieder kam, gab er ihm die Prinzessin. „Setz dich auf meinen rauhen Schwanz, Hurlehurlebutz! hinaus in den Wald.“ Da mußte sie auf dem Schwanz des Fuchses hinausreiten, und als sie auf den Platz im Sonnenschein kamen, sprach er auch zu ihr: „spring ab und laus mich!“ als er ihr aber seinen Kopf

auf den Schoß legte, fing die Prinzessin an zu weinen und sagte: „ich bin eines Königs Tochter und soll einen Fuchs lausen, säß ich jetzt daheim in meiner Kammer, so könnt ich meine Dirnen im Garten sehen!“ Da hörte der Fuchs, daß er die rechte Braut hatte, verwandelte sich in das kleine, weiße Männchen, und das war nun ihr Mann, bei dem mußt' sie in einer kleinen Hütte wohnen, ihm kochen und nähen, und es dauerte eine gute Zeit. Das Männchen aber that ihr alles zu Liebe.

Einmal sagte das Männchen zu ihr: „ich muß fortgehen, aber es werden bald drei weiße Tauben geflogen kommen, die werden ganz nieder über die Erde hinstreifen, davon fang die mittelste, und wenn du sie hast, schneid ihr gleich den Kopf ab, hüt' dich aber, daß du keine andere ergreifst, als die mittelste, sonst entsteht ein groß Unglück daraus.“ Das Männchen ging fort; es dauerte auch nicht lang, so kamen drei weiße Tauben daher geflogen. Die Prinzessin gab Acht, ergriff die mittelste, nahm ein Messer und schnitt ihr den Kopf ab. Kaum aber lag der auf dem Boden, so stand ein schöner junger Prinz vor ihr und sprach: „mich hat eine Fee verzaubert, sieben Jahr lang sollt ich meine Gestalt verlieren, und sodann als eine Taube an meiner Gemahlin vorbeifliegen, zwischen zwei andern, da müßt sie mich fan-

gen und mir den Kopf abhauen, und fange sie mich nicht, oder eine unrechte, und ich sey einmal vorbeigeflogen, so sey alles vorbei und keine Erlösung mehr möglich: darum hab ich dich gebeten, ja recht Acht zu haben, denn ich bin das graue Männlein und du meine Gemahlin.“ Da war die Prinzessin vergnügt, und sie gingen zusammen zu ihrem Vater, und als der starb, erbten sie das Reich.

67.

Der König mit dem Löwen.

Bei seiner Braut saß ein junger Prinz und sprach: „da geb ich dir einen Ring und mein Bild, das trag zu meinem Andenken und bleib mir treu; mein Vater ist todtkrank und hat geschickt, ich soll kommen, er will mich vor seinem Ende noch einmal sehen, wann ich König bin, so hole ich dich heim.“ Darauf ritt er fort, und fand seinen Vater sterbend; er bat noch den Prinzen, er möge eine gewisse Prinzessin nach seinem Tode heirathen. Der Prinz war so betrübt, und hatte seinen Vater so lieb, daß er ohne sich zu bedenken, Ja sagte, und gleich darauf that der alte König die Augen zu und starb. Wie er nun zum König ausgerufen und die Trauerzeit herum war, mußt er sein Wort halten, und ließ um die andere Prinzessin werben,

den, die ihm zugesagt wurde. Indeß hörte die erste Braut, daß der Prinz um eine andere gefreit, da grämte sie sich so sehr, daß sie fast verging. Ihr Vater fragte, warum sie so traurig sey, sie solle fordern, was sie [illegible], es solle ihr gewährt seyn; da bedachte sich die Prinzessin einen Augenblick, dann bat sie sich elf Mädchen aus, die ihr vollkommen glichen, auch an Größe und Wuchs. Der König ließ die elf Jungfrauen im ganzen Königreich aufsuchen, und als sie beisammen waren, kleidete sie die Prinzessin in Jäger, sich selber eben so, so daß ihrer zwölf vollkommen, eine wie die andere, waren. Darauf ritt sie zu dem König ihrem ehemaligen Bräutigam, und verlangte für sich und die übrigen Dienst als Jäger. Der König erkannte sie nicht, und weil es so schöne Leute waren, gewährte er ihnen gern die Bitte, und nahm sie an seinen Hof.

Der König hatte aber einen Löwen, dem war nichts verborgen, und er wußte wie, was heimlich am Hofe geschah. Der sagte eines Abends zu ihm: „du glaubst, du hättest da zwölf Jäger, das sind aber lauter Mädchen.“ Der König wollte es nicht glauben, da sagte der Löwe weiter: „laß nur einmal Erbsen in dein Vorzimmer streuen, Männer, die haben einen festen Tritt, wenn die darüber hingehen, regt sich keine, Mädchen aber die trippeln und

ſchlurfen, und die Erbſen rollen unter ihren Füßen.“ Dem König gefiel das wohl. Es war aber ein Diener des Königs, der liebte die Jäger und hatte das mit angehört, da lief er zu ihnen und ſagte: der Löwe hält euch für Mädchen, und will Erbſen ſtreuen laſſen und euch damit probiren; die Prinzeſſin befahl darauf ihren elf Jungfrauen, ſie ſollten ſich alle Gewalt anthun, und feſt auf die Erbſen treten. Als nun am Morgen die Erbſen geſtreut waren, ließ der König die zwölf Jäger kommen, ſie hatten aber einen ſo ſichern und ſtarken Gang, daß ſich auch nicht eine Erbſe bewegte. Am Abend machte der König dem Löwen Vorwürfe, daß er ihn belogen, da ſagte der Löwe: „ſie haben ſich verſtellt, laß aber nur zwölf Spinnräder in das Vorzimmer ſtellen, da werden ſie ſich drüber freuen, und das thut kein Mann.“ Der König folgte dem Löwen noch einmal, und ließ die Spinnräder hinſtellen. Der Diener aber hatte den Jägern den Anſchlag verrathen, da befahl die Prinzeſſin ihren elf Jungfrauen die Spinnräder nicht einmal anzuſehen. So thaten ſie auch, und der König wollte dem Löwen nicht mehr glauben. Er gewann die Jäger immer lieber, und wenn er auf die Jagd ritt, mußten ſie ihm folgen. Wie ſie einmal mit ihm im Wald waren, kam die Nachricht, die Braut des Prinzen ſey im

Anzug, und werde bald da ſeyn; wie das die rechte Braut hörte fiel ſie in Ohnmacht. Der König meinte, ſeinem lieben Jäger ſey etwas zugeſtoßen, lief herzu und wollte ihm helfen, er zog ihm aber auch die Handſchuh aus, da erblickte er den Ring, den er ſeiner erſten Braut gegeben, und als er dann noch das Bildniß an ihrem Hals ſah, erkannte er ſie, und ließ gleich der andern Braut ſagen, ſie möge in ihr Reich zurückkehren, er habe ſchon eine Gemahlin, und wenn man einen alten Schlüſſel wieder gefunden, brauche man den neuen nicht. Da ward die Hochzeit gefeiert, und der Löwe hatte nicht gelogen, und kam wieder in Gnade bei dem König.

68.

Von dem Sommer- und Wintergarten.

Ein Kaufmann wollte auf die Meße gehen, da fragte er ſeine drei Töchter, was er ihnen mitbringen ſollte. Die älteſte ſprach: „ein ſchönes Kleid;“ die zweite: „ein paar hübſche Schuhe;“ die dritte: „eine Roſe.“ Aber die Roſe zu verſchaffen, war etwas ſchwer, weil es mitten im Winter war, doch weil die jüngſte die ſchönſte war, und ſie eine ſo große Freude an den Blumen hatte, ſagte der

Vater, er wolle zusehen, ob er sie bekommen könne, und sich rechte Mühe darum geben.

Als der Kaufmann wieder auf der Rückreise war, hatte er ein prächtiges Kleid für die älteste, und ein paar schöne Schuhe für die zweite, aber die Rose für die dritte hatte er nicht bekommen können, wenn er in einen Garten gegangen war, und nach Rosen gefragt, hatten die Leute ihn ausgelacht: „ob er denn glaube, daß die Rosen im Schnee wüchsen.“ Das war ihm aber gar leid, und wie er darüber sann, ob er gar nichts für sein liebstes Kind mitbringen könne, kam er vor ein Schloß, und dabei war ein Garten, in dem war es halb Sommer und halb Winter, und auf der einen Seite blühten die schönsten Blumen groß und klein, und auf der andern war alles kahl und lag ein tiefer Schnee. Der Mann stieg vom Pferd herab, und wie er eine ganze Hecke voll Rosen auf der Sommerseite erblickte, war er froh, ging hinzu und brach eine ab, dann ritt er wieder fort. Er war schon ein Stück Wegs geritten, da hörte er etwas hinter sich herlaufen und schnaufen, er drehte sich um, und sah ein großes schwarzes Thier, das rief: „du gibst mir meine Rose wieder, oder ich mache dich todt, du gibst mir meine Rose wieder, oder ich mach dich todt!“ da sprach der Mann: „ich bitt dich, laß mir die Rose, ich soll sie meiner

Tochter mitbringen, die iſt die ſchönſte auf der Welt.“ — „Meinetwegen, aber gieb mir die ſchöne Tochter dafür zur Frau?“ Der Mann, um das Thier los zu werden, ſagt ja, und denkt, das wird doch nicht kommen und ſie fordern, das Thier aber rief noch hinter ihm drein: „in acht Tagen komm ich und hol meine Braut.“

Der Kaufmann brachte nun einer jeden Tochter mit, was ſie gewünſcht hatten; ſie freuten ſich auch alle darüber, am meiſten aber die jüngſte über die Maſſe. Nach acht Tagen ſaßen die drei Schweſtern beiſammen am Tiſch, da kam etwas mit ſchwerem Gang die Treppe herauf, und an die Thüre und rief: „macht auf! macht auf!“ Da machten ſie auf, aber ſie erſchracken recht, als ein großes ſchwarzes Thier hereintrat: „Weil meine Braut nicht gekommen, und die Zeit herum iſt, will ich mir ſie ſelber holen.“ Damit ging es auf die jüngſte Tochter zu und packte ſie an. Sie fing an zu ſchreien, das half aber alles nichts, ſie mußte mit fort, und als der Vater nach Haus kam, war ſein liebſtes Kind geraubt. Das ſchwarze Thier aber trug die ſchöne Jungfrau in ſein Schloß, da wars gar wunderbar und ſchön, und Muſikanten waren darin, die ſpielten auf, und unten war der Garten halb Sommer und halb Winter, und das Thier that ihr alles zu

Liebe, was es ihr nur an den Augen absehen konnte. Sie aßen zusammen, und sie mußte ihm aufschöpfen, sonst wollte es nicht essen, da ward sie dem Thier hold, und endlich hatte sie es recht lieb. Einmal sagte sie zu ihm: „mir ist so Angst, ich weiß nicht recht warum, aber mir ist, als wär mein Vater krank, oder eine von meinen Schwestern, könnte ich sie nur ein einzigesmal sehen!“ Da führte sie das Thier zu einem Spiegel und sagte: „da schau hinein,“ und wie sie hineinschaute, war es recht als wäre sie zu Haus; sie sah ihre Stube und ihren Vater, der war wirklich krank, aus Herzleid, weil er sich Schuld gab, daß sein liebstes Kind von einem wilden Thier geraubt und gar von ihm aufgefressen sey, hätt' er gewußt, wie gut es ihm ging, so hätte er sich nicht betrübt; auch ihre zwei Schwestern sah sie am Bett sitzen, die weinten. Von dem allen war ihr Herz ganz schwer, und sie bat das Thier, es sollte sie nur ein paar Tage wieder heim gehen lassen. Das Thier wollte lange nicht, endlich aber, wie sie so jammerte, hatte es Mitleiden mit ihr und sagte: „geh hin zu deinem Vater, aber versprich mir, daß du in acht Tagen wieder da seyn willst. Sie versprach es ihm, und als sie fort ging, rief es noch: „bleib aber ja nicht länger als acht Tage aus.“

Wie sie heim kam, freute sich ihr Vater,

daß er ſie noch einmal ſähe, aber die Krankheit und das Leid hatten ſchon zu ſehr an ſeinem Herzen gefreſſen, daß er nicht wieder geſund werden konnte, und nach ein paar Tagen ſtarb er. Da konnte ſie an nichts anders denken vor Traurigkeit, und hernach ward ihr Vater begraben, da ging ſie mit zur Leiche, und dann weinten die Schweſtern zuſammen und tröſteten ſich, und als ſie endlich wieder an ihr liebes Thier dachte, da waren ſchon längſt die acht Tage herum. Da ward ihr recht Angſt, und es war ihr, als ſey das auch krank, und ſie machte ſich gleich auf, und ging wieder hin zu ſeinem Schloß. Wie ſie aber wieder ankam, wars ganz ſtill und traurig darin, die Muſikanten ſpielten nicht, und alles war mit ſchwarzem Flor behangen; der Garten aber war ganz Winter und von Schnee bedeckt. Und wie ſie das Thier ſelber ſuchte, war es fort, und ſie ſuchte aller Orten, aber ſie konnte es nicht finden. Da war ſie dergeſt traurig, und wußte ſich nicht zu tröſten, und einmal ging ſie ſo recht traurig im Garten, und ſah einen Haufen Kohlhäupter, die waren eben ſchon alt und faul, da legte ſie die herum, und wie ſie ein paar umgedreht hatte, ſah ſie ihr liebes Thier, das lag darunter und war todt. Geſchwind holte ſie Waſſer und begoß es damit unaufhörlich, da ſprang es auf und war auf einmal verwandelt,

und ein schöner Prinz. Da ward Hochzeit gehalten und die Musikanten spielten gleich wieder, die Sommerseite im Garten kam prächtig hervor, und der schwarze Flor ward abgerissen, und sie lebten vergnügt miteinander immerdar.

69.

Jorinde und Joringel.

Es war einmal ein altes Schloß, mitten in einem großen, dicken Wald, darinnen wohnte eine alte Frau ganz allein, das war eine Erzzauberin. Am Tage machte sie sich zur Katze, oder zu Nachteule, des Abends aber wurde sie wieder ordentlich wie ein Mensch gestaltet. Sie konnte das Wild und die Vögel herbeilocken, und dann schlachtete sie's, kochte und bratete es. Wenn jemand auf hundert Schritte dem Schloß nahe kam, so mußte er stille stehn, und konnte sich nicht von der Stelle bewegen, bis sie ihn losprach: wenn aber eine keusche Jungfrau in diesen Kreis kam, so verwandelte sie dieselbe in einen Vogel und sperrte sie dann in einen Korb ein, in die Kammern des Schlosses. Sie hatte wohl sieben tausend solcher Körbe mit so raren Vögeln im Schlosse.

Nun war einmal eine Jungfrau, die hieß Jorinde; sie war schöner als alle andere Mädchen, die, und dann ein gar schöner Jüngling,

Namens Joringel, hatten ſich zuſammen verſprochen. Sie waren in den Brauttagen, und ſie hatten ihr größtes Vergnügen eins am andern. Damit ſie nun einsmalen vertraut zuſammen reden könnten, gingen ſie in den Wald ſpazieren. „Hüte dich, ſagte Joringel, daß du nicht ſo nahe an das Schloß kommſt!“ Es war ein ſchöner Abend, die Sonne ſchien zwiſchen den Stämmen der Bäume hell ins dunkle Grün des Walds, und die Turteltaube ſang kläglich auf den alten Maibuchen.

Jorinde weinte zuweilen, ſetzte ſich hin in Sonnenſchein und klagte. Joringel klagte auch; ſie waren ſo beſtürzt, als wenn ſie hätten ſterben ſollen; ſie ſahen ſich um, waren irre, und wußten nicht, wohin ſie nach Hauſe gehen ſollten. Noch halb ſtand die Sonne über dem Berg, und halb war ſie unter: Joringel ſah durchs Gebüſch, und ſah die alte Mauer des Schloſſes nah bei ſich, er erſchrack und wurde todtbang. Jorinde ſang:

Mein Vöglein mit dem Ringlein roth
Singt Leide, Leide, Leide;
Es ſingt dem Täublein ſeinen Tod,
Singt Leide, Lei — Zickürh! Zickürh!
Zickürh!

Joringel ſah nach Jorinde. Jorinde war in eine Nachtigall verwandelt, die ſang Zickürh! Zickürh. Eine Nachteule mit glühenden Augen

flog dreimal um ſie herum, und ſchrie dreimal Schu — hu — hu — hu! Joringel konnte ſich nicht regen; er ſtand da wie ein Stein, konnte nicht weinen, nicht reden, nicht Hand noch Fuß regen. Nun war die Sonne unter; die Eule flog in einen Strauch, und gleich darauf kam eine alte krumme Frau aus dieſem hervor, gelb und mager, große rothe Augen, krumme Naſe, die mit der Spitze ans Kinn reichte. Sie murmelte, fing die Nachtigall, und trug ſie auf der Hand fort. Joringel konnte nichts ſagen, nicht von der Stelle kommen; die Nachtigall war fort, endlich kam das Weib wieder und ſagte mit dumpfer Stimme: „Grüß dich, Zachiel! Wenns Mändel ins Körbel ſcheint, bind los, Zachiel, zu guter Stund!“ Da wurd Joringel los; er fiel vor dem Weib auf die Knie, und bat, ſie mögte ihm ſeine Jorinde wieder geben; aber ſie ſagte, er ſolle ſie nie wieder haben, und ging fort. Er rief, er weinte, er jammerte, aber alles umſonſt. Ach! was ſoll mir geſchehn? Joringel ging fort und kam endlich in ein fremdes Dorf; da hütet er die Schafe lange Zeit. Oft ging er rund um das Schloß herum, aber nicht zu nahe dabei; endlich träumte er einmal des Nachts, er fänd eine blutrothe Blume, in deren Mitte eine ſchöne große Perle war; die Blume brach er ab, ging damit zum Schloſſe; alles, was er mit

der Blume berührte, ward von der Zauberei frei; auch träumte er, er hätte seine Jorinde dadurch wieder bekommen. Des Morgens, als er erwachte, fing er an, durch Berg und Thal zu suchen, ob er eine solche Blume fände; er suchte bis an den neunten Tag, da fand er die blutrothe Blume am Morgen früh. In der Mitte war ein großer Thautropfe, so groß wie die schönste Perle. Diese Blume trug er Tag und Nacht bis zum Schloß. Wie er auf hundert Schritt nahe zum Schloß kam, da wurd er nicht steif, sondern ging fort bis ans Thor. Joringel freute sich hoch, berührte die Pforte mit der Blume, und sie sprang auf; er ging hinein, durch den Hof, horchte, wo er die vielen Vögel vernähm. Endlich hört ers; er ging und fand den Saal, darauf war die Zauberin, und fütterte die Vögel in den sieben tausend Körben. Wie sie den Joringel sah, ward sie bös, sehr bös, schalt, spie Gift und Galle gegen ihn aus, aber sie konnt auf zwei Schritte nicht an ihn kommen. Er kehrte sich nicht an sie, und ging, besah die Körbe mit den Vögeln; da waren aber viele hundert Nachtigallen; wie sollte er nun seine Jorinde wieder finden? Indem er so zusah, merkte er, daß die Alte heimlich ein Körbchen mit einem Vogel nimmt, und damit nach der Thüre geht. Flugs sprang er hinzu, berührte das Körbchen mit der Blume, und

[Schieben: aus Tillings Jugend] I: 104–108.

auch das alte Weib; nun konnte sie nichts mehr zaubern und Jorinde stand da, hatte ihn um den Hals gefaßt, so schön, wie sie ehemals war. Da macht er auch alle die andern Vögel wieder zu Jungfrauen, und da ging er mit seiner Jorinde nach Hause, und lebten lange vergnügt zusammen.

70.

Der Okerlo.

Eine Königin setzte ihr Kind in einer goldenen Wiege aufs Meer, und ließ es fortschwimmen; es ging aber nicht unter, sondern schwamm zu einer Insel, da wohnten lauter Menschenfresser. Wie nun so die Wiege geschwommen kam, stand gerade die Frau des Menschenfressers am Ufer, und als sie das Kind sah, welches ein wunderschönes Mädchen war, beschloß sie, es groß zu ziehen für ihren Sohn, der sollte es einmal zur Frau haben. Doch hatte sie große Noth damit, daß sie es sorgfältig vor ihrem Mann, dem alten Okerlo versteckte, denn hätte er es zu Gesicht bekommen, so wäre es mit Haut und Haar aufgefressen worden.

Als nun das Mädchen groß geworden war, sollte es mit dem jungen Okerlo verheirathet werden, es mochte ihn aber gar nicht leiden,

und weinte den ganzen Tag. Wie es ſo einmal am Ufer ſaß, da kam ein junger, ſchöner Prinz geſchwommen, der gefiel ihm und es gefiel ihm auch, und ſie verſprachen ſich miteinander; indem aber kam die alte Menſchenfreſſerin, die wurde gewaltig bös, daß ſie dem Prinzen bei der Braut ihres Sohnes fand, und kriegte ihn gleich zu packen: „wart nun, du ſollſt zu meines Sohnes Hochzeit gebraten werden!“

Der junge Prinz, das Mädchen und die drei Kinder des Okerlo ſchliefen aber alle in einer Stube zuſammen, wie es nun Nacht wurde, kriegte der alte Okerlo Luſt nach Menſchenfleiſch, und ſagte: „Frau, ich habe nicht Luſt bis zur Hochzeit zu warten, gieb mir den Prinzen nur gleich her!“ Das Mädchen aber hörte alles durch die Wand, ſtand geſchwind auf, nahm dem einen Kind des Okerlo die goldene Krone ab, die es auf dem Haupte trug, und ſetzte ſie dem Prinzen auf. Die alte Menſchenfreſſerin kam gegangen, und weil es dunkel war, ſo fühlte ſie an den Häuptern, und das, welches keine Krone trug, brachte ſie dem Mann, der es augenblicklich aufaß. Indeſſen wurde dem Mädchen himmelangſt, es dachte: bricht der Tag an, ſo kommt alles heraus, und es wird uns ſchlimm gehen.“ Da ſtand es heimlich auf und holte einen Meilenſtiefel, eine

Wünſchelruthe und einen Kuchen mit einer Bohne, die auf alles Antwort gab.

Nun ging ſie mit dem Prinzen fort, ſie hatten den Meilenſtiefel an, und mit jedem Schritt machten ſie eine Meile. Zuweilen frugen ſie die Bohne:

„Bohne, biſt du auch da?“

„ja, ſagte die Bohne, da bin ich, eilt euch aber, denn die alte Menſchenfreſſerin kommt nach im andern Meilenſtiefel, der dort geblieben iſt!“ Da nahm das Mädchen die Wünſchelruthe und verwandelte ſich in einen Schwan, den Prinzen in einen Teich, worauf der Schwan ſchwimmt. Die Menſchenfreſſerin kam und lockte den Schwan ans Ufer, allein es gelang ihr nicht, und verdrießlich ging ſie heim. Das Mädchen und der Prinz ſetzten ihren Weg fort:

„Bohne, biſt du da?“

„ja, ſprach die Bohne, hier bin ich, aber die alte Frau kommt ſchon wieder, der Menſchenfreſſer hat ihr geſagt, warum ſie ſich habe anführen laſſen.“ Da nahm das Mädchen den Stab, und verwandelte ſich und den Prinzen in eine Staubwolke, wodurch die Frau Oterlo nicht dringen kann, alſo kehrte ſie unverrichteter Sache wieder um, und die andern ſetzten ihren Weg fort.

„Bohne, biſt du da?“

ja, hier bin ich, aber ich ſehe die Frau Oterlo

noch einmal kommen, und gewaltige Schritte macht ſie. Das Mädchen nahm zum drittenmal den Wünſchelſtab und verwandelte ſich in einen Roſenſtock und den Prinzen in eine Biene, da kam die alte Menſchenfreſſerin, erkannte ſie in dieſer Verwandelung nicht und ging wieder heim.

Allein nun konnten die zwei ihre menſchliche Geſtalt nicht wieder annehmen, weil das Mädchen das letztemal in der Angſt den Zauberſtab zu weit weggeworfen; ſie waren aber ſchon ſo weit gegangen, daß der Roſenſtock in einem Garten ſtand, der gehörte der Mutter des Mädchens. Die Biene ſaß auf der Roſe, und wer ſie abbrechen wollte, den ſtach ſie mit ihrem Stachel. Einmal geſchah es, daß die Königin ſelber in ihren Garten ging und die ſchöne Blume ſah, worüber ſie ſich ſo verwunderte, daß ſie ſie abbrechen wollte. Aber Bienchen kam und ſtach ſie ſo ſtark in die Hand, daß ſie die Roſe mußte fahren laſſen, doch hatte ſie ſchon ein wenig eingeriſſen. Da ſah ſie, daß Blut aus dem Stengel quoll, ließ eine Fee kommen, damit ſie die Blume entzauberte. Da erkannte die Königin ihre Tochter wieder, und war von Herzen froh und vergnügt. Es wurde aber eine große Hochzeit angeſtellt, eine Menge Gäſte gebeten, die kamen in prächtigen Kleidern, tauſend Lichter flimmerten im Saal, und

es wurde gespielt und getanzt bis zum hellen Tag.

„Bist du auch auf der Hochzeit gewesen?“ — „ja wohl bin drauf gewesen:

mein Kopfputz war von Butter, da kam ich in die Sonne, und er ist mir abgeschmolzen;

mein Kleid war von Spinnweb, da kam ich durch Dornen, die rissen es mir ab;

meine Pantoffel waren von Glas, da trat ich auf einen Stein, da sprangen sie entzwei.“

71.

Prinzessin Mäusehaut.

Ein König hatte drei Töchter; da wollte er wissen, welche ihn am liebsten hätte, ließ sie vor sich kommen und fragte sie. Die älteste sprach, sie habe ihn lieber, als das ganze Königreich; die zweite, als alle Edelsteine und Perlen auf der Welt; die dritte aber sagte, sie habe ihn lieber als das Salz. Der König ward aufgebracht, daß sie ihre Liebe zu ihm mit einer so geringen Sache vergleiche, übergab sie einem Diener und befahl, er solle sie in den Wald führen und tödten. Wie sie in den Wald gekommen waren, bat die Prinzessin den Diener um ihr Leben; dieser war ihr treu, und würde sie

doch nicht getödtet haben, er ſagte auch, er wolle mit ihr gehen, und ganz nach ihren Befehlen thun. Die Prinzeſſin verlangte aber nichts, als ein Kleid von Mauſehaut, und als er ihr das geholt, wickelte ſie ſich hinein und ging fort. Sie ging geradezu an den Hof eines benachbarten Königs, gab ſich für einen Mann aus, und bat den König, daß er ſie in ſeine Dienſte nehme. Der König ſagte es zu, und ſie ſolle bei ihm die Aufwartung haben: Abends mußte ſie ihm die Stiefel ausziehen, die warf er ihr allemal an den Kopf. Einmal fragte er, woher ſie ſey? — „Aus dem Lande, wo man den Leuten die Stiefel nicht um den Kopf wirft.“ Der König ward da aufmerkſam, endlich brachten ihm die andern Diener einen Ring; Mauſehaut habe ihn verloren, der ſey zu koſtbar, den müſſe er geſtohlen haben. Der König ließ Mauſehaut vor ſich kommen und fragte, woher der Ring ſey? da kannte ſich Mauſehaut nicht länger verbergen, ſie wickelte ſich von der Mauſehaut los, ihre goldgelben Haare quollen hervor, und ſie trat heraus ſo ſchön, aber auch ſo ſchön, daß der König gleich die Krone von ſeinem Kopf abnahm und ihr aufſetzte, und ſie für ſeine Gemahlin erklärte.

Zu der Hochzeit wurde auch der Vater der Mauſehaut eingeladen, der glaubte ſeine Tochter ſey ſchon längſt todt, und erkannte ſie nicht

wieder. Auf der Tafel aber waren alle Speiſen, die ihm vorgeſetzt wurden, ungeſalzen, da ward er ärgerlich und ſagte: „ich will lieber nicht leben als ſolche Speiſe eſſen!“ Wie er das Wort ausgeſagt, ſprach die Königin zu ihm: „jetzt wollt ihr nicht leben ohne Salz, und doch habt ihr mich einmal wollen tödten laſſen, weil ich ſagte, ich hätte euch lieber als Salz!“ da erkannt er ſeine Tochter, und küßte ſie, und bat ſie um Verzeihung, und es war ihm lieber als ſein Königreich, und alle Edelſteine der Welt, daß er ſie wiedergefunden.

Ende.

72.

Das Birnli will nit fallen.

Der Herr will das Birnli ſchüttle,
das Birnli will nit fallen:
der Herr, der ſchickt das Jockli hinaus,
es ſoll das Birnli ſchüttle:
das Jockli ſchüttelts Birnli nit,
das Birnli will nit fallen.

Da ſchickt der Herr das Hündli naus,
es ſoll das Jockli beißen:
das Hündli beißt das Jockli nit,
das Jockli ſchüttelts Birnli nit,
das Birnli will nit fallen.

Da ſchickt der Herr das Prügeli naus,
es ſoll das Hündli tretzen:

Das Prügeli trißt das Hündli nit,
das Hündli beißt das Jockli nit,
das Jockli ſchüttelts Birnli nit,
das Birnli will nit fallen.

Da ſchickt der Herr das Fürli (Feuer) naus,
es ſoll das Prügeli brennen:
das Fürli brennt, das Prügeli nit,
das Prügeli trißt das Hündli nit,
das Hündli beißt das Jockli nit,
das Jockli ſchüttelts Birnli nit,
das Birnli will nit fallen.

Da ſchickt der Herr das Wäſſerli naus,
es ſoll das Fürli löſchen:
das Wäſſerli löſcht das Fürli nit,
das Fürli brennt das Prügeli nit,
das Prügeli trißt das Hündli nit,
das Hündli beißt das Jockli nit,
das Jockli ſchüttelts Birnli nit,
das Birnli will nit fallen.

Da ſchickt der Herr das Kälbli naus,
es ſoll das Wäſſerli läppte: (trinken)
das Kälbli läppelt das Wäſſerli nit,
das Wäſſerli löſcht das Fürli nit,
das Fürli brennt das Prügeli nit,
das Prügeli trißt das Hündli nit,
das Hündli beißt das Jockli nit,
das Jockli ſchüttelts Birnli nit,
das Birnli will nit fallen.

Da ſchickt der Herr den Metzger naus,
er ſoll das Kälbli metzle:

der Metzger metzelts Kälbli nit,
das Kälbli läppelt das Wässerli nit,
das Wässerli löscht das Fürli nit,
das Fürli brennt das Prügeli nit,
das Prügeli trifft das Hündli nit,
das Hündli beißt das Jockli nit,
das Jockli schüttelts Birnli nit,
das Birnli will nit fallen.

Da schickt der Herr den Schinder naus,
er soll den Metzger hängen:
der Schinder will den Metzger hänge,
der Metzger will das Kälbli metzle,
das Kälbli will das Wässerli läpple,
das Wässerli will das Fürli lösche,
das Fürli will das Prügeli brenne,
das Prügeli will das Hündli treffe,
das Hündli will das Jockli beiße,
das Jockli will das Birnli schüttle,
das Birnli das will fallen.

73.

Das Mordschloß.

Es war einmal ein Schuhmacher, welcher drei Töchter hatte; auf eine Zeit als der Schuhmacher aus war, kam da ein Herr, welcher sehr gut gekleidet war, und welcher eine prächtige Equipage hatte, so daß man ihn für sehr reich hielt, und verliebte sich in eine der schönen Töchter, welche dachte, ihr Glück gemacht zu haben

mit ſo einem reichen Herrn, und machte alſo keine Schwierigkeit mit ihm zu reiten. Da es Abend ward, als ſie unterwegs waren fragte er ſie:

„Der Mond ſcheint ſo hell
meine Pferdchen laufen ſo ſchnell
ſüß Lieb, reut dichs auch nicht?“

— „Nein, warum ſollt michs reuen? ich bin immer bei Euch wohl bewahrt,“ da ſie doch innerlich eine Angſt hatte. Als ſie in einem großen Wald waren, fragte ſie, ob ſie bald da wären? — „Ja, ſagte er, ſiehſt du das Licht da in der Ferne, da iſt mein Schloß;“ endlich kamen ſie da an, und alles war gar ſchön.

Am andern Tage ſagte er zu ihr, er müßt auf einige Tage ſie verlaſſen, weil er wichtige Affairen hätte, die nothwendig wären, aber er wolle ihr alle Schlüſſel laſſen, damit ſie das ganze Caſtell ſehen könnte, von was für Reichthum ſie all Meiſter wär. Als er fort war, ging ſie durch das ganze Haus, und fand alles ſo ſchön, daß ſie völlig damit zufrieden war, bis ſie endlich an einen Keller kam, wo eine alte Frau ſaß und Därme ſchrappte. „Ei Mütterchen, was macht ſie da?“ — „Ich ſchrapp Därme, mein Kind, morgen ſchrapp ich eure auch!“ Wovon ſie ſo erſchrack, daß ſie den Schlüſſel, welcher in ihrer Hand war, in ein Becken mit Blut fallen ließ, welches nicht gut

wieder abzuwaschen war: „Nun ist euer Tod sicher, sagte das alte Weib, weil mein Herr sehen kann, daß ihr in der Kammer gewesen seyd, wohin außer ihm und mir kein Mensch kommen darf.

(Man muß aber wissen, daß die zwei vorigen Schwestern auf dieselbe Weise waren umgekommen.)

Da in dem Augenblick ein Wagen mit Heu von dem Schloß wegfuhr, so sagte die alte Frau, es wäre das einzige Mittel, um das Leben zu behalten, sich unter das Heu zu verstecken, und dann da mit weg zu fahren; welches sie auch thät. Da inzwischen der Herr nach Haus kam, fragte er, wo die Mamsell wäre! „O, sagte die alte Frau, da ich keine Arbeit mehr hatte, und sie morgen doch dran mußte, hab ich sie schon geschlachtet, und hier ist eine Locke von ihrem Haar, und das Herz, wie auch was warm Blut, das übrige haben die Hunde alle gefressen, und ich schrapp die Därme.“ Der Herr war also ruhig, daß sie todt war.

Sie kommt inzwischen mit dem Heuwagen zu einem nah bei gelegenen Schloß, wo das Heu hin verkauft war, und sie kommt mit aus dem Heu und erzählt die ganze Sache, und wird ersucht, da einige Zeit zu bleiben. Nach Verlauf von einiger Zeit nöthigt der Herr von diesem Schloß alle in der Nähe wohnenden

Edelleute zu einem großen Feſt, und das Geſicht und Kleidung von der fremden Mamſell wird ſo verändert, daß ſie nicht erkannt werden konnte, weil auch der Herr von dem Mord-Caſtell dazu eingeladen war.

Da ſie alle da waren, mußte ein jeder etwas erzählen, da die Reihe an die Mamſell kam, erzählte ſie die bewußte Hiſtorie, wobei dem ſogenannten Herrn Graf ſo ängſtlich-ums Herz ward, daß er mit Gewalt weg wollte, aber der gute Herr von dem adelichen Haus hatte inzwiſchen geſorgt, daß das Gericht unſern ſchönen Herrn Grafen in Gefängniß nahm, ſein Caſtell ausrottete, und ſeine Güter alle der Mamſell zu eigen gab, die nach der Hand mit dem Sohn des Hauſes, wo ſie ſo gut empfangen war, ſich verheirathete und lange Jahre lebte.

74.

Von Johannes-Waſſerſprung und Caſpar-Waſſerſprung.

Ein König beſtand darauf, ſeine Tochter ſollte nicht heirathen, und ließ ihr in einem Wald in der größten Einſamkeit ein Haus bauen, darin mußte ſie mit ihren Jungfrauen wohnen, und bekam gar keinen andern Menſchen zu ſehen. Nah an dem Waldhaus aber war eine Quelle mit wunderbaren Eigenſchaf-

ten, davon trank die Prinzessin, und die Folge war, daß sie zwei Prinzen gebar, die darnach Johannes-Wasserſprung und Caspar-Wasserſprung genannt wurden, und wovon einer dem andern vollkommen ähnlich war. Ihr Großvater, der alte König, ließ ſie die Jägerei lernen, und ſie wuchſen heran, wurden groß und ſchön. Da kam die Zeit, wo ſie in die Welt ziehen mußten; jeder von ihnen erhielt einen ſilbernen Stern, ein Pferd und einen Hund mit auf die Fahrt. Sie kamen zuerſt in einen Wald, und ſahen zugleich zwei Haſen und wollten darnach ſchießen, die Haſen aber baten um Gnade und ſagten, ſie mögten ſie doch in ihre Dienſte aufnehmen, ſie könnten ihnen nützlich ſeyn, und in jeder Gefahr Hülfe leiſten. Die zwei Brüder ließen ſich bewegen, und nahmen ſie als Diener mit; nicht lang ſo kamen zwei Bären, wie ſie auf die zielten, riefen die gleichfalls um Gnade, und verſprachen treu zu dienen: alſo ward auch damit das Gefolge vermehrt. Nun kamen ſie auf einen Scheideweg, da ſprachen ſie: „wir müſſen uns trennen, und der eine ſoll rechts, der andere links weiter ziehen!“ aber jeder ſteckte ein Meſſer in einen Baum am Scheideweg, an deren Roſt wollten ſie erkennen, wie es dem andern ergehe, und ob er noch lebe; dann nahmen ſie Abſchied, küßten einander und ritten fort.

Johannes-Waſſerſprung kam in eine Stadt, da war alles ſtill und traurig, weil die Prinzeſſin einem Drachen ſollte geopfert werden, der das ganze Land verwüſtete, und anders nicht konnte beſänftigt werden. Es war bekannt gemacht, wer ſein Leben daran wagen wolle und den Drachen tödte, der ſolle die Prinzeſſin zur Gemahlin haben, niemand aber hatte ſich gefunden; auch hatte man das Unthier hintergehen wollen, und die Kammerjungfer der Prinzeſſin hinausgeſchickt, aber die hatte es gleich erkannt und nicht gewollt. Johannes-Waſſerſprung dachte: du mußt dein Glück auf die Probe ſtellen, vielleicht gelingt dirs und machte ſich mit ſeiner Begleitung auf, gegen das Drachenneſt. Der Kampf war gewaltig: der Drache ſpie Feuer und Flammen, und zündete das Gras rings herum an, ſo daß Johannes-Waſſerſprung gewiß erſtickt wäre, wenn nicht Haſ, Hund und Bär das Feuer ausgetreten und gedämpft hätten; endlich mußte der Drache aber unterliegen, und Johannes-Waſſerſprung hieb ihm ſeine ſieben Köpfe herunter, dann ſchnitt er die Zungen heraus und ſteckte ſie zu ſich; nun aber war er ſo müd, daß er ſich auf der Stelle niederlegte und einſchlief. Während er da ſchlief, kam der Kutſcher der Prinzeſſin, und als er den Mann da liegen ſah, und die ſieben Drachenköpfe daneben, dachte er, das mußt du

die zu nutz machen, stach den Johannes-Wasserſprung todt, und nahm die sieben Drachenköpfe mit. Damit ging er zum König, sagte, er habe das Ungeheuer getödtet, die sieben Köpfe bringe er zum Wahrzeichen, und die Prinzessin ward seine Braut.

Indessen kamen die Thiere des Johannes-Wasserſprung, die nach dem Kampf sich in die Nähe gelagert und auch geschlafen hatten, wieder zurück und fanden ihren Herrn todt. Da sahen sie, wie die Ameisen, denen bei dem Kampf ihr Hügel zertreten war, ihre Todten mit dem Saft einer nahen Eiche bestrichen, wovon sie sogleich wieder lebendig wurden. Der Bär ging und holte von dem Saft, und bestrich den Johannes-Wasserſprung, davon erholte er sich wieder, und in kurzem war er ganz frisch und gesund. Er gedachte nun an die Prinzessin, die er sich erkämpft hatte, und eilte in die Stadt, da ward eben die Hochzeit mit dem Kutscher gefeiert, und die Leute sagten, der habe den siebenköpfigen Drachen getödtet. Hund und Bär liefen ins Schloß, wo ihnen die Prinzessin Braten und Wein um den Hals band, und ihren Dienern befahl, sie sollten den Thieren nachgehen, und den Mann, dem sie angehörten zur Hochzeit laden. So kam Johannes-Wasserſprung auf die Hochzeit, und gerade ward die Schüssel mit den sieben Drachen-

köpfen aufgetragen, die der Kutscher mitgebracht hatte. Johannes-Wassersprung zog die sieben Zungen hervor, und legte sie dabei, da ward er als der rechte Drachentödter erkannt, der Kutscher fortgejagt, und er der Gemahl der Prinzessin.

Nicht lang darnach ging er auf die Jagd, und verfolgte einen Hirsch mit silbernem Geweih, er jagte ihm lange nach, konnte ihn aber nicht erreichen, und kam endlich zu einer alten Frau, und die verwandelte ihn sammt seinem Hund, Pferd und Bären in Stein. Indessen kam Caspar-Wassersprung zu dem Baum, worin die beiden Messer standen und sah, daß das Messer seines Bruders verrostet war; sogleich beschloß er ihn aufzusuchen, ritt fort und kam in die Stadt, wo die Gemahlin seines Bruders lebte. Weil er aber diesem so ähnlich sah, hielt sie ihn für ihren rechten Mann, freute sich seiner Wiederkunft, und bestand darauf, daß er bei ihr bleiben sollte. Allein Caspar-Wassersprung zog weiter, fand seinen Bruder mit seiner Begleitung versteinert, und zwang die Frau, den Zauber aufzuheben. Darauf ritten die beiden Brüder heim, und unterwegs machten sie aus, derjenige solle Gemahl der Prinzessin seyn, dem sie zuerst um den Hals fallen werde, und das geschah dem Johannes-Wassersprung.

(in der Sonde Manuel)
1808

75.

Vogel Phönix.

Eines Tags ging ein reicher Mann spazieren an den Fluß, da kam ein kleines Käſtchen geſchwommen, dies Käſtchen nahm er und machte den Deckel auf, da lag ein kleines Kind darin, welches er mit heim nahm und aufziehen ließ. Der Verwalter konnte aber das Kind nicht leiden, und einmal nahm ers mit ſich in einem Kahn auf den Fluß, und als er mitten darin war, ſprang er ſchnell heraus ans Land, und ließ das Kind allein im Kahn. Und der Kahn trieb immer fort, bis an die Mühle, da ſah der Müller das Kind und erbarmte ſich, nahm es heraus und erzog es in ſeinem Haus. Einmal aber kam von ungefähr der Verwalter in dieſelbe Mühle, erkannte das Kind und nahm es mit ſich. Bald darauf gab er dem jungen Menſchen einen Brief zu tragen an ſeine Frau, worin ſtand: „den Ueberbringer dieſes Briefs ſollſt du den Augenblick umbringen.“ Unterwegs aber begegnete dem jungen Menſchen im Wald ein alter Mann, welcher ſprach: weiſ' mir doch einmal den Brief, den du da in der Hand trägſt! Da nahm er ihn, drehte ihn bloß einmal herum und gab ihn wieder, nun ſtand darin: dem Ueberbringer ſollſt du augenblicks

unſere Tochter zur Frau geben! So geſchah es, und als der Verwalter das hörte, gerieth er in Aerger und ſagte: „he, ſo geſchwind gehts nicht, eh ich dir meine Tochter laſſe, ſollſt du mir erſt drei Federn vom Vogel Phönix bringen.“

Der Jüngling machte ſich auf den Weg nach dem Vogel Phönix, und an derſelben Stelle im Wald begegnete ihm wieder derſelbe alte Mann und ſprach: geh den ganzen Tag weiter fort, Abends wirſt du an einen Baum kommen, darauf zwei Tauben ſitzen, die werden dir das weitere ſagen! Wie er Abends an den Baum kam, ſaßen zwei Tauben drauf. Die eine Taube ſprach: wer da zum Vogel Phönix will, muß gehen den ganzen Tag, ſo wird er Abends an ein Thor kommen, das iſt zugeſchloſſen. Die andere Taube ſprach: unter dieſem Baum liegt ein Schlüſſel von Gold, der ſchließt das Thor auf. Da fand er den Schlüſſel und ſchloß das Thor damit auf; hinterm Thor, da ſaßen zwei Männer, der eine Mann ſprach: wer den Vogel Phönix ſucht, muß einen großen Weg machen über den hohen Berg, und dann wird er endlich in das Schloß kommen.

Am Abend des dritten Tags langte er endlich im Schloß an, da ſaß ein weißes Mamſellchen, und ſprach: was wollt ihr hier? — Ach, ich will mir gern drei Federn vom Vogel Phönix

holen. Sie ſprach: ihr ſeyd in Lebensgefahr, denn wo euch der Vogel Phönix gewahr würde, fräße er euch auf mit Haut und Haar, doch will ich ſehen, wie ich euch zu den drei Federn verhelfe, alle Tage kommt er hierher, da muß ich ihn mit einem engen Kamm kämmen; geſchwind hier unter den Tiſch, der war rund um mit Tuch beſchlagen.

Indem kam der Vogel Phönix heim, ſetzte ſich oben auf den Tiſch und ſprach: ich wittere, wittere Menſchenfleiſch! — „Ach was? ihr ſeht ja wohl, daß niemand hier iſt" — kämm mich nun, ſprach der Vogel Phönix.

Das weiße Mamſellchen kämmte ihn nun, und er ſchlief darüber ein; wie er recht feſt ſchlief, packte ſie eine Feder, zog ſie aus und warf ſie unterm Tiſch. Da wachte er auf: „was raufſt du mich ſo? mir hat geträumt, es käme ein Menſch und zöge mir eine Feder aus." Sie ſtellte ihn aber zufrieden, und ſo gings das anderemal und das drittemal. Wie der junge Menſch die drei Federn hatte, zog er damit heim und bekam nun ſeine Braut.

Mainz 10 Feb. 1812.

76.

Die Nelke.

Auf eine Zeit lebte ein König, der wollte ſich niemals verheirathen, da ſtand er einmal

am Fenſter, und ſahe die Leute in die Kirche gehen, da war ein Mädchen darunter von ſolcher Schönheit, daß er in einem Augenblick ſeinen Vorſatz aufgab, das Mädchen zu ſich rief, und es zu ſeiner Gemahlin wählte. Nach Verlauf eines Jahrs gebar ſie einen Prinzen, da wußte der König nicht, wen er zu Gevatter bitten ſollte, endlich ſagte er: „der erſte, der mir begegnet, wer es iſt, den bitte ich zu Gevatter;" ging aus, und der erſte, der ihm begegnete, das war ein armer alter Mann, den bat er auch darauf zu Gevatter. Der arme Mann ſagte zu, bat ſich aber aus, daß er das Kind allein in die Kirche trage, daß dieſe verſchloſſen werde und niemand zuſehen dürfe; das ward ihm alles bewilligt. Der König aber hatte einen böſen, neugierigen Gärtner, wie nun der alte Mann das Kind in die Kirche trug, ſchlich er ſich nach und verſteckte ſich in den Bänken. Da ſah er, wie der Alte das Kind vor den Altar trug, es ſegnete, und wie einer, der geheime Kräfte verſteht, ihm die Gabe verlieh, daß alles, was es ſich wünſche, eintreffen ſolle. Der böſe Gärtner dachte gleich, welch' einen Vortheil er ſich daraus verſchaffen könnte, wenn er das Kind hätte. Wie nun einmal die Königin in dem Garten ſpazieren ging, und es auf dem Arme trug, riß er es weg, beſtrich ihr den Mund mit Blut eines geſchlachteten Huhns,

und klagte ſie bei dem König an: er habe geſehen, wie ſie ihr Kind in dem Garten getödtet und aufgegeſſen. Der König ließ ſie ins Gefängniß werfen, der Gärtner ſchickte das Kind weit weg zu einem Förſter in den Wald, der ſollte es da groß ziehen. Der Prinz lernte die Jägerei; der Förſter aber hatte eine ſchöne Tochter, Namens Liſe, die zwei Kinder hatten einander ſehr lieb, und Liſe entdeckte ihm, daß er ein Prinz ſey, und alles was er wünſche, das müſſe eintreffen. Da kam bald darauf der Gärtner zu dem Förſter, wie ihn der Prinz ſah, verwünſchte er ihn gleich in einen Pudel, ſeine liebe Liſe aber in eine Nelke, die ſteckte er vor, der Pudel aber mußte neben ihm her laufen: ſo ging er an ſeines Vaters Hof, und nahm als Jäger bei ihm Dienſte. Er ward auch bald bei ihm beliebt, wie keiner von den andern Jägern, weil er alles Wild ſchießen konnte, denn er brauchte nur zu wünſchen, ſo kam es vor ihn hingelaufen. Für alle Dienſte verlangte er gar keinen Lohn, bloß eine Stube für ſich, die er immer verſchloſſen hielt, auch wollte er für ſein Eſſen ſelber ſorgen. Das kam ſeinen Cameraden wunderlich vor, daß der umſonſt diene, und einer ſchlich ihm nach und guckte durchs Schlüſſelloch, da ſah er, wie der neue Jäger vor einem Tiſch ſaß mit dem prächtigſten Eſſen beſetzt, und neben ihm ein ſchönes

Mäd

Mädchen, und daß beide sehr freundlich und vergnügt miteinander waren. Das Essen aber hatte sich der Prinz nur auf den Tisch gewünscht, und das Mädchen war seine liebe Lise, die verwandelte er allezeit in ihre natürliche Gestalt, und war in ihrer Gesellschaft, so oft er allein war, wenn er aber ausging, war es wieder eine Nelke, die in einem Glas mit Wasser stand. Die Jäger meinten, er müsse große Reichthümer haben, und brachen, als er auf der Jagd war, in seine Stube ein, da fanden sie aber gar nichts, nur die Nelke vorm Fenster. Weil sie so schön war, brachten sie ~~diese~~ nur zum König, der trug auch einen so großen Gefallen daran, daß er sie von dem Jäger verlangte. Der wollte sie aber um alles Gold nicht hingeben, weil es seine liebste Lise war, endlich, wie der König darauf bestand, entdeckte er ihm alles, und daß er sein Sohn wäre. Wie der König das hörte, freute er sich von Herzen, die Königin ward aus dem Gefängniß befreit, und die treue Lise des Prinzen Gemahlin; der gottlose Gärtner mußte zur Strafe ein Pudel bleiben, und ward von den Knechten unter den Tisch gestoßen.

Zustengflügel 29 Sept. 1812.

Kg 23

77.

Vom Schreiner und Drechsler.

Ein Schreiner und ein Drechsler sollten ihr Meisterstück machen. Da machte der Schreiner einen Tisch, der konnte von sich selbst schwimmen, der Drechsler Flügel, mit denen man fliegen konnte. Und alle sagten, daß dem Schreiner sein Kunststück besser gelungen wäre, der Drechsler nahm also seine Flügel, that sie an und flog fort aus dem Land, von Morgen bis zu Abend in einem fort.

In dem Land war ein junger Prinz, der sah ihn fliegen, und bat ihn, er möchte ihm doch seine paar Flügel leihen, er wollts ihm gut lohnen. Der Prinz bekam also die Flügel und flog, bis er in ein anderes Reich kam, da war ein Thurm mit vielen Lichtern erleuchtet, dabei senkte er sich nieder zur Erde, fragte nach der Ursache und hörte, daß hier die allerschönste Prinzessin der Welt wohnte. Nun wurde er höchst neugierig, und als es Abend wurde, flog er in ein offenes Fenster hinein; wie sie aber nicht lange Zeit beisammen waren, wurde die Sache verrathen, und der Prinz sammt der Prinzessin sollten auf dem Scheiterhaufen sterben.

Der Prinz nahm indessen seine Flügel mit hinauf, und als die Flamme schon zu ihnen

heraufſchlug, band er ſich die Flügel um und entfloh mit der Prinzeſſin bis in ſein Vaterland, da ließ er ſich nieder, und weil jedermann über ſeine Abweſenheit betrübt war, ſo gab er ſich zu erkennen, und wurde zum König erwählt.

Nach einiger Zeit aber ließ der Vater der entführten Prinzeſſin bekannt machen, daß derjenige das halbe Königreich bekommen ſollte, der ihm ſeine Tochter wiederbringe. Dies erfährt der Prinz, rüſtet ein Heer aus und bringt die Prinzeſſin ſelbſt ihrem Vater zu, den er zwingt, ihm ſein Verſprechen zu erfüllen.

78.

Der alte Großvater und der Enkel.

Es war einmal ein alter Mann, der konnte kaum gehen, ſeine Knie zitterten, er hörte und ſah nicht viel und hatte auch keine Zähne mehr. Wenn er nun bei Tiſch ſaß, und den Löffel kaum halten konnte, ſchüttete er Suppe auf das Tiſchtuch, und es floß ihm auch etwas wieder aus dem Mund. Sein Sohn und deſſen Frau ekelten ſich davor, und deswegen mußte ſich der alte Großvater endlich hinter den Ofen in die Ecke ſetzen, und ſie gaben ihm ſein Eſſen in ein irdenes Schüſſelchen, und noch dazu nicht einmal ſatt, da ſah er betrübt nach dem Tiſch,

und die Augen wurden ihm naß. Einmal auch konnten ſeine zitterigen Hände das Schüſſelchen nicht feſt halten, es fiel zur Erde und zerbrach. Die junge Frau ſchalt, er aber ſagte nichts und ſeufzte nur. Da kauften ſie ihm ein hölzernes Schüſſelchen für ein paar Heller, daraus mußte er nun eſſen: wie ſie nun da ſo ſitzen, ſo trägt der kleine Enkel von vier Jahren auf der Erde kleine Brettlein zuſammen. „Was machſt du da?“ fragt der Vater. „Ei, antwortete das Kind, ich mach ein Tröglein, daraus ſollen Vater und Mutter eſſen, wenn ich groß bin.“ Da ſahen ſich Mann und Frau eine Weile an, fangen endlich an zu weinen, holten alſofort den alten Großvater an den Tiſch, und ließen ihn von nun an immer mit eſſen, ſagten auch nichts, wenn er ein wenig verſchüttete.

79.

Die Waſſernix.

Ein Brüderchen und ein Schweſterchen ſpielten an einem Brunnen, und wie ſie ſo ſpielten, plumpten ſie beide hinein. Da war eine Waſſernix, die ſprach: „jetzt hab ich euch, jetzt ſollt ihr mir brav arbeiten!“ und dem Mädchen gab ſie verwirrten, garſtigen Flachs zu ſpinnen, und Waſſer mußte es in ein hohles Faß ſchleppen, der Jung aber ſollte einen Baum mit

einer ſtumpfen Axt hauen, und nichts zu eſſen bekamen ſie, als ſteinharte Klöſe. Da wurden zuletzt die Kinder ſo ungeduldig, daß ſie warteten, bis eines Sonntags die Nixe in der Kirche war, da flohen ſie. Und als die Kirche vorbei war, ſah die Nix, daß die Vögel ausgeflogen waren, und ſetzte ihnen mit großen Sprüngen nach. Die Kinder erblickten ſie aber von weitem, und das Mädchen warf eine Bürſte hinter ſich, das gab einen großen Bürſtenberg, mit tauſend und tauſend Stacheln, über den die Nix mit großer Müh klettern mußte, endlich aber kam ſie doch darüber. Wie das die Kinder ſahen, warf der Knabe einen Kamm hinter ſich, das gab einen großen Kammberg, mit tauſend mal tauſend Zinken, aber die Nix wußte ſich daran feſtzuhalten, und kam zuletzt doch drüber. Da warf das Mädchen einen Spiegel hinterwärts, welches einen Spiegelberg gab, der war ſo glatt, ſo glatt, daß ſie unmöglich drüber konnte. Da dachte ſie: ich will geſchwind nach Haus gehen und meine Axt holen, und den Spiegelberg entzwei hauen, bis ſie aber wieder kam, und das Glas aufgehauen hatte, waren die Kinder längſt weit entflohen, und die Waſſernix mußte ſich wieder in ihren Brunnen trollen.

80.

Von dem Tod des Hühnchens.

Auf eine Zeit ging das Hühnchen mit dem Hähnchen in den Nußberg, waren da luſtig und aßen Nüſſe zuſammen. Einmal aber fand das Hühnchen eine ſo große Nuß, daß es den Kern davon nicht verſchlucken konnte, und blieb ihm im Hals ſtecken, ſo feſt, daß ihm Angſt ward, es müßte erſticken und ſchrie: „Hähnchen, ich bitt dich, lauf, was du kannſt und hol mir Waſſer, ſonſt erſticke ich.“ Das Hähnchen lief, was es konnte zum Brunnen, und ſprach: „Born, du ſollſt mir Waſſer geben, das Hühnchen liegt auf den Nußberg und will erſticken an einem großen Nußkern.“ Der Brunnen antwortete: „lauf erſt hin zur Braut und laß dir rothe Seide geben.“ Das Hähnchen lief zur Braut: „Braut, du ſollſt mir rothe Seide geben, rothe Seide will ich dem Brunnen geben, der Brunnen ſoll mir Waſſer geben, das Waſſer will ich dem Hühnchen bringen, das liegt auf dem Nußberg und will erſticken an einem großen Nußkern.“ Die Braut antwortete: „lauf erſt und hol mir mein Kränzlein, das blieb an einer Weide hängen.“ Da lief das Hähnchen zur Weide und zog das Kränzlein von dem Aſt, und bracht es der Braut

und die Braut gab ihm rothe Seide dafür, die bracht es dem Brunnen, der gab ihm Waſſer dafür, da bracht das Hähnchen das Waſſer zum Hühnchen, wie es aber hinkam, da war dieweil das Hühnchen erſtickt und lag da todt, und regte ſich nicht. Da war das Hähnchen ſo traurig, daß es laut ſchrie, und kamen alle Thiere und beklagten das Hühnchen, und ſechs Mäuſe bauten einen kleinen Wagen, das Hühnchen darin zum Grab zu fahren, und als der Wagen fertig war, ſpannten ſie ſich davor, das Hähnchen aber fuhr. Auf dem Weg aber kam Fuchs: „wo willſt du hin, Hähnchen?“ — „Ich will mein Hühnchen begraben.“ — „Darf ich mitfahren?“

„Ja aber ſetz dich hinten auf den Wagen,
„vorne könnens meine Pferdchen nicht vertragen.“

Da ſetzte ſich der Fuchs hinten auf, dann der Wolf, der Bär, der Hirſch, der Löwe und alle Thiere in dem Wald. So ging die Fahrt fort, da kamen ſie an einen Bach. „Wie ſollen wir nun hinüber?“ ſagte das Hähnchen. Da war ein Strohhalm, der ſagte: „ich will mich queer drüber legen, da könnt ihr über mich fahren;“ wie aber die ſechs Mäuſe darauf waren, rutſchte der Strohhalm und fiel ins Waſſer, und die ſechs Mäuſe fielen alle hinein und ertranken. Die Noth ging von neuem an, da kam eine

Kohle und ſagte: „ich bin groß genug, ich will mich darüber legen, und Ihr ſollt über mich fahren.“ Die Kohle legte ſich auch an das Waſſer, aber ſie berührte es unglücklicher Weiſe ein wenig, da zischte ſie, verlöſchte und war todt. Wie das ein Stein ſah, wollte er dem Hähnchen helfen, und legte ſich über das Waſſer, da zog nun das Hähnchen den Wagen ſelber, wie es ihn aber bald drüben hatte, und war mit dem todten Hühnchen auf dem Land und wollte die andern, die hintenauf ſaßen auch heraufziehen, da waren ihrer zu viel geworden, und der Wagen fiel zurück, und alles fiel miteinander in das Waſſer und ertrank. Da war das Hähnchen noch allein mit dem todten Hühnchen, und grub ihm da ein Grab, und legte es hinein, und machte einen Hügel darüber, auf den ſetzte es ſich und grämte ſich ſo lang, bis es auch ſtarb; und da war alles todt.

81.

Der Schmidt und der Teufel.

Es war einmal ein Schmidt, der lebte guter Dinge, verthat ſein Geld, proceſſirte viel und wie ein paar Jahr herum waren, hatte er keinen Heller mehr im Beutel. Was ſoll ich mich lang quälen auf der Welt, dachte er, ging hinaus in den Wald und wollt' ſich da an ei-

nen Baum hängen. Wie er eben den Hals in die Schlinge ſteckte, kam ein Mann hinter dem Baum hervor mit einem langen weißen Bart und einem großen Buch in der Hand. Hör Schmidt, ſprach er, ſchreib deinen Namen da in das große Buch, ſo ſoll dirs wohlgehen zehn Jahre lang, aber darnach biſt du mein, da hol ich Dich.“ — „Wer biſt du?“ ſprach der Schmid — „Ich bin der Teufel.“ — „Was kannſt du“ — „Ich kann mich ſo groß machen als eine Tanne, und ſo klein als eine Maus“ — „So thus einmal, daß ichs ſehe,“ ſagte der Schmid, da machte ſich der Teufel ſo groß wie eine Tanne und ſo klein wie eine Maus. „Es iſt gut ſprach der Schmid, gib das Buch her, ich will mich hineinſchreiben“ — Als er ſich unterſchrieben ſagte der Teufel: Geh nur nach Haus, du wirſt Kiſten und Kaſten voll finden, und weil du keine lange Umſtände gemacht haſt, ſo will ich dich auch in der Zeit einmal beſuchen. Der Schmid ging heim, da waren alle Taſchen, Kaſten und Kiſten voll Ducaten, und er mogte ſoviel davon nehmen als er wollte, es ward nicht all, und auch nicht weniger; da fing er ſein luſtiges Leben von vorne an, lud ſeine Kameraden ein, und war der vergnügteſte Kerl von der Welt. Ein paar Jahre darauf ſprach der Teufel einmal bei ihm ein, als er verheißen, ſah zu wie die Wirthſchaft ging, und

ſchenkte ihm beim Abſchied einen ledernen Sack, wer da hinein ſprang, der konnte nicht wieder heraus, bis ihn der Schmid ſelber wieder heraus holte; damit trieb dieſer ſeinen Spaß. Nach den zehn Jahren aber kam der Teufel und ſprach zum Schmidt „die Zeit iſt herum, jetzt biſt du mein, mach dich reiſefertig.“ „Es iſt gut, ſprach der Schmidt, hing ſeinen ledernen Sack um den Rücken und ging mit dem Teufel fort; als ſie in den Wald kamen, zu der Stelle wo er ſich aufhängen wollte, ſprach er zum Teufel: „ich muß auch gewiß wiſſen, daß du der Teufel biſt, mach dich erſt wieder ſo groß wie eine Tanne und ſo klein wie eine Maus. Der Teufel war bereit und thats, und wie er ſich in eine Maus verwandelt hatte, packte ihn der Schmid und ſteckte ihn in den Sack, dann ſchnitt er ſich einen Stock von dem nächſten Baum, warf den Sack hin und prügelte auf den Teufel los. Der Teufel ſchrie erbärmlich, lief in der Taſche hin und her, aber umſonſt, er konnte nicht heraus. Endlich ſagte der Schmid ich will dich loslaſſen, wenn du mir das Blatt aus deinem großen Buch wieder giebſt, auf das ich meinen Namen geſchrieben. Der Teufel wollte nicht, doch endlich mußt' er daran, da ward das Blatt herausgeriſſen und der Teufel ging heim in die Hölle, ärgerte ſich, daß er betrogen und obendrein geprügelt war.

Der Schmid ging auch wieder zu ſeiner Schmiede und lebte vergnügt fort, ſo lang Gott wollte, endlich ward er krank und als er ſeinen Tod merkte, befahl er, man ſollte ihm nur zwei gute, lange, ſpitze Nägel und einen Hammer mit in den Sarg geben. Das geſchah auch. Wie er nun geſtorben war und vor die Himmelsthür kam, klopfte er an, aber der Apoſtel Petrus wollt ihm nicht aufſchließen, weil er mit dem Teufel im Bund gelebt hätte. Wie der Schmidt das hörte, dreht er ſich um und ging zur Hölle. Der Teufel aber wollt ihn auch nicht einlaſſen, er begehre ihn nicht in der Hölle, da fange er doch nur Spectakel an. Der Schmidt ward bös und hub an vor dem Höllenthor Lärmen zu machen, ein Teufelchen ward neugierig und wollte ſehen, was der Schmidt treibe, alſo machte es ein wenig das Thor auf, guckte heraus, der Schmid aber packte es geſchwind bei der Naſe und nagelte es an dieſer mit dem einen Nagel, den er bei ſich hatte, an das Höllenthor feſt. Das Teufelchen fing an zu kreiſchen wie ein Krautlöwe, da ward noch ein anderes an das Thor gelockt, das ſteckte auch den Kopf heraus, aber der Schmid war nicht faul, kriegte es am Ohr und nagelte es mit dieſem neben das erſte. Da fingen nun beide ein ſolches entſetzliches Geſchrei an, daß der alte Teufel ſelber gelaufen kam, und wie er die

zwei Teufelchen festgenagelt sah, ward er bitterböse, daß er vor Bosheit anfing zu weinen, herumsprang, in den Himmel zum lieben Gott lief, und sagte, er müsse den Schmid in den Himmel nehmen, es möge gehen, wie es wolle, der nagle ihm die Teufel alle an den Nasen und Ohren an, und er sey nicht mehr Herr in der Hölle. Wollte nun der liebe Gott und der Apostel Petrus den Teufel los werden, so mußten sie den Schmid in den Himmel nehmen, da sitzt er nun in guter Ruh, wie aber die beiden Teufelchen losgekommen, das weiß ich nicht.

Main 1 Dec 1812.

82.

Die drei Schwestern.

Es war einmal ein reicher König, der war so reich, daß er glaubte sein Reichthum könne gar nicht all werden, da lebte er in Saus und Braus, spielte auf goldenem Brett und mit silbernen Kegeln, und als das eine Zeit lang gewährt hatte, da nahm sein Reichthum ab und darnach verpfändete er eine Stadt und ein Schloß nach dem andern, und endlich blieb nichts mehr übrig, als ein altes Waldschloß. Dahin zog er nun mit der Königin und den drei Prinzessinnen und sie mußten sich kümmerlich erhalten und hatten nichts mehr als Kartoffeln, die kamen alle Tage auf den Tisch. Einmal wollte

der König auf die Jagd, ob er etwa einen Haſen ſchießen könnte, ſteckte ſich alſo die Taſche voll Kartoffeln und ging aus. Es war aber in der Nähe ein großer Wald, in den wagte ſich kein Menſch, weil fürchterliche Dinge erzählt wurden, was einem all darin begegne: Bären, die die Menſchen auffräßen, Adler die die Augen aushackten, Wölfe, Löwen und alle grauſamen Thiere. Der König aber fürchtete ſich kein bischen und ging geradezu hinein. Anfangs ſah er gar nichts, große mächtige Bäume ſtanden da, aber es war alles ſtill darunter; als er ſo eine Weile herumgegangen und hungrig geworden war, ſetzte er ſich unter einen Baum und wollte ſeine Kartoffeln eſſen, da kam auf einmal aus dem Dickicht ein Bär hervor, trabte gerade auf ihn los und brummte: „was unterſtehſt du dich bei meinem Honigbaum zu ſitzen? das ſollſt du mir theuer bezahlen!“ der König erſchrack, reichte dem Bären ſeine Kartoffeln, und wollte ihn damit beſänftigen. Der Bär aber fing an zu ſprechen und ſagte „deine Kartoffeln, mag ich nicht, ich will dich ſelber freſſen und davon kannſt du dich nicht anders erretten, als daß du mir deine älteſte Tochter giebſt, wenn du das aber thuſt, geb ich dir noch obendrein einen Centner Gold.“ Der König in der Angſt gefreſſen zu werden, ſagte, die ſollſt du haben, laß mich nur in Frieden. Da wies ihm

der Bär den Weg, und brummte noch hintendrein: „in sieben Tagen komm ich und hol meine Braut.“

Der König aber ging getrost nach Haus und dachte, der Bär wird doch nicht durch ein Schlüsselloch kriechen können, und weiter soll gewiß nichts offen bleiben. Da ließ er alle Thore verschließen, die Zugbrücken aufziehen, und hieß seine Tochter gutes Muths seyn, damit sie aber recht sicher vor dem Bärenbräutigam war, gab er ihr ein Kämmerlein hoch unter der Zinne, darin sollte sie versteckt bleiben, bis die sieben Tage herum wären. Am siebenten Morgen aber ganz früh, wie noch alles schlief, kam ein prächtiger Wagen mit sechs Pferden bespannt und von vielen goldgekleideten Reutern umringt nach dem Schloß gefahren, und wie er davor war, ließen sich die Zugbrücken von selber herab und die Schlösser sprangen ohne Schlüssel auf. Da fuhr der Wagen in den Hof und ein junger schöner Prinz stieg heraus, und wie der König von dem Lärm aufwachte und zum Fenster hinaus sah, sah er, wie der Prinz schon seine älteste Tochter oben aus dem verschlossenen Kämmerlein geholt und eben in den Wagen hob, und er konnte ihr nur noch nachrufen:

„Ade! du Fräulein traut,
Fahr hin, du Bärenbraut!“

Sie winkte ihm mit ihrem weißen Tüchlein noch aus dem Wagen, und dann gings fort, als wär der Wind vorgespannt, immer in den Zauberwald hinein. Dem König aber wars recht schwer ums Herz, daß er seine Tochter an einen Bären hingegeben hatte, und weinte drei Tage mit der Königin, so traurig war er. Am vierten Tag aber als er sich ausgeweint hatte, dachte er, was geschehen, ist einmal nicht zu ändern, stieg hinab in den Hof, da stand eine Kiste von Ebenholz und war gewaltig schwer zu heben, alsbald fiel ihm ein, was ihm der Bär versprochen hatte, und machte sie auf, da lag ein Centner Goldes darin und glimmerte und flimmerte.

Wie der König das Gold erblickte, ward er getröstet und löste seine Städte und sein Reich ein, und fing das vorige Wohlleben von vorne an. Das dauerte so lang als der Centner Gold dauerte, darnach mußte er wieder alles verpfänden und auf das Waldschloß zurückziehen und Kartoffeln essen. Der König hatte noch einen Falken, den nahm er eines Tags mit hinaus auf das Feld und wollte mit ihm jagen, damit er etwas Besseres zu essen hätte. Der Falk stieg auf, und flog nach dem dunkeln Zauberwald zu, in den sich der König nicht mehr getraute, kaum aber war er dort, so schoß ein Adler hervor und verfolgte den Falken, der

zum König floh. Der König wollte mit seinem Spieß den Adler abhalten, der Adler aber packte den Spieß und zerbrach ihn wie ein Schilfrohr, dann zerdrückte er den Falken mit einer Kralle, die andern aber hackte er dem König in die Schulter und rief: „warum störst du mein Luftreich, dafür sollst du sterben oder du giebst mir deine zweite Tochter zur Frau!“ der König sagte: ja die sollst du haben, aber was giebst du mir dafür?“ — Zwei Centner Gold sprach der Adler, und in sieben Wochen komm ich, und hol sie ab;“ dann ließ er ihn los und flog fort in den Wald.

Der König war betrübt, daß er seine zweite Tochter auch einem wilden Thiere verkauft hatte und getraute sich nicht ihr etwas davon zu sagen. Sechs Wochen waren herum, in der siebenten ging die Prinzessin hinaus auf einen Rasenplatz vor der Burg und wollte ihre Leinwand begießen, da kam auf einmal ein prächtiger Zug von schönen Rittern und zuvorderst ritt der allerschönste, der sprang ab und rief:

„schwing, schwing dich auf, du Fräulein traut,
komm mit, du schöne Adlerbraut!“

und eh sie ihm antworten konnte, hatte er sie schon aufs Roß gehoben und jagte mit ihr in den Wald hinein als flög ein Vogel: Ade! Ade!!

In der Burg warteten sie lang auf die Prin-

Prinzeſſin aber die kam nicht und kam nicht, da entdeckte der König endlich daß er einmal in der Noth ſie einem Adler verſprochen und der werde ſie geholt haben. Als aber bei dem König die Traurigkeit ein wenig herum war, fiel ihm das Verſprechen des Adlers ein und er ging hinab, und fand auf dem Raſen zwei goldne Eier, jedes einen Centner ſchwer. Wer Gold hat, iſt fromm genug, dachte er, und ſchlug ſich alle ſchwere Gedanken aus dem Sinn! Da fing das luſtige Leben von neuem an, und währte ſo lang, bis die zwei Centner Gold auch durchgebracht waren, dann kehrte der König wieder ins Waldſchloß zurück, und die Prinzeſſin, die noch übrig war, mußte die Kartoffeln ſieden.

Der König wollte keine Haſen im Wald und keine Vögel in der Luft mehr jagen, aber einen Fiſch hätt er gern gegeſſen. Da mußte die Prinzeſſin ein Netz ſtricken, damit ging er zu einem Teich, der nicht weit von dem Wald lag. Weil ein Nachen darauf war, ſetzte er ſich ein, und warf das Netz, da fing er auf einen Zug eine Menge ſchöner rothgefleckter Forellen. Wie er aber damit ans Land wollte, ſtand der Nachen feſt und er konnte ihn nicht los kriegen, er mochte ſich ſtellen wie er wollte. Da kam auf einmal ein gewaltiger Wallfiſch daher geſchnaubt: „was fängſt du mir meine Unterthanen weg, das ſoll dir dein Leben koſten.“ dabei

ſperrte er ſeinen Rachen auf, als wollte er den König ſammt dem Nachen verſchlingen. Wie der König den entſetzlichen Rachen ſah, verlor er allen Muth, da fiel ihm ſeine dritte Tochter ein und er rief: „ſchenk mir das Leben und du ſollſt meine jüngſte Tochter haben" — Meintwegen brummte der Wallfiſch, ich will dir auch etwas dafür geben; Gold hab ich nicht, das iſt mir zu ſchlecht, aber der Grund meines Sees iſt mit Zahlperlen gepflaſtert, davon will ich dir drei Säcke voll geben: im ſiebenten Mond komm ich und hol meine Braut." Dann tauchte er unter.

Der König trieb nun ans Land und brachte ſeine Forellen heim, aber als ſie gebacken waren, wollt' er keine davon eſſen, und wenn er ſeine Tochter anſah, die einzige die ihm noch übrig war und die ſchönſte und liebſte von allen, wars ihm, als zerſchnitten tauſend Meſſer ſein Herz. So gingen ſechs Monat herum, die Königin und die Prinzeſſin wußten nicht, was dem König fehle, der in all der Zeit keine vergnügte Miene machte In ſiebenten Mond ſtand die Prinzeſſin gerade im Hof vor einem Röhrbrunnen und ließ ein Glas voll laufen, da kam ein Wagen mit ſechs weißen Pferden und ganz ſilbernen Leuten angefahren, und aus dem Wagen ſtieg ein Prinz, ſo ſchön, daß ſie ihr Lebtag keinen ſchönern geſehen hatte, und bat ſie um ein Glas Waſſer. Und wie ſie ihm das reichte, das

ſie in der Hand hielt, umfaßte er ſie und hob ſie in den Wagen, und dann gings wieder zum Thor hinaus, über das Feld nach dem Teich zu.

Ade, du Fräulein traut,
fahr hin, du ſchöne Wallfiſchbraut!

Die Königin ſtand am Fenſter und ſah den Wagen noch in der Ferne, und als ſie ihre Tochter nicht ſah, fiels ihr ſchwer aufs Herz, und ſie rief und ſuchte nach ihr allenthalben; ſie war aber nirgends zu hören und zu ſehen. Da war es gewiß und ſie fing an zu weinen und der König entdeckte ihr nun: ein Wallfiſch werde ſie geholt haben, dem hab' er ſie verſprechen müſſen, und darum wäre er immer ſo traurig geweſen; er wollte ſie auch tröſten, und ſagte ihr von dem großen Reichthum, den ſie dafür bekommen würden, die Königin wollt aber nichts davon wiſſen und ſprach, ihr einziges Kind ſey ihr lieber geweſen, als alle Schätze der Welt. Während der Wallfiſchprinz die Prinzeſſin geraubt, hatten ſeine Diener drei mächtige Säcke in das Schloß getragen, die fand der König an der Thür ſtehen, und als er ſie aufmachte, waren ſie voll ſchöner großer Zahlperlen, ſo groß, wie die dickſten Erbſen. Da war er auf einmal wieder reich und reicher, als er je geweſen; er löſte ſeine Städte und Schlöſſer ein, aber das Wohlleben fing er nicht wieder an, ſondern war

ſtill und ſparſam und wenn er daran dachte, wie es ſeinen drei lieben Töchtern bei den wilden Thieren ergehen mögte, die ſie vielleicht ſchon aufgefreſſen hätten, verging ihm alle Luſt.

Die Königin aber wollt ſich gar nicht tröſten laſſen und weinte mehr Thränen um ihre Tochter, als der Wallfiſch Perlen dafür gegeben hatte. Endlich wards ein wenig ſtiller, und nach einiger Zeit ward ſie wieder ganz vergnügt, denn ſie brachte einen ſchönen Knaben zur Welt und weil Gott das Kind ſo unerwartet geſchenkt hatte, ward es Reinald, das Wunderkind, genannt. Der Knabe ward groß und ſtark, und die Königin erzählte ihm oft von ſeinen drei Schweſtern, die in dem Zauberwald von drei Thieren gefangen gehalten würden. Als er ſechszehn Jahr alt war verlangte er von dem König Rüſtung und Schwert, und als er es nun erhalten, wollte er auf Abentheuer ausgehen, geſegnete ſeine Eltern, und zog fort.

Er zog aber geradezu nach dem Zauberwald und hatte nichts anders im Sinn als ſeine Schweſtern zu ſuchen. Anfangs irrte er lange in dem großen Walde herum, ohne einem Menſchen oder einem Thiere zu begegnen. Nach drei Tagen aber ſah er vor einer Höhle eine junge Frau ſitzen und mit einem jungen Bären ſpielen: einen andern, ganz jungen, hatte ſie auf ihrem Schooß liegen: Reinald dachte, das

iſt gewiß meine älteſte Schweſter, ließ ſein Pferd zurück, und ging auf ſie zu: „liebſte Schweſter, ich bin dein Bruder Reinald und bin gekommen dich zu beſuchen.“ Die Prinzeſſin ſah ihn an, und da er ganz ihrem Vater glich, zweifelte ſie nicht an ſeinen Worten erſchrack und ſprach: ach liebſter Bruder, eil und lauf fort, was du kannſt, wenn dir dein Leben lieb iſt, kommt mein Mann, der Bär, nach Haus und findet dich, ſo frißt er dich ohne Barmherzigkeit.“ Reinald aber ſprach: ich fürchte mich nicht und weiche auch nicht von dir, bis ich weiß, wie es um dich ſteht. Wie die Prinzeſſin ſah, daß er nicht zu bewegen war, führte ſie ihn in ihre Höle, die war finſter und wie eine Bärenwohnung; auf der einen Seite lag ein Haufen Laub und Heu, worauf der Alte und ſeine Jungen ſchliefen, aber auf der andern Seite ſtand ein prächtiges Bett, von rothem Zeug mit Gold, das gehörte der Prinzeſſin. Unter das Bett hieß ſie ihn kriechen, und reichte ihm etwas hinunter zu eſſen. Es dauerte nicht lang ſo kam der Bär nach Haus: „ich wittre, wittre Menſchenfleiſch“ und wollte ſeinen dicken Kopf unter das Bett ſtecken. Die Prinzeſſin aber rief:“ ſey ruhig, wer ſoll hier hinein kommen!“ „Ich hab ein Pferd im Wald gefunden und gefreſſen“ brummte er, und hatte noch eine blutige Schnauze davon, „dazu gehört ein Menſch und den

riech ich" und wollte wieder unter das Bett. Da gab ſie ihm einen Fußtritt in den Leib, daß er einen Purzelbaum machte, auf ſein Lager ging, die Tatze ins Maul nahm und einſchlief.

Alle ſieben Tage war der Bär in ſeiner natürlichen Geſtalt und ein ſchöner Prinz, und ſeine Höhle ein prächtiges Schloß und die Thiere im Wald, waren ſeine Diener. An einem ſolchen Tage hatte er die Prinzeſſin abgeholt; ſchöne junge Frauen kamen ihr vor dem Schloß entgegen, es war ein herrliches Feſt und ſie ſchlief in Freuden ein, aber als ſie erwachte, lag ſie in einer dunkeln Bärenhöle und ihr Gemahl war ein Bär geworden und brummte zu ihren Füßen, nur das Bett und alles was ſie angerührt hatte, blieb in ſeinem natürlichen Zuſtand unverwandelt. So lebte ſie ſechs Tage in Leid aber am ſiebenten ward ſie getröſtet, und da ſie nicht alt ward und nur der eine Tag ihr zugerechnet wurde, ſo war ſie zufrieden mit ihrem Leben. Sie hatte ihrem Gemahl zwei Prinzen geboren, die waren auch ſechs Tage lang Bären und am ſiebenten in menſchlicher Geſtalt. Sie ſteckte ſich jedesmal ihr Bettſtroh voll von den köſtlichſten Speiſen Kuchen und Früchten, davon lebte ſie die ganze Woche, und der Bär war ihr auch gehorſam und that, was ſie wollte.

Als Reinald erwachte, lag er in einem seidenen Bett, Diener kamen ihm aufzuwarten und ihm die reichsten Kleider anzuthun, denn es war gerade der siebente Tag eingefallen. Seine Schwester mit zwei schönen Prinzen und sein Schwager Bär traten ein, und freuten sich seiner Ankunft. Da war alles in Pracht und Herrlichkeit und der ganze Tag voll Lust und Freude; am Abend aber sagte die Prinzessin: lieber Bruder, nun mach daß du fort kommst, mit Tages Anbruch nimmt mein Gemahl wieder Bärengestalt an, und findet er dich morgen noch hier, kann er seiner Natur nicht widerstehen und frißt dich auf." Da kam der Prinz Bär und gab ihm drei Bärenhaare, und sagte; wenn du in Noth bist so reib daran, und ich will dir zu Hülfe kommen." Darauf küßten sie sich und nahmen Abschied, und Reinald stieg in einen Wagen mit sechs Rappen bespannt und fuhr fort. So gings über Stock und Stein, Berg auf, Berg ab, durch Wüsten und Wälder, Horst und Hecke, ohne Ruh und Rast, bis gegen Morgen, als der Himmel anfing grau zu werden, da lag Reinald auf einmal auf der Erde und Roß und Wagen war verschwunden, und beim Morgenroth erblickte er sechs Ameisen, die galoppirten dahin und zogen eine Nußschale.

Reinald sah daß er noch in dem Zauberwald war, und wollte seine zweite Schwester

ſuchen. Wieder drei Tage irrte er umſonſt in der Einſamkeit, am vierten aber hörte er einen großen Adler daher rauſchen, der ſich auf ein Neſt niederließ. Reinald ſtellte ſich ins Gebüſch und wartete bis er wieder wegflog, nach ſieben Stunden hob er ſich auch wieder in die Höhe. Da kam Reinald hervor, trat vor den Baum und rief: „liebſte Schweſter biſt du droben, ſo laß mich deine Stimme hören, ich bin Reinald dein Bruder, und bin gekommen dich zu beſuchen!“ Da hörte er es herunter rufen, „biſt du Reinald mein liebſter Bruder, den ich noch nicht geſehen habe, ſo komm herauf zu mir.“ Reinald wollte hinauf klettern aber der Stamm war zu dick und glatt, dreimal verſuchte ers, aber umſonſt, da fiel eine ſeidene Strickleiter hinab, auf der ſtieg er bald zu dem Adlerneſt, das war ſtark und feſt, wie eine Altane auf einer Linde. Seine Schweſter ſaß unter einem Thronhimmel von roſenfarbener Seide und auf ihrem Schooß lag ein Adlerei, das hielt ſie warm und wollt es ausbrüten. Sie küßten ſich und freuten ſich, aber nach einer Weile ſprach die Prinzeſſin: „nun eil, liebſter Bruder, daß du fort kommſt, ſieht dich der Adler, mein Gemahl, ſo hackt er dir die Augen aus und frißt dir das Herz ab, wie er dreien deiner Diener gethan, die dich im Walde ſuchten.“ Reinald ſagte, „nein ich bleibe hier,

bis dein Gemahl verwandelt wird" — „Das geſchieht erſt in ſechs Wochen, doch wenn du es aushalten kannſt, ſteck dich in den Baum, der inwendig hohl iſt, ich will dir alle Tage Eſſen hinunter reichen. Reinald kroch in den Baum, die Prinzeſſin ließ ihm alle Tage Eſſen hinunter, und wenn der Adler wegflog, kam er herauf zu ihr. Nach ſechs Wochen geſchah die Umwandlung, da erwachte Reinald wieder in einem Bett, wie bei ſeinem Schwager Bär, nur daß alles noch prächtiger war, und er lebte ſieben Tage bei dem Adlerprinz in aller Freude. Am ſiebenten Abend nahmen ſie Abſchied, der Adler gab ihm drei Adlerfedern und ſprach: wenn du in Noth biſt, ſo reib daran, und ich will dir zu Hülfe kommen." Dann gab er ihm Diener mit, ihm den Weg zu zeigen, als aber der Morgen kam, waren ſie auf einmal fort, und Reinald in einer furchtbaren Wildniß auf einer hohen Felſenwand allein.

Reinald blickte um ſich her, da ſah er in der Ferne den Spiegel einer großen See, auf dem eben die erſten Sonnenſtrahlen glänzten. Er dachte an ſeine dritte Schweſter, und daß ſie dort ſeyn werde. Da fing er an hinabzuſteigen, und arbeitete ſich durch die Büſche und zwiſchen den Felſen durch; drei Tage verbrachte er damit, und verlor oft den See aus den Augen, aber am vierten Morgen gelangte er

hin. Er ſtellte ſich an das Ufer und rief: „liebſte Schweſter biſt du darin, ſo laß mich deine Stimme hören, ich bin Reinald dein Bruder und bin gekommen dich zu beſuchen;“ aber es antwortete niemand, und war alles ganz ſtill. Er bröſelte Brotkrumen ins Waſſer und ſprach zu den Fiſchen: „ihr lieben Fiſche, geht hin zu meiner Schweſter und ſagt ihr, daß Reinald das Wunderkind da iſt und zu ihr will.“ Aber die rothgefleckten Forellen ſchnappten das Brot auf, und hörten nicht auf ſeine Worte. Da ſah er einen Nachen, alsbald warf er ſeine Rüſtung ab, und behielt nur ſein blankes Schwert in der Hand, ſprang in das Schiff und ruderte fort. So war er lang geſchwommen, als er einen Schornſtein von Bergkriſtall über dem Waſſer ragen ſah, aus dem ein angenehmer Geruch hervor ſtieg. Reinald ruderte darauf hin und dachte, da unten wohnt gewiß meine Schweſter, dann ſetzte er ſich in den Schornſtein und rutſchte hinab. Die Prinzeſſin erſchrak recht als ſie auf einmal ein paar Menſchenbeine im Schornſtein zappeln ſah, bald kam ein ganzer Mann herunter, und gab ſich als ihren Bruder zu erkennen. Da freute ſie ſich von Herzen, dann aber ward ſie betrübt und ſagte: „der Wallfiſch, hat gehört, daß du mich aufſuchen willſt, und hat geklagt, wenn du kämſt und er ſey Wallfiſch, könne er ſeine Begierde dich zu freſ-

ſen nicht widerſtehen, und würde mein kriſtallenes Haus zerbrechen,und dann würde ich auch in den Waſſerfluten umkommen." — „Kannſt du mich nicht ſo lang verbergen, bis die Zeit kommt wo der Zauber vorbei iſt." — „Ach nein wie ſollte das gehen, ſiehſt du nicht die Wände ſind alle von Kriſtall und ganz durchſichtig," doch ſann ſie und ſann, endlich fiel ihr die Holzkammer ein, da legte ſie das Holz ſo künſtlich daß von außen nichts zu ſehen war und dahinein verſteckte ſie das Wunderkind. Bald darauf kam der Wallfiſch und die Prinzeſſin zitterte wie Espenlaub, er ſchwamm ein paarmal um das Kriſtallhaus und als er ein Stückchen von Reinalds Kleid aus dem Holz hervorgucken ſah, ſchlug er mit dem Schwanz, ſchnaubte gewaltig und wenn er mehr geſehen, hätte er gewiß das Haus eingeſchlagen. Jeden Tag kam er einmal und ſchwamm darum, bis endlich im ſiebenten Monat der Zauber aufhörte. Da befand ſich Reinald in einem Schloß, das an Pracht gar des Adlers ſeines übertraf, und mitten auf einer ſchönen Inſel ſtand; nun lebte er er einen ganzen Monat mit ſeiner Schweſter und Schwager in aller Luſt, als der aber zu Ende war, gab ihm der Wallfiſch drei Schuppen und ſprach: „wenn du in Noth biſt, ſo reib daran und ich will dir zu Hülfe kommen" und ließ

ihn wieder ans Ufer fahren, wo er noch ſeine Rüſtung fand.

Das Wunderkind zog darauf ſieben Tage in der Wildniß weiter und ſieben Nächte ſchlief es unter freiem Himmel, da erblickte es ein Schloß mit einem Stahlthor und einem mächtigen Schloß daran. Vorn aber ging ein ſchwarzer Stier mit funkelnden Augen und bewachte den Eingang. Reinald ging auf ihn los und gab ihm auf den Hals einen gewaltigen Streich aber der Hals war von Stahl und das Schwert zerbrach darauf, als wäre es Glas. Er wollte ſeine Lanze brauchen, aber die zerknickte wie ein Strohhalm und der Stier faßte ihn mit den Hörnern und warf ihn in die Luft, daß er auf den Aeſten eines Baums hängen blieb. Da beſann ſich Reinald in der Noth auf die drei Bärenhaare, rieb ſie in der Hand und in dem Augenblick kam ein Bär daher getrabt, kämpfte mit dem Stier und zerriß ihn. Aber aus dem Bauch des Stiers flog ein Entvogel in die Höhe und eilig weiter; da rieb Reinald die drei Adlerfedern, alsbald kam ein mächtiger Adler durch die Luft und verfolgte den Vogel, der gerade nach einem Weiher floh, ſchoß auf ihn herab, und zerfleiſchte ihn; aber Reinald hatte geſehen, wie er noch ein goldnes Ei hatte ins Waſſer fallen laſſen. Da rieb er die drei Fiſchſchuppen in der Hand, gleich kam ein Wall-

fiſch geſchwommen, verſchluckte das Ei und ſpie es ans Land. Reinald nahm es und ſchlug es mit einem Stein auf, da lag ein kleiner Schlüſſel darin, und das war der Schlüſſel, der die Stahlthür öffnete. Und wie er ſie nur damit berührte, ſprang ſie von ſelber auf, und er trat ein, und vor den andern Thüren ſchoben ſich die Riegel von ſelber zurück, und durch ihrer ſieben trat er in ſieben prächtige hellerleuchtete Kammern, und in der letzten Kammer lag eine Jungfrau auf einem Bett und ſchlief. Die Jungfrau war aber ſo ſchön, daß er ganz geblendet davon ward, er wollte ſie aufwecken, das war aber vergebens, ſie ſchlief ſo feſt als wäre ſie tod. Da ſchlug er vor Zorn auf eine ſchwarze Tafel, die neben dem Bett ſtand; in dem Augenblick erwachte die Jungfrau, fiel aber gleich wieder in den Schlaf zurück, da nahm er die Tafel und warf ſie auf den ſteinernen Boden, daß ſie in tauſend Stücken zerſprang. Kaum war das geſchehen, ſo ſchlug die Jungfrau die Augen hell auf, und der Zauber war gelöſt. Sie war aber die Schweſter von den drei Schwägern Reinalds, und weil ſie einem gottloſen Zauberer ihre Liebe verſagt, hatte er ſie in den Todesſchlaf geſenkt, und ihre Brüder in Thiere verwandelt, und das ſollte ſo lang währen, als die ſchwarze Tafel unverſehrt blieb.

Reinald führte die Jungfrau heraus und wie er vor das Thor kam, da ritten von drei Seiten seine Schwäger heran und waren nun erlöst, und mit ihnen ihre Frauen und Kinder, und die Adlerbraut hatte das Ei ausgebrütet und ein schönes Fräulein auf dem Arm; da zogen sie alle zu dem alten König und der alten Königin, und das Wunderkind brachte seine drei Schwestern mit nach Haus, und bald vermählte es sich mit der schönen Jungfrau; da war Freude und Lust in allen Ecken; und die Katz läuft nach Haus, mein Mährchen ist aus.

83.

Das arme Mädchen.

Es war einmal ein armes, kleines Mädchen, dem war Vater und Mutter gestorben, es hatte kein Haus mehr in dem es wohnen, und kein Bett mehr, in dem es schlafen konnte, und nichts mehr auf der Welt, als die Kleider, die es auf dem Leib trug, und ein Stückchen Brod in der Hand, das ihm ein Mitleidiger geschenkt hatte; es war aber gar fromm und gut. Da ging es hinaus, und unterwegs begegnete ihm ein armer Mann, der bat es so sehr um etwas zu essen, da gab es ihm das Stück Brod; dann ging es weiter, da kam ein Kind, und sagte: „es friert mich so an meinem

Kopf, ſchenk mir doch etwas, das ich darum binde," da thät es ſeine Mütze ab und gab ſie dem Kind. Und als es noch ein bischen gegangen war, da kam wieder ein Kind, und hatte kein Leibchen an, da gab es ihm seins; und noch weiter, da bat eins um ein Röcklein, das gab es auch von ſich hin, endlich kam es in Wald, und es war ſchon dunkel geworden, da kam noch eins und bat um ein Hemdlein, und das fromme Mädchen dachte: es iſt dunkele Nacht, da kannſt du wohl dein Hemd weggeben, und gab es hin. Da fielen auf einmal die Sterne vom Himmel und waren lauter harte, blanke Thaler, und ob es gleich sein Hemdlein weggegeben, hatte es doch eins an, aber vom allerfeinſten Linnen, da ſammelte es ſich die Thaler hinein und ward reich für sein Lebtag.

84.

Die Schwiegermutter.

Es war ein König und eine Königin, die hatte eine bitterböſe Schwiegermutter. Einmal zog der König ins Feld, da ließ die alte Königin ihre Schwieger unten in einen dumpfigen Keller einſperren, und ihre zwei Söhnlein zu ihr. Eines Tags nun ſprach ſie zu ſich ſelbſt: ich hätte ſo Luſt das eine von den Kindern zu eſſen, rief ihren Koch und hieß ihn hinunter-

ſteigen, das eine Söhnlein zu nehmen, zu ſchlachten und zuzurichten.

„Mit was für einer Brühe?“ fragte der Koch. Mit einer braunen, ſprach die alte Königin.

Da ging der Koch in den Keller und ſprach: „ach Frau Königin, die alte Frau Königin will haben, ich ſoll heut Abend Euren einen Sohn ſchlachten und kochen.“ Da war die junge Königin herzlich betrübt und ſagte: ach, wollen wir nicht ein Schweinchen nehmen, das koch doch ſo, wie ſies haben will, und ſprich, es wäre mein Kind geweſen.

Der Koch that ſo und trug das Schweinchen in brauner Brühe auf, „da wäre das Kind,“ und ſie aß es auf mit großem Appetit.

Bald darauf dachte die Alte: das Kinderfleiſch hat mir ſo zart geſchmeckt, du willſt das zweite auch eſſen, rief den Koch und hieß ihn in den Keller gehen, und den zweiten Sohn ſchlachten.

„Mit was für einer Brühe ſoll ich ihn kochen?“ ei, mit einer weißen, ſprach die alte Königin.

Der Koch ging hinunter und ſagte: ach, die alte Frau Königin hat mich geheißen, daß ich nun auch euer zweites, kleines Söhnlein ſchlachten und kochen ſoll. Die junge Königin

ſprach

sprach: nimm doch ein Spanferkelchen und koch es, wie sies gern haben will.

Das that der Koch, und setzte es der Alten vor in einer weißen Brühe, und sie speißte es mit noch größerm Appetit.

Endlich dachte die Alte: nun sind die Kinder in meinem Leib, du willst nun auch die junge Königin essen, rief den Koch und befahl ihm die junge Königin zu kochen. — —

(Fragment: beim drittenmal schlachtet der Koch eine Hirschkuh. Nun hat aber die junge Königin ihre Noth, daß sie ihre Kinder vom Schreien abhält, damit die Alte nicht hört, sie seien noch am Leben u. s. w.)

(18 April 1811 von Hassenpflugs)

85.

Fragmente.

a) Schneeblume.

französ

Eine junge Königstochter hieß Schneeblume, weil sie weiß, wie der Schnee war, und im Winter geboren. Eines Tags war ihre Mutter krank geworden, und sie ging in den Wald und wollte heilsame Kräuter brechen, wie sie nun an einem großen Baum vorüber ging, flog ein Schwarm Bienen heraus und bedeckten ihren ganzen Leib von Kopf bis zu Füßen. Aber sie stachen sie nicht und thaten ihr nicht weh, sondern trugen Honig auf ihre Lippen, und ihr ganzer Leib strahlte ordentlich von Schönheit. — —

b) Prinzessin mit der Laus.

Es war einmal eine Prinzessin, die war so reinlich, gewiß die reinlichste von der ganzen Welt, nie sah man den kleinsten Schmutz oder Flecken an ihr. Einmal aber fand man eine Laus auf ihrem Kopf sitzen, welches für ein wahres Wunder galt, und man wollte darum die Laus nicht umbringen, sondern beschloß sie mit Milch groß zu füttern. Dies geschah, die Laus wuchs immer mehr, so daß sie endlich so groß wie ein Kalb war. Wie nun diese Laus starb, ließ ihr die Prinzessin das Fell abziehen und sich ein Kleid daraus machen. Kam nun ein Freier und hielt um sie an, so gab sie ihm aufzurathen, von welchem Thier das Fell wäre, das sie zum Kleid trug. Da dies nun keiner rathen konnte, mußten sie alle abziehen. Endlich kam ein schöner Prinz auf folgende Art dahinter. — —

Wien 18 April 1811.

c) Vom Prinz Johannes.

Von seinem Wandeln in Sehnen und Wehmuth, von seinem Flug mit der Erscheinung, von der rothen Burg, von den vielen herzbewegenden Prüfungen, bis ihm der einzigste Anblick der schönen Sonnenprinzessin gewährt wurde.

d) Das gute Pflaster.

Zwei Mähtersmädchen hatten nichts geerbt, als ein gutes, altes Pflaster, welches Geld machte, und wovon sie außer ihrem Mähverdienst lebten. Die eine Schwester war sehr klug, die andere sehr dumm.

Eines Tags, als die älteste in die Kirche gegangen ist, kam ein Jude zu der dummen: „schönes, neues Pflaster zu verkaufen, oder zu vertauschen gegen altes, nichts zu handeln?" Da ging die dumme hin und holte dem Juden das alte Pflaster für ein neues Stück, und der Jude wußte wohl, welche Tugend das alte hatte.

Wie die älteste heim kam, sprach sie: es geht schlimm mit unserm Mähverdienst, ich muß uns ein bischen Geld schaffen, wo ist unser Pflaster? — desto besser, sprach die Dumme, ich hab auch während du aus warst, ein neues und frisches Stück gehandelt für das alte —.

(Nachher wird der Jude ein Hund, die zwei Mädchen Hüner, die Hüner aber endlich Menschen und prügeln den Hund zu Tode.)

Den nachstehenden Anmerkungen ist folgendes gehörigen Orts einzuschalten.

Bei Num. 3. (Marienkind)
auch im Pentamerone IV, 6. (le tre corune) schließt Marchetta die verbotene Cammer der Orca auf und wird darum von ihr ausgestoßen.

Num. 15 (Hänsel und Gr.)
vergl. den Eingang von neunillo e nenella im Pentamerone.

Zu Num. 18 (Strohhälmchen)
vergl. auch die äsopische Fabel vom Dornstrauch, Taucher und der Fledermaus. (Furia 124. Coray 42.)

Num. 55. (Rumpelstilzchen)
Das Spinnen des Golds kann auch auf eine andere Art verstanden werden, nämlich durch die harte schwere, kummervolle Arbeit den Golddrath zu verfertigen, welche armen Jungfrauen überlassen blieb. So heißt es in einem altdän. Lied:
nu er min jorg saa mangefold,
jom Jomfruer, de spinde guld.

Num. 60 (Goldei)
bei dem Herz, das die Besenbindersjungen unversehens essen, ist sich zu erinnern an Loki, der das halbverbrannte Herz (Hyndluliod 37.) und an den Fuchs der äsopischen Fabel (Furia 356. Coray 358.) der das zufällig herausfallende Herz der Hindin verzehrt. Der Löwe fragt wie der Goldschmied danach, allein der Fuchs giebt ihm hier eine moralisch, witzige, statt der mythischen Antwort. Vermuthlich gehört eben darum auch die Fabel vom Koch und Hund hieher (Furia 227.)

Druckfehler und Verbesserungen.

S. 69. Z. 10 v. o. st. mich l. nich
S. 74. Z. 11 nach ga ein Komma.
S. 75. st. Kökenlicht l. Köten- oder Köting-licht Regnaert de Vos v. 303 „bernende stallicht." von Kothe, arme Hütte, Stall, a. s. cyte, engl. und holl. cot, kot
Zu Num. 9. (die 12 Brüder) im Anhang S. VII. st. le serre cottenelle IV. 4. l. li sette palommielle IV. 8.

Anhang.

Anhang.

Zum Froschkönig. No. 1.

Eins der allerälteſten und ſchönſten Märchen, das man ſonſt in Deutſchland unter dem Namen: von dem eiſernen Heinrich beſonders gekannt hat, nach dem treuen Bedienten, der ſich ſein kummervolles Herz in Banden hatte legen laſſen. Kollenhagen nennt es ſo unter den alten deutſchen Hausmärlein. Darauf bezieht ſich auch, was Thilander v. Sittewald 3, 42 ſagt: „dann ihr Herz ſtund in meiner Hand, feſſter als in ein eiſen Band." Vom Band der Sorge iſt noch allgemeiner und öfter Rede, vom Stein der auf dem Herzen liegt, ſchön ſingt ein Minnedichter: „ſie iſt mir recht ſtahelhart in mein Herz gedrückt." Heinrich von Sax (1, 76.) ſogar ausdrücklich: „mein Herze in Banden lit," und ein Lied von Heinrich dem Löwen Str. 99. „es lag ihr Herz in Banden." — Allein der Hauptſage nach lebt das Märchen auch in Schottland fort. In the complaynt of Scotland geſchrieben 1548. wird unter andern alten Erzählungen the tale of the wolf of the warldis end genannt, das leider ganz verloren gegangen (vielleicht die Sage vom nordiſchen Loke) iſt. J. Leyden in ſ. Ausg. des Complaynt Edinb. 1801. S. 234. 35. glaubt, daß es in verſchiedene Lieder und Ammenmärchen zerſtückt noch herumgehe, er habe Fragmente ſingen hören, worin der Brunnen von der Welt End (well of the warldis end) vorkomme und the well Absolom und the cald well are weary heiße. Hieran ſchließt er nun unter Märchen an, wiewohl der Weltbrunnen recht gut in verſchiedene Sagen eingreifen kann, und wir auch in dem deutſchen keine Anknüpfung an

jenem Wolf (oder sollte Wolf im Original statt well stehen?) ahnen. Leydens Worte lauten nun: „according to the popular tale a lady is sent by her stepmother to draw water from the well of the worlds end. She arrives at the well, after encountering many dangers; but soon perceives that her adventures have not reached a conclusion. A frog emerges from the well, and, before it suffers her to draw water, obliges her to betrothe herself to the monster, under the penalty of being torn to pieces. The lady returns safe; but at midnight the frog lover appears at the door and demands entrance, according to promise, to the great consternation of the lady and her nurse.

„open the door, my hinny, my hart,
open the door, mine ain wee thing;
and mind the words that you and J spak
down in the meadow, at the well-spring!"

the frog is admitted, and addresses her:

„take me up on your knee, my dearie,
take me up on your knee, my dearie,
and mind the words that you and J spak
at the cauld well sae weary"

the frog is finally disenchanted and appears as a prince in his original form."

Die Stelle in the romance of Roswall and Lilian:

„the knight that kept the pavent well
was not so fair as Roswall

spielt schwerlich hierher an."

La grenouille bienfaisante der Madame d'Aulnoy, ein schlechtes Märchen, hat auch gar keine Aehnlichkeit mit dem unsrigen.

i. (vgl. eine neue Kinderfrau von Maria 8 März 1813.)

Zu Katz und Maus in Gesellschaft. No. 2.

Man erzählt es auch von Hähnchen und Hühnchen, die hatten einen Edelstein im Mist gefunden, beim Juwelirer verkauft ein Fetttöpfchen auf den Winter dafür erhandelt, und auf einen Schrank gestellt. Das Hühnchen frißt es nun nach und nach leer, wie das herauskommt, wird das Hähn-

chen ganz wüthend und hackt das Hühnchen todt. Darnach aber empfindet es Reue und nun wird das Hühnchen begraben wie in No. 80.

Zum Marienkind. No. 3.

Aehnlichkeit damit hat die Legende von der heil. Ottilie, zumal, wie sie Naubert in ihren Volksmährchen Th. 1. erzählt. Die gründliche Idee von vielen erlaubten und der einen verbotenen Thüre kehrt vielmal und unter verschiedener Einleitung, wie bei der Todtenbraut und dem Blaubart (No. 46 u. 62.) wieder. Eine andere Erzählung ist folgende: der arme Mann, da er seine Kinder nicht ernähren kann, geht in den Wald und will sich erhenken, da kommt eine schwarze Kutsche mit vier schwarzen Pferden und eine schöne schwarzgekleidete Jungfrau steigt aus und sagt ihm, er werde in einem Busch vor seinem Haus einen Sack mit Geld finden, dafür solle er ihr geben, was im Hause verborgen sey. Der Mann willigt ein, findet das Geld, das verborgene aber ist das Kind im Mutterleib: und wie das geboren ist, kommt die Jungfrau und will es abholen, doch, weil die Mutter so viel bittet, läßt sie es noch bis zum zwölften Jahr. Da aber führt sie es fort zu einem schwarzen Schloß, alles ist prächtig darin, es darf an alle Orte hin, nur nicht in eine Kammer. Vier Jahre gehorcht das Mädchen, da kann es der Qual der Neugierde nicht länger widerstehen und guckt durch einen Ritz hinein. Es sieht vier schwarze Jungfrauen, die, in Bücherlesen vertieft, in dem Augenblick zu erschrecken scheinen, seine Pflegemutter aber kommt heraus und sagt: „ich muß dich verstoßen, was willst du am liebsten verlieren?“ — „Die Erzache,“ antwortete das Mädchen. Da schlägt sie ihm auf den Mund, daß das Blut hervor quillt, und treibt es fort. Es muß unter einem Baum übernachten, da findet es am Morgen der Königssohn, führt es mit sich fort und vermählt sich, gegen seiner Mutter Willen, mit der stummen Schönheit. Als das erste Kind zur Welt kommt, nimmt es die

böſe Schwiegermutter, wirft es ins Waſſer, beſprizt die kranke Königin mit Blut und giebt vor, ſie habe ihr eigen Kind gefreſſen. So geht es noch zweimal, da ſoll die Unſchuldige, die ſich nicht vertheidigen kann, verbrannt werden. Schon ſteht ſie in dem Feuer, da kommt der ſchwarze Wagen, die Jungfrau tritt heraus, ſie geht in die Flammen, die ſich gleich niederlegen und auslöſchen, hin zu der Königin, ſchlägt ihr auf den Mund und giebt ihr damit die Sprache wieder. Die drei andern Jungfrauen bringen die drei Kinder, aus dem Waſſer gerettet; der Verrath kommt an den Tag, und die böſe Schwiegermutter wird in ein Faß gethan, das iſt mit Schlangen und giftigen Nattern ausgeſchlagen und einen Berg herabgerollt.

Zum Wolf und den Geiſerchen. No. 5.

muß auch, wenigſtens ſonſt, in Frankreich ſeyn bekannt geweſen. Lafontaine hat offenbar die 15te Fabel ſeines 4ten Buchs daraus gemacht, allein wie mager erzählt er ſie; vielleicht hatte er auch bloß die frühere Bearbeitung Corrozets (le loup, la chevre et le chevreau) vor ſich, wo ſich gleichfalls die junge Ziege hütet und den Wolf gar nicht einläßt. Die Fabel iſt aber viel älter, und ſteht u. a. bei Boner XXXIII., wo jedoch der Umſtand mit der weißen Pfote, deſſen ſchon Lafontaine nebenbei gedenkt, fehlt. Dagegen erinnern wir uns eines Bruchſtückes aus dem vollſtändigen franzöſiſchen Kindermärchen. Der Wolf geht zum Müller, reicht ihm die graue Pfote hin und ſpricht:

„meunier, meunier trempe moi ma patte
dans ta farine blanche!“
non non, non non! — „alors je te mange!“

da thut es der Müller aus Furcht. — Auch Pfaffe Mathe die Nereide ſandte den Wolf auf Peleus und Telamons Heerden, der Wolf fraß ſie insgeſammt und wurde dann verſteinert, wie ihm hier Steine eingenäht werden. Doch liegt die Sage

vom versteinerten Wolf tiefer, als sie hier ausgeführt werden kann.

Zur Nachtigall u. Bl. No. 6.

aus dem Französischen übersetzt, Mémoires de l'academie celtique. Tome 2, 204. 205. Vergl. T. 4, 102. Das Märchen und der Glauben findet sich unter den Solognots. Die französischen Reime ahmen den Ton der Nachtigall glücklicher nach:

je ferai mon nid si haut, si haut, si haut!
si bas!
que tu ne le trouveras pas!

Zur Hand mit dem Messer. No. 8.

ein schottisches Märchen oder Volkslied, das Mrs. Grant in ihren essays on the superstitions of the highlanders of Scotland, London 1811. vol. 2, 285 286. erzählt. Sie sagt: „one of these (stories) which J have heard sung by children at a very early age, and which is just to them the Babes in the wood, J can never forget. The affecting simplicity of the tune, the strange wild imagery and the marks of remote antiquity in the little narrative, gave it the greatest interest to me, who delight in tracing back poetry to its infancy.

Die zwölf Brüder. No. 9.

Im Pentamerone doch sehr abweichend IV, 8. le sette ~~cottonelle~~. palommielle!

Zum Lumpengesindel. No. 10.

Vergl. unten No. 41. Herr Korbes.

Zum Brüderchen und Schwesterchen. No. 11.

Eine ähnliche Erzählung kennen wir nur fragmentarisch: Bruder und Schwester gingen eines Tags

in den Wald und weil die Sonne ſo heiß und der Weg ſo weit war, ſo fing den Bruder an zu dürſten. Sie ſuchten Waſſer und kamen zu einer Quelle, daran ſtand geſchrieben: „wer aus mir trinkt, iſt es ein Mann, wird er ein Tiger, iſt es ein Weib, wird es ein Lamm.“ Da ſprach das Mädchen: „ach! lieber Bruder, trink nicht aus der Quelle, ſonſt wirſt du ein Tiger und zerreiſſeſt mich.“ Da ſagte der Bruder, er wolle noch warten, ob ihn gleich der Durſt ſo quäle, bis zur nächſten Quelle. Wie ſie aber an die nächſte Quelle kamen, ſtand daran: „wer aus mir trinkt, wird ein Wolf.“ Da ſprach das Mädchen wieder, „lieber, ach lieber Bruder trink nicht, ſonſt frißt du mich.“ Der Bruder ſprach: „noch einmal will ich meinen Durſt bezähmen, aber länger kann ich nicht mehr;“ und ſie kamen zu einer dritten Quelle, daran war geſchrieben: „wer aus mir trinkt und iſt es ein Mann, wird er ein goldener Hirſch, iſt es ein Mädchen, wird es groß und ſchön.“ — Da legt ſich der Bruder nieder und trinkt und ſteht als ein goldener Hirſch auf, das Mädchen trinkt auch und wird noch ſchöner und groß, als wär es erwachſen. Dann legt es den Hirſch an ein Seil und führt ihn fort, der König ſieht den wunderbaren Hirſch und läßt ihn empfangen. Das Mädchen bleibt bei ihm und wird einmal beherzt, als ſie mit ihm ſpricht, da hört der König, daß es die Schweſter von dem Goldhirſch iſt, und vermählt ſich mit ihr. Die Mutter des Königs aber iſt neidiſch und will ſie verderben, ſie giebt ihr eine häßliche Geſtalt und macht, daß ſie ſoll getödtet, der Hirſch aber vom Metzger geſchlachtet werden. — — Die Unſchuld aber kommt an den Tag, die Schwiegermutter wird in eine mit ſcharfen Meſſern angefüllte Tonne gethan und einen Berg herabgerollt.

Zu Rapunzel. Nr. 12.

im Pentamerone II, 1. (Petroſinella), wo vieles anders und beſonders die zweite Hälfte lebendiger iſt, als im deutſchen Märchen. Dieſes hat ſchon

Friedr. Schulz in ſ. kleinen Romanen Bd. 5. Lpz. 1790. S. 269–87. nur zu weitläuftig erzählt, wiewohl ohne Zweifel aus mündlicher Sage. Wie weit übertrifft es dennoch ſeine übrigen Märchen! Eins in Büſchings Sammlung hat anfangs S. 287. einige Züge aus dem unſrigen, geräth aber bald nachher heraus und in den franzöſiſchen Stil.

Zu Hänſel und Gretel. No. 15.

hängt genau mit einigen Daumlingsſagen, beſonders dem franzöſ. kleinen pouce zuſammen. Der ganz doppelartige Charakter des Daumerling (pulgarejo Pollux) erſcheint ſchon in der uralten Mythe und geht z. B. in unſerer Sprache nur halbrecht in Dummling. Dümmling über, während das alte thumb, wie noch jetzt das Engliſche, eine mildere Bedeutung hat. Die eigentliche Ausführung einer ſo merkwürdigen Fabel würde hier zu viel abſeitem.

Oberlin giebt ein Stück dieſes Märchens nach dem Dialect der Gegend von Lüneville in ſeinem Essai sur le patois.

Auch in deutſchen Erzählungen wird Hänſel als ein Daumling dargeſtellt. Es ſind ſechs Kinder, er iſt das ſiebente. Wie ſie im Wald beim Menſchenfreſſer ſind, ſollen ſie ihn fripren, der Daumling aber ſpringt ihm ins Haar, zupft ihn und kommt immer wieder. Darauf Nachts die Verwechslung der ſieben Kronen mit den ſieben rothen Kappen. In den Meilenſtiefel thut der Daumling alle Geldbeutel und Koſtbarkeiten.

Zu Fix und Fertig. No. 16.

Ähnlich damit No. 64, II. daſſelbe Märchen aber in dem jüdiſchen Maaſebuch c. 174. vom Rabbi Chanina, nur wird der König aufmerkſam auf die Prinzeſſin mit den goldenen Haaren, durch ein einzelnes Haar, das ein Vogel einmal ihm auf die Achſel fallen läßt. Bei Straparola mit einiger Veränderung in den Motiven von Livoret

III, 2. Dann auch in den modernen franz. Märchen der Aulnoi.

Zur weißen Schlange. No. 17.

Die Sagen von sprechenden Vögeln, die den Menschen rathen und ihr Schicksal verkündigen, sind unzählig und können hier nicht abgehandelt werden. Die Menschen lernen diese Sprache hauptsächlich auf zwei Arten: 1) durch das Essen eines Herzens von einem Drachen, z. B. Siegfried, oder Vogel, s. unten No. 60.); 2) oder einer weißen Schlange, wie hier und in einer merkwürdigen, hannöverischen Volkssage von der Seeburg, die wir anderwärts mittheilen werden. Ganz hierher gehört auch die märchenhafte, altnordische Sage von Kraka und ihren beiden Söhnen, Roller und Erich.

Zum Strohhalm. No. 18.

Vergl. No. 80. Dieses und ähnliche Märchen (No. 23. 43.) entscheiden freilich den Punct, ob außer den Thieren, auch Pflanzen und andere Dinge zur Fabel gehören können.

Zum Fischer un sine Fru. No. 19.

Dieses Märchen welches der seel. Runge aus der pommerischen Mundart freilich niedergeschrieben, theilte uns Arnim im Jahr 1809 freundschaftlich mit, von demselben durch v. d. Hagen erhielt es auch Büsching und hat es in seiner Sammlung wiewohl nicht ohne Fehler abdrucken lassen. Die Fabel selbst, deren Eingang merkwürdig an eine der N. 1001, No. 9. u. v. so wie an die wallisische von Taliesin erinnert, wird auch in hiesiger Gegend sehr häufig, aber unvollständiger, doch mit einigen Abänderungen erzählt. Es heißt: vom Männchen Dominé (sonst auch von Hans Dudeldee) und Frauchen Dinderlindé. Dominé klagt über sein Unglück und geht hinaus an den See, da streckt ein Fischchen den Kopf hervor:

was fehlt dir Männchen Domine? —
„ach daß ich im Pispott wohn, thut mir ſo weh.“ —
ſo wünſch dir was zu haben. —
„ich wills nur meiner Frau erſt ſagen.“
nun geht er heim, „wünſch uns ein beſſeres Haus“ ſagt Dinderlinde Am See ruft er:
„Fiſchchen, Fiſchchen, an der See!“ —
was willſt du Männchen Domine?
nun gehen die Wünſche an, aber es ſind mehr, erſt Haus, dann Garten, dann Ochſen und Kuh, dann Länder, u. ſo fort alle Schätze der Welt. Wie ſie ſich ausgewünſcht haben, ſagt das Männchen: „nun möcht ich der liebe Herrgott ſeyn, und mein Frauchen Mutter Gottes“ Da ſtreckt das Fiſchchen den Kopf heraus und ruft:
willſt du ſeyn der liebe Gott?
ſo geh wieder in deinen Pispott.

Das Motiv von der Frau, die ihren Mann zu hohen Würden reizt, iſt gewiß uralt, von Eva und der etruriſchen Tanaquil (Livius 1, 47.) bis zur Lady Macbeth.

Zu dem tapfern Schneider. No. 20.

Die erſte Erzählung iſt genommen aus einem ziemlich ſeltenen, kleinen Buch: Wegkürzer, ein ſehr ſchön luſtig und auf der Maßen kurzweilig Büchlein — durch Martinum Montanum von Straßburg 12. von 1557. Bl. 18 — 25. Wir kennen noch eine andere Ausgabe von 1607. In einem däniſchen Volksbuch iſt dieſelbe Geſchichte gereimt, Nyerup ſpricht davon in ſeiner Abhandlung über die däniſchen Volksbücher (Iris und Hebe 1816. Deutſch. S. 36) Es iſt da ein Schuhmacher, der mit ſeinem Knieriemen 15 Fliegen auf einen Schlag tödtet. Er beſteht erſt den Eber, der eine ſchlaferweckende Frucht frißt, dann das Einhorn, zuletzt einen Bären, den er in einen Ziegelbrennereiofen einſperrt. Die hier folgende holländiſche Recenſion iſt aus einem Amſterdammer Volksbuch Van kleyn Arbeije alias Koningh ſonder Onderzaten S. 7 — 14. Sie hat, wie man ſieht, wieder ihre Eigen-

thümlichkeiten. Zu beklagen ist, daß die zweite Erzählung, nach mündlicher Mittheilung, nur ein Fragment giebt, ohne Zweifel wäre das Ganze recht gut. Bei der glücklichen Jagd denkt man auch an den feigen Waldemar in der Wilkinasaga, (235.) der auf den Hirsch zu sitzen kam.

Van kleyn Kobisje.

Kleyn Kobisje sittende aen de Naaybank hy scheld een Appel ende laet de Schel van die op de Naaybank liggen, hy maeckt een Vliegeslager, en alsoo 'er Vliegen op de Appelschel quamen om die af te keeren, slaet 'er net in eenen Slag seven gelyk: springt van de Naaybank, oordelde dit een Romeyn-stuk te zyn, denkt noch hier door een groot Man te worden, verkoopt al wat hy heeft, en laet 'er een cierlyk Schild van maken, en liet 'er opsetten: ick heet Kobisjen den onversaagden, ick sla der seven met eenen Slagh. Treckt doen in een ver Landt, daer den Koningh Meester was, bind doen dit Schild op syn Borst, ende gaet achter des Konings Paleys, tegen een hoogen Heuvel aen leggen, daer hy wist dat de Koningh gewoon was ordinaris heen te sien; ende alsoo de Son sterck scheen, en wist de Koningh niet wat daer so flikkerde, send terstond een Edelman derwaerds. Hy by hem komende wierd verpaert in dit te lesen: ick heet Koningh onversaagd, ick sla der seven met een Slagh. Gaet wederom, verhaelt den Koningh dit vorgaende, die terstond 2 a 3 Compagnien Soldaten daer henen sond, om hem wacker te maken, en met een beleeft Onthael ten Hove te geleyden, met soodanigh Respect, als sulcken Cavalier toekomt. Sy trecken op's Koninghs Bevel henen, by hem komende en dorsten hem, ofte niemand en wil de eerste wesen, om hem aen te spreken. Maer eenen uyt den Hoop was soo couragieus, dat hy een Pieck nam ende stiet hem tegens de Sool van syn Schoen. Hy springht op met groote Kracht, sy vallen op haer Knyen, ende biddem hem, hy beliefden eens by den Koningh te komen, het welcke

geſchieden. By den Koningh nu ſynde, was hy in groot Aenſien. Onderuſſchen werd hem veergchouden, hy ſou des Koninghs Zwager worden, maer daer waren drie zware Dingen te doen, die meeſt hy voor den Koningh uytwercken. Voor eerſt ſoo was 'er een wild Bercken, dat ſeer veel quaed dede, en niemand vangen kon. Ten tweeden waren 'er drie Reuſen, die het in het Bosch des Koninghs ſoo onvry maekten, dat 'er niemand door ſonde reyſen, of was een doodt Man. Ten derden waren 'er eenelyke duyſend vreemde Volckeren in het Landt gevallen, en ſoo't ſcheen, ſtond het Ryck in groot Perynckel. Dit neemt hy aen om uyt te voeren. Word den Wegh aengewezen, daer het wild Bercken was. Gaet met een groote Cowragie uyt 't Hof. Hy was qualyck ſoo ver, dat hy 't Bercken hoorde, of wenſchte ſich ſelve weer aen ſyn Raeybank. 't Bercken komt met ſulcken Furie op hem aenlopen, dat hy na een geed Heenkomen ſagh, ſiet een vervallen Kapel, en vlucht daer in. Het Bercken hem na. Hy met 'er Haaſt vlieght door het Venſter over de Muur ende haelt de Deur van de Kapel toe. Doen was 't Bercken vaſt, en komt by den Koningh, die hem vraegde, hoe hy 't Bercken gevangen had? voer altoos uyt: ick greep het met groote Kracht by de Haeren of Borſtelen en wierp 't in de Kapel, en ick heb't niet willen dooden, om u voor een Preſent te vereeren. Groote Vreugd was 'er in 't Hof. — Gaet na de Reuſen, en tot en Geluck vond haer ſlapende. Neemt ſyn Sack, vult die met Steenen. Klimt op eenen hoogen Boom, werpt den eenen, die meenden dat het den anderen dede. Begint te knoen, hy ſou ſyn werpen laten of hy ſoude hem voor ſyn Ooren brunen. Den tweeden word ook geworpen, begint te vloecken. De derde werd met het ſelfde enthaelt. Staet op en treckt ſyn Degen. Vlieght den anderen aen, en ſteekt hem, dat hy doodt ter Aerden valt. Begint met den anderen ook, en door't lang Borſtelen vallen beyde ter Aerden van Vermoeytheyd. Hy ſyn Kans ſiende, komt af en neemt van die dood was ſyn Napier, en ſteekt die alle beyde doodt, en houdſe

den Kop af, gaet so weder na't Hof. Den Koningh vraeghde hem, of het bestelt was? antwoorde ja. Men vraeghde hem: hoe hy't bestelt had? Seyde aldus: ik nam den eenen by syn Beenen, en ick sloeger den ander met, dat hy doodt ter Aerden viel, en den anderen heb ick met de selfde Munt betaelt. En die ick by de Beenen had, half doodt zynde, smeet ick met sulcken Kracht tegen een Boom, dat den Boom wel ses Voet uyt de Aerde vloogh. De Vreughd was seer groot, ende men hielt hem voor de grootste in't Hof. Hy maeckten hem wederom gereed, en den Adel van't Hof met hem, en daer toe een braef Heyrleger, daer hy Oversten van sou zyn. Syn Afscheyd genomen hebbende, vingh't derde Stuck aen. Liet het Leger marcheeren, ende hy volghde te Paerd. Maer alsoo hy noyt een Paerd gereden hadde, wist hen qualyk in Postuur te houden. Gekomen zynde op de Plaets daer de Vyandt was, laet hy het Leger in Batalie stellen, hem wierd doe geboodschapt, dat het alles in Order was. Wist niet, hoe hy't Paerd soude wenden. Treckt aen de verkeerde Zyde des Tooms, en geeft het Paerd de Sporen, so dat het met een volle Galop na de Vyand liep. En alsoo hy den Toom van het Paerd niet vast en hield, greep hy onderwegen een houte Kruys, dat onder afbrack, en hield het soo vast in den Arm. Den Vyand hem siende, meende dat het de Duyvel was, ende begonden te vluchten, en die't niet ontkomen en kosten, verdronken: staken hare Schepen van de Wal af ende voeren soo wegh. Hy quam met den Zegen wederom by syn Adeldom, en't heele Leger, die hy zyn Victorie verhaelde, en hoe de Vyanden heel in Routen geslagen waren. Hy komt by den Koningh, en verhaelt syn Victorie, die hem bedanckten. Voorts doet hy hem uytroepen voor Navolger en Nazaat tot de Kroon. Den Troumdagh vast gestelt zynde, maken daertoe groote Preparatien. Den Trouw gehouden hebbende, was hy in groot Annsien, en altyd naest den Koningh. 't Geviel, dat Kobisje meest alle Nachten droomde, als dat hy noch aen de Naaybank sat, en hem quam altydt noch het een of't ander

in de Gedachten van syn Werck, lundkeels riep: Lustigh, lustigh, repsje! noch ses of seven, soo hebje heyligh Avond! meende dat hy de Jongens ict te vouwen of te naajen gaf. De Dochter wierd vervaert, meenende dat den Duyvel in hem was, om dat hy soo al reide van lustigh, lustigh. Klaeght het haer Vader, dat hy haer een Beckebinder gegeven had, en geen Heer van Staet. De Vader beslunt een Compagnie Soldaten 2 a 3. by syn Slaepplaets te leggen, om (soo't weer gebeurde) hem gevangen te nemen, of dooden. Hy word hiervan gewaerschouwt. Te Bed synde, vaert alduus uyt: ick heb een wilde Zwyn overwonnen, ick heb drie Reuzen gedoodt, ick heb een Leger van honderd duysend Mannen verslagen, en van dese Nagt sal' er noq 2 a 3 Compagnien Soldaten aen. Hy ten Bedde uytstaet na haer toe, en gaet met groote Kracht. Sy hem hoorende, vielen Bal over Bal van boven neer. Die gene, die doodt bleven en Armen en Beenen verloren hadden, waren in groot Getal, en die het ontliepen, brochten een Koningh sulken Boodschap, die aldus uytvoer: myn Dochter behoord weier te wesen, datse sulken grooten Cavelier soo sal affronteren. Ondertusschen den Koningh siek synde, sterft, laet hem tot Naezaat van de Kroon, die Kobisje aenneemt en breest syn Ryck in Rust geregeert.

Zum Aschenputtel. N. 21

gehört unter die bekanntesten und wird aller Enden erzählt.“

Schon Zeiler von Kaisersberg schrieb sein Eschengrudel mit Beziehung darauf. S. Oberlin v. Grundlecht. Rollenhagen in der Vorrede zum Froschmeuseler unter den wunderbarlichen Hausmärlein erwähnt des: „von dem verachten frommen Aschenpöckel und seinen stolzen spöttischen Brüdern.“ Diese niederdeutsche Form des Namens leitet Schütze im holstein. Idiot. 1, p. 50. von pöseln, mühsam (die Erbsen aus der Asche) suchen her. Adelung hat Askenpösel, Askenpüster, Askenböel und bäel. Im holstein. nach Schütze:

Aschenpöſelken und Sudelſödelken, von ſölen, ſudeln, weil es im Schmutz verderben muß. Die hieſige Mundart beſtätigt auch Eſtor in ſ. oberheſſ. Wörterbuch v. Aſchepuddel, ein geringfügiges, unreines Mägdlein. Noch mehr oberdeutſch iſt: Aſchenbrödel ſ. Adelung, und Aeſcherling unter welchem Namen man es auch neulich für die deutſche Bühne bearbeitet hat, freilich nach ſchlechtem franzöſiſchen Muſter. Der däniſche Name iſt Askeſtis, ſchwed. Askeſis Verelius in den Noten zu Gautrekssaga S. 70. gedenkt der Volksſage: „huru Askeſtisen ſick Konungsdottren tilſ huſtru," es ſcheint daher umgekehrt auf den Jüngling die unterdrückte Jugend übergetragen. Wie denn auch die Sprichwörter: ſtiſa hemma i aſku, liggia jem kaſtur i hreiſe, und liggia vid arnen, meiſt von Königsſöhnen gelten. ſ. Wilkinaiaga C. 91. von Theiletir und Reisſaga (C. 9. der Gothreks S.) aus welcher Verelius alles andere herleiten will. Oberlin führt eine Stelle v. Aſchenprödel an, woraus erhellt, daß auch im deutſchen auf Männer der Namen bezogen wurde.

Perraults Cendrillon ou le petite pantoufle de verre gehört nicht unter ſeine am beſten erzählten Märchen, der Gräfin d'Aulnoy Finnette Cendron wiewohl noch geringer der Form nach, enthält manche eigenthümliche und reichere Nebenumſtände Wir werden davon im zweiten Band zu dem unvergleichbar ſchöneren Mährchen Cennerentola (Pentamerone I, 6.) das Nöthige anmerken.

Auch eine polniſche Recenſion iſt uns bekannt, u. d. T. Kopciuszek, von Kopec Ruß. Rauch, in andern ſlav. Dialecten kopet, kopt. ſ. Linde v. Kopcinch und Brudnn ſchmutzig, Brödel.)

S. auch Allerlei-Rauh. No. 65.

Zum Kinderſchlachtſpiel. No. 22.

Die erſte Recenſion iſt aus einem alten Buche in den Berliner Abendblättern von Kleiſt (1810. No. 39.) abgedruckt worden. Die zweite befindet ſich in Martin Zeilers Miscell. Nürnberg 1661. S. 388. der ſie aus J. Wolf lectiones memorabiles.

Laving.

ad nr. 22. eine ähnliche rührende/geschichte die sich im XV. jh. zu Greifswald zutrug, erzählt: Kanzow Pomerania XVII – 2, 74.

Laving. 1600. fol. genommen. Es wird hinzugesetzt, der Papst, der zur Zeit dieser Geschichte gelebt und ein fertiger Poet gewesen, habe versucht sie in ein Distichon zu bringen, es aber nicht vermocht. Da habe er einen stattlichen Preis darauf gesetzt, den ein armer Student verdienen wollen, dieser habe sich auch lange umsonst gequält, bis er endlich unmuthig die Feder weggeworfen und ausgerufen: „kann ichs nicht, so mags der Teufel machen!" Dieser sey alsbald erschienen, habe gesagt er wolle es zu Stand bringen, die Feder aufgenommen und geschrieben:

sus, pueri bini, puer unus, nupta maritus
cultell', lympha, fune, dolore cadunt.

Neuerdings hat Werner in seinem Trauerspiel der 24ste Februar die alte Fabel benutzt und damit die Macht menschlicher Poesie gegen den Teufel bewährt.

Nugae venales s. l. 1663 in 12. geben die Worte p. 97. 98: [illegible]

Zum Mäuschen, Vögelchen ꝛc. ꝛc. No. 23.

Aus Philanders von Sittewald Gesichten, Theil 2. ganz am Ende des siebenten Gesichts. Das Märchen lebt aber auch noch mündlich fort, doch mit veränderten Umständen, namentlich wird es bloß vom Mäuschen und Bratwürstchen erzählt, ohne das Vögelchen; das eine muß diese Woche kochen, das zweite die andere.

Zu der Frau Holle. No. 24.

Von diesem Märchen gibt es noch eine andere Erzählung: Es war einmal eine Frau die liebte nur ihre Tochter, nicht aber ihre Stieftochter, hielt diese immer hart und suchte sie los zu werden. Eines Tags setzte sie beide Töchter an einen Brunnen, da sollten sie spinnen: „wer mir aber den Rocken hinunter fallen läßt, den werf ich hinten drein," sagte sie und band ihrer Tochter den Rocken fest, der Stieftochter aber ganz lose. Kaum hat diese ein bischen gesponnen, fällt ihr der Rocken hinab und die Stiefmutter ist unbarmherzig genug und wirft sie hinterdrein. Sie fällt tief

hinunter, kommt in einen herrlichen Garten und in ein Haus, wo niemand iſt, in der Küche will die Suppe überlaufen, will der Braten eben verbrennen und der Kuchen im Backofen eben ſchwarz werden. Sie ſetzt die Suppe geſchwind ab, gießt Waſſer zum Braten, und nimmt den Kuchen heraus und richtet an; ſo hungrig ſie aber iſt, nimmt ſie doch nichts davon außer ein paar Krümchen, die beim Anrichten vom Kuchen herabgefallen ſind. Darauf kommt eine Nixe mit furchtbaren Haaren, die gewiß in einem Jahr nicht gekämmt waren, und verlangt, ſie ſolle ſie kämmen, aber nicht rupfen und nicht ein einzig Haar ausziehen, welches ſie endlich mit vielem Geſchick zu Stande bringt. Nun ſagt die Nixe, ſie wolle ſie gern bei ſich behalten, ſie könne aber nicht, weil ſie die paar Krumen gegeſſen habe; doch ſchenkt ſie ihr einen Ring und andere Sachen, wenn ſie den Nachts drehe, wolle ſie zu ihr kommen. Die andere Tochter ſoll nun auch zu der Nixe, und wird in den Brunnen geworfen; ſie macht aber alles verkehrt, bezähmt ihren Hunger nicht, und kommt dafür mit ſchlechten Geſchenken zurück.

Nach dieſer Recenſion iſt das Märchen in der Naubertiſchen Sammlung I, 136 — 179. bearbeitet und in der Manier der andern, aber recht angenehm, erweitert. In der jungen Amerikanerin oder Verkürzung müßiger Stunden auf dem Meer. Ulm 1765. Th. 1 Kiſt auch dies Mährchen benutzt. Das Murmelthier (Giron), ſo heißt das Stiefkind, muß die gröbſte Arbeit verrichten, die Schafe hüten, und dabei eine gegebene Zahl geſponnener Faden mit nach Haus bringen. Das Mädchen ſetzt ſich oft an einen Brunnenrand, eines Tages will es ſich das Geſicht waſchen und fällt hinein. Als es wieder zu ſich kommt, befindet es ſich in einer Criſtallkugel unter den Händen einer ſchönen Brunnenfrau, der es die Haare kämmen muß, dafür bekommt es ein koſtbares Kleid und ſo oft es ſeine Haare ſchüttelt und ſich kämmt, ſollen glänzende Blumen herausfallen und wenn es in Noth iſt, ſoll es ſich herabſtürzen und Hülfe bei ihr finden. Dann giebt ſie ihm noch einen Schäferſtab,

der die Wölfe und Räuber abwehrt, ein Spinnrad und einen Rocken, der allein spinnt, endlich einen zahmen Biber, zu mancherlei Diensten geschickt. Als Murmelthier mit diesen Gaben Abends heim kommt, soll die andere Tochter sich gleiche erwerben, und springt in den Brunnen hinab, sie geräth aber in Sumpfwasser, und wird wegen ihres Trotzes begabt, daß stinkendes Rohr und Schilf auf ihrem Kopf wächst, und wenn sie eins ausreißt, wächst nur noch viel mehr. Nur Murmelthier kann den häßlichen Schmuck auf 24 Stunden vertreiben, wenn es sie kämmt, das muß es nun immer thun. — Hierauf folgt die weitere Geschichte des Murmelthiers, wozu wieder andere Märchen benutzt sind, es soll allzeit etwas gefährliches ausrichten, aber durch Hülfe seiner Zauberdinge, vollbringt es alles glücklich.

Einige Aehnlichkeit im Ganzen mit diesem Märchen hat auch das erste in der Braunschweiger Sammlung, und eins im Pentamerone.

Zu den drei Raben. No. 25.

hierzu vergl. man No. 9 [illegible] und von dem Glasberg wird sonst noch so erzählt: es war eine verzauberte Königstochter, die konnte niemand erlösen, als wer den Glasberg erstiegen hätte, worein sie gebannt war. Da kam ein junger Gesell ins Wirthshaus, zum Mittagessen wurde ihm ein gekocht Hühnchen vorgesetzt, alle Knöchlein davon sammelte er sorgfältig, steckte sie ein und ging nach den Glasberg zu. Wie er dahei angekommen war, nahm er ein Knöchlein und steckte es in den Berg und stieg darauf, und dann als ein Knöchlein und als eins, bis er so fast ganz hinaufgestiegen war, aber er hatte nur noch eine einzige Stufe übrig, da fehlte ihm ein Knöchelchen vom Hühnchen, worauf er sich den kleinen Finger abschnitt und in den Glasberg steckte, so kam er vollends hinauf und erlöste die Prinzessin. — So erlöst Sivard stolt Brynild af Glarbierget, indem er mit seinem Fohlen hinaufreitet; in einem dithmarser Lied kommt vor:

so schalst du my de Glasenburg
mit eenen Perd op rieden;

Wolfdieterich wird in einen Graben gezaubert, da waren:

vir perg vmb jn geleit
die waren auch glesseine
und waren hel und glat,

nach dem Dresdn. Wolfd. str. 289; im gedruckten heißt es str. 1171.:

mit glasse was fürware
burg und grabe überzogen,
es mocht nichts wan zum tore
sein in die Burg geflogen.

Dies erinnert an die rabbinische Mythe vom Schamir, womit der Auerhahn das Glas sprengt, das man ihm über sein Nest gelegt. (s. auch Reinfried v. Braunschweig) König Artus wohnt bei der Fee Morgan auf der Glasinsel, und leicht ist gar ein Zusammenhang, nicht bloß im Wort, mit dem nordischen Gläsiswoll, wovon anderswo. —

Zu dem ganzen Märchen gehört aus dem Pentamerone hierher IV, 8. lisette palommielle, wo Cianna gleichfalls in der Welt herumzieht, ihre 7 Brüder zu erlösen, nebst einer Menge eigenthümlicher, schöner Wendungen. Wenn das Schwesterchen hier an das Weltende gelangt, so vergl. man dazu, was zu No. 1. aus dem schottischen bemerkt worden. Auch Fortunatus reist so weit, bis ergendlich nicht mehr weiter konnte, und Nyerup S. 231. bemerkt dazu folgende Stelle aus einem Lied:

gamle Sole ligge der,
og forslidte Maaners Hår,
hvoraf Stjerner klippes.

hierzu ein anderes im Wunderhorn I, 300. sonst auch von hohen Bergen, die bis an den Mond reichen, im Titurel einmal:

swer gar der erde ende
so tiefe sich geneiget,
der vindet sunder wende,
daz er antarcticum wol vingerzeiget.

Voß in seiner Abhandlung über die alte Weltkun-

de giebt folgende Fragmente: „die Spinnmädchen erzählen von einem jungen Schneidersgesellen, der auf der Wanderschaft immer weiter und weiter ging, und nach mancherlei Abenteuern mit Greifen, verwünschten Prinzessinnen, zaubernden Zwergen und grimmigen bergeschaufelnden Riesen zuletzt das Ende der Welt erreichte. Er fand sie nicht, wie die gewöhnliche Meinung ist, mit Brettern vernagelt, durch deren Fugen man die heil. Engel mit Wetterbrauen, Blitzschmieden, Verarbeitung des alten Sonnenscheins zu neuem Mondlichte und des verbrauchten Mond- und Sternenscheins zu Nordlichtern, Regenbogen und hellen Dämmerungen der Sommernächte beschäftigt sieht. Nein, das blaue Himmelsgewölbe senkte sich auf die Fläche des Erdbodens wie ein Backofen. Der Mond wollte eben am Rande der hohlen Decke aufgehn, und der Schneider ließ sich gelüsten, ihn mit dem Zeigefinger zu berühren. Aber es zischte, und Haut und Fleisch war bis an den Nagel hinweggesengt" — Ein Theil der Fabel erinnert auch an das Albân. Lied von Berner Rayn, der von der Stiefmutter verflucht war, und dem die Schwester ihr kleines Kind giebt, durch dessen Auge\ und Herzblut er seine menschliche Gestalt wieder erlangte.

Hieran schließen wir noch eine märchenhafte Erzählung vom Mond an, die in Menanders Fragmenten oder in Plutarchs kleinen Abhandlungen erhalten ist, wozu man gleichfalls eine ägyptische Fabel (edid. Furia 36.) vergleiche. — Der Mond sprach einmal zu seiner Mutter: „die Nächte sind so kalt, ich friere, mach mir doch ein warmes Kleid!" Sie nahm das Maaß, und er lief fort, wie er aber wieder kam, war er so groß geworden, daß das Röcklein nirgends passen wollte. Da fing die Mutter an, und trennte die Nähte und ließ aus, allein die Zeit währte dem Mond zu lange, und er ging wieder fort seines Weges. Emsig nähte die Mutter am Kleid, und saß manche Nacht auf beim Sternenschein. Der Mond kam zurück, und hatte viel gelaufen, und hatte

darum viel abgenommen, war ſchmächtig und bleich geworden, das Kleid war ihm alſo viel zu weit, und die Ermel ſchlotterten über die Knie. Da war die Mutter böſe, daß er ſie ſo zum Narren habe, und verbot ihm, je wieder ins Haus zu kommen. Deswegen muß nun der arme Schelm nackt und bloß am Himmel laufen, bis daß jemand kommt und ihm ein Röcklein kauft.

Zum Rothkäppchen. No. 26.

Dieſes Märchen haben wir auſer unſerer mündlichen Sage, was zu wundern iſt, nirgends angetroffen, als bei Perrault (chaperon rouge) wonach Tiecks Bearbeitung.

Der Tod und der Gänshirt. No. 27.

Aus Harsdörfer, der groſe Schauplatz jämmerlicher Mordgeſchichten. Hamburg 1663. Seite 651. 652.

Zu dem ſingenden Knochen. No. 28.

In einem altſchottiſchen Lied kommt dieſelbe Idee vor; aus dem Bruſtbein der erſchlagenen Schweſter macht ein Harfner eine Harfe, die ſpielt darauf von ſelbſt, und ruft weh über ihre Schweſter. (Scotts minstrelsy II, 157—162.)

Zu dem Teufel mit den drei goldenen Haaren. No. 29.

Ein ähnliches Märchen theilt Herr Büſching in ſeiner Sagenſammlung No. 50. mit, ebenfalls wie er verſichert, aus mündlicher Ueberlieferung. Es leidet aber keinen Zweifel, daß es, wie es dort erſcheint, vorſätzlich erweitert und vermuthlich nach einem franzöſ. Buch erzählt worden. Der Pasteetenbäcker, der für Deutſche nirgends eine märchenhafte Perſon iſt, noch ganz franzöſ. Wendungen in der Sprache, vor allem aber die verwickelten und angehäuften Bedingungen bei Auflöſung des Zaubers, die ganz unepliſch ſind, machen dies klar.

Was wir hier nach mündlicher Erzählung mittheilen, ist reiner, wiewohl immer noch etwas fremdartiges in dem Ganzen durchblickt. — Eine abweichende Recension ist No. 75. vom Vogel Phönix.

Zum Mädchen ohne Hände. No. 31.

mit andern Umständen, doch nicht so schön, im Pentamerone III, 2. (la penta mano mozza). Unser Märchen ist die volksmäßige Quelle, woraus die im Mittelalter so bekannten Fabeln von der schönen Helena, Mai und Beaflor u. a. entsprungen sind. Eine weitere Ausführung dieses Zusammenhangs müßte bei der Ausgabe eines der beiden letztgenannten Gedichte gegeben werden. Der unserer Erzählung eigenthümliche Umstand mit dem Versprechen dessen, was hinter der Mühle stand, erinnert an die altnordische Alfskongs Sage cap 1. wo Hott fodert, von der schwangern Signy, das was zwischen ihr und dem Bierfaß sey. In dänischen Volksliedern ähnliche Versprechungen.

auch mündlich diesem Volksbuch ähnlicher erzählt. Der Königin werden 2 Finger abgeschnitten, die die Kinder mit sich tragen. Die Kinder von Thieren geraubt. Die Sinnen als Küchenjungen und die Mutter als Waschfrau. (Bauer)

Zum gescheidten Hans. No. 32.

Die zweite Erzählung ist aus Frei's Gartengesellschaft. cap. 1. In Kirchhofs Wendunmuth I, No 81. steht sie ebenfalls nur mit andern Worten. Im Pentamerone I, 4 (Vardiello) die nämliche Idee, mit schönen Varianten. — Die verschiedenen Thaten Hansens in der ersten Erzählung werden bald mehr, bald weniger vollständig, oder in anderer Ordnung und Wendung gehört, so erzählt man von einer Ziege, die er ins Bett legt ꝛc. Vergl. auch facet. Bebel. Amsterd. 1651. 12. p. 47—49.

cf. Hans Sachs Buch 2. Z. 4. fol. mit 68 vom Kälber brüten.

Wahrscheinlich bezieht sich auf dieses Märchen die Erwähnung des Rollenhagen in der Vorrede zum Froschmeusler: „vom albern und faulen Heinzen."

Zum gestiefelten Kater. No. 33.

Dies Märchen gehört unter die bekanntesten und verbreitetsten. Perrault hat es in s. chat

Welche Magd oder Weib in Unzucht begriffen ward, der schnitt man (zu strafen) den Rock unter dem Gürtel ab, geisselte sie und verwiese sie von dem Lande.

1583. S. 14

botté gut erzählt, aber Basile mit vielen Abweichungen aus der italienischen Sage, Pentam. II, 4. Gagliuso) wo nur zwei Söhne sind. Der älteste, aber nicht beste Erzähler ist Straparola N. IX 1. von Constantino. Man hat auch deutsche gedruckte Uebersetzungen nach Perrault, wo nur der Graf Carabas in einen Sabarak umgedreht ist. Tiek hat es dramatisch bearbeitet.

Zu Sperling und seine vier Kinder. No. 35.

Aus Schuppii Schriften. (Fabul Hans. S. 837. 38.)

Zum Tischchen deck dich. No. 36.

ad p. 167. über Zwerge und Riesen s. Creuzer 4. 468 459.

Bei diesem und dem folgenden Märchen erinnert man sich an eine große Menge ähnlicher Mythen von wunderbaren Sachen, deren innerer Zusammenhang eine umständliche Untersuchung verlangen würde. Mit dem Hauptgang der unsrigen hat sonderlich das erste Märchen im Pentamerone eine sichtbare Aehnlichkeit.

Zu der Serviette, dem Kanonenhütlein und dem Horn. No. 37.

Der Schluß hat eine deutliche Uebereinstimmung mit dem Fortunat. — Ein dänisches Volksblatt aus Kopenhagen: Lykkens forvende Tanc. Historie om tre fattige Skraddere, der ved Pillegrimsreise kom til stor Vaerdighed og Velstand: erzählt das Märchen folgendergestalt: drei arme Schneider, die am Handwerk nicht viel verdienen, nehmen Abschied von Weib und Kind, wollen in die Welt ziehen und ihr Glück versuchen. Sie kommen in eine Wüste zu einem Berg, wo ein Zauberer wohnt, der Berg steht Sommer und Winter grün, voll Blumen und Früchten und um Mittag und Mitternacht wird alles zu dem feinsten Silber. Der älteste füllt sich seinen Bündel, und alle Taschen mit den schönsten Silber-Blumen

in den dän. Volksliedern ist das Wunschtüchlein aus Agnund gewebt, aus Ameiswollen, oder Spinnenflocke.

und Krächzen, geht nach Haus, wirft Nadel und Bügeleisen unter den Tisch, und wird ein reicher Handelsmann. Die zwei andern denken zu dem Berg können wir wieder, wenn wir wollen, zurückgehen, wir wollen unser Glück weiter versuchen und wandern fort. Sie kommen zu einer großen Eisenpforte, die acht von selbst auf, nachdem sie dreimal daran geklopft. Sie treten in einen Garten, da hängen die Bäume voll Goldäpfel. Der zweite Schneider bricht sich so viel ab, als sein Rücken tragen kann, nimmt Abschied und geht heim. Dort begiebt er sich auch zum Handel und wird ein noch größerer Kaufmann, als der erste, so daß man glaubt, der reiche Jude zu Hamburg stamme von ihm ab. Der dritte aber meint, der Garten mit den Goldäpfeln bleibt mir sicher, ich will noch weiter nach meinem Glück gehen; er irrt in der Wüstenei umher, und als er den Garten und den Silberberg wieder sucht, kann er ihn nicht finden. Endlich kommt er zu einer großen Anhöhe, und hört auf einer Pfeife blasen, er geht näher und findet eine alte Hexe, die pfeift vor einer Heerde Gänse, die bei dem Ton mit den Flügeln schlugen, und auf der Alten auf und nieder tanzten. Sie hatte sich schon 99 Jahre auf der Höhe mit dem Tod herumgezerrt, und konnte nicht sterben, bis die Gänse sie todt getreten, oder ein Christ kam, der sie mit Waffen todt schlug. Sobald sie seine Schritte hört, und er so nah ist, daß sie ihn sieht, bittet sie ihn, wenn er ein Christ sey, möge er sie mit der Keule, die an ihrer Seite da stehe, todtschlagen. Der Schneider will nicht, bis sie ihm sagt, er werde unter ihrem Haupt ein Tuch finden, welches, wie er es wünsche, auf ein paar Worte, voll der köstlichsten Speisen stehe; da giebt er ihr einen Schlag auf den Hirnschädel, sucht und findet das Tuch, packt es gleich in seinen Bündel, und macht sich auf den Heimweg. Ein Reuter begegnet ihm und bittet ihn um ein Stück Brot, der Schneider sagt: „Ihnen mir deine Waffen aus, so will ich mit dir theilen," der Reuter, der doch Pulver und Blei im Krieg verschossen, thut das gern, der Schneider breitet sein

Tuch aus, und tractirt den hungrigen Kriegsmann. Diesem gefällt das Tuch, und er bietet dem Schneider dafür seine wunderbare Patrontasche zum Tausch, wenn man auf die eine Seite klopft, kommen hunderttausend Mann zu Fuß und Pferd heraus, klopft man auf die andere, aller Art Musikanten. Der Schneider willigt ein, aber nachdem er die Patrontasche hat, beordert er zehn Mann zu Pferd, die müssen dem Reuter nachjagen und ihm das Tuch wieder abnehmen. Der Schneider kommt nun nach Haus; seine Frau wundert sich, daß er so wenig auf der Wanderschaft gewonnen. Er geht zu seinen ehemaligen Cammeraden, die unterstützen ihn reichlich, daß er eine Zeitlang davon mit Frau und Kind leben könne. Er aber ladet sie darauf zum Mittagsessen, sie mögten nicht stolz seyn, und ihn nicht verschmähen, sie machen ihm Vorwürfe, daß er alles auf einmal verschlemmen wolle, doch versprechen sie zu kommen. Wie sie sich zur bestimmten Zeit einfinden, ist nur die Frau zu Haus, die gar nichts von den Gästen weiß und fürchtet, ihr Mann sey im Kopf verwirrt. Endlich kommt der Schneider auch, heißt die Frau die Stube eilig rein machen, grüßt seine Gäste und entschuldigt sich, sie hätten es zu Haus besser, er habe nur sehen wollen, ob sie nicht stolz durch ihren Reichthum geworden. Sie setzen sich zu Tisch, aber es kommt keine Schüssel zum Vorschein, da breitet der Schneider sein Tuch aus, spricht seine Worte, und im Augenblick steht alles voll der kostbarsten Speisen. Ha! ha! denken die andern, ists so gemeint, du bist nicht so lahm, als du hinkst, und versichern ihm Liebe und Brüderschaft bis in den Tod. Der Wirth sagt, das sey gar nicht nöthig zu versichern, dabei schlägt er der Patrontasche auf eine Seite, alsbald kommen Spielleute und machen Musik, daß es eine Art hat. Dann klopft er auf die andere Seite, kommandirt Artillerie und hunderttausend Soldaten, die werfen einen Wall auf und führen Geschütz darauf, und so eh die drei Schneider trinken, feuern die Konstabeler ab. Der Fürst wohnte 4 Meilen davon und hört den

Donner, also meint er die Feinde wären gekommen, und schickt einen Trompeter ab, der bringt die Nachricht zurück, ein Schneider feiere seinen Geburtstag, und mache sich lustig mit seinen guten Freunden. Der Fürst fährt selbst hinaus, der Schneider tractirt ihn auf seinem Tuch; dem Fürst gefällt das, und er bietet dem Schneider Ländereien und reichliches Auskommen dafür, der will aber nicht, sein Tuch ist ihm lieber, da hat er keine Sorge, Müh und Verdruß. Der Fürst faßt sich kurz, nimmt das Tuch mit Gewalt und fährt fort. Der Schneider hängt aber seine Patrontasche um und geht damit an des Fürsten Hof, und bittet um sein Tuch, bekommt aber einen Buckel voll Schläge. Da lauft er auf den Wall des Schlosses, läßt zwanzigtausend Mann aufmarschiren, die müssen ihre Stücke gegen das Schloß richten, und drauf los feuern. Da läßt der Fürst das Tuch herausbringen und demüthig bitten mit dem Feuer einzuhalten. Der Schneider läßt nun seine Mannschaft wieder ins Quartier rücken, geht heim und lebt vergnügt mit den zwei andern Schneidern.

Zur Frau Füchsin. No. 38.

Dies gewiß uralte Märchen, dessen überaus wichtiger Zusammenhang mit dem altfranzösischen, nie gedruckten, roman du renard in unserer bevorstehenden Ausgabe dieses Gedichts abgehandelt werden soll, ist uns so vielmal erzählt worden, daß jede Recension ihre Eigenthümlichkeit hat. Die zwei bedeutendsten Recensionen, wovon die letzte sich noch fast ganz in Reimen erhalten, haben wir mitgetheilt, die meisten Abweichungen laufen dahin aus, daß der alte Fuchs wirklich, oder nur scheintodt (wie im altfranzös. Lied) ist, und daß entweder bloß Füchse, oder auch andere Thiere Freiens vorgeben. Im letzten Fall sind die Fragen der Füchsin oft genauer: wie sieht er denn aus, hat er auch ein roth Käppchen auf? „ach nein, ein weiß Käppchen" (der Wolf) — hat er denn ein roth Camisölchen an? — „nein,

Zu No 39. III.
old as the [illegible] (?) [illegible], von sehr alten Dingen
Dähnert plattd. [illegible] p. 536.
so old as the [illegible] [illegible]
Schütze holst. Idiot. III. 173. 273

ein gelbes" (der Löwe), die Anrede der Katze im Eingang:

Frau Kitze, Frau Katze,
schön Feuerchen hatse,
schön Fleischchen bratse:
was macht die Frau Fuchs.

Auch: was macht sie da, mein Kätzchen?
„sitze da, wärme mir das Tätzchen.

Nachher: da lief das kleine Kätzelein,
mit seinem krummen Schwänzelein,
die Treppe hoch hinauf.
„Frau Füchsin, ist sich drunten ein schönes Thier
gestaltet wie ein schöner Hirsch vor mir."

Ach nein, sagt Frau Füchsin, und hält dem alten Herrn einen Lobspruch, worin sie seine mancherlei Tugenden erwähnt. Nach dem die verschiedenen Thiere sind, wird immer etwas anderes vom Fuchs gelobt.

Zum Herrn Gevatter. No. 42.

Dieses und das folgende Märchen haben in der Hauptsache, große Aehnlichkeit. Der Umstand mit den Hexenhörnern leitet auch ein anderes Märchen folgendergestalt ein: eine Hexe hatte ein junges Mädchen bei sich, und vertraute ihm alle Schlüssel an, verbot ihm jedoch eine Stube (wie im Blaubart). Allein aus Neugier machte es eines Tags die Thüre auf, da sah es die Hexe sitzen, mit zwei großen, großen Hörnern auf dem Kopf. Die Hexe wird wüthend und schließt es in einen hohen, hohen Thurm gefangen ein, woran keine Thüre war, wenn sie ihm nun zu Essen bringt, so muß es seine langen Haare aus dem Fenster herunterlassen, woran die Hexe hinaufsteigt, denn die Haare waren 20 Ellen lang, (so geht es in das Rapunzelmärchen über.)

Zu dem Schneider Daumerling. No. 45.

Verwandt scheint damit ein dänisches kleines Volksbuch, welches Nyerup, Iris und Hebe 1796. Juli S. 88 anführt, der Titel lautet:

Svend Tömmling ꝛc. (ein Mensch nicht größer als ein Daumen, der sich verheirathen will mit einer Frau drei Ehlen und drei Quartier hoch; kommt auf die Welt mit Hut und Degen an der Seite; treibt den Pflug, wird von einem Gutsbesitzer gefangen, der ihn in seiner Schnupftabacksdose verwahrt, er hüpft heraus und fällt auf ein Ferkel, und das wird sein Reitpferd.)

Zum Machandelboom. No. 47.

Machandel ist Wachholder (nicht Mandel), Marleenken Mariandchen, Marie Annchen. Dieses wunderschöne Märchen ist uns von Runge mitgetheilt worden. Die Geschichte wird auch in hiesigen Gegenden häufig, selten aber so vollständig erzählt, so daß sich etwa nur noch hinzusetzen ließe, daß das Schwesterchen die Knochen an einem rothseidenen Faden zusammenreiht. Der Vers lautet:

meine Mutter kocht mich,
mein Vater aß mich,
Schwesterchen unterm Tische saß,
die Knöchlein all all auflas,
warf sie übern Birnbaum hinaus,
da ward ein Vögelein draus,
das singet Tag und Nacht.

In einer Stelle von Göthes Faust S. 225, wozu unser Märchen den Commentar liefert, und die der Dichter unstreitig aus altem Hörensagen aufnahm, lautet es so:

meine Mutter die Hur,
die mich umgebracht hat,
mein Vater der Schelm,
der mich gessen hat,
mein Schwesterlein klein
hub auf die Bein,
an einem kühlen Ort,
da ward ich ein schönes Waldvögelein,
fliege fort, fliege fort!

Die böse Stiefmutter, wovon ein altes Sprichwort (Stiefmutter, Teufels Unterfutter) ver-

(Scott. nursery tale) the spirit of a child in the form of a bird whistle the following verse to its father: Pew wew pew wew my minny me slew — Leyden v. pew.

weiß an gar viel andere Mährchen, der Eingang vom in Fingerſchneiden an Sneewittchen, und an eine merkwürdige Stelle im altdeutſchen Gedicht Parcifal, worüber mit Zuziehung vieler anderer Parallelſagen nächſtens ein umſtändlicher Commentar gegeben werden ſoll. — Das Sammeln der zerſtreuten Knochen iſt in den Mythen von Oſiris, Orpheus, und der Legende von Adalbert. Das Wiederbeleben in vielen andern, z. B. der Negerſage von Nanni, den ſeine Mutter lehrt, das Fleiſch eines jungen Huhns zu eſſen und die Federn und Beine wieder zuſammen zu ſetzen. So ſammelt Thor die Knochen der gegeſſenen Ziegen und belebt ſie rüttelnd. (ſ. auch von Arnliot in der Heimskringla und manche andere Sage, die hier anzuführen zu umſtändlich wäre.

Zum alten Sultan. No. 48.

Das eigentliche Verhältniß dieſes und aller andern Märchen der vorliegenden Sammlung, worin Thiere auftreten, zur großen Thierfabel überhaupt, ſoll anderswo genau unterſucht werden.

Zu den ſechs Schwänen. No. 49.

in der braunſchweiger Sammlung S. 349—379. von ſieben Schwänen, in ſchlechter Weitläuftigkeit erzählt, aber mit einigen guten Varianten; ſie ſoll ſieben Jahr ſtumm ſeyn, in jedem Jahr ein Mannshemd fertig nähen, und keine Thränen die ganze Zeit über weinen. Allein beim dritten Kind, das ihr weggenommen wird, vergießt ſie eine Thräne, und bei der Erlöſung fehlt dem letzten Bruder ein Aug. — Dieſes ſchöne Mährchen deutet überall auf ein hohes Alterthum, das im hohlen Baum-ſitzen des ſtummen Mädchens auch in No 3. Die ſieben fertigen Menſchenhemder ſcheinen mit den ſieben Schwanenhemdern zuſammen zu hängen, über dieſe werden wir bei der Volundarquida ausführlich ſeyn. Die Sage von dem Schwanenſchiff auf dem Rhein (Parcifal, Lohengrin) in Verbindung mit dem altfranzöſ.

chevalier au cigne ſchließt ſich wiederum an, und auch hier bleibt der letzte Schwan unerlöſt, weil das Gold von ſeinen Schwanenring ſchon verarbeitet war.

Zu Dornröschen. No. 50. *

Perraults belle au bois dormant, mit unſerm Märchen No. 82 verbunden. Die Jungfrau, die im Schloß mit Dornenwall umgeben ſchläft, bis ſie der Königsſohn erlöſt, iſt mit der ſchlafenden Brynhild, die ein Flammenwall umgiebt, durch den Sigurd dringt, inſofern identiſch. — Man hat eine Blume, die Gretel im Buſch heißt, weil ſie ganz von feinem, krauſem Laub eingehüllt iſt, auch Gretel in der Staude, ſchwed. Jungfru i det grönа, engl. the devil in a bush. (Nigella damascena). — Der Eingang mit der gefährlichen Spindel iſt wie im Pentameron III, 3. mit einem gefährlichen Knochen.

Zum Fundevogel. No. 51.

Die Köchin iſt wohl anderwärts die böſe Frau des Förſters. Die Fragen und Antworten an die Knechte, werden auch anders geſtellt, z. B. ihr hättet die Roſe nur ſollen abbrechen, der Stock wäre ſchon nachgekommen. Dieſer Theil des Märchens hat mit einem der folgenden (No. 70) große Aehnlichkeit.

Zum König Droſſelbart. No. 52.

ſonſt auch Bröſelbart, weil die Brotbröſeln vom Eſſen in ſeinem Bart hängen blieben. Auch macht die Königstochter bekannt: ſie wolle dem ihre Hand allein geben, der rathen könne, von welchem Thier und welcher Gattung eine ohne Kopf und Füße ausgeſpannte Haut wäre. Sie war aber von einer Wölfin. Bröſelbart aber erfährt das Geheimniß, räth mit Fleiß fehl und kommt dann verkleidet als Bettler wieder, um recht zu rathen. — Im Pentamerone IV. 10. la superbia castigata, wo vieles anders iſt.

Zu Sneewittchen. No. 53.

Dies Märchen gehört zu den bekanntesten, doch wird in Gegenden, wo bestimmt hochdeutsch herrscht, der plattdeutsche Namen beibehalten, oder auch verdorben in Schliwitchen. Im Eingang fällt es mit dem Märchen vom Machandelbaum zusammen, noch näher in einer andern Recension, wo sich die Königin, indem sie mit dem König auf einem Jagdschlitten fährt, einen Apfel schält und dabei in den Finger schneidet. Noch ein anderer Eingang ist folgender: Ein Graf und eine Gräfin fuhren an drei Haufen weißem Schnee vorbei, da sagte der Graf: „ich wünsche mir ein Mädchen, so weiß als dieser Schnee.“ Bald darauf kamen sie an drei Gruben rothes Bluts, da sprach er wieder: „ich wünsche mir ein Mädchen, so roth an den Wangen, wie dies Blut.“ Endlich flogen drei schwarze Raben vorüber, da wünschte er sich ein Mädchen: „das Haare hat so schwarz, wie diese Raben.“ Als sie noch eine Weile gefahren, begegnete ihnen ein Mädchen, so weiß wie Schnee, so roth wie Blut und so schwarzhaarig, wie die Raben und das war das Sneewittchen. Der Graf ließ es gleich in die Kutsche sitzen und hatte es lieb, die Gräfin aber sah es nicht gern und dachte nur, wie sie es wieder los werden könnte. Endlich ließ sie ihren Handschuh hinausfallen, und befahl dem Sneewittchen ihn wieder zu suchen, in der Zeit aber mußte der Kutscher geschwind fortfahren: nun ist Sneewittchen allein und kommt zu den Zwergen u. s. w. In einer andern Erzählung, ist das bloß abweichend, daß die Königin mit dem Sneewittchen in den Wald fährt, und es bittet ihm von den schönen Rosen, die da stehen, einen Strauß abzubrechen, während es bricht, fährt sie fort und läßt es allein. Endlich kennen wir noch eine dritte Recension: Ein König verliert seine Gemahlin, mit der er eine einzige Tochter Sneewittchen hat und nimmt eine andere, mit der er drei Töchter bekommt. Diese haßt das Stiefkind, auch wegen seiner wunderbaren Schönheit, und un-

unterdrückt es, wo sie kann. Im Wald in einer Höhle wohnen sieben Zwerge, die tödten jedes Mädchen, das sich ihnen naht. Das weiß die Königin, und weil sie Sneewittchen nicht geradezu tödten will, hofft sie es dadurch los zu werden, daß sie es hinaus vor die Höhle führt und zu ihm sagt: „geh da hinein und wart bis ich wieder komme. Dann geht sie fort, Sneewittchen aber getrost in die Höhle. Die Zwerge kommen und wollen es anfangs tödten, weil es aber so schön ist, lassen sie es leben und sagen, es solle ihnen dafür den Haushalt führen. Sneewittchen hatte aber einen Hund, der hieß Spiegel, wie es nun fort ist, liegt der traurig im Schloß, die Königin fragt ihn:

„Spiegel unter der Bank,
sieh in dieses Land, sieh in jenes Land:
wer ist die schönste in Engelland?“

Der Hund antwortet: „Sneewittchen ist schöner bei seinen sieben Zwergen, als die Frau Königin mit ihren drei Töchtern.“ Da sieht sie, daß es noch lebt und macht einen giftigen Schnürriemen. Damit geht sie zur Höhle, ruft Sneewittchen, es solle ihr aufmachen. Sneewittchen will nicht, weil die sieben Zwerge ihm streng verboten, keinen Menschen hereinzulassen, auch seine Stiefmutter nicht, die es habe verderben wollen. Sie sagt aber zu Sneewittchen, sie habe keine Töchter mehr, ein Ritter habe sie ihr entführt, da wolle sie bei ihm leben und es putzen. Sneewittchen wird mitleidig und läßt sie herein, da schnürt sie es mit dem giftigen Schnürriemen, daß es todt zur Erde fällt, und geht fort. Die sieben Zwerge aber kommen, nehmen ein Messer und schneiden den Schnürriemen entzwei, da ist es wieder lebendig. Die Königin fragt nun den Spiegel unter der Bank, der giebt ihr dieselbe Antwort. Da macht sie ein giftiges Kopfband, geht mit dem hinaus und redet zu Sneewittchen so beweglich, daß es sie noch einmal einläßt: sie bindet ihm das Kopfband um, und es fällt todt nieder. Aber die sieben Zwerge sehen, was geschehen ist, schneiden das Kopfband ab und es hat das Leben wieder. Zum drittenmal fragt

die Königin den Hund, und erhält dieselbe Antwort. Sie geht nun mit einem giftigen Apfel hinaus, und so sehr Sneewittchen von den Zwergen gewarnt ist, wird es doch von ihren Klagen gerührt, macht auf und ißt von dem Apfel, da ist es todt, und wie die Zwerge kommen, können sie nicht helfen, und der Spiegel unter der Bank sagt der Königin sie sey die schönste. Die sieben Zwerge aber machen einen silbernen Sarg, legen das Sneewittchen hinein und setzen es auf einen Baum vor ihrer Höhle. Ein Prinz kommt vorbei und bittet die Zwerge, ihm den Sarg zu geben, nimmt ihn mit und daheim läßt er es auf ein Bett legen und putzen, als wär es lebendig, und liebt es über alle Maßen, ein Diener muß ihm auch beständig aufwarten. Der wird einmal bös darüber: „da soll man dem todten Mädchen thun, als wenn es lebte!“ giebt ihm einen Schlag in den Rücken, da fährt der Apfelbissen aus dem Mund, und Sneewittchen ist wieder lebendig.

marin 19 Octb. 1812.

Zu Hans Dumm. No. 54.

Ausführlicher in Pentamerone I, 3. und bei Straparola auch recht gut III, 1.

Zum Rumpelstiltzchen. No. 55.

Schon Fischart kann das Alter dieses Märchens bezeugen, im Gargantua, wo die Spiele verzeichnet werden, steht unter Num. 363. ein Spiel: „Rumpele stilt oder der Poppart.“ Man sagt auch Rumpenstinchen. Die Erzählung selbst wird auch folgendermaßen anders angefangen: einem kleinen Mädchen dem wurde eine Kanne Flachs gegeben, daraus sollte es Fäden spinnen, aber was es spann, war immer Goldfaden und kein einziger Faden Flachs konnte aus ihrem Mädchen kommen. Da wurde es traurig, setzte sich aufs Dach und spann und spann drei Tage lang, aber immer nichts als Gold. Da kam ein klein Männchen gegangen: ich will dir helfen aus aller deiner Noth, ein junger Königssohn soll da vorbei kommen,

und dich heirathen, aber du mußt mir dein erstes Kind versprechen ꝛc. Auch wird das Männchen anders entdeckt. Eine Magd der Königin geht Nachts hinaus in den Wald, da sieht sie es auf einem Kochlöffel um ein groß Feuer herum reiten ꝛc. Zuletzt steigt auch das Männchen auf dem Kochlöffel zum Fenster hinaus.

In vielen deutschen Märchen kommen Müller und Müllerstöchter vor (s. No. 31.), das gegenwärtige erinnert aber ganz sonderlich an die norddischen Fenia und Menia, die alles, was man haben wollte, mahlen konnten, und die der König Frode Frieden und Gold mahlen ließ. — Das Absodern der Kinder greift in sehr viele Mythen ein.

Zu dem Liebsten Roland. No. 56.

Nach einer andern Erzählung, stecken die zwei bei ihrer Flucht eine Bohne in einen Kuchen, der eben auf dem Heerd liegt und backen soll, als die Stiefmutter aufwacht und ihre Tochter ruft, antworten die Bohne für diese auf jede Frage, und sagt sie sey in der Küche und koche: so lange aber nur, als der Kuchen noch backt, als er gar ist, schweigt sie still, da ist ihre Kraft vorbei, und über das Stillschweigen wird die Mutter aufmerksam, und findet dann ihre todte Tochter.

In den Zaubereien bei der Flucht vor der Stiefmutter, kommt dieß Märchen mit dem vom Fundevogel und Okerlo zusammen; die letzte Verwandlung, wo die Stiefmutter durch Tanzen in einer Dornhecke umkommt, erinnert an das bekannte Fabliau, welches Dame Siche auch dramatisch behandelt hat, wo sich ein Verurtheilter auf diese Art vom Tod rettet.

Zum goldnen Vogel. No. 57.

No. 63, I. von der weißen Taube hat denselben Eingang, doch wird es auch sehr häufig und wie es scheint, wo nicht besser, doch älter mit folgendem erzählt: ein König war krank, oder nach andern blind geworden, und nichts in der Welt ver-

mochte ihn zu heilen, bis er einſtmals hörte (oder es ihm träumte), daß weit davon der Vogel Phönix wäre, durch deſſen Pfeifen (oder Geſang) er allein geneſen könne. Nun machen ſich die Söhne nach einander auf, und nur in der Menge der verſchiedenen Aufgaben, die der dritte Sohn zu beſtehen hat, weichen die verſchiedenen Recenſionen ab. Das nothwendige Pfeifen des Phönix iſt hier allerdings beſſer begründet. Einmal wird auch erzählt, daß der Fuchs, nachdem er den Schuß zuletzt empfangen, ganz verſchwindet und nicht zu einem Menſchen wird. Das Stürzen in den Brunnen (wofür auch ein Steinbruch vorkommt) iſt mit der Sage von Joſeph, der ja auch ſonſt ſelbſt der Phönix, (d. h. der Goldvogel) iſt, die Befreiung daraus durch den Fuchs mit der von Ariſtomenes (nach Pauſanias), von Sindbad (nach 1001 Nacht), und Gog und Magog (nach Mandeville) merkwürdig verwandt. —

In den Kindermärchen aus mündlichen Erzählungen geſammelt, Erfurt bei Keyſer 1787. wird unſer Märchen S. 94—150. in falſchem Ton erzählt; im Norden iſt es aber ſchon früh bekannt geweſen, und ohne Zweifel auch in andern Theilen Europas.

Peringſkiold in ſeinem für Hickes gemachten Catalog p. 315. führt die Saga af Artus Fagra an, und beſchreibt ihren Inhalt folgendermaßen: hist. de tribus fratribus Carolo, Vilhialmo atque Arturo, cogn. fagra, regis angliae filiis, qui ad inquirendum Phonicem, ut ea curaretur morbus immedicabilis patris illorum, in ultimas usque Indiae oras missi sunt. (Vielleicht iſt auch in einem angelſächſ. Codex, den Wanley p. 281. angiebt: Liber VI. septem constans capitulis, descriptionem tractat felicissimae cujusdam regionis orientalis et de Phonice, quae ibi invenitur, etwas davon berührt). Eine ſpätere däniſche Bearbeitung in ſechszeiligen Strophen iſt zum Volksbuch geworden, aber ohne poetiſchen Werth. Nyerup handelt davon unter Num. 15. Von dem daſelbſt angeführten Titel iſt eine vor uns liegende Ausgabe etwas abwei-

chend, und der Uebersetzung aus dem Holländischen, die wohl nur ein Vorgeben ist, wird nicht gedacht. (En meget märkvärdig Historie om Kong Edvard af Engelland, der faldt i en svär Sygdom, men helbrededes ved en viis Qvindes Raad, og det ene ved hans yngste Söns Prins Atti (Arti) Omhed og Mod, der havde sin Fader saa kjer, at han foretog en Rejse til Dronningen af Arabien, tilvendte sig ved List hendes Klenodier, bortförde Dronningens dyrebare Fugl Phönix, og sik til Slutning . . . Dronningen selv tilägte.) Die Söhne heißen auch hier Carl, Wilhelm und Artus, vom hülfreichen Fuchs kommt nichts vor, und fast in allem ist die deutsche Volkserzählung weit vorzüglicher.

Zu dem treuen Gevatter Sperling. No. 58.

Ueber den Zusammenhang dieses Märchens mit dem Gedicht von Reinhart Fuchs. S. Schlegels deutsches Museum 1812. Maiheft.

Zu Prinz Schwan. No. 59.

Aehnlich damit das Märchen von den drei Gürteln in der Braunschw. Samml. S. 122—150. Die Königin erhält von einer Fee, der sie als einer alten bösen Hexe unermüdlich Beistand geleistet, drei Gürtel, so lang die nicht entzwei gingen, könne sie an die Liebe und Treue ihres abwesenden Gemahls glauben. Als zwei davon geplatzt sind, verkleidet sie sich in eine Pilgerin und zieht ihm nach. In einem großen Wald, durch den sie geht, fallen ihr nach einander drei goldne Nüsse vor die Füße, die sie aufhebt und mitnimmt. Sie kommt zu einem Müller, der sie für seine Base ausgeben will, und ihr einen andern Namen giebt. Hier findet sie der König, und ohne sie wiederzuerkennen, verliebt er sich in sie. Sie zeigt sich ihm geneigt, wie er sie aber umarmen will, platzt der dritte Gürtel, sie erschrickt und bittet ihn die Hausthüre zuzumachen, deren Schlagen sie nicht hören könne. Wie er aber eine zu-

macht, springt eine andere wieder auf und so fort, daß er die ganze Nacht nichts zu thun hat, als Thüren zuzumachen. Der König ist dadurch gekränkt, kommt nicht wieder, und will sich mit der Prinzeßin, die seine Braut ist, vermählen. Die Königin macht ihre erste Goldnuß auf, da ist das prächtigste Nähzeug und Nähkästchen darin, damit geht sie zum Schloß, setzt sich den Fenstern der Prinzeßin gegenüber und näht. Die Prinzeßin sieht sie und trägt großen Gefallen an dem Nähzeug, sie tauscht es für das Recht ein, die erste Nacht bei dem König zubringen zu dürfen. Am andern Tag öffnet diese die zweite Nuß, findet eine köstliche Spindel darin, spinnt damit vor der Prinzeßin und vertauscht sie für die zweite Nacht, endlich auch das Geschmeide, welches die dritte Nuß in sich faßte, für die dritte Nacht. Wie der Hochzeittag nun vorbei ist, wird die Königin zum König geführt, da entdeckt sie sich als seine Gemahlin; am dritten Morgen beruft er einen Rath und legt die Frage von dem Schlüßel vor, den er zu einem goldnen Vorlegeschloß verloren, und wiedergefunden, ob er den alten oder den neuen gebrauchen solle. Die Prinzeßin entscheidet selber für den alten und demnach für ihre Trennung.

Zu dem Goldei. No. 60.

In der Erfurter Sammlung S. 1—31. aber schlecht erzählt: der Vogel, der jeden Morgen ein Goldei legt entfliegt dem Prinzen Gumild, ein Bauer fängt ihn und von diesem bekommt ihn ein Goldschmidt, der auf den Flügeln liest: „wer meinen Kopf ißt unter deßen Kopfkißen werden täglich tausend Ducaten liegen; wer mein Herz ißt, wird König in Akindilla werden," und ihn darum dem Pukas, seinem Schwestersohn zum Braten giebt: dieser ißt unschuldig beides und entflieht dann bei den Drohungen des zornigen Goldschmidts, der sich getäuscht sieht. Indeß geht der Ausspruch in Erfüllung; hineingezogen ist die dem Fortunat ähnliche Sage von den zweierlei

der böse Schmied, den [illegible] Vogel, und das [illegible] des Vogels ([illegible]) [illegible]
ist hier ganz den Fabel[illegible] [illegible].

Aepfeln, wovon einer alt und häßlich, der andere wieder jung und gesund macht und wodurch die treulose Gemahlin bestraft und gebessert wird.

Zu dem Schneider der bald reich wurde. No. 61.

Nach einer andern Erzählung heißt der Mann Herr Hände, den die Bauern wegen seiner Klugheit hängen. Sie schlagen ihn aus Neid in den Backofen ein, er trägt aber den Schutt in einem Sack zu einer vornehmen Dame und bittet sie, den Sack ihm aufzuheben, es sey Gewürz, Zimmet, Nägelein und Pfeffer darin. Er kommt dann wieder, ihn abzuholen und verführt ein großes Geschrei, sie habe ihn bestohlen, wodurch er ihr 200 Thaler abzwingt. Die Bauern sehen ihn das Geld zählen und fragen, woher er das habe, er sagt von dem Backofenschutt, da schlagen die Bauern all ihre Backöfen ein, tragen den Schutt in die Stadt, kommen aber übel an. Die Bauern wollen ihn aus Rache tödten, er zieht aber seiner Mutter Kleider an, dadurch entgeht er ihnen und seine Mutter wird todt geschlagen. Diese rollt er in einem Faß zu einem Doctor, läßt sie dort ein wenig stehen, kommt wieder und giebt ihm dann Schuld er habe sie getödtet, so erpreßt er von dem Doctor eine Summe Gelds. Er sagt den Bauern, er habe sie für seine todte Mutter bekommen, nun schlagen diese auch ihre Mutter todt. Darauf die Begebenheit mit einem Schäfer, der für ihn sich in die Tonne legt, erjagt und dem die andern Bauern alle nachspringen.

In dem Märchen vom Bauer Kibitz, welches Büsching S. 256 mittheilt, sind wieder einige Züge verschieden. Kibitz läßt seine Frau von den Bauern todt schlagen, und setzt sie dann mit einem Korb voll Früchte an ein Geländer, wo sie ein Bedienter, dem sie keine Antwort giebt, als er für seine Herrschaft bei ihr einkaufen soll, ins Wasser stürzt; dafür erhält Kibitz den Wagen, worin diese gefahren mit allem Zubehör. — Das Geldererpressen durch bloßes Lärmen gehört auch zu den Listen des Gonella (bei Flögel Geich. der Hofnarren S.

Skarpafico
Zeitg für d. Welt
1813 70.71.

509). — Den Betrug mit dem Schäfer hat Straparola I. 3. in der Erzählung vom Messire Scrapasique. — In dem zu Erfurt 1794. gedruckten Volksbuch: Rutschki oder die Bürger zu Quarkenquatsch sind verschiedene Züge aus diesem Märchen benutzt, das Erkaufen des alten Kastens, worin der Liebhaber steckt, durch die Kuhhaut (S. 10.), das Ausstellen der todten Frau: Rutschki gibt ihr Butter in den Schooß und setzt sie auf den Brunnenrand, der Apotheker der ihr abkaufen will, aber keine Antwort bekommt, rüttelt sie und stürzt sie hinunter, und muß dem Rutschki tausend Thaler bezahlen (S. 18. 19.). Der Betrug an dem Schäfer zuletzt, ist wieder ganz verschieden: Rutschki ist zum Tod verurtheilt, und wird in einen Kleiderschrank eingeriegelt, hinaus zu dem Teich getragen, weil er aber zugefroren ist, lassen sie ihn darauf stehen, und wollen erst Aexte holen, um ein Loch ins Eis zu hauen. Wie sie fort sind, hört Rutschki einen Viehhändler vorbei ziehen und ruft: „ich trinke keinen Wein! ich trinke keinen Wein! mich durstet nicht!" der Viehhändler fragt, was er vorhabe, Rutschki läßt sich aufriegeln und erzählt, er sey zum Burgemeister erwählt, das Amt nähm er gern, denn es sey wenig Arbeit und 500 Thl. Besoldung dabei; dagegen die Sitte, daß jeder Burgemeister beim Antritt seines Amts einen Becher mit Burgunder austrinke, wolle er durchaus nicht mitmachen, er trinke keinen Wein, da hätten sie ihn herausgesetzt, daß er Frost und Durst nach einen feurigen Trank bekommen sollte: es helfe ihnen aber alles nichts, er trinke doch nicht. Der Viehhändler trägt einen Tausch gegen seine Heerde an, er legt sich hinein, Rutschki riegelt zu, die Bauern kommen hauen ein Loch und lassen den Schrank hinab. Wie sie zurückkommen begegnet ihnen Rutschki mit dem Vieh und sagt, er habe es auf dem Grund gefunden, da sey ein schönes Sommerland. Nun stürzen sie sich alle in das Wasser (S. 22. 23.). — Uebrigens sind die allezeit betrogenen Bauern offenbar mit den Eulenbürgern verwandt.

Zu dem Blaubart. No. 62.

Perraults la barbe bleue gehört zu seinen am besten erzählten Märchen; ein schwedisches fliegendes Blatt: Bläskägget, Fahlun 1810. ist bloß eine Uebersetzung davon. Die französische Sage kennt noch eine Schwester der Frau, Anne, als jene sterben soll, gewährt ihr der Blaubart eine halbe Viertelstunde, da schickt sie die Anne auf den Thurm läßt sie nach den Brüdern sehen und ruft ihr von Zeit zu Zeit in ihrer Angst zu: „Anne, ma sœur Anne, ne vois tu rien venir?“ noch ganz volksmäßig erscheinen die Antworten derselben,

„Je ne vois que le soleil, qui poudroie,
„et l'herbe, qui verdoie.“

In der deutschen Erzählung, wenigstens wie wir sie gehört haben, fehlt dies gänzlich; dagegen kommt der Zug vor, daß die Geängstigte den Blutschlüssel in das Heu legt, weil es wirklich Volksglauben ist, das Heu ziehe Blut aus. — Ein deutsches Volkslied (Wunderhorn I, 274. und Herder Volkslieder I, 79) am schönsten neulich in Gräters Idunna nach dem breslauischen Volksgesang mitgetheilt, enthält im Grund dieselbe Sage, doch sehr abweichend und ohne des blauen Barts Erwähnung zu thun, von Ulrich und Aennchen. Eben so der Fischervogel (No. 46.) auch wieder recht eigenthümlich und gut, und das holländische Mordschloß (No. 73). Tiecks Bearbeitung ist bekannt. In Hamburg sagt man von einem Starkbärtigen, er sei ein Blaubart (Schütze holst. Idiot. I, 112.), daßelbe gilt von dem ehemaligen Hessen: hier in Cassel ist ein verwachsener, halb alberner und toller Handwerksbursch unter dem Namen bekannt genug. — Endlich haben ihre unverkennbare Aehnlichkeit mit der Sage: das schottische Lied von Cospatrik, der König Porc bei Straparola und der Eingang der 1001. Nacht, wo der Sultan auch seine Weiber nach der ersten Nacht tödtet.

Zu den Goldkindern. No. 63.

Damit stimmt überein No. 74. Dem Johan

nes Wassersprung und Caspar-Wassersprung, und dann auch im Pentamerone lo mercante I, 7. und la cerva fatata I, 9. In den beiden deutschen Erzählungen scheint hin und wieder eine Lücke zu seyn, wenigstens müßten in No. 74. die so eigen erworbenen Thiere sich thätiger beweisen, oder so daß einmal bloß von ihnen nach der Reihe die Hülfe käme. In demselben Märchen bei Straparola Th. 2, S. 290. von Cesarin erwecken sie ihren Herrn auch wieder vom Tod.

Zu dem Dummling. No. 64.

I. Die weiße Taube hat im Eingang Aehnlichkeit mit dem goldenen Vogel. No. 57.

II. Die Bienenkönigin hat offenbar viel Uebereinstimmung in den Motiven mit dem Mährchen von Fir und Fertig (No. 16). III. Die drei Federn. Hier finden sich häufig kleine Abweichungen in andern Recensionen, besonders in den Aufgaben. Der Vater gibt jedem der drei Söhne einen Apfel, wer den seinen am weitesten wegwirft, soll das Reich erben. Der des jüngsten fliegt am weitesten, weil der aber gar zu dumm ist, will der Vater ihm das Recht nicht lassen und verlangt zwanzig Steigen Leinwand in einer Nußschale, der älteste reist nach Holland, der zweite nach Schlesien, wo feine Leinewand seyn soll, der dritte, der Dumme, geht in den Wald, da fällt eine Nußschale von einem Baum, worin das Linnen steckt. Darnach verlangt er einen Hund, der durch seinen Trauring springen kann, dann drei Zahlen Garn, die durch ein Nadelöhr gehen: alles bringt der Dummling. Nach einer andern Erzählung soll der des Königs Gut erben, der den schönsten Geruch mitbringt, der Dumme kommt vor ein Haus, da sitzt die Katz vor der Thür und fragt: „was bist du so traurig?“ — „Ach! du kannst mir doch nicht helfen!“ — „Nun hör einer! sag nur was dir fehlt.“ Die Katz verschafft ihm dann den besten Geruch. Wiederum ist die Einleitung mannichfach: der Vater jagt den dummen Hans fort, weil er gar zu dumm ist, da geht er an des Meeres Gestade, setzt

ſich hin und weint: da kommt die Krote, die eine verzauberte ſchöne Jungfrau iſt, mit der ſpringt er auf ihr Scheiß ins Waſſer und ringt mit ihr und erwirbt ſich das Reich, indem ſie ihre menſchliche Geſtalt dadurch wieder gewinnt. — In der braunſchweiger Sammlung ſteht das Märchen S. 271—286. wieder mit andern Aufgaben 1) der Kahn zu dem kein Spänchen gehauen, den ein Greis ihm giebt, weil er ihn gelabt. 2) Die kleinſte, feinſte Webeleinwand. Dieſe giebt ihm eine kluge Katze in einer Nuß, als dieſe aufgemacht wird, liegt eine noch kleinere darin, in dieſer endlich ein Gerſtenkern, und dieſes enthält erſt das Gewebe. 3) Die ſchönſte Braut, in die ſich die Katze verwandelt.

Zu Allerlei-Rauh. No. 65.

Iſt die peau d'ane des Perrault, aber vollſtändiger und beſſer. Die Prinzeſſin Mäuſehaut No. 71. iſt dieſelbe mythiſche Perſon, aber die Sage bis auf einiges ganz verſchieden. Nach einer andern Recenſion wird Allerlei-Rauh von ihrer Stiefmutter vertrieben, weil ihr ein fremder Prinz einen Ring zum Liebeszeichen und nicht ihrer eigenen Tochter geſchenkt hatte. Sie kommt hernach an ihres Geliebten Hof als Schuhputzerin, und wird entdeckt, indem ſie den Trauring unter das Weißbrod legt. — Einige Aehnlichkeit hat das Märchen mit dem Aſchenputtel No. 21.

Zum Hurleburlebutz. No. 66.

Aehnlichkeit damit hat ein Märchen in der Braunſchweiger Sammlung S. 322—48. Eine Prinzeſſin iſt ſo ſtolz auf ihre Schönheit und wird ganz übermüthig, daß ſie alle Freier verſpottet, und als Thiere abmahlen läßt, auch alle Wünſche erfüllt haben will. Einmal träumt ſie von dem ſingenden, klingenden Bäumchen, und ihr Vater muß ausziehen und es ſuchen. Er findet es glücklich, wie er es aber ausreißt, ſpringt ein fürchterlicher Löwe aus der Erde, dem muß er dafür das

angeloben, was ihm zuerst zu Haus begegnen wird. Das ist nun die stolze Prinzessin, die das singende, klingende Bäumchen kommen hörte. Der König erschrickt und sagt, daß sie einem Löwen jetzt zugefallen sey, aber sie bekümmert sich nicht darum, läßt die Tochter einer Wäscherin mit ihren Kleidern anthun und an ihren Platz setzen. Nach drei Tagen kommt der Löwe: „setz dich auf meinen Rücken,“ spricht er, und trägt sie in den Wald. Das Mädchen weint, wie es eine Quelle sieht: „wer wird meiner Mutter jetzt waschen helfen!“ Der Löwe merkt den Betrug, trägt sie zurück und kommt nach drei Tagen wieder, da sitzt eines Hirten Tochter in den Kleidern der Prinzessin, „setz dich auf meinen Rücken,“ sagt der Löwe und trägt sie hinaus. Wie sie auf die bunte Wiese kommen, seufzt das Mädchen: „ach! wer wird den Hans trösten, wenn ich nicht bei ihm hier liegen kann!“ Der Löwe kehrt wieder um, bringt dem König die falsche Braut, droht ihm, und läuft zur Prinzessin, die sich gleich auf seinen Rücken setzen und mit ihm fort muß. Er führt sie in eine Höhle, wo sie an elf Kranken die niedrigsten Arbeiten thun muß und ihre eiternden Wunden heilen. Sie empfindet da Reue über ihren vorigen Hochmuth, heilt dann auch den Löwen, der verwundet wird, und mit dem allem büßt sie ihre Sünden, befindet sich einmal, als sie erwacht, wieder in dem prächtigen Schloß bei ihrem Vater, der Löwe aber ist ein schöner Jüngling geworden, und ihr Bräutigam.

In dem Märchen vom Weißtäubchen in der Erfurtischen Sammlung S. 87 88. wird auch der Zauber gelöst, indem das Mädchen der Taube den Kopf abreißt, und ihn gegen Morgen, den Rumpf gegen Abend wirft.

In einer andern mündlichen Erzählung, fragt der Fuchs immer, das Mädchen, das er forträgt, wie viel Uhr es sey, die Hirtentöchter antworten, zehn Uhr, wenn ich die Heerde sonst zusammengeblasen habe, die Königstochter aber, zehn Uhr, wenn zur Tafel geblasen wird, und nun bin ich hier im Wald und habe nichts zu essen.

Das sich [illegible] auch in einer Localsage [illegible]
Büsching S. 66.

auch beim [illegible] num. 75

Zum König mit dem Löwen. No. 67.

Das Vergessen der ersten Verlobten kehrt auch im Prinz Schwan von der treuen Julian und im Liebsten Roland wieder, ~~auch wohl in Allerlei Rauh~~, aus dem Pentameron gehört mehreres hierher (II, 7. la palomma, wo der Prinz die Filadoro vergißt; III, 3. la viso, wo Renza vergessen wird; III, 9. Rosella), der Grund aber liegt tief in den Sagen.. Wir wollen nur zwei denkwürdige Beispiele angeben: Duschmanta vergißt die Sacontala, und Sigurd die Brynhild.

Zum Sommer- und Wintergarten. No. 68.

Eigentlich die Fabel von der Psyche, noch näher in andern Recensionen, wo die Schwestern bösartig sind, und die jüngste, als sie gekommen ist, sie zu besuchen, mit Gewalt zurückhalten.

In ~~einem Roman, die~~ junge Amerikanerin Ulm 1765. I, 30—231. ist auch dieses Märchen, aber schlecht benutzt. Das Thier ist ein Drache, aus dessen Garten (es ist auch kein Winter) der Vater sich eine Rose bricht und dafür seine Tochter versprechen muß. Die Tochter geht selbst in des Drachen Schloß, der stellt sich dumm und ungeschickt, in der Nacht aber träumt sie von einem schönen Jüngling, und allmählig gewöhnt sie sich an ihn so, daß sie ihn endlich lieb gewinnt. Sie besucht ihre Eltern und kommt zurück durch Hülfe eines Rings, der ein- und auswärts gedreht wird. Endlich gesteht sie ihm in einer Nacht, daß sie ihn lieb habe, da ist er am Morgen ein schöner Jüngling und sein Zauber gelöst. Es entdeckt sich auch, daß sie nicht des Kaufmanns Tochter, sondern von einer Fee untergeschoben ist.

In der Leipziger Sammlung ist es das siebente Märchen (S. 113—130). Die jüngste Tochter bittet den Vater bei seiner Abreise um einen Eichelzweig mit drei Eicheln an einem Stengel. Der Vater verirrt sich in dem Wald, kommt zu einem prächtigen Schloß, das ganz leer steht, wo er aber

alles aufs beſte vorfindet. In der Nacht kommt ein Bär, bringt die drei Eicheln an einen Stengel und verlangt die Tochter, die der Vater endlich bewilligt. Zu Haus werden die Thüren verſchloſſen, der Bär aber kommt doch zweimal um Mitternacht herein und fordert die Braut; in der dritten ſind die Koffer von ſelbſt gepackt und drei Eicheln ſtecken darauf, die Tochter ſelbſt iſt wie eine Braut geputzt, ihr Haar von ſelbſt gekräuſelt und weiß es nicht, der Bär aber ſteht neben ihr, und ſteckt ihr einen Goldring mit einer Bärentatze und drei Eicheln an den Finger. Da fährt ſie mit ihm hinaus, ſieht in der Folge Vater und Schweſtern in einem Spiegel, geht aber nicht heim, und nachdem ſie ein Kind geboren und dies über drei Jahre alt iſt, wird der Zauber gelöſt, und der Bär in einen ſchönen Jüngling verwandelt. Bloß der Anfang iſt gut und ächt, am Ende ſcheint vieles gemacht zu ſeyn.

Zu Jorinde und Joringel. No. 69.

Pfs. II. 87. Aus Heinrich Stillings Jugend I, 104—108.

Zum Oſterlo. No. 70.

Das ital. buorco, das franzöſ. ogre, Popanz. In dieſem Märchen ſind einzelne Züge aus dem Daumerling und Fundevogel. In der Braunſchweiger Sammlung wird es S. 41—72. faſt mit denſelben Umſtänden, nur ſehr weitläufig erzählt. Die Fliehenden laßen einen Roſenſtock daheim, der an ihrer Stelle antwortet; ſie verwandeln ſich nur einmal in einen Pfirſchbaum und eine Biene; ihren Wünſchhut, wenn ſie alle Zaubereien anſtrichen, aber laßen ſie auf dem Gipfel des Baums ſitzen; ſie werden zwar auf dieſe Art nicht von der Verfolgenden erkannt und ſind geſichert, aber der Wind jagt den Wünſchhut herab, ſo daß ſie nicht wieder ihre menſchliche Geſtalt annehmen können. Indeßen wird die Prinzeßin, die den Hut zugeworfen bekommt, durch die Suche der Biene und durch das Blut, das aus

einem abgeriſſenen Blatt tropft, bewegt, ihn wieder darauf zu werfen und beide ſind nun erlöſt.
Vergl. auch No. 56. der liebſte Roland.

Prinzeſſin Mäuſehaut. No. 71.

Iſt bei Perrault das Märchen von der Eſelshaut, wiewohl ſehr abweichend, woran auch die Erweiterung Schuld haben mag, der Eingang ſtimmt dort mit der Geſchichte der ſchönen Helene überein: beſſer iſt, daß der Prinz den Ring in einem Kuchen findet, welchen prau d'ane gebacken hat.

Das Birnli will nit fallen. No. 72.

Mündlich aus der Schweiz. In derſelben Art iſt No. 30 und 80. Auch die Juden haben ein damit zuſammenhängendes Volkslied, welches Wagenſeil (jüd. teutſche Red- und Schreibart Frankf. 1715. 4. S. 108—110.) mittheilt, und in den Kinderliedern S. 44—47. (Wunderhorn III.) abgedruckt iſt.

Ein Zicklein! ein Zicklein!
das hat gekauft das Väterlein
um zwei Schilling Pfenning:
ein Zicklein!
Da kam das Kätzlein und aß das Zicklein,
das hat gekauft u. ſ. w.
da kam das Hündlein und biß das Kätzlein,
da kam das Stecklein und ſchlug das Hündlein,
da kam das Feuerlein und verbrennt das Stecklein,
da kam das Wäſſerlein und verlöſcht das Feuerlein,
da kam der Ochs und trank das Wäſſerlein,
da kam der Schochet (Metzger) und ſchecht den Ochſen,
da kam der Malach Hammoves (Todesengel) und ſchecht den Schochet,
da kam unſer lieber Herr Gott und ſchecht den Malach Hammoves.

Der vorstehende Refrain ist aus einem chaldäischen Osterlied der Juden, welches sich wie auch das bei Wagenseil in Bodenschatzens kirchlicher Verfassung der Juden (II, 2. Sect. 8.) findet.

Herr Gräter theilt dies alles in seiner Alterthumszeitung No. 40. u. 41. 1812. unser Volkslied aber nicht ganz vollständig, mit, auch bemerkt er ein anderes jüdisches, das durch eine etwas ähnliche Manier auf dieses zu deuten scheint, indessen ergiebt sich durch das aus Wagenseil der vermuthete Zusammenhang viel näher. Die mystische Bedeutung eines Leberecht, die dort gleichfalls angeführt wird, ist uns nicht so wahrscheinlich als Herrn Gräter: das Lied scheint die Macht Gottes, als die letzte und größte darstellen zu wollen, nennt man es albern, so sind es die Mythen der Rabbiner, und im Talmud noch mehr. Interessant ist noch die ebendaselbst abgedruckte lateinische Recension des Volkslieds, welche nicht bloß an manche Studentenlieder (in dem bekannten: Laurentia schönste Laurentia mein ꝛc., wachsen die Strophen gleichfalls immer mehr an), sondern an andere Kinderlieder erinnert, worin lateinische Brocken angebracht sind. Viele Rhein- und Mainbewohner gedenken wenigstens noch des Lieds von einem Hund, der in der Küche die Bratwurst frißt und dem der Koch den Schwanz abhaut, worin auch ähnliche Wiederholungen vorkommen.

Zum Mordschloß. No. 75.

eine Art Blaubart, aber mit anderm, auch sonst schon bekanntem Ausgang. Der Reim im Anfang erinnert auch an das Todtenreiterlied. Das Ganze aus dem Holländischen übersetzt, das wir aus dem Munde einer Fräulein aufgeschrieben haben. Hier möge das Original selbst stehen:

't Moord-Castel.

Daar was eens een Schoen-Maker, welke drie Dochters had, op een tyd, als de Schoen-Maker uyt waar, kwaam daar een Heer, welke seer goed gekled was, en welke prachtige Ekipagie hieldt,

zy dat men hem voor ſeer ryk hield, er verliefde zig in een der ſchone Dochters, welke dacht, haar Fortuyn gemaakt te hebben, met zo een ryk Heer, en maakte dus geen Swarigheid, met hem mede te ryen: daar 't Avond wierde, toen zy onder wegts waren, vroeg er aan haar:

't maantje ſchynt zo hel,
myn paardtjes lope zo ſnel,
ſoete liefje rouwt 't u niet? —

Ey, warom ſoud' 't my rouwen? ik ben immers by uw wel bewaard, — daar zy teg eenig Angſt inwendig had, wyl zy in een groot Bos waren, vroeg zy: of zy haaſt daar waren? — „ja, ſegt er, ſien zy dat Ligt daar in de Verre, daar is myn Caſteel;" eindlyk quamen zy dan daar aan, en alles was even fraay.

'S anderen Daags ſeid er tot haar, er moeſt op eenigen Daagen haar verlaten, wyl er Affairen had, die noodtwendig waren, maar ſoude haar alle Sleutels laten, met dat zy 't ganſche Caſteel ſende door zien, van wat Rykdom zy al Meeſter was. Toen er vertrokken was, gink zy boer 't ganſche Huys, en vond alles ſo ſchoon, dat zy er vollig met te vreden was, tot zy eindlyk aan een Kelder quaam, waar een oude Vrouw zat, te Darm ſchrabben. Ey Moedertje, wat doen zy daar? — ik ſchrab Darmen myn Kind, morgen ſchrab ik uwe ook! — waar van zy ze ſchrikte, dat zy de Sleutel, welk in haar Hand was, liet in een Pot met Bloed vallen, welk er niet goed weder af te waſchen was. Nu, ſeid 't oud Wyfje, is uw Dood ſeker, wyl myn Heer nu zien kan, dat gy in dit Verrek geweeſt zyt, waar buyten hem, en ik, geen Menſch mag komen,

(men moet weten, de 2 vorige Suſters zy deze wyze reeds waren omgekomen)

daar er dat moment net een Wagen met Hoey van het Slot weg reed, ſo ſeid de oude Vrouw, dit nog het eenigſte middel was, om 't Leeven te behouden, zig onder dat Hoey te verſteken, en dan ſo weg te ryden, 't welk zy dan ook deed: daar intuſſchen de Heer te Huys kwaam, vroeg er, waar de Mamſel is? O — ſeid de oude

Vrouw, daar ik geen Arbeid meer had, en zy morgen er tog aan moest, heb ik ze maar geslagt, en hier is een Lok van haar Haar, en 't Hart, als ook wat warm Bloed. de rest hebben de Honden al gevreten, en ik schrab de Darmen. De Hees waar asso gerust, dat zy dood waar.

Zy komt intusschen met de Hooywagen op een naby gelegen Slot aan, waar 't Hooy aan verkogt was, en zy met uyt 't Hooy komt, en zy de gansche Saak vertelt, — en versogt wort, daar eenigen Tyd te blyven; na verloop van eenige Tyd nodigt de Heer van dezen adelyk Slot de gansche naby zynde Edelieden op een groot Feest, en veranderen 't Gesigt en Kleding van de vreemde Mamsel, so dat sy niet gekend konde worden, myl ook de Heer van dat Moord-Casteel daar versogt was.

Toen zy alle daar waren, moest een jeder een Vertelsel verhalen, thoen de Reie aan de Mamsel kwaam, vertelde zy bewuste Historie. Waar by 't den zogenaanden Heer Graaf zo benauwd om 't Hert wierd, dat er met Gewalt weg wilde, waar de goede Heer van 't adelyk Huys hadt intusschen gesorgd, dat 't Geregt onsen fraye Heer Graaf in Hegtenis nam, zyn Casteel uyt roeyde en zyn Goederen alle aan de Mamsel toe eigende, welke naderhand mer de Soon des Huyses, waar zy zo good in ontfangen was, trouwde, en Jaaren lang leefde.

Zur Nelke. No. 76.

damit scheint verwandt die Redensart unter dem Volk:

„Wenn mein Schatz ein Nelkenstock wär,
setzt ich ihn vors Fenster, daß ihn jedermann
sah."

Zum Drechsler. No. 77.

nur unvollständig erhalten; schon daß das Mährchen von dem Drechsler abspringt, dem auch wohl das folgende selbst begegnen könnte, ist unrecht.

Es schlägt übrigens in die alten Sagen von hölzernen Flugpferden, Entführungen ꝛc. ein.

Zu dem alten Großvater und dem Enkel. No. 78.

So erzählt es Stilling in seinem Leben II, 8. 9. wie wir es gleichfalls oft gehört, sonst wird auch gesagt, das Kind habe die Scherben von der irdenen Schüssel aufgelesen und sie für seinen Vater aufheben wollen. Ein alter Meistergesang (No. 83. in dem Codex den Arnim besitzt) enthält die Fabel ganz abweichend, und giebt eine Chronik als seine Quelle an: Ein alter König hat seinem Sohn das Reich abgetreten, der ihn aber lebenslang erhalten soll. Der Sohn verheirathet sich, und die junge Königin klagt über das Husten des Alten. Der Sohn läßt den Vater unter die Stiege auf Stroh legen, wo er viele Jahre, nicht besser als die Hunde, leben muß. Der Enkel wird groß, bringt seinem Großvater alle Tage Essen und Trinken, einmal friert dieser und bittet um eine Roßdecke. Der Enkel geht in den Stall, nimmt eine gute Decke, und schneidet sie in Unmuth entzwei; der Vater fragt, warum er das thue? „die eine Hälfte bring ich dem Großvater, die andere heb ich auf, dich einmal damit zu bedecken" (S. Wunderhorn II, 269.) Ein altfranzös. Fabliau (bei Meon 4, S. 479. 485.) weicht davon nur wenig ab: der Sohn verstößt auf Antrieb seiner Frau den alten Vater, der bittet um ein Kleid, das schlägt er ihm ab, dann um eine Pferdedecke, weil das Herz ihm vor Frost zittere. Der Sohn heißt sein Kind mit dem Alten in den Stall gehen und ihm eine geben, der Enkel schneidet sie mitten entzwei, der Großvater verklagt ihn deshalb, der Enkel vertheidigt sich aber bei seinem Vater, er müsse die Hälfte für ihn aufheben, wenn er ihn erst aus dem Haus treibe. Da geht der Sohn in sich und nimmt den Großvater in allen Ehren wieder zu sich. In Paulis Scherz und Ernst. (Dänisch: Lystig Skiem: eg Alvor S. 73.) bittet der Großvater um ein neues Kleid, der

Hans Sachs Gedicht: die halb Roßdeck II. 2. CVI b — CVII b.

Fol. 1535 fol. cap. 42. fol. 77

Vogelweide. 1. 129 a

die jungen stehent alse dar der alten
bettent uns uwer jugent zu gê
swas ir nu tunt, das rechent uwer jungen

Sohn giebt ihm zwei Ehlen Zeug, das alte da mit zu flicken. Darauf kommt der Enkel weinend und will auch so zwei Ehlen Zeug haben, der Vater giebt sie ihm und das Kind versteckt sie unter eine Latte am Dach, und sagt dann: es hebe sie da für seinen Vater auf, wenn er alt werde. Da bedenkt sich dieser eines bessern.

Zu dem Tode des Hühnchens. No. 80.

Etwas anders in den Kinderliedern S. 23—26. (Wunderhorn III.) Mit dem Ende hat Aehnlichkeit No. 18.

Von dem Schmid und dem Teufel No. 81.

Dieses treffliche Märchen scheint eine weitverbreitete Volkssage zu seyn. Gewöhnlich erzählt man es von einem Schmid zu Jüterbock und ausgezeichnet gut dargestellt ist es in dem Deutschfranzos, der stellenweise überhaupt zu den lebendigsten Erzeugnissen der ersten Hälfte des 18. Jahrhund gehört, befindlich. (Leipz. Ausg. v. 1736. S. 110 — 30. Nürnberger von 1772. S. 89 — 95.) Der fromme Schmied von Jüterbock trug einen schwarz und weißen Rock und hatte eines Abends einen heiligen Mann gern und freudig geherbergt, der ihm vor der Abreise gestattete drei Bitten zu thun. Er bat 1. daß sein Lieblingsstuhl hinter dem Ofen die Kraft bekäme, jeden ungebetenen Gast auf sich festzuhalten, bis ihn der Schmied selbst loslasse. 2. daß sein Apfelbaum im Garten die daraufsteigenden gleicherweise nicht herunter lasse. 3. daß aus seinem Kohlensack keiner heraus käme, den er nicht selbst befreite. — Nach einiger Zeit kommt der Tod, geräth auf den Sessel und muß dem Schmied noch 10 Jahre Leben schenken, wenn er herunter will; nach 10 Jahren kehrt er wieder, steigt auf den Apfelbaum und der Schmied ruft seine Gesellen, die mit Stangen den Tod jämmerlich zerschlagen; diesmal wird er nur unter der Bedingung los, daß er den Schmied ewig leben

lassen will. Betrübt glieder- und lendenlahm zieht der Tod ab, begegnet unterwegs dem Teufel und klagt dem sein Herzeleid, der ihn auslacht und meint mit dem Schmied bald fertig zu werden. Der Schmied verweigert aber dem Teufel Nachtlager wenigstens werde die Hausthür nicht mehr geöffnet, er müsse denn zum Schlüsselloch einfahren. Das ist dem Teufel ein leichtes, allein der Schied hatte den Kohlensack vorgehalten, bindet ihn alsbald zu, wie der Teufel darin ist, und läßt auf dem Ambos wacker drauf zuschmieden. Als sie sich nach Herzenslust auf ihm müde geklopft und gehämmert, wird der bearbeitete arme Teufel zwar wieder befreit, muß aber zu demselben Loch hinaus seinen Weg nehmen, wodurch er hereingeschlüft war.

Aehnliche Sage geht vom Schmied zu Apolda, (vergl. Falk Grotesken 1806. S. 3 – 88.) der unsern Herrn sammt St. Petrus über Nacht bewirtet und drei Wünsche frei erhält. Die Wünsche, die er thut, sind: 1. daß dem, der in seiner Nägeltasche fahre, die Hand stecken bleibe, bis die Tasche zerfalle. 2. daß wer auf seinen Apfelbaum steige, darauf sitzen müsse, bis der Apfelbaum zerfalle. 3 desgleichen wer sich auf den Armstuhl setze, nicht eher aufstehen könne bis der Stuhl zerfalle. Nach und nach erschienen drei böse Engel, die den Schied wegführen wollen und die er sämmtliche in die gestellten Fallen lockt, so daß sie von ihm ablassen müßen. Endlich aber kommt der Tod und zwingt ihn zum Mitgehen, doch erhält er die Gunst, daß sein Hammer in den Sarg gelegt wird. Als er sich der Himmelsthür naht, will sie Petrus nicht aufthun, da ist der Schmied her, geht in die Hölle und schmiedet da einen Schlüssel, verspricht auch im Himmel mit allerlei Arbeit nützlich an Hand zu gehen, St. Georgs Pferd zu beschlagen ꝛc. und wird zuletzt eingelassen. — Findet sich nicht auch eine ähnliche Fabel bei Hans Sachs?

Zu unserem, aus mündlichen Erzählung gegebenen Text stimmt im Ganzen am meisten das gedruckte Volksbuch, betitelt: das bis an den jüngsten Tag währende Elend, das jedoch wie es

ſcheint aus folgendem franzöſiſchen überſetzt iſt: histoire nouvelle et divertissement du bon homme Misere. Troyes etc. Garnier. 3. S. 8. wiederum aber deuten manche Umſtände auf einen italieniſchen Urſprung des letzteren, oder wenigſtens hat ſie de la Riviere in Italien erzählen gehört. Peter und Paul gerathen bei ſchlimmem Wetter in ein Dorf, ſtoßen auf eine Wäſcherin, die dem Himmel dankt, daß der Regen kein Wein, ſonder Waſſer ſey, klopfen bei dem reichen Mann an, der ſie ſtolz abweiſt, und kehren zu dem armen Elend ein. Dieſes thut nur den einen Wunſch mit dem Birnbaum, den ihm gerade ein Dieb beſtohlen hatte. Der Dieb wird gefangen und ſogar noch andere Leute, die aus Neugierde aufſteigen um den Jammernden zu befreien. Endlich kommt der Tod und Elend bittet ihn, daß er ihm ſeine Sichel leihe, um ſich noch eine der ſchönſten Birnen mit zu nehmen. Der Tod will ſein Waffen nicht aus der Hand laſſen, als ein guter Soldat und die Mühe ſelbſt übernehmen Elend befreit ihn nicht eher, bis er ihm zuſagt, er wolle ihn bis zum jüngſten Tag in Ruhe laſſen, und darum wohnt Elend noch immer fort in der Welt.

Damit ſtimmt wieder zum Theil der Schluß einer andern mündlichen Erzählung, die ſonſt ganz wie der Schmied von Apolda lautet. Als Elend geſtorben iſt und vor den Himmel kommt, wird er von St. Petrus nicht eingelaſſen, weil er ſich von ihm nichts beſſeres ausgebeten hatte, nicht das Himmelreich, wie er erwartet. Elend geht alſo zur Hölle, aber der Teufel will ihn auch nicht, weil er ihn genarrt, da muß er wieder zurück auf die Welt und Elend iſt ſo lange darauf als ſie ſteht. — Durch dieſen Schluß aber knüpft ſich das Märchen an die Sage von den Landsknechten, die im Himmel kein Unterkommen finden können, und welche Frei in der Gartengeſellſchaft No. 44. und Kirchhof im Wendunmuth I. N. 48. erzählen. Die Teufel wollen ſie nicht, weil ſie das rothe Kreuz in der Fahne führen, und der Apoſtel Petrus läßt ſie auch nicht ein, weil ſie Bluthunde,

arme Leut Macher, und Gotteslästerer wären. Der Hauptmann wirft dem Petrus seine Verrätherei an dem Herrn vor, daß dieser schamroth wird und ihnen ein Dorf Beu ein Weil (wart ein Weil.) zwischen Himmel und Hölle anweist, wo sie stets spielen und zechen: mit welcher Sage dann wieder viele Andere von dem St Petrus und den Landsknechten zusammenhängen. — Endlich ist noch zu bemerken, daß Eoreb und Fabel in dem lustigen Teufel von Edmonton (Tieck altengl. Theater II.) offenbar die Personen unseres Märchens sind.

Das Reisen der wohlthätigen Männer durch das Dorf, wo sie von den Reichen verschmäht, von dem Armen aufgenommen werden, erinnert an die Sage von Lot und den Engeln, von Philemon und Baucis bis auf viele neuere Traditionen, z. B. von einem Zwerglein, daß im Berner Oberland im Unwetter bei einem Armen einkehrte und ihn und seine Hütte vor dem nahen Untergang des Dorfs rettete. — Wegen der Intrigue vom Groß- und Kleinmachen vergleiche man das Märchen vom Blaubart.

Zu den drei Schwestern. No. 82.

Dieses Märchen wird oft gehört, aber allezeit stimmt es der Sache nach mit der auch zum Volksbuch gewordenen Erzählung des Musäus, so daß man es auch hier so finden wird. Er scheint nur die ihm eigenthümliche etwas breite Manier und die Episode von dem Zauberer Zornebock ferner die Namen hinzugethan zu haben, Reinald, das Wunderkind ausgenommen, welches der volksmäßige scheint, da in den drei dänischen Liedern von Roßmer dem Meermann (Kämpe-Viser S. 152 — 160 Uebersetzung 201 — 206.) die einen Theil des Märchens enthalten der Bruder einmal Roland heißt, und beide Namen äußerliche Aehnlichkeit haben. Auch sonst ist aus Musäus beibehalten was noch volksmäßig schien. Li tre' rri anomale im Pentamerone (IV. 3.) gehört hierher.

Zu der Schwiegermutter. No. 83.

Stimmt überein mit einem Theil von Perraults la belle au bois dormant. — In Pentamerone V. 5. (sole, luna e talia) läßt eine eifersüchtige Frau gerade so den Koch rufen, um ihre Nebenbuhlerin, sammt ihren Kindern zu kochen. Der Eingang aber ist hier wie im Dornröschen von der gefährlichen Spindel, und besonders schön und neu der Uebergang beider Geschichten in einander.

Zu dem armen Mädchen. No. 84.

Noch dunkeler Erinnerung aufgeschrieben, möchte es jemand ergänzen und berichtigen. Jean Paul gedenkt seiner, unsichtb. Loge I, 214. Auch Arnim hat es in den Erzählungen S. 231. 232. benutzt.

Zu den Fragmenten. No. 85.

a) Ein franzöſ. Volksmärchen, perceneige, (Frühlingsblume, Schneeglöckchen, Primel, neulich in ein Gedicht: Thibaut ou la moissonneuse du comte de champagne. Paris 1811. pag. 97. 98 verflochten.

b) Erinnert an eine Variante zu Dreſelbart. Das Ganze vollſtändig im Pentamerone I, 5. la polece.

c) Dieſes Märchen erinnert ſich Karl Graß in ſeiner Kindheit in Liefland von einer deutſchen Amme, die Marie hieß, erzählen gehört zu haben. Er hat daraus ein Gedicht in 12 Geſängen gemacht, welches ſchwerlich dem Märchen bekommen wird. S. Erheiterungen 1812. Stück 5. 391—393.

d) In der 1001. N. von der kupfernen Lampe, die auch aus Dummheit gegen eine neue gegeben wird. Einigermaßen verwandt iſt auch das Fabliau vom Sperberf, den die Tochter kauft, während die Mutter zur Kirche iſt.

Fuchs und Gänſe. No. 86.

ein Vexiermärchen, das man auch zuweilen erzählen hört, ſtatt des gewöhnlicheren vom Schäfer, der

der viel hundert Schafe über einen breiten Fluß setzen will, in einem kleinen Nachen, worin jedesmal nur ein einziges Platz hat. Dieses hat bekanntlich in dem Don Quixote I cap. 20 Cervantes vortrefflich angebracht, und Avellaneda in seiner Fortsetzung cap. 21. es durch ein ähnliches von Gänsen, die über eine schmale Brücke gehen überbieten wollen. An sich ist es viel älter, die novelle antiche n. XXX. erzählen es schon und noch früher das altfranzös. castoiment (fabliaux ed. Meon. II, 89—91.) — eine ähnliche Idee liegt dem ~~damastischen~~ Redner Aesops zu Grund (Furia 64. Corsy 178.)

Einiges aus dem Kinderglauben.

1) Wenn ein Brüderchen oder Schwesterchen geboren wird, und die Kinder fragen, woher es gekommen sey? so sagt man ihnen: aus dem Brunnen, da hole man sie heraus. Gewöhnlich ist aber an dem Ort ein gewisser Brunnen, auf den man verweist, und wenn sie hineingukken, sehen sie ihre eignen Köpfe unten im Wasser und glauben desto mehr daran.

Oder man sagt: ein Engel bringe sie, und der habe zugleich das Zuckerwerk mitgebracht, das ihnen bei der Kindtaufe oder vorher gegeben wird; gewöhnlich sind es bunte Zuckererbsen. Oder: der Storch fische die Kinder im Wasser und bringe sie in seinem rothen Schnabel getragen, darum wird er angesungen:

Klapperstorch, Langbein,
bring meiner Mutter ein Kind heim,
leg es in Garten,
will es sein warten,
legs auf die Stiegen!
will es sein wiegen.

Oder auch niederdeutsch:

Ebeer, Langbeen
wenneer wult du to Lande teen ꝛc.

Der Name des Storchs Adebar, bedeutet vermuthlich Kindträger, von baren, tragen und andere erklären Oudevar durch: alter Vater. Un-

Kanne Chronik p. 133

in Frankreich sagt man: die Kinder wachsen aus dem Kohl u. liegen oben in den grossen Häuptern

Kindisbrunnen schon in alten Diplomen (Pistor. III. 544) ein Ortsname.
Verw. mit Minnes u. der Asenbrunnen?

ist den Nürnberger Spielwaaren ist der Storch mit dem Wickelkind im Schnabel sehr häufig.

Bronner erzählt in s. Leben (Zürch 1792. I, 23. 24.) „da fragte ich meinen Vater einst bei Tische: wo ist denn unser Brüderlein hergekommen? die Hebamme sah auch dabei. Diese Frau da, sagte er, hat es aus dem Krautgarten hereingebracht, du kannst noch heute den hohlen Baum sehen, aus dem die kleinen Kinder immer herausschauen, die man denn abholen läßt, sobald man ihrer verlangt, u. s. w. Es war eine hohle Weide an einem Teich, Bronner schaute hinein und sah den Knaben im Wasser, sein Vater hieß ihn rufen: Buben, wo seid ihr? und er zweifelte nicht mehr. In einem Kinderlied:

die andere geht ans Brünnchen
und findt ein goldnes Kindchen.

2) Wenn man Papier verbrennt, gibt man Acht, wie die Funken auf dem schwarzen herumgehen und nach und nach verschwinden, besonders auf den allerletzten. Man sagt: das seyen die Leute die aus der Kirche gingen, und der letzte sey der Glöckner, (Küster der die Thüre zuschließe. Französ. que c'est l'abbesse, qui fait sonner les nonnains.

3. Wenn die Kinder Abends vor Müdigkeit mit den Augen blinzen und gleichwohl noch gern wach bleiben, aber nicht können, heißt es: das Sandmännchen kommt! Baierisch: Pechmännchen (Schmidt westerwald. Id. Schütze (im holstein. Id. 4 p. 34) meint es sey aus Sämännchen entstellt, wie Sandsaier, aus Saatsaier: „de Saatsaier kumt," wenn einer schläfert, und still ist, wie im stillen Wetter gesäet wird. Offenbar gezwungen. Nach der griech. Mythe sprengt der Schlaf Lethewasser in die Augen (wie dort Sand), und weht mit seinen Flügeln, bis man entschläft. Bei Zeus setzt er sich auf die höchste Tanne des Ida in das stachelvolle Gezweig. Ilias XIV. 290

4) Frisches Brod aus neuem Korn heißt Hasenbrod, und der Hase hat es im Wald gebacken. Wenn auf den Bergen Nebel liegt, so ist es der Rauch aus seiner Küche: „der Hase kocht."

3) Fällt Schnee, ſo ſind es Federn aus dem groſſen Bett, das dem lieben Gott aufgegangen iſt; oder Frau Helle macht ihr Bett. Hiezu gehört eine merkwürdige Stelle Herodots (Melpom. c. 7. und 31.) wonach bereits die alten Skythen den ſchneienden Himmel voller Federn glaubten.

Vom wehenden Schneien in groſſen Flocken: „Müller und Becker ſchlagen ſich einander.“ (J. Pauls Fixlein p. 44.) Der Schnee iſt Mehl. Hier wird vielleicht eine Stelle Aumelands (alt Meiſtersgeſangbuch CCCXXII.) klar:

ſwan ſo der ſne gevallen iſt, ſo hor ich das vil dicke
man ſprichet: gib den wynden brot, er hat geſnyget!
ſwer ſyne guten wynde laz in hungernot verderben den ſumer lanc,
der mac des winters in dem ine vil lutzel mite ir (7 in) erwerben, er macht iſt krank.

ſoll hier der fallende Schnee das Mehl bedeuten, woraus man den hungrigen Winden Brod backen ſolle? Daß die Winde hungrig, vielfreſſend ſind, erhellt aus der nordiſchen Mythe, Vafthrudnismal 37: der Wind heißt Hräſvelgr, cadaverum helluo (ſvelgia, ſchwelgen, svelta, hungern) oder vielmehr: er kommt aus den Adlerflügeln des Hräſvelgr. Er iſt alſo ein Vogel und dies beſtätigt der latein. Name aquilo, der nach Festus a vehementissimo volatu ad instar aquilae benannt wird, im Grund aber der Adler ſelbſt iſt, denn wie dieſer der Vögel König, ſo iſt aquilo der Winde König. Beſondere Erläuterung gewährt aber, was Prätorius in ſ. Weltbeſchreibung 1, 429 berichtet: „zu Bamberg in Franken zur Zeit eines ſtarken Windes hat ein alt Weib ihren Mehlſack in die Hand gefaßt, und denſelben aus dem Fenſter in die freie Luft nebenſt dieſen Wörtern ausgeſchüttet:

lege dich, lieber Wind,
bringe das deinem Kind!

ſie wollte hiermit den Hunger des Windes ſtillen, da ſie glaubte derſelbige wüthe darum, wie ein fräßiger Löwe, oder ein grimmiger Wolf.“

In der Rockenphilosophie p. 165. „wenn der Wind sehr wehet, so kann man solchen stillen, wenn man einen Mehlsack ausstaubet und darzu spricht:

> Leh da Wind,
> koch ein Muß für dein Kind!

Fischart, im 14. Capitel, von der Jugend des Gargantua führt folgendes an: die Wolken sind Wolle oder Blumendolder (wie man eine gewisse Art weißer Wolken Lämmerchen nennt), das Gewölk Spinnweb oder Schynhut (?), der Schnee Mehl (so der Mehlthau), die Schloßen Zuckererbsen, die Wasserblasen Laternen, (Rabelais IV. 5. läßt den Hagel aus einem Land Lanternois kommen), man schöpfe die Kinder aus dem Brunnen; es fall noch eins vom Himmel: der Storch bringe rothe Schuh mit: wann die Wolken fallen, könne man alle Lerchen sehen; wann den Kindern hungert: die Frösche murren in ihrem Bauch (stomachus latrat). (Nach Schütze pflegt man auch zu sagen: Jung iß, sonst kommt der Hund und frißt dir deinen Magen weg.)

Schäfchen [illegible] (J. Gabel) [illegible] umbella (Oberlin)

† Gruter prov. germ. p. 95

---

6. Wenn die Kinder, die noch in der Wiege liegen mit ihren Händchen spielen, sie anschauen als hätten sie ein besonderes Wohlgefallen daran, so glaubt man, sie hätten es blos deswegen, weil ihnen ihre kleinen Händchen ganz wie Gold, und glänzend vorkämen. ([illegible])

7. Wenn die Abendröthe auf kleine Wölkchen scheint, so heißt es Gott füttert seine Lämmchen mit rothen Rosen ([illegible])

8. Wenn die Sterne Nachts recht blinken, so sagt man den Kindern, dies seyen die Nägel an der Himmelsthür; der Mond das Schloß ([illegible])

die menschenfressende Frau franzos. Croque Mitaine
von, mitaine Weiberhandschuh, bloßer Daumhandschuh
wie mit dem Däumling; zuerst oben dingen

Redensart

ich wittere wittere Menschenfleisch (373

Morolf 3924 ich smacke dütsch [illegible] gewant
Rosen K. v. 153.

Der Zug daß die Frau des Riesen (weil sie aus dem Menschengeschlecht stammt) die ankommenden Gäste vor dem hereintretenden Menschenfresser birgt, findet sich sehr merkwürdig in der altd. Symbolik. S. 9.

(goldene Gazelle [illegible] Folia 1. 330.

3.24.

ad. pag. VIII. Vollständiger:
ein verstoßenes Mädchen [illegible] das Hirschchen und zieht ihm [goldnes] Bändchen ab und bindet es dem Goldhirsch um den Hals und führt es damit fort in den Wald, durch dick und dünn. Da kommen sie zuletzt zu einem kleinen Häuschen und wohnen lange Zeit darin. Einmal aber hält der König große Jagd, da hört das Hirschch das Schreien und Hörnerblasen und möcht gar zu gern hinaus: 'ach laß mich ein wenig auf die Jagd' spricht er zum Schwesterchen und bittet solang, bis es einwilligt. Abends komm ich wieder an dein Thürchen, sagt er: [illegible] Schwesterchen [illegible] (denn es mußte ein Wort folgen) [illegible] so macht das Mädchen wieder auf. Da sprang der Goldhirsch hinaus in den Wald und als vor dem König her, und alle Jäger folgten ihm, es konnte ihn aber keiner fangen, endlich am Abend [illegible] er war aber von dem Jäger gelaufen hatte gerufen und da hatte ihm das Schwesterchen die Thür aufgethan und ihn wieder eingelassen. Am andern Tag ist wieder Jagd, da läßt das Goldhirschchen dem Schwesterchen keine Ruhe, bis es ihm die Thür wieder aufmacht; da springt es wieder lustig hinaus aber am Abend kommt es langsam und hinkt, die Jäger hatten ihn umzingelt und einer hatte es verwundet und man ging ihm einmal nach, da sieht man wie das Goldhirschchen vor dem Haus [illegible], hört was es spricht und daß es hineingelassen wird und geht dann zurück und sagts dem König. Das Schwesterchen pflegt das Goldhirschchen, bis es wieder gesund ist; und als der König nun auch denkt es sey wieder gesund, hält er noch eine Jagd und das Goldhirschchen läßt sich da gar nicht abhalten, das Schwesterchen mag sagen, was es will. Wie es aber bald Abend ist, geht der König vor das Haus, ruft die Worte des Goldhirschchen und wird also bald eingelassen. Wie er hinein kommt, weiß er gar nicht, was er sagen soll, so schön ist das Mädchen, da [illegible]

In der Rockenphilosophie p. 165. „wenn der Wind sehr wehet, so kann man solchen stillen, wenn man einen Mehlsack ausstaubet und darzu spricht:

> Leg dich Wind,
> koch ein Muß für dein Kind!

Fischart, im 14. Capitel, von der Jugend des Gargantua führt folgendes an: die Wolken sind Wolle oder Blumenbolder (wie man eine gewiße Art weißer Wolken Lämmerchen nennt), das Gewölk Spinnweb oder Schnyhut (?), der Schnee Mehl (so der Mehlthau), die Schloßen Zuckererbsen, die Wasserblasen Laternen, (Rabelais IV. 5. läßt den Hagel aus einem Land Lanternois kommen), man schöpfe die Kinder aus dem Brunnen; es all noch eins vom Himmel: der Storch bringe rothe Schuh mit: wann die Wolken fallen, könne man alle Lerchen sehen: wann den Kindern hungert: die Frösche murren in ihrem Bauch (stomachus latrat). (Nach Schütze pflegt man auch zu sagen: Jung iß, sonst kommt der Hund und frißt dir deinen Magen weg.)

---

6. Wenn die Kinder, die noch in der Wiege liegen mit ihren Händchen spielen, sie ansehen als hätten sie ein besonderes Wohlgefallen daran, so glaubt man, sie thäten es blos darum, weil ihnen ihre Ärmchen und Händchen ganz von Gold und glänzend vorkommen. (Hessen)

7. Wenn die Abendröthe auf kleine Wölkchen scheint, so heißt es Gott füttert seine Lämmchen mit rothen Rosen (Ostendorf)

8. Wenn die Sterne recht viel blinken, so sagt man den Kindern, das seyen die Nägel an dem Himmelsthor; der Mond das Schloß (Ostendorf)

die kinderschreckende Frau franzöf. Croque Mitaine von mitaine Weiberhandschuh, bloßer Fausthandschuh wie viel dem Däumling, first ohne Finger

[illegible]

ich wittere wittere Menschenfleisch (373

Morolf 3924 ich smecke düht/ givern gewant

Rosen K. V. 153.

Der Zug daß die Frau des Riesen (weil sie aus dem Menschengeschlecht stammt) die ankommenden Gäste vor dem heimkehrenden Menschenfresser birgt, findet sich schon entsprechend in der edd. Hymiskv. 8. 9.

(goldbergezelte die Edda. [illegible] 1. 330.

3. 24.

ad. pag. VIII. Vollständiger:

ein goldschönes Mädchen: sie hatte das Hirschchen und gibt sein goldenes Band ab und bindet es dem Goldhirsch um den Hals und zieht mit durch fort in den Wald, weit, weit hinein. Da kommen sie zuletzt zu einem kleinen Häuschen und wohnen lange Zeit darin. Einmal aber hält der König große Jagd, da hört das Hirsch das Schreien und Hörnerblasen und möcht gar zu gern hinaus: „ach laß mich ein wenig auf die Jagd" spricht es zum Schwesterchen" und bittet solang, bis es einwilligt. Abends komm aber wieder zu dem Thürchen sagt sie (und) ich Schwesterlein Hirsch und wenn ich (man müßte ein Wort folgen) so macht du die Thür wieder auf. Da sprang der Goldhirsch hinaus in den Wald und als bey dem König her, und alle Jäger folgten ihm, es konnte ihn aber keiner fangen, endlich am Abend [illegible] er war aber vor das Häuschen gelaufen, hatte gerufen und da hatte ihm das Schwesterchen die Thür aufgethan und ihn wieder eingelassen. Am andern Tag ist wieder Jagd, da läßt das Goldhirschchen dem Schwesterchen keine Ruhe, bis es ihm die Thür wieder aufmacht; da gewinnt es wieder lustig herum aber am Abend kommt es langsam und hinkt, die Jäger hatten den Wald umzingelt und einer hatte es verwundet und nun ging ihm einer nach, der hört wie das Goldhirschchen vor dem Haus spricht, hört, was es spricht und daß es hereingelassen wird und geht dann zurück und sagt dem König. Darauf das Schwesterchen pflegt das Goldhirschchen, bis es wieder gesund ist. Als der König nun auch denkt es sey wieder gesund, hält er auch wieder eine Jagd und das Goldhirschchen läßt sich da gar nicht abhalten, das Schwesterchen mag sagen, was es will. Wie es aber bald Abend ist, geht der König vor das Haus, ruft die Worte des Goldhirschchen und wird alsbald eingelassen. Wie er hinein kommt, weiß er gar nicht, was er sagen soll, so schön ist das Mädchen, da reicht er ihr

Kinder- und Haus-Märchen.

Gesammelt durch die Brüder Grimm.

Zweiter Band.

Berlin,
in der Realschulbuchhandlung.
1815.

[illegible] von [illegible] in der [illegible] p. 165–167.

Die [illegible] der [illegible].

Der [illegible] [illegible] 3. 49/61. 67. 68.

Die [illegible] [illegible].

Vorrede.

Mit dieser weitern Sammlung von Haus-Märchen ist es der treibenden, starken Zeit unerachtet schneller und leichter gegangen, als mit der ersten. Theils hat sie sich selbst Freunde verschafft, welche sie unterstützten, theils, wer es früher gern gethan hätte, sah jetzt erst bestimmt, was und wie es gemeint wäre; endlich hat uns auch das Glück begünstigt, das Zufall scheint, aber gewöhnlich beharrlichen und fleißigen Sammlern beisteht. Ist man erst gewohnt auf dergleichen zu achten, so begegnet es doch häufiger, als man sonst glaubt, ja das ist überhaupt mit Sitten, Eigenthümlichkeiten, Sprüchen und Scherzen des Volkes der Fall.

Die schönen plattdeutschen Märchen aus dem Fürstenthum Paderborn und Münster

verdanken wir besonderer Güte und Freundschaft; das Zutrauliche der Mundart ist ihnen bei der innern Vollständigkeit besonders günstig. Dort, in altberühmten Gegenden deutscher Freiheit, haben sich an manchen Orten die Sagen als eine fast regelmäßige Vergnügung der Sonntage erhalten: auf den Bergen erzählten die Hirten jene, am Harz auch bekannte und vielleicht jedem großen Gebirge eigene, vom Kaiser Rothbart, der mit seinen Schätzen darin wohne; dann von den Hühnen, wie sie ihre Hämmer stundenweit von den Gipfeln sich zugeworfen; manches, was wir an einem andern Orte mitzutheilen denken. Das Land ist noch reich an ererbten Gebräuchen und Liedern.

Einer jener guten Zufälle aber war die Bekanntschaft mit einer Bäuerin aus dem nah bei Cassel gelegenen Dorfe Zwehrn, durch welche wir einen ansehnlichen Theil der hier mitgetheilten, darum ächt hessischen, Märchen, so wie mancherlei Nachträge zum ersten Band erhalten haben. Diese Frau, noch rüstig und nicht viel über funfzig Jahr alt, heißt

Viehmännin, hat ein festes und angenehmes Gesicht, blickt hell und scharf aus den Augen, und ist wahrscheinlich in ihrer Jugend schön gewesen. Sie bewahrt diese alten Sagen fest in dem Gedächtniß, welche Gabe, wie sie sagt, nicht jedem verliehen sey und mancher gar nichts behalten könne; dabei erzählt sie bedächtig, sicher und ungemein lebendig mit eigenem Wohlgefallen daran, erst ganz frei, dann, wenn man will, noch einmal langsam, so daß man ihr mit einiger Uebung nachschreiben kann. Manches ist auf diese Weise wörtlich beibehalten, und wird in seiner Wahrheit nicht zu verkennen seyn. Wer an leichte Verfälschung der Ueberlieferung, Nachlässigkeit bei Aufbewahrung, und daher an Unmöglichkeit langer Dauer, als Regel glaubt, der müßte hören, wie genau sie immer bei derselben Erzählung bleibt und auf ihre Richtigkeit eifrig ist; niemals ändert sie bei einer Wiederholung etwas in der Sache ab, und bessert ein Versehen, sobald sie es bemerkt, mitten in der Rede gleich selber. Die Anhänglichkeit an das Ueberlieferte ist bei Menschen, die in gleicher Lebensart unabänderlich fortfahren,

Gestorben den 17. Nov. 1815 Abends.

ſtärker, als wir, zur Veränderung geneigt, begreifen. Eben darum hat es auch, ſo vielfach erprobt, eine gewiſſe eindringliche Nähe und innere Tüchtigkeit, zu der anderes nicht ſo leicht gelangt, das äußerlich viel glänzender erſcheinen kann. Der epiſche Grund der Volksdichtung gleicht dem durch die ganze Natur in mannichfachen Abſtufungen verbreiteten Grün, das ſättigt und ſänftigt ohne je zu ermüden.

Der innere gehaltige Werth dieſer Märchen iſt in der That hoch zu ſchätzen, ſie geben auf unſere uralte Heldendichtung ein neues und ſolches Licht, wie man ſich nirgendsher ſonſt könnte zu Wege bringen. Das von der Spindel zum Schlaf geſtochene Dornröschen iſt die vom Dorn entſchlafene Brunhilde, nämlich nicht einmal die nibelungiſche, ſondern die altnordiſche ſelber. Schneewitchen ſchlummert in rothblühender Lebensfarbe wie Snäfridr, die ſchönſte ob allen Weibern, an deren Sarg Haraldur, der haarſchöne, drei Jahre ſitzt, gleich den treuen Zwergen, bewachend und hütend die todtlebendige Jungfrau; der Apfel-

knorz in ihrem Munde aber iſt ein Schlafkunz oder Schlafapfel. Die Sage von der güldnen Feder, die der Vogel fallen läßt, und weshalb der König in alle Welt aussendet, iſt keine andere, als die vom König Mark im Triſtan, dem der Vogel das goldne Haar der Königstochter bringt, nach welcher er nun eine Sehnſucht empfindet. Daß Loki am Rieſen-Adler hängen bleibt, verſtehen wir beſſer durch das Märchen von der Goldgans, an der Jungfrauen und Männer feſthangen, die ſie berühren; in dem böſen Goldſchmied, dem redenden Vogel und dem Herz-Eſſen, wer erkennt nicht Sigurds leibhafte Fabel? Von ihm und ſeiner Jugend theilt vorliegender Band andere rieſenmäßige, zum Theil das, was die Lieder noch wiſſen, überragende Sagen mit, welche namentlich bei der ſchwierigen Deutung des zu theilenden Horts willkomene Hilfe leiſten. Nichts iſt bewährender und zugleich ſicherer, als was aus zweien Quellen wieder zuſammenfließt, die früh von einander getrennt, in eignem Bette gegangen ſind; in dieſen Volks-Märchen liegt lauter urdeutſcher Mythus, den man für verloren

gehalten, und wir sind fest überzeugt, will man noch jetzt in allen gesegneten Theilen unseres Vaterlandes suchen, es werden auf diesem Wege ungeachtete Schätze sich in ungeglaubte verwandeln und die Wissenschaft von dem Ursprung unserer Poesie gründen helfen. Gerade so ist es mit den vielen Mundarten unserer Sprache, in welchen der größte Theil der Worte und Eigenthümlichkeiten, die man längst für ausgestorben hält, noch unerkannt fortlebt.

Wir wollten indeß durch unsere Sammlung nicht blos der Geschichte der Poesie einen Dienst erweisen, es war zugleich Absicht, daß die Poesie selbst, die darin lebendig ist, wirke: erfreue, wen sie erfreuen kann, und darum auch, daß ein eigentliches Erziehungsbuch daraus werde. Gegen das letztere ist eingewendet worden, daß doch eins und das andere in Verlegenheit setze und für Kinder unpassend oder anstößig sey (wie die Berührung mancher Zustände und Verhältnisse, auch vom Teufel ließ man sie nicht gern etwas böses hören) und Eltern es ihnen geradezu nicht in

die Hände geben wollten. Für einzelne Fälle mag die Sorge recht seyn und da leicht ausgewählt werden; im Ganzen ist sie gewiß unnöthig. Nichts besser kann uns vertheidigen, als die Natur selber, welche gerad diese Blumen und Blätter in dieser Farbe und Gestalt hat wachsen lassen; wem sie nicht zuträglich sind, nach besonderen Bedürfnissen, wovon jene nichts weiß, kann leicht daran vorbeigehen, aber er kann nicht fordern, daß sie darnach anders gefärbt und geschnitten werden sollen. Oder auch: Regen und Thau fällt als eine Wohlthat für alles herab, was auf der Erde steht, wer seine Pflanzen nicht hineinzustellen getraut, weil sie zu empfindlich dagegen sind und Schaden nehmen könnten, sondern lieber in der Stube begießt, wird doch nicht verlangen, daß jene darum ausbleiben sollen. Gedeihlich aber kann alles werden, was natürlich ist, und darnach sollen wir trachten. Uebrigens wissen wir kein gesundes und kräftiges Buch, welches das Volk erbaut hat, wenn wir die Bibel obenan stellen, wo solche Bedenklichkeiten nicht in ungleich größerm Maaß einträten; der rechte Gebrauch

aber findet nicht Böſes heraus, ſondern nur, wie ein ſchönes Wort ſagt: ein Zeugniß unſeres Herzens. Kinder deuten ohne Furcht in die Sterne, während andere nach dem Volksglauben Engel damit beleidigen.

Abweichungen, ſo wie allerlei hierher gehörige Anmerkungen haben wir wieder im Anhang mitgetheilt; wem dieſe Dinge gleichgültig ſind, wird das Ueberſchlagen leichter werden, als uns gerade das Uebergehen wäre; ſie gehören zum Buch inſofern es ein Beitrag zur Geſchichte der deutſchen Volksdichtung iſt. Alle Abweichungen namentlich erſcheinen uns merkwürdiger als denen, welche darin blos Abänderungen oder Entſtellungen eines wirklich einmal da geweſenen Urbildes ſehen, da es im Gegentheil vielleicht nur Verſuche ſind, einem im Geiſt blos vorhandenen, unerſchöpflichen, auf mannichfachen Wegen ſich zu nähern. Wiederholungen einzelner Sätze, Züge, und Einleitungen ſind wie epiſche Zeilen zu betrachten, die, ſobald der Ton ſich rührt, der ſie anſchlägt, immer wiederkehren und eigentlich in einem andern Sinne nicht zu verſtehen.

Alles aber, was aus mündlicher Ueberliefe-rung hier gesammelt worden, ist sowohl nach seiner Entstehung als Ausbildung (vielleicht darin den gestiefelten Kater allein ausgenommen) rein deutsch und nirgends her erborgt, wie sich, wo man es in einzelnen Fällen bestreiten wollte, leicht auch äußerlich beweisen ließe. Gründe, die man für das Erborgen aus italienischen, französischen oder orientalischen Büchern, die vom Volk, zumal auf dem Land, ungelesen bleiben, vorzubringen pflegt, gleichen denjenigen vollkommen, welche aus Soldaten, Handwerksburschen, oder aus Kanonen, Tabakspfeifen und andern neuen Dingen in den Märchen, auch ihre neue Erdichtung ableiten wollen, da doch gerade diese Sachen, wie Wörter der heutigen Sprache, nach dem Munde der Erzählenden sich umgestalten und man sicher darauf zählen kann, daß sie im sechszehnten Jahrhundert statt der Soldaten und Kanonen, Landsknechte und Büchsen gesetzt haben, und der unsichtbar machende Hut zur Ritterzeit ein Tarnhelm gewesen ist.

Die für dieſen zweiten Band anfänglich verſprochene Ueberſetzung des Pentamerone ſteht den einheimiſchen Märchen nothwendig nach, ſo wie die Zuſammenſtellung derjenigen, welche die Geſta Romanorum enthalten.

Caſſel, am 30. September 1814.

Inhalt.

1.	Der Arme und der Reiche . . .	Seite 1
2.	Das ſingende, ſpringende Löweneckerchen	2
3.	Die Gänſemagd	16
4.	Von einem jungen Rieſen	25
5.	Dat Erdmännchen	37
6.	Der König vom goldenen Berg	44
7.	Die Rabe	53
8.	Die kluge Bauerntochter	62
9.	Der Geiſt im Glas	63
10.	De drei Vügelkens	73
11.	Das Waſſer des Lebens	79
12.	Doctor Allwiſſend	88
13.	Der Froſchprinz	91
14.	Des Teufels rußiger Bruder	94
15.	Der Teufel Grünrock	99

16. Der Zaunkönig und der Bär . . Seite 103
17. Vom ſüßen Brei 107
18. Die treuen Thiere 108
19. Märchen von der Unke 114
20. Der arme Müllerburſch und das Kätzchen 115
21. Die Krähen 120
22. Hans mein Igel 124
23. Das Todtenhemdchen 132
24. Der Jud' im Dorn 133
25. Der gelernte Jäger 138
26. Der Dreſchflegel vom Himmel 146
27. De beiden Künnigeskinner 147
28. Vom klugen Schneiderlein 160
29. Die klare Sonne bringt's an den Tag . 165
30. Das blaue Licht 167
31. Von einem eigenſinnigen Kinde . . . 172
32. Die drei Feldſcherer 178
33. Der Faule und der Fleißige 177
34. Die drei Handwerksburſchen 179
35. Die himmliſche Hochzeit 183
36. Die lange Naſe 185
37. Die Alte im Wald 193
38. Die drei Brüder 197
39. Der Teufel und ſeine Großmutter . . . 199
40. Jorenand getrü un Jorenand ungetrü . 204

41. Der Eiſen-Ofen . . . . . Seite 211
42. Die faule Spinnerin 220
43. Der Löwe und der Froſch 223
44. Der Soldat und der Schreiner . . . 227
45. Die ſchöne Katrinelje und Piff, Paff, Poltrie 235
46. Der Fuchs und das Pferd 237
47. Die zertanzten Schuhe 239
48. Die ſechs Diener 245
49. Die weiße und ſchwarze Braut 253
50. Der wilde Mann 259
51. De drei ſchwatten Princeſſinnen . . . 263
52. Knoiſt un ſine dre Sühne 266
53. Dat Mäken von Brakel 267
54. Das Hausgeſinde 268
55. Das Lämmchen und Fiſchchen 269
56. Simeliberg 272
57. Die Kinder in Hungersnoth 275
58. Das Eſelein 276
59. Der undankbare Sohn 281
60. Die Rübe 282
61. Das junggeglühte Männlein 286
62. Des Herrn und des Teufels Gethier . . 288
63. Der Hahnenbalken 290
64. Die alte Bettelfrau 291

65. Die drei Faulen . . . . . Seite 292
66. Die heilige Frau Kummerniß 293
67. Das Märchen vom Schlaraffenland . . 294
68. Das Dietmarſiſche Lügen-Märchen . . 296
69. Räthſel-Märchen 297
70. Der goldene Schlüſſel . . . . . ebend.

1.

Der Arme und der Reiche.

Vor alten Zeiten, als der liebe Gott selber auf Erden unter den Menschen wandelte, trug es sich zu, daß er eines Abends müd war und ihn die Nacht überfiel, eh' er zu einer Herberge kommen konnte. Da standen aber auf dem Weg vor ihm zwei Häuser einander gegenüber, eins groß und schön, das andere klein und ärmlich anzusehen, und gehörte das eine einem reichen, das andere einem armen Manne. Unser Herr Gott dachte, dem Reichen werd' ich nicht beschwerlich fallen und klopfte bei ihm an die Thüre. Da machte der Reiche sein Fenster auf und fragte, was er wollte? „Ein Nachtlager." Der Reiche guckte ihn an vom Haupt bis zu den Füßen und weil der liebe Gott schlichte Kleider trug und nicht aussah wie einer, der viel Geld in der Tasche hat, schüttelte er mit dem Kopf und sprach: „ich kann euch nicht aufnehmen, meine Kammern liegen voll Samen und sollte ich jedermann herbergen, der an meine Thüre klopfte, so müßt ich selber bald

fortgehen; sucht euch anderswo ein Auskommen:" schlug damit sein Fenster zu und ließ den lieben Gott stehen. Also kehrte ihm der liebe Gott den Rücken, ging hinüber zu dem kleinen Haus und klopfte an. Kaum hatte er angeklopft, klinkte auch schon der Arme sein Thürchen auf und bat den Wandersmann einzutreten und bei ihm die Nacht über zu bleiben: „es ist schon finster, sagte er, und heute könnt' ihr doch nicht weiter kommen." Da gefiel es dem lieben Gott und er trat ein; die Frau des Armen reichte ihm die Hand, hieß ihn willkommen und sagte, er möchte sichs bequem machen und vorlieb nehmen, sie hätten nicht viel, aber was es wäre, gäben sie von Herzen gern. Dann setzte sie Kartoffeln ans Feuer und derweil sie kochten, melkte sie ihre Ziege, damit sie ein Bischen Milch dazu hätten. Und als der Tisch gedeckt war, setzte sich der liebe Gott zu ihnen und aß mit und schmeckte ihm die schlechte Kost gut, denn es waren vergnügte Gesichter dabei. Wie sie gegessen hatten und Schlafenszeit war, rief die Frau heimlich ihren Mann und sprach: hör', lieber Mann, wir wollen uns heut' Nacht eine Streu dahin machen, damit der arme Wanderer sich in unser Bett legen und ausruhen kann, er ist den ganzen Tag über gegangen, da wird einer müd." Von Herzen gern sprach der Mann, ich wills ihm sagen, ging zu dem lieben Gott und bat ihn, wenns ihm recht wäre, möcht'

er ſich in ihr Bett legen und ſeine Glieder ordentlich ausruhen. Der liebe Gott wollte den beiden Alten ihr Lager nicht nehmen, aber ſie ließen nicht ab, bis er es endlich that und ſich in ihr Bett legte; ſie aber machten ſich eine Streu auf die Erde. Am andern Morgen vor Tag ſtanden ſie ſchon auf und kochten ihm ein armes Frühſtück. Als nun die Sonne durchs Fenſterlein hereinſchien und der liebe Gott aufgeſtanden war, aß er wieder mit ihnen und wollte dann ſeines Weges ziehen. Doch als er in der Thüre ſtand, ſprach er: „weil ihr ſo mitleidig und fromm ſeyd, ſo wünſcht euch dreierlei, das will ich euch erfüllen.“ Da ſagte der Arme: „was ſoll ich mir ſonſt wünſchen, als die ewige Seligkeit, und daß wir zwei, ſo lang wir leben, geſund ſind und unſer nothdürftiges, tägliches Brot haben; fürs Dritte weiß ich mir nichts zu wünſchen.“ Der liebe Gott ſprach: „willſt du dir nicht ein neues Haus für das alte wünſchen? Da ſagte der Mann, ja, wenn das ging, wär's ihm wohl lieb. Alsbald erfüllte der liebe Gott ihre Wünſche und verwandelte ihr altes Haus in ein ſchönes neues, und verließ ſie darauf.

Als es nun voller Tag war, und der Reiche aufſtand und ſich in's Fenſter legte, ſah er gegenüber ein ſchönes neues Haus ſtehen ſtatt der alten Hütte. Da machte er Augen, rief ſeine Frau und ſprach: „Frau, ſieh einmal, wie iſt das zuge-

gangen? gestern Abend stand dort eine elende Hütte und nun ists ein schönes neues Haus; lauf doch einmal hinüber und hör' wie das gekommen ist. „Nun ging die Frau hin und fragte, der Arme aber erzählte ihr: „gestern Abend kam ein Wanderer, der suchte Nachtherberge und heute Morgen beim Abschied hat er uns drei Wünsche gewährt: die ewige Seligkeit, Gesundheit in diesem Leben und das nothdürftige tägliche Brot und statt unserer alten Hütte ein schönes neues Haus." Als die Frau des Reichen das gehört hatte, lief sie wieder fort und erzählte es ihrem Manne, der sprach: ich möchte mich zerreissen und zerschlagen, hätt' ich das gewußt, der Fremde ist auch bey mir gewesen, ich habe ihn aber abgewiesen." „Eil dich, sprach die Frau, und setz dich auf dein Pferd, der Mann ist noch nicht weit, du mußt ihn einholen, und dir auch drei Wünsche gewähren lassen."

Da setzte sich der Reiche auf und holte den lieben Gott ein, redete fein und lieblich zu ihm und sprach, er möcht's nicht übel nehmen, daß er ihn nicht gleich eingelassen, er hätte den Schlüssel zur Hausthüre gesucht, derweil wäre er weggegangen; wenn er zurückkäme, müßte er bei ihm einkehren." Ja, sprach der liebe Gott, wann er einmal zurückkäme, wollt' er das thun." Da fragte der Reiche, ob er nicht auch drei Wünsche thun dürfte, wie sein Nachbar? „Ja, sagte

der liebe Gott, das dürfe er wohl, es wäre aber nicht gut für ihn, und ſollte ſich lieber nichts wünſchen.“ Der Reiche aber meinte, er wollte ſich ſchon etwas Gutes ausſuchen, wenn es nur gewiß erfüllt würde. Sprach der liebe Gott: „reite nur heim und drei Wünſche, die du thuſt, die ſollen erfüllt werden.“

Nun hatte der Reiche, was er wollte, ritt heimwärts und beſann ſich, was er ſich wünſchen ſollte; wie er ſo nachdachte und die Zügel fallen ließ, fing das Pferd an zu ſpringen, ſo daß er immerfort in ſeinen Gedanken geſtört wurde und ſie gar nicht zuſammen bringen konnte. Da ward er über das Pferd ärgerlich und ſprach in Ungeduld: „ei ſo wollt' ich, daß du den Hals zerbrächſt!“ und wie er das Wort ausgeſprochen, plump! fiel er auf die Erde und lag das Pferd todt und regte ſich nicht mehr und war der erſte Wunſch erfüllt. Weil er aber geizig war, wollt' er das Sattelzeug nicht im Stich laſſen, ſchnitt's ab, hing's auf den Rücken und mußte nun zu Fuß nach Haus gehen. Doch tröſtete er ſich, daß ihm noch zwei Wünſche übrig wären. Wie er nun dahin ging durch den Sand und als zu Mittag die Sonne heiß brannte, ward's ihm ſo warm und verdrießlich zu Muth, der Sattel drückte ihn dazu auf den Rücken, auch war ihm noch immer nicht eingefallen, was er ſich wün-

ſchen ſollte. Wenn er meinte, er hätte etwas, da ſchien's ihm hernach doch viel zu wenig und gering. Da kam's ihm ſo in die Gedanken, was es ſeine Frau jetzt gut habe, die ſitze daheim in einer kühlen Stube und laſſe ſich's wohlſchmecken. Das ärgerte ihn ordentlich und ohne daß er's wußte, ſprach er ſo hin: „ich wollt' die ſäß da heim auf dem Sattel und könnt' nicht herunter, ſtatt daß ich ihn da auf dem Rücken ſchleppe.“ Und wie die Worte zu End' waren, da war der Sattel von ſeinem Rücken fort, und merkte er, daß ſein zweiter Wunſch auch in Erfüllung gegangen war. Da ward ihm erſt recht heiß und er fing an zu laufen und wollte ſich daheim ganz einſam hinſetzen und auf was Großes für den letzten Wunſch nachdenken. Wie er aber ankam und ſeine Stubenthür aufmachte, ſaß da ſeine Frau mittendrin auf dem Sattel und kann nicht herunter, jammert und ſchreit. Da ſprach er: „gib dich zufrieden, ich will dir alle Reichthümer der Welt herbei wünſchen, nur bleib da ſitzen.“ Sie ſagte aber: „was helfen mir alle Reichthümer der Welt, wenn ich auf dem Sattel ſitze, du haſt mich darauf gewünſcht, du mußt mir auch wieder herunter helfen.“ Er mochte wollen oder nicht, er mußte den dritten Wunſch thun, daß ſie vom Sattel ledig wär' und heruntersteigen könnt', und der ward auch erfüllt. Alſo hatte er nichts davon als Aerger, Müh' und ein verlorenes Pferd; die

Armen aber lebten vergnügt, still und fromm bis an ihr seliges Ende.

2.

Das singende, springende Löweneckerchen.

Es war einmal ein Mann, der hatte eine große Reise vor und beim Abschied fragte er seine drei Töchter, was er ihnen mitbringen sollte. Da wollte die älteste Perlen, die zweite Diamanten, die dritte aber sprach: „lieber Vater, ich wünsche mir ein singendes, springendes Löweneckerchen (Lerche.)" Der Vater sagte: „ja, wenn ich es kriegen kann, sollst du es haben" küßte alle drei und zog fort. Als nun die Zeit kam, daß er wieder auf dem Heimweg war, hatte er Perlen und Diamanten für die zwei ältesten, aber das singende, springende Löweneckerchen für die jüngste hatte er umsonst aller Orten gesucht, und das that ihm leid, denn sie war sein liebstes Kind. Da führte ihn sein Weg durch einen Wald und mitten darin war ein prächtiges Schloß und nah' am Schloß stand ein Baum, ganz oben auf der Spitze des Baums aber sah er ein Löweneckerchen singen und springen. „Ei! du kommst mir noch recht!" sagte er und war froh und rief seinem Diener, er sollte hinaufsteigen und das Thierchen fangen. Wie der aber an den Baum

herantrat, ſprang ein Löwe darunter auf, ſchüttelte ſich und brüllte, daß das Laub an den Bäumen zitterte: „wer mir mein ſingendes, ſpringendes Löweneckerchen ſtehlen will, den freſſ' ich auf!" Da ſagte der Mann: „das hab' ich nicht gewußt, daß der Vogel dir gehört; kann ich mich nicht von dir loskaufen?" „Nein!" ſprach der Löwe, „da iſt nichts, was dich retten kann, als wenn du mir zu eigen verſprichſt, was dir daheim zuerſt begegnet, thuſt du aber das, ſo will ich dir das Leben ſchenken und den Vogel für deine Tochter obendrein." Der Mann aber wollte nicht und ſprach: „das könnte meine jüngſte Tochter ſeyn, die hat mich am liebſten, und lauft mir immer entgegen, wenn ich nach Haus komme." Dem Diener aber war angſt und er ſagte: „es könnte ja auch eine Katze oder ein Hund ſeyn!" Da ließ ſich der Mann überreden, nahm mit traurigem Herzen das ſingende, ſpringende Löweneckerchen und verſprach dem Löwen zu eigen, was ihm daheim zuerſt begegnen würde.

Wie er nun zu Haus einritt, war das erſte, was ihm begegnete, niemand anders, als ſeine jüngſte, liebſte Tochter; die kam gelaufen und küßte und herzte ihn, und als ſie ſah, daß er ein ſingendes, ſpringendes Löweneckerchen mitgebracht hatte, freute ſie ſich noch mehr. Der Vater aber konnte ſich nicht freuen, ſondern fing an zu weinen und ſagte: „o weh! mein liebſtes Kind, den

kleinen Vogel hab' ich theuer gekauft, dafür hab' ich dich einem wilden Löwen verſprechen müſſen, wenn er dich hat, wird er dich zerreiſſen und freſſen" und erzählte ihr da alles, wie es zugegangen war und bat ſie, nicht hinzugehen, es möcht' auch kommen was wollte. Sie aber tröſtete ihn und ſprach: „liebſter Vater, weil ihr's verſprochen habt, muß es auch gehalten werden und will ich hingehen und den Löwen ſchon beſänftigen, daß ich wieder geſund zu euch heim kommen kann. Am andern Morgen ließ ſie ſich den Weg zeigen, nahm Abſchied und ging getroſt in den Wald hinein. Der Löwe aber war ein verzauberter Prinz und bei Tag ein Löwe und mit ihm wurden alle ſeine Leute zu Löwen, in der Nacht aber hatten ſie ihre natürliche Geſtalt wieder. Als ſie nun ankam, that er gar freundlich und ward Hochzeit gehalten und in der Nacht war er ein ſchöner Prinz, und da wachten ſie in der Nacht und ſchliefen am Tag und lebten eine lange Zeit vergnügt miteinander. Einmal kam der Prinz und ſagte: „morgen iſt ein Feſt in deines Vaters Haus, weil deine älteſte Schweſter ſich verheirathet und wenn du Luſt haſt hinzugehen, ſollen dich meine Löwen hinführen. Da ſagte ſie ja, ſie möchte gern ihren Vater wiederſehen, und fuhr hin und wurde von den Löwen begleitet; da war große Freude, als ſie ankam, denn ſie hatten alle geglaubt, ſie wäre ſchon lange todt, und

von dem Löwen zerriſſen worden. Sie erzählte aber, wie gut es ihr ging und blieb bei ihnen, ſo lang die Hochzeit dauerte, dann fuhr ſie wieder zurück in den Wald. Wie die zweite Tochter heirathete, und ſie wieder zur Hochzeit eingeladen war, ſprach ſie zum Löwen: „diesmal will ich nicht allein ſeyn, du mußt mitgehen.“ Der Löwe aber wollte nicht und ſagte, das wäre zu gefährlich für ihn, denn wenn ein Strahl eines brennenden Lichts ihn anrühre, ſo würd' er in eine Taube verwandelt und müßte ſieben Jahre lang mit den Tauben fliegen. Sie ließ ihm aber keine Ruh', und ſagte, ſie wollt' ihn ſchon hüten und bewahren vor allem Licht. Alſo zogen ſie zuſammen und nahmen auch ihr kleines Kind mit. Sie aber ließ dort einen Saal mauern, ſo ſtark und dick, daß kein Strahl durchdrang, darin ſollt' er ſitzen, wenn die Hochzeitslichter angeſteckt würden. Die Thür aber war von friſchem Holz gemacht, das ſprang und bekam einen kleinen Ritz, den kein Menſch bemerkte. Nun ward die Hochzeit mit Pracht gefeiert, wie aber der Zug aus der Kirche zurückkam mit den vielen Fackeln und Lichtern an dem Saal des Prinzen vorbei, da fiel ein dünner dünner Strahl auf ihn und wie dieſer ihn berührt hatte, in dem Augenblick war er auch verwandelt, und als die Prinzeſſin hinein kam und ihn ſuchte, ſaß blos eine weiße Taube da, die ſprach zu ihr: ſieben Jahr muß ich nun in die

Welt fortfliegen, alle sieben Schritte aber will ich einen rothen Blutstropfen und eine weiße Feder fallen lassen, die sollen dir den Weg zeigen, und wenn du mir da nachfolgst, kannst du mich erlösen."

Da flog die Taube zur Thür hinaus und sie folgte ihr nach und alle sieben Schritte fiel ein rothes Blutströpfchen und ein weißes Federchen herab und zeigte ihr den Weg. So ging sie immer zu in die weite Welt hinein und schaute nicht um sich und ruhte sich nicht, und waren fast die sieben Jahre herum; da freute sie sich und meinte, sie wären bald erlöst und war noch so weit davon. Einmal, als sie so fort ging, fiel kein Federchen mehr und auch kein rothes Blutströpfchen und als sie die Augen aufschlug, da war die Taube verschwunden. Und weil sie dachte, Menschen können dir da nichts helfen, so stieg sie zur Sonne hinauf und sagte zu ihr: „du scheinst in alle Ritzen und über alle Spitzen; hast du keine weiße Taube fliegen sehen?" — „Nein, sagte die Sonne, ich habe keine gesehen, aber da schenk ich dir ein Schächtelchen, das mach auf, wenn du in großer Noth bist." Da dankte sie der Sonne und ging weiter bis es Abend war und der Mond schien, da fragte sie ihn: „du scheinst ja die ganze Nacht, durch alle Felder und Wälder: hast du keine weiße Taube fliegen sehen?" — „Nein sagte der Mond, ich habe keine gesehen, aber da

ſchenk ich dir ein Ei, das zerbrich wenn du in großer Noth biſt." — Da dankte ſie dem Mond und ging weiter, bis der Nachtwind wehte, da ſprach ſie zu ihm: „du wehſt ja durch alle Bäume und unter alle Blätterchen weg, haſt du keine weiße Taube fliegen ſehen?" — „Nein, ſagte der Nachtwind, ich habe keine geſehen, aber ich will die drei andern Winde fragen, die haben ſie vielleicht geſehen." Der Oſtwind und der Weſtwind kamen und ſagten, ſie hätten nichts geſehen, der Südwind aber ſprach: „die weiße Taube hab' ich geſehen, ſie iſt zum rothen Meer geflogen, da iſt ſie wieder ein Löwe geworden, denn die ſieben Jahre ſind herum, und der Löwe ſteht dort im Kampf mit einem Lindwurm, der Lindwurm iſt aber eine verzauberte Prinzeſſin." Da ſagte der Nachtwind zu ihr: „ich will dir Rath geben, geh' zum rothen Meer' am rechten Ufer da ſtehen große Ruthen, die zähl' und die eilfte ſchneid' dir ab und ſchlag' den Lindwurm damit, dann kann ihn der Löwe bezwingen und beide bekommen auch ihren menſchlichen Leib wieder; dann ſchau dich um und du ſiehſt den Vogel Greif am rothen Meer ſitzen, ſchwing' dich auf ſeinen Rücken mit dem Prinzen, der Vogel wird euch übers Meer nach Haus tragen; da haſt du auch eine Nuß, wenn du mitten über dem Meer biſt, laß ſie herab fallen, alsbald wird ein großer Nußbaum aus dem Waſſer hervorwachſen, auf dem ſich der Greif ruht, und

könnte er nicht ruhen, wär' er nicht ſtark genug, euch hinüber zu tragen, und wenn du es vergißt, wirft er euch ins Meer hinunter."

Da ging ſie hin und fand alles, wie der Nachtwind geſagt hatte und ſchnitt die eilfte Ruthe ab, damit ſchlug ſie den Lindwurm, alsbald bezwang ihn der Löwe und da hatten beide ihren menſchlichen Leib wieder. Und wie ſich die Prinzeſſin, die vorher ein Lindwurm geweſen war, frei ſah, nahm ſie den Prinzen in den Arm, ſetzte ſich auf den Vogel Greif und führte ihn mit ſich fort. Alſo ſtand die arme, weitgewanderte und war wieder verlaſſen, ſie ſprach aber: „ich will noch ſo weit gehen als der Wind weht und ſo lang als der Hahn kräht, bis ich ihn finde." Und ging fort, lange lange Wege, bis ſie endlich zu dem Schloß kam, wo beide zuſammen lebten, da hörte ſie daß bald ein Feſt wäre, wo ſie Hochzeit mit einander machen wollten. Sie ſprach aber, Gott hilft mir doch noch, und nahm das Schächtelchen, das ihr die Sonne gegeben hatte, da lag ein Kleid darin, ſo glänzend, wie die Sonne ſelber. Da nahm ſie es heraus und zog es an und ging hinauf in das Schloß und alle Leute ſahen ſie an und die Braut ſelber; und das Kleid gefiel ihr ſo gut, daß ſie dachte, es könnte ihr Hochzeitkleid geben und fragte, ob es nicht feil wäre? „Nicht für Geld und Gut, ſagte ſie, aber für Fleiſch und

Blut.“ Die Braut fragte, was ſie damit meine, da ſagte ſie: „laßt mich eine Nacht in der Kammer ſchlafen, wo der Prinz ſchläft.“ Die Braut wollte nicht und wollte doch gern das Kleid haben, endlich willigte ſie ein, aber der Kammerdiener mußte dem Prinzen einen Schlaftrunk geben. Als es nun Nacht war, und der Prinz ſchon ſchlief, ward ſie in die Kammer geführt, da ſetzte ſie ſich ans Bett und ſagte: „ich bin dir nachgefolgt ſieben Jahre, bin bei Sonne, Mond und den Winden geweſen und hab' nach dir gefragt, und hab' dir geholfen gegen den Lindwurm, willſt du mich denn ganz vergeſſen?“ Der Prinz aber ſchlief ſo hart, daß es ihm nur vorkam, als rauſche der Wind draußen in den Tannenbäumen. Wie nun der Morgen anbrach, da ward ſie wieder hinausgeführt, und mußte das goldene Kleid hingeben; und als auch das nichts geholfen hatte, ward ſie traurig, ging hinaus auf eine Wieſe, ſetzte ſich da hin und weinte. Und wie ſie ſo ſaß, da fiel ihr das Ei noch ein, das ihr der Mond gegeben hatte und ſie ſchlug es auf: ei! da kam eine Glucke heraus mit zwölf Küchlein ganz von Gold, die liefen herum und piepten und krochen der Alten wieder unter die Flügel, ſo daß nichts ſchöneres auf der Welt zu ſehen war. Da ſtand ſie auf, trieb ſie auf der Wieſe vor ſich her, ſo lange bis die Braut aus dem Fenſter ſah, und da gefiel ihr das kleine Weſen ſo gut, daß ſie gleich herab kam

und fragte, ob sie nicht feil wären? „Nicht für Geld und Gut, aber für Fleisch und Blut; laßt mich noch eine Nacht in der Kammer schlafen, wo der Prinz schläft.“ Die Braut sagte ja und wollte sie betrügen, wie am vorigen Abend, als aber der Prinz zu Bett ging, fragte er seinen Kammerdiener, was das Murmeln und Rauschen in der Nacht gewesen sey. Da erzählte der Kammerdiener alles, daß er ihm einen Schlaftrunk hätte geben müssen, weil ein armes Mädchen heimlich in der Kammer geschlafen hätte, und heute Nacht solle er ihm wieder einen geben. Sagte der Prinz: „gieße den Trank neben das Bett aus,“ und zur Nacht wurde sie wieder hereingeführt, und als sie anfing wieder zu erzählen, wie es ihr traurig ergangen wär', da erkannt' er gleich an der Stimme seine liebe Gemahlin, sprang auf und sprach: so bin ich erst recht erlöst, mir ist gewesen, wie in einem Traum, denn die Prinzessin hat mich bezaubert, daß ich dich vergessen mußte, aber Gott hat mir noch zu rechter Stunde geholfen.“ Da gingen sie beide in der Nacht heimlich aus dem Schloß, denn sie fürchteten sich vor dem Vater der Prinzessin, der ein Zauberer war, und setzten sich auf den Vogel Greif, der trug sie über das rothe Meer, und als sie in der Mitte waren, ließ sie die Nuß fallen. Alsbald wuchs ein großer Nußbaum, darauf ruhte sich der Vogel und dann führte er sie nach

Haus, wo ſie ihr Kind fanden, das war groß und ſchön geworden, und ſie lebten von nun an vergnügt bis an ihr Ende.

3.

Die Gänſemagd.

Es lebte einmal eine alte Königin, der war ihr Gemahl ſchon lange Jahre geſtorben und ſie hatte eine ſchöne Tochter, wie die erwuchs, wurde ſie weit über Feld auch an einen Königsſohn verſprochen. Als nun die Zeit kam, wo ſie vermählt werden ſollten, und das Kind in das fremde Reich abreiſen mußte, packte ihr die Alte gar viel köſtliches Geräth und Geſchmeide ein: Gold und Silber, Becher und Kleinode, kurz alles, was ihr zu einem königlichen Brautſchatz gehörte, denn ſie hatte ihr Kind von Herzen lieb. Auch gab ſie ihr eine Kammerjungfer bei, welche mitreiten und die Braut in die Hände des Bräutigams überliefern ſollte und jede bekam ein Pferd zur Reiſe, aber das Pferd der Königstochter hieß Falada und konnte ſprechen. Wie nun die Abſchiedsſtunde da war, begab ſich die alte Mutter in ihre Schlafkammer, nahm ein Meſſerlein und ſchnitt damit in ihre Finger, daß ſie bluteten; darauf hielt ſie ein weißes Läppchen unter und ließ drei Tropfen Blut hineinfallen, gab ſie der Tochter und ſprach: „liebes Kind verwahr ſie wohl, ſie werden dir unterweges Noth thun.“

Alſo

Alſo nahmen beide von einander betrübten Abſchied, das Läppchen ſteckte die Königstochter in ihren Buſen vor ſich, ſetzte ſich auf's Pferd und zog nun fort zu ihrem Bräutigam. Da ſie eine Stunde geritten waren, empfand ſie heißen Durſt und rief ihrer Kammerjungfer: ſteig ab und ſchöpfe mir mit meinem Becher, den du aufzuheben haſt, Waſſer aus dem Bach, ich möchte gern einmal trinken. „Ei, wenn ihr Durſt habt, ſprach die Kammerjungfer, ſo ſteigt ſelber ab, legt euch an's Waſſer und trinkt, ich mag eure Magd nicht ſeyn!“ Da ſtieg die Königstochter vor großem Durſt herunter, neigte ſich über das Wäſſerlein im Bach und trank und durfte nicht aus dem goldnen Becher trinken. Da ſprach ſie: „ach Gott!“ da antworteten die drei Blutstropfen: „wenn das deine Mutter wüßte, das Herz im Leibe thät ihr zerſpringen.“ Aber die Königsbraut war gar demüthig, ſagte nichts und ſtieg wieder zu Pferd. So ritten ſie etliche Meilen weiter fort und der Tag war warm, daß die Sonne ſtach und ſie durſtete bald von neuem; da ſie nun an einen Waſſerfluß kamen, rief ſie noch einmal ihrer Kammerjungfer: „ſteig ab und gieß mir aus meinem Goldbecher zu trinken!“ denn ſie hatte aller böſen Worte längſt vergeſſen. Die Kammerjungfer ſprach aber noch hochmüthiger: wollt' ihr trinken, ſo trinkt allein, ich mag nicht eure Magd ſeyn.“ Da ſtieg die Königstochter

hernieder vor großem Durſt und legte ſich über das fließende Waſſer, weinte und ſprach: „ach Gott!“ und die Blutstropfen antworteten wiederum: „wenn das deine Mutter wüßte, das Herz im Leibe thät ihr zerſpringen!“ Und wie ſie ſo trank und ſich recht überlehnte, fiel ihr das Läppchen, worin die drei Tropfen waren, aus dem Buſen, und floß mit dem Waſſer fort, ohne daß ſie es in ihrer großen Angſt merkte. Die Kammerfrau hatte aber zugeſehen und freute ſich, daß ſie Macht über die Braut bekäme, denn damit, daß dieſe die Blutstropfen verloren hatte, war ſie ſchwach geworden. Als ſie nun wieder auf ihr Pferd ſteigen wollte, das da hieß Falada, ſagte die Kammerfrau: „auf Falada gehör' ich und auf meinen Gaul gehörſt du“ und das muſte ſie ſich gefallen laſſen, außerdem hieß ſie die Kammerfrau auch noch die königlichen Kleider ausziehen und ihre ſchlechten anlegen, und endlich mußte ſie ſich unter freiem Himmel verſchwören, daß ſie am königlichen Hof keinem Menſchen nichts davon ſprechen wollte, und wenn ſie dieſen Eid nicht abgelegt hätte, wäre ſie auf der Stelle umgebracht worden. Aber Falada ſah das alles an und nahm's wohl in Acht.

Die Kammerfrau ſtieg nun auf Falada und die wahre Braut auf das ſchlechte Roß, und ſo zogen ſie weiter, bis ſie endlich in dem königlichen Schloß eintrafen, da war große Freude über ihre

Ankunft, und der Königsſohn ſprang ihnen entgegen, hob die Kammerfrau vom Pferde und meinte, ſie wäre ſeine Gemahlin und ſie wurde die Treppe hinaufgeführt, die wahre Königstochter aber mußte unten ſtehen bleiben. Da ſchaute der alte König am Fenſter und ſah ſie im Hofe halten, nun war ſie fein und zart und ſehr ſchön, ging hin ins königliche Gemach und fragte die Braut nach der, die ſie bei ſich hätte und da unten im Hofe ſtände, und wer ſie wäre? „ei, die hab' ich mir unterwegs mitgenommen zur Geſellſchaft, gebt der Magd was zu arbeiten, daß ſie nicht müßig ſteht.“ Aber der alte König hatte keine Arbeit für ſie und wußte nichts, als daß er ſagte: „da hab' ich ſo einen kleinen Jungen, der hütet die Gänſe, dem mag ſie helfen!“ Der Junge hieß Kürdchen, (Conrädchen) dem mußte die wahre Braut helfen Gänſe hüten.

Bald aber ſprach die falſche Braut zu dem jungen König: liebſter Gemahl, ich bitte euch, thut mir einen Gefallen!“ Er antwortete: „das will ich gerne thun.“ „Nun ſo laßt mir den Schinder rufen und da dem Pferd, worauf ich her geritten bin, den Hals abhauen, weil es mich unterwegs geärgert hat;“ eigentlich aber fürchtete ſie ſich, daß das Pferd ſprechen möchte, wie ſie mit der Königstochter umgegangen wäre. Nun war das ſo weit gerathen, daß es geſchehen und der treue Falada ſterben ſollte, da kam es auch

der rechten Königstochter zu Ohr und ſie verſprach dem Schinder heimlich ein Stück Geld, das ſie ihm bezahlen wollte, wenn er ihr einen kleinen Dienſt erwieſe. In der Stadt war ein großes, finſteres Thor, wo ſie Abends und Morgens mit den Gänſen durch mußte, „unter das finſtere Thor möchte er dem Falada ſeinen Kopf hinnagein, daß ſie ihn doch noch als einmal ſehen könnte.“ Alſo verſprach das der Schindersknecht zu thun, hieb den Kopf ab und nagelte ihn unter das finſtere Thor feſt.

Des Morgens früh, als ſie und Kürdchen unterm Thor hinaus trieben, ſprach ſie im Vorbeigehen:

o du Falada, da du hangeſt,

da antwortete der Kopf:

o du Jungfer Königin, da du gangeſt,
wenn das deine Mutter wüßte,
ihr Herz thät ihr zerſpringen!

da zog ſie ſtill weiter zur Stadt hinaus und ſie trieben die Gänſe auf's Feld. Und wenn ſie auf der Wieſe angekommen war, ſaß ſie hier und machte ihre Haare auf, die waren eitel Silber, und Kürdchen ſah ſie und freute ſich, wie ſie glänzten, und wollte ihr ein Paar ausraufen. Da ſprach ſie:

weh'! weh'! Windchen*),
nimm Kürdchen sein Hütchen,
und laß'n sich mit jagen,
bis ich mich geflochten und geschnaht
und wieder aufgesaht.

und da kam ein so starker Wind, daß er dem Kürdchen sein Hütchen wegwehte über alle Land, daß es ihm nachlief und bis es wiederkam, war sie mit dem Kämmen und Aufsetzen fertig und er konnte keine Haare kriegen. Da war Kürdchen bös und sprach nicht mit ihr, und so hüteten sie die Gäuse bis daß es Abend wurde, dann fuhren sie nach Haus.

Den andern Morgen, wie sie unter dem finstern Thor hinaustrieben, sprach die Jungfrau:

o du Jalada, da du hangest,

es antwortete:

o du Jungfer Königin, da du gangest,
wenn das deine Mutter wüßte,
das Herz thät ihr zerspringen!

und in dem Feld setzte sie sich wieder auf die Wiese und fing an ihr Haar auszukämmen, und Kürdchen lief und wollte darnach greifen, da sprach sie schnell:

weh'! weh'! Windchen,
nimm dem Kürdchen sein Hütchen

*) D. h. Windchen wehe! nicht die Ausrufung ehen!

und laß'n ſich mit ſagen,
bis ich mich geflochten und geſchnaht
und wieder aufgeſatzt.

da wehte der Wind und wehte ihm das Hütchen vom Kopf weit weg, daß es nachzulaufen hatte, und als es wieder kam, hatte ſie längſt ihr Haar zurecht und es konnte keins davon erwiſchen, und ſie hüteten die Gänſe bis es Abend wurde.

Abends aber, nachdem ſie heim kamen, ging Kürdchen vor den alten König und ſagte: mit dem Mädchen will ich nicht länger Gänſe hüten." Warum denn? ſprach der alte König. „Ei, das ärgert mich den ganzen Tag." Da befahl ihm der alte König, zu erzählen, wie's ihm denn mit ihr ginge. Da ſagte Kürdchen: „des Morgens wenn wir unter dem finſtern Thor mit der Heerde durchkommen, ſo iſt da ein Gaulskopf an der Wand, zu dem redet ſie:

Falada, da du hangeſt,

da antwortet der Kopf:

o du Königsjungfer, da du gangeſt,
wenn das deine Mutter wüßte,
das Herz thät ihr zerſpringen!

und ſo erzählte Kürdchen weiter was auf der Ganswieſe geſchähe und wie es da dem Hut im Wind nachlaufen müßte.

Der alte König befahl ihm aber, den nächſten Tag wieder hinaus zu treiben, und er ſelbſt,

wie es Morgens war, ſetzte ſich hinter das finſtere Thor und hörte da, wie ſie mit dem Haupt des Falada ſprach; und dann ging er ihr auch nach in das Feld und barg ſich in einem Buſch auf der Wieſe. Da ſah er nun bald mit ſeinen eigenen Augen, wie die Gänſemagd und der Gänſejung die Heerde getrieben brachten und nach einer Weile ſie ſich ſetzte und ihre Haare losflocht, die ſtrahlten von Glanz. Gleich ſprach ſie wieder:

weh'! weh'! Windchen,
Laß Kürdchen ſein Hütchen
und laß'n ſich mit jagen,
bis daß ich mich geflochten und geſchnagt
und wieder aufgefaßt.

da kam ein Windſtoß und fuhr mit Kürdchens Hut weg, daß es weit zu laufen hatte, und die Magd kämmte und flocht ihre Locken ſtill fort, welches der alte König alles beobachtete. Darauf ging er unbemerkt zurück und als Abends die Gänſemagd heim kam, rief er ſie bei Seite und fragte: warum ſie dem allem ſo thäte? „das darf ich euch und keinem Menſchen nicht ſagen, denn ſo hab' ich mich unter freiem Himmel verſchworen, weil ich ſonſt um mein Leben wäre gekommen." Er aber drang in ſie und ließ ihr keinen Frieden, „willſt du mir's nicht erzählen," ſagte der alte König endlich, „ſo darfſt du's doch dem Kacheloſen erzählen." „Ja, das will ich wohl" antwortete ſie. Damit mußte ſie in den Ofen

kriechen und schüttete ihr ganzes Herz aus, wie es ihr bis dahin ergangen und wie sie von der bösen Kammerjungfer betrogen worden war. Aber der Ofen hatte oben ein Loch, da lauerte ihr der alte König zu und vernahm ihr Schicksal von Wort zu Wort. Da war's gut und Königskleider wurden ihr alsbald angethan und es schien ein Wunder, wie sie so schön war; der alte König rief seinen Sohn und offenbarte ihm, daß er die falsche Braut hätte, die wäre ein bloßes Kammermädchen, die wahre aber stände hier, als die gewesene Gänsemagd. Der junge König aber war herzensfroh, als er ihre Schönheit und Tugend erblickte und ein großes Mahl wurde angestellt, zu dem alle Leute und gute Freunde gebeten wurden, obenan saß der Bräutigam, die Königstochter zur einen Seite und die Kammerjungfer zur andern, aber die Kammerjungfer war verblendet und erkannte jene nicht mehr in dem glänzenden Schmuck. Als sie nun gegessen und getrunken hatten und guten Muths waren, gab der alte König der Kammerfrau ein Räthsel auf: was eine solche werth wäre, die den Herrn so und so betrogen hätte, erzählte damit den ganzen Verlauf und fragte: „welches Urtheils ist diese würdig?" Da sprach die falsche Braut: „die ist nichts bessers werth, als splinternackt ausgezogen in ein Faß inwendig mit spitzen Nägeln beschlagen geworfen zu werden, und zwei weiße Pferde davor gespannt müssen sie

Gaß auf Gaß ab zu Tode ſchleifen!" „Das biſt du, ſprach der alte König, und dein eigen Urtheil haſt du gefunden und darnach ſoll dir widerfahren," welches auch vollzogen wurde; der junge König vermählte ſich aber mit ſeiner rechten Gemahlin und beide regierten ihr Reich in Frieden und Seligkeit.

4.

Von einem jungen Rieſen.

Ein Bauersmann hatte einen Sohn, der war ſo groß wie ein Daumen und ward gar nicht größer, und wuchs in etlichen Jahren nicht haarbreit. Einmal wollte der Bauer ins Feld gehen und pflügen, da ſagte der kleine: „Vater, ich will mit hinaus." „Nein, ſprach der Vater, bleib du mir hier, draußen biſt du zu nichts nutz, du könntest mir auch verloren gehen." Da fing der Däumling an zu weinen, und wollte der Vater Ruhe haben, mußt' er ihn mitnehmen. Alſo ſteckte er ihn in die Taſche und auf dem Felde that er ihn heraus und ſetzte ihn in eine friſche Furche. Wie er da ſo ſaß, kam über den Berg ein großer Rieſe daher. „Siehſt du dort den großen Butzemann, ſagte der Vater und wollte den Kleinen ſchrecken, damit er artig wäre, der kommt und holt dich." Der Rieſe aber hatte lange Beine, und wie er

noch ein Paar Schritte gethan, da war er bei der Furche, nahm den kleinen Däumling heraus und ging mit ihm fort. Der Vater ſtand dabei, konnte vor Schreck kein Wort ſprechen und glaubte, ſein Kind wäre nun verloren alſo, daß er's ſein lebtag nicht wieder ſehen würde.

Der Rieſe aber nahm es mit ſich und ließ es an ſeiner Bruſt ſaugen und der Däumling wuchs und ward groß und ſtark nach Rieſen-Art und als zwei Jahre herum waren, ging der Alte mit ihm in den Wald und wollt' ihn verſuchen und ſprach: „zieh dir da eine Gerte heraus.“ Da war der Knabe ſchon ſo ſtark, daß er einen jungen Baum mit den Wurzeln aus der Erde riß. Der Rieſe aber dachte, das muß beſſer kommen und nahm ihn wieder mit, ſäugte ihn noch zwei Jahre und als er ihn da in den Wald führte, ſich zu verſuchen, riß er ſchon einen viel größeren Baum heraus. Das war aber dem Rieſen noch nicht genug und er ſäugte ihn noch zwei Jahre, ging dann mit ihm in den Wald und ſprach: „nun reiß einmal eine ordentliche Gerte aus.“ Da riß der Junge den dickſten Eichenbaum aus der Erde, daß es krachte und war ihm nur ein Spaß. Wie der alte Rieſe das ſah, ſprach er, nun iſt's gut, du haſt ausgelernt, und führte ihn zurück zu dem Acker, wo er ihn geholt hatte. Sein Vater pflügte gerade wieder, da ging der junge Rieſe auf ihn zu und ſprach: „ſieht er

wohl, Vater, wie's gekommen iſt, ich bin ſein Sohn." Da erſchrak der Bauer und ſagte: „nein, du biſt mein Sohn nicht, geh' weg von mir." „Freilich bin ich ſein Sohn, laß er mich einmal pflügen, ich kann's ſo gut, wie er auch." — „Nein, du biſt mein Sohn nicht, du kannſt auch nicht pflügen, geh' nur weg von mir." Weil er ſich aber vor dem großen Mann fürchtete, ließ er den Pflug los, ging weg und ſetzte ſich zur Seite an's Land. Da nahm der Junge das Geſchirr und wollte pflügen, aber er drückte blos mit der einen Hand ſo gewaltig darauf, daß der Pflug tief in die Erde ging. Der Bauer konnte das nicht mit anſehen und rief ihm zu: wenn du pflügen willſt, mußt du nicht ſo gewaltig drücken, das Land wird nicht ordentlich. Der Junge aber ſpannte die Pferde aus, und ſpannte ſich ſelber vor den Pflug und ſagte: „geh' er nur nach Haus, Vater, und ſag' er der Mutter, ſie ſollt' eine rechte Schüſſel voll zu eſſen kochen; ich will derweil den Acker ſchon herumreißen." Da ging der Bauer heim und beſtellte es bei ſeiner Frau und die kochte eine tüchtige Schüſſel voll, der Junge aber pflügte das Land, zwei Morgen Felds ganz allein, und dann ſpannte er ſich auch ſelber vor die Egge und eggte alles mit zwei Eggen zugleich. Wie er fertig war, ging er in den Wald und riß zwei Eichenbäume aus, legte ſie auf die Schultern und hinten und vorn eine Egge drauf-

und hinten und vorn auch ein Pferd, und trug das alles wie einen Bund Stroh nach Haus. Wie er in den Hof kam, kannte ihn seine Mutter nicht und fragte: „wer ist der entsetzliche große Mann?“ der Bauer sagte: „das ist unser Sohn.“ Sie sprach: „nein, unser Sohn ist das nimmermehr, so groß haben wir keinen gehabt, unser war ein kleines Ding: geh' nur weg, wir wollen dich nicht.“ Der Junge aber schwieg still, zog seine Pferde in den Stall, gab ihnen Haber und Heu und brachte alles in Ordnung; und wie er fertig war, ging er in die Stube, setzte sich auf die Bank und sagte: „Mutter, nun hätt' ich Lust zu essen, ist's bald fertig?“ da sagte sie ja, getraute sich nicht, ihm zu widersprechen und brachte zwei große, große Schüsseln voll herein, daran hätten sie und ihr Mann acht Tage satt gehabt. Er aber aß sie allein auf und fragte, ob sie nicht mehr hätten? „Nein, sagte sie, das ist alles, was wir haben.“ „Das war ja nur zum schmecken, ich muß noch mehr haben.“ Da ging sie hin und setzte einen großen Schweinekessel voll über's Feuer und wie es gahr war, trug sie es herein. „Nun, da ist noch ein Bischen,“ sagte er, und aß das alles noch hinein: es war aber doch nicht genug. Da sprach er: „Vater, ich seh' wohl, bei ihm werd' ich nicht satt, will er mir einen Stab von Eisen verschaffen, der stark ist, daß ich ihn vor meinen Knien nicht zerbrechen kann, so will

ich wieder fort gehen.“ Da war der Bauer froh und ſpannte ſeine zwei Pferde vor den Wagen, fuhr zum Schmid und holte einen Stab ſo groß und dick, als ihn die zwei Pferde nur fahren konnten. Der Junge aber nahm ihn vor die Knie und ratſch! zerbrach er ihn wie eine Bohnenſtange in der Mitte entzwei. Der Vater ſpannte da vier Pferde vor und holte einen Stab ſo groß und dick, als ihn die vier Pferde fahren konnten. Den nahm der Sohn auch, knickte ihn vor dem Knie entzwei, warf ihn hin und ſprach: „Vater, der kann mir nicht helfen, er muß beſſer vorſpannen und einen ſtärkern Stab holen.“ Da ſpannte der Vater acht Pferde vor und holte einen ſo groß und dick, als ihn die acht Pferde nur fahren konnten. Wie der Sohn den kriegte, brach er gleich oben ein Stück davon ab und ſagte: „Vater, ich ſehe, er kann mir doch keinen Stab anſchaffen, ich will nur ſo weggehen.“

Da ging er fort und gab ſich für einen Schmiedegeſellen aus. Er kam in ein Dorf, darin wohnte ein Schmied, der war ein Geizmann, gönnte keinem Menſchen etwas und wollte alles haben; zu dem trat er nun in die Schmiede und fragte ihn, ob er keinen Geſellen brauche. „Ja, ſagte der Schmied und ſah ihn an und dachte, das iſt ein tüchtiger Kerl, der wird gut vorſchlagen und ſein Brot verdienen: „wie viel willſt du Lohn haben?“ „Gar keinen Lohn will ich haben,

ſagte er, nur alle 14 Tage, wenn die andern Geſellen ihren bezahlt kriegen, will ich dir zwei Streiche geben, die mußt du aushalten.“ Das war der Geitzmann von Herzen zufrieden und dachte damit viel Geld zu ſparen. Am andern Morgen ſollte der fremde Geſell' zuerſt vorſchlagen, wie aber der Meiſter den glühenden Stab bringt und er den erſten Schlag thut, da fliegt das Eiſen von einander und der Ambos ſinkt in die Erde, ſo tief, daß ſie ihn gar nicht wieder herausbringen konnten. Da ward der Geitzmann bös und ſagte: „ei was, dich kann ich nicht brauchen, du ſchlägſt gar zu grob, was willſt du für den einen Zuſchlag haben?“ Da ſprach er: ich will dir nur einen ganz kleinen Streich geben, weiter nichts.“ Und hob ſeinen Fuß auf und gab ihm einen Tritt, daß er über vier Fuder Heu hinausflog. Darauf nahm er den dickſten Eiſenſtab aus der Schmiede als einen Stock in die Hand und ging weiter.

Als er eine Weile gezogen war, kam er zu einem Amt und fragte den Amtmann, ob er keinen Großknecht nöthig hätte. Ja, ſagte der Amtmann, er könnte einen brauchen, er ſehe aus wie ein tüchtiger Kerl, der ſchon was vermöchte, wie viel er Jahrslohn haben wollte. Da ſprach er wieder, er wollt' gar keinen Lohn, aber alle Jahre wollt' er ihm drei Streiche geben, die müßte er aushalten. Das war der Amtmann

zufrieden, denn er war auch ſo ein Geitzhals. Am andern Morgen, da ſollten die Knechte ins Holz fahren und die andern waren ſchon auf, er aber lag noch im Bett. Da rief ihn einer an: „nun ſteh auf, es iſt Zeit, wir wollen in's Holz, du mußt mit.“ „Ach, ſagte er ganz grob und trotzig, geht ihr nur hin, ich komme doch eher wieder, als ihr alle miteinander.“ Da gingen die andern zum Amtmann und erzählten ihm, der Großknecht läge noch im Bett und wollte nicht mit in's Holz fahren. Der Amtmann ſagte, ſie ſollten ihn noch einmal wecken und ihn heißen die Pferde vorſpannen. Der Großknecht ſprach aber wie vorher: „geht ihr nur hin, ich komme doch eher wieder, als ihr alle miteinander.“ Darauf blieb er noch zwei Stunden liegen, da ſtieg er endlich aus den Federn, holte ſich aber erſt zwei Scheffel voll Erbſen vom Boden, kochte ſie und aß ſie in guter Ruhe, und wie das alles geſchehen war, ging er hin, ſpannte die Pferde vor und fuhr in's Holz. Bald vor dem Holz war ein Hohlweg, wo er durch mußte, da fuhr er den Wagen erſt vorwärts, dann mußten die Pferde ſtille halten und er ging hinter den Wagen und nahm Bäume und Reiſig und machte da eine große Hucke (Verhack), ſo daß kein Pferd durchkommen konnte. Wie er nun vor's Holz kam, fuhren die andern eben mit ihren beladenen Wagen heraus und wollten heim, da ſprach er zu

ihnen: „fahrt nur hin, ich komme doch eher als ihr nach Haus.“ Er fuhr aber nur ein Bischen ins Holz und riß gleich zwei von den allergrößten Bäumen aus der Erde, die lud er auf den Wagen und drehte um. Wie er vor die Hucke kam, ſtanden die andern noch da und konnten nicht durch, da ſprach er: „ſeht ihr wohl, wärt ihr bei mir geblieben, wärt ihr eben ſo gerade nach Haus gekommen und hättet noch eine Stunde ſchlafen können.“ Er wollte nun zufahren, aber ſeine vier Pferde, die konnten ſich nicht durcharbeiten, da ſpannte er ſie aus, legte ſie oben auf den Wagen, ſpannte ſich ſelber vor, hüf! zog er alles durch und das ging ſo leicht, als hätt' er Federn geladen. Wie er drüben war, ſprach er zu den andern: „ſeht ihr wohl, ich bin eher durchgekommen als ihr“ und fuhr fort und die andern mußten ſtehen bleiben. In dem Hof aber nahm er einen Baum in die Hand und zeigte ihn dem Amtmann, und ſagte: „iſt das nicht ein ſchönes Klafterſtück?“ Da ſprach der Amtmann zu ſeiner Frau: „der Knecht iſt gut, wenn er auch lang ſchläft, er iſt doch eher wieder da, als die andern.“

Nun diente er dem Amtmann ein Jahr; wie das herum war und die andern Knechte ihren Lohn kriegten, ſprach er, nun wär's Zeit, er wollte auch gern ſeinen Lohn ſich nehmen. Dem Amtmann ward aber Angſt dabei, daß er die Streiche kriegen ſollte und bat ihn gar zu ſehr, er möchte ſie

ihm

ihm ſchenken, lieber wollte er ſelbſt Großknecht werden und er ſollte Amtmann ſeyn. „Nein, ſprach er, ich will kein Amtmann werden, ich bin Großknecht und will's bleiben, ich will aber austheilen, was bedungen iſt.“ Der Amtmann wollt' ihm geben, was er nur verlangte, aber es half nichts, der Großknecht ſprach zu allem nein. Da wußte ſich der Amtmann keinen Rath und bat ihn nur um 14 Tage Friſt, er wollte ſich auf etwas beſinnen; da ſprach der Großknecht, die ſollt' er haben. Der Amtmann berief alle ſeine Schreiber zuſammen, die ſollten ſich bedenken und ihm einen Rath geben, die beſannen ſich lange, endlich ſagten ſie, man müßte den Großknecht um's Leben bringen; er ſollte große Mühlſteine um den Brunnen im Hof anfahren laſſen und dann ihn heißen hinabſteigen und den Brunnen rein machen, und wenn er unten wäre, wollten ſie ihm die Mühlſteine auf den Kopf werfen. Der Rath gefiel dem Amtmann und da ward alles eingerichtet und wurden die größten Mühlſteine herangefahren. Wie nun der Großknecht im Brunnen ſtand, rollten ſie die Steine hinab, und die ſchlugen hinunter, daß das Waſſer in die Höh' ſprützte. Da meinten ſie gewiß, der Kopf wär' ihm eingeſchlagen, aber er rief: „jagt doch die Hühner vom Brunnen weg, die kratzen da oben im Sand und werfen mir die Körner in die Augen, daß ich nicht ſehen kann.“ Da rief der

Amtmann: bsch! bsch! und that als scheuchte er die Hühner weg. Wie nun der Großknecht fertig war, stieg er herauf und sagte: „seht einmal, ich hab' doch ein schön Halsband um," da waren es die Mühlensteine, die trug er um den Hals. Wie der Amtmann das sah, ward ihm wieder Angst, denn der Großknecht wollt' ihm nun seinen Lohn geben; da bat er wieder um 14 Tage Bedenkzeit und ließ die Schreiber zusammen kommen, die gaben endlich den Rath, er sollt' ihn in die verwünschte Mühle schicken, und ihn heißen, dort in der Nacht noch Korn malen, da sey noch kein Mensch lebendig Morgens herausgegangen. Der Anschlag gefiel dem Amtmann; also rief er ihn noch denselben Abend, und sagte, er sollte acht Malter Korn in die Mühle fahren und in der Nacht noch malen, sie hättens nöthig. Da ging der Großknecht auf den Boden und that zwei Malter in seine rechte Tasche, zwei in die linke, vier nahm er in einem Quersack halb auf den Rücken, halb auf die Brust und ging so nach der verwünschten Mühle. Der Müller aber sagte ihm, bei Tag könnt' er recht gut da mahlen, aber nicht in der Nacht, da sey die Mühle verwünscht, und wer da noch hineingegangen, der sey am Morgen todt darin gefunden worden. Er sprach: „ich will schon durchkommen, macht euch nur fert und legt euch auf's Ohr" Darauf ging er in die Mühle und schüttete das Korn auf und wie's bald

elf ſchlagen wollte, ging er in die Müllerſtube und ſetzte ſich auf die Bank. Als er ein bischen da geſeſſen hatte, that ſich auf einmal die Thür auf und kam eine große, große Tafel herein, und auf die Tafel ſtellte ſich Wein und Braten und viel gutes Eſſen, alles von ſelber, denn es war niemand da der's auftrug. Und darnach rückten ſich die Stühle herbei, aber es kamen keine Leute, bis auf einmal ſah er Finger, die handthierten mit den Meſſern und Gabeln und legten Speiſen auf die Teller, aber ſonſt kennt' er nichts ſehen. Nun war er hungrig und ſah die Speiſen, da ſetzte er ſich auch an die Tafel und aß mit und ließ ſich's gut ſchmecken. Wie er aber ſatt war und die andern ihre Schüſſeln auch ganz leer gemacht hatten, da wurden die Lichter auf einmal alle ausgeputzt, das hörte er deutlich, und wie's nun ſtockfinſter war, ſo kriegte er ſo etwas wie eine Ohrfeige in's Geſicht; da ſprach er: „wenn noch einmal ſo etwas kommt, ſo theil' ich auch wieder aus;" und wie er zum zweiten Mal eine kriegte, da ſchlug er gleichfalls mit hinein. Und ſo ging das fort die ganze Nacht, er ließ ſich nicht ſchrecken, und ſchlug nicht faul um ſich herum; bei Tagesanbruch aber hörte alles auf. Wie der Müller aufgeſtanden war, wollt' er nach ihm ſehen und verwunderte ſich, daß er noch lebte. Da ſprach er: „ich habe Ohrfeigen gekriegt, aber ich habe auch Ohrfeigen ausgetheilt und mich ſatt

gegessen.“ Der Müller freute sich und sagte, nun wäre die Mühle erlöst und er wollt' ihm gern zur Belohnung viel Geld geben. Er sprach aber: „Geld will ich nicht, ich habe doch genug.“ Dann nahm er sein Mehl auf den Rücken und ging nach Haus und sagte dem Amtmann, er habe die Sache ausgerichtet und wollte nun seinen bedungenen Lohn haben. Wie der Amtmann das hörte, da ward ihm erst recht Angst und er wußte sich nicht zu lassen und ging in der Stube auf und ab, daß ihm die Schweißtropfen von der Stirne herunterliefen. Da machte er das Fenster auf nach ein wenig frischer Luft, eh er sich's aber versah, hatte ihm der Großknecht einen Tritt gegeben, daß er durchs Fenster in die Luft hinein flog, immer fort, bis ihn niemand mehr sehen konnte. Da sprach der Großknecht zur Frau des Amtmanns, nun müßte sie den andern Streich hinnehmen, die sagte aber: „ach nein, ich kann's nicht aushalten“ und machte auch ein Fenster auf, weil ihr die Schweißtropfen die Stirn' herunter liefen. Da gab er ihr gleichfalls einen Tritt, daß sie auch hinausflog und noch viel höher als ihr Mann; und der rief ihr zu: „komm doch zu mir!“ sie aber rief: „komm du doch zu mir, ich kann nicht zu dir;“ und sie schwebten da in der Luft und konnte keins zum andern, und ob sie da noch schweben, das weiß ich nicht; der junge Riese aber nahm seine Eisenstange und ging weiter.

5.

Dat Erdmänneken.

Et was mal en rik Künig weſt, de hadde drei Döchter had, de wören alle Dage in den Schlott-Goren ſpazeren gaan, un de Künig, dat was ſo en Lievhaber von allerhand wackeren Bömen weſt; un einen, den hadde he ſo leiv had, dat he denjenigen, de ünne en Appel dervon plückede, hunnerd Klafter unner de Eere verwünſchede. As et nu Herveſt war, da wurden de Appel an den einen Baume ſo raut, aſe Blaud. De drei Döchter gungen alle Dage unner den Baum un ſeken to, ov nig de Wind 'n Appel herunner ſchlagen hädde, awerſt ſe ſannen ir levedage kienen, un de Baum, de ſatt ſo vull, dat he brecken wull, un de Telgen (Zweige) hungen bis up de Eere. Da geluſtede den jungeſten Künigskinne gewaldig, un et ſegde to ſinen Süſtern: „uſe Teite (Vater), de hett us viel to leiv, aſe dat he us verwünſchen deihe; ik glöve, dat he dat nur wegen de frümden Lüde dahen hat.“ Un indes plücked dat Kind en gans dicken Appel af un ſprunk fur ſinen Süſtern und ſegde: „a! nu ſchmecket mal, mine lewen Süſterkes, nu hew ik doch min levedage ſo wat ſchönes no nig ſchmecket.“ Da becten de beiden annern Künigsdöchter auch mal in den Appel, un da ver-

ſünken ſe alle drei deip, ſo deip unner de Eere, dat kien Haan mer dänach krehete.

wall

As et da Middag is, da willt ſe de Künig de Diſke roopen, do ſind ſe nirgens to finnen, he ſöket ſe ſo viel im Schlott un in Goren; awerſt he kun ſe nig finnen. Da werd he ſo bedröwet, un let dat ganſe Land upbeien (ausbieten), un wer ünne ſine Döchter wier brechte, de ſull ene davon tor Fruen hewen. Da gahet ſo viele ü junge Lüde uwer Feld, un ſöket, dat is gans ut der Wiſe (über alle Maßen); denn jeder hadde de drei Kinner geren had, wiil ſe wören gegen jedermann ſo fründlig un ſo ſchön von Angeſichte weſt. Und et togen auck drei Jäger-burſchen ut, un aſe da wol en acht Dage rieſet hadden, da kummet ſe up en grot Schlott, da woren ſo hübſche Steben inne weſt, un in einer Zimmer is en Diſch decket, darup wören ſo ſöte Spiſen, de ſied noch ſo warme, dat ſe dampet, awerſt in den ganzen Schlott is kien Minſk to hören noch to ſeihen. Da wartet ſe noch en halwen Dag, un de Spiſen bliewet immer un dampet, bis up et leſt, da weret ſe ſo hunerig, dat ſe ſik derbie ſettet un ettet un macket mit en anner ut, ſe wullen up den Schlotte wuhnen bliewen, un wüllen darümme looſen, dat eine in Huſe blev un de beiden annern de Dochter ſöken; dat doet ſe auk, un dat Loos dreppet den öleſten. Den

annern Dag, da gaet de twei jüngeſten ſöken, un de öleſte mot to Huſe bliewen. Am Middage kümmt der ſo en klein klein Männeken un hölt um 'n Stukesken Braud ane, da nümmt he von dem Braude, wat he da funnen hädde un ſchnitt en Stücke rund umme den Braud weg, un will ünne dat giewen, indes dat he et ünne reiket, lett et dat kleine Männeken fallen un ſegd, he ſulle dok ſo gut ſin un giewen ün dat Stücke wier. Da will he dat auck doen un bucket ſik, mit des nümmt dat Männeken en Stock un päckt ünne bie den Haaren un giwt ünne düchtige Schläge. Den anneren Dag, da is de tweide to Hus bliewen, den geit et nicks better; aſe de tweide da den Avend nah Hus kümmet, da ſegd de öleſte: „no, wie hätt et die dann gaen?“ — „o et geit mie gans ſchlechte.“ Da klaget ſe ſik enanner ehre Naud, awerſt den jüngeſten hadden ſe nicks daronne ſagd, den hadden ſe gar nig lien (leiden) mogt und hadden ünne jümmer den dummen Hans heiten, weil he nig recht van de Weld was. Den driden Dag, da blivt de jüngeſte to Hus, da kümmet dat kleine Männeken wier un hölt um en Stückſken Braud an, da he ünne da giewen hätt, let he et wier fallen un ſegd, he mögte dock ſo gut ſien und reicken ünne dat Stückſken wier. Da ſegd he to den kleinen Männeken: „wat! kannſt du dat Stücke nig ſulwens wier up nummen, wenn du die de Möhe nig mal um dine

däglige Narunge giewen wust, so bist du auck nig werth, dat du et etest." Do word dat Männeken so bös und sehde, he möst et doen; he awerst nig fuhl, nam min lewe Männeken un drosch et daet dör (tüchtig durch), da schrige dat Männeken so viel un rep: „hör up, hör up, un lat mie geweren, dann will ik die auck seggen, wo de Künigsdöchter sied;" wie he dat hörde, häll he up to slaen un dat Männeken vertelde, he wör en Erdmänneken un sulke wören mehr ase dusend, he mögte man mit ünne gaen, dann wulle he ünne wiesen, wo de Künigsdöchter weren. Da wist he ünne en deipen Born, da is awerst kien Water inne west, da segd dat Männeken, he wuste wohl, dat et sine Gesellen nig ehrlich mit ünne meinten, wenn he de Künigstinner erlösen wulle, dann möste he et alleine doen. De briden annern Bröer wullen wohl auck geren de Künigsdöchter wier hewen, awerst se wullen der kienie Möge un Gefahr umme doen, he möste so en grauten Kory nümmen, un möste sik mit sinen Hirschfänger un en Schelle darinne setten un sik herunner winnen laten, unnen da wören drei Zimmer, in jeden sette ein Künigskind un hädde en Drachen mit villen köppen to lusen, den möste he de Köpye afschlagen. Ase dat Erdmänneken gun alle sagd hadde, verschwand et. Ase't Awend is, da kümmet de briden anneren un fraget, wie et ün gaen hädde, da segd he;

„o, so wit gud" un hädde keinen Minsken sehen, ase des Middags, da wer so ein klein Männeken kummen, de hädde ün umme en Stücksken Braud bidd[illegible]t, do he et ünne giewen hädde, hädde dat Männeken [illegible] fallen laten un hädde segd, he mogtet ünne doch wier up nümmen, wie he dat nig hadde doen wullt, da hädde he anfangen to puchen, dat hädde he awerst unrecht verstan un hädde dat Männeken prügelt, un da hädde et ünne vertellt, wo de Künigsdöchter wären. Da ärgerten sik de beiden [illegible] so viel, dat se gehl un grön wören. Den anneren Morgen da gungen se to haupe an den Born un mackten Loose, we sik dat erste in den Korv setten sulle, do feel dat Loos wier den öllesten to, he mot sik darin setten un de Klinget mitniemen, da segd he: „wenn ik klingele, so mütt gi mik nur geschwinne wier herupwinnen." Ase he en bitken herunner is, da klingelte wat, da winnen se ünne wier heruper, da sett sik de tweide herinne, de maket ewen sau; nu kümmet dann auck de Riege an den jüngesten, de lät sik awerst gans derinne runner winnen. Ase he ut den Korwe stigen is, da nümmet he sinen Hirschfänger un geit vor der ersten Doer staen un lustert, da hort he den Drachen gans lute schnarchen; he macket langsam de Döre oppen, da sitt da de eine Künigsdochter un häd op eren Schot niegene (neun) Drachenköppe ligen un luste de. Da nümmet he sinen Hirschfänger un hogget to,

do ſteh de niegne Koppe owe. De Künigsdochter ſprünk up un fäl ünne um den Hals un drucket un piepete (küßte) ünn ſo viel; un nümmet ihr Bruſtſtücke, dat wor von rauen Golle weſt, un henget ünne dat umme. Da geit he auck nach der tweiten Künigsdochter, de häd en Drachen mit ſieven Köppe to luſen un erlöſet de auck, ſo de jungeſte, de hadde en Drachen mit viere Köppen to luſen had, da geit he auck hinne. Do froget ſe ſich alle ſo viel, un drucke'n un piepek'n ohne uphören. Da klingelte he ſau harde, bis dat ſe öwen hört. Da ſet he de Künigsdochter ein nach der annern in den Korv un let ſe alle drei heruptrecken, wie nu an ünne de Riege kümmt, da fallet ün de Woore (Worte) von den Erdmänneken wier bie, dat et ſine Geſellen mit ünne nig gud meinden. Da nümmet he en groten Stein, de da ligt, un lägt ün in den Korv, aſe de Korp da ungefär bis in de Midde herup is, ſchnien de falſten Broer owen de Strick af, dat de Korv mit den Stein up den Grund fäll un meinten, he wöre nu daud un laupet mit de drei Künigsdöchter wege un latet ſik dervan verſpreken, dat ſe an ehren vater ſeggen willt, dat ſe beiden ſe erlöſet hädden; da kümmet ſe to Künig un begert ſe tor Frugen. Unnerdes geit de jungeſte Jägerburſche gans bedröwet in den drei Kammern herumer un denket, dat he nu wull ſterwen möſte, da ſüht he an der Wand 'n Fleutenpipe hangen, da

segd he: „wonnme hengest du da wull, hier kann ja doch keiner lustig sin.“ He bekucket auck de Drachenköppe un segd: „ju kummt mie nu auck nig helpen;“ he geit so mannigmal up un af spatzeren, dat de Erdboden davon glat werd. Up et lest, da kricht he annere Gedanken, da nümmet he de Flötenpipen van der Wand un blest en Stücksken, up eenmahl kummet da so viele Erdmännekes, bie jeden Don den he däht, kummt eint mehr; da blest he so lange dat Stücksken, bis det Zimmer stopte-vull is. De vraget alle, wat sin Begeren wöre, da segd he, he wull geren wier up de Ere an Dages Licht, da fatten se ünne alle an, an jeden Spir (Faden) Haar, wat he up sinen Koppe hadde, un sau fleigen se mit ünne herupper bis up de Ere. Wie he owen is, geit he glick nach den Künigs-Schlott, wo grade de Hochtit mit der einen Künigs-Dochter sin sulle, he geit up den Zimmer, wo de Künig mit sinen drei Döchtern is. Wie ünne da de Kinner seihet, da wered se gans beschwähmt (ohnmächtig), da werd de Künig so böse un lät ünne glick in een Gefängniße setten, wiel he meint, he hädde den Kinnern en Leid anne daen. Ase awer de Künigsdöchter wier to sik kummt, da biddet se so viel, he mogte ünne doch wier lose laten. De Künig fraget se, worümme, da segd se, dat se dat nig vertellen dorften, awerst de Vaer de segd, se sullen et den Owen (Ofen) vertellen. Da geit he

herut un luſtert an de Döre, un hört alles; da lät he de beiden an en Galgen hängen un den einen givt he de jungeſte Dochter; un da trok ik en paar gläſerne Schohe an, und da ſtott ik an en Stein, da ſegd et: klink! da wären ſe caput.

6.

Der König vom goldenen Berg.

Ein Kaufmann, der hatte zwei Kinder, einen Buben und ein Mädchen, die waren beide noch klein und konnten noch nicht laufen. Es gingen aber zwei reichbeladene Schiffe von ihm auf dem Meer, und ſein ganzes Vermögen war darin, und wie er meinte, dadurch viel Geld zu gewinnen, kam die Nachricht, ſie wären verſunken. Da war er nun ſtatt eines reichen Mannes ein armer Mann und hatte nichts mehr übrig, als einen Acker vor der Stadt; um ſich nun ſein Unglück ein bischen aus den Gedanken zu ſchlagen, ging er dahinaus. Und wie er da ſo auf und abging, ſtand auf einmal ein kleines ſchwarzes Männchen neben ihm und fragte, warum er ſo traurig wäre und was er ſich ſo ſehr zu Herzen nähme. Da ſprach der Kaufmann: „wenn du mir helfen könnteſt, wollt' ich dir es wohl ſagen.“ — Wer weiß, ſagte das ſchwarze Männchen, ſag' mir's nur, vielleicht helf' ich dir.“ Da erzählte

der Kaufmann, daß ihm sein ganzer Reichthum auf dem Meer zu Grunde gegangen wäre und habe er nichts mehr übrig, als diesen Acker. „O! da bekümmere dich nicht, sagte das Männchen, wenn du mir versprichst, das, was dir zu Haus am ersten wider's Bein stößt, in zwölf Jahren hierher auf den Platz zu bringen, sollst du Geld haben so viel du willst." Der Kaufmann dachte, das ist ein geringes, was kann das anders seyn, als dein Hund, aber an seinen kleinen Jungen dachte er nicht, und sagte ja und gab dem schwarzen Mann Handschrift und Siegel darüber und ging nach Haus.

Als er nach Haus kam, da hatte sich sein kleiner Junge so gefreut, daß er sich an den Bänken hielt, zu ihm hinwackelte und ihn an den Beinen fest packte. Da erschrack der Vater und wußte nun was er verschrieben hatte, weil er aber immer noch kein Geld sah, dachte er, es wär' nur ein Spaß von dem Männchen gewesen. Ohngefähr einen Monat nachher ging er auf den Boden und wollte das alte Zinn zusammensuchen und verkaufen, um noch etwas daraus zu lösen, da sah er einen großen Haufen Geld liegen. Wie er das Geld sah, war er vergnügt, kaufte wieder ein, ward ein größerer Kaufmann, als vorher, und ließ Gott einen guten Mann seyn. Unterdessen ward der Junge groß und ein gescheidter Mensch. Je mehr aber die zwölf Jahre herbeikamen, je ängster es

dem Kaufmann ward, so daß man ihm die Angst im Gesicht sehen konnte. Da fragte ihn der Sohn einmal, was ihm fehle; der Vater wollt' es nicht sagen, aber er hielt so lange an, bis er ihm endlich sagte, er habe ihn ohne daß er es gewußt, einem schwarzen Männchen versprochen für vieles Geld und habe seine Handschrift mit Siegel darüber gegeben, und nun müsse er ihn, wenn zwölf Jahre jetzt herum wären, ausliefern. Da sprach der Sohn: „o Vater, laßt euch nicht bang seyn, das soll schon gut werden, der Schwarze hat keine Macht über mich."

Da ließ sich der Sohn von dem Geistlichen segnen und als die Stunde kam, gingen sie zusammen hinaus auf den Acker und der Sohn machte einen Kreis und stellte sich mit seinem Vater hinein. Da kam das schwarze Männchen und sprach zu dem Alten: „hast du, was du mir versprochen hast?" der schwieg aber still und der Sohn sprach: „was willst du hier?" Da sagte das schwarze Männchen: „ich habe mit deinem Vater zu sprechen und nicht mit dir." — Der Sohn sprach: „Du hast meinen Vater betrogen und verführt, gib die Handschrift heraus." — „Nein, sagte das schwarze Männchen, mein Recht geb ich nicht auf." Da redeten sie noch lange miteinander, endlich wurden sie einig, der Sohn, weil er nicht dem Erbfeind und nicht mehr seinem Vater zugehöre, solle sich in ein Schiffchen

ſetzen, das auf einem hinabwärts fließenden Waſſer ſtehe, und der Vater ſolle es mit ſeinem eigenen Fuß fortſtoßen und da ſolle der Sohn dem Waſſer überlaſſen bleiben. Da nahm er Abſchied von ſeinem Vater und ſetzte ſich in ein Schiffchen und der Vater mußte es mit ſeinem eigenen Fuß fortſtoßen. Und das Schiffchen drehte ſich herum, daß der unterſte Theil oben war, die Decke aber im Waſſer, und der Vater glaubte, er wär verloren, ging heim und trauerte um ihn.

Das Schiffchen aber floß ganz ruhig fort und ging nicht unter und der Jüngling ſaß ſicher darin, und ſo floß es lange, bis es endlich an einem unbekannten Ufer feſtſitzen blieb. Da ſtieg er an's Land, ſah ein ſchönes Schloß vor ſich liegen und ging drauf los, wie er aber hineintrat, war es verwünſcht und alles leer, bis er zuletzt in einer Kammer eine Schlange antraf. Die Schlange aber war eine verwünſchte Prinzeſſin, die freute ſich, wie ſie ihn ſah und ſprach zu ihm: „kommſt du, mein Erlöſer, auf dich habe ich ſchon zwölf Jahre gewartet, dies Reich iſt verwünſcht, und du mußt es erlöſen. Heute Nacht kommen zwölf Männer, ſchwarz und mit Ketten behangen, die werden dich fragen, was du hier machſt, da ſchweig aber ſtill und gib ihnen keine Antwort, und laß ſie mit dir machen, was ſie wollen; ſie werden dich quälen, ſchlagen und ſtechen, laß alles geſchehen, nur rede nicht, um zwölf Uhr

müſſen ſie wieder fort. Und in der zweiten Nacht werden wieder zwölf andere kommen, in der dritten vier und zwanzig, die werden dir den Kopf abhauen; aber um zwölf Uhr iſt ihre Macht vorbei und wenn du dann ausgehalten und kein Wörtchen geſprochen haſt, ſo bin ich erlöſt und komme zu dir und ſtehe dir bei und habe das Waſſer des Lebens, damit beſtreich' ich dich und dann biſt du wieder lebendig und geſund wie zuvor." Da ſprach er: „gern will ich dich erlöſen," und es geſchah nun alles ſo, wie ſie geſagt hatte: die ſchwarzen Männer konnten ihm kein Wort abzwingen und in der dritten Nacht ward die Schlange zu einer ſchönen Prinzeſſin, die kam mit dem Waſſer des Lebens und machte ihn wieder lebendig. Und dann fiel ſie ihm um den Hals und küßte ihn und ward Jubel und Freude im ganzen Schloß, und ihre Hochzeit wurde gehalten und er war König vom goldenen Berge.

Alſo lebten ſie vergnügt zuſammen und die Königin gebar einen ſchönen Prinzen und acht Jahre waren ſchon herum, da fiel ihm ſein Vater ein, daß ſein Herz davon bewegt ward und er wünſchte ihn einmal heimzuſuchen. Die Königin wollte ihn aber nicht fortlaſſen und ſagte: „ich weiß ſchon, daß das mein Unglück iſt," er ließ ihr aber keine Ruhe, bis ſie einwilligte. Beim Abſchied gab ſie ihm noch einen Wünſchring und ſprach:

ſprach: „nimm dieſen Ring und ſteck' ihn an deinen Finger, wo du dich hinwünſcheſt, wirſt du alsbald hinverſetzt, nur mußt du mir verſprechen, daß du ihn nicht gebrauchſt, mich von hier weg zu deinem Vater zu wünſchen.“ Da verſprach er's, ſteckte den Ring an ſeinen Finger und wünſchte ſich heim vor die Stadt, wo ſein Vater lebte. Alsbald war er auch davor, aber nicht darin; wie er nun vor's Thor kam, wollten ihn die Schildwachen nicht einlaſſen, weil er ſo ſeltſam und reich gekleidet war. Da ging er auf einen Berg, wo ein Schäfer hütete, mit dieſem tauſchte er die Kleider und zog den alten Schäferrock an und ging alſo ungeſtört in die Stadt ein. Als er zu ſeinem Vater kam, gab er ſich zu erkennen, der aber ſprach, er glaube nimmermehr, daß er ſein Sohn ſey, er hätte zwar einen gehabt, der ſey längſt todt, weil er aber ſehe, daß er ein armer, dürftiger Schäfer ſey, ſo wolle er ihm einen Teller voll zu eſſen geben. Da ſprach der Schäfer zu ſeinen Eltern: „ich bin wahrhaftig euer Sohn, wißt ihr kein Mal an meinem Leibe, woran ihr mich erkennen könnt?“ — „Ja, ſagte die Mutter, unſer Sohn hätte eine Himbeer unter dem rechten Arm.“ Da ſtreifte er das Hemd von ſeinem Arm und da ſahen ſie die Himbeer und waren nun überzeugt, daß es ihr Sohn war. Darauf erzählte er ihnen, er wäre König vom goldenen Berge und eine Prinzeſſin ſeine Gemahlin

und ſie hätten einen ſchönen Prinzen von ſieben Jahren. Da ſprach der Vater: „nun und nimmermehr iſt das wahr, das iſt ein ſchöner König, der in einem zerlumpten Schäferrock hergeht.“ Da ward er zornig, drehte ſeinen Ring herum, ohne an ſein Verſprechen zu denken und wünſchte beide, ſeine Gemahlin und ſeinen Prinzen, zu ſich. In dem Augenblick waren ſie auch da, aber die Königin, die klagte und weinte und ſagte, er hätte ſein Wort gebrochen und ſie unglücklich gemacht; doch weil ſie einmal da war, mußte ſie ſich wohl zufrieden geben; aber ſie hatte Böſes im Sinn.

Da führte er ſie hinaus vor die Stadt auf den Acker und zeigte ihr das Waſſer und wo das Schiffchen war abgeſtoßen worden und dann ſprach er: „ich bin müd, ſetz' dich nieder, ich will ein wenig auf deinem Schooß ſchlafen.“ Da legte er ſeinen Kopf auf ihren Schooß und ſie lauſte ihn ein wenig, bis er einſchlief. Als er eingeſchlafen war, zog ſie den Ring von ſeinem Finger und den Fuß, den ſie unter ihm ſtehen hatte, zog ſie auch heraus und ließ nur den Toffel unter ihm liegen; dann nahm ſie ihren Prinzen und wünſchte ſich wieder in ihr Königreich. Als er aufwachte, da lag er da ganz verlaſſen und ſeine Gemahlin mit dem Prinzen war fort und der Ring vom Finger auch, nur der Toffel ſtand noch da zum Wahrzeichen. „Nach Haus zu deinen

Eltern kannſt du nicht wieder gehen, dachte er, die ſagen, du wärſt ein Hexenmeiſter, du willſt aufpacken und gehen, bis du in dein Königreich kommſt. Alſo ging er fort und kam endlich zu einem Berg, wo drei Rieſen ihres Vaters Erbe theilen wollten und als ſie ihn vorbeigehen ſahen, riefen ſie ihn und ſagten, kleine Menſchen hätten klugen Sinn, er ſollt' ihnen die Erbſchaft vertheilen, das war ein Degen, wenn einer den in die Hand nahm und ſprach: „Köpf' alle runter, nur meiner nicht," ſo lagen alle Köpfe auf der Erde; zweitens ein Mantel, wer den anzog, war unſichtbar; drittens ein Paar Stiefeln, wenn man die an den Füßen hatte und ſich wohin wünſchte, ſo war man gleich da. Er ſprach, ſie müßten ihm die drei Stücke einmal geben, damit er ſie probiren könne, ob ſie auch alle noch in gutem Stand wären. Da gaben ſie ihm den Mantel, den that er um, und wünſchte ſich zu einer Fliege, alsbald war er eine Fliege. „Der Mantel iſt gut, ſprach er, nun gebt mir einmal das Schwert." Sie ſagten: „nein, das geben wir nicht, denn wenn du ſprächſt: „Köpf' alle runter, nur meiner nicht!" ſo wären unſere Köpfe alle herab und du hätteſt deinen noch; „doch gaben ſie es ihm, wenn er's an den Bäumen probiren wollte, das that er und das Schwert war auch gut. Nun wollt' er noch die Stiefel haben, ſie ſprachen aber: „nein, die können wir nicht

geben, wenn du die anhätteſt und ſprächſt, du wollteſt oben auf dem Berg ſeyn, ſo ſtünden wir da unten und hätten nichts.“ „Nein, ſprach er, das will ich nicht thun,“ da gaben ſie ihm die Stiefel auch noch. Wie er nun alle drei Stücke hatte, da wünſchte er ſich auf den goldenen Berg, und alsbald war er dort, und die Rieſen verſchwunden und war alſo ihr Erbe getheilt. Als er nah beim Schloß war, hörte er Geigen und Flöten und die Leute ſagten ihm, ſeine Gemahlin halte Hochzeit mit einem andern Prinzen. Da zog er ſeinen Mantel an, und machte ſich zur Fliege, ging in's Schloß hinein und ſtellte ſich hinter ſeine Gemahlin, und niemand ſah ihn. Wenn ſie ihr nun ein Stück Fleiſch auf den Teller legten, nahm er's weg und aß es, und wenn ſie ihr ein Glas Wein einſchenkten, nahm er's weg und tranks; ſie gaben ihr immer und ſie hatte doch immer nichts auf dem Teller. Da ſchämte ſie ſich, ſtand auf, ging in ihre Kammer und weinte, er aber ging hinter ihr her; da ſprach ſie vor ſich: „iſt denn der Teufel über mir oder mein Erlöſer kam nie!“ da gab er ihr ein paar derbe Ohrfeigen und ſagte: „kam dein Erlöſer nie, er iſt über dir, du Betrügerin! habe ich das an dir verdient?“ Darauf ging er hin und ſagte, die Hochzeit wär' aus, er wäre wieder gekommen, da wurde er verlacht von den Königen, Fürſten und Miniſtern, die da waren. Er aber gab kurze

Worte und fragte, ob ſie ſich entfernen wollten oder nicht? da wollten ſie ihn fangen, aber er zog ſein Schwert und ſprach: „Köpf' alle runter, nur meiner nicht!“ Da lag alles gleich im Blut darnieder und er war wieder König vom goldenen Berge.

7.

Die Rabe.

Es war einmal eine Mutter mit einem Töchterchen, das war noch klein und wurde noch auf dem Arm getragen. Nun geſchah es, daß das Kind einmal unruhig war und die Mutter mochte ſagen, was ſie wollte, es half nicht. Da ward ſie ungeduldig und weil die Raben ſo um das Haus herumflogen, machte ſie das Fenſter auf und ſagte: „ich wollt' du wärſt eine Rabe und flögſt fort, ſo hätt' ich Ruh,“ und kaum hatte ſie das Wort geſagt, ſo war das Kind eine Rabe und flog von ihrem Arm zum Fenſter hinaus. Die Rabe aber flog weg und niemand konnte ihr folgen, ſie flog aber in einen dunkelen Wald und blieb darin. Auf eine Zeit führte einen Mann ſein Weg in dieſen Wald und er hörte die Rabe rufen und er ging der Stimme nach; und als er näher kam, ſagte die Rabe zu ihm: „ich bin verwünſcht worden und bin eine Königstochter von

Geburt, du kannſt mich erlöſen.“ Da ſprach er: „wie ſoll ich das anfangen?“ Da ſagte ſie: „geh' hin in das Haus dort, darin ſitzt eine alte Frau, die wird dir Eſſen und Trinken reichen und dich davon genießen heißen, aber du darfſt nichts nehmen, denn wenn du trinkſt, ſo trinkſt du einen Schlaftrunk und dann kannſt du mich nicht erlöſen. Im Garten hinter dem Haus iſt eine große Lohhucke, darauf ſollſt du ſtehen und mich erwarten: den Nachmittag um zwei Uhr komm' ich in einer Kutſche, die iſt mit vier weißen Hengſten beſpannt, wenn du aber dann nicht wach biſt, ſondern ſchläfſt, ſo werd' ich nicht erlöſt.“ Der Mann ſprach, er wollt' alles thun, die Rabe aber ſagte: „ach ich weiß es wohl, du kannſt mich nicht erlöſen, du nimmſt doch etwas von der Frau.“ Da verſprach der Mann noch einmal, er wollte gewiß nichts anrühren von dem Eſſen und Trinken. Wie er aber in das Haus kam, trat die alte Frau zu ihm und ſagte: „ei, was ſeyd ihr abgemattet, kommt und erquickt euch, eſſet und trinkt.“ „Nein, ſagte der Mann, ich will nicht eſſen und trinken;“ ſie ließ ihm aber keine Ruhe und ſprach: „wenn ihr dann nicht eſſen wollt, ſo thut einen Zug aus dem Glas, einmal iſt keinmal,“ bis er ſich überreden ließ und einen Trunk nahm. Nachmittags gegen zwei Uhr ging er hinaus in den Garten auf die Lohhucke und wollte auf die Rabe warten; wie er da ſtand, auf

einmal ward er so müd' und wollte sich nicht hinlegen, aber er konnte es gar nicht mehr aushalten, und mußte sich ein Bischen legen; doch wollte er nicht einschlafen, aber kaum hatte er sich gelegt, da fielen ihm die Augen von selber zu und er schlief ein und schlief so fest, daß ihn nichts auf der Welt hätte erwecken können. Um zwei Uhr kam die Rabe mit vier weißen Hengsten gefahren und war schon in voller Trauer und sprach: „ich weiß doch schon, daß er schläft!" Und als sie in den Garten kam, lag er auch da auf der Lohhucke und schlief; und wie sie vor ihm war, stieg sie aus dem Wagen, schüttelte und rief ihn an, er wollte nicht erwachen. Sie rief aber so lang' bis sie ihn endlich aus dem Schlaf erweckte, da sagte sie: „ich sehe wohl, daß du mich hier nicht erlösen kannst, aber Morgen will ich noch einmal wiederkommen, dann habe ich vier braune Hengste vor dem Wagen, aber du darfst bei Leibe nichts nehmen von der Frau, kein Essen und kein Trinken." Da sagte er: „nein gewiß nicht." Sie sprach aber: „ach! ich weiß es wohl, du nimmst doch etwas!" Am andern Tag zur Mittagszeit kam die alte Frau und sagte, er äße und tränke ja nichts, was das wäre? Da sprach er: nein, ich will nicht essen und trinken." Sie aber stellte das Essen und Trinken vor ihn hin, daß der Geruch zu ihm aufging und beredete ihn, daß er wieder etwas trank. Gegen zwei Uhr ging er in

den Garten auf die Lohhucke und wollte auf die Rabe warten, da ward er wieder so müde, daß seine Glieder ihn nicht mehr hielten und er konnte sich nicht helfen, er mußte sich legen und ein Bischen schlafen. Wie nun die Rabe daher fuhr mit vier braunen Hengsten, war sie wieder in voller Trauer und sagte: „ich weiß doch schon, daß er schläft!“ Und als sie hin zu ihm kam, lag er da und schlief fest, da stieg sie aus dem Wagen, schüttelte ihn und suchte ihn zu erwecken; das ging aber noch schwerer als gestern, bis er endlich erwachte. Da sprach die Rabe: „ich sehe wohl, daß du mich nicht erlösen kannst, Morgen Nachmittag um zwei Uhr will ich noch einmal kommen, aber das ist das letztemal, meine Hengste sind dann schwarz und ich habe auch alles schwarz; du darfst aber nichts nehmen von der alten Frau, kein Essen und kein Trinken.“ Da sagte er: „nein gewiß nicht.“ Sie sprach aber: „ach, ich weiß es wohl, du nimmst doch etwas!“ Am andern Tag kam die alte Frau und sagte, er äße und tränke ja nichts, was das wäre? Da sprach er: „nein ich will nicht essen und trinken.“ Sie aber sagte, er sollte nur einmal schmecken, wie gut das alles sey, Hungers könnte er doch nicht sterben; da ließ er sich überreden und trank doch wieder etwas. Als es Zeit war, ging er hinaus in den Garten auf die Lohhucke und wartete auf die Prinzessin, da ward er wieder so müde, daß er

sich' nicht halten konnte und er sich hin legte und schlief so fest als wär' er von Stein. Um zwei Uhr kam die Rabe und hatte vier schwarze Hengste und die Kutsche und alles war schwarz; sie war aber in voller Trauer und sprach: „ich weiß doch schon, daß er schläft und mich nicht erlösen kann.“ Als sie zu ihm kam, lag er da und schlief fest, sie rüttelte ihn und rief ihn, aber sie konnt' ihn nicht aufwecken, er schlief in einem fort. Da legte sie ein Brot neben ihn hin, davon konnte er so viel essen, als er wollte, es wurde nicht all'; dann ein Stück Fleisch, davon konnt' er auch so viel essen, als er wollte, es wurde nicht all'; zum dritten eine Flasche Wein, davon konnt' er trinken, so viel er wollte, es wurde nicht all'. Darnach nahm sie ihren goldenen Ring vom Finger und steckt ihm den an und war ihr Name darein gegraben, und endlich legte sie einen Brief hin, darin stand, was sie ihm gegeben hatte und daß es nie all' würde und es stand auch darin: „ich sehe wohl, daß du mich hier nicht erlösen kannst, willst du mich aber noch erlösen, so komm nach dem goldenen Schloß von Stromberg, da kannst du es, das weiß ich gewiß.“ Und wie sie ihm das alles gegeben hatte, setzte sie sich in ihren Wagen und fuhr weg in das goldene Schloß von Stromberg.

Als der Mann aufwachte, und sah, daß er geschlafen hatte, ward er von Herzen traurig und

sprach: „gewiß nun ist sie vorbei gefahren und du hast sie nicht erlöst.“ Da fielen ihm die Dinge in die Augen, die neben ihm lagen, und er las den Brief, darin geschrieben stand, wie es zugegangen war. Also machte er sich auf und ging fort und wollte nach dem goldenen Schloß von Stromberg, aber er wußte nicht, wo es lag. Nun war er schon lange in der Welt herumgegangen, da kam er in einen dunkeln Wald und ging vierzehn Tage darin fort, und konnte sich nicht herausfinden. Da ward es wieder Abend, und er war so müde, daß er sich an einen Busch legte und einschlief; am andern Tag ging er weiter und wollt' sich am Abend wieder an einen Busch legen, da hört' er ein Heulen und Jammern, daß er nicht einschlafen konnte. Und wie die Zeit kam, wo die Leute die Lichter anstecken, sah er eins schimmern und machte sich auf und ging ihm nach, da kam er vor ein Haus, das schien so klein, denn es stand ein großer Riese davor. Da dacht' er bei sich: „gehst du wohl hinein oder nicht, wenn du's thust, kommst du vielleicht um's Leben, du willst aber doch einmal hineingehen.“ Wie er nun drauf zu ging und der Riese ihn sah, sprach er: „es ist gut, daß du kommst, ich habe doch lange nichts gegessen, jetzt will ich dich gleich zum Abendbrot verschlucken.“ „Laß das gut seyn, sprach der Mann, wenn du essen willst, so hab' ich was bei mir.“ „Wenn das ist, sagte der Riese, so

bist du gut.“ Da gingen sie beide hinein und setzten sich an den Tisch und der Mann holte sein Brot, Wein und Fleisch, was nicht all' wurde, hervor, und sie aßen sich beide recht satt. Darnach sagte der Mann zum Riesen: „kannst du mir nicht sagen, wo das goldene Schloß von Stromberg ist.“ Der Riese sprach: „ich will einmal auf meiner Landcharte nachsehen, darauf sind alle Städte, Dörfer und Häuser.“ Da holt' er seine Landkarte, die er in der Stube hatte, und suchte das Schloß, konnte es aber nicht finden; „das thut nichts, sprach er, ich habe oben in einem Schranke noch mehr Landkarten, da will ich einmal sehen, ob es darauf zu finden ist. Sie sahen zu, konnten's aber nicht finden. Der Mann wollte nun weiter gehen, der Riese aber sprach, er sollte noch ein Paar Tage warten, er hätte einen Bruder, der wär' aus und holte was zu essen, wenn der käme, der hätte auch gute Landkarten, da wollten sie noch einmal suchen, der fänd's gewiß. Also wartete der Mann, bis der Bruder nach Haus kam, der sagte, er wüßte es nicht gewiß, er glaubte aber das goldene Schloß von Stromberg stände auf seiner Karte. Da aßen sich die drei noch einmal recht satt und dann ging der zweite Riese hin und sprach: „nun will ich einmal zusehen auf meiner Karte;“ allein das Schloß war auch nicht darauf. Da sagt' er, er hätte noch oben eine Kammer voll Landkarten, da

müßt' es darauf ſtehen. Wie er nun die herunter gebracht hatte, ſuchten ſie von neuem und endlich fanden ſie das goldene Schloß von Stromberg, aber es war viele tauſend Meilen weit weg. „Wie werd' ich nun dahin kommen?" ſprach der Mann. „Ei, ſagte der Rieſe, zwei Stunden hab' ich Zeit, da will ich dich bis in die Nähe tragen, dann muß ich aber wieder nach Haus und das Kind ſäugen, das wir haben." Da trug der Rieſe den Mann bis etwa noch hundert Stunden vom Schloß und ſagte: „jetzt muß ich zurück, den übrigen Weg kannſt du wohl allein gehen." — „O ja, ſagte der Mann, das kann ich wohl." Wie ſie ſich nun trennen wollten, ſprach der Mann, „wir wollen uns erſt recht ſatt eſſen;" und darauf nahm der Rieſe Abſchied und ging heim. Der Mann aber ging vorwärts Tag und Nacht, bis er endlich zu dem goldenen Schloß von Stromberg kam. Da ſtand es aber auf einem gläſernen Berge, und oben darauf ſah er die verwünſchte Prinzeſſin fahren; nun wollte er hinauf zu ihr, aber er glitſchte immer wieder herunter. Da war er ganz betrübt und ſprach zu ſich ſelbſt: am beſten iſt, du bauſt dir hier eine Hütte, Eſſen und Trinken haſt du ja." Alſo baute er ſich eine Hütte und ſaß darin ein ganzes Jahr und ſah die Prinzeſſin alle Tage oben fahren; konnte aber nicht hinauf zu ihr kommen.

Da hörte er einmal wie drei Riesen sich schlugen, und rief ihnen zu: „Gott sey mit euch!“ Sie hielten bei dem Ruf inne, als sie aber niemand sahen, fingen sie wieder an sich zu schlagen und das zwar ganz gefährlich. Da sprach er wieder: „Gott sey mit euch!“ sie hörten wieder auf, guckten sich um, weil sie aber niemand sahen, fuhren sie auch wieder fort, sich zu schlagen. Da sprach er zum drittenmal: „Gott sey mit euch!“ und dacht', du mußt doch sehen, was die drei vorhaben, ging hin und fragte sie, warum sie so auf einander losschlügen. Da sagte der eine, er hätt' einen Stock gefunden, wenn er damit wider eine Thür schlüge, so sprünge sie auf; der andere sagte, er hätte einen Mantel gefunden, wenn er den umhinge, so wär' er unsichtbar; der dritte aber sprach, er hätte ein Pferd gefangen, mit dem könnte man den gläsernen Berg hinaufreiten. Da sprach der Mann: „für die drei Sachen will ich euch etwas geben, Geld habe ich zwar nicht, aber andere Dinge, die noch mehr werth sind; doch muß ich sie vorher probiren, damit ich sehe, ob ihr auch die Wahrheit gesagt habt.“ Da ließen sie ihn auf's Pferd sitzen, hingen ihm den Mantel um und gaben ihm den Stock in die Hand, und wie er das alles hatte, konnten sie ihn nicht mehr sehen und er prügelte sie durch und durch, rief: „nun, seyd ihr zufrieden?“ und ritt den Berg hinauf. Oben aber vor dem Schloß, das

war verſchloſſen, da ſchlug er mit dem Stock vor die Thür, gleich ſprang ſie auf, und er ging hinein und die Treppe hinauf oben in den Saal, da ſaß die Prinzeſſin und hatte einen goldenen Kelch mit Wein vor ſich ſtehen; konnt' ihn nicht ſehen, weil er den Mantel um hatte. Und als er vor ſie kam, zog er den Ring vom Finger, den ſie ihm gegeben hatte und ſchmiß ihn in den Kelch, daß es klang. Da rief ſie: „das iſt mein Ring, ſo muß auch der Mann da ſeyn, der mich erlöſt.“ Sie ſuchten im ganzen Schloß, und fanden ihn nicht, er aber war hinaus gegangen, hatte ſich auf's Pferd geſetzt und den Mantel abgeworfen. Wie ſie nun vor das Thor kamen, ſahen ſie ihn, und ſchrien vor Freude; und er ſtieg ab und nahm die Prinzeſſin in den Arm, da küßte ſie ihn und ſagte: „jetzt haſt du mich erlöſt.“ Darauf hielten ſie Hochzeit und lebten vergnügt mits einander.

3.

Die kluge Bauerntochter.

Es war einmal ein armer Bauer, der hatte kein Land, nur ein kleines Häuschen und eine alleinige Tochter, da ſprach die Tochter: wir ſollten den Herrn König um ein Stückchen Rottland bitten.“ Da der König ihre Armuth hörte,

ſchenkte er ihnen auch ein Eckchen Raſen, den hackte ſie und ihr Vater um, und wollten ein wenig Korn und der Art Frucht darauf ſäen; und als ſie ihn beinah herum hatten, da fanden ſie in der Erde einen Mörſel von purem Gold. „Hör', ſagte der Vater zu dem Mädchen, weil unſer Herr König ſo gnädig iſt geweſen und hat uns dieſen Acker geſchenkt, ſo müſſen wir ihm den Mörſel wiedergeben.“ Die Tochter aber wollt' es nicht bewilligen und ſagte: „Vater, wenn wir den Mörſel haben und haben den Stößer nicht, dann müſſen wir auch den Stößer ſchaffen, darum ſchweigt lieber ſtill.“ Er wollt' ihr aber nicht gehorchen, nahm den Mörſel und trug ihn zum Herrn König und ſagte, den hätt' er gefunden in der Heide. Der König nahm den Mörſer und fragte, ob er nichts mehr gefunden? nein, ſprach der Bauer, da ſagte der König: er ſollte nun auch den Stößer herbeiſchaffen. Der Bauer ſprach, den hätten ſie nicht gefunden; aber das half ihm ſoviel, als hätt' er's in den Wind geſagt, er ward in's Gefängniß geſetzt und ſollte ſo lange da ſitzen, bis er den Stößer herbeigeſchafft hätte. Die Bedienten mußten ihm täglich Waſſer und Brot bringen, was man ſo in dem Gefängniß kriegt, da hörten ſie, wie der Mann als fort ſchrie: „ach! hätt' ich meiner Tochter gehört! ach! ach! hätt' ich meiner Tochter gehört!“ Da gingen die Bedienten zum König und ſprachen das, wie

der Gefangene als fort schrie: „ach! hätt' ich doch meiner Tochter gehört!" und wollte nicht essen und nicht trinken. Da befahl er den Bedienten, sie sollten ihn vor ihn bringen und da fragte der Herr König, warum er also fort schreie: ach! hätt' ich meiner Tochter gehört! „Was hat eure Tochter denn gesagt?" — „Ja, sie hat gesprochen, ich sollt' den Mörsel nicht bringen, sonst müßt' ich auch den Stößer schaffen." „Habt ihr dann so eine kluge Tochter so laßt sie einmal herkommen." Also mußte sie vor den König kommen; der fragte sie, ob sie dann so klug wäre, und sagte, er wollt' ihr ein Räthsel aufgeben, wann sie das treffen könnte, dann wolit' er sie heirathen. Da sprach sie ja, sie wollt's errathen. Da sagte der König: „komm zu mir nicht gekleidet, nicht nackend, nicht geritten, nicht gefahren, nicht in dem Weg, nicht außer dem Weg, und wann du das kannst, will ich dich heirathen." Da ging sie hin, und zog sich aus splinter nackend, da war sie nicht gekleidet, und nahm ein großes Fischgarn und setzte sich hinein und wickelte sich hincin, da war sie nicht nackend, und borgte einen Esel für's Geld und band dem Esel das Fischgarn an den Schwanz, daran er sie fortschleppen mußte, und war das nicht geritten und nicht gefahren, und mußte sie der Esel in der Fahrgleise schleppen, so daß sie nur mit der großen Zehe auf die Erde kam, und war das nicht in dem Weg und

nicht

nicht auſser dem Weg. Und wie ſie ſo daher kam, ſagte der König, ſie hätte das Räthſel getroffen und ſey alles erfüllt. Da ließ er ihren Vater los aus dem Gefängniß und nahm ſie bei ſich als ſeine Gemahlin und befahl ihr das ganze königliche Gut an.

Nun waren etliche Jahre herum, als der Herr König einmal auf die Parade zog, da trug es ſich zu, daß Bauern mit ihren Wagen vor dem Schloß hielten, die hatten Holz verkauft, etliche mit Ochſen und etliche mit Pferden. Da war ein Bauer, der hatte drei Pferde, davon kriegte eins ein junges Füllchen, das lief weg und legte ſich an einen Wagen, wo zwei Ochſen davor waren, mitten drein. Als nun die Bauern zuſammen kamen, fingen ſie an ſich zu zanken, ſchmeißen und lärmen und der Ochſenbauer wollte das Füllchen behalten und ſagte, die Ochſen hätten's gehabt, und der andere ſagte, nein, ſeine Pferde hätten's gehabt und es wär' ſein. Der Zank kam vor den König und der that den Ausſpruch: wo das Füllen gelegen hätte, da ſollt' es bleiben und alſo bekam's der Ochſenbauer, dem's doch nicht gehörte. Da ging der andere weg, weinte und lamentirte über ſein Füllchen; nun ſo hatte er gehört, wie daß die Frau Königin ſo gnädig ſey, weil ſie auch von armen Bauersleuten gekommen wäre, ging zu ihr und bat ſie, ob ſie ihm nicht helfen könnte,

daß er sein Füllchen wieder bekäme. Sagte sie, „ja," wenn ihr mir versprecht, daß ihr mich nicht verrathen wollt', will ich's euch sagen: morgen früh, wenn der König auf der Wachtparade ist, so stellt euch hin mitten in die Straße, wo er vorbeikommen muß, nehmt ein großes Fischgarn und thut als fischtet ihr, und fischt also fort und schüttet es aus, als wenn ihr's voll hättet, und sagte ihm auch, was er antworten sollte, wenn er vom König gefragt würde. Also stand der Bauer am andern Tag da, und fischte auf einem trockenen Platz; wie der König vorbeikam und das sah, schickte er seinen Lauser hin, der sollte fragen, was der närrische Mann vorhabe. Da gab er zur Antwort: „ich fische." Fragte der Lauser, wie er fischen könnte, es wär' ja kein Wasser da. Sagte der Bauer: „so gut als zwei Ochsen können ein Füllen kriegen, so gut kann ich auch auf dem trockenen Platz fischen." Da ging der Lauser hin und brachte dem König die Antwort, da ließ er den Bauer vor sich kommen und sagte ihm, das hätte er nicht von sich, von wem er das hätte? und sollt's gleich bekennen. Der Bauer aber wollt's nicht thun und sagte immer, Gottbewahr! er hätt' es von sich. Sie banden ihn aber auf ein Gebund Stroh und schlugen und drangsalten ihn so lange, bis er's bekannte, daß er's von der Frau Königin hätte. Als der König nach Haus kam, sagte er zu seiner Frau: „warum bist

du ſo falſch mit mir, ich will dich nicht mehr zur Gemahlin, deine Zeit iſt rum, geh wieder hin, woher du kommen biſt in dein Bauernhäuschen.“ Doch erlaubte er ihr eins: ſie ſollte ſich das Liebſte und Beſte mitnehmen, was ſie wüßte und das ſollte ihr Abſchied ſeyn. Sie ſagte, „ja, lieber Mann, wenn du's ſo befiehlſt, will ich es auch thun,“ und fiel über ihn her und küßte ihn und ſprach, ſie wollte Abſchied von ihm nehmen. Dann ließ ſie einen ſtarken Schlaftrunk kommen, Abſchied mit ihm zu trinken, der König that einen großen Zug, ſie aber trank nur ein wenig, da gerieth er bald in einen tiefen Schlaf. Und als ſie das ſah, rief ſie einen Bedienten und nahm ein ſchönes weißes Linnentuch und ſchlug ihn da hinein, und die Bedienten mußten ihn in einen Wagen vor der Thüre tragen und fuhr ſie ihn heim in ihr Häuschen. Da legte ſie ihn auf ihr Bettchen, und er ſchlief Tag und Nacht in einem fort und als er aufwachte, ſah er ſich um und ſagte: „ach Gott! wo bin ich denn?“ rief ſeinen Bedienten, aber es war keiner da. Endlich kam ſeine Frau vor's Bett und ſagte: „lieber Herr König, ihr habt mir befohlen, ich ſollte das Liebſte und Beſte aus dem Schloß mitnehmen, nun hab' ich nichts beſſeres und lieberes als dich, da hab' ich dich mitgenommen.“ Der König ſagte: „liebe Frau, du ſollſt mein ſeyn und ich dein,“ und nahm ſie wieder mit ins königliche Schloß und ließ ſich auf's

neue mit ihr vermählen und werden ſie ja wohl noch auf heutigen Tag leben.

9. (No 33)

Der Geiſt im Glas.

Es ließ ein Mann ſeinen Sohn ſtudiren, wie der ein paar Schulen durchſtudirt hatte, konnte der Vater nichts mehr an ihn verwenden; da ließ er ihn zu ſich kommen und ſprach: „du weißt, unſer Vermögen iſt aufgegangen, ich kann nichts mehr an dir thun.“ Da ſagte der Sohn: „lieber Vater, macht euch darüber keinen Kummer, wenn es ſo iſt, da bleib' ich bei euch und will mit euch gehen und etwas am Malterholz (d. h. am Zuhauen und Aufrichten) verdienen;“ denn der Vater war ein Taglöhner, und erwarb ſein Brot damit. Der Vater ſagte: „ja, mein Sohn, das ſoll dir beſchwerlich ankommen, ich hab' auch nur eine Art und kann dir keine kaufen.“ „Ei, ſagte der Sohn, geht zum Nachbar, der leiht euch eine.“ Alſo borgte der Vater eine Art für ihn und ſie gingen miteinander ins Holz und arbeiteten. Wie ſie bis Mittag gearbeitet hatten, ſagte der Vater: „nun wollen wir ein Bischen raſten und unſer Mittagsbrot eſſen, da geht die Arbeit hernach noch einmal ſo friſch.“ Der Sohn nahm ſein Mittagsbrot in die Hand und

ſagte zum Vater, er wollte damit herumgehen und Vogelneſter ſuchen. „O du Geck! ſprach der Vater, was willſt du da herumgehen, bleib bei mir, ſonſt wirſt du müd' und kannſt hernach nichts mehr thun.“ Der Sohn ging aber in dem Wald herum, aß ſein Brot und ſah ſich nach Vögelsneſtern um und kam zu einer großen, gefährlichen Eiche, da ſuchte er ein Bischen herum. Auf einmal kam gegen ihn eine Stimme aus der Wurzel, die rief mit ſo einem recht dumpfen Ton: „laß mich heraus! laß mich heraus!“ Da horcht' er darnach und rief: „wo biſt du?“ es ſprach von neuem: „laß mich heraus! laß mich heraus! „Ja ich ſeh' aber nichts, ſagte der Student, wo biſt du?“ — „Hier bin ich bei der Eichwurzel.“ Da fing er an zu ſuchen und fand in einer kleinen Höhle eine Glasflaſche, daraus war die Stimme gekommen, er hielt ſie gegen das Licht, da war eine Geſtalt darin wie ein Froſch, die Geſtalt rief aber weiter: „nimm den Pfropfen herab.“ Das that der Student, und wie er den Pfropfen abgenommen hatte, kam ein Kerl von entſetzlicher Größe heraus und ſprach: „weißt du wohl, was du für einen Lohn verdient, weil du mich herausgelaſſen haſt?“ „Nein,“ ſagte der Student. „So will ich dir's ſagen: ich muß dir den Hals dafür brechen.“ „Nein, ſagte der Student, mir nicht ſo, das hätteſt du früher ſagen ſollen, ſo hätt' ich dich nicht herausgelaſſen. Da müſſen

erſt mehr Leute gefragt werden.“ — „Mehr Leute hin, mehr Leute her, du mußt deinen verdienten Lohn haben, du kannſt leicht denken, daß ich nicht aus Gnade da eingeſchloſſen war, ſondern aus Strafe: weißt du wohl, was ich für einen Namen habe?“ — „Nein, ſagte der Student, das weiß ich nicht.“ Da ſprach der Geiſt: „ich bin der großmächtige Merkurius, ich muß dir den Hals zerbrechen.“ „Nein das geht nicht, ſo wie du meinſt, ſagte der Student, du mußt einen andern Rath anfangen; ich muß auch ſehen, ob du wieder in die Flaſche hinein kommſt, ſonſt glaub' ich nimmermehr, daß du herauskommen biſt. wenn ich das aber ſehe, will ich mich in deine Gefangenſchaft geben.“ Da willigte der Geiſt ein und begab ſich durch daſſelbe Loch und durch den Hals der Flaſche wieder hinein; wie er drin war, ſteckte der Student den abgezogenen Pfropfen wieder auf und der Geiſt war angeführt. Da bat der Geiſt, er möcht' ihn doch wieder erlöſen und herauslaſſen. „Nein, ſagte der Student, der mir nach dem Leben ſtrebte, den kann ich nicht wieder herauslaſſen und den will ich in Ewigkeit nicht wieder herauslaſſen.“ Da ſprach der Geiſt: „ich will dir auch ſo viel geben, daß du dein Lebtag genug haſt.“ „Du würdeſt mich doch betrügen, wie das erſtemal, ſagte der Student.“ „Nein, ſagte der Geiſt, ich will dir nichts thun.“ Da ließ er ſich bewegen und that

den Pfropfen wieder ab und der Geiſt ſtieg heraus. „Nun will ich dich belohnen, ſprach er, da haſt du ein Pflaſter, wenn du mit dem einen Ende eine Wunde damit beſtreichſt, ſo wird ſie heilen, und wenn du Stahl oder Eiſen mit dem andern Ende beſtreichſt, ſoll es all in Silber verwandelt ſeyn.“ Da wollte der Student das Pflaſter probiren und machte an einem Baum einen kleinen Ritz und hielt dann das Pflaſter daran, da war er alsbald geheilt. Da dankte der Student dem Geiſte und der Geiſt dankte ihm auch für ſeine Erlöſung und ſie nahmen Abſchied von einander. Der Student ging zurück zu ſeinem Vater, der wieder an der Arbeit war und ihn ſchalt, daß er ſo lange ausgeblieben wäre: „ich hab's ja geſagt, daß du nichts thun würdeſt.“ „Ich will's ſchon nachholen,“ ſprach der Student. „Ja, ſagte der Vater zornig, nachholen hat keine Art.“ — Vater, was ſoll ich zuerſt thun?“ — „Hau den Baum da um.“ Da that der Student ſein Pflaſter heraus und ſtrich ſeine Art damit, wie er nun ein paar Hiebe gethan hatte, war ſie ganz ſchief und hatte ſich die Schärfe umgelegt, denn ſie war von Silber geworden. „Nun ſeht ihr, Vater, ſprach der Sohn, was habt ihr mir für eine Art gegeben, die iſt ja ganz ſchief geworden?“ — „Ach! was haſt du gemacht, ſagte der Vater und war noch böſer, nun muß ich die Art bezahlen, ſo bringſt du mich mit deiner

Hülfe nur in Schaden.“ Der Sohn ſprach: „werdet nicht bös, Vater, ich will die Art ſchon bezahlen.“ „Ja du Dummbart, wovon willſt du ſie denn bezahlen, du haſt nichts, als was ich dir gebe, das ſind Studentenkniffe, die ſtecken dir im Kopf; vom Holzhacken haſt du keinen Verſtand.“ Da wollte der Sohn den Vater bereden, Feierabend zu machen, der Vater ſagte, er ſolle ſich packen; der Student aber ließ ihm keine Ruhe und ſagte, er könne nicht allein nach Haus gehen, bis der Vater mitging. Der Sohn nahm die Art mit, der Vater aber war ein alter Mann und konnte nicht ſehen, daß ſie zu Silber geworden war. Wie ſie nach Haus kamen, ſagte der Vater: „nun bring' die Art hin und ſieh, was ſie dafür geben wollen.“ Der Student aber nahm die Art, ging damit in die Stadt zum Goldſchmidt und fragte, was er dafür geben wollte. Wie der Goldſchmidt ſie geſehen hatte, ſagte er, er wär' nicht ſo reich in ſeinem Vermögen, daß er ſie bezahlen könnte. Da ſprach der Student, er ſollte ihm geben, was er hätte, er wollt ihm das andere borgen. Da gab ihm der Goldſchmidt 300 Thaler und lieh noch 100 Thaler dazu. Damit ging der Student heim zu ſeinem Vater und ſprach: „hier hab' ich Geld, nun geht hin und fragt was der Mann haben will für die Art.“ „Das weiß ich ſchon, ſagte der Vater 1 Thlr. 6 Gr.“ — „So gebt ihm 2 Thlr. 12 Gr. das iſt das

Doppelte und iſt genug.“ Dann gab der Student ſeinem Vater hundert Thaler und ſagte, es ſollte ihm niemals fehlen und erzählte ihm die ganze Geſchichte, wie es gegangen wäre. Mit den andern 300 Thalern aber ging er hin und ſtudirte aus; mit ſeinem Pflaſter konnt' er hernach alle Wunden heilen und war der berühmteſte Doctor in der ganzen Welt.

10.

De drei Vügelkens.

Et is wul duſent un mehre Jahre hen, da wören hier im Lanne luter kleine Künige, da heb auck einer up den Keuterberge wünt (gewohnt), de gink faſt geren up de Jagd. Aſe nu mal mit ſinen Jägern vom Schlotte heruttrok, höen (hüteten) unner den Berge drei Mäkens ire Köge (Kühe), un wie ſei den Künig mit den vielen Küen ſeien, ſo reip de öllеſte den anner beden Mäkens to, un weis up den Künig: „helo! helo! wenn ik den nig kriege, ſo will ik keinen!“ da antworde de tweide up de annere Side vom Berge, un weis up den, de dem Künige rechter Hand gink: „helo! helo! wenn ik den nig kriege, ſo will ik keinen!“ Da reip de jüngeſte un weis up den, de linker Hand gink: „helo! helo! wenn ik den nig kriege, ſo will ik keinen.“ Dat wö-

ren averſt de beden Miniſters. Dat hörde de Künig alles un aſe von der Jagd heime kummen was, leit he de drei Mäkens to ſik kummen un fragete ſe, wat ſe da giſtern am Berge ſagd hebden. Dat wullen ſe nig ſeggen, de Künig frog averſt de ölleſte, ob ſe ün wol tom Manne hewen wulle? da ſegde ſe ja, un ere beiden Süſtern friggeten de beiden Miniſters, denn ſe wören alle drei ſcheun un ſchir (klar, ſchön) von Angeſicht, beſunners de Künigin, de hadde Hare aſe Flaſſ.

De beiden Süſtern averſt kregen keine Kinner, un aſe de Künig mal verreiſen moſte, let he ſe tor Künigin kummen, um ſe up to munnern, denn ſe war grae (gerad) ſwanger. Se kreg en kleinen Jungen, de hadde 'n ritſch-roen Stern mit up de Weld. Da ſehden de beiden Süſtern eine tor annern, ſe wullen den hübſken Jungen in't Water werpen. Wie ſe'n darin werpen hadden (ik glöve, et is de Weſer weſt) da flügt 'n Vügelken in de Högte, dat ſank:

tom Daude bereit,
up wietern Beſcheid,
tom Lilien-Struk:
wacker Junge, biſt du's?

da dat de beiden hörten, kregen ſe de Angſt up'n Lieve un makten, dat ſe fort keimen. Wie de Künig na Hus kom, ſehden ſe to ün, de Künigin hedde 'n Hund kregen, da ſegde de Künig: „wat Gott deit, dat is wole dahn!“

Et wunde averſt 'n Fiſker an den Water, de ſiſkede den kleinen Jungen wier herut, aſe noch ewen lebennig was, un da ſine Fru kene Kinner hadde, foerden (ſütterten) ſe 'n up. Na'n Jahr was de Künig wier verreiſt, da kreg de Künigin wier 'n Jungen, den namen de beiden falſken Süſtern un warpen'n auck in't Water, da flügt dat Vügelken wier in die Högte un ſank:

tom Daude bereit,
up wietern Beſcheid,
tem Lilien-Struß:
wacker Junge, biſt du's?

Un wie de Künig torügge kam, ſehden ſe to üm, de Künigin hedde wier 'n Hund bekummen, un he ſegde wier: „wat Gott deit, dat is wole dahn!" Averſt de Fiſker trok düſen auck ut dem Water, un foerd'n up.

Da verreiſede de Künig wier, un de Künigin kreg 'n klein Mäken, dat warpen de falſken Süſtern auck in't Water, da flügt dat Vügelken wier in die Högte un ſank:

tom Daude bereit,
up wietern Beſcheid,
tom Lilien-Struß:
wacker Mäken, biſt du's?

Un wie de Künig na Hus kam, ſehden ſe to üm, de Künigin hedde 'ne Katte kregt. Da worde de Künig benſe un leit ſine Fru in't Gefängnis ſmieten, da heb ſe lange Jahre in ſetten.

De Kinner wören unnerdes anewossen, da gink de ölleste mal mit annern Jungens herut to fisken, da wüllt ün de annern Jungens nig twisken sik hewen un segget: du Fündling, gaa du diner Wege," da ward he gans bedröwet un fräggt den olen Fister, ob dat war wäre? De vertellt ün, dat he mal fisked hedde un hedde ün ut den Water troken (gezogen). Da segd he, he wulle furt un sinen Teiten (Vater) söken. De Fisker de bidded 'n, he mögde doch bliven, averst he let sik gar nig hallen, bis de Fisker et tolest to givt. Da givt he sik up den Weg un geit mehre Dage hinner 'n anner, endlich kümmt he vor 'n graut allsmächtig Water, davor steit 'n ole Fru un fistede. „guden Dag, Moer," segde de junge. — „Grosten Dank!" — Du süst da wol lange fisken, e du 'n Fist fängest." — „Un du wol lange söken, e du dinen Teiten findst: wie wust du der denn da over't Water kummen?" sehde de Fru. — „Ja, dat mag Gott witten!" — Da nümt de ole Fru ün up den Rüggen und drägt 'n der dörch, un he söcht lange Tiid un kann sinen Teiten nig finnen. Ase nu wol 'n Jaar vorbwer is, da trekt de tweide auck ut, un will sinen Broer söken. He kümmt an dat Water un da geit et ün ewen so, ase sinen Broer. Nu was nur noch de Dochter allein to Hus, de jammerde so vil na eren Broern, dat se upt lest auck den Fisker bad, he mögte se treken laten, se wulle ere Broerkes söken. Da kam se

auck bie den grauten Water, da ſehde ſe tor olen Fru: „guden Dag, Moer!“ — „groten Dank!“ — „Gott helpe ju bie juen ſiſten.“ Aſe de ole Fru dat hörde, da word ſe ganz frändlich, und treg ſe över't Water, un gab er 'n Roe (Ruthe) un ſehde to er: „un gah man jümmer up düſen Wege to, mine Dochter! un wenn du bie einen groten ſchwarten Hund vorbei kümmſt, ſo muſt du ſtill, un driſt, un one to lachen, un one ün an to kicken, vorbei gaan. Dann kümmeſt du an 'n grot. open Schlott, up'n Süll (Schwelle) moſt du de Roe fallen laten un ſtracks dörch dat Schlott an den annern Side wier herut gahen; da is 'n olen Brunnen, darut is 'n groten Boom waſſen, daran hänget 'n Vugel im Buer, den nümm af, dann nümm noch 'n Glaß Water ut den Brunnen, un gaa mit düſen beiden den ſülvigen Weg wier torügge, up den Süll nümm de Roe auck wier mit, un wenn du dann wier bie den Hund vorbie kummſt, ſo ſchlah ün in't Geſicht, averſt ſü to, dat du ün treppeſt, un dann kumm nur wier to mie torügge.“ Da fand ſe et grade ſo, aſe de Fru et ſagd hadde, un up den Rückwege da fand ſe de beiden Broer, de ſik de halve Welt dorchſöcht hadden. Se ging toſammen, bis wo de ſwarte Hund an den Weg lag, den ſchlog ſe in't Geſicht, da word et 'n ſchönen Prinz, de geit mit ünen, bis an dat Water. Da ſtänd da noch de ole Fru, de frögede ſik ſer, da

ſe alle wier da wören und frog ſe alle över't Wa-
ter, un dann gink ſe auck weg, denn ſe was nu
erlöſt. De annern averſt gingen alle na den olen
Fiſker un alle wören froh, dat ſe ſik wier funnen
hadden, den Vügel averſt hüngen ſe an der Wand.

De tweide Suhn kunne averſt nig to Huſe
raſten un nam 'n Flitzebogen un gink up de Jagd.
Wie he möde was, nam he ſine Flötepipen un
mackte 'n Stückſken. De Künig averſt wör auck
up de Jagd un hörde dat, da ging he hin, un
wie he den jungen drap, ſo ſehde he: „we hett
die verlövt hier to jagen?“ — „O, neimes
(niemand).“ — Wen hörſt du dann to?“ —
„ik bin den Fiſker ſin Suhn.“ — „De hett ja
keine Kinner!“ — „Wen du't nig glöven wuſt,
ſo kum mit.“ Dat dehe de Künig und frog den
Fiſker, de vertälle ün alles, un dat Vügelken an
der Wand fing an to ſingen:

De Möhme (Mutter) ſitt allein,
wol in dat Kerkerlein!
o Künig, edeles Blod!
Dat ſind dine Kinner god.
de falſſen Süſtern beide
de deden de Kinnekes Leide,
wol in des Waters Grund,
wo ſe de Fiſker fund!

Da erſchracken ſe alle un de Künig nam den Vu-
gel, den Fiſker un de drei Kinner mit ſik na den
Schlotte, un leit dat Gefänknis upſchluten un
nam ſine Fru wier herut, de was averſt gans

kränkſch un elennig woren. Da gav er de Dochter von den Water ut den Brunnen to drinken, da wor ſe friſk un geſund. De beiden falſken Süſtern woren averſt verbrennt un de Dochter frigede den Prinzen.

11.

Das Waſſer des Lebens.

Es war einmal ein König, der ward krank und glaubte niemand, daß er mit dem Leben davon käme. Er hatte aber drei Söhne, die waren darüber betrübt, gingen hinunter in den Schloßgarten und weinten, da begegnete ihnen ein alter Mann, der fragte ſie nach ihrem Kummer. Da erzählten ſie, ihr Vater wär' ſo krank, daß er wohl ſterben würde; es wollte ihm nichts helfen. Der Alte ſprach: „ich weiß ein Mittel, das iſt das Waſſer des Lebens, wenn er davon trinkt, ſo wird er wieder geſund; es iſt aber ſchwer zu finden.“ Da ſagte der älteſte: „ich will es ſchon finden,“ ging zum kranken König und bat ihn, er möcht' ihm erlauben auszuziehen und das Waſſer des Lebens zu ſuchen, das ihn allein heilen könne. „Nein, ſprach der König, dabei ſind zu große Gefahren, lieber will ich ſterben.“ Er bat aber ſo lange, bis es der König zugab; der Prinz dachte auch in ſeinem Herzen:

hol' ich das Waſſer, ſo bin ich meinem Vater der liebſte und erbe das Reich.".

Alſo machte er ſich auf, und als er eine Zeit lang fortgeritten war, ſtand da ein Zwerg auf dem Weg', der rief ihn an und ſprach: „wohinaus ſo geſchwind?" „Du Knirps, ſagte der Prinz ganz ſtolz, das brauchſt du nicht zu wiſſen;" und ritt weiter. Das kleine Männchen aber war zornig geworden und hatte einen böſen Wunſch gethan; wie nun der Prinz fortritt, kam er in eine Bergſchlucht, und je weiter, je enger thaten ſich die Berge zuſammen, und endlich ward der Weg ſo eng, daß er keinen Schritt weiter konnte, und auch das Pferd konnte er nicht wenden und ſelber nicht abſteigen und mußte da eingeſperrt ſtehen bleiben. Indeſſen wartete der kranke König auf ihn; aber er kam nicht und kam nicht. Da ſagte der zweite Prinz: „ſo will ich ausziehen und das Waſſer ſuchen" und dachte bei ſich, das iſt mir eben recht, iſt der todt, ſo fällt das Reich mir zu. Der König wollt' ihn auch anfangs nicht ziehen laſſen, endlich aber mußte er's doch zugeben. Der Prinz zog alſo gleiches Wegs fort und begegnete demſelben Zwerg, der hielt ihn wieder an und fragte: „wohinaus ſo geſchwind? „Du Knirps, ſagte der Prinz, das brauchſt du nicht zu wiſſen," und ritt in ſeinem Stolz fort. Aber der Zwerg verwünſchte ihn, und er gerieth wie der andere in eine Berg-

ſchlucht und konnte nicht vorwärts und rückwärts. So gehts aber den Hochmüthigen.

Wie nun der zweite Prinz ausblieb, ſagte der jüngſte, er wollte ausziehen und das Waſſer holen und der König mußt' ihn endlich auch gehen laſſen. Wie er nun den Zwerg auf dem Wege fand, und der fragte: wohinaus ſo geſchwind?" ſo antwortete er ihm: „ich ſuche das Waſſer des Lebens, weil mein Vater ſterbenskrank iſt." — „Weißt du denn, wo das zu finden iſt?" „Nein," ſagte der Prinz. „So will ich dir's ſagen, weil du mir ordentlich Rede geſtanden haſt; es quillt aus einem Brunnen, in einem verwünſchten Schloß, und damit du dazu gelangſt, geb' ich dir da eine eiſerne Ruthe und zwei Laiberchen Brot, mit der Ruthe ſchlag dreimal an das eiſerne Thor vom Schloß, ſo wird es aufſpringen; inwendig werden dann zwei Löwen liegen und den Rachen aufſperren, wenn du ihnen aber das Brot hineinwirfſt, wirſt du ſie ſtillen, und dann eil' dich und hol' von dem Waſſer des Lebens, eh' es zwölf ſchlägt, ſonſt geht das Thor wieder zu und du biſt eingeſperrt." Da dankte ihm der Prinz und nahm die Ruthe und das Brot, ging hin und war da alles, wie der Zwerg geſagt hatte. Als die Löwen geſänftigt waren, ging er in das Schloß hinein und fand einen großen ſchönen Saal, und darin verwünſchte Prinzen, denen zog er die Ringe ab; und dann nahm er ein Schwert,

und ein Brot, das lag da. Und weiter kam er in ein Zimmer, darin war eine Prinzessin, die freute sich, als sie ihn sah, küßte ihn und sagte, er hätte sie erlöst und sollte ihr ganzes Reich haben; in einem Jahre sollt' er kommen und die Hochzeit mit ihr feiern. Dann sagte sie ihm auch, wo der Brunnen wäre mit dem Lebenswasser, er müßte sich aber eilen und daraus schöpfen, eh' es zwölf schlüge. Da ging er weiter und kam endlich in ein Zimmer, darin stand ein schönes frischgedecktes Bett' und weil er müd' war, wollt' er sich erst ein wenig ausruhen. Also legte er sich und schlief ein, wie er aber erwachte, schlug es drei Viertel auf Zwölf. Da sprang er ganz erschrocken auf, lief zu dem Brunnen, und schöpfte sich einen Becher, der daneben stand, voll und eilte, daß er fortkam. Wie er eben zum eisernen Thor hinausging, da schlug's zwölf, und das Thor fuhr zu, so heftig, daß es ihm noch ein Stück von der Ferse wegnahm.

Er aber war froh, daß er das Wasser des Lebens hatte und ging heimwärts und wieder an dem Zwerg vorbei. Als dieser das Schwert und das Brot sah, sprach er: „damit hast du großes Gut gewonnen, mit dem Schwert kannst du ganze Heere schlagen, das Brot aber wird niemals alle." Da dachte der Prinz, ohne deine Brüder willst du zum Vater nicht nach Haus kommen und sprach: „lieber Zwerg, kannst du mir nicht sagen, wo meine zwei Brüder sind, die waren früher,

als ich, nach dem Wasser des Lebens ausgezogen und sind nicht wieder kommen." „Zwischen zwei Bergen sind sie eingeschlossen, sprach der Zwerg, dahin hab' ich sie verwünscht, weil sie so übermüthig waren." Da bat der Prinz so lange, bis sie der Zwerg wieder los ließ, aber er sprach noch: „Hüte dich vor ihnen, sie haben ein böses Herz."

Wie sie nun kamen, da freute er sich und erzählte ihnen alles, wie es ihm ergangen wäre, daß er das Wasser des Lebens gefunden und einen Becher voll mitgenommen und eine schöne Prinzessin erlöst habe, die wolle ein Jahr lang auf ihn warten, dann sollte Hochzeit gehalten werden und er bekäm ein großes Reich. Darnach ritten sie zusammen fort und geriethen in ein Land, wo Hunger und Krieg war und der König glaubte schon, er sollte verderben in der Noth; da ging der Prinz zu ihm und gab ihm das Brot, damit speiste und sättigte er sein ganzes Reich, und dann gab ihm der Prinz auch das Schwert und damit schlug er die Heere seiner Feinde und konnte nun in Ruhe und Friede leben. Da nahm der Prinz sein Brot und sein Schwert wieder zurück und die drei Brüder ritten weiter; sie kamen aber noch in zwei Länder, wo Hunger und Krieg herrschte und da gab der Prinz den Königen jedesmal sein Brot und Schwert und hatte nun drei Reiche gerettet. Und darnach setzten sie sich auf ein Schiff und fuhren über's Meer. Während der Fahrt da sprachen die beiden alte

ſten unter ſich: „der jüngſte hat das Waſſer gefunden und wir nicht, dafür wird ihm unſer Vater das Reich geben, das uns gebührt und er wird uns unſer Glück wegnehmen.“ Da wurden ſie rachſüchtig und verabredeten mit einander, daß ſie ihn verderben wollten. Sie warteten aber bis er einmal feſt eingeſchlafen war, da goſſen ſie das Waſſer des Lebens aus dem Becher und nahmen es für ſich, ihm aber goſſen ſie bitteres Meerwaſſer hinein.

Als ſie nun daheim ankamen, brachte der jüngſte dem kranken König ſeinen Becher, damit er daraus trinken und geſund werden ſollte. Kaum aber hatte er ein wenig von dem bittern Meerwaſſer getrunken, da ward er noch kränker als zuvor. Und wie er darüber jammerte, kamen die beiden älteſten Söhne und klagten den jüngſten an und ſagten, er habe ihn vergiften wollen, das rechte Waſſer des Lebens hätten ſie gefunden und mitgebracht, und reichten es dem König. Und kaum hatte er davon getrunken, ſo fühlte er ſeine Krankheit verſchwinden und ward ſtark und geſund, wie in ſeinen jungen Tagen. Darnach gingen die beiden zu dem jüngſten, ſpotteten ſein und ſagten: „nun, haſt du das Waſſer des Lebens gefunden? du haſt die Mühe gehabt und wir den Lohn, du hätteſt die Augen aufthun ſollen, wir haben dir's genommen, wie du auf dem Meere eingeſchlafen warſt. Ueber's Jahr da holt' ſich

einer von uns deine ſchöne Prinzeſſin; aber hüt' dich, daß du davon nichts dem Vater verräthſt, er glaubt dir doch nicht und wenn du ein Wort ſagſt, ſo ſollſt du auch noch dein Leben verlieren, ſchweigſt du aber, ſo ſoll dir's geſchenkt ſeyn."

Der alte König aber war zornig über ſeinen jüngſten Sohn, und glaubte, er hätte ihm nach dem Leben getrachtet, alſo ließ er den Hof verſammeln und das Urtheil über ihn ſprechen, daß er heimlich ſollte erſchoſſen werden. Als der Prinz nun einmal auf die Jagd ritt und nichts davon wußte, mußte des Königs Jäger mitgehen. Draußen als ſie ganz allein im Wald waren und der Jäger ſo traurig ausſah, ſagte der Prinz zu ihm: „lieber Jäger, was fehlt dir?" der Jäger ſprach: „ich kann's nicht ſagen und ſoll es doch." Da ſprach der Prinz: „ſag's nur heraus, was es iſt, ich will dir's verzeihen." — „Ach, ſagte der Jäger, ich ſoll euch todt ſchießen, der König hat mir's befohlen." Da erſchrack der Prinz und ſprach: „lieber Jäger, laß mich leben, da geb' ich dir mein königliches Kleid, gib mir dafür dein ſchlechtes." Der Jäger ſagte: „das will ich gern thun, ich hätte doch nicht nach euch ſchießen können." Da nahm der Jäger des Prinzen Kleid und der Prinz das ſchlechte vom Jäger und ging fort in den Wald hinein.

Ueber eine Zeit, da kamen beim alten König drei Wagen mit Geſchenken an Gold und Edel-

ſteinen für den jüngſten Prinzen, ſie waren aber von den drei Königen geſchickt, denen der Prinz das Schwert und das Brot geliehen, womit ſie die Feinde geſchlagen und ihr Land ernährt hatten. Das fiel dem alten König auf's Herz und er dachte, ſein Sohn könnte doch unſchuldig geweſen ſeyn und ſprach zu ſeinen Leuten: „ach! wär' er noch am Leben, wie thut mir's ſo herzlich leid, daß ich ihn habe tödten laſſen.“ So hab' ich ja Recht gethan, ſprach der Jäger, ich hab' ihn nicht todt ſchießen können,“ und ſagte dem König, wie es zugegangen wäre. Da war der König froh und ließ bekannt machen in allen Reichen, ſein Sohn ſolle wieder kommen, er nehme ihn in Gnaden auf.

Die Prinzeſſin aber ließ eine Straße vor ihrem Schloß machen, die war ganz golden und glänzend, und ſagte ihren Leuten, wer darauf geradeswegs zu ihr geritten käme, das wäre der rechte, und den ſollten ſie einlaſſen, wer aber daneben käme, der wär' der rechte nicht und den ſollten ſie auch nicht einlaſſen. Als nun die Zeit bald herum war, dachte der älteſte, er wollte ſich eilen, zur Prinzeſſin gehen und ſich für ihren Erlöſer ausgeben, da bekäm er ſie zur Gemahlin und das Reich dabei. Alſo ritt er fort; als er vor das Schloß kam und die ſchöne goldene Straße ſah, dachte er: „ei, das wäre jammerſchade, wenn du darauf ritteſt,“ lenkte ab und ritt rechts

nebenher. Wie er aber vor's Thor kam, ſagten die Leute zu ihm, er wär' der rechte nicht, er ſollte wieder fortgehen. Bald darauf machte ſich der zweite Prinz auf, wie der zur goldenen Straße kam und das Pferd den einen Fuß darauf geſetzt hatte, dachte er: „ei! es wäre jammerſchade, das könnte etwas abtreten," lenkte ab und ritt links nebenher. Wie er aber vor's Thor kam, ſagten die Leute, er wär' der rechte nicht, er ſollte wieder fortgehen. Als nun das Jahr ganz herum war, wollte der dritte aus dem Wald fort zu ſeiner Liebſten reiten und bei ihr ſein Leid vergeſſen. Alſo machte er ſich auf und dachte immer an ſie und wär' gern ſchon bei ihr geweſen und ſah die goldene Straße gar nicht. Da ritt ſein Pferd mitten darüber hin und als er vor's Thor kam, ward es aufgethan und die Prinzeſſin empfing ihn mit Freuden, und ſagte, er wär' ihr Erlöſer und der Herr des Königreichs und ward die Hochzeit gehalten mit großer Glückſeligkeit. Und als ſie vorbei war, erzählte ſie ihm, daß ihn ſein Vater habe zu ſich entboten und ihm verziehen. Da ritt er hin und ſagte ihm alles, wie ſeine Brüder ihn betrogen, und er doch dazu geſchwiegen hätte. Der alte König wollte ſie ſtrafen, aber ſie hatten ſich auf's Meer geſetzt und waren fortgeſchifft und kamen ihr lebtag nicht wieder.

12.

Doctor Allwiſſend.

Es war einmal ein armer Bauer Namens Krebs, der fuhr mit zwei Ochſen ein Fuder Holz in die Stadt und verkaufte es für zwei Thaler an einen Doctor. Wie ihm nun das Geld ausbezahlt wurde, ſaß der Doctor gerade zu Tiſch, da ſah der Bauer, was er ſchön aß und trank und das Herz ging ihm darnach auf und er wär' auch gern ein Doctor geweſen. Alſo blieb er noch ein Weilchen ſtehen und fragte endlich, ob er nicht auch könnte ein Doctor werden. „O ja, ſagte der Doctor, das iſt bald geſchehen, erſtlich kauf' dir ein Abcbuch, ſo eins, wo vornen ein Göckelhahn drin iſt; zweitens mach' deinen Wagen und deine zwei Ochſen zu Geld und ſchaff' dir damit Kleider an und was ſonſt zur Doctorei gehört; drittens laß dir ein Schild malen mit den Worten: ich bin der Doctor Allwiſſend; und das oben über deine Hausthüre nageln." Der Bauer that alles, wie's ihm geheißen war. Als er nun ein wenig gedoctert, aber noch nicht viel, war einem reichen großen Herrn Geld geſtohlen. Da ward ihm von dem Doctor Allwiſſend geſagt, der in dem und dem Dorfe wohnte und auch wiſſen müßte, wo das Geld hinkommen wäre. Alſo ließ der Herr ſeinen Wagen anſpannen, fuhr hin-

aus in's Dorf und fragte bei ihm an, ob er der Doctor Allwiſſend wäre? „Ja, der wär' er.“ — „So ſollte er mitgehen und das geſtohlene Geld wiederſchaffen,“ „o ja, aber die Grethe ſeine Frau müßte auch mit.“ Der Herr war das zufrieden, ließ ſie beide in dem Wagen ſitzen und ſie fuhren zuſammen fort. Als ſie auf den adlichen Hof kamen, war der Tiſch gedeckt; da ſollt' er erſt miteſſen. Ja, aber ſeine Frau die Grethe auch, ſagte er, und ſetzte ſich mit ihr hinter den Tiſch. Wie nun der erſte Bediente mit einer Schüſſel ſchönem Eſſen kam, ſtieß der Bauer ſeine Frau an und ſagte: „Grethe, das war der erſte.“ Und meinte, es wär' derjenige, welcher das erſte Eſſen brächte. Der Bediente aber meinte, er hätte damit ſagen wollen, das iſt der erſte Dieb und weil er's nun wirklich war, ward ihm angſt und er ſagte draußen zu ſeinen Cameraden: „der Doctor weiß alles, wir kommen übel an, er hat geſagt, ich wär' der erſte.“ Der zweite wollte gar nicht herein, er mußte aber doch. Wie der nun mit ſeiner Schüſſel herein kam, ſtieß der Bauer ſeine Frau an: „Grethe, das iſt der zweite.“ Dem Bedienten ward ebenfalls angſt und er machte, daß er hinauskam. Dem dritten ging's nicht beſſer, der Bauer ſagte wieder: „Grethe, das iſt der dritte.“ Der vierte mußte eine verdeckte Schüſſel hereintragen, und der Herr ſprach zum Doctor, er ſollte ſeine Kunſt zeigen und rathen was darin

unter läg', es waren aber Krebſe. Der Bauer ſah' die Schüſſel an, wußt' nicht, wie er ſich helfen ſollte und ſprach: „ach ich armer Krebs!" Wie der Herr das hörte, rief er: „da! er weiß es, nun weiß er auch wer das Geld hat.

Dem Bedienten aber ward gewaltig angſt und er blinzelte den Doctor an, er mögt' einmal herauskommen. Wie er nun hinauskam, geſtanden ſie ihm alle vier, ſie hätten das Geld geſtohlen, ſie wollten's ja gern herausgeben und ihm eine ſchwere Summe dazu, wenn er ſie nicht verrathen wollte; es ging ihnen ſonſt an den Hals. Sie führten ihn auch hin, wo das Geld verſteckt lag. Damit war der Doctor zufrieden, ging wieder hinein und ſprach: „Herr nun will ich in meinem Buch ſuchen, wo das Geld ſteckt." Der fünfte Bediente aber kroch in den Ofen, und wollt' hören, ob der Doctor noch mehr wüßte. Er ſaß aber und ſchlug ſein Abcbuch auf, blätterte darin hin und her und ſuchte den Göckelhahn, weil er ihn nun nicht gleich finden konnte, ſprach er: „du biſt doch darin und mußt auch heraus." Da meinte der im Ofen, er wär' gemeint, ſprang voller Schrecken heraus und rief: „der Mann weiß alles!" Nun zeigte der Doctor Allwiſſend dem Herrn, wo das Geld lag, ſagte aber nicht, wer's geſtohlen hatte, bekam von beiden Seiten viel Geld zur Belohnung und ward ein berühmter Mann.

13.

Der Froſchprinz.

Es war einmal ein König, der hatte drei Töchter, in ſeinem Hof aber ſtand ein Brunnen mit ſchönem klarem Waſſer. An einem heißen Sommertag ging die älteſte hinunter und ſchöpfte ſich ein Glas voll heraus, wie ſie es aber ſo anſah und gegen die Sonne hielt, ſah ſie, daß es trüb' war. Das kam ihr ganz ungewohnt vor und ſie wollte es wieder hineinſchütten, indem regte ſich ein Froſch in dem Waſſer, ſtreckte den Kopf in die Höhe, und ſprang endlich auf den Brunnenrand, da ſagte er zu ihr:

„wann du willſt mein Schätzchen ſeyn,
will ich dir geben hell, hell Wäſſerlein."

„Ei, wer will Schatz von einem garſtigen Froſch ſeyn," rief die Prinzeſſin und lief fort. Sie ſagte ihren Schweſtern was da unten am Brunnen für ein wunderlicher Froſch wäre, der das Waſſer trüb machte. Da ward die zweite neugierig, ging hinunter und ſchöpfte ſich auch ein Glas voll, das war eben wieder ſo trüb, daß ſie es nicht trinken wollte. Aber der Froſch war auch wieder auf dem Rand und ſagte:

„wann du willſt mein Schätzchen ſeyn,
will ich dir geben hell, hell Wäſſerlein."

„Das wär' mir gelegen," sagte die Prinzessin und lief fort. Endlich kam die dritte, und schöpfte auch, aber es ging ihr nicht besser und der Frosch sprach auch zu ihr:

„wann du willst mein Schätzchen seyn,
will ich dir geben hell, hell Wässerlein."

„Ja doch! ich will dein Schätzchen seyn, sagte die Prinzessin, schaff' mir nur reines Wasser," sie dachte aber: was schadet dir das, du kannst ihm ja leicht aus Gefallen so sprechen, ein dummer Frosch kann doch nimmermehr mein Schatz seyn. Der Frosch aber war wieder in's Wasser gesprungen, und als sie nun zum zweitenmal schöpfte, da war das Wasser so klar, daß die Sonne ordentlich vor Freuden darin blinkte. Sie trank sich recht satt und brachte ihren Schwestern noch mit hinauf: was seyd ihr so einfältig gewesen und habt euch vor dem Frosch gefürchtet."

Darnach dachte die Prinzessin nicht weiter daran und legte sich Abends vergnügt in's Bett. Wie sie ein Weilchen darin lag und noch nicht eingeschlafen war, da hört sie auf einmal etwas an der Thüre krabbeln, und darnach singen:

„Mach' mir auf! mach mir auf!
Königstochter, jüngste,
weißt du nicht, wie du gesagt
als ich in dem Brünnchen saß,
du wolltest auch mein Schätzchen seyn,
gäb' ich dir hell, hell Wässerlein."

„Ei! da iſt ja mein Schatz, der Froſch, ſagte die Prinzeſſin, nun weil ich's ihm verſprochen habe, ſo will ich ihm aufmachen," alſo ſtand ſie auf, öffnete ihm ein Bischen die Thüre und legte ſich wieder. Der Froſch hüpfte ihr nach und hüpfte endlich unten in's Bett zu ihren Füßen und blieb da liegen, und als die Nacht vorüber war und der Morgen graute, da ſprang er wieder herunter und fort zur Thüre hinaus. Am andern Abend, als die Prinzeſſin wieder im Bett lag, trabbelte es wieder und ſang an der Thüre. Die Prinzeſſin machte auf, und der Froſch lag bis es Tag werden wollte wieder unten zu ihren Füßen. Am dritten Abend kam er, wie an den vorigen. „Das iſt aber das letztemal, daß ich dir aufmache, ſagte die Prinzeſſin, in Zukunft geſchiehts nicht mehr." Da ſprang der Froſch unter ihr Kopfkiſſen und die Prinzeſſin ſchlief ein. Wie ſie am Morgen aufwachte und meinte, der Froſch ſollte wieder forthüpfen, da ſtand ein ſchöner junger Prinz vor ihr, der ſagte, daß er der bezauberte Froſch geweſen, und daß ſie ihn erlöſt hätte, weil ſie verſprochen ſein Schatz zu ſeyn. Da gingen ſie beide zum König, der gab ihnen ſeinen Segen und da ward Hochzeit gehalten. Die zwei andern Schweſtern aber ärgerten ſich, daß ſie den Froſch nicht zum Schatz genommen hatten.

14.

Des Teufels rußiger Bruder.

Ein abgedankter Soldat hatte nichts zu leben und wußte ſich nicht mehr zu helfen. Da ging er hinaus in den Wald und als er ein Weilchen gegangen war, begegnete ihm ein kleines Männchen, das war aber der Teufel. Das Männchen ſagte zu ihm: „was fehlt dir, du ſiehſt ja ſo trübſelig aus?“ da ſprach der Soldat: ich habe Hunger und kein Geld.“ Der Teufel ſagte: willſt du dich bei mir vermiethen und mein Knecht ſeyn, ſo ſollſt du für dein Lebtag genug haben; ſieben Jahre ſollſt du mir dienen, dann biſt du wieder frei, aber eins ſag ich dir, du darfſt dich nicht waſchen, nicht kämmen, nicht ſchnippen, keine Nägel und Haare abſchneiden und kein Waſſer aus den Augen wiſchen.“ Der Soldat ſagte: wohlan, ſo ſoll's ſeyn! und ging mit dem Männchen fort, das führte ihn nun geradeswegs in die Hölle hinein. Da ſagte es ihm was er zu thun habe, er müßte das Feuer ſchüren unter den Keſſeln, wo die Höllenbraten drin ſäßen, das Haus rein halten, den Kehrdreck hinter die Thüre tragen und überall auf Ordnung ſehen, aber guckt' er einziges Mal in die Keſſel hinein, ſo ſollt's ihm ſchlimm gehen. Der Soldat ſprach: „es iſt ſchon gut, ich will's beſorgen.“ Da ging nun

der alte Teufel wieder hinaus auf ſeine Wanderung und der Soldat trat ſeinen Dienſt an, legte Feuer zu, kehrte und trug den Kehrdreck hinter die Thüre; wie der alte Teufel wieder kam, war er zufrieden und ging zum zweitenmal fort. Der Soldat ſchaute ſich nun einmal recht um, da ſtanden die Keſſel rings herum in der Hölle und war ein gewaltiges Feuer darunter, und es kochte und brutzelte darin. Da hätt' er für ſein Leben gern hineingeſchaut, es war ihm aber ſo ſtreng verboten; endlich konnt' er ſich nicht mehr anhalten, ging herbei und hob' vom erſten Keſſel ein klein Bischen den Deckel auf und guckte hinein. Da ſah er ſeinen ehemaligen Unteroffizier darin ſitzen: „aha! Vogel, ſprach er, treff' ich dich hier! du haſt mich gehabt, jetzt hab' ich dich!" ließ geſchwind den Deckel fallen, ſchürte das Feuer und legte noch friſch zu. Darnach ging er zum zweiten Keſſel, hob ihn auch ein wenig auf und guckte, da ſaß ſein Fähndrich darin: „aha! Vogel, treff' ich dich hier, du haſt mich gehabt, jetzt hab' ich dich," machte den Deckel wieder zu und trug noch einen Klotz herbei, der ſollt' ihm erſt recht heiß machen. Nun wollt' er auch ſehen, wer im dritten Keſſel ſäße, da war's gar ſein General: „aha! Vogel, treff' ich dich hier! du haſt mich gehabt, jetzt hab' ich dich!" holte den Blasbalg und ließ das Höllenfeuer recht unter ihm flackern. Alſo that er ſieben Jahr ſeinen Dienſt in der Hölle,

wuſch ſich nicht, kämmte ſich nicht, ſchnippte ſich nicht, ſchnitt ſich die Nägel und Haare nicht, und wiſchte ſich kein Waſſer aus den Augen, und die ſieben Jahr waren ihm ſo kurz, daß er meinte, es wär' nur ein halb Jahr geweſen. Wie nun die Zeit vollends herum war, kam der Teufel und ſagte: „nun, Hans, was haſt du gemacht?" — „Ich hab' das Feuer unter den Keſſeln geſchürt, ich hab' gekehrt und den Kehrdreck hinter die Thüre getragen." — „Aber du haſt auch in die Keſſel geguckt; dein Glück iſt, daß du noch Holz zugelegt haſt, ſonſt war dein Leben verloren: jetzt iſt deine Zeit herum, willſt du wieder heim?" „Ja, ſagte der Soldat, ich wollt auch gern ſehen, was mein Vater daheim macht." Sprach der Teufel: „damit du deinen verdienten Lohn kriegſt, geh' und reff' dir deinen Ranzen voll Kehrdreck und nimm's mit nach Haus, du ſollſt auch gehen ungewaſchen und ungekämmt, mit langen Haaren am Kopf und am Bart, mit ungeſchnittenen Nägeln und mit trüben Augen, und wenn du gefragt wirſt, woher du kämſt, ſollſt du ſagen: aus der Hölle; und wenn du gefragt wirſt, wer du wärſt, ſollſt du ſagen: des Teufels ruſtiger Bruder und mein König auch." Der Soldat ſchwieg ſtill und that, was der Teufel ſagte, aber er war mit ſeinem Lohn gar nicht zufrieden.

Wie er nun wieder auf die Welt kam und

im Wald war, hob er seinen Ranzen vom Rücken und wollt' ihn ausschütten; wie er ihn aber öffnete, so war der Kehrdreck pures Gold geworden. Als er das sah, war er vergnügt und ging in die Stadt hinein. Vor dem Wirthshaus stand der Wirth und wie er ihn herankommen sah, erschrack er, weil Hans so entsetzlich aussah, ärger als eine Vogelscheu, und rief ihn an: „woher kommst du?" — „Aus der Hölle." — Wer bist du?" — Des Teufels sein rußiger Bruder, und mein König auch." Der Wirth wollt' ihn nicht einlassen, wie er ihm aber das Gold zeigte, ging er und klinkte ihm Hans selber die Thüre auf. Da ließ er sich nun die beste Stube geben, köstlich aufwarten, aß und trank sich satt, wusch sich aber nicht und kämmte sich nicht, wie ihm der Teufel geheißen hatte, und legte sich endlich schlafen. Dem Wirth aber war der Ranzen voll Gold vor den Augen und ließ ihm keine Ruh', bis er in der Nacht hinschlich und ihn wegstahl.

Wie nun Hans am andern Morgen aufstand, den Wirth bezahlen und weiter gehen wollte, da war sein Ranzen weg. Er faßte sich aber kurz, dachte, du bist ohne Schuld unglücklich gewesen, und kehrte wieder um geradezu in die Hölle; da klagte er es dem alten Teufel und bat ihn um Hülfe. Der Teufel sagte: „setz' dich, ich will dich waschen, kämmen, schnippen, die Haare und Nägel schneiden und die Augen auswischen,"

und als er fertig mit ihm war, gab er ihm den Ranzen wieder voll Kehrdreck und sprach: „geh' hin und sag' dem Wirth, er solle dir dein Gold wieder herausgeben, sonst wollt' ich kommen und ihn abholen an deinen Platz.'" Hans ging hinauf und sprach zum Wirth: „du hast mein Gold gestohlen, gibst du's nicht wieder, so kommst du in die Hölle an meinen Platz und sollst aussehen, wie ich." Da gab ihm der Wirth das Gold und noch mehr dazu und bat ihn nur still davon zu seyn, und Hans war nun ein reicher Mann.

Hans machte sich auf den Weg heim zu seinem Vater, kaufte sich einen schlechten Linnenkittel auf den Leib, ging herum und machte Musik, denn das hatte er bei dem Teufel in der Hölle gelernt. Es war aber ein alter König im Land, vor dem musst' er spielen und der gerieth darüber in solche Freude, daß er dem Hans seine älteste Tochter zur Ehe versprach. Als die aber hörte, daß sie so einen gemeinen Kerl im weißen Kittel heirathen sollte, sprach sie: eh' ich das thät', wollt' ich lieber in's tiefste Wasser gehen." Da gab ihm der König die jüngste Prinzessin, die wollt's ihrem Vater zu Liebe gern thun, und also bekam des Teufels rußiger Bruder die Königstochter und als der alte König gestorben war, auch das ganze Reich.

15.

Der Teufel Grünrock.

Es waren drei Brüder, die ſtießen den jüngſten immer zurück und als ſie ausgehen und in die Welt ziehen wollten, ſprachen ſie zu ihm: wir brauchen dich nicht, du kannſt allein wandern." Alſo verließen ſie ihn und er mußte allein für ſich ziehen, kam auf eine große Heide und war ſehr hungrig. Auf der Heide aber ſtand ein Ring von Bäumen, darunter ſetzte er ſich und weinte. Auf einmal hörte er ein Brauſen, und wie er aufſah, da kam der Teufel daher in einem grünen Rock und mit einem Pferdefuß und redete ihn an: „was fehlt dir, warum weinſt du?" Da klagte er ihm ſeine Noth und ſagte: „meine Brüder haben mich verſtoßen." Da ſprach der Teufel: „ich will dir wohl helfen, zieh' dieſen grünen Rock an, der hat Taſchen, die ſind immer voll Geld, du magſt hineingreifen, wann du willſt; aber dafür verlang' ich, daß du dich in ſieben Jahren nicht wäſcheſt, deine Haare nicht kämmſt und nicht beteſt. Stirbſt du in dieſen ſieben Jahren, ſo biſt du mein, bleibſt du aber leben, ſo biſt du frei und reich dazu auf dein Lebtag." Da trieb ihn die Noth, daß er dem Teufel zuſagte und dieſer zog den grünen Rock aus und er zog ihn an, und wie er ſeine Hand in die Taſche ſteckte, hatte er ſie voll Geld.

Nun ging er mit dem grünen Rock in die Welt, das erste Jahr war's gut, was er sich nur wünschte, konnt' er mit seinem Geld bezahlen, und er ward noch ziemlich für einen Menschen angesehen. Im zweiten Jahr ging's schlimmer, da waren die Haare ihm schon so lang gewachsen, so daß ihn niemand erkennen konnte und niemand wollt' ihn herbergen, weil er so abscheulich aussah. Und je länger, je ärger ward es, er gab aber den Armen überall viel Geld, damit sie für ihn beten möchten, daß er in den sieben Jahren nicht stürbe und in die Hände des Teufels fiele. Da kam er einmal im vierten Jahre in ein Wirthshaus, der Wirth wollt' ihn auch nicht aufnehmen, er zog aber einen Haufen Geld heraus und bezahlte vorher, da erhielt er endlich eine Stube. Abends hörte er im Nebenzimmer ein laut Jammern, da ging er hin und sah einen alten Mann darin sitzen, der weinte und beklagte sich und sagte zu ihm, er solle nur wieder weggehen, er könne ihm doch nicht helfen. Da fragte er ihn, was ihm fehle; der Alte sprach, er hätte kein Geld und wär viel im Wirthshaus schuldig, nun hätten sie ihn so lange festgesetzt, bis er bezahlte. Da sagte der im grünen Rock: „wenn's weiter nichts ist, Geld hab' ich genug, das will ich schon bezahlen, und machte den Alten frei.

Der Alte aber hatte drei schöne Töchter und sprach zu ihm, er sollte mit ihm gehen und zur

Belohnung eine davon zur Frau haben. Da ging er mit ihm, wie sie aber zu Haus ankamen und die älteste ihn sah, schrie sie, daß sie einen so entsetzlichen Menschen, der gar keine menschliche Gestalt mehr habe und wie ein Bär aussehe, heirathen solle; die zweite lief auch fort und wollte lieber in die weite Welt gehen; die jüngste aber sprach: „lieber Vater, weil ihr es versprochen habt und er euch auch in der Noth geholfen, so will ich euch gehorsam seyn.“ Da nahm der Grünrock einen Ring von seinem Finger und brach ihn durch und gab ihr die eine Hälfte und behielt die andere für sich. In ihre Hälfte aber schrieb er seinen Namen und in seine schrieb er ihren, und sagte, sie möchte den halben Ring gut aufheben. Da blieb er noch ein Weilchen bei ihr und sprach dann: „nun muß ich Abschied nehmen, drei Jahre bleib ich aus und so lang sey mir treu, dann komm ich wieder und soll unsere Hochzeit seyn, bin ich aber in drei Jahren nicht zurück, so bist du frei, denn da bin ich todt; bet' aber für mich, daß mir Gott das Leben schenke.“

In den drei Jahren machten sich nun die beiden ältesten Schwestern recht lustig über die jüngste, und sagten, sie müßt' einen Bär zum Manne nehmen, und kriegte nicht einmal einen ordentlichen Menschen. Sie aber schwieg still und dachte, du mußt deinem Vater gehorchen, es mag kommen wie es will. Der Grünrock aber

zog in der Welt herum, griff oft in die Tasche und kaufte für seine Braut das Schönste was ihm nur vor die Augen kam, that nichts Böses, sondern Gutes, wo er konnte, und gab den Armen, daß sie für ihn beteten. Da erzeigte ihm Gott die Gnade, daß die drei Jahre verflossen und er gesund und lebendig blieb. Wie nun die Zeit herum war, ging er wieder hinaus auf die Heide und setzte sich unter den Ring von Bäumen. Da sauste es wieder ganz gewaltig daher und der Teufel kam ganz brummend und giftig und warf ihm seinen alten Rock hin und forderte den grünen. Da zog ihn der Jüngling mit Freuden aus und reichte ihn dem Teufel und war nun frei und reich auf immer. Dann ging er nach Haus, machte sich rein und putzte sich aus und zog fort zu seiner Braut. Als er an's Thor kam, begegnete ihm der Vater; er grüßte ihn und gab sich als den Bräutigam an, aber der Vater erkannte ihn nicht und wollte ihm nicht glauben. Da ging er hinauf zur Braut, die wollte ihm auch nicht glauben. Endlich fragte er, ob sie den halben Ring noch habe. Da sagte sie ja, ging hin und holte ihn; er aber zog den seinen heraus und hielt ihn daran, da paßten sie zusammen und war es gewiß, daß es niemand als ihr Bräutigam seyn konnte. Und wie sie nun sah, daß es ein schöner Mann war, freute sie sich und hatte ihn lieb und sie hielten Hochzeit miteinan-

der; die beiden Schwestern aber, weil sie ihr Glück versäumt hatten, waren so bös, daß am Hochzeittag die eine sich erhenkte, die andere sich erhenkte. Am Abend klopfte und brummte etwas an der Thüre und als der Bräutigam hinging und aufmachte, so war's der Teufel im grünen Rock, der sprach: „siehst du, da hab' ich nun zwei Seelen für deine eine!"

16.

Der Zaunkönig und der Bär.

Zur Sommerszeit gingen einmal der Bär und der Wolf im Wald spazieren, da hörte der Bär so schönen Gesang von einem Vogel und sprach: Bruder Wolf, was ist das für ein Vogel, der so schön singt?" — „Das ist der König der Vögel, sagte der Wolf, vor dem müssen wir uns neigen;" es war aber der Zaunkönig. „Wenn das ist, sagte der Bär, möcht' ich auch gern seinen königlichen Pallast sehen, komm und führ' mich hin." „Das geht nicht so, wie du meinst, sprach der Wolf, du mußt warten, bis die Frau Königin kommt." Bald darauf kam die Frau Königin und hatte Futter im Schnabel und der Herr König auch und wollten ihre Jungen äßen. Der Bär wär' gern nun gleich hintendrein gegan-

gen, aber der Wolf hielt ihn am Ermel und ſagte: „nein, du muſt warten bis Herr und Frau Königin wieder fort ſind.“ Alſo nahmen ſie das Loch in acht, wo das Neſt ſtand, und gingen wieder ab. Der Bär aber hatte keine Ruhe, wollte den königlichen Pallaſt ſehen und ging nach einer kurzen Weile wieder vor. Da waren König und Königin wieder ausgeflogen, er guckte hinein und ſah 5 oder 6 Junge, die lagen darin: „iſt das der königliche Palaſt? ſagte der Bär, das iſt ein elender Palaſt! ihr ſeyd auch keine Königskinder, ihr ſeyd unehrliche Kinder!“ Wie das die jungen Zaunkönige hörten, wurden ſie gewaltig bös und ſchrien: „nein, das ſind wir nicht, unſere Eltern ſind ehrliche Leute, Bär, das ſoll ausgemacht werden mit dir.“ Dem Bär und dem Wolf ward angſt, ſie kehrten um und ſetzten ſich in ihre Löcher. Die jungen Zaunkönige aber ſchrien und lärmten fort, und als ihre Eltern wieder Futter brachten, ſagten ſie: „wir eſſen kein Fliegenbeinchen und ſollten wir verhungern, bis ihr erſt ausmacht, ob wir ehrliche Kinder ſind oder nicht, denn der Bär iſt da geweſen und hat uns geſcholten.“ Da ſagte der alte König: „ſeyd nur ruhig, das ſoll ausgemacht werden.“ Flog darauf mit der Frau Königin dem Bären vor ſeine Höhle und rief hinein: „Brummbär, du haſt meine Kinder geſcholten, das ſoll dir übel bekommen, das wollen wir in einem blutigen Krieg ausmachen.“ Alſo war dem

Bär der Krieg angekündigt und ward alles vierfüßige Gethier berufen: Ochs, Esel, Rind, Hirsch, Reh und was die Erde sonst alles trägt. Der Zaunkönig aber berief alles, was in der Luft fliegt, nicht allein die Vögel groß und klein, auch die Mücken, Hornissen, Bienen und Fliegen mußten herbei.

Als nun die Zeit kam, wo der Krieg angehen sollte, da schickte der Zaunkönig Kundschafter aus, wer der kommandirende General des Feindes wär. Die Mücke war besonders listig, schwärmte im Wald, wo der Feind sich versammelte, und setzte sich endlich unter ein Blatt auf den Baum, wo die Parole ausgegeben wurde. Da stand der Bär, rief den Fuchs vor sich und sprach: „Fuchs, du bist der schlauste unter allem Gethier, du sollst General seyn und uns anführen: was für Zeichen wollen wir verabreden?“ Da sprach der Fuchs: „ich hab' einen schönen, langen, buschigten Schwanz, der sieht aus fast wie ein rother Federbusch, wenn ich den in die Höhe halte, so geht die Sache gut und ihr müßt drauf los marschiren, laß ich ihn aber herunterhängen, so fangt an und lauft.“ Als die Mücke das gehört hatte, flog sie wieder heim und verrieth dem Zaunkönig alles haarklein.

Als der Tag anbrach, wo die Schlacht sollte geliefert werden, hu! da kam das vierfüßige Gethier dahergerennt mit Gebraus, daß die Erde

zitterte; Zaunkönig mit seiner Armee kam auch durch die Luft daher, die schnurrte, schrie und schwärmte, daß einem Angst wurde; und gingen sie da von beiden Seiten aneinander. Der Zaunkönig aber schickte die Hornisse hinab, sie sollte sich dem Fuchs unter dem Schwanz setzen und aus Leibeskräften stechen. Wie nun der Fuchs den ersten Stich bekam, zuckte er, daß er das eine Bein aufhob, doch ertrug er's und ließ den Schwanz noch in der Höhe; beim zweiten mußt' er ihn einen Augenblick herunter lassen, beim dritten aber konnte er sich nicht mehr halten, schrie und nahm den Schwanz zwischen die Beine. Wie das die Thiere sahen, meinten sie, alles wär' verloren und fingen an zu laufen, jeder in seine Höhle, und hatten die Vögel die Schlacht gewonnen.

Da flog der Herr König und die Frau Königin heim zu ihren Kindern und riefen: „Kinder seyd fröhlich, eßt und trinkt nach Herzenslust, wir haben den Krieg gewonnen.“ Die jungen Zaunkönige aber sagten: „noch essen wir nicht, der Bär soll erst vor's Nest kommen und Abbitte thun und sagen, daß wir ehrliche Kinder sind.“ Da flog der Zaunkönig vor das Loch des Bären, und rief: „Brummbär, du sollst vor das Nest zu meinen Kindern gehen und Abbitte thun und sagen, daß sie ehrliche Kinder sind, sonst sollen dir die Rippen im Leib' zertreten werden.“ Da

kroch der Bär in der größten Angſt hin und that Abbitte, und darauf ſetzten ſich die jungen Zaunkönige zuſammen und aßen und tranken und machten ſich luſtig bis in die ſpäte Nacht hinein.

17.

Vom ſüßen Brei.

Es war einmal ein armes, frommes Mädchen, das lebte mit ſeiner Mutter allein und ſie hatten nichts mehr zu eſſen. Da ging das Kind hinaus in den Wald und begegnete ihm darin eine alte Frau, die wußte ſeinen Jammer ſchon und ſchenkte ihm ein Töpfchen, zu dem ſollt' es ſagen: „Töpfchen koch!" ſo kochte es guten, ſüßen Hirſchenbrei, und wenn es ſagte: „Töpfchen ſteh," ſo hörte es wieder auf zu kochen. Das Mädchen brachte den Topf ſeiner Mutter heim und nun waren ſie ihrer Armuth und ihres Hungers ledig und aßen ſüßen Brei, ſo oft ſie wollten. Auf eine Zeit war das Mädchen ausgegangen, da ſprach die Mutter: „Töpfchen koch!" da kocht es und ſie ißt ſich ſatt; nun will ſie, daß das Töpfchen wieder aufhören ſoll, aber ſie weiß das Wort nicht. Alſo kocht es fort und der Brei ſteigt über den Rand heraus, und kocht immer zu, die Küche und das ganze Haus voll, und das zweite Haus und dann die Straße, als wollt's die ganze

Welt satt machen, und ist die gröſste Noth und kein Mensch weiß sich da zu helfen. Endlich, wie nur noch ein einziges Haus übrig ist, da kommt das Kind heim und spricht nur: „Töpfchen steh!“ da steht es und hört auf zu kochen, und wenn sie wieder in die Stadt wollten, haben sie sich durchessen müssen.

18.

Die treuen Thiere.

Es war einmal ein Mann, der hatte gar nicht viel Geld; mit dem wenigen, das ihm übrig blieb, zog er in die weite Welt. Da kam er in ein Dorf, wo die Jungen zusammen liefen, schrien und lärmten. „Was habt ihr vor, ihr Jungen?“ sagte der Mann. — „Ei, da haben wir eine Maus, die muß uns tanzen, seht einmal, was das für ein Spaß ist! wie die herumtrippelt!“ Den Mann aber dauerte das arme Thierchen und er sprach: „laßt die Maus laufen, ihr Jungen, ich will euch auch Geld geben.“ Da gab er ihnen Geld und sie ließen die Maus gehen, die lief, was sie konnte, in ein Loch hinein. Der Mann ging fort und kam in ein anderes Dorf, da hatten die Jungen einen Affen, der mußte tanzen und Purzelbäume machen, und sie lachten darüber und ließen dem Thier keine Ruh. Da gab

ihnen der Mann auch Geld, damit ſie den Affen losließen. Darnach kam der Mann in ein drittes Dorf, da hatten die Jungen einen Bären und ließen ihn tanzen, und wenn er dazu brummte, war's ihnen eben recht. Da kaufte ihn der Mann auch los, und der Bär war froh, daß er wieder auf ſeine vier Beine kam und trabte fort.

Der Mann aber hatte nun ſein Bischen übrigs Geld ausgegeben und keinen rothen Heller mehr in der Taſche. Da ſprach er zu ſich ſelber: „der König hat ſoviel in ſeiner Schatzkammer, was er nicht braucht, Hungers kannſt du nicht ſterben, du willſt da etwas nehmen, und wenn du wieder zu Geld kommſt, kannſt du's ja wieder hineinlegen.“ Alſo machte er ſich über die Schatzkammer, und nahm ſich ein wenig davon, allein beim Herausſchleichen ward er von den Leuten des Königs erwiſcht. Sie ſagten, er wäre ein Dieb und führten ihn vor Gericht, da ward er verurtheilt, daß er in einem Kaſten ſollte auf's Waſſer geſetzt werden. Der Kaſten-Deckel war voll Löcher, damit Luft hinein konnte, auch ward ihm ein Krug Waſſer und ein Laib Brot mit hinein gegeben. Wie er nun ſo auf dem Waſſer ſchwamm und recht in Angſt war, hört er was krabbeln am Schloß, nagen und ſchnauben, auf einmal ſpringt das Schloß ſelber auf und der Deckel in die Höh', und ſtehen da Maus, Affe und Bär, die hatten's gethan; weil er ihnen geholfen, wollten ſie ihm

wieder helfen. Nun wußten ſie aber nicht, was ſie noch weiter thun ſollten und rathſchlagten mit einander, indem kam ein weißer Stein auf dem Waſſer daher geſchwommen, der ſah aus wie ein rundes Ei. Da ſagte der Bär: „der kommt zu rechter Zeit, das iſt ein Wunderſtein, wem der eigen iſt, der kann ſich wünſchen, wozu er nur Luſt hat.“ Da fing der Mann den Stein, und wie er ihn in der Hand hielt, wünſchte er ſich ein Schloß mit Garten und Marſtall, und kaum hatte er den Wunſch geſagt, ſo ſaß er in dem Schloß mit dem Garten und dem Marſtall, und war alles ſo ſchön und prächtig, daß er ſich nicht genug verwundern konnte.

Nach einer Zeit zogen Kaufleute des Wegs vorbei. „Seh einmal einer, riefen ſie, was da für ein herrliches Schloß ſteht und das letztemal wie wir vorbeikamen, lag da noch ſchlechter Sand.“ Weil ſie nun neugierig waren, gingen ſie hinein und erkundigten ſich bei dem Mann, wie er alles ſo geſchwind hätte bauen können. Da ſprach er: „das hab' ich nicht gethan, ſondern mein Wunderſtein.“ — „Was iſt das für ein Stein?“ fragten ſie. Da ging er hin und holte ihn und zeigte ihn den Kaufleuten. Die hatten große Luſt dazu und fragten, ob er nicht zu erhandeln wäre, auch boten ſie ihm alle ihre ſchönen Waaren dafür. Dem Manne ſtachen die Waaren in die Augen, und weil das Herz unbeſtändig iſt, ließ er ſich be-

thören, und meinte, die ſchönen Waaren ſeyen mehr werth, als ſein Wunderſtein und gab ihn hin. Kaum aber hatte er ihn aus den Händen gegeben, da war auch alles Glück dahin und er ſaß auf einmal wieder in dem verſchloſſenen Kaſten auf dem Fluß mit einem Krug Waſſer und einem Laib Brot. Die treuen Thiere, Maus, Affe und Bär, wie ſie ſein Unglück ſahen, kamen wieder und wollten ihm helfen, aber ſie konnten nicht einmal das Schloß aufſprengen, weil's viel feſter war, als das erſtemal. Da ſprach der Bär: „wir müſſen den Wunderſtein wieder ſchaffen, oder es iſt alles umſonſt.“ Weil nun die Kaufleute in dem Schloß noch wohnten, gingen die Thiere miteinander hin, und wie ſie nah dabei kamen, ſagte der Bär: „Maus geh hin und guck durch's Schlüſſelloch und ſieh, was anzufangen iſt, du biſt klein, dich merkt kein Menſch.“ Die Maus war willig, kam aber wieder und ſagte: „es geht nicht, ich hab' hinein geguckt, der Stein hängt unter dem Spiegel an einem rothem Bändchen und hüben und drüben ſitzen ein paar große Katzen mit feurigen Augen, die ſollen ihn bewachen.“ Da ſagten die andern: „geh nur wieder hinein und wart' bis der Herr im Bett liegt und ſchläft, dann ſchleich dich durch ein Loch hinein und kriech' auf's Bett und zwick' ihn an der Naſe und beiß ihm ſeine Haare ab.“ Die Maus ging wieder hinein, und that wie die andern geſagt hatten, und der Herr wachte auf,

rieb ſich die Naſe, war ärgerlich und ſprach: „die Katzen taugen nichts, ſie laſſen mir die Mäuſe die Haare vom Kopf abbeißen“ und jagte ſie alle beide fort. Da hatte die Maus gewonnen Spiel.

Wie nun der Herr die andere Nacht wieder eingeſchlafen war, machte die Maus hinein, knuperte und nagte an dem rothen Band, woran der Stein hing, ſo lang, bis es entzwei war und herunterfiel, dann ſchleifte ſie's bis zu der Hausthür. Das ward aber der armen kleinen Maus recht ſauer, und ſie ſprach zum Affen, der ſchon auf der Lauer ſtand: „nimm du nun deine Pfote und hol's ganz heraus!“ Das war dem Affen ein Leichtes, der trug den Stein und ſie gingen ſo miteinander bis zum Fluß; da ſagte der Affe: „wie ſollen wir aber nun zu dem Kaſten kommen!“ Der Bär ſagte: „das iſt bald geſchehen, ich geh' in's Waſſer und ſchwimme, Affe, ſetz' du dich auf meinen Rücken, halt' dich aber mit deinen Händen feſt und nimm den Stein in's Maul, Mäuschen, du kannſt dich in mein rechtes Ohr ſetzen.“ Alſo thaten ſie und ſchwammen den Fluß hinab. Nach einer Zeit war's dem Bären ſo ſtill, fing an zu ſchwätzen und ſagte: „hör' Affe, wir ſind doch brave Cammeraden, was meinſt du?“ — Der Aff aber antwortete nicht und ſchwieg ſtill. „Ei! ſagte der Bär, willſt du mir keine Antwort geben? das iſt ein ſchlechter Kerl, der nicht antwortet!“

Wie der Affe das hört, thut er das Maul auf, läßt den Stein in's Waſſer fallen und ſagt: „ich konnt' ja nicht antworten, ich hatte den Stein im Mund, jetzt iſt er fort, daran biſt du allein Schuld.“ „Sey nur ruhig, ſagte der Bär, wir wollen ſchon etwas erdenken.“ Da berathſchlagten ſie ſich und riefen die Laubfröſche, Unken und alles Ungeziefer, das im Waſſer lebt, zuſammen und ſagten: „es kommt ein gewaltiger Feind, macht, daß ihr viele Steine zuſammenſchafft, ſo wollen wir euch eine Mauer bauen und euch ſchützen.“ Da erſchraken die Thiere und brachten Steine von allen Seiten herbeigeſchleppt, endlich kam auch ein alter, dicker Quackfroſch recht aus dem Grund herauf und hatte das rothe Band mit dem Wunderſtein im Mund. Wie der Bär das ſah, war er vergnügt: „da haben wir, was wir wollen,“ nahm dem Froſch ſeine Laſt ab, ſagte den Thieren, es ſey ſchon gut und machte einen kurzen Abſchied. Darauf fuhren die drei hinab zu dem Mann im Kaſten, ſprengten den Deckel mit Hülfe des Steins und kamen noch zu rechter Zeit, denn er hatte das Brot ſchon aufgezehrt und das Waſſer getrunken und war ſchon halb verſchmachtet. Wie er aber den Stein in die Hände bekam, da wünſcht er ſich wieder friſch und geſund und in ſein ſchönes Schloß mit dem Garten und Marſtall und lebte vergnügt und die drei Thiere blieben bei ihm und hatten's gut ihr lebelang.

19.

Mährchen von der Unke.

I.

Ein Kind saß vor der Hausthüre auf der Erde und hatte sein Schüsselchen mit Milch und Weckbrocken neben sich und aß. Da kam eine Unke gekrochen und senkte ihr Köpfchen in die Schüssel und aß mit. Am andern Tag kam sie wieder und so eine Zeitlang jeden Tag. Das Kind ließ sich das gefallen, wie es aber sah, daß die Unke immerfort blos die Milch trank und die Brocken liegen ließ, nahm es sein Löffelchen, schlug ihr ein Bischen auf den Kopf und sagte: „Ding, iß auch Brocken!“ Das Kind war seit der Zeit schön und groß geworden, seine Mutter aber stand gerade hinter ihm, und sah die Unke, da lief sie herbei und schlug sie todt, von dem Augenblick ward das Kind mager und ist endlich gestorben.

II.

Ein Waisen-Mädchen saß an der Stadtmauer und spann, sah eine Unke herkommen. Da breitete es ein blauseiden Tuch, das die Unken gewaltig lieben und auf das sie allein gehen, nieder sich aus. Alsobald die Unke das erblickte, kehrte sie um, kam wieder und brachte ein kleines

goldenes Krönchen getragen, legte es darauf und ging dann wieder fort. Da nahm das Mädchen die Krone auf, sie glitzerte und war von zartem Goldgespinst: nicht lange, so kam die Unke zum zweitenmal wieder, wie sie aber die Krone nicht mehr sah, kroch sie an die Wand und schlug vor Leid ihr Häuptlein so lang dawider, als sie nur noch Kräfte hatte, bis sie endlich todt da lag. Hätte das Mädchen die Krone liegen lassen, die Unke hätte wohl noch mehr von ihren Schätzen aus der Höhle herbeigetragen.

III.

(Die Unke ruft:) huhu! huhu! (Kind spricht:) komm herut! (Die Unke kommt hervor, da fragt das Kind nach seinem Schwesterchen:) „hast du Rothstrümpfchen nicht gesehen?“ (Unke:) „Ne, ik eg nit: wie du denn? huhu! huhu! huhu!“

20.

Der arme Müllerbursch und das Kätzchen.

In einer Mühle dienten einmal drei Müllerbursche, worin nur ein alter Müller lebte ohne Frau und Kind. Wie sie nun etliche Jahre bei ihm gedient hatten, sagte er zu ihnen: „zieht einmal fort, und wer mir das beste Pferd nach Haus

bringt, dem will ich die Mühle geben.' Der dritte von den Burſchen war aber der Kleinknecht, der ward von den andern für albern gehalten, dem gönnten ſie die Mühle nicht; und er wollte ſie hernach nicht einmal! Da gingen alle drei miteinander hinaus, und wie ſie vor das Dorf kamen, ſagten die zwei zu dem albernen Hans: „du kannſt nur hier bleiben, du kriegſt doch dein lebtag keinen Gaul.“ Der Hans aber ging doch mit und als es Nacht war, kamen ſie an eine Höhle, da hinein legten ſie ſich ſchlafen. Die zwei klugen warteten nun bis Hans eingeſchlafen war, dann ſtiegen ſie auf, machten ſich fort, ließen das Hänschen liegen und meinten's recht fein gemacht zu haben: ja! es wird euch doch nicht gut gehen! Wie nun die Sonne heraufkam und Hans aufwachte, lag er in einer tiefen Höhle, er guckte ſich überall um: „ach Gott! wo bin ich!“ Da erhob er ſich und kraxelte die Höhle hinauf, ging in den Wald und dachte: „wie ſoll ich nun zu einem Pferd kommen!“ Indem er ſo in Gedanken dahin ging, begegnete ihm ein kleines buntes Kätzchen, ſprach: „Hans, wo willſt du hin?“ — „Ach! du kannſt mir doch nicht helfen.“ — „Was dein Begehren iſt, weiß ich wohl, ſprach das Kätzchen, du willſt einen hübſchen Gaul haben, komm mit mir und ſey ſieben Jahre lang mein treuer Knecht, ſo will ich dir einen geben, ſchöner, als du dein Lebtag einen geſehen haſt.“

Da nahm ſie ihn mit in ihr verwünſchtes Schlöß-chen, er mußt' ihr dienen und alle Tage Holz klein machen, dazu kriegte er eine Art von Silber und die Keile und Säge von Silber und der Schläger war von Kupfer. Nun da machte er's klein, blieb bei ihm, hatte ſein gutes Eſſen und Trinken, ſah aber niemand als das bunte Kätzchen. Einmal ſagte es zu ihm: „geh hin und mäh meine Wieſe und mach das Gras trocken" und gab ihm von Silber eine Senſe und von Gold einen Wetzſtein, hieß ihn aber auch alles wieder richtig abliefern. Da ging der Hans hin und that was es geheißen hatte und als er fertig war und die Senſe, den Wetzſtein und das Heu nach Haus brachte, fragte er, ob es ihm noch nicht ſeinen Lohn geben wollte. „Nein, ſagte die Katze, du ſollſt mir erſt noch einerlei thun, da iſt Bauholz von Silber, Zimmeraxt, Winkeleiſen und was nöthig iſt, alles von Silber, daraus bau mir erſt ein kleines Häuschen." Da baute der Hans das Häuschen fertig und ſagte, er hätte nun alles gethan und noch kein Pferd; die ſieben Jahre aber waren ihm herumgegangen, wie ein halbes. Da fragte die Katze: ob er ihre Pferde ſehen wollte?" „Ja," ſagte Hans. Da machte ſie ihm das Häuschen auf und weil ſie die Thüre ſo aufmacht, da ſtehen zwölf Pferde: ach! die waren geweſen ganz ſtolz! die hatten geblänkt und geſpiegelt, daß ſich ſein Herz im Leib darüber

freute. Nun gab ſie ihm zu eſſen und zu trinken und ſprach: „geh nun heim, dein Pferd geb' ich dir nicht mit, in drei Tagen aber komm' ich und bring' dir's nach;" alſo ging Hans heim und ſie zeigte ihm den Weg zur Mühle. Sie hatte ihm aber nicht einmal ein neu Kleid gegeben, ſondern er mußte ſein altes lumpichtes Kittelchen behalten, das er mitgebracht hatte, und das ihm in den ſieben Jahren überall zu kurz geworden war. Wie er nun heim kam, da waren die beiden andern Müllerburſchen auch wieder da, jeder hatte zwar ein Pferd mitgebracht, aber des einen ſeins war blind, des andern ſeins lahm. Sie fragten ihn: „Hans, wo haſt du dein Pferd?" — „In drei Tagen wird's nachkommen." Da lachten ſie und ſagten: „ja, du Hans, wo willſt du ein Pferd herkriegen, das wird was rechtes ſeyn!" Hans ging in die Stube, der Müller ſagte aber, er ſollte nicht an den Tiſch kommen, er wär' zu zerriſſen und zerlumpt, man müßte ſich ſchämen, wenn jemand herein käme. Da gaben ſie ihm ſein Bischen Eſſen hinaus, und wie ſie Abends ſchlafen gingen, wollten ihm die zwei andern kein Bett geben, und er mußte endlich in's Gänſeſtällchen kriechen und ſich auf ein wenig Stroh hineinlegen. Am Morgen, wie er aufwacht, ſind ſchon die drei Tage herum, und es kommt eine Kutſche mit ſechs Pferden, ei! die glänzten, daß es ſchön war und ein Bedienter der

brachte noch ein siebentes, das war für den armen Müllersbursch, aus der Kutsche aber stieg eine prächtige Prinzessin, und ging in die Mühle hinein und die Prinzessin war das kleine bunte Kätzchen, dem der arme Hans sieben Jahr gedient hatte. Sie fragte den Müller, wo der dritte Mahlbursch, der Kleinknecht, wäre? Da sagte der Müller: „den können wir nicht in die Mühle nehmen, der ist so verrissen und liegt im Gänsestall.“ Da sagte die Prinzessin, sie sollten ihn gleich holen. Also holten sie ihn heraus, und er mußte sein Kittelchen zusammenpacken, um sich zu bedecken, da schnallte der Bediente prächtige Kleider aus, und mußte ihn waschen und anziehen und wie er fertig war, konnte kein König schöner aussehen. Darnach wollte die Prinzessin die Pferde sehen, welche die andern Mahlburschen mitgebracht hatten, eins war blind, das andere lahm. Da ließ sie den Bedienten das siebente Pferd bringen; wie der Müller das sah, sprach er, so eins wär' ihm noch nicht auf den Hof gekommen; „und das ist für den dritten Mahlbursch“ sagte die Prinzessin. „Da muß er die Mühle haben“ sagte der Müller; die Prinzessin aber sprach, da wär' sein Pferd, er solle die Mühle auch behalten; und nimmt ihren treuen Hans und setzt ihn in die Kutsche und fährt mit ihm fort. Sie fahren erst nach dem kleinen Häuschen, das er mit dem silbernen Werkzeug gebaut

hat, da iſt es ein großes Schloß und iſt alles darin von Silber und Gold, und da hat ſie ihn geheirathet und war er reich, ſo reich, daß er für ſein Lebtag genug hatte. Darum ſoll keiner ſagen, daß wer albern iſt, deshalb nichts rechts werden könne.

21.

Die Krähen.

Es hatte ein rechtſchaffener Soldat etwas Geld verdient und zuſammen geſpart, weil er fleißig war und es nicht, wie die andern, in den Wirthshäuſern durchbrachte. Nun waren zwei von ſeinen Kameraden, die hatten eigentlich ein falſches Herz und wollten ihn um ſein Geld bringen; ſie ſtellten ſich aber äußerlich ganz freundſchaftlich an. Auf eine Zeit ſprachen ſie zu ihm: „hör', was ſollen wir hier in der Stadt liegen, wir ſind ja eingeſchloſſen darin, als wären wir Gefangene, und gar einer wie du, der könnt' ſich daheim was ordentliches verdienen und vergnügt leben.“ Mit ſolchen Reden ſetzten ſie ihm auch ſo lange zu, bis er endlich einwilligte und mit ihnen ausreißen wollte; die zwei andern hatten aber nichts anders im Sinn, als ihm draußen ſein Geld abzunehmen. Wie ſie nun ein Stück Wegs fortgegangen waren, ſagten die zwei: „wir

müſſen uns da rechts einſchlagen, wenn wir an die Gränze kommen wollen." — „Ei! Gott bewahre, da gehts ja gerade wieder in die Stadt zurück, links müſſen wir weiter." — „Was willſt du dich mauſig machen," rieſen die zwei, drangen auf ihn ein, ſchlugen ihn, bis er niederfiel, und nahmen ihm ſein Geld aus den Taſchen; das war aber noch nicht genug, ſie ſtachen ihm auch die Augen aus, ſchleppten ihn zum Galgen und banden ihn daran feſt. Da ließen ſie ihn, und gingen mit dem geſtohlenen Geld in die Stadt zurück.

Der arme Blinde wußte aber nicht, an welchem ſchlechten Ort er war, fühlte um ſich rnd merkte, daß er unter einem Balken Holz ſtß. Da meinte er, es wäre ein Kreutz, ſprach: „es iſt doch gut von ihnen, daß ſie mich wenigſtens unter ein Kreutz gebunden haben, Gott iſt bei mir," und fing an recht zu Gott zu beten. Wie es ungefähr Nacht werden mochte, hörte er etwas flattern; das waren aber drei Krähen, die ließen ſich auf dem Balken nieder. Darnach hörte er, wie eine ſprach: „Schweſter, was bringt ihr Gutes? ja, wenn die Menſchen wüßten, was wir wiſſen! die Königstochter iſt krank und der alte König hat ſie demjenigen verſprochen, der ſie heilt, das kann aber keiner, denn ſie wird nur geſund, wenn die Kröte in dem Teich dort zu Aſche verbrannt wird und ſie die Aſche trinkt."

Da ſprach die zweite: „ja, wenn die Menſchen wüßten, was wir wiſſen! heute Nacht fällt ein Thau vom Himmel, ſo wunderbar und heilſam, wer blind iſt und beſtreicht ſeine Augen damit, der erhält ſein Geſicht wieder.“ Da ſprach auch die dritte: „ja, wenn die Menſchen wüßten, was wir wiſſen! Die Kröte hilft nur einem und der Thau hilft nur wenigen, aber in der Stadt iſt große Noth, da ſind alle Brunnen vertrocknet und niemand weiß, daß der große viereckige Stein auf dem Markt muß weggenommen und darunter gegraben werden, dort quillt das ſchönſte Waſſer.“ Wie die drei Krähen das geſagt hatten, hörte er es wieder flattern und ſie flogen da fort; er aber machte ſich allmälig von ſeinen Banden los, und dann bückte er ſich und brach ein paar Gräſerchen ab und beſtrich ſeine Augen mit dem Thau, der darauf gefallen war. Alsbald ward er wieder ſehend und war Mond und Sterne am Himmel und ſah er, daß er neben dem Galgen ſtand. Darnach ſuchte er Scherben, und ſammelte von dem köſtlichen Thau, ſo viel er zuſammenbringen konnte und wie das geſchehen war, ging er zum Teich, grub das Waſſer davon ab und holte die Kröte heraus; und dann verbrannte er ſie zu Aſche und ging damit an des Königs Hof. Da ließ er nun die Königstochter von der Aſche einnehmen und als ſie geſund war, verlangte er ſie, wie es verſprochen war, zur Gemahlin. Dem

König aber gefiel er nicht, weil er ſo ſchlechte Kleider an hatte, und er ſprach daher, wer ſeine Tochter haben wolle, der müßte der Stadt erſt Waſſer verſchaffen und damit hoffte er ihn los zu werden. Er aber ging hin, hieß die Leute den viereckigen Stein auf dem Markt wegheben und darunter nach Waſſer graben. Das thaten ſie auch und kamen bald zu einer ſchönen Quelle, da war Waſſer zum Ueberfluß; der König aber konnte ihm nun die Prinzeſſin nicht länger abſchlagen und er wurde mit ihr vermählt und lebten ſie in einer vergnügten Ehe.

Auf eine Zeit, als er durch's Feld ſpatziren ging, begegneten ihm ſeine beiden ehemaligen Kameraden, die ſo treulos an ihm gehandelt hatten. Sie kannten ihn nicht, er aber erkannte ſie gleich, ging auf ſie zu und ſprach: ‚ſeht, das iſt euer ehemaliger Kammerad, dem ihr ſo ſchändlich die Augen ausgeſtochen habt, aber der liebe Gott hat mir's zum Glück gedeihen laſſen.“ Da fielen ſie ihm zu Füßen und baten um Gnade, und weil er ein gutes Herz hatte, erbarmte er ſich ihrer und nahm ſie mit ſich, gab ihnen auch Nahrung und Kleider. Er erzählte ihnen darnach, wie es ihm ergangen und wie er zu dieſen Ehren gekommen wäre; als die zwei das vernahmen, hatten ſie keine Ruhe und wollten auch eine Nacht ſich unter den Galgen ſetzen, ob ſie vielleicht auch etwas Gutes hörten. Wie ſie nun unter dem Galgen

ſaßen, flatterte auch bald etwas über ihren Häupt-tern und kamen die drei Krähen. Die eine ſprach zur andern: „hört Schweſtern, es muß uns jemand behorcht haben, denn die Prinzeſſin iſt geſund, die Kröte iſt fort aus dem Teich, ein Blinder iſt ſehend geworden und in der Stadt haben ſie einen friſchen Brunnen gegraben, kommt, laßt uns ſuchen, vielleicht finden wir ihn.“ Da flatterten ſie herab und fanden die beiden und eh' ſie ſich helfen konnten, ſaßen ſie ihnen auf dem Kopf und hackten ihnen die Augen aus und hackten weiter ſo lange in's Geſicht, bis ſie ganz todt waren. Da blieben ſie liegen unter dem Galgen. Als ſie nun in ein paar Tagen nicht wieder kamen, dachte ihr ehemaliger Kammerad, wo mögen die zwei herumirren und ging hinaus, ſie zu ſuchen. Da fand er aber nichts mehr, als ihre Gebeine, die trug er vom Galgen weg und legte ſie in ein Grab.

22.

Hans mein Igel.

Es war ein reicher Bauer, der hatte mit ſeiner Frau keine Kinder; öfters, wenn er mit den andern Bauern in die Stadt ging, ſpotteten ſie ihn und fragten, warum er keine Kinder hätte. Da ward er einmal zornig und als er nach Haus

kam, ſprach er: „ich will ein Kind haben und ſollt's ein Igel ſeyn.“ Da kriegte ſeine Frau ein Kind, das war oben ein Igel und unten ein Junge, und als ſie das Kind ſah, erſchrack ſie und ſprach: „ſiehſt du, du haſt uns verwünſcht!“ Da ſprach der Mann: „was kann das alles helfen, getauft muß der Junge werden, aber wir können keinen Gevatter dazu nehmen.“ Die Frau ſprach: „wir können ihn auch nicht anders taufen als Hans mein Igel.“ Als er getauft war, ſagte der Pfarrer: „der kann wegen ſeiner Stacheln in kein ordentlich Bett kommen.“ Da ward hinter dem Ofen ein wenig Stroh zurecht gemacht und Hans mein Igel darauf gelegt. Er konnte auch an der Mutter nicht trinken, denn er hätte ſie mit ſeinen Stacheln geſtochen. So lag er da hinter dem Ofen acht Jahre und ſein Vater war ihn müde, und dachte, wenn er nur ſtürbe; aber er ſtarb nicht, ſondern blieb da liegen. Nun trug es ſich zu, daß in der Stadt ein Markt war und der Bauer wollte darauf gehen, da fragte er ſeine Frau, was er ihr ſollte mitbringen. „Ein wenig Fleiſch und ein paar Wecke, was zum Haushalt gehört,“ ſprach ſie. Darauf fragte er die Magd, die wollte ein paar Toffel und Zwickelſtrümpfe, endlich ſagte er auch: „Hans mein Igel, was willſt du denn haben?“ — „Väterchen, ſprach er, bringt mir doch einen Dudelſack mit.“ Wie nun der Bauer wieder

nach Haus kam, gab er der Frau, was er ihr mitgebracht hatte, Fleisch und Wecke, dann gab er der Magd die Toffeln und die Zwickelstrümpfe, endlich ging er hinter den Ofen und gab dem Hans mein Igel den Dudelsack. Und wie Hans mein Igel den hatte, sprach er: „Väterchen, geht doch vor die Schmiede und laßt mir meinen Göckelhahn beschlagen, dann will ich fortreiten und will nimmermehr wiederkommen.“ Da war der Vater froh, daß er ihn loswerden sollte, und ließ ihm den Hahn beschlagen und als er fertig war, setzte sich Hans mein Igel darauf, ritt fort, nahm auch Schweine und Esel mit, die wollt' er draußen im Walde hüten. Im Wald aber mußte der Hahn mit ihm auf einen hohen Baum fliegen, da saß er und hütete die Esel und Schweine, und saß lange Jahre bis die Heerde ganz groß war, und wußte sein Vater nichts von ihm. Wenn er aber auf dem Baum saß, blies er seinen Dudelsack und machte Musik, die war sehr schön. Einmal kam ein König vorbeigefahren, der hatte sich verirrt und hörte die Musik; da verwunderte er sich darüber und schickte seinen Bedienten hin, er sollte sich einmal umgucken, wo die Musik herkäme. Der guckte sich um, sah aber nichts, als ein kleines Thier auf dem Baum oben sitzen, das war wie ein Göckelhahn, auf dem ein Igel saß und machte die Musik. Da sprach der König zum Bedienten, er sollte fragen, warum es da

ſäße und ob es nicht wüßte, wo der Weg in ſein Königreich ging. Da ſtieg Hans mein Igel vom Baum und ſprach, er wollte den Weg zeigen, wenn der König ihm wollte verſchreiben und verſprechen, was ihm zuerſt begegnete am königlichen Hofe, wenn er nach Haus käme. Da dachte der König, das kannſt du leicht thun, Hans mein Igel verſteht's doch nicht und kannſt ſchreiben was du willſt. Da nahm der König Feder und Dinte und ſchrieb etwas auf und als es geſchehen war, zeigte Hans mein Igel ihm den Weg und er kam glücklich nach Haus. Seine Tochter aber, wie ſie ihn von weitem ſah, war ſo voll Freuden, daß ſie ihm entgegen ging und ihn küßte. Er gedachte an Hans mein Igel und erzählte ihr, wie es ihm gegangen wäre, und daß er an ein wunderliches Thier, das auf einem Hahn geritten und ſchöne Muſik gemacht, hätte verſchreiben ſollen, was ihm daheim zuerſt begegnen würde; er hätte aber geſchrieben, es ſollt's nicht haben, denn Hans mein Igel könnt es doch nicht leſen. Darüber war die Prinzeſſin froh und ſagte, das wäre gut, denn ſie wäre doch nimmermehr hingegangen.

Hans mein Igel aber hütete die Eſel und Schweine, war immer luſtig und ſaß auf dem Baum und blies auf ſeinem Dudelſack. Nun geſchah es, daß ein anderer König gefahren kam mit ſeinen Bedienten und Laufern und hatte ſich verirrt und wußte nicht wieder nach Haus zu kom,

men, weil der Wald ſo groß war. Da hörte er gleichfalls die ſchöne Muſik von weitem und ſprach zu ſeinem Laufer, was das wohl wäre, er ſollt' einmal zuſehen, woher es kömmt. Da ging der Laufer hin unter den Baum und ſah den Göckelhahn ſitzen und Hans mein Igel oben drauf. Der Laufer fragte ihn, was er da oben vorhätte. „Ich hüte meine Eſel und Schweine: was iſt euer Begehren?" Der Laufer ſagte, ſie hätten ſich verirrt und könnten nicht wieder in's Königreich, ob er ihnen den Weg nicht zeigen wollte. Da ſtieg Hans mein Igel mit dem Hahn vom Baum herunter und ſagte zu dem alten König, er wollt' ihm den Weg zeigen, wenn er ihm zu eigen geben wollte, was ihm zu Haus vor ſeinem königlichen Schloſſe das erſte begegnen würde. Der König ſagte ja und unterſchrieb ſich dem Hans mein Igel, er ſollt' es haben. Als das geſchehen war, ritt er auf dem Göckelhahn voraus und zeigte ihm den Weg und gelangte er glücklich wieder in ſein Königreich. Wie er auf den Hof kam, war große Freude darüber; nun hatte er eine einzige Tochter, die war ſehr ſchön, die kam ihm entgegen, fiel ihm um den Hals und küßte ihn und freute ſich, daß ihr alter Vater wieder kam. Sie fragte ihn auch, wo er ſo lang in der Welt geweſen wäre, da erzählte er ihr, er hätte ſich verirrt und wär' beinahe gar nicht wieder gekommen, aber als er durch einen großen Wald gefahren, hätte einer

halb

halb wie ein Igel, halb wie ein Menſch, rittlings auf einem Hahn in einem hohen Baum geſeſſen und ſchöne Muſik gemacht, der hätte ihm fortgeholfen und den Weg gezeigt, dafür aber er ihm verſprochen, was ihm am königlichen Hofe zuerſt begegnete, und das wäre ſie und das thäte ihm nun ſo leid. Da verſprach ſie ihm aber, ſie wollte gern mit ihm gehen, wann er käme, ihrem alten Vater zu Liebe.

Hans mein Igel aber hütete ſeine Schweine und die Schweine bekamen wieder Schweine und dieſe wieder und wurden ihrer ſo viel, daß der ganze Wald voll war. Da ließ Hans mein Igel ſeinem Vater ſagen, ſie ſollten alle Ställe im Dorf ledig machen und räumen, er käme mit einer ſo großen Heerde Schweine, daß jeder ſchlachten ſollte, der nur ſchlachten könnte. Da war ſein Vater betrübt, als er das hörte, denn er dachte, Hans mein Igel wäre ſchon lang' geſtorben. Hans mein Igel aber ſetzte ſich auf ſeinen Göckelhahn, trieb die Schweine vor ſich her in's Dorf und ließ ſchlachten: hu! da war ein Gemetzel und ein Hacken, daß man's zwei Stunden weit hören konnte. Darnach ſagte Hans mein Igel: „Väterchen, laßt mir meinen Göckelhahn noch einmal vor der Schmiede beſchlagen, dann reit' ich fort und komm' mein Lebtag nicht wieder." Da ließ der Vater den Göckelhahn beſchla-

gen und war froh, daß Hans mein Igel nicht wieder kommen wollte.

Hans mein Igel ritt fort in das erste Königreich, da hatte der König befohlen, wenn einer käme auf einem Hahn geritten und hätte einen Dudelsack bei sich, dann sollten alle auf ihn schießen, hauen und stechen, damit er nicht in's Schloß käme. Als nun Hans mein Igel daher geritten kam, drangen sie mit den Bajonetten auf ihn ein, er aber gab dem Hahn die Sporn, flog auf, über das Thor hin vor des Königs Fenster, setzte sich da und rief ihm zu: „sollt' ihm geben, was er versprochen hätte, sonst so wollt' er ihm und seiner Tochter das Leben nehmen.“ Da gab der König der Prinzessin gute Worte, sie möchte zu ihm hinaus gehen, damit sie ihm und sich das Leben rettete. Da zog sie sich weiß an und ihr Vater gab ihr einen Wagen mit sechs Pferden und herrliche Bedienten, Geld und Gut; sie setzte sich ein und Hans mein Igel mit seinem Hahn und Dudelsack neben sie, dann nahmen sie Abschied und zogen fort und der König dachte, er kriegte sie nicht wieder zu sehen. Es ging aber anders als er dachte, denn als sie ein Stück Wegs von der Stadt waren, da zog sie Hans mein Igel aus und stach sie mit seiner Igelhaut bis sie ganz blutig war, sagte: „das ist der Lohn für eure Falschheit, geh' hin, ich will dich nicht,“ und

jagte ſie damit nach Haus und war ſie beſchimpft ihr Lebtag.

Hans mein Igel aber ritt weiter auf ſeinem Göckelhahn und mit ſeinem Dudelſack nach dem zweiten Königreich, wo er dem König auch den Weg gezeigt hatte. Der aber hatte beſtellt, wenn einer käm', wie Hans mein Igel, ſollten ſie das Gewehr vor ihm präſentiren, ihn frei hereinführen, Victoria rufen und ihn ins königliche Schloß bringen. Wie ihn nun die Prinzeſſin ſah, war ſie erſchrocken, weil er doch gar ſo wunderlich ausſah, ſie dachte aber, es wäre nicht anders, ſie hätte es ihrem Vater verſprochen. Da ward Hans mein Igel von ihr bewillkommt, mußte mit an die königliche Tafel gehen und ſie ſetzte ſich zu ſeiner Seite und ſie aßen und tranken. Wie's nun Abend ward, daß ſie wollten ſchlafen gehen, da fürchtete ſie ſich ſehr vor ſeinen Stacheln, er aber ſprach, ſie ſollte ſich nicht fürchten, es geſchäh ihr kein Leid, und ſagte zu dem alten König, er ſollte vier Mann beſtellen, die ſollten wachen vor der Kammerthüre und ein großes Feuer anmachen, und wann er in die Kammer eingehe und ſich in's Bett legen wolle, würde er aus ſeiner Igelshaut herauskriechen und ſie vor dem Bett liegen laſſen; dann ſollten die Männer hurtig herbeiſpringen, und ſie in's Feuer werfen, auch dabei bleiben, bis ſie vom Feuer verzehrt wäre. Wie die Glocke nun elfe ſchlug, da ging

er in die Kammer und ſtreifte die Igelshaut ab, und ließ ſie vor dem Bett liegen, da kamen die Männer und holten ſie geſchwind und warfen ſie ins Feuer, und als ſie das Feuer verzehrt hatte, da war er erlöſt und lag da im Bett ganz als ein Menſch geſtaltet, aber er war kohlſchwarz wie gebrannt. Der König ſchickte zu ſeinem Arzt, der wuſch ihn mit guten Salben und balſamirte ihn, da ward er weiß und war ein ſchöner junger Herr. Wie das die Prinzeſſin ſah, war ſie froh, und ſie ſtiegen auf mit Freuden, aßen und tranken und ward die Vermählung gehalten, und Hans mein Igel bekam das Königreich von dem alten König.

Wie etliche Jahre herum waren, fuhr er mit ſeiner Gemahlin zu ſeinem Vater und ſagte, er wäre ſein Sohn, der Vater aber ſprach, er hätte keinen, er hätte nur einen gehabt, der wär' aber wie ein Igel mit Stacheln geboren worden und in die Welt gegangen. Da gab er ſich zu erkennen, und der alte Vater freute ſich und ging mit ihm in ſein Königreich.

23.

Das Todtenhemdchen.

Es hatte eine Mutter ein Bäblein von ſieben Jahren, das war ſchön und ſie hatte es lieber, wie alles auf der Welt. Auf einmal ſtarb es,

darüber konnte sich die Mutter nicht trösten und weinte Tag und Nacht. Als aber das Kind noch gar nicht lang begraben, so zeigte es sich in der Nacht an den Plätzen, wo es sonst gesessen und gespielt, und weinte die Mutter, so weinte es auch, aber wenn der Morgen kam, war es verschwunden. Als nun die Mutter gar nicht aufhören wollte zu weinen, kam es in einer Nacht mit seinem weißen Todtenhemdchen, in dem es in den Sarg gelegt war, und mit dem Kränzchen auf dem Kopf, setzte sich zu ihren Füßen auf das Bett und sprach: „ach Mutter, hör' doch auf zu weinen, sonst kann ich in meinem Sarge nicht einschlafen, denn mein Todtenhemdchen wird gar nicht trocken von deinen Thränen, die alle darauf fallen." Da erschrack die Mutter, als sie das hörte und weinte nicht mehr und in der andern Nacht kam das Kindchen wieder mit einem Lichtchen in der Hand und sagte: „siehst du, nun ist mein Hemdchen bald trocken und ich habe Ruhe in meinem Grab." Da befahl die Mutter dem lieben Gott ihr Leid und ertrug es still und geduldig, und das Kind kam nicht wieder, sondern schlief in seinem unterirdischen Bettchen.

24.

Der Jud' im Dorn.

Ein Bauer hatte einen gar getreuen und fleißigen Knecht, der diente ihm schon drei Jahre,

ohne daß er ihm seinen Lohn bezahlt hatte. Da fiel es ihm endlich bei, daß er doch nicht ganz umsonst arbeiten wollte, ging vor seinen Herrn und sprach: „ich habe euch unverdrossen und redlich gedient die lange Zeit, darum so vertraue ich zu euch, daß ihr mir nun geben wollet, was mir von Gottes Recht gebührt.“ Der Bauer aber war ein Filz und wußte, daß der Knecht ein einfältiges Gemüth hatte, nahm drei Pfennige und gab sie ihm, für jedes Jahr einen Pfennig, damit wäre er bezahlt. Und der Knecht meinte ein großes Gut in Händen zu haben, dachte: „was willst du dir's länger sauer werden lassen, du kannst dich nun pflegen und in der Welt frei lustig machen.“ Steckte sein großes Geld in den Sack und wanderte fröhlich über Berg und Thal.

Wie er auf ein Feld kam singend und springend erschien ihm ein kleines Männlein, das fragte ihn seiner Lustigkeit wegen? „ei, was sollt' ich trauren, gesund bin ich, und Geldes hab' ich grausam viel, brauch' nichts zu sorgen; was ich in drei Jahren bei meinem Herrn erdient, das hab' ich gespart und ist all' mein.“ Wie viel ist denn deines Guts? sprach das Männlein. Drei ganzer Pfennig, sagte der Knecht. „Schenk' mir deine drei Pfennige, ich bin ein armer Mann.“ Der Knecht war aber gutmüthig, erbarmte sich und gab sie hin. Sprach der Mann: weil du reines Herzens bist, sollen dir drei Wünsche erlaubt

ſeyn, für jeden Pfennig einer, ſo haſt du was dein Sinn begehrt.“ Das war der Knecht wohl zufrieden, dachte, Sachen ſind mir lieber als Geld und ſprach: erſtens wünſche ich mir ein Vogelrohr, das alles trifft, was ich ziele, zweitens eine Fiedel, wenn ich die ſtreiche, muß alles tanzen, was ſie hört; drittens: worum ich die Leute bitte, daß ſie es mir nicht abſchlagen dürfen.“ Das Männchen ſagte: alles ſey dir gewährt und ſtellte ihm Fiedel und Vogelrohr zu; darauf ging es ſeiner Wege.

Mein Knecht aber, war er vorher froh geweſen, dünkte er ſich jetzt noch zehnmal froher, und ging nicht lange zu, ſo begegnete ihm ein alter Jude. Da ſtand ein Baum und obendrauf auf dem höchſten Zweig ſaß eine kleine Lerche und ſang und ſang. „Gotts Wunder, was ſo ein Thierlein kann, hätt' ich's, gäb' viel darum.“ „Wenn es weiter nichts iſt, die ſoll bald herunter,“ ſagte der Knecht, ſetzte ſein Rohr an und ſchoß die Lerche auf das Haar, daß ſie den Baum herabfiel, „geht hin und leſet ſie auf,“ ſie war aber ganz tief in die Dörner unten am Baum hineingefallen. Da kroch der Jud' in den Buſch und wie er mitten drin ſtack, zog mein Knecht ſeine Fiedel und geigte, fing der Jud' an zu tanzen und hatte keine Ruh, ſondern ſprang immer ſtärker und höher; der Dorn aber zerſtach ſeine Kleider, daß die Fetzen herum hingen und ritzte und wun-

dete ihn, daß er am ganzen Leibe blutete. „Gotts willen, schrie der Jud', laß der Herr sein Geigen seyn, was hab' ich verbrochen?" Die Leute hast du genug geschunden, dachte der lustige Knecht, so geschieht dir kein Unrecht, und spielte einen neuen Hüpfauf. Da legte sich der Jud' auf Bitten und Versprechen und wollte ihm Geld geben, wenn er aufhörte, allein das Geld war dem Knecht erst lange nicht genug und trieb ihn immer weiter, bis der Jud' ihm hundert harte Gulden verhieß, die er im Beutel führte und eben einem Christen abgeprellt hatte. Wie mein Knecht das viele Geld sah, sprach er: „unter dieser Bedingung ja," nahm den Beutel und stellte sein Fiedeln ein; darauf ging er ruhig und vergnügt weiter die Straße.

Der Jud' riß sich halb nackicht und armselig aus dem Dornstrauch, überschlug, wie er sich rächen möchte, und fluchte dem Gesellen alles Böse nach. Lief endlich zum Richter, klagte daß er von einem Böswicht unverschuldeterweise seines Geldes beraubt und noch dazu zerschlagen wäre, daß es erbarmte, und der Kerl, der es gethan hätte, trüge ein Rohr auf dem Buckel und eine Geige hinge an seinem Hals. Da sandte der Richter Boten und Häscher aus, die sollten den Knecht fahen, wo sie ihn könnten sehen, der wurde bald ertappt und vor Gericht gestellt. Da klagte der Jud', daß er ihm das Geld geraubt hätte, der Knecht sagte; „nein.

gegeben haſt du mir's, weil ich dir aufgeſpielt habe," aber der Richter machte das Ding kurz und verurtheilte meinen Knecht zum Tod am Galgen. Schon ſtand er auf der Leiterſproſſe, den Strick am Hals, da ſprach er: Herr Richter, gewährt mir eine letzte Bitte! „wofern du nicht dein Leben bitteſt, ſoll ſie gewährt ſeyn." „Nein, um mein Leben iſt's nicht, laßt mich noch eins auf meiner Geige geigen zu guter Letzt. Da ſchrie der Jud': „bewahre Gott! erlaubt's ihm nicht! erlaubt's ihm nicht!" allein das Gericht ſagte: einmal iſt es ihm zugeſtanden und dabei ſoll's bewenden, auch durften ſie's ihm nicht weigern, weil er die Gabe hatte, daß ihm keiner die Bitte abſchlug. Da ſchrie der Jud': „bindet mich feſt, um Gotteswillen!" mein Knecht aber faßte ſeine Fiedel und that einen Strich, da wankte alles und bewegte ſich, Richter, Schreiber und Schergen und den Jud' konnte keiner binden, und er that den zweiten Strich, da ließ ihn der Henker los und tanzte ſelber, und wie er nun ordentlich in's Geigen kam, tanzte alles zuſammen, Gericht und der Jude vornen und alle Leute auf dem Markt die da wollten zuſchauen. Und anfangs ging's luſtig, weil aber das Geigen und Tanzen kein Ende nahm, ſo ſchrien ſie jämmerlich und baten ihn, abzulaſſen, aber er that's nicht eher, bis ihm der Richter das Leben nicht nur ſchenkte, ſondern auch verſprach die hundert Gulden zu laſſen. Und erſt noch rief

er dem Juden zu: „Spitzbub' geſteh' wo du das Geld her haſt, ſonſt hör' ich dir nicht auf zu ſpielen." „Ich hab's geſtohlen, ich hab's geſtohlen und du hätteſt es ehrlich verdient" ſchrie der Jude, daß es alle hörten. Da ließ mein Knecht die Geige ruhen und der Schuft wurde für ihn am Galgen gehängt.

25.

Der gelernte Jäger.

Es war einmal ein junger Burſch, der hatte die Schloſſerhandthierung gelernt und ſprach zu ſeinem Vater, er müßte in die Welt gehen und ſich verſuchen. Ja, ſagte der Vater, das bin ich zufrieden und gab ihm etwas Geld auf die Reiſe. Alſo zog er herum; auf eine Zeit, da wollt' ihm das Schloſſerwerk nicht mehr folgen und ſtand ihm auch nicht mehr an, aber er kriegte Luſt zur Jägerei. Da begegnete ihm auf der Wanderſchaft ein Jäger in grünem Kleide, der fragte, wo er her käm' und hin wollte? Er wär' ein Schloſſergeſell, ſagte der Burſch, aber das Handwerk gefiele ihm nicht mehr, hätte Luſt zur Jägerei, ob er ſie ihn lehren wollte. — „O ja, wenn du mit mir gehen willſt." Da ging der junge Burſch mit und vermiethete ſich etliche Jahre bei ihm und lernte die Jägerei. Darnach wollt' er

ſich weiter verſuchen, und der Jäger gab ihm nichts zum Lohn als eine Windbüchſe, die hatte aber die Eigenſchaft, wenn er damit ſchoß, ſo traf er ohnfehlbar. Da ging er nun fort und kam in einen ſehr großen Wald, von dem konnt' er in einem Tag das Ende nicht finden; wie's nun Abend war, ſetzte er ſich auf einen hohen Baum, damit er aus den wilden Thieren käme. Gegen Mitternacht zu, däuchte ihm, ſchimmerte ein kleines Lichtchen von weitem, da ſah er durch die Aeſte darauf hin und behielt in acht, wo es war. Doch nahm er erſt noch ſeinen Hut und warf ihn nach dem Licht zu herunter, daß er darnach gehen wollte, wann er herabgeſtiegen wär, als nach einem Zeichen. Nun kletterte er herunter, ging auf ſeinen Hut los, ſetzte ihn wieder auf und zog gerades Wegs fort. Je weiter er ging, je größer ward das Licht, und wie er nahe dabei kam, ſah er, daß es ein gewaltiges Feuer war und ſißen drei Rieſen dabei, aßen und hielten große Stücke Fleiſch vor dem Mund, ~~die ſie bei dem Feuer gebraten hatten~~. Da nahm er ſeine Windbüchſe und ſchoß dem erſten Rieſen das Stück Fleiſch vor dem Mund weg, wie er eben hineinbeißen wollte; und dann auch dem zweiten. Die Rieſen ſprachen zu einander: „ei! das muß ein ſcharfer Schütze ſeyn, der uns das vor dem Maul wegſchießen kann, käm' er zu uns, wir wollten ihn gern aufnehmen.“ Der Jäger aber ſchoß

nun dem dritten auch das Stück vor dem Mund weg; da riefen sie: „wer bist du? komm her zu uns, setz dich und iß mit uns.“ Da trat der Bursch herzu und sagte, er wär' ein gelernter Jäger und wornach er mit seiner Büchse ziele, das treffe er auch sicher und gewiß. Da sprachen sie, wenn er mit ihnen gehe, solle er's gut haben und erzählten ihm, vor dem Wald sey ein groß Wasser, dahinter ständ ein Thurm, und in dem Thurm säß eine schöne Prinzessin, die wollten sie gern rauben. „Ja, sprach er, die will ich bald geschafft haben.“ Sagten sie weiter: „es ist aber etwas noch dabei, es liegt ein kleines Hündchen dort, das fängt gleich an zu bellen, wann sich jemand nähert, und sobald das bellt, wacht gleich alles am königlichen Hofe auf, darum können wir nicht hinein kommen: unterstehst du dich, das Hündchen todt zu schießen? „Ja, sprach er, das ist mir ein kleiner Spaß.“ — Darnach setzte er sich auf ein Schiff und fuhr über das Wasser und wie er bald beim Land war, kam das Hündchen gelaufen und wollte bellen, aber er kriegte seine Windbüchse und schoß es todt. Wie die Riesen das sahen, freuten sie sich, und meinten, sie hätten die Prinzessin nun schon gewiß; er sprach aber zu ihnen, sie sollten haußen bleiben, bis er ihnen riefe. Da ging er in das Schloß und es war mäuschenstill und schlief alles; wie er das erste Zimmer aufmachte, hing da ein Säbel an der Wand, der war von purem Silber

und ein goldener Stern darauf und des Königs ſein Name; daneben aber ſtand ein Tiſch und auf dem Tiſch lag ein verſiegelter Brief, den brach er auf und ſtand darin, wer den Säbel hätte, könnte alles um's Leben bringen, was ihm vorkäme. Da nahm er den Säbel von der Wand, ging hin und rief den Rieſen, ſie ſollten heran kommen, die Thür aber könnt' er ihnen nicht ganz aufmachen, da wär' ein Loch, wo ſie durchkriechen müßten. Also kam der erſte und kroch hinein, und wie der Kopf darin war, nahm der Jäger den Säbel und hieb ihn ab, und duns *) ihn dann vollends herein. Darnach rief er dem zweiten und hieb ihm auch den Kopf ab und duns ihn herein; endlich rief er dem dritten und ſagte, ſie hätten die Prinzeſſin ſchon, da kam er gekrochen und ging ihm nicht beſſer, als den beiden andern; und hatte der Jäger die Prinzeſſin nun von ihnen befreit. Darnach machte er das Loch zu und ging weiter, da kam er in das Zimmer, wo die Prinzeſſin lag und ſchlief und die war gar ſchön, ſo daß er ſtill ſtand und ſie betrachtete und den Athem anhielt. Wie er ſich weiter umſchaute, da ſtanden unter dem Bett ein Paar Pantoffel, auf dem rechten ſtand ihres Vaters Name mit einem Stern und auf dem linken ihr Name mit einem Stern. Sie hatte auch ein großes Hals-

*) Duns ſoviel als zog, von dinſen.

tuch um, von Seide mit Gold ausgeſtickt, auf der rechten Seite ihres Vaters Name, auf der linken ihren Namen, alles mit goldenen Buchſtaben. Da nahm der Jäger eine Scheere und ſchnitt den rechten Schlippen ab und ſtopfte ihn in ſeinen Ranzen und dann nahm er auch den rechten Pantoffel mit des Königs Namen, und ſteckte ihn hinein. Nun lag die Prinzeſſin noch immer und ſchlief und ſie war ganz in ihr Hemd eingenäht, da ſchnitt er auch ein Stückchen von dem Hemd ab und ſteckte es zu dem andern; doch that er das alles ohne ſie anzurühren. Dann ging er wieder fort und ließ ſie ſchlafen und als er hinkam, wo die Rieſen lagen, ſchnitt er allen dreien die Zungen aus den Köpfen und ſteckte ſie auch in den Ranzen; damit wollt' er heim gehen und es ſeinem Vater zeigen.

Der König in dem Schloß aber, als er aufwachte, ſah drei Rieſen da todt liegen; ging in die Schlafkammer der Prinzeſſin, weckte ſie auf und fragte, wer das wohl geweſen, der die Rieſen ums Leben gebracht. Da ſagte ſie: „lieber Vater, ich weiß es nicht, ich habe geſchlafen.“ Wie ſie nun aufſtand und ihre Pantoffel anziehen wollte, da war der rechte weg und wie ſie ihr Halstuch betrachtete, war es durchſchnitten und fehlte der rechte Schlippen, und wie ſie ihr Hemd anſah, war ein Stückchen heraus. Der König ließ den ganzen Hof zuſammen kommen, Solda-

ten und alles was da war, und fragte, wer die Riesen hätte ums Leben gebracht. Nun hatte er einen Hauptmann, der war einäugig und ein häßlicher Mensch, der sagte, er hätte es gethan. Da sprach der alte König, so er das vollbracht, sollte er die Prinzessin heirathen. Die Prinzessin aber sagte: „lieber Vater, dafür, daß ich den heirathen soll, will ich lieber in die Welt gehen, so weit als mich meine Beine tragen.“ Da sprach der König, wenn sie den nicht heirathen wollte, sollte sie die königlichen Kleider ausziehen und Bauernkleider anthun, und fortgehen; und sie sollte zu einem Töpfer gehen und sich einen irden Geschirr-Handel anfangen. Da thät sie ihre königlichen Kleider aus und ging zu einem Töpfer und borgte sich einen Kram irden Werk; versprach ihm auch, wenn sie's am Abend verkauft hätte, es zu bezahlen. Nun sagte der König, sie sollte sich an eine Ecke damit setzten und es verkaufen, dann bestellte er etliche Bauernwagen, die sollten mitten durchfahren, daß alles in tausend Stücke ging. Wie nun die Prinzessin ihren Kram auf die Straße hingestellt hatte, kamen die Wagen und zerbrachen ihn zu lauter Scherben; fing sie an zu weinen und sprach: „ach Gott! wie will ich nun den Töpfer bezahlen.“ Der König aber hatte sie damit zwingen wollen, den Hauptmann zu heirathen, statt dessen ging sie wieder zum Töpfer und fragte ihn, ob er ihr noch einmal borgen wollte.

Er antwortete nein, sie sollte erst das Vorige bezahlen. Da ging sie zu ihrem Vater und schreite und sagte, sie wollte in die Welt hineingehen. Da sprach er, sie sollt hingehen in den Wald, da wollt' er ihr ein Häuschen bauen, darin sollt' sie ihr Lebtag sitzen und für jedermann kochen; dürfte aber kein Geld nehmen. Also ließ er ihr ein Häuschen im Wald bauen, vor die Thüre ein Schild, darauf stand geschrieben: „heute umsonst, morgen für Geld." Da saß sie lange Zeit und sprach es sich in der Welt herum, da säß eine Jungfrau, die kochte umsonst und das ständ vor der Thüre an einem Schild. Das hörte auch der Jäger und dachte: ei! das wär' etwas für dich, du bist doch arm und hast kein Geld; nahm also seine Windbüchse und seinen Ranzen, worin noch Alles steckte, was er damals im Schloß als Wahrzeichen hineingethan hatte, und ging in den Wald. Er fand auch das Häuschen mit dem Schild: „heute umsonst, morgen für Geld. Er hatte aber den Degen umhängen, womit er den drei Riesen den Kopf abgehauen hatte, trat so in das Häuschen hinein und ließ sich etwas zu essen geben. Er freute sich über das schöne Mädchen, es war aber auch bildschön. Sie fragte ihn, wo er her käm und hin wollte, da sagte er: „ich reise in der Welt herum." Da fragte sie ihn, wo er den Degen her hätte, da stünde ja ihres Vaters Name darauf! Fragte er, ob sie des Kö-

nigs

nigs Tochter wäre? „ja" ſagte ſie. „Mit dieſem Säbel, ſprach er, hab' ich drei Rieſen den Kopf abgehauen" und holte zum Zeichen ihre Zungen aus dem Ranzen, dann zeigte er ihr auch den Pantoffel, den Schlippen vom Halstuch und das Stück vom Hemd. Da war ſie voller Freude und ſagte, er wär' derjenige, der ſie erlöſt hätte. Darauf gingen ſie zuſammen zum alten König, und die Prinzeſſin führte ihn in ihre Kammer und ſagte ihm, der Jäger ſey der rechte, der ſie erlöſt hätte von den Rieſen. Und wie der alte König die Wahrzeichen alle ſah, da konnt' er nicht mehr zweifeln und ſagte, das wär' ihm lieb, und er ſollte ſie nun auch zur Gemahlin haben; darüber war die Prinzeſſin von Herzen froh. Darauf kleideten ſie ihn, als wenn er ein fremder Herr wäre, und der König ließ ein Gaſtmahl anſtellen. Als ſie nun zu Tiſch gingen, kam der Hauptmann auf die linke Seite der Prinzeſſin, der Jäger aber auf die rechte, und der Hauptmann meinte, das ſey ein fremder Herr und wär' zum Beſuch gekommen. Wie ſie gegeſſen und getrunken hatten, ſprach der alte König zum Hauptmann, er wollt' ihm etwas aufgeben, das ſollt er errathen: wenn einer ſpräch, er hätte drei Rieſen um's Leben gebracht und er gefragt würde, wo die Zungen der Rieſen wären, und er müßt' zuſehen, und wären keine in ihren Köpfen, wie das zuginge? Da ſagte der Hauptmann:

„ſie werden keine gehabt haben.“ „Ei! ſagte der König, jed' Gethier hat eine Zunge,“ und fragte weiter, was der werth wäre, daß ihm wi derführe? Da ſprach der Hauptmann: „der ge hört in Stücken zerriſſen zu werden.“ Da ſagte der König, er hätte ſich ſelber ſein Urtheil geſpro chen, und ward der Hauptmann gefänglich geſetzt und dann in vier Stücke zerriſſen, die Prin zeſſin aber mit dem Jäger vermählt, der holte ſeinen Vater und ſeine Mutter und die lebten in Freude bei ihrem Sohn, und nach des alten Kö nigs Tod bekam er das Reich.

26.

Der Dreſchflegel vom Himmel.

Es zog einmal ein Bauer mit einem Paar Ochſen zum Pflügen aus, als er auf's Land kam, da fingen den beiden Thieren die Hörner an zu wachſen, wuchſen fort und als er nach Haus will, ſind ſie ſo groß, daß er nicht mit zum Thor hinein kann. Zu gutem Glück kam gerade ein Metzger daher, dem überließ er ſie, und ſchloſſen ſie den Handel dergeſtalt, daß er ſollte dem Metzger ein Maas Rübſamen bringen, der wollt' ihm dann für jedes Korn einen brabanter Thaler aufzählen: das heiß ich mir gut verkauft! Der Bauer ging nun hin und trug das Maas Rübſamen, unter

wegs verlor er aber aus dem Sack ein Körnchen. Der Metzger bezahlt' ihn nun nach dem Handel richtig aus. Wie der Bauer wieder des Wegs zurück kam, war aus dem Korn ein Baum gewachsen, der reichte bis an den Himmel. „Ei, dachte der Bauer, weil die Gelegenheit da iſt, mußt du doch ſehen, was die Engel da droben machen und ihnen einmal unter die Augen gucken. Alſo ſtieg er hinauf und ſah, daß die Engel oben Haber droſchen und ſchaute das mit an; wie er ſo ſchaute, merkte er, daß der Baum, worauf er ſtand, anfing zu wackeln und guckte hinunter. da wollt' ihn eben einer umhauen. Wenn du da herab ſtürzeſt, das wär' ein böſes Ding, dachte er, und in der Noth wußt' er ſich nicht beſſer zu helfen, als daß er die Spreu vom Haber nahm, die haufenweis da lag und daraus einen Strick drehte, auch griff er nach einer Hacke und einem Dreſchflegel, die da herum im Himmel lagen und ließ ſich an dem Seil herunter. Er kam aber unten auf der Erde gerade in ein tiefes, tiefes Loch, und da war es ein rechtes Glück, daß er die Hacke hatte, denn die nahm er und hackte ſich eine Treppe und brachte den Dreſchflegel zum Wahrzeichen mit.

27.

De beiden Künnigeskinner.

Et was mol en Künig weſt, de hatte en kleinen Jungen kregen, in den ſin Teiken (Zeichen)

hadde ſtahn, he ſull von einen Hirſch ümmebracht weren, wenn he ſeſtein Johr alt wäre. Aſe he nu ſo wit anewaſſen was, do gingen de Jägers mol mit ünne up de Jagd. In den Holte, da kümmt de Künigsſohn bie de anneren denne, (von den andern weg) up ein mol ſüht he da ein grooten Hirſch, den wull he ſcheiten, he kunn en awerſt nig dreppen; up't leſt is de Hirſch ſo lange für ünne herut laupen, bis gans ut den Holte; da ſteiht da up einmol ſo ein grot lank Mann ſtab des Hirſches, de ſegd: „nu dat is gut, dat ik dik hewe, ſchon 6 paar gleſerne Schlitſchau hinner die caput jaget, un hewe dik nig kriegen könnt.“ Da nümmet he ün mit ſik un ſchlippet em dur ein grot Water bis für en grot Künigsſchlott, da mut he mit an'n Diſk un eten wat. Aſe ſe toſammen wat geeten het, ſegd de Künig: „ik hewe drei Döchter, die der dleſten mußt du en Nacht waken, von des Obends niegen Uhr bis Morgen ſeſſe, un ik kumme jedesmol, wenn de Klocke ſchlätt fülwens un rope. Un wenne mie dan immer Antwort givſt, ſo falſt du ſe tor Fruen hewen.“ Aſe do die jungen Lude up de Schlofskammer kämen, da ſtund der en ſteinern Chriſtoffel, da ſegd de Künigsdochter to emme: „um niegen Uhr kummet min Teite (Vater), alle Stunne bis et dreie ſchlätt, wenn he froget, ſo giwet gi em Antwort ſtatt des Künigſehns,“ da nickede de ſteinerne Chriſtoffel mit den Koppe gans ſchwins

ne und dann jümmer langſamer, bis he to leſte wier ſtille ſtand. Den anneren Morgen, da ſegd de Künig to emme: „du heſt dine Sacken gut macket, awerſt mine Tochter kann ik nig hergiewen, du möſteſt dann tin Nachte bie de tweiten wacken, dann will ik mie mal drup bedenken, ob du mine ölleſte Dochter tor Frugge hewen kannſt; awerſt ik kumme olle Stunne ſülwenſt, un wenn ik die rope, ſo antworte mie, un wenn ik die rope un du antworteſt nig, ſo ſoll ſleiten din Blaud für mie.“ Un da gengen de beiden up de Schlopskammer, da ſtahnd da noch en gröteren ſteinerem Chriſtoffel, dato ſeg de Künigsdochter: „wenn min Teite frögt, ſo antworte du,“ da nickede de grote ſteinerne Chriſtoffel wier mit den Koppe. Un de Künigsſohn legte ſik up den Dörſüll (Thürſchwelle), legte de Hand unner den Kopp un ſchläpt inne. Den anneren Morgen ſeh de Künig to ünne: „du haſt dine Sacken twaren gut macket, awerſt mine Dochter kann ik nig hergiewen, du möſteſt ſüs bie der jungeſten Künigsdochter en Nacht wacken, dann will ik mie bedenken, ob du mine tweide Dochter tor Frugge hewen kannſt; awerſt ik kumme alle Stunne ſülwenſt, un wenn ik rope, ſo antworte mie, un wenn ik die rope un du antworteſt nig, ſo ſoll ſleiten dein Blaud für mie.“ Da gingen ſe vier tohope (zuſammen) up ehre Schlopskammer, da was da noch en viel grötern un viel längern Chriſtoffel, aſe bie de twei erſten; dato

segde de Kûnigsdochter: „wenn min Teite röpet, so antworte du," da nickede de grote lange steinerne Christoffel wohl ene halwe Stunne mit den Koppe, bis de Kopp tolest wier stille stünd. Un de Kûnigssohn legte sik up de Dörsûl und schläp inne. Den annern Morgen da segd de Kûnig: „du hast twaren gut wacket, awerst ik kann dir noch mine Dochter nig giewen, ik hewe so en groten Wal, wenn du mie den von hûte Morgen seße bis tin Morgen afhoggest, so will ik mie drup bedenken. Da dehe he ûnne en gleserne Art, en gläsernen Kiel un en gleserne Holt-Hacke midde. Wie he in dat Holt kummen is, da hoggete se einmal to, da was de Art entwei, da nam he den Kiel un schlett einmal mit de Holt-Hacke daruppe, da is et so kurt un so klein ase Grutt (Sand). Da was he so bedröwet un glövte, nu möste he sterwen, un he geit sitten un grient (weinte). Asset nu Middag is, da segd de Kûnig: „eine von juck Mäken mott ûnne wat to etten bringen." — „Nee, segged de beiden öllesten, wie willt ûn nicks bringen, wo he dat leste bie wacket het, de kann ûn auck wat bringen." Da mutt de jungesten weg un bringen ûnne wat to etten. Ase in den Walle kummet, da frägt se ûn, wie et ûnne ginge? O, sehe he, et ginge ûn gans schlechte. Do sehe se, he sull herkummen und etten erst en bitken: nee, seh he, dat künne he nig, he möste jo doch sterwen, etten wull he nig mehr. Do gav se ûnne

so viel gute Woore, he möchte et doch versöken: do kümmt he un ett wat. Ase he wat getten het, do sehe se: „ich will die eest en bitken lusen, dann werst du annerst to Sinnen. Do se ün luset, do wett he so möhe un schlöppet in, un do nümmet se ehren Doock un binnet en Knupp do in un schlätt ün drei mol up de Eere un segd: „Arweggers herut!" Do würen glick so viele Eerdmänneken herfurkummen un hadden froget, wat de Künigsdochter befelde. Do seh se: „in Tied von drei Stunnen mutt de groote Wall afhoggen un olle dat Holt in Höpen settet sien." Do gingen de Eerdmännekens herum un boen ehre ganse Verwanschap up, dat se ehnen an de Arweit helpen sullen. Do fingen se glick an un ase de drei Stunne ümme würen, do is alles to enne west; un do keimen se wier to der Künigsdochter un sehen't ehr. Do nümmet se wier ehren witten Doock un segd: „Arweggers nah Hus!" Do siet se olle wier weege west. Do de Künigssuhn upwacket, do wett he so frau, do segd se: wenn et nu sesse schloen het, so kumme nach Hus!" Dat het he auk bevolget un do frägt de Künig: „hest du den wall aawest?" Ja segd de Künigssuhn. Ase se do an en Diske sittet, do seh de Künig: „ik kann die nau mine Dochter nie tor Frugge giewen," he möste eest nau wat umme se dohen. Do frägt he, wat dat den sien sulle? „Ik hewe so en grot Dieck, seh de Künig, do

moſt du den annern Morgen hönne, un moſt en utſchloen, dat he ſo blank is, aſe en Spegel, un et mütet von ollerhand Füke dorinne ſien.“ Den anneren Morgen do gav ünne de Künig ene gleſerne Schute (Schüppe) un ſegd: „umme ſeſſ Uher mot de Dieck ferig ſien.“ Do geit he weg, aſe he do bie den Dieck kummet, do ſtecket he mit de Schute in de Muhe Moor, Sumpf), do brack ſe af; do ſtecket he mit de Hacken in de Muhe un et was wier caput. Do wert he gans bedröwet. Den Middag brachte de jüngeſte Dochter ünne wat to etten, do frägt ſe, wo et ünne ginge? Do ſeh de Künigsſuhn, et ginge ünne gans ſchlechte, he ſull ſienen Kopp wohl miſſen mutten: „dat Geſchirr is mie wier klein gohen.“ — „O, ſeh ſe, he ſull kummen un etten eſſt wat,“ dann weſt du anneren Sinnes. Nee, ſegde he, etten kunn he nig, he wer gar to bedröwet, do givt ſe unne viel gude Woore, bis he kummet un ett wat. Do luſet ſe ünn wier, un he ſchloppet in, ſe nümmet von niggen en Doock, ſchlett en Knupp do inne, un kloppet mit den Knuppe dreimol up de Eere un ſegd: „Arweggers herut!“ da kummt glick ſo viele Erdmännekes un froget olle, wa. chr Begeren wär? „In Tied von frei Stunne moſten ſe den Diek gans utſchloen hewen un he möſte ſo blank ſien, dat man ſik inne ſpeigelen künne, un von ollerhand Fiſke moſten dorinne ſien.“ Do gingen de Erdmännekes hünn un boen ehre Ver-

wanſchap up, dat ſe ünnen helpen ſullen; un et is auck in twei Stunnen ferrig weſt. Do kummet ſe wier un ſehget: „wie hät dohen, ſo us befolen is.“ Do nümmet de Künigsdochter den Doeck un ſchlett wier dremol up de Eere un ſegd: „Arwegs gers to Huys!“ do ſiet ſe olle wier weg. Aſe do de Künigsſuhn upwecket, do is de Dieck ferrig. Do geit de Künigsdochter auck weg un ſegd, wenn et ſeſſe wär, dan ſull he nach Hus kummen; aſe he do nah Huys kummet, do frägt de Künig: „hes du den Dieck ferrig?“ Jo, ſeh de Künigsſuhn. „Dat wer ſchöne.“ Do ſe do wier to Diſke ſeiten, do ſeh de Künig: „du haſt den Dieck twaren ferrig, awerſt ik kann die mine Dochter noch nie giewen, du moſt eerſt nau eins dohen.“ — „Wat is dat den?“ frögte de Künigsſuhn. „He hedde ſo en grot Berg, do würen luter Dorenbuſke anne, de moſten olle afhoggen weren, un bowen up moſte he en grot Schlott buggen, dat moſte ſo wacker ſten, aſe't nu en Menſke denken kunne, un olle Jugedömſe, de in den Schlott gehorden, de möſten der olle inne ſten.“ Do he nu den annern Morgen up ſteit, do gav ünne de Künig en gleſeren Exen un en gleſeren Boren mie, et mott awerſt um ſeſſ Uhr ferrig ſten. Do he an den eerſten Dorenbuſke mit de Ere an hogget, do ging ſe ſo kurt un ſo klein, dat de Stücker rund um ünne herfloen un de Boren kunn he auck nig brucken. Do war he gans bedröwet un toffte (wartete) up

ſine Leiweſte, op de nie keine un ünn ut der Maud hülpe. Aſe't do Middag is, do kummet ſe un brinkt wat to etten, do geit he ehr in de Möte (entgegen) un vertellt ehr olles, un ett wat, un leit ſik von ehr luſen, un ſchloppet in. Do nümmet ſe wier den Knupp un ſchlett domit up de Eere un ſegd: „Arweggers herut!“ Do kummet wier ſo viel Eerdmänneke̊s un froget, wat ehr Begeren wür? Do ſeh ſe: „in Tied von drei Stunnen müttet ju de ganſen Buſk afhoggen un bowen uppe den Berge, do mot en Schlott ſtohen, dat mot ſo wacker ſien, aſe't nu euer denken kann un olle Ingedömſe muttet do inne ſien.“ Do ginge ſe hünne un boen ehre Verwanſchap un, dat ſe helpen ſullen un aſe de Tied umme was, do was alles ferrig. Do kümmet ſe to der Künigsdochter, un ſegget dat, un de Künigsdochter nümmet den Doock und ſchlett dreimol domit up de Eere und ſegd: „Arweggers to Huſs!“ Do ſiet ſe glick olle wier weg weſt. Do nu de Künigsſuhn upwecket un olles ſoh, do was he ſo frau, aſe en Vugel in der Luft. Do et do ſeſſe ſchloen hadde, do gingen ſe tohaupe nah Huſs. Do ſegd de Künig: „is dat Schlott auck ferrig?“ Jo, ſeh de Künigsſuhn. Aſe do to Diſke ſittet, do ſegd de Künig: „mine jungeſte Dochter kann ik nie gienen, befur de twei öllеſten frigget het.“ Do wor de Kunigsſuhn un de Künigsdochter gans bedröwet, un de Künigsſuhn wuſte ſik gar nig to ber-

gen (helfen). — Do kummet he mol die Nachte to der Künigsdochter un löppet dermit furt. Aſe do en bitken wegſiet, do kicket de Dochter mol umme un ſicht ehren Vader hinner ſik: „o, ſeh ſe, wo ſull wie dat macken? min Vader is hinner us, un will us ummeholen, ik will die grade to'n Dörenbuſk macken un mie tor Roſe un ik will mie ümmer midden in den Buſk waaren (ſchützen). Aſe do de Vader an de Stelle kummet, do ſteit do en Dörenbuſk un ene Roſe, do anne do will he de Roſe afbrecken, do kummet de Dören un ſtecket ün in de Finger, dat he wier nah Hus gehen mut. Do frägt ſine Frugge, worumme he ſe nig hedde middebrocht? do ſeh he, he wür der bald die weſt, awerſt he hedde ſe uppen mol ut den Geſichte verloren, un do hedde do en Dörenbuſk un ene Roſe ſtohen. Do ſeh de Künigin: „heddeſt du ment (nur) de Roſe afbrocken, de Buſk hedde ſullen wohl kummen." Do geit he wier weg un will de Roſe herholen. Unnerdes waren awerſt de beiden ſchon wiet öwer Feld un de Künig löppet der hinner her. Do liket ſik de Dochter wier umme un ſeiht ehren Vader kummen, do ſeh ſe: „o, wo ſull wie et nu macken? ik will die grade tör Kerke macken un mie tom Paſtoer; do will ik up de Kanzel ſtohn un priedigen." Aſe do de Künig an de Stelle kummet, do ſteiht do ene Kerke un up de Kanzel is en Paſtoer un priediget, do hort he de Priedig to un geit wier nah Hues. Do frägt de Küni-

ginne, worumme he ſe nig midde brocht hedde, do ſegd he: „nee, ik hewe ſe ſo lange nachlaupen, und as ik glorte, ik wer der bold bie, do ſteit do en Kerke un up de Kanzel en Paſtoer, de predigte. „Du heddeſt ſullen ment den Paſtoer brinen" ſede Fru, de Kerke hedde ſullen wohl kummen; dat ik die auck (wenn ich gleich dich), ſchicke, dat kann nig mehr helpen, ik mut ſulwenſt hünne gehen." Aſe ſe do ene Wiele wege is, un de beiden von Feren ſüt, do licket ſik de Künigs dochter umme un ſüht ehre Moder kummen un ſegd: „nu ſie, wie ungluckek! nu kümmet miene Moder ſulwenſt, ik will die grade tom Dieck macken un mie tom Fiſk." Do de Moder up de Stelle kummet, do is do en gret Dieck un in de Midde ſprank en Fiſk herumme un luckte mit den Kopp ut den Water un was gans luſtig. Do wull ſe geren den Fiſk krigen, awerſt ſe kunn ün gar nig fangen. Do weſt ſe gans böſe un drinket den ganſen Dieck ut, dat ſe den Fiſk kriegen will, awerſt do weſt ſe ſo üwel, dat ſe ſik ſpiggen mott un ſpigget den ganſen Dieck wier ut. Do ſeh ſe: „ik ſehe do wohl, dat et olle nig mehr helpen kann; ſei mogten nu wier to ehr kummen." Do gohet ſe dann auck wier hünne, un de Küniginne givt de Dochter drei Wallnütte un ſegd: „do kannſt du die mit helpen, wenn du in dine högſte Naud biſt." Un do gingen de jungen Lude wier tohaupe weg. Do ſe do wohl tein Stunne gohen

hadden, do kummet se an dat Schlott, wovon de Künigssuhn was, un dobie was en Dorp. Ase se do anne keimen, do segd de Künigssuhn: „blief hie, mine Leiweste, ik will eest up dat Schlott gohen un dann will ik mit den Wagen un Bedeinten kummen un will die afholen.“ Ase he do up dat Schlott kummet, do werd se olle so frau, dat se den Künigssuhn wier hett; do vertellt he, he hedde ene Brut un de wür iezt in den Dorpe, se wullen mit den Wagen hintrecken un se holen. Do spannt se auck glick an un viele Bedeinten setten sik up den Wagen. Ase do de Künigssuhn instiegen wull, do gab ün sine Moder en Kus, do hadde he alles vergeten, wat schehen was un auck wat he dohen will; do befal de Moder, se sullen wier utspannen un do gingen se olle wier in't Huks. Dat Mäken awerst sitt im Dorpe un luert un luert un meint, he sall se afholen, et kummet awerst keiner. Do vermaiet (vermiethet) sik de Künigsdochter in de Muhle, de hoerde bie dat Schlott, do moste se olle Nohmiddage bie den Water sitten un Stunze schüren (Gefäße reinigen). Do kummet de Küniginne mol von den Schlotte gegohen un gohet an den Water spatzeirn un seihet dat wackere Mäken do sitten, do segd se: „wat is dat sur en wacker Mäken! wat gefölle mie dat gut! Do liket se et olle an, awerst keen Menske hadde et kand. Do geit wohl ene lange Tied vorbie, dat dat Mäken eerlick un getrugge

bie den Müller deint. Unnerdes hadde de Küniginne ene Frugge fur ehren Suhn socht, de is gans feren ut der Weld west. Ase da de Brut ankümmet, do sölt je glik tohaupe giewen weeren. Et laupet so viele Lude tosamen, de dat alle seihen willt, do segd dat Maken to den Müller, he mögte ehr doch auck Verlöv giewen. Do seh de Müller: „goh menten hünne." Ase't do weg will, do macket et ene van den drei Wallnütten up, do legt do so en wacker Kleid inne, dat trecket et an un gink domie in de Kerke gigen den Altor stohen; up enmol kummt de Brut un de Brüme (Bräutigam) un settet sik für den Altor, un ase de Pastor se da insegnen wull, do tiket sik de Brut van der halwe (seitwärts), un süht et do stohen, do steit se wier up un segd, se wull sik nie giewen loten, bis se auck so en wacker Kleid hädde, ase de Dame. Da gingen se wier nah Huus un läten de Dame froen, ob se et dat Kleid wohl verkofte. Nee, verkaupen dau selnig, awerst verdeinen, dat mögte wohl sien. Do frogten se ehr, wat se denn dohen sullen? Da segd se, wenn se van Nachte fur dat Dohr van den Künigssuhn schlapen doffte, dann wull se et wohl dohen. Do seget se: „so, dat sull se menten dohen." Do muttet de Bedeinten den Künigssuhn en Schlepdrunk ingiewen un do legt se sik up den Süll un günselt (winselt) de helle Nacht: „se hädde den Wall fur ün afhoggen loten, se hädde den Dieck fur ün utschloen,

ſe hädde dat Schlott fur ün bugget, ſe hädde ünne to'n Dörenbuſk macket, dann wier tor Kerke un tolest tom Dieck un he hädde ſe ſo geſchwinne vergeten." De Künigsſuhn hadde nicks davon hört, de Bedeinten awerſt würen upwacket, un hadden tolustert, un hadden nie wuſt, wat et ſull bedüen. Den anneren Morgen, aſe ſe upſtohen würen, do trock de Brut dat Kleid an un fort mit den Brumen nah der Kerke; ünnerdes macket dat wackere Mäken de tweide Wallnutt up, un do is nau en ſchöner Kleid inne, dat tüht et wier an un geit domie in de Kerke gigen den Alter ſtohen, do geit et dann ewen, wie dat würge mol. Un dat Mäken liegt wier en Nacht fur den Süll, de nah des Künigsſuhns Stobe geit un de Bedeinten ſüllt ün wier en Schlopdrunk inglewen; de Bedeinten kummet awerſt un gicwet ünne wat to wacken, domie legt he ſik to Bedde un de Müllersmaged fur den Dörſüll gunſelt wier ſo viel un ſegd, wat ſe dohen hädde. Dat hört olle de Künigsſuhn un weſt gans bedröwet un et ſölle ſinne olle wier bie, wat vergangen was, do will he nah ehr gohen, awerſt ſine Moder hadde de Dör toſchlotten. Den annern Morgen awerſt ging he glick to ſiner Leiweſten un vertellte ehr olles, wie et mit ünne togangen wer, un ſe mögte ünne doch nig beuſe ſin, dat he ſe ſo lange vergeſten hädde. Do macket de Künigsdochter de dridde Wallnutt up, do is nau en viel wacker Kleid inne,

dat trecket se an un fört mit ehren Brumen nah de Kerke, un do keimen so viele Kinner, de geiwen ünne Blomen, un hellen ünne bunte Bänner fur de Öte, un se leiten sik insegenen un hellen ene lustige Hochtied; awerst de falsse Moder un Brut mosten weg. Un we dat lest vertellt het, den is de Mund noch wärm.

23.

Vom klugen Schneiderlein.

Es war einmal eine Prinzessin gewaltig stolz; kam ein Freier, so gab sie ihm etwas zu rathen auf, und wenn er's nicht errathen konnte, so ward er mit Spott fortgeschickt. Sie ließ auch bekannt machen, wer's errieth, sollte sich mit ihr vermählen und möchte kommen, wer da wollte. Nun fanden sich auch drei Schneider zusammen, davon meinten die zwei ältesten, sie hätten so manchen feinen Stich gethan, und hätten's getroffen, da könnt's ihnen nicht fehlen, sie müßten's wohl bei der Prinzessin auch treffen; der dritte aber war ein kleines unnützes Ding, das nicht einmal sein Handwerk verstand. Da sprachen die zwei zu ihm: „bleib nur zu Haus, du wirst mit deinem Bischen Verstand auch nicht weit kommen;" das Schneiderlein ließ sich aber nicht irr' machen und sagte, es hätte einmal seinen Kopf darauf gesetzt

und

und wollte ſich ſchon helfen, und ging dahin, als wär' die ganze Welt ſein.

Da meldeten ſie ſich alle drei bei der Prinzeſſin und ſagten, ſie ſollte ihnen ihr Räthſel vorlegen; es wären die rechten Leute angekommen, die hätten einen feinen Verſtand, den könnte man wohl in eine Nadel fädeln. Da ſprach die Prinzeſſin: „ich habe zweierlei Haar auf dem Kopf, von was für Farben iſt das? „Wenn's weiter nichts iſt, ſagte der erſte, es wird ſchwarz und weiß ſeyn, wie Kümmel und Salz." Die Prinzeſſin ſprach: „falſch gerathen, antworte der zweite." Da ſagte der zweite: „iſt's nicht ſchwarz und weiß, ſo iſt's braun und roth, wie meines Vaters Bratenrock." „Falſch gerathen, ſagte die Prinzeſſin, antworte der dritte, dem ſeh ich's an, der weiß es ſicherlich." Da trat das Schneiderlein hervor und ſprach: „die Prinzeſſin hat ein ſilbernes und ein goldenes Haar auf dem Kopf und das ſind die zweierlei Farben." Wie die Prinzeß das hörte, ward ſie blaß und wäre vor Schrecken beinah hingefallen, denn das Schneiderlein hatte es getroffen, und ſie hatte geglaubt, das würde kein Menſch auf der Welt herausbringen. Als ihr das Herz wiederkam, ſprach ſie: „damit haſt du mich noch nicht gewonnen, du mußt noch eins thun, unten im Stall liegt ein Bär, bei dem ſollſt du die Nacht zubringen, wenn ich dann morgen aufſtehe und du biſt noch lebendig, ſo ſollſt du mich heirathen."

Sie dachte aber, damit wollte ſie das Schneiderlein los werden, denn der Bär hatte noch keinen Menſchen lebendig gelaſſen, der ihm unter die Tatzen gekommen war. Das Schneiderlein ſprach vergnügt: „das will ich auch noch vollbringen.“

Als nun der Abend kam, ward mein Schneiderlein hinunter zum Bären gebracht; der Bär wollt' auch gleich auf es los und ihm mit ſeiner Tatze einen guten Willkommen geben. „Sachte, ſachte, ſprach das Schneiderlein, ich kann dich noch diſpen (zur Ruh bringen).“ Da holte es, als hätt' es keine Sorgen, Welſche-Nüſſe aus der Taſche, biß ſie auf und aß die Kerne; wie der Bär das ſah, kriegte er Luſt und wollte auch Nüſſe haben. Das Schneiderlein griff in die Taſche und reichte ihm eine Hand voll; es waren aber keine Nüſſe, ſondern Wackerſteine. Der Bär ſteckte ſie ins Maul, er konnt' aber nichts aufbeißen, er mogte drücken wie er wollte. „Ei, dachte er, was biſt du für ein dummer Kloß, du kannſt nicht einmal die Nüſſe aufbeißen“ und ſprach zum Schneiderlein: „mein, beiß mir die Nüſſe auf.“ „Da ſiehſt du was du für ein Kerl biſt, ſprach das Schneiderlein, haſt ſo ein groß Maul und kannſt die kleine Nuß nicht aufbeißen.“ Da nahm es die Steine, war hurtig, ſteckte dafür eine Nuß in den Mund und knack! war ſie entzwei. „Ich muß das Ding noch einmal probiren, ſprach der Bär, wenn ich's ſo anſehe, ich mein', ich müßt's können.“ Da

gab ihm das Schneiderlein wieder die Wackersteine und der Bär arbeitete und biß aus allen Leibeskräften hinein; Gott geb, er hätte sie aufgebracht! Wie das vorbei war, holte das Schneiderlein eine Violine unter dem Rock hervor und spielte sich ein Stückchen darauf. Als der Bär das hörte, konnt' er es nicht lassen und fing an zu tanzen, und als er ein Weilchen getanzt hatte, gefiel ihm das Ding so wohl, daß er zum Schneiderlein sprach: „hör, ist das Geigen schwer?" „Ei gar nicht, siehst du, mit der Linken leg ich die Finger auf und mit der Rechten streich ich mit dem Bogen drauf los, da gehts lustig, hopsasa vivallalera!" „Willst du mich's lehren? sprach der Bär, so geigen, das mögt' ich auch verstehen, damit ich tanzen könnte, wann ich Lust hätte." — „Von Herzen gern, sagte das Schneiderlein, wenn du's lernen willst, aber weis einmal deine Tatzen her, die sind gewaltig lang, ich muß dir erst die Nägel ein wenig abschneiden." Da holte es einen Schraubstock und der Bär legte seine Tatzen drauf, das Schneiderlein aber schraubte sie fest und sprach: „nun warte bis ich wiederkomme mit der Scheere;" ließ den Bär brummen, soviel er wollte, legte sich in die Ecke auf ein Bund Stroh und schlief ein.

Die Prinzessin, als sie am Abend den Bären so gewaltig brummen hörte, glaubte nicht anders, als der freute sich recht und mit dem Schneider

wär's jetzt vorbei. Am Morgen ſtand ſie auch recht vergnügt auf, wie ſie aber nach dem Stall guckt, ſo ſteht das Schneiderlein ganz munter davor und iſt geſund wie ein Fiſch im Waſſer. Da konnte ſie nun kein Wort mehr dagegen ſagen, weil ſie's öffentlich verſprochen hatte und der König ließ einen Wagen kommen, darin mußte ſie mit dem Schneiderlein zur Kirche fahren und ſollte ſie da vermählt werden. Wie ſie nun eingeſtiegen waren, gingen die beiden andern Schneider, die falſch waren und ihm ſein Glück nicht gönnten, in den Stall und ſchraubten den Bären los, der war nun voller Wuth und rennte hinter dem Wagen her. Die Prinzeſſin aber hörte ihn ſchnauben, da ward ihr Angſt und ſie ſagte: „ach! der Bär iſt hinter uns und will dich holen.“ Das Schneiderlein war bei der Hand, ſtellte ſich auf den Kopf, ſtreckte die Beine zum Fenſter hinaus und rief: „ſiehſt du den Schraubſtock; wann du nicht gehſt, ſo ſollſt du wieder hincin.“ Wie der Bär das ſah, drehte er um und lief fort. Mein Schneiderlein fuhr da ruhig in die Kirche und die Prinzeſſin ward ihm an die Hand getraut und lebte mit ihr vergnügt wie eine Heidlerche. Wers nicht glaubt, bezahlt einen Thaler.

29.

Die klare Sonne bringt's an den Tag.

Ein Schneidergeſell reiſte in der Welt auf ſein Handwerk herum; nun konnt' er einmal keine Arbeit finden und war die Armuth bei ihm ſo groß, daß er keinen Heller Zehrgeld hatte. In der Zeit begegnete ihm auf dem Weg ein Jude und da dachte er, der hätte viel Geld bei ſich und ſtieß Gott aus ſeinem Herzen, ging auf ihn los und ſprach: „gib mir dein Geld oder ich ſchlag dich todt!" Da ſagte der Jude: „ſchenkt mir doch das Leben, Geld hab' ich keins und nicht mehr als acht Heller." Der Schneider aber ſprach: „du haſt doch Geld und das ſoll auch heraus!" brauchte Gewalt und ſchlug ihn ſo lange, bis er nah am Tod war. Und wie der Jude nun ſterben wollte, ſprach er das letzte Wort: „die klare Sonne wird es an den Tag bringen!" und ſtarb damit. Der Schneidergeſell griff ihm in die Taſchen und ſuchte nach Geld, aber er fand nicht mehr als die acht Heller, wie der Jude geſagt hatte. Da packte er auf, trug ihn hinter einen Buſch und zog weiter auf ſeine Profeſſion. Wie er nun lange Zeit gereiſt war, kam er in eine Stadt bei einen Meiſter in Arbeit, der hatte eine ſchöne Tochter, in die verliebte er ſich und heirathete ſie und lebte in einer guten, vergnügten Ehe.

Ueberlang, als sie schon zwei Kinder hatten, starben Schwiegervater und Schwiegermutter und die Jungen hatten den Haushalt allein. Eines Morgens, wie der Mann auf dem Tisch vor dem Fenster soß, brachte ihm die Frau den Kaffee und als er ihn in die Untertschale ausgegossen hatte und eben trinken wollte, da schien die Sonne darauf und blinkte oben an der Wand so hin und her und machte Kringel daran. Da sah der Schneider hinauf und sprach: „ja, die will's gern an den Tag bringen und kann's nicht!" Die Frau sprach: „ei! lieber Mann, was ist denn das? was meinst du damit?" Er antwortete: „das darf ich dir nicht sagen." Sie aber sprach: „wenn du mich lieb hast, mußt du mir's sagen" und gab ihm die allerbesten Worte, es sollt's kein Mensch wieder erfahren, und ließ ihm keine Ruhe. Da erzählte er, vor langen Jahren, wie er auf der Wanderschaft ganz abgerissen und ohne Geld gewesen, habe er einen Juden erschlagen und der Jude habe in der letzten Todesangst die Worte gesprochen: „die klare Sonne wird's an den Tag bringen." Nun hätt's die Sonne eben gern an den Tag bringen wollen und hätt' an der Wand geblinket und Kringel gemacht, sie hätt's aber nicht gekonnt. Darnach bat er sie noch besonders, sie dürfte es niemand sagen, sonst käm' er um sein Leben, das versprach sie auch; als er aber zur Arbeit sich gesetzt hatte, ging sie zu ihrer Ge-

vatterin und erzählte es der, wenn sie's keinem Menschen wiedersagen wollte; eh' aber drei Tage vergingen, wußt' es die ganze Stadt und der Schneider kam vor das Gericht und er ward gerichtet. Da brachte es doch die klare Sonne an den Tag.

30.

Das blaue Licht.

Es war einmal ein König, der hatte einen Soldaten zum Diener, wie der ganz alt wurde und unbrauchbar, schickte er ihn fort und gab ihm nichts. Da wußte er nicht, womit er sein Leben fristen sollte, ging traurig fort den langen Tag und kam Abends in einen Wald. Wie er ein Weilchen gegangen war, sah er ein Licht, dem näherte er sich und kam zu einem kleinen Haus, darin wohnte eine alte Hexe. Er bat um ein Nachtlager und ein wenig Essen und Trinken, sie schlug's ihm aber ab, endlich sagte sie: „ich will dich doch aus Barmherzigkeit aufnehmen, du mußt mir aber morgen meinen ganzen Garten umgraben." Der Soldat versprach's und ward also beherbergt. Am andern Tag hackte er der Hexe den Garten um und hatte damit Arbeit bis zum Abend, nun wollte sie ihn wegschicken, er sprach aber: „ich bin so müd', laß mich noch die

Nacht hier bleiben.“ Sie wollte nicht, endlich gab sie's zu, doch sollt' er ihr andern Tags ein Fuder Holz klein spalten. Der Soldat hackte den zweiten Tag das Holz und hatte sich Abends so abgearbeitet, daß er wieder nicht fort konnte, also bat er um die dritte Nacht; dafür sollte er aber den folgenden Tag das blaue Licht aus dem Brunnen holen. Da führte ihn die Hexe an einen Brunnen und band ihn an ein lang Seil, daran ließ sie ihn hinab; und als er unten war, fand er das blaue Licht und machte das Zeichen, daß sie ihn wieder hinaufziehen sollte. Sie zog ihn auch in die Höhe, wie er aber am Rand war, so nah, daß man sich die Hände reichen konnte, wollte sie das Licht haben, um ihn dann wieder hinunter fallen zu lassen. Aber er merkte ihre bösen Gedanken und sagte: „nein, ehe geb ich das blaue Licht nicht, als bis ich mit meinen Füßen auf dem Erdboden stehe.“ Da erboßte die Hexe und stieß ihn mit sammt dem Licht hinunter in den Brunnen und ging fort. Der Soldat unten in dem dunkeln, feuchten Morast war traurig, denn ihm stand sein Ende bevor, da fiel ihm seine Pfeife in die Hand, die war noch halb voll, und er dachte: die willst du zum letzten Vergnügen doch noch ausrauchen. Also steckte er sie an dem blauen Licht an und fing an zu rauchen; als der Dampf ein wenig herumzog, so kam ein klein schwarz Männlein daher und fragte: „Herr,

was befiehlst du mir? ich muß dir in allem dienen." — „Hilf mir vor allen Dingen aus dem Brunnen. Da faßte ihn das schwarze Männchen bei der Hand und führte ihn herauf und das blaue Licht nahmen sie mit. Als sie oben waren, sagte der Soldat; „nun schlag mir die alte Hexe todt." Als das Männchen das gethan, offenbarte es ihm die Schätze und das Gold der Hexe, das lud der Soldat auf und nahm es mit sich. Dann sprach das Männchen: „wenn du mich brauchst, so zünde nur deine Pfeife an dem blauen Licht an." Darauf ging der Soldat in eine Stadt und in den besten Gasthof, da ließ er sich schöne Kleider machen und ein Zimmer prächtig einrichten. Wie das fertig war, rief er sein Männchen und sprach: „der König hat mich fortgeschickt und mich hungern lassen, weil ich seine Dienste nicht mehr thun konnte, nun bring' mir die Königstochter heut Abend hierher, die soll mir aufwarten und thun, was ich ihr heiße." Das Männchen sprach: „das ist ein gefährlich Ding." Doch ging es hin und holte die Königstochter schlafend aus ihrem Bett und brachte sie dem Soldaten, dem mußte sie nun gehorchen und thun, was er wollte; am Morgen vor Hahnenschrei trug sie das schwarze Männchen wieder zurück. Als sie aufgestanden war, erzählte sie ihrem Vater: „ich habe diese Nacht einen wunderlichen Traum gehabt, als wär' ich weggeholt worden und die

Magd von einem Soldaten und mußte ihm auf, warten.“ Da sprach der König: „steck die die Tasche voll Erbsen und mach ein Loch hinein, der Traum könnte wahr seyn, dann sollen sie heraus und lassen die Spur auf der Straße.“ Also hat sie auch, aber das Männchen hatte gehört, was der König ihr angerathen; wie nun der Abend kam und der Soldat sagte, er sollte ihm wieder die Königstochter holen, da streute er die ganze Stadt vorher voll Erbsen und konnten die wenigen, die aus ihrer Tasche fielen, keine Spur machen und am andern Morgen hatten die Leute den ganzen Tag Erbsen zu lesen. Die Königstochter erzählte ihrem Vater wieder, was ihr begegnet war, da sprach er: „behalt einen Schuh an, und verstecke ihn heimlich, wo du bist.“ Das schwarze Männchen hörte das mit an, und wie der Soldat wiederum die Königstochter wollte hergebracht haben, sagte es zu ihm: „jetzt kann ich dir nicht mehr helfen, du wirst unglücklich, wenn's heraus kommt.“ Der Soldat aber bestand auf seinem Willen; „so mach dich nur gleich frühmorgens aus dem Thor hinaus, sagte das Männchen, wenn ich sie fort getragen habe.“

Die Königstochter behielt nun einen Schuh an und versteckte ihn bei dem Soldaten ins Bett; am andern Morgen, wie sie wieder bei ihrem Vater war, ließ der überall in der Stadt darnach suchen und da ward er dann bei dem Soldaten gefunden.

Er hatte sich zwar aus dem Staube gemacht, wurde aber bald eingeholt und in ein festes Gefängniß geworfen. Da saß er nun in Ketten und Banden und über der eiligen Flucht war sein Bestes stehn geblieben, das blaue Licht und das Gold und ihm nichts übrig als ein Dukaten. Wie er nun so traurig an dem Fenster seines Gefängnisses stand, sah er einen Cammeraden vorbeigehen, den rief er an und sprach: „wenn du mir das kleine Bündelchen holst, das ich im Gasthause habe liegen lassen, geb' ich dir einen Dukaten;" da ging der hin und brachte ihm für den Dukaten das blaue Licht und das Gold. Der Gefangene steckte alsbald seine Pfeife an und ließ das schwarze Männchen kommen, das sprach zu ihm: „sey ohne Furcht, geh' getrost zum Gericht und laß alles geschehen, nur nimm das blaue Licht mit." Darauf ward er verhört und ihm das Urtheil gesprochen, daß er sollte an den Galgen gehängt werden. Wie er hinaus geführt wurde bat er den König um eine Gnade. „Was für eine? sprach der. „Daß ich noch eine Pfeife auf dem Weg rauchen darf." „Du kannst drei rauchen, wenn du willst," sagte der König. Da zog er seine Pfeife heraus und zündete sie an dem blauen Flämmchen an, alsbald trat das schwarze Männchen vor ihn; „schlag mir da alles todt, sprach der Soldat, und den König in drei Stücke." Also fing das Männchen an und schlug die Leute rings

herum todt, da legte ſich der König auf Gnadebitten und um nur ſein Leben zu erhalten, gab er dem Soldaten das Reich und ſeine Tochter zur Frau.

31.

Von einem eigenſinnigen Kinde.

Es war einmal ein Kind eigenſinnig und that nicht was ſeine Mutter haben wollte. Da hatte der liebe Gott kein Wohlgefallen an ihm und es ward krank, und kein Arzt konnt' ihm helfen und bald lag es auf dem Todtenbettchen. Als es ins Grab verſenkt war, und Erde darüber gedeckt, kam auf einmal ſein Aermchen wieder hervor und reichte in die Höhe, und wenn ſie es hineinlegten und friſche Erde darüber legten, ſo half das nicht, es kam immer wieder heraus. Da mußte die Mutter ſelber zum Grab gehen und mit der Ruthe auf das Aermchen ſchlagen, und wie ſie das gethan hatte, zog es ſich hinein und hatte nun erſt Ruh unter der Erde.

32.

Die drei Feldſcherer.

Drei Feldſcherer reiſten in der Welt, meinten ihre Kunſt ausgelernt zu haben und kamen in ein

Wirthshaus, wo ſie übernachten wollten. Der Wirth fragte, wo ſie her wären und hinaus wollten? „Sie zögen auf ihre Kunſt in der Welt herum.“ — „Ei, ſprach der Wirth, zeigt mir doch einmal, was ihr könnt.“ Sprach der erſte, er wollte ſeine Hand abſchneiden und morgen früh wieder anheilen; der zweite ſprach: er wollte ſein Herz ausreißen und morgen früh wieder anheilen; der dritte ſprach, er wollte ſeine Augen ausſtechen und morgen früh wieder einheilen. Sie hatten aber eine Salbe, was ſie damit beſtrichen, das heilte zuſammen, und das Fläſchchen, wo ſie drin war, trugen ſie beſtändig bei ſich. Da ſchnitten ſie Hand, Herz und Auge vom Leibe, wie ſie geſagt hatten, legten's zuſammen auf einen Teller und gaben's dem Wirth, der Wirth gab's einem Mädchen, das ſollt's in den Schrank ſtellen und wohl aufheben. Das Mädchen aber hatte einen heimlichen Schatz, der war ein Soldat; wie nun der Wirth, die drei Feldſcherer und alle Leute im Haus ſchliefen, kam der und wollte was zu eſſen haben. Da ſchloß das Mädchen den Schrank auf und holte ihm etwas, und über der großen Liebe vergaß es die Schrankthüre zuzumachen, ſetzte ſich zum Liebſten an Tiſch, und ſie ſprachen mit einander. Wie es ſo vergnügt ſaß und an kein Unglück dachte, kam die Katze hereingeſchlichen, fand den Schrank offen, und nahm die Hand, das Herz und die Augen der drei Feldſcherer und

und lief mit hinaus. Als nun der Soldat gegeſſen hatte und das Mädchen das Geräth aufheben und den Schrank zuſchließen wollte, da ſah ſie wohl, daß der Teller, den ihr der Wirth aufzuheben gegeben hatte, ledig war. Da ſagte es erſchrocken zu ſeinem Schatz: „ach! was will ich armes Mädchen anfangen! Die Hand iſt fort, das Herz und die Augen ſind auch fort, wie wird mir's morgen früh ergehen!" Da ſprach er: „ſey ſtill, ich will dir davon helfen, gib mir nur ein ſcharfes Meſſer; es hängt ein Dieb am Galgen, dem will ich die Hand abſchneiden, welche Hand war's denn?" — „Die rechte." Da gab ihm das Mädchen ein ſcharf Meſſer und er ging hin, ſchnitt dem armen Sünder die rechte Hand ab, und brachte ſie. Darauf packte er die Katze und ſtach ihr die Augen aus; nun fehlte nur noch das Herz. „Habt ihr nicht geſchlachtet und Schweinefleiſch im Keller?" „Ja," ſagte das Mädchen. „Nun das iſt gut," ſagte der Soldat, ging hinunter und holte ein Schweineherz und gab's dem Mädchen. Das that alles wieder auf den Teller und ſtellte es in den Schrank, und als ihr Liebſter darauf Abſchied genommen hatte, legte es ſich ruhig ins Bett.

Morgens, als die Feldſcherer aufſtanden, ſagten ſie dem Mädchen, es ſollte ihnen den Teller holen, darauf Hand, Herz und Augen lägen. Da brachte es ihn aus dem Schrank, und der erſte

hielt ſich die Diebshand an, beſtrich ſie mit ſeiner Salbe, alsbald war ſie ihm angewachſen. Der zweite nahm die Katzenaugen und heilte ſie ein; der dritte machte das Schweineherz feſt. Der Wirth aber ſtand dabei, bewunderte ihre Kunſt und ſagte', dergleichen hätte er noch nicht geſehen, er wollt' ſie bei Jedermann rühmen und empfehlen. Darauf bezahlten ſie ihre Zeche und reiſten weiter.

Wie ſie ſo dahin gingen, ſo blieb der mit dem Schweineherzen gar nicht bei ihnen, ſondern wo eine Ecke war, lief er hin, ſchnüffelte darin herum, wie Schweine thun. Die andern wollten ihn an dem Rockſchlippen zurückhalten, aber das half nichts, er riß ſich los und lief hin, wo der dickſte Dreck lag. Der zweite ſtellte ſich auch wunderlich an, rieb die Augen und ſagte zu dem andern: „Cammerad, was iſt das? das ſind meine Augen nicht, ich ſehe ja nichts, leit' mich doch, daß ich nicht falle." Da gingen ſie mit Mühe fort bis zum Abend und ſie zu einer andern Herberge kamen. Sie traten zuſammen in die Wirthsſtube, da ſaß in einer Ecke ein reicher Herr vorm Tiſch und zählte Geld. Der mit der Diebshand ging um ihn herum, zuckt' ein paarmal, endlich wie der Herr ſich umwendete, griff er in den Haufen hinein und nahm eine Hand voll Geld heraus. Der eine ſah's und ſprach: „Cammerad, was machſt du, ſtehlen darfſt du nicht, ſchäm' dich."

„Ei, sagte er, was kann ich dafür, es zuckt mir in der Hand, ich muß zugreifen, ich mag wollen oder nicht.“ Sie legten sich darnach schlafen, wie sie da liegen, ist's so finster, daß man keine Hand vor den Augen sehen kann. Auf einmal erwachte der mit den Katzenaugen, weckte die andern und sprach: „Brüder, schaut einmal auf, seht ihr die weißen Mäuschen, die da herumlaufen? „Die zwei richteten sich auf, konnten aber nichts sehen. Da sprach er: „es ist mit uns nicht richtig, wir haben das Unsrige nicht wieder gekriegt, wir müssen zurück zu dem Wirth, der hat uns betrogen.“ Also machten sie sich am andern Morgen dahin auf und sagten dem Wirth, sie hätten ihr richtig Werk nicht wieder kriegt, der eine hätte eine Diebshand, der zweite Katzenaugen und der dritte ein Schweineherz. Der Wirth sprach, da müßte das Mädchen Schuld daran seyn und wollte es rufen, aber wie das die drei hatte kommen sehen, war es zum Hinterpförtchen fortgelaufen und kam nicht wieder. Da sprachen die drei, er sollte ihnen viel Geld geben, sonst ließen sie ihm den rothen Hahn über's Haus fliegen; da gab er, was er hatte und nur aufbringen konnte, und die drei zogen damit fort; es war für ihr Lebtag genug, sie hätten aber doch lieber ihr richtig Werk gehabt.

33.

Der Faule und der Fleißige.

Es waren einmal zwei Handwerkspurſche, die wanderten zuſammen und gelobten bei einander zu halten. Als ſie aber in eine große Stadt kamen, ward der eine ein Bruder Liederlich, vergaß ſein Wort, verließ den andern und zog allein fort, hin und her; wo's am tollſten zuging war's ihm am liebſten. Der andere hielt ſeine Zeit aus, arbeitete fleißig und wanderte hernach weiter. Da kam er in der Nacht am Galgen vorbei, ohne daß er's wußte, aber auf der Erde ſah er unten einen liegen und ſchlafen, der war dürftig und blos, und weil es ſternenhell war, erkannte er ſeinen ehemaligen Geſellen. Da legte er ſich neben ihn, deckte ſeinen Mantel über ihn und ſchlief ein. Es dauerte aber nicht lang, ſo wurde er von zwei Stimmen aufgeweckt, die ſprachen mit einander, das waren zwei Raben, die ſaßen oben auf dem Galgen. Der eine ſprach: „Gott ernährt!" der andere: „thu darnach!" und einer fiel nach den Worten matt herab zur Erde, der andere blieb bei ihm ſitzen und wartete bis es Tag war, da holte er etwas Gewürm und Waſſer, erfriſchte ihn damit und erweckte ihn vom Tod. Wie die beiden Handwerksburſchen das ſahen, verwunderten ſie ſich und fragten den

einen Raben, warum der andere so elend und krank wäre, da sprach der kranke: „weil ich nichts thun wollte und glaubte, die Nahrung käm doch vom Himmel.“ Die beiden nahmen die Raben mit sich in den nächsten Ort, der eine war munter und suchte sich sein Futter, alle Morgen badete er sich und putzte sich mit dem Schnabel, der andere aber hockte in den Ecken herum, war verdrießlich und sah immerfort struppig aus. Nach einer Zeit hatte die Tochter des Hausherrn, die ein schönes Mädchen war, den fleißigen Raben gar lieb, nahm ihn von dem Boden auf, streichelte ihn mit der Hand, endlich drückte sie ihn einmal an's Gesicht und küßte ihn vor Vergnügen. Der Vogel fiel zur Erde, wälzte sich und flatterte und ward zu einem schönen jungen Mann. Da erzählte er, der andere Rabe wär' sein Bruder und sie hätten beide ihren Vater beleidigt, der hätte sie dafür verwünscht und gesagt: „fliegt als Raben umher, so lang, bis ein schönes Mädchen euch freiwillig küßt.“ Also war der eine erlöst, aber den andern trägen wollte niemand küssen und er starb als Rabe. — Bruder Liederlich nahm sich das zur Lehre, ward fleißig und ordentlich und hielt sich bei seinem Gesellen.

34.

Die drei Handwerkspurſchen.

Es waren drei Handwerkspurſche, die hatten es verabredet, immer mit einander zu wandern und in Einer Stadt zu arbeiten. Auf eine Zeit aber war gar kein Verdienſt mehr, ſo daß ſie ganz abgeriſſen wurden und nichts zu leben hatten, da ſprach der eine: „was ſollen wir anfangen? zuſammenbleiben können wir nicht länger, das ſoll die letzte Stadt ſeyn, wo wir jetzt hineinkommen, finden wir keine Arbeit, ſo wollen wir beim Herbergsvater ausmachen, daß wir ihm ſchreiben, wo wir uns aufhalten und einer vom andern Nachricht haben kann, und dann wollen wir uns trennen; das ſchien auch den andern das Beſte. Wie ſie noch im Gerede waren, ſo kam ein reich gekleideter Mann ihnen entgegen, der fragte, wer ſie wären? „Wir ſind Handwerksleute, ſuchen Arbeit und haben uns bisher zuſammen gehalten, weil wir aber keine mehr finden, wollen wir uns trennen.“ „Ei, das hat keine Noth, ſprach der Mann, wenn ihr thun wollt, was ich euch ſage, ſoll's euch an Geld und Arbeit nicht fehlen; ja ihr ſollt groſſe Herren werden und in Kutſchen fahren.“ Der eine ſprach: „wenn's unſerer Seele und Seligkeit nicht ſchadet, ſo wollen wir's wohl thun;“ „nein ſagte der Mann, ich habe kein

Theil an euch.“ Der andere aber hatte nach seinen Füßen geſehen und als er da einen Pferdefuß und einen Menſchenfuß erblickte, wollte er ſich nicht mit ihm einlaſſen. Der Teufel aber ſprach: „gebt euch zufrieden, es iſt nicht auf euch abgeſehen, ſondern auf eines anderen Seele, der ſchon halb mein iſt und deſſen Maaß nur voll laufen ſoll.“ Weil ſie nun ſicher waren, willigten ſie ein und der Teufel ſagte ihnen was er verlangte, der erſte ſollte auf jede Frage antworten: „wir alle drei;“ der zweite: „um's Geld“ der dritte: „und das war Recht!“ das ſollten ſie immer hinter einander ſagen, weiter aber dürften ſie kein Wort ſprechen und überträten ſie das Gebot, ſo wäre gleich alles Geld verſchwunden; ſo lange ſie es aber befolgten, ſollten ihre Taſchen immer voll ſeyn. Zum Anfang gab er ihnen auch gleich ſo viel, als ſie tragen konnten und hieß ſie in die Stadt in das und das Wirthshaus gehen. Sie gingen hinein, der Wirth kam ihnen entgegen und fragte: „wollen Sie etwas zu eſſen? Der erſte antwortete: „wir alle drei.“ „Ja, ſagte der Wirth, das mein' ich auch.“ Der zweite: „um's Geld.“ „Das verſteht ſich,“ ſagte der Wirth. Der dritte: „und das war Recht.“ „Ja wohl, war's Recht,“ ſagte der Wirth. Es ward ihnen nun gut Eſſen und Trinken gebracht und wohl aufgewartet, nach dem Eſſen mußte die Bezahlung geſchehen, da hielt der Wirth dem einen

die Rechnung hin, der ſprach: „wir alle drei;“ der zweite: „um's Geld;“ der dritte: „und das war Recht.“ „Freilich iſt's Recht, ſagte der Wirth, alle drei bezahlen und ohne Geld kann ich nichts geben;“ ſie bezahlten aber noch mehr als er gefordert hatte. Die Gäſte ſahen das mit an und ſprachen: „das müſſen tolle Leute ſeyn.“ „ja das ſind ſie auch, ſagte der Wirth, ſie ſind nicht recht klug.“ So blieben ſie eine Zeitlang in dem Wirthshaus und ſprachen kein ander Wort als: „wir alle drei, um's Geld, und das war recht.“ Sie ſahen aber und wußten alles, was darin vorging. Es trug ſich aber zu, daß ein großer Kaufmann kam mit vielem Geld, der ſprach: „Herr Wirth, heben ſie mir mein Geld auf, da ſind die drei närriſchen Handwerkspurſche, die möchten mir's ſtehlen.“ Das that der Wirth; wie er den Mantelſack in ſeine Stube trug, fühlte er, daß er ſchwer von Gold war, darauf gab er den drei Handwerkern unten ein Lager, der Kaufmann aber kam oben hin in eine beſondere Stube. Als Mitternacht war, und der Wirth dachte, ſie ſchlieſen alle, kam er mit ſeiner Frau und ſie hatten eine Holzart und ſchlugen den reichen Kaufmann todt; nach vollbrachtem Mord legten ſie ſich wieder ſchlafen. Wie's nun Tag war, gab's großen Lärm, der Kaufmann lag todt im Bett und ſchwomm in ſeinem Blut; da lieſen alle Gäſte zuſammen, der Wirth aber ſprach: „das

haben die drei tollen Handwerker gethan.“ Die Gäſte beſtätigten es und ſagten: „niemand anders kann's geweſen ſeyn.“ Der Wirth aber ließ ſie rufen und ſagte zu ihnen: „habt ihr den Kaufmann getödtet?“ „Wir alle drei,“ ſagte der erſte, „um's Geld,“ der zweite, „und das war recht!“ der dritte. „Da hört ihr's nun, ſprach der Wirth, ſie geſtehen's ſelber.“ Sie wurden alſo in's Gefängniß gebracht und ſollten gerichtet werden. Wie ſie nun ſahen, daß es ſo ernſthaft ging, ward ihnen doch Angſt, aber Nachts kam der Teufel und ſprach: „haltet nur noch einen Tag aus und verſcherzt euer Glück nicht, es ſoll euch kein Haar gekrümmt werden.“ Am andern Morgen wurden ſie vor Gericht geführt; da ſprach der Richter: „ſeyd ihr die Mörder?“ — „wir alle drei.“ — „Warum habt ihr den Kaufmann erſchlagen?“ — „um's Geld.“ — „Ihr Böſewichter, ſagte der Richter, habt ihr euch nicht der Sünde geſcheut?“ — „und das war Recht.“ — „Sie haben bekannt und ſind noch dazu halsſtarrig, ſprach der Richter, führt ſie gleich zum Tod.“ Alſo wurden ſie hinaus gebracht und der Wirth mußte mit in den Kreis treten; wie ſie nun von den Henkersknechten gefaßt und eben auf's Gerüſt geführt wurden, wo der Scharfrichter mit bloßem Schwerte ſtand, kam auf einmal eine Kutſche mit vier blutrothen Füchſen beſpannt, und fuhr, daß das Feuer aus

den Steinen ſprang, aus dem Fenſter aber winkte einer mit einem weißen Tuche. Da ſprach der Scharfrichter, es kommt Gnade, und ward auch aus dem Wagen: Gnade! Gnade! gerufen. Da trat der Teufel heraus, als ein ſehr vornehmer Herr, prächtig gekleidet und ſprach: „ihr drei ſeyd unſchuldig; ihr dürft nun ſprechen, ſagt, was ihr geſehen und gehört habt.“ Da ſprach der älteſte: „wir haben den Kaufmann nicht getödtet, der Mörder ſteht da im Kreis und deutete auf den Wirth; zum Wahrzeichen geht hin in ſeinen Keller, da hängen noch viele andere, die er um's Leben gebracht.“ Da ſchickte der Richter die Henkersknechte hin, die fanden es, wie's geſagt war, und als ſie dem Richter das berichtet hatten, ließ er den Wirth hinauf führen und ihm das Haupt abſchlagen. Da ſprach der Teufel zu den Dreien: „nun hab' ich die Seele, die ich haben wollte, ihr ſeyd aber frei und habt Geld für euer Lebtag.“

35.

Die himmliſche Hochzeit.

Es war einmal ein armer Bauerjung' in der Kirche und hörte, wie der Pfarrer ſprach: „wer da will in's Himmelreich kommen, muß immer geradaus gehen.“ Da machte er ſich auf und ging

ganz gerad' fort, über Berg und Thal; endlich kam er in eine große Stadt und mitten in die Kirche, wo eben Gottesdienſt gehalten wurde. Wie er all die Herrlichkeit ſah, meinte er, nun wär' er im Himmel angelangt, ſetzte ſich hin und war froh. Als der Gottesdienſt vorbei war, kam der Küſter und hieß ihn hinausgehen. „Nein, ſprach er, ich gehe nicht heraus, ich bin froh, daß ich endlich im Himmel bin." Da ging der Küſter zum Pfarrer und ſagte ihm, es wär' ein Junge in der Kirche, der wolle nicht wieder heraus, weil er glaube, er wäre da im Himmelreich. Der Pfarrer ſprach: „wenn's ſo iſt, wollen wir ihn behalten," ging hin und fragte ihn, ob er auch Luſt hätte zu arbeiten? Ja, antwortete der Kleine, Arbeiten ſey er gewohnt, aber heraus ginge er nicht. Alſo blieb er in der Kirche und als er ſah, wie die Leut' zu dem Muttergottesbild mit dem Jeſuskind, das aus Holz geſchnitten war, kamen, knieten und beteten, meinte er, das wär' der liebe Gott und ſprach: „hör' einmal, lieber Gott, was biſt du mager! wie dich die Leut' hungern laſſen! ich will dir auch jeden Tag mein halbes Eſſen bringen." Nun bracht er dem Bild jeden Tag die Hälfte von ſeinem Eſſen und das Bild fängt auch an zu eſſen. Wie ein paar Wochen herum ſind, merkten die Leute, daß das Bild zunahm, dick und ſtark ward, wunderten ſich ſehr; der Pfarrer konnte es auch nicht begreifen, blieb

in der Kirche und ging dem Kleinen nach, da ſah er, wie er ſein Brot mit der Mutter Gottes theilte. Auf eine Zeit ward er krank und konnte acht Tage nicht aus dem Bett, wie er aber zuerſt wieder aufſtand, nahm er gleich Eſſen und der Pfarrer ging ihm nach und ſah, wie er's hinbrachte und hörte ihn ſprechen: „lieber Gott, nimm's nicht übel, daß ich ſo lange nichts gebracht, ich war aber krank und konnte nicht aufſtehen.“ Da antwortete das Bild und ſprach: „das thut nichts, ich habe deinen guten Willen geſehen, das iſt genug und nächſten Sonntag ſollſt du zu mir auf die Hochzeit kommen.“ Der Junge freute ſich ſehr und der Pfarrer bat ihn, zu gehen und das Bild zu fragen, ob er auch dürfe mitkommen. „Nein, ſagte das Bild, du allein.“ Der Pfarrer aber wollte ihn erſt vorbereiten und ihm das Abendmahl geben, das war der Kleine zufrieden und nächſten Sonntag, wie's Abendmahl an ihn kommt, fällt er um und iſt todt und war zur ewigen Hochzeit.

36.

Die lange Naſe.

Es waren drei alte abgedankte Soldaten, die waren ſo alt, daß ſie auch keine Libermilch mehr beißen konnten, da ſchickte ſie der König fort, gab

ihnen keine Penſion, hatten ſie nichts zu leben und mußten betteln gehn. Da reiſten ſie durch einen großen Wald und konnten das Ende davon nicht finden; als es Abend war, legten ſich zwei ſchlafen und der dritte mußte bei ihnen Wache halten, damit ſie von den wilden Thieren nicht zerriſſen werden. Wie die zwei nun eingeſchlafen waren, und der eine dabei ſtand und Wache hielt, kam ein kleines Männchen in rothem Kleide und rief: wer da? „Gut Freund," ſagte der Soldat. „Was für Gutfreund?" — „Drei alte abgedankte Soldaten, die nichts zu leben haben." Da ſprach das Männchen, er ſollte zu ihm kommen, es wollt' ihm was ſchenken, wenn er das in Acht nähme, ſollte er ſein Lebtag genug haben. Da ging er heran und es ſchenkte ihm einen alten Mantel, wenn er den umhängte, was er dann wünſchte, das ward' alles wahr, er ſollt' es aber ſeinen Kameraden nicht ſagen, bis es Tag würde. Wie es nun Tag war und ſie aufwachten, da erzählte er ihnen was geſchehen war und ſie reiſten weiter bis zum zweiten Abend, und als ſie ſich ſchlafen legten, mußte der zweite wachen und Poſten bei ihnen ſtehen. Da kam das rothe Männchen und rief: wer da? „Gutfreund." — „Was für Gutfreund?" — „Drei alte abgedankte Soldaten." Da ſchenkte ihm das Männchen ein altes Beutelchen, das wurde nie leer von Geld, ſoviel auch herausgenommen wurde; er ſoll's aber auch

erſt bei Tag ſeinen Kameraden ſagen. Da gingen ſie noch den dritten Tag durch den Wald und Nachts mußte der dritte Soldat Wache ſtehen. Das rothe Männchen kam auch zu dem und rief wer da? „Gutfreund!“ — „Was für Gutfreund?“ — „Drei alte abgedankte Soldaten.“ Da ſchenkte ihm das rothe Männchen ein Horn, wenn man darauf blies, kamen alle Völker zuſammen. Am Morgen, wie nun jeder ein Geſchenk hatte, that der erſte den Mantel um und wünſchte, daß ſie aus dem Wald wären, da waren ſie gleich draußen. Sie gingen in ein Wirthshaus und ließen ſich da Eſſen und Trinken geben, das Beſte, das der Wirth nur auftreiben konnte; als ſie fertig waren, bezahlte der mit dem Beutelchen alles und zog dem Wirth auch keinen Heller ab.

Nun waren ſie das Reiſen müde, da ſprach der mit dem Beutel zu dem mit dem Mantel: „ich wollte, daß du uns ein Schloß dahin wünſchteſt, Geld haben wir doch genug, wir könnten wie Fürſten leben.“ Da wünſchte er ein Schloß und gleich ſtand es da und war alles Zugehör dabei. Als ſie eine Zeitlang da gelebt hatten, wünſchte er einen Wagen mit drei Schimmeln, ſie wollten in ein ander Königreich fahren und ſich für drei Königsſöhne ausgeben. Da fuhren ſie ab mit einer groſſen Begleitung von Lakaien, daß es recht fürſtlich ausſah. — Sie fuhren zu einem Kö-

nig, der nur eine einzige Prinzessin hatte und als sie ankamen, ließen sie sich melden und wurden gleich zur Tafel gebeten und sollten die Nacht da schlafen. Da ging's nun lustig her und als sie gegessen und getrunken hatten, fingen sie an Karten zu spielen, was die Prinzessin so gerne that. Sie spielte mit dem, der den Beutel hatte, und so viel sie ihm abgewann, so sah sie doch, daß sein Beutel nicht leer ward und merkte, daß es ein Wünschding seyn müßte. Da sagte sie zu ihm, er sey so warm vom Spiel, er solle einmal trinken und schenkte ihm ein, aber sie that einen Schlaftrunk in den Wein. Und wie er den kaum getrunken hatte, so schlief er ein, da nahm sie seinen Beutel, ging in ihre Kammer und näht einen andern, der ebenso aussah, that auch ein wenig Geld hinein und legt ihn an die Stelle des alten. Am andern Morgen reisten die drei weiter, und als der eine das wenige Geld ausgegeben hatte, was noch im Beutel war und nun wieder hineingriff, war er leer und blieb leer. Da rief er aus: „mein Beutel ist mir von der falschen Prinzessin vertauscht worden, nun sind wir arme Leute!" Der mit dem Mantel aber sprach: „laß dir keine graue Haare wachsen, ich will ihn bald wieder geschafft haben." Da hing er den Mantel um und wünschte sich in die Kammer der Prinzessin; gleich ist er da, und sie sitzt da und zählt an dem Geld, das sie in einem fort aus dem

Beutel holt. Wie ſie ihn ſieht, ſchreit ſie, es wär' ein Räuber da, und ſchreit ſo gewaltig, daß der ganze Hof gelaufen kommt und will ihn fangen. Da ſpringt er in der Haſt zum Fenſter hinaus und läßt den Mantel hängen und iſt auch der verloren. Wie die drei wieder zuſammenkamen, hatten ſie nichts mehr als das Horn, da ſprach der, dem es gehörte: „ich will ſchon helfen, wir wollen den Krieg anfangen," und blies ſoviel Huſaren und Cavallerie zuſammen, daß ſie nicht alle zu zählen waren. Dann ſchickte er zum König und ließ ihm ſagen, wenn er den Beutel und Mantel nicht herausgäbe, ſollt' von ſeinem Schloß kein Stein auf dem andern bleiben. Da redete der König ſeiner Tochter zu, ſie ſollt' es herausgeben, eh' ſie ſich ſo groß Unglück auf den Hals lüden, ſie hörte aber nicht darauf und ſprach, ſie wollt' erſt noch etwas verſuchen. Da zog ſie ſich an wie ein armes Mädchen, nahm einen Henkelkorb an den Arm und ging hinaus in's Lager, allerlei Getränk zu verkaufen und ihre Kammerjungfer mußte mitgehen. Wie ſie nun mitten im Lager iſt, fängt ſie an zu ſingen ſo ſchön, daß die ganze Armee zuſammenlauft aus den Zelten, und der das Horn hat, lauft auch heraus und hört zu; und wie ſie den ſieht, gibt ſie ihrer Kammerjungfer ein Zeichen, die ſchleicht ſich in ſein Zelt, nimmt das Horn und lauft mit in's Schloß. Dann ging ſie auch wieder heim und hatte nun

nun alles und die drei Kammeraden mußten wieder betteln gehen.

Also zogen sie fort, da sprach der eine, der den Beutel gehabt hatte: „wißt ihr was, wir können nicht immer beisammen seyn, geht ihr dort hinaus, ich will hier hinaus gehen.“ Also ging er allein und kam in einen Wald, und weil er müd' war, legte er sich unter einen Baum, ein wenig zu schlafen. Wie er aufwachte und über sich sah, da war es ein schöner Apfelbaum, unter dem er geschlafen und hingen prächtige Aepfel daran. Vor Hunger nahm er einen, aß ihn und dann noch einen. Da fängt ihm seine Nase an zu wachsen und wächst und wird so lang, daß er nicht mehr aufstehen kann; und wächst durch den Wald und sechzig Meilen noch hinaus. Seine Kammeraden aber gingen auch in der Welt herum und suchten ihn, weil es doch besser in Gesellschaft war, sie konnten ihn aber nicht finden. Auf einmal stieß einer an etwas und trat auf was weiches, ei! was soll das seyn, dachte er, da regte es sich und war es eine Nase. Da sprachen sie, wir wollen der Nase nachgehen und kamen endlich in den Wald zu ihrem Kammeraden, der lag da, konnt' sich nicht rühren noch regen. Da nahmen sie eine Stange und wickelten die Nase darum und wollten sie in die Höhe heben, und ihn forttragen, aber es war zu schwer. Da suchten sie im Wald einen Esel, darauf legten sie ihn und die

lange Naſe auf zwei Stangen und führten ihn alſo fort, und wie ſie ein Eckchen weit gezogen waren, war er ſo ſchwer, daß ſie ruhen mußten. Als ſie ſo ruhten, ſahen ſie einen Baum neben ſich ſtehen, daran hingen ſchöne Birnen; und hinter dem Baum kam das kleine rothe Männchen hervor und ſagte zu dem Langnaſigen, er ſollte eine von den Birnen eſſen, ſo fiel ihm die Naſe ab. Da aß er eine Birne und alsbald fiel die lange Naſe ab und er behielt nicht mehr, als er zuvor hatte. Darauf ſagte das Männchen: „brich dir von den Aepfeln und Birnen ab und mach' Pulver aus jedwedem, wem du von dem Äpfelpulver gibſt, dem wächſt die Naſe, und wenn du dann von dem Birnpulver gibſt, ſo fällt ſie wieder ab; und dann reiſe als Arzt und gib der Prinzeſſin von den Aepfeln und dann auch von dem Pulver, da wächſt ihr die Naſe noch zwanzigmal länger als dir; aber halt dich feſt." Da nahm er von den Aepfeln, ging an den Königshof und gab ſich für einen Gärtnersburſch aus und ſagte, er hätte eine Art Aepfel, wie in der Landſchaft keine wüchſen. Wie die Prinzeſſin aber hörte davon, bat ſie ihren Vater, er ſollt' ihr einige von dieſen Aepfeln kaufen; der König ſprach: „kauf dir, ſoviel du willſt." Da kaufte ſie und aß einen, der ſchmeckte ihr ſo gut, daß ſie meinte, ſie hätte ihr Lebtag keinen ſo guten gegeſſen, und aß dann noch einen; wie das geſchehen war,

machte der Arzt ſich fort. Da fing ihr die Naſe an zu wachſen und wuchs ſo ſtark, daß ſie vom Seſſel nicht aufſtehen konnte, ſondern umfiel. Da wuchs die Naſe ſechszig Ellen um den Tiſch herum, ſechszig um ihren Schrank und dann durch's Fenſter hundert Ellen um's Schloß, und noch zwanzig Meilen zur Stadt hinaus. Da lag ſie, konnte ſich nicht regen und bewegen und wußte ihr kein Doctor zu helfen. Der alte König ließ ausſchreiben, wenn ſich irgend ein Fremder fände, der ſeiner Tochter womit helfen könnte, ſollt' er viel Geld haben. Da hatte nun der alte Soldat drauf gewartet, meldete ſich als ein Doctor: „ſo es Gottes Wille wäre, wollt' er ihr ſchon helfen.“ Darauf gab er ihr Pulver von den Aepfeln, da fing die Naſe an von neuem zu wachſen und ward noch größer; am Abend gab er ihr Pulver von den Birnen, da ward ſie ein wenig kleiner, doch nicht viel. Am andern Tag gab er ihr wieder Aepfelpulver, um ſie recht zu ängſtigen und zu ſtrafen, da wuchs ſie wieder, viel mehr als ſie geſtern abgenommen hatte. Endlich ſagte er: „gnädigſte Prinzeſſin, Sie müſſen einmal etwas entwendet haben, wenn Sie das nicht herausgeben, hilft kein Rath.“ Da ſagte ſie: „ich weiß von nichts.“ Sprach er: „es iſt ſo, ſonſt müßt mein Pulver helfen und wenn Sie es nicht herausgeben, müſſen Sie ſterben an der langen Naſe.“ Da ſagte der alte König: „gib den Beutel, den

Man-

Mantel und das Horn heraus, das haſt du doch entwendet, ſonſt kann deine Naſe nimmermehr kleiner werden.“ Da mußte die Kammerjungfer alle drei Stücke holen und hinlegen und er gab ihr Pulver von den Birnen, da fiel die Naſe ab und mußten 250 Mäpner kommen und ſie in Stücken hauen. Und er ging mit dem Beutelchen, dem Mantel und dem Horn fort zu ſeinen Kammeraden, und ſie wünſchten ſich wieder in ihr Schloß; da werden ſie wohl noch ſitzen und Haus halten.

37.

Die Alte im Wald.

Es fuhr einmal ein armes Dienſtmädchen mit ſeiner Herrſchaft durch einen großen Wald, und als ſie mitten darin waren, kamen Räuber hervor und ermordeten, wen ſie fanden; da kam alles mit einander um, nur das Mädchen nicht, das war aus dem Wagen geſprungen und hatte ſich hinter einen Baum verborgen. Wie die Räuber mit ihrer Beute fort waren, kam es hervor, fing an bitterlich zu weinen und ſagte: „was ſoll ich armes Mädchen nun anfangen, ich weiß mich nicht zu finden in dem Wald, kein Haus iſt da, ſo muß ich gewiß verhungern!“ Es ging herum, ſuchte einen Weg, konnte aber keinen finden, bis

zum Abend, da ſetzte es ſich unter einen Baum, befahl ſich Gott und wollt' da ſitzen bleiben und nicht weggehen, möchte geſchehen, was immer wollte. Als es aber ein Bischen da geſeſſen, kam ein weiß Täubchen heruntergeflogen, mit einem kleinen goldnen Schlüſſelchen im Schnabel, das legte es ihm in die Hand und ſprach: „ſiehſt du dort den großen Baum, daran iſt ein kleines Schloß, das ſchließ mit dem Schlüſſelchen auf, ſo wirſt du Speiſe genug finden und keinen Hunger mehr leiden." Da ging es zu dem Baum und ſchloß ihn auf und fand Milch in einem kleinen Schüſſelchen und Weißbrot zum Einbrocken dabei, daß es ſich ſatt eſſen konnte. Als es ſatt war, ſprach es: „jetzt iſt Zeit, wo die Hühner daheim auffliegen, ich bin ſo müd', könnt' ich mich auch in mein Bett legen!" Da kam das Täubchen wiedergeflogen und hatt' ein anderes goldenes Schlüſſelchen im Schnabel und ſagt: „ſchließ dort den Baum auf, da wirſt du ein Bett finden. Da ſchloß es auf und fand ein ſchönes weiches Bettchen, da betete es zum lieben Gott, er ſollt' es behüten in der Nacht, legte ſich und ſchlief ein. Am Morgen kam das Täubchen zum drittenmal und brachte wieder ein Schlüſſelchen und ſprach: „ſchließ dort den Baum auf, da wirſt du Kleider finden;" und wie es aufſchloß fand es Kleider mit Gold und Juwelen beſetzt, ſo herrlich, wie ſie keine Königstochter hat. Alſo lebte es da eine

Zeitlang, und kam das Täubchen alle Tage und ſorgte für alles, was es bedurfte, und war das ein ſtilles, gutes Leben.

Einmal aber kam das Täubchen und ſprach: „willſt du mir etwas zu Lieb' thun?" — „Von Herzen gern," ſagte das Mädchen. Da ſprach das Täubchen: „ich will dich zu einem kleinen Häuschen führen, da geh' hinein, mittendrin am Heerd da wird eine alte Frau ſitzen und guten Tag ſagen. Aber gib ihr bei Leibe keine Antwort, ſie mag auch anfangen was ſie will, ſondern geh zu ihrer rechten Hand weiter, da iſt eine Thüre, die mach auf, ſo wirſt du in eine Stube kommen, wo eine große Menge von Ringen allerlei Art auf dem Tiſch liegt, darunter ſind prächtige mit glitzerigen Steinen, die laß aber alle liegen und ſuch nur einen ſchlichten heraus, der auch darunter ſeyn muß und bring ihn zu mir her ſo geſchwind du kannſt." „Da ging das Mädchen hin in das Häuschen und fand die Alte, die machte große Augen, wie ſie es ſah, und ſprach: „guten Tag mein Kind." Es gab ihr keine Antwort und ging auf die Thüre zu; „ei! wo hinaus?" rief ſie und faßt es beim Rock und wollt es feſthalten; „das iſt mein Haus, da darf niemand herein, wenn ich's nicht haben will." Aber es ſchwieg immer ſtill, machte ſich von ihr los und ging in die Stube hinein. Da war nun eine übergroße Menge von Ringen, die glitzten und

glimmerten ihm vor den Augen, es warf ſie herum und ſuchte nach dem ſchlichten, konnt' ihn aber nicht finden. Wie es ſo ſuchte, ſah es die Alte, wie ſie daher ſchlich und einen Vogelkäfig in der Hand hatte und damit fort wollte; da ging es auf ſie zu und nahm ihr den Käfig aus der Hand und wie es ihn aufhob und hinein ſah, ſaß ein Vogel darin, der hatte den ſchlichten Ring im Schnabel. Da war es froh und lief damit zum Haus hinaus und dachte, das weiße Täubchen würde kommen und den Ring holen, aber es kam nicht. Da lehnte es ſich an einen Baum und wollte auf es warten, und wie es ſo ſtand, da däuchte ihm, der Baum würde weich und biegſam und ſenkte ſeine Zweige herab. Und auf einmal ſchlangen ſich die Zweige um es herum und waren zwei Arme und wie es ſich umſah, war der Baum ein ſchöner Prinz, der es umfaßte und herzlich küßte und ſagte: „du haſt mich erlöſt, die Alte iſt eine Hexe, die hatte mich in einen Baum verwandelt, und alle Tag ein paar Stunden in eine weiße Taube, und ſo lang ſie den Ring hatte, konnte ich meine menſchliche Geſtalt nicht wieder erhalten.“ Da waren auch ſeine Bedienten und Pferde von dem Zauber frei und keine Bäume mehr und ſtanden neben ihm, da fuhren ſie fort in ſein Reich, heiratheten ſich und lebten glücklich.

38.

Die drei Brüder.

Es war ein Mann, der hatte drei Söhne und weiter nichts im Vermögen, als ſein Haus, worin er wohnte. Nun hätte jeder gern nach ſeinem Tod das Haus gehabt, dem Vater war aber einer ſo lieb, als der andere, da wußt er gar nicht, wie er's anfangen ſollte, daß er keinem zu nahe thät; verkaufen wollt' er das Haus auch nicht, weil's von ſeinen Voreltern war, ſonſt hätte er das Geld unter ſie getheilt. Da fiel ihm endlich ein Rath ein und er ſprach zu ſeinen Söhnen: „geht in die Welt und verſucht euch und lerne jeder ein Handwerk, wenn ihr dann wiederkommt, wer das beſte Meiſterſtück macht, der ſoll das Haus haben.“

Das waren die Söhne zufrieden und der älteſte wollte ein Hufſchmied, der zweite ein Barbier, der dritte aber ein Fechtmeiſter werden. Darauf beſtimmten ſie eine Zeit, wo ſie wieder nach Haus zuſammenkommen wollten und zogen fort. Es traf ſich auch, daß jeder einen tüchtigen Meiſter fand, wo er was rechtſchaffenes lernte; der Schmied mußte des Königs Pferde beſchlagen und dachte: „nun kann dir's nicht fehlen, du kriegſt das Haus;“ der Barbier raſirte lauter vornehme Herrn und meinte auch, das

Haus wär' sein; der Fechtmeister kriegte manchen Hieb, biß aber die Zähne zusammen und ließ sich's nicht verdrießen, denn er dachte bei sich: „fürchtest du dich vor einem Hieb, so kriegst du das Haus nimmermehr." Als nun die gesetzte Zeit herum war, kamen sie zusammen nach Haus, sie wußten aber nicht, wie sie die beste Gelegenheit finden sollten, ihre Kunst zu zeigen, saßen beisammen und rathschlagten. Wie sie so saßen, kam auf einmal ein Haas über's Feld daher gelaufen. „Ei, sagte der Barbier, der kommt wie gerufen," nahm Becken und Seife, schaumte, bis der Haas in die Nähe kam, dann seifte er ihn in vollem Laufe ein und rasirte ihm auch im vollen Laufe ein Stutzbärtchen und dabei schnitt er ihn nicht und that ihm an keinem Haare weh. „Das gefällt mir, sagte der Vater, wenn sich die andern nicht gewaltig angreifen, so ist das Haus dein." Es währte nicht lang, so kam ein Herr in einem Wagen daher gerennt in vollem Jagen. „Nun sollt ihr sehen, Vater, was ich kann," sprach der Hufschmied, sprang dem Wagen nach, riß dem Pferd, das in einem fort jagte, die vier Hufeisen ab und schlug ihm auch im Jagen vier neue wieder an. „Du bist ein ganzer Kerl, sprach der Vater, du machst deine Sachen so gut, wie dein Bruder, ich weiß nicht, wem ich das Haus geben soll." Da sprach der dritte: „Vater, laßt mich auch einmal gewähren," und weil es anfing

zu regnen, zog er ſeinen Degen und ſchwenkte ihn in Kreuzhieben über ſeinem Kopf, daß kein Tropfen auf ihn fiel; und als der Regen ſtärker ward und endlich ſo ſtark, als ob man mit Mulden vom Himmel göß, ſchwang er den Degen immer ſchneller, und blieb ſo trocken, als ſäß er unter Dach und Fach. Wie der Vater das ſah, erſtaunte er und ſprach: „du haſt das beſte Meiſterſtück gemacht, das Haus iſt dein.“

Die beiden andern Brüder waren damit zufrieden, wie ſie vorher gelobt hatten, und weil ſie ſich einander ſo lieb hatten, blieben ſie alle drei zuſammen im Haus, trieben ihre Profeſſion und da ſie ſo gut ausgelernt hatten und ſo geſchickt waren, verdienten ſie viel Geld. So lebten ſie vergnügt bis in ihr Alter zuſammen und als der eine krank ward und ſtarb, grämten ſich die zwei andern ſo ſehr darüber, daß ſie auch krank wurden und bald ſtarben. Da wurden ſie, weil ſie ſo geſchickt geweſen und ſich ſo lieb gehabt, alle drei in ein Grab gelegt.

39.

Der Teufel und ſeine Großmutter.

Es war ein großer Krieg und der König gab ſeinen Soldaten wenig Sold, ſo daß ſie nicht davon leben konnten; da thaten ſich drei zuſammen

und wollten ausreißen. Einer sprach zum andern: „wenn wir aber gekriegt werden, hängt man uns an den Galgenbaum; wie wollen wir das machen?“ Sprach der andere: „da steht ein groſses Kornfeld, wenn wir hinein kriechen, findet uns kein Mensch, das Heer kommt nicht hinein.“ Das thaten sie und saßen zwei Tage und zwei Nächte im Korn, hatten aber so großen Hunger, daß sie beinah gestorben wären, denn sie durften nicht heraus. Da sprachen sie: „was hilft uns unser Ausreißen, wir müssen elendig im Korn sterben.“ Indem kam ein feuriger Drache über das Kornfeld durch die Luft geflogen, der sah sie liegen und fragte: „was thut ihr drei da im Korn?“ Sie antworteten: „wir sind drei ausgerissene Soldaten, wir konnten von unserm Sold nicht länger im Heer leben, nun müssen wir hier Hungers sterben, weil das Heer rund herum liegt, und wir nicht entrinnen können.“ „Wollt ihr mir sieben Jahre dienen, sagte der Drache, so will ich euch mitten durch's Heer führen, daß euch niemand kriegen soll?“ „Wir haben keine Wahl, sprachen sie, und sind's zufrieden.“ Da nahm sie der Drache in seine Klauen und unter seine Fittiche und brachte sie durch die Luft über das Heer weg in Sicherheit. Darnach ließ er sie wieder zur Erde, er war aber der Teufel und gab ihnen ein kleines Peitschgen, womit sie sich Geld peitschen konnten, soviel sie wollten. „Damit,

ſprach er, könnt ihr große Herren werden und in Wagen fahren; nach Verlauf der ſieben Jahre aber ſeyd ihr mein eigen" und hielt ihnen ein Buch vor, in das mußten ſie alle drei unterſchreiben. „Doch will ich euch, ſagte er, dann erſt noch ein Räthſel geben, könnt ihr das rathen, ſollt ihr frei und aus meiner Gewalt ſeyn. Da ging der Drache von ihnen ab und ſie reiſten fort mit ihren Peitſchgen, hatten Geld die Fülle, ließen ſich Herrenkleider machen und zogen in der Welt herum. Wo ſie waren, lebten ſie in Freuden und Herrlichkeit, fuhren mit Pferden und Wagen, aßen und tranken und die ſieben Jahre ſtrichen in kurzer Zeit um. Als es nun bald an's Ende kam, wurde ihnen angſt und bang, zwei waren ganz betrübt, der dritte aber nahm's leichter und ſprach: „Brüder fürchtet nichts, vielleicht können wir das Räthſel rathen." Wie ſie ſo zuſammenſaßen, kam eine alte Frau daher, die fragte, warum ſie ſo traurig wären? „Ach, was liegt euch daran, ihr könnt uns doch nicht helfen." „Wer weiß das, erzählt mir's nur." Da erzählten ſie's ihr, daß ſie faſt ſieben Jahr dem Teufel gedient, der hätte ihnen Geld wie Heu geſchafft, ſie hätten ſich ihm aber verſchrieben und wären ſein Eigenthum, wenn ſie nach den ſieben Jahren nicht ein Räthſel auflöſen könnten. Die Alte ſprach: „ſoll euch geholfen werden, ſo muß einer von euch zum Wald hinein gehen und da wird er

an eine zerfallene Klippe kommen, die aussieht wie ein Häuschen." Die zwei traurigen dachten, das wird uns doch nicht retten und blieben vor dem Wald, der dritte lustige machte sich auf und fand alles so, wie die Frau gesagt hatte; in dem Häuschen aber saß eine steinalte Frau, die war des Teufels Großmutter und fragte ihn, woher er käme und was er wollte? Da erzählte er ihr alles und weil er ein gar schöner Mensch war, hatte sie Erbarmen und hob einen großen Stein auf. „Darunter sitz ganz still, wann der Drache kommt, will ich ihn um die Räthsel fragen." Um zwölf Uhr Nachts kam der Drache geflogen und wollte sein Essen, da deckte ihm seine Großmutter den Tisch und trug Trank und Speise auf, daß er vergnügt war, und sie aßen und tranken zusammen. Da fragte sie ihn im Gespräch, wie's den Tag ergangen wäre, wie viel Seelen er kriegt hätte? „Ich hab' noch drei Soldaten, die sind mein," sprach er. „Ja, drei Soldaten, sagte sie, haben etwas an sich, die können dir noch entkommen." Sprach der Teufel höhnisch: „die sind mir gewiß, denen gebe ich ein Räthsel auf, das sie nimmermehr rathen können." „Was ist das für ein Räthsel?" fragte sie. „Das will ich dir sagen: in der großen Nordsee liegt eine todte Meerkatze, das soll ihr Braten seyn; und von einem Wallfisch die Rippe, das soll ihr silberner Löffel seyn; und ein alter Pferdefuß, das soll ihr

Weinglas seyn.“ Da ging der Teufel fort zu schlafen und die alte Großmutter hob den Stein auf und ließ den Soldaten heraus: „Hast du auch alles wohl in Acht genommen?“ „Ja,“ sprach er, und mußte auf einem andern Weg durch's Fenster schnell zu seinen Gesellen gehen, damit ihn der Teufel nicht merkte. — Wie er nun zu den andern kam, erzählte er ihnen, was er gehört hatte und nun könnten sie rathen, was sonst keine Seele gerathen hätte; da waren sie alle fröhlich und guter Dinge und peitschten sich Geld genug. Als nun die sieben Jahre völlig herum waren, kam der Teufel mit dem Buche, zeigte die Unterschriften und sprach: „ich will euch nun in die Hölle mitnehmen, da sollt ihr eine Mahlzeit haben, könnt ihr mir rathen, was ihr für einen Braten werdet zu essen kriegen, so sollt ihr frei und los seyn und das Peitschgen dazu behalten.“ Da fing der erste Soldat an: „in der großen Nordsee liegt eine todte Meerkatze, das wird wohl der Braten seyn.“ Der Teufel ärgerte sich, machte hm! hm! hm! und fragte den zweiten: „was soll euer Löffel seyn?“ Da antwortete er: „von einem Wallfisch die Rippe, das soll unser silberner Löffel seyn.“ Der Teufel schnitt ein Gesicht, knurrte wieder dreimal hm! hm! hm! und sprach zum dritten: „was soll euer Weinglas seyn.“ „Ein alter Pferdefuß, das soll unser Weinglas seyn.“ Da flog der Teu-

fel fort, ließ ſie im Stich und hatte keine Gewalt mehr über ſie, aber die drei behielten das Peitſchgen, ſchlugen Geld hervor, ſoviel ſie wollten, und lebten vergnügt bis an ihs Ende.

40.

Ferenand getrü un Ferenand ungetrü.

Et was mal en Mann un 'ne Fru weſt, de hadden ſo lange ſe rick wören kene Kinner, as ſe awerſt arm woren, da kregen ſe en kleinen Jungen. Se kunnen awerſt kenen Paen dato krigen, da ſegde de Mann, he wulle mal na den annern Ohre (Orte) gahn un toſehn, ob he da enen krege. Wie he ſo gink, begegnete ünn en armen Mann, de frog en, wo he hünne wulle? he ſegde, he wulle hünn un toſehn, dat he 'n Paen kriegte, he ſie arm un da wulle ünn key Minſke to Gevaher ſtahn. „O, ſegde de arme Mann, gi ſied arm un ik ſie arm, ik will guhe (euer) Gevaher weren; ik ſie awerſt ſo arm, ik kann dem Kinne nix giwen, gahet hen und ſegget de Bähmoer (Wehmutter), ſe ſulle man mit den Kinne na der Kerken kummen.“ Aſe ſe nu tohaupe na der Kerken kummet, da is de Bettler ſchaun darinne, de givt dem Kinne den Namen: Ferenand getrü.

Wie he ut der Kerken gahet, da ſegd de Bettler: „nu gahet man na Hus, ik kann guh

(euch) nix giwen, un gi ſüllt mie ok nix giwen.“ De Bähmoer awerſt gav he 'n Schlüttel un ſegd er, ſe mögt en, wenn ſe na Hus käme, dem Boer giwen, de ſull'n verwahren, bis dat Kind vertein Johr old wöre, dann ſull et up de Heide gahn, da wöre 'n Schlott, dato paſste de Schlüttel, wat darin wöre, dat ſulle em hören. Wie dat Kind nu ſewen Johr alt woren un düet (tüchtig) waſſen wor, gink et mal ſpilen mit annern Jungens, da hadde de eine noch mehr vom Paen kriegt, aſe de annere, he awerſt kunne nix ſeggen, und da grinde he un gink na Hus un ſegde tom Baer: „hewe ik denn gar nix vom Paen kriegt?“ — „O ja, ſegde de Baer, du heſt en Schlüttel kriegt, wenn up de Heide 'n Schlott ſteit, ſo gah man hen und ſchlut et up.“ Da gink he hen, awerſt et was kein Schlott to hören un to ſehen. Wier na ſewen Jahren, aſe he vertein Jahr old iſt, geit he nochmals hen, da ſteit en Schlott darup. Wie he et upſchloten het, da is der nix enne, aſe'n Perd, 'n Schümmel. Da werd de Junge ſo vuller Früden, dat he dat Perd hadde, dat he ſik darup ſett un to ſinen Baer ſegd (ſagt). „Nu hew ik auck 'n Schümmel, nu will ik auck reiſen,“ ſegd he.

Da treckt he weg un wie he unnerweges is, ligd da 'ne Schriffedder up 'n Wegge, he will ſe eiſt (erſt) upnämmen, da denkt he awerſt wier bie ſich: „o du ſüſt ſe auck liggen laten, du findſt ja

wul, wo du hen kümmſt 'ne Schriffedder, wenn du eine bruckeſt." Wie he ſo weggeit, da roppt et hinner ûm: „Ferenand getrû, nimm ſe mit!" He ſût ſik ümme, ſût awerſt keinen, da geit he wier torugge un nümmt ſe up. Wie he wier 'ne Wile rien (geritten) is, kümmt he bie'n Water vorbie, ſo ligd da en Fiſk am Oewer (Ufer) un ſnappet un happet na Luft, ſo ſegd he: „tôv, min lewe Fiſk, ik will die helpen, dat du in't Water kümmſt," un gript'n bie'n Schwans un werpt 'n in't Water. Da ſteckt de Fiſk den Kopp ut den Water un ſegd: nu du mie ut den Koth holpen heſt, will ik die 'ne Flötepiepen giwen, wenn du in de Naud biſt, ſo flöte derup, dann will ik die helpen; wenn du mal wat in't Water haſt fallen laten, ſo flöte man, ſo will ik et die herut reicken." Nu ritt he weg, da kümmt ſo'n Minſk to ûm, de frägt 'n, wo he hen will. „O na den neggſten Ort." — „Wu he dann heite?" — „Ferenand getrû." — „Sû, da hewe wie ja faſt den ſülwigen Namen, ik heite Ferenand ungetrû." Da trecket ſe beide na den neggſten Ort in dat Wertshus.

Nu was et ſchlimm, dat de Ferenand ungetrû allet wuſte, wat 'n annerer dacht hadde un doen wulle; dat wuſt he dôre ſo allerhand ſlimme Kunſte. Et was awerſt im Wertshuſe ſo'n wacker Mäken, dat hadde 'n ſchier (klares) Angeſicht un drog ſik ſo hübſch; dat verliv ſik in den Ferenand

getrů, denn et was 'n hübſchen Minſchen weſt un frog'n, wo he hen to wulle? „O, he wulle ſo herümmer reiſen.“ Da ſegd ſe, ſo ſull he doch nur da bliewen, et wöre hier to Lanne 'n Künig, de neime wul geren 'n Bedeenten oder 'n Vorrůter; dabie ſulle he in Dienſten gahn. He antwordc, he künne nig gud ſo to einen hingahen un been ſik an. Da ſegde det Mäken: „o dat will ik dann ſchun dauen.“ Un ſo gink ſe auck ſtracks hen, na den Künig, un ſehde ünn, ſe wüſte ünn 'n hübſchen Bedeenten. Dat was de wol tofreen un leit 'n to ſik kummen un wull'n to'm Bedeenten macken. He wull awerſt leewer Vorrůter ſin, denn wo ſin Perd wäre, da möſt he auck ſin: da mackt 'n de Künig to'm Vorrůter. Wie důt de Ferenand ungetrů gewahr wore, da ſegd he to den Mäken: „töv! helpeſt du den an, un mie nig?“ „O, ſegd dat Mäken, ik will'n auck anhelpen.“ Se dachte: „den moſt du die to'm Frünne wahren, denn he is nig to truen.“ Se geit alſe vor'm Künig ſtahn un beed 'n als Bedeinten an; dat is de Künig tofreen.

Wenn he nu alſo det Morgens den Heren antrock, da jammerte de jůmmer: „o wenn ik doch eiſt mine Leiweſte bie mie hädde.“ De Ferenand ungetrů war awerſt dem Ferenand getrů jůmmer upſettſig, wie alſo de Künig mal wier ſo jammerte, da ſegd he: „Sie haben ja den Vorreiter, den ſchicken Sie hin, der muß ſie herbei-

ſchaffen und wenn er es nicht thut, ſoll ihm der Kopf vor die Füße gelegt werden.“ Do leit de Künig den Ferenand getrü to ſik kummen und ſehde üm, he hädde da un da 'ne Leiweſte, de ſull he ünn herſchappen, wenn he dat nig deit, ſull he ſterwen.

De Ferenand getrü gink im Stall to ſinen Schümmel un grinde un jammerde. „O wat ſin ik 'n unglückſch Minſchenkind.“ Do röppet jeis mes hinner üm: „Ferenand getreu, was weinſt du?“ He ſüt ſik um, ſüt awerſt neimes un jammerd jümmer fort: „o min lewe Schümmelken, nu mot ik die verlaten, nu mot ik ſterwen.“ Da merkt he eiſt, dat dat ſin Schümmelken deit dat Fragen. „Döſt du dat, min Schümmelken, kaſt du küren (reden)?“ un ſegd nier: „ik ſull da un da hen un ſall de Brut halen, weſt du nig, wie ik dat wol anfange?“ Da antwoerd dat Schümmelken: „gah du na den Künig un ſegg, wenn he die giwen wulle, wat du hewen möſteſt, ſo wulleſt du ſe ünn ſchappen: wenn he die 'n Schipp vull Fleiſk un 'n Schipp vull Brod giwen wulle, ſo ſull et gelingen; da wören de grauten Rieſen up den Water, wenn du denen ken Fleiſk midde brächteſt, ſo terreitn ſe die; un da wören de grauten Wäggel, de pickeden die de Ogen ut den Koppe, wenn du ken Brod vor ſe hädeſt.“ Da lett de Künig alle Slächter im Lanne ſlachten un alle Becker backen, dat de Schippe vull werdt.

Wie

Wie se vull ſied, ſegd dat Schümmelken to'm Ferenand getrů: „nu gah man up mie ſitten un treck mit mie in't Schipp, wenn dann de Rieſen kümmet, ſo ſegg:

„ſtill, ſtill, meine lieben Rieſechen,
ich hab' euch wohl bedacht,
ich hab' euch was mitgebracht!"

Un wenn de Büggel kümmet, ſo ſeggſt du wier:

„ſtill, ſtill, meine lieben Vögelchen,
ich hab' euch wohl bedacht,
ich hab' euch was mitgebracht!"

dann doet ſie die nix, un wenn du dann bie dat Schlott kümmſt, dann helpet die de Rieſen, dann gah up dat Schlott un nůmm 'n Paar Rieſen mit, da ligd de Prinzeſſin un ſchlöppet; du darfſt ſe awerſt nig upwecken, ſonnern de Rieſen möt ſe mit den Bedde upnůmmen un in dat Schipp dregen." (Und da geſchah nun alles, wie das Schimmelchen geſagt hatte, und die Rieſen trugen die Prinzeſſin zum König.) Un aſe ſe to'm Künig kümmet, ſegd ſe, ſe künne nig liwen, ſe möſte ere Schrifften hewen, de wören up ern Schlotte liggen bliwen. Da werd de Ferenand getrů up Anſtifften det Ferenand ungetrů roopen, un de Künig bedütt ůnn, he ſulle de Schrifften von den Schlotte halen, ſůſt ſull he ſterwen. Da geit he wier in Stall un grind un ſegd: „o min leive Schümmelken, nu ſull ik noch 'n mal weg, wie ſüll wie dat macken." Da ſegd de Schümmelken,

se sullen dat Schipp man wier vull laen (laden). (Da geht es wieder wie das Vorigemal, und die Riesen und Vögel werden von dem Fleisch gesättigt und besänftigt.) Ase se bie dat Schlott kümmet, segd de Schümmel to ünn, hé sulle man herin gahn, in den Schlapzimmer der Prinzessin, up den Diske, da lägen de Schrifften. Da geit Ferenand getrü hün un langet se. Ase se up'n Water sind, da let he sine Schriffedder in't Water fallen, da segd de Schümmel: „nu kann ik die awerst nig helpen." Da fällt 'n dat bie mit de Flötepipen, he fänkt an to flöten, da kümmt de Fisk un het de Fedder im Mule un langet se 'm hen. Nu bringet he de Schrifften na den Schlotte, wo de Hochtid hallen werd.

De Künigin mogte awerst den Künig nig lien, weil he keine Nese hadde, sonnern se mogte den Ferenand getrü geren lien. Wie nu mal alle Herens vom Hove tosammen sied, da segd de Künigin, se künne auck Kunstücke macken, se künne einen den Kopp afhoggen un wier upsetten, et sull nur mant einer versöcken. Da wull awerst kener de eiste sien, da mott Ferenand getrü daran, wier up Anstifften von Ferenand ungetrü, den hogget se den Kopp af un sett'n ünn auck wier up, et is auck glick wier tan heilt, dat et ut sach ase hädde he'n roen Faen (Faden) üm'n Hals. Da segd de Künig to ehr: „mein Kind, wo hast du denn das gelernt?" — „Ja, segd se, soll ich es an dir

auch einmal verſuchen?" — „O ja," ſegd he. Da hogget ſe en awerſt den Kopp af un ſett'n en nig wier urp, ſe doet as ob ſe'n nig darup kriegen künne un as ob he nig feſt ſitten wulle. Da ward de Künig begrawen, ſe awerſt friget den Feremand getrů.

He ridde awerſt jümmer finen Schümmel un aſe he mal darup ſat, da ſegd de to em, he ſulle mal up 'ne annere Heide, de he em wiſt, trecken, un da 3 mal mit em herummerjagen. Wie he dat dahen hadde, da geit de Schümmel up de Hinnerbeine ſtahn un verwannelt ſik in 'n Künigsſuhn.

41.

Der Eiſen-Ofen.

Zur Zeit, wo das Wünſchen noch geholfen hat, ward ein Prinz von einer alten Hexe verwünſcht, daß er im Walde in einem großen Eiſen-Ofen ſitzen ſollte. Da brachte er nun viele Jahre zu und konnte ihn niemand erlöſen. Einmal kam eine Prinzeſſin in den Wald, die hatte ſich irr gegangen und konnte ihres Vaters Königreich nicht wieder finden; neun Tage war ſie ſo herum gegangen und ſtand zuletzt vor dem eiſernen Kaſten. Da fragte er ſie: „wo kommſt du her und wo willſt du hin?" Sie antwortete: „ich habe

meines Vaters Königreich verloren und kann nicht wieder nach Haus kommen.“ Da sprach's aus dem Eisen-Ofen: „ich will dir wieder nach Haus verhelfen in einer kurzen Zeit, wann du dich willst unterschreiben, zu thun, was ich verlange. Ich bin ein größerer Königssohn, als du eine Königstochter und will dich heirathen.“ Da erschrak sie und dachte: „lieber Gott, was soll ich mit dem Eisen-Ofen anfangen!“ weil sie aber gern wieder zu ihrem Vater heim wollte, unterschrieb sie sich doch, zu thun, was er verlangte. Er sprach aber: „du sollst wiederkommen, ein Messer mitbringen und ein Loch in das Eisen schrappen“; dann gab er ihr jemand zum Gefährten, der ging nebenher und sprach nicht, er brachte sie aber in zwei Stunden nach Haus. Nun war große Freude am Schloß, als die Prinzessin wieder kam und der alte König fiel ihr um den Hals und küßte sie. Sie war aber sehr betrübt und sprach: „lieber Vater, wie mir's gegangen hat! ich wär' nicht wieder nach Haus gekommen aus dem großen wilden Walde, wann ich nicht wär' bei einem eisernen Ofen gekommen, dem habe ich mich müssen dafür unterschreiben, daß ich wollte wieder zu ihm zurückkehren, ihn erlösen und heirathen.“ Da erschrack der alte König so sehr, daß er beinahe in eine Ohnmacht gefallen wäre, denn er hatte nur die einige Tochter. Berathschlagten sich also, sie wollten die Müllerstochter, die schön wär', an

ihre Stelle nehmen, führten die hinaus, gaben ihr ein Meſſer und hießen ſie an dem Eiſen-Ofen ſchaben. Sie ſchrappte auch 24 Stund, konnte aber nicht das geringſte herabbringen; wie nun der Tag anbrach, rief's in dem Eiſen-Ofen: „mich däucht, 's iſt Tag draußen!“ Da antwortete ſie: „das däucht mich auch, ich meint, ich hört meines Vaters Mühle rappeln.“ — „So biſt du ja eine Müllerstochter, dann geh gleich hinaus und laß die Prinzeſſin herkommen.“ Da ging ſie hin und ſagte dem alten König, der draußen wollte ſie nicht, er wollte ſeine Tochter. Da erſchrak der alte König und die Prinzeſſin weinte; ſie hatten aber noch eine ſchöne Schweinhirtstochter, die war noch ſchöner, als die Müllerstochter, der wollten ſie ein Stück Geld geben, damit ſie für die Prinzeſſin zum eiſernen Ofen ging. Alſo ward ſie hinausgebracht und mußte auch 24 Stund ſchrappen, ſie brachte aber nichts davon. Wie nun der Tag anbrach, rief's im Ofen: „mich däucht, es iſt Tag draußen!“ Da antwortete ſie: „das däucht mich auch, ich meint, ich hört meines Vaters Hörnchen tüten!“ — „So biſt du ja eine Schweinhirten-Tochter, dann geh gleich hinaus und laß die Prinzeſſin kommen. Und ſag' ihr, es ſollt' ihr wiederfahren, was ich ihr verſprochen hätte, und wann ſie nicht käme, ſollte alles zerfallen und einſtürzen und kein Stein auf dem andern bleiben.“ Als

die Prinzeſſin das hörte, fing ſie an zu weinen, es war aber nun nicht anders, ſie mußte ihr Verſprechen halten. Da nahm ſie Abſchied von ihrem Vater, ſteckte ein Meſſer ein und ging zu dem Eiſen-Ofen hinaus. Wie ſie nun angekommen war, hub ſie an zu ſchrappen und das Eiſen gab ihr nach und wie zwei Stunden vorbei waren, hatte ſie ſchon ein kleines Loch geſchabt. Da guckte ſie hinein und ſah einen ſo ſchönen Königsſohn, ach! der glimmerte, daß er ihr recht in der Seele gefiel. Nun da ſchroppte ſie noch weiter fort und machte das Loch ſo groß, daß er heraus konnte. Da ſprach er: „du biſt mein und ich bin dein, du biſt meine Braut und haſt mich erlöſt.“ Sie bat ſich aus, daß ſie noch einmal dürfte zu ihrem Vater gehen und der Königsſohn erlaubte es ihr, ſie ſollte aber nicht mehr mit ihrem Vater ſprechen, als drei Worte und dann ſollte ſie wiederkommen. Alſo ging ſie heim, ſie ſprach aber mehr als drei Worte, da verſchwand alsbald der Eiſen-Ofen und war weit weg über gläſerne Berge und ſchneidende Schwerter; doch war der Prinz erlöſt und nicht mehr darin eingeſchloſſen. Darnach nahm ſie Abſchied von ihrem Vater und etwas Geld mit, aber nicht viel, ging wieder in den großen Wald und ſuchte den Eiſen-Ofen, allein der war nicht wieder zu finden. Neun Tage ſuchte ſie, da ward ihr Hunger ſo groß, daß ſie ſich nicht zu helfen wußte, denn ſie hatte nichts

mehr zu leben. Und wie es Abend wurde, ſetzte ſie ſich auf einen kleinen Baum und gedachte darauf die Nacht hinzubringen, weil ſie ſich vor den wilden Thieren fürchtete. Als nun Mitternacht heran kam, ſah ſie von ferne ein kleines Lichtchen, dacht ſie, „ach! da wär' ich wohl erlöſt," ſtieg vom Baum und ging dem Lichtchen nach, auf dem Weg aber betete ſie. Da kam ſie zu einem kleinen alten Häuschen, da war viel Gras um gewachſen und ſtand ein kleines Häufchen Holz davor. Dachte ſie: „ach! wo kommſt du hier hin;" guckte durch's Fenſter hinein, ſo ſah ſie nichts darin, als dicke und kleine Itſchen (Kröten), aber einen Tiſch, ſchön gedeckt mit Wein und Braten, und Teller und Becher waren von Silber. Da nahm ſie ſich das Herz und klopfte an; alsbald rief die Dicke:

„Jungfer grün und klein,
Hutzelbein!
Hutzelbeins Hündchen
Hutzel hin und her!
Laß geſchwind ſehen, wer draußen wär."

Da kam eine kleine Itſche herbei gegangen und machte ihr auf; wie ſie eintrat, hießen alle ſie willkommen und ſie mußte ſich ſetzen. „Wo kommt ihr her? wo wollt ihr hin?" Da erzählte ſie alles, wie es ihr gegangen wäre, und weil ſie das Gebot übertreten, nicht mehr als drei Worte zu ſprechen, wäre der Ofen weg ſammt

dem Prinzen; nun wollte ſie ſo lange ſuchen und über Berg und Thal wandern, bis ſie ihn fände, da ſprach die alte Dicke:

„Jungfer grün und klein,
Hutzelbein!
Hutzelbeins Hündchen!
Hutzel hin und her!
bring mir die große Schachtel her!

Da ging die kleine hin und brachte die Schachtel herbeigetragen, hernach gaben ſie ihr Eſſen und Trinken und brachten ſie zu einem ſchönen gemachten Bett, das war wie Seide und Sammet, da legt ſie ſich hinein und ſchlief in Gottes Namen. Als der Tag kam, ſtieg ſie auf und gab ihr die alte Itſche drei Nadeln aus der großen Schachtel, die ſollte ſie mitnehmen; ſie würden ihr nöthig thun, denn ſie müßte über einen hohen gläſernen Berg und über drei ſchneidende Schwerter und über ein großes Waſſer, wann ſie das durchſetzte, würde ſie ihren Prinzen wiederkriegen. Nun gab ſie hiermit drei Theile (Stücke), die ſollte ſie recht in Acht nehmen, nämlich drei große Nadeln, ein Pflugrad und drei Nüſſe. Hiermit reiſte ſie ab und wie ſie vor den gläſernen Berg kam, der ſo glatt war, ſteckte ſie die drei Nadeln als hinter die Füße und dann wieder vorwärts und gelangte ſo hinüber, und als ſie hinüber war, ſteckte ſie ſie an einen Ort, den ſie wohl in Acht nahm. Darnach kam ſie vor die drei ſchneiden-

den Schwerter, da ſtellte ſie ſich auf ihr Pflugrad und rollte hinüber. Endlich kam ſie vor ein groſſes Waſſer und wie ſie übergefahren war, in ein groſſes ſchönes Schloß. Sie ging hinein und hielt um einen Dienſt an, ſie wär' eine arme Magd und wollte ſich gern vermiethen; ſie wußte aber, daß ihr Prinz drinne war, den ſie erlöſt hatte aus dem eiſernen Ofen im groſſen Wald. Alſo ward ſie angenommen zum Küchenmädchen für geringen Lohn. Nun hatte der Prinz ſchon wieder eine andere an der Seite, die wollte er heirathen, denn e. dachte, ſie wäre längſt geſtorben. Abends nun, wie ſie aufgewaſchen hatte und fertig war, fühlte ſie in ihre Taſche und fand die drei Nüſſe, welche ihr die alte Itſche gegeben hatte. Biß eine auf und wollte den Kern eſſen, ſiehe da war ein ſtolzes königliches Kleid drin. Wie's nun die Braut hörte, kam ſie und hielt um das Kleid an und wollte es kaufen: „es wär' kein Kleid für eine Dienſtmagd.“ Da ſprach ſie, ja ſie wollt's nicht verkaufen, doch wann ſie ihr einerlei (ein Ding) wollte erlauben, ſo ſollte ſie's haben, nämlich eine Nacht in der Kammer ihres Bräutigams zu ſchlafen. Die Braut erlaubt' es ihr, weil das Kleid ſo ſchön war und ſie noch keins ſo hatte. Wie's nun Abend war, ſagte ſie zu ihrem Bräutigam: „das närriſche Mädchen will in deiner Kammer ſchlafen.“ „Wann du's zufrieden biſt, ſprach er, bin ich's auch.“ Sie

gab aber dem Mann ein Glas Wein, in das ſie einen Schlaftrunk gethan hatte. Alſo gingen beide in die Kammer ſchlafen, und er ſchlief ſo feſt, daß ſie ihn nicht erwecken konnte. Sie weinte aber die ganze Nacht und rief: „ich hab' dich erlöſt aus einem wilden Wald und aus einem eiſernen Ofen, du haſt mich erlöſt und ich hab' dich erlöſt durch ein verwünſchtes Schloß, über einen gläſernen Berg, über drei ſchneidende Schwerter und über ein großes Waſſer, ehe ich dich gefunden habe und willſt mich doch nicht hören.“ Die Bedienten ſaßen vor der Stubenthüre und hörten wie ſie ſo die ganze Nacht weinte und ſagten's am Morgen ihrem Herrn. Und wie ſie am anderen Abend aufgewaſchen hatte, biß ſie die zweite Nuß auf, da war noch ein weit ſchöneres Kleid drin, wie das die Braut ſah, wollte ſie es auch kaufen. Aber Geld wollte das Mädchen nicht und bat ſich aus, daß es noch einmal in der Kammer des Bräutigams ſchlafen dürfte. Sie gab ihm aber wieder einen Schlaftrunk und er ſchlief ſo feſt, daß er nichts hören konnte. Das Küchenmädchen weinte aber die ganze Nacht und rief: „ich hab' dich erlöſt aus einem wilden Walde und aus einem eiſernen Ofen, du haſt mich erlöſt und ich habe dich erlöſt, durch ein verwünſchtes Schloß, über einen gläſernen Berg, über drei ſchneidende Schwerter und über ein großes Waſſer ehe ich dich gefunden habe und willſt mich doch

nicht hören.“ Die Bedienten ſaßen vor der Stubenthüre und hörten, wie ſie ſo die ganze Nacht weinte und ſagten's am Morgen ihrem Herrn. Und wie ſie am dritten Abend aufgewaſchen hatte, biß ſie die dritte Nuß auf, da war ein noch ſchöneres Kleid darin, das ſtarrte von purem Gold. Wie die Braut das ſah, wollte ſie es haben, das Mädchen aber gab es nur hin, wenn ſie zum drittenmal dürfte in der Kammer des Bräutigams ſchlafen. Der Prinz aber hütete ſich und ließ den Schlaftrunk vorbeilaufen; wie ſie nun anfing zu weinen und zu rufen: „liebſter Schatz, ich habe dich erlöſt aus dem grauſamen, wilden Walde und aus einem eiſernen Ofen, du haſt mich erlöſt und ich habe dich erlöſt;“ ſo ſprang der Prinz auf und ſprach: „du biſt mein und ich bin dein.“ Darauf ſetzte er ſich noch in der Nacht mit ihr in einen Wagen und der falſchen Braut nahmen ſie die Kleider weg, daß ſie nicht aufſtehen konnte. Als ſie zu dem großen Waſſer kamen, da ſchifften ſie hinüber, und vor die drei ſchneidende Schwerter, da ſetzten ſie ſich aufs Pflugrad, und vor den gläſernen Berg, da ſteckten ſie die drei Nadeln hinein; und ſo gelangten ſie endlich zu dem alten kleinen Häuschen, aber wie ſie hineintraten, war's ein großes Schloß, die Itſchen waren alle erlöſt und lauter Prinzen und Prinzeſſinnen und waren in voller Freude. Da ward Vermählung gehalten und ſie blieben

in dem Schloß, das war viel größer, als ihres Vaters Schloß. Weil aber der Alte jammerte, daß er allein bleiben sollte, so fuhren sie weg und holten ihn zu sich und hatten zwei Königreiche und lebten in gutem Ehestand.

42.

Die faule Spinnerin.

Auf einem Dorfe lebte ein Mann und eine Frau, und die Frau war so faul, daß sie immer nichts arbeiten wollte und was ihr der Mann zu spinnen gab, das spann sie nicht fertig und was sie auch spann, haspelte sie nicht, sondern ließ alles auf dem Klauel gewickelt liegen. Schalt sie nun der Mann, so war sie mit ihrem Maul doch vornen und sprach: „ei, wie sollt' ich haspeln, da ich keinen Haspel habe, geh du erst in den Wald und schaff' mir einen." „Wenn's daran liegt, sagte der Mann, so will ich in den Wald gehen und Haspelholz holen. Da fürchtete sich die Frau, wenn er das Holz hätte, daß er daraus einen Haspel machte und sie da abhaspeln und dann frisch spinnen müßte. Sie besann sich ein Bischen, da kam ihr ein guter Einfall und sie lief dem Manne heimlich nach in den Wald. Wie er nun auf einen Baum gestiegen war, das Holz auszulesen und zu hauen, schlich sie darunter in

das Gebüſch, wo er ſie nicht ſehen konnte und rief hinauf:

„wer Haſpelholz haut, der ſtirbt,
wer da haſpelt, der verdirbt!“

Der Mann horchte auf, legte die Axt eine Weile nieder und dachte nach, was das wohl zu bedeuten habe. „Ei was, ſprach er endlich, was wird's geweſen ſeyn, es hat dir in den Ohren geklungen, mach dir keine unnöthige Furcht;“ alſo ergriff er die Axt von neuem und wollte zuhauen, da rief's wieder unten:

„wer Haſpelholz haut, der ſtirbt,
wer da haſpelt, der verdirbt!“

Er hielt ein, kriegte Angſt und Bang und ſann dem Ding nach; wie aber ein Weilchen vorbei war, kam ihm das Herz wieder und er langte zum drittenmal nach der Axt und wollte zuhauen. Aber zum drittenmal rief's und ſprach's laut:

„wer Haſpelholz haut, der ſtirbt,
wer da haſpelt, der verdirbt!“

Da hatte er's genug und alle Luſt war ihm vergangen, ſo daß er eilends den Baum herunterſtieg und ſich auf den Heimweg machte. Die Frau lief, was ſie konnte, auf Nebenwegen, damit ſie eher nach Haus käme; wie er nun in die Stube trat, that ſie unſchuldig, als wäre nichts vorgefallen und ſagte: „nun bringſt du ein gutes Haſ

pelholz?" „Nein, sprach er, ich sehe wohl, es geht mit dem Haspeln nicht," erzählte ihr, was ihm im Walde begegnet war, und ließ sie von nun an damit in Ruhe.

Bald hernach fing der Mann doch wieder an sich über die Unordnung im Hause zu ärgern und es lief bei ihm über: „Frau, sagte er, es ist doch eine Schande, daß das gesponnene Garn da auf dem Klauel liegen bleibt." „Weißt du was, sprach sie, weil wir doch zu keinem Haspel kommen, so stell dich auf den Boden und ich steh unten, da will ich dir den Klauel hinaufwerfen und du wirfst ihn herunter, so gibt's doch einen Strang." „Ja, das geht, sagte der Mann; also thaten sie das und wie sie fertig waren, sprach er: „das Garn ist nun gesträngt, nun muß es auch gekocht werden." Der Frau ward wieder Angst; sie sprach zwar: „ja, wir wollen's gleich morgenfrüh kochen," dachte aber bei sich auf einen neuen Streich. Frühmorgens stand sie auf, machte Feuer an, und stellte den Kessel bei, allein statt des Garns legte sie einen Klumpen Werg hinein und ließ es so zukochen. Darauf ging sie zum Manne, der noch im Bette lag, und sprach zu ihm: „ich muß einmal ausgehen, steh derweil auf und sieh nach dem Garn, das im Kessel über'm Feuer steht, aber du mußt's bei Zeit thun, gib wohl Acht, denn wo der Hahn kräht und du sähest nicht nach, wird das Garn zu Werg."

Der Mann war bei der Hand und wollte nichts verſäumen, alſo ſtand er eilend auf, ſo ſchnell er konnte und ging in die Küche; wie er aber zum Keſſel kam und hinein ſah, da erblickte er mit Schrecken nichts als einen Klumpen Werg. Da ſchwieg er mäuschenſtill, dachte, er hätt's verſehen und wär' Schuld daran und ließ in Zukunft die Frau mit Garn und Spinnen immer zufrieden.

43.

Der Löwe und der Froſch.

Es war ein König und eine Königin, die hatten einen Sohn und eine Tochter, die hatten ſich herzlich lieb. Der Prinz ging oft auf die Jagd und blieb manchmal lange Zeit draußen im Wald, einmal aber kam er gar nicht wieder. Darüber weinte ſich ſeine Schweſter faſt blind, endlich, wie ſie's nicht länger aushalten konnte, ging ſie fort in den Wald und wollte ihren Bruder ſuchen. Als ſie nun lange Wege gegangen war, konnte ſie vor Müdigkeit nicht weiter und wie ſie ſich umſah, da ſtand ein Löwe neben ihr, der that ganz freundlich und ſah ſo gut aus. Da ſetzte ſie ſich auf ſeinen Rücken und der Löwe trug ſie fort und ſtreichelte ſie immer mit ſeinem Schwanze und kühlte ihr die Backen. Als er

nun ein gut Stück fortgelaufen war; kamen ſie vor eine Höhle, da trug ſie der Löwe hinein und ſie fürchtete ſich nicht und wollte auch nicht herabſpringen, weil der Löwe ſo freundlich war. Alſo ging's durch die Höhle, die immer dunkler war und endlich ganz ſtockfinſter, und als das ein Weilchen gedauert hatte, kamen ſie wieder an das Tageslicht in einen wunderſchönen Garten. Da war alles ſo friſch und glänzte in der Sonne, und mittendrin ſtand ein prächtiger Pallaſt. Wie ſie an's Thor kamen, hielt der Löwe und die Prinzeſſin ſtieg von ſeinem Rücken herunter. Da fing der Löwe an zu ſprechen und ſagte: „in dem ſchönen Haus ſollſt du wohnen und mir dienen, und wenn du alles erfüllſt was ich fordere, ſo wirſt du deinen Bruder wiederſehen.“

Da diente die Prinzeſſin dem Löwen und gehorchte ihm in allen Stücken. Einmal ging ſie in dem Garten ſpaziren, darin war es ſo ſchön und doch war ſie traurig, weil ſie ſo allein und von aller Welt verlaſſen war. Wie ſie ſo auf und ab ging, ward ſie einen Teich gewahr und auf der Mitte des Teichs war eine kleine Inſel mit einem Zelt. Da ſah ſie, daß unter dem Zelt ein grasgrüner Laubfroſch ſaß und hatte ein Raſenblatt auf dem Kopf ſtatt einer Haube. Der Froſch guckte ſie an und ſprach: „warum biſt du ſo traurig?“ „Ach, ſagte ſie, warum ſollte ich nicht traurig ſeyn?“ und klagte ihm da recht ihre

Noth. Da ſprach der Froſch ganz freundlich: „wenn du was brauchſt, ſo komm nur zu mir, ſo will ich dir mit Rath und That zur Hand gehen.“ „Wie ſoll ich dir das aber vergelten?“ „Du brauchſt mir nichts zu vergelten, ſprach der Quackfroſch, bring mir nur alle Tage ein friſches Roſenblatt zur Haube.“ Da ging nun die Prinzeſſin wieder zurück und war ein Bischen getröſtet und ſo oft der Löwe etwas verlangte, lief ſie zum Teich, da ſprang der Froſch herüber und hinüber und hatte ihr bald herbeigeſchafft, was ſie brauchte. Auf eine Zeit ſagte der Löwe: „heut Abend äß ich gern eine Mückenpaſtete, ſie muß aber gut zubereitet ſeyn.“ Da dachte die Prinzeſſin, wie ſoll ich die herbei ſchaffen, das iſt mir ganz unmöglich, lief hinaus und klagte es ihrem Froſch. Der Froſch aber ſprach: „mach dir keine Sorgen, eine Mückenpaſtete will ich ſchon herbeiſchaffen.“ Darauf ſetzte er ſich hin, ſperrte rechts und links das Maul auf, ſchnarpte zu und fing Mücken, ſo viel er brauchte. Darauf hüpfte er hin und her, trug Holzſpäne zuſammen und blies ein Feuer an. Wie's brannte, knetete er die Paſtete und ſetzte ſie über Kohlen, und es währte keine zwei Stunden, ſo war ſie fertig und ſo gut als einer nur wünſchen konnte. Da ſprach er zu dem Mädchen: „die Paſtete kriegſt du aber nicht eher, als bis du mir verſprichſt, dem Löwen, ſobald er eingeſchlafen iſt, den Kopf abzuſchlagen

mit einem Schwert, das hinter ſeinem Lager verborgen iſt. „Nein, ſagte ſie, das thue ich nicht, der Löwe iſt doch immer gut gegen mich geweſen.“ Da ſprach der Froſch: „wenn du das nicht thuſt, wirſt du nimmermehr deinen Bruder wiederſehen, und dem Löwen ſelber thuſt du auch kein Leid damit an.“ Da faßte ſie Muth, nahm die Paſtete und brachte ſie dem Löwen. „Die ſieht ja recht gut aus,“ ſagte der Löwe, ſchnupperte daran und fing gleich an einzubeißen, aß ſie auch ganz auf. Wie er nun fertig war, fühlte er eine Müdigkeit und wollte ein wenig ſchlafen; alſo ſprach er zur Prinzeſſin: „komm und ſetz dich neben mich und krau mir ein Bischen hinter den Ohren, bis ich eingeſchlafen bin.“ Da ſetzt ſie ſich neben ihn, kraut ihn mit der Linken und ſucht mit der Rechten nach dem Schwert, welches hinter ſeinem Bette liegt. Wie er nun eingeſchlafen iſt, ſo zieht ſie es hervor, drückt die Augen zu und haut mit einem Streich dem Löwen den Kopf ab. Wie ſie aber wieder hinblickt, da war der Löwe verſchwunden und ihr lieber Bruder ſtand neben ihr, der küßte ſie herzlich und ſprach: „du haſt mich erlöſt, denn ich war der Löwe und war verwünſcht es ſo lang zu bleiben, bis eine Mädchenhand aus Liebe zu mir dem Löwen den Kopf abhauen würde.“ Darauf gingen ſie miteinander in den Garten und wollten dem Froſch danken, wie ſie aber ankamen, ſahen ſie, wie er nach allen Seiten herumhüpfte

und kleine Späne ſuchte und ein Feuer anmachte. Als es nun recht hell brannte, hüpfte er ſelber hinein und da brennt's noch ein Bischen und dann geht das Feuer aus, und ſieht ein ſchönes Mädchen da, das war auch verwünſcht worden und die Liebſte des Prinzen. Da ziehen ſie miteinander heim zu dem alten König und der Frau Königin und wird eine große Hochzeit gehalten und wer dabei geweſen, der iſt nicht hungrig nach Haus gegangen.

44.

Der Soldat und der Schreiner.

Es wohnten in einer Stadt zwei Tiſchler, deren Häuſer ſtießen aneinander und jeder hatte einen Sohn; die Kinder waren immer beiſammen, ſpielten miteinander und hießen darum das Meſſerchen und Gäbelchen, die auch immer nebeneinander auf den Tiſch gelegt werden. Als ſie nun beide groß waren, wollten ſie auch voneinander nicht weichen, der eine war aber muthig und der andere furchtſam, da ward der eine Soldat, der andere lernte das Handwerk. Wie die Zeit kam, daß dieſer wandern mußte, wollt' ihn der Soldat nicht verlaſſen und gingen ſie zuſammen aus. Sie kamen nun in eine Stadt, wo der Tiſchler bei einem Meiſter in die Arbeit

ging, der Soldat wollte da auch bleiben und verdingte ſich bei demſelben Meiſter als Hausknecht. Das wär' gut geweſen, aber der Soldat hatte keine Luſt am Arbeiten, lag auf der Bärenhaut und es dauerte nicht lang, ſo wurde er vom Meiſter weggeſchickt; der fleißige wollt' ihn aus Treue nun nicht allein laſſen, ſagte dem Meiſter auf und zog mit ihm weiter. So ging's aber immer fort; hatten ſie Arbeit, ſo dauerte es nicht lang, weil der Soldat faul war und fortgeſchickt wurde, der andere aber ohne ihn nicht bleiben wollte. Einmal kamen ſie in eine große Stadt, weil aber der Soldat keine Hand regen wollte, ward er am Abend ſchon verabſchiedet und ſie mußten dieſelbe Nacht wieder hinaus. Da führte ſie der Weg vor einen unbekannten großen Wald; der Furchtſame ſprach: „ich geh' nicht hinein, darin ſpringen Hexen und Geſpenſter herum.“ Der Soldat aber antwortete: „ei was! davor fürcht' ich mich noch nicht!“ ging voran, und der Furchtſame, weil er doch nicht von ihm laſſen wollte, ging mit. In kurzer Zeit hatten ſie den Weg verloren und irrten in der Dunkelheit durch die Bäume, endlich ſahen ſie ein Licht. Das ſuchten ſie auf und kamen zu einem ſchönen Schloß, das hell erleuchtet war, und haußen lag ein ſchwarzer Hund und auf einem Teich neben ſaß ein rother Schwan; als ſie aber hineintraten, ſahen ſie nirgends einen Menſchen, bis ſie in die Küche kamen, da ſaß noch

eine graue Katze bei einem Topf am Feuer und kochte. Sie gingen weiter und fanden viele prächtige Zimmer, die waren alle leer, in einem aber ſtand ein Tiſch mit Eſſen und Trinken reichlich beſetzt. Weil ſie nun großen Hunger hatten, machten ſie ſich daran und ließen ſich's gut ſchmecken. Darnach ſprach der Soldat: „wenn du gegeſſen haſt und ſatt worden biſt, ſollſt du ſchläfen gehen!“ machte eine Kammer auf, darin ſtanden zwei ſchöne Betten. Sie legten ſich, aber als ſie eben einſchlafen wollten, fiel dem Furchtſamen ein, daß ſie noch nicht gebetet hätten, da ſtand er auf und ſah in der Wand einen Schrank, den ſchloß er auf und war da ein Crucifix mit zwei Gebetbüchern dabei. Gleich weckte er den Soldaten, daß er aufſtehen mußte und ſie knieten beide nieder und thaten ihr Gebet; darnach ſchliefen ſie ruhig ein. Am andern Morgen kriegte der Soldat einen heftigen Stoß, daß er in die Höhe fuhr: „du, was ſchlägſt du mich“ rief er dem andern zu, der aber hatte auch einen Stoß gekriegt und ſprach: „was ſtößt du mich, ich ſtoß dich nicht!“ Da ſagte der Soldat: „es wird wohl ein Zeichen ſeyn, daß wir hervor ſollen.“ Wie ſie nun herauskamen, ſtand ſchon ein Frühſtück auf dem Tiſch, der Furchtſame ſprach aber: „eh' wir es anrühren, wollen wir erſt nach einem Menſchen ſuchen.“ „Ja, ſagte der Soldat, ich mein' auch immer, die

Katze hätt's gekocht und eingebrockt, da vergeht mir alle Luſt."

Sie gingen alſo wieder von unten bis oben durch's Schloß, fanden aber keine Seele, endlich ſagte der Soldat: „wir wollen auch in den Keller ſteigen." Wie ſie die Treppe herunter waren, ſahen ſie vor dem erſten Keller eine alte Frau ſitzen; ſie redeten ſie an und ſprachen: „guten Tag! hat ſie uns das gute Eſſen gekocht?" — „Ja, Kinder, hat's euch geſchmeckt?" Da gingen ſie weiter und kamen zum zweiten Keller, davor ſaß ein Jüngling von 14 Jahren, den grüßten ſie auch, er gab ihnen aber keine Antwort. Endlich kamen ſie in den dritten Keller, davor ſaß ein Mädchen von zwölf Jahren, das antwortete ihnen auch nicht auf ihren Gruß. Sie gingen noch weiter durch alle Keller, fanden aber weiter niemand. Wie ſie nun wieder zurückkamen, war das Mädchen von ſeinem Sitz aufgeſtanden, da ſagten ſie zu ihm: „willſt du mit uns hinaufgehen?" Es ſprach aber: „iſt der rothe Schwan noch oben auf dem Teich?" — „Ja, wir haben ihn beim Eingang geſehen." — „Das iſt traurig, ſo kann ich nicht mitgehen." Der Jüngling war auch aufgeſtanden und als ſie zu ihm kamen, fragten ſie ihn: „willſt du mit uns hinauf gehen?" Er aber ſprach: „iſt der ſchwarze Hund noch auf dem Hof?" — „Ja, wir haben ihn beim Eingang geſehen." — „Das iſt traurig, ſo kann

ich nicht mit euch gehen.“ Als ſie zu der alten Frau kamen, hatte ſie ſich auch aufgerichtet: „Mütterchen, ſprachen ſie, wollt ihr mit uns hinaufgehen?“ — „Iſt die graue Katze noch oben in der Küche?“ — „Ja, ſie ſitzt auf dem Heerd bei einem Topf und kocht.“ — „Das iſt traurig, eh ihr nicht den rothen Schwan, den ſchwarzen Hund und die graue Katze tödtet, können wir nicht aus dem Keller heraus.“

Als die zwei Geſellen wieder oben in die Küche kamen, wollten ſie die Katze ſtreicheln, ſie machte aber feurige Augen und ſah ganz wild aus. Nun war noch eine kleine Kammer übrig, in der ſie nicht geweſen waren, wie ſie die aufmachten, war ſie ganz leer, nur an der Wand ein Bogen und Pfeil, ein Schwert und eine Eiſen-Zange. Ueber Bogen und Pfeil ſtanden die Worte: „das tödtet den rothen Schwan,“ über dem Schwert: „das haut dem ſchwarzen Hund den Kopf herunter,“ und über der Zange: „das kneift der grauen Katze den Kopf ab.“ „Ach, ſagte der Furchtſame, wir wollen fort von hier,“ der Soldat aber: „nein, wir wollen die Thiere aufſuchen.“ Sie nahmen die Waffen von der Wand und gingen in die Küche, da ſtanden die drei Thiere, der Schwan, der Hund und die Katze beiſammen, als hätten ſie was Böſes vor. Wie der Furchtſame das ſah, lief er wieder fort; der Soldat ſprach ihm ein Herz ein, er hingegen wollte erſt etwas eſſen; wie er

gegessen hatte, sagte er: „in einem Zimmer hab' ich Harnische gesehen, da will ich einen zuvor anlegen." Als er in dem Zimmer war, wollt' er sich forthelfen und sprach: „es ist besser, wir steigen zum Fenster hinaus, was kümmern uns die Thiere!" Wie er aber zum Fenster trat, war ein stark Eisen-Gitter davor. Nun konnt' er's nicht länger verreden, ging zu den Harnischen und wollte einen anziehen, , aber sie waren alle zu schwer. Da sagte der Soldat: „ei was, laß uns so gehen, wie wir sind." „Ja, sprach der andere, wenn unser noch drei wären." Wie er die Worte sprach, da flatterte eine weiße Taube außen an's Fenster und stieß daran, der Soldat machte ihr auf und wie sie herein war, stand ein schöner Jüngling vor ihnen, der sprach: „ich will bei euch seyn und euch helfen" und nahm Bogen und Pfeil. Der Furchtsame sprach zu ihm, er hätt's am besten, mit dem Bogen und Pfeil, nach dem Schuß wär's gut und er könnte hingehen, wohin er Lust hätte, sie aber müßten mit ihren Waffen den Zauber-Thieren näher auf den Leib. Da gab der Jüngling ihm den Bogen und Pfeil und nahm das Schwert.

Da gingen alle drei zur Küche, wo die Thiere noch beisammen standen, und der Jüngling hieb dem schwarzen Hund den Kopf ab, und der Soldat packte die graue Katze mit der Zange und der Furchtsame stand hinten und schoß den rothen

Schwan todt. Und wie die drei Thiere niederfielen, in dem Augenblick kam die Alte und ihre zwei Kinder mit großem Geſchrei aus dem Keller gelaufen: „ihr habt meine liebſten Freunde getödtet, ihr ſeyd Verräther,“ drangen auf ſie und wollten ſie ermorden. Aber die drei überwältigten ſie und tödteten ſie mit ihren Waffen und wie ſie todt waren, fing auf einmal ein wunderliches Gemurmel rings herum an und kam aus allen Ecken. Der Furchtſame ſprach: „wir wollen die drei Leichen begraben, es waren doch Chriſten, das haben wir am Crucifix geſehen.“ Sie trugen ſie alſo hinaus auf den Hof, machten drei Gräber und legten ſie hinein. Während der Arbeit nahm aber das Gemurmel im Schloß immer zu, ward immer lauter und wie ſie fertig waren, hörten ſie ordentlich Stimmen darin und einer rief: „wo ſind ſie? wo ſind ſie?“ Und weil der ſchöne Jüngling nicht mehr da war, ward ihnen Angſt und ſie liefen fort. Als ſie ein wenig weg waren, ſagte der Soldat: „ei, das iſt Unrecht, daß wir ſo fortgelaufen ſind, wir wollen umkehren und ſehen, was dort iſt. „Nein, ſagte der andere, ich will mit dem Zauberweſen nichts zu thun haben und mein ehrliches Auskommen in der Stadt ſuchen.“ Aber der Soldat ließ ihm keine Ruhe, bis er mit ihm zurückging. Wie ſie vor's Schloß kamen, war alles voll Leben, Pferde ſprangen durch den Hof und Bediente liefen hin und her.

Da gaben ſie ſich für zwei arme Handwerker aus und baten um ein wenig Eſſen. Einer aus dem Haufen ſprach: „ja, kommt nur herein, heut wird allen Gutes gethan.“ Sie wurden in ein ſchönes Zimmer geführt und ward ihnen Speiſe und Wein gegeben. Darnach wurden ſie gefragt, ob ſie nicht zwei junge Leute von der Burg hätten kommen ſehen. „Nein,“ ſagten ſie. Als aber einer ſah, daß ſie Blut an den Händen hatten, fragte er, woher das Blut käme? Da ſprach der Soldat: „ich habe mich in den Finger geſchnitten.“ Der Diener aber ſagte es dem Herrn, der kam ſelber und wollt' es ſehen, es war aber der ſchöne Jüngling, der ihnen beigeſtanden hatte und wie er ſie mit Augen ſah, rief er: „das ſind ſie, die das Schloß errettet haben!“ Da empfing er ſie mit Freuden und erzählte, wie es zugegangen wäre: „Im Schloß war eine Haushälterin mit ihren zwei Kindern, die war eine heimliche Hexe und als ſie einmal von der Herrſchaft geſcholten wurde, gerieth ſie in Bosheit und verwandelte alles, was Leben hatte im Schloß, zu Steinen, nur über drei andere böſe Hofbediente, die auch Zauberei verſtanden, hatte ſie keine rechte Gewalt und konnte ſie nur in Thiere verwandeln, die nun oben im Schloß ihr Weſen trieben, dabei fürchtete ſie ſich vor ihnen und flüchtete mit ihren Kindern in den Keller. Auch über mich hatte ſie nur ſoviel Gewalt gehabt, daß ſie mich in eine

weiſie Taube auſſerhalb des Schloſſes verwandeln konnte. Wie ihr zwei in's Schloß kamt, da ſollter ihr die Thiere tödten, damit ſie frei würde und zum Lohn wollte ſie euch wieder umbringen, aber Gott hat es beſſer gemacht, das Schloß iſt erlöſt und die Steine ſind wieder lebendig geworden in dem Augenblick, wo die gottloſe Hexe mit ihren Kindern getödtet wurde und das Gemurmel, das ihr gehört, das waren die erſten Worte, welche die frei gewordenen ſprachen." Darauf führte er die zwei Geſellen zu dem Hausherrn, der hatte zwei ſchöne Töchter, die wurden ihnen gegeben, und ſie lebten vergnügt ihr Lebelang, als große Ritter.

45.

Die ſchöne Katrinelje und Pif, Paf, Poltrie.

„Guten Tag, Vater Hollenthe!" — „Großen Dank, Pif, Paf, Poltrie!" — „Könnt ich wohl eure Tochter kriegen?" — „O ja, wenns die Mutter Malcho (Melk-Kuh), der Bruder Hohenſtolz, die Schweſter Käſetraut und die ſchöne Katrinelje will, ſo kanns geſchehen."

„Wo iſt dann die Mutter Malcho?,
„Sie iſt im Stall und melkt die Kuh."

„Guten Tag, Mutter Malcho!" — „Großen Dank, Pif, Paf, Poltrie!" —

„Könnt ich wohl eure Tochter kriegen?“ —
„O ja, wenns der Vater Hollenthe, der Bruder Hohenstolz, die Schweſter Käſetraut und die ſchöne Katrinelje will, ſo kanns geſchehen.“

„Wo iſt dann der Bruder Hohenſtolz?“
„Er iſt in der Kammer und hackt das Holz.“

„Guten Tag, Bruder Hohenſtolz!“ —
„Großen Dank, Pif, Paf, Poltrie!“ —
„Könnt' ich wohl eure Schweſter kriegen?“ —
„O ja, wenns der Vater Hollenthe, die Mutter Malcho, die Schweſter Käſetraut und die ſchöne Katrinelje will, ſo kanns geſchehen.“

„Wo iſt dann die Schweſter Käſetraut?“
„Sie iſt im Garten und ſchneidet das Kraut.“

„Guten Tag, Schweſter Käſetraut!“ —
„Großen Dank, Pif, Paf, Poltrie!“ —
„Könnt' ich wohl eure Schweſter kriegen?“ —
„O ja, wenn der Vater Hollenthe, die Mutter Malcho, der Bruder Hohenſtolz und die ſchöne Katrinelje will, ſo kanns geſchehen.“

„Wo iſt dann die ſchöne Katrinelje?“
„Sie iſt in der Kammer und zählt ihre Pfennige.“

„Guten Tag, ſchöne Katrinelje!“ —
„Großen Dank, Pif, Paf, Poltrie!“ —
„Willſt du wohl mein Schatz ſeyn?“ — „O ja wenns der Vater Hollenthe, die Mutter Malcho,

der Bruder Hohenſtolz, die Schweſter Käſetraut es will, ſo kanns geſchehen.“

„Schön Katrinelje, wie viel haſt du an Brautſchatz?“ — „Vierzehn Pfennige baares Geld, drittehalb Groſchen Schuld, ein halb Pfund Hutzeln, eine Hand voll Prutzeln, eine Hand voll Wurzeln,

un ſo der watt:
is dat nig en guden Brudſchatt?“

„Pif, Paf, Poltrie, was kannſt du für ein Handwerk? biſt du ein Schneider?“ — „Noch viel beſſer!“ — „Ein Schuſter?“ — „Noch viel beſſer!“ — „Ein Ackersmann?“ — „Noch viel beſſer!“ — „Ein Schreiner?“ — „Noch viel beſſer!“ — „Ein Schmidt?“ — „Noch viel beſſer!“ — „Ein Müller?“ — „Noch viel beſſer!“ — „Vielleicht ein Beſenbinder?“ — „Ja! iſt das nicht ein ſchönes Handwerk?“

46.

Der Fuchs und das Pferd.

Es hatte ein Bauer ein treues Pferd, das war alt geworden, und konnte keine Dienſte mehr thun, da wollt ihm ſein Herr nichts mehr zu freſſen geben und ſprach: „brauchen kann ich dich

freilich nicht mehr, indeß zeigst du dich noch so stark, daß du mir einen Löwen hierher bringst, so will ich dich behalten, jetzt aber mach dich fort aus meinem Stall;" und jagte es damit weit ins Feld. Das Pferd war traurig und ging nach dem Wald zu, dort ein wenig Schutz vor dem Wetter zu suchen; da begegnete ihm der Fuchs und sprach: „was hängst du so den Kopf und gehst so einsam herum?" — „Ach, sagte das Pferd, Geitz und Treue wohnen nicht in einem Haus, mein Herr hat vergessen, was ich ihm alles in so vielen Jahren gethan habe, und weil ich nicht recht mehr ackern kann, will er mir kein Futter mehr geben und hat mich fortgejagt; er hat zwar gesagt, wenn ich so stark wäre, daß ich ihm einen Löwen brächte, wollt er mich behalten, aber er weiß wohl, daß ich das nicht kann." Der Fuchs sprach: „da will ich dir helfen, leg dich nur hin, streck dich aus und reg dich nicht, als wärst du todt." Das Pferd that, was der Fuchs verlangte, der Fuchs aber ging zum Löwen, der seine Höhle nicht weit davon hatte und sprach: „da draußen liegt ein todtes Pferd, komm doch mit hinaus, da kannst du eine fette Mahlzeit halten." Der Löwe ging mit; wie sie bei dem Pferd standen, sprach der Fuchs: „hier hast du's doch nicht nach deiner Gemächlichkeit, weißt du was? ich wills mit dem Schweif an dich binden, da kannst du's in deine Höhle ziehen und in aller

Ruhe verzehren.“ Dem Löwen gefiel der Rath und er ſtellte ſich hin, damit ihm der Fuchs das Pferd anknüpfen könne, hielt auch fein ſtill. Der Fuchs aber band mit des Pferdes Schweif dem Löwen die Beine zuſammen, und drehte und ſchnürte alles ſo wohl und ſtark, daß es mit keiner Kraft zu zerreißen war. Als er nun ſein Werk vollendet hatte, klopfte er dem Pferd auf die Schultern und ſprach: „zieh, Schimmel, zieh!“ Da ſprang das Pferd mit einmal auf, und zog den Löwen mit ſich fort; der Löwe fing an zu brüllen, daß die Vögel in dem ganzen Wald vor Schrecken aufflogen, aber das Pferd ließ ihn brüllen, zog und ſchleppte ihn über das Feld vor ſeines Herrn Thür. Wie der Herr das ſah, beſann er ſich eines beſſern und ſprach zu dem Pferd: „Du ſollſt bei mir bleiben und es gut haben,“ und gab ihm ſatt zu freſſen bis es ſtarb.

47.

Die zertanzten Schuhe.

Es war einmal ein König, der hatte zwölf Töchter, eine immer ſchöner als die andere, die hatten ihre zwölf Betten zuſammen in einem Saal, und wann ſie waren ſchlafen gegangen, wurde die Thüre verſchloſſen und verriegelt, und

doch waren jeden Morgen ihre Schuhe zertanzt und wußte niemand, wo sie gewesen und wie es zugegangen war. Da ließ der König ausrufen, wers könnte ausfindig machen, wo sie in der Nacht tanzten, der sollte sich eine davon zur Frau wählen und nach seinem Tod König seyn; wer sich aber meldete und es nach drei Tagen und Nächten nicht herausbrächte, der hätte sein Leben verwirkt. Es kam bald ein Königssohn, der ward wohl aufgenommen, und Abends in das Zimmer geführt, das vor dem Schlafsaal der zwölf Töchter war, da stand sein Bett und da sollte er Acht haben, wo sie hingingen und tanzten; und damit sie nichts heimlich treiben konnten oder zu einem andern Ort hinaus gingen, war auch die Saalthüre offen gelassen. Der Königssohn aber schlief ein und als er am Morgen aufwachte, waren alle zwölfe zum Tanz gewesen, denn ihre Schuhe standen da und hatten Löcher in den Sohlen. Den zweiten und dritten Abend gings eben so und da ward ihm sein Haupt abgeschlagen; und so kamen noch viele und meldeten sich zu dem Wagestück, sie mußten aber alle ihr Leben lassen. Nun trug sichs zu, daß ein armer Soldat, der eine Wunde hatte und nicht mehr dienen konnte, nach der Stadt zuging, wo der König wohnte. Da begegnete ihm eine alte Frau, die fragte ihn, wo er hin wollte. „Ich weiß selber nicht recht, sprach er, aber ich hätte wohl Lust König zu werden

und

und auszumachen, wo die Königstöchter ihre Schuhe vertanzten.“ „Ei, sagte die Alte, das ist so schwer nicht, du mußt nur den Wein nicht trinken, den dir die eine Abends bringt, und mußt thun, als wärst du fest eingeschlafen.“ Darauf gab sie ihm ein Mäntelchen und sprach: „wenn du das umhängst, so bist du unsichtbar und kannst den Zwölfen dann nachschleichen.“ Wie der Soldat so guten Rath bekommen hatte, wards Ernst bei ihm, so daß er sich ein Herz faßte, vor den König ging, und sich als Freier meldete. Er ward so gut aufgenommen wie die andern auch, und wurden ihm königliche Kleider angethan. Abends zur Schlafenszeit wurde er in das Vorzimmer geführt, und als er zu Bette gehen wollte, kam die älteste und brachte ihm einen Becher Wein, aber er schüttete ihn heimlich aus, legte sich nieder, und als er ein Weilchen gelegen hatte fing er an zu schnarchen, wie im tiefsten Schlaf. Das hörten die zwölf Königstöchter, lachten, und die älteste sprach: ‚der hätte auch sein Leben sparen können!“ Darnach standen sie auf, öffneten Schränke, Kisten und Kasten, und holten prächtige Kleider heraus, putzten sich vor den Spiegeln, sprangen herum und freuten sich auf den Tanz. Nur die jüngste sagte: ‚ich weiß nicht, ihr freut euch, aber mir ist so wunderlich zu Muthe, gewiß widerfährt uns ein Unglück.“ — „Du Schneegans, sagte die älteste, du fürchtest

dich immer, haſt du vergeſſen, wie viel Königs-
ſöhne ſchon umſonſt da geweſen ſind; dem Solda-
ten hätt' ich nicht einmal brauchen einen Schlaf-
trunk zu geben, er wär' doch nicht aufgewacht."
Wie ſie alle fertig waren, kamen ſie erſt zu dem
Soldaten, aber der rührte und regte ſich nicht,
und wie ſie nun glaubten, ganz ſicher zu ſeyn, ſo
ging die älteſte an ihr Bett und klopfte daran;
alsbald ſank es in die Erde und öffnete ſich eine
Fallthür. Da ſah der Soldat, wie ſie hinunter
ſtiegen, eine nach der andern, die älteſte voran,
alſo daß keine Zeit für ihn zu verlieren war, er
ſich aufrichtete, ſein Mäntelchen umhing, und
hinter der jüngſten mit hinab ſtieg. Mitten auf
der Treppe trat er ihr ein wenig aufs Kleid; da
erſchrack ſie und rief: „es iſt nicht richtig, es hält
mich was am Kleid." „Stell dich nicht ſo ein-
fältig, ſagte die älteſte, du biſt an einem Haken
hängen geblieben." Da gingen ſie vollends hin-
ab, und wie ſie unten waren, ſtanden ſie in einem
wunderprächtigen Baumgang, da waren alle Blät-
ter von Silber, und ſchimmerten und glänzten.
Der Soldat dachte du willſt dir ein Wahrzeichen
mitnehmen, und brach einen Zweig davon ab,
da kam ein gewaltiger Knall aus dem Baume.
Die jüngſte rief wieder: „es iſt nicht richtig, habt
ihr den Knall gehört, das iſt noch nie hier geſche-
hen." Die älteſte aber ſprach: „das ſind Freu-
denſchüſſe, weil wir unſere Prinzen bald erlöſt

haben!“ Sie kamen darauf in einen Baumgang, wo alle Blätter von Gold, und endlich in einen dritten, wo sie klarer Demant waren; von beiden brach er einen Zweig ab, wobei es jedesmal knallte, daß die jüngste vor Schrecken zusammen fuhr, aber die älteste blieb dabei, es wären Freudenschüsse. Da gingen sie weiter bis zu einem großen Wasser, darauf standen zwölf Schiffslein, und in jedem Schifflein saß ein schöner Prinz, die hatten auf die zwölfe gewartet, und jeder nahm eine zu sich, der Soldat aber setzte sich mit der jüngsten ein, da sprach der Prinz: ‚ich bin doch so stark als sonst, aber heute ist das Schiff viel schwerer, und ich muß rudern, was ich kann.“— „Wovon sollt' das kommen, sprach die jüngste, als vom warmen Wetter, es ist mir auch so heiß zu Muth.“ Jenseits des Wassers aber stand ein schönes hellleuchtendes Schloß, woraus eine lustige Musik erschallte von Pauken und Trompeten; da hinüber ruderten sie, gingen ein, und jeder Prinz tanzte mit seiner Prinzessin; der Soldat aber tanzte unsichtbar mit, und wenn eine einen Becher mit Wein hielt, so trank er ihn aus, daß er leer war, wenn sie ihn an den Mund brachte; und der jüngsten ward auch Angst darüber, aber die älteste brachte sie immer zum Schweigen. Sie tanzten da bis drei Uhr am andern Morgen, wo alle Schuhe durchgetanzt waren, und sie aufhören mußten. Die Prinzen fuhren sie über das

Waſſer wieder hinüber, und der Soldat ſetzte ſich diesmal vornen hin zur älteſten; am Ufer nahmen ſie von ihren Prinzen Abſchied und verſprachen in der folgenden Nacht wieder zu kommen. Als ſie an der Treppe waren, lief der Soldat voraus, legte ſich ins Bett, und als die Zwölf langſam und müd' herauf getrippelt kamen, ſchnarchte er ſchon wieder laut, ſo daß ſie ſprachen: „nun vor dem ſind wir ſicher.“ Da thaten ſie ihre ſchönen Kleider aus, hoben ſie auf, ſtellten die zertanzten Schuhe unter das Bett und legten ſich nieder. Am andern Morgen wollte der Soldat nichts ſagen, ſondern das wunderliche Weſen noch mehr anſehen, und ging die zweite und die dritte Nacht wieder mit, und da war alles, wie das erſtemal, und ſie tanzten jedesmal bis die Schuhe entzwei waren; nur das drittemal nahm er noch einen Becher mit zum Wahrzeichen. Zu der Stunde nun, wo er antworten ſollte, nahm er die drei Zweige und den Becher, und ging vor den König, und die Zwölfe ſtanden hinter der Thüre und horchten, was er ſagen würde. Wie der König nun fragte: „wo haben meine zwölf Töchter ihre Schuhe in der Nacht vertanzt?“ antwortete er: „mit zwölf Prinzen in einem unterirdiſchen Schloß,“ und erzählte alles und holte die Wahrzeichen hervor. Da rief der König ſeine Töchter und fragte ſie, ob der Soldat die Wahrheit geſagt hätte, und da ſie ſahen,

daß ſie verrathen waren und Läugnen nichts half, erzählten ſie alles. Darauf fragte ihn der König, welche er zur Frau haben wollte? Er antwortete: „ich bin nicht mehr jung, ſo gebt mir die älteſte.“ Da ward noch an ſelbigem Tage die Hochzeit gehalten, und ihm das Reich nach des Königs Tode verſprochen, aber die Prinzen wurden auf ſo viel Tage wieder verwünſcht, als ſie Nächte mit den zwölfen getanzt hatten.

48.

Die ſechs Diener.

Eine alte Königin, die war eine Zauberin, und hatte die allerſchönſte Tochter unter der Sonne, wenn aber ein Freier kam, ſo gab ſie ihm einen Bund (etwas zu löſen auf, und konnt' er den nicht herausbringen, ſo war keine Gnade, er mußt' niederknien und das Haupt ward ihm abgeſchlagen. Nun geſchah es, daß ein Königsſohn um ſie werben wollte, aber ſein Vater ließ es nicht zu und ſprach: „nein, gehſt du hin, ſo kommſt du nicht wieder zurück.“ Da legte ſich der Prinz nieder und ward ſterbenskrank ſieben Jahre lang; weil nun der Vater ſah, daß er doch verloren wäre, ſprach er: „zieh hin, vielleicht biſt du glücklich.“ Alsbald war er geſund, ſtand auf von ſeinem Lager und machte ſich auf den Weg.

Nun mußte er auch durch ein Holz, darin sah er einen Mann auf der Erde liegen, der war gewaltig dick und ordentlich ein kleiner Berg; der Mann rief ihn aber an und fragte, ob er ihn wollte zum Diener haben? Der Prinz sprach: „was soll ich mit einem so dicken Mann anfangen; wie bist du nur so dick geworden?“ — „O das ist noch gar nichts, wenn ich mich recht auseinander thue, bin ich noch dreitausendmal so dick!“ — „Da komm mit mir,“ sagte der Prinz. Die zwei gingen weiter und fanden einen andern, der lag auf der Erde und hatte das Ohr auf den Rasen gelegt. „Was machst du da?“ sprach der Prinz. „Ei! ich horche, denn ich kann das Gras wachsen hören, und alles, was sich in der Welt zuträgt, und darum werd' ich der Horcher genannt.“ „Sag' mir, was geschieht eben an der alten Königin Hof?“ — „Es wird einem Freier der Kopf abgeschlagen, ich hör' das Schwert sausen.“ — „Komm mit mir,“ sprach der Prinz und sie zogen zu dreien weiter. Da fanden sie einen, der lag da und war ganz lang, so daß sie eine gute Strecke gehen mußten, bis sie von seinen Füßen bis zum Kopf kamen. „Warum bist du so lang?“ fragte der Prinz. „O, sagte er, wenn ich mich ausstrecke, so bin ich noch dreitausendmal so lang, und größer, als der höchste Berg auf Erden.“ „Komm mit mir,“ sprach der Prinz. Da gingen die vier weiter, und fan-

den einen, der ſaß da mit verbundenen Augen. Der Prinz fragte: „warum haſt du ein Tuch vor den Augen?“ „Ei, ſprach er, was ich mit meinen Augen anſehe, das ſpringt von einander, darum darf ich ſie nicht offen laſſen.“ — „Komm mit mir,“ ſagte der Prinz. Da gingen die fünf weiter und fanden einen, der lag mitten im heißen Sonnenſchein, und fror und zitterte am ganzen Leibe, ſo daß ihm kein Glied ſtill ſtand. Der Prinz fragte: „wie frierſt du ſo im Sonnenſchein?“ „Ach, ſprach der Mann, je heißer es iſt, deſto mehr frier' ich, und je kälter es iſt, deſto heißer wird mir, und mitten im Eis kann ichs vor Hitze, und mitten im Feuer vor Kälte nicht aushalten.“ „Komm mit mir,“ ſprach der Prinz, da gingen die ſechs weiter und fanden einen Mann, der ſtand da und ſchaute um ſich über alle Berge hinaus. „Wornach ſiehſt du?“ fragte der Prinz. Da ſprach er: „ich habe ſo helle Augen, daß ich damit weit über Berge und Wälder und durch die ganze Welt hinausſehen kann.“ „Komm mit mir, ſagte der Prinz, ſo einer fehlte mir noch.“

Nun zogen die ſieben in die Stadt ein, wo die ſchöne und gefährliche Jungfrau lebte; der Prinz aber ging vor die alte Königin und ſprach, er wollt' um ihre Tochter werben. Ja, ſagte ſie, dreimal will ich dir einen Bund aufgeben, löſeſt du den jedesmal, ſo iſt die Prinzeſſin dein; der

erſte Bund aber iſt, daß du mir einen Ring wieder bringſt, den ich ins rothe Meer habe fallen laſſen.“ Der Prinz ſagte: „den Bund will ich thun,“ und rief ſeinen Diener mit den hellen Augen, und der ſchaute ins Meer bis auf den Grund, und ſah den Ring da neben einem Steine liegen. Darnach kam der Dicke, der ſetzte ſeinen Mund ans Meer und ließ die Wellen hinein laufen, und trank es aus, daß es trocken ward wie eine Wieſe; da bückte ſich der Lange nur ein wenig und holte den Ring mit der Hand heraus. Der Prinz brachte ihn der Alten, die ſprach mit Verwunderung: „Ja, das iſt der rechte Ring; einen Bund haſt du gelöſt, aber nun kommt der zweite. Siehſt du dort auf der Wieſe vor meinem Schloß, da weiden dreihundert fette Ochſen, die mußt du mit Haut und Haar, Knochen und Hörnern verzehren, und darfſt nicht mehr als einen einzigen Gaſt dazu einladen, und unten im Keller, da liegen dreihundert Fäſſer Wein, die mußt du dabei austrinken, und bleibt ein Tröpfchen und ein Tröpfchen übrig, ſo iſt mir dein Leben verfallen.“ Der Prinz ſprach: „Das will ich vollbringen,“ und ſetzte den Dicken als ſeinen Gaſt zu ſich, der aß die dreihundert Ochſen auf, und blieb kein Haar übrig, und trank den Wein dazu gleich aus den Fäſſern ſelber, ohne daß er ein Glas nöthig hatte. Als die alte Zauberin das ſah, erſtaunte ſie und ſprach zum Prinzen:

„ſo weit hat's Keiner gebracht; aber es iſt noch der dritte Bund übrig, und dachte, ich will dich ſchon berücken: ‚Heut Abend bring' ich die Jungfrau dir auf die Kammer und in deinen Arm, da ſollt ihr beiſammen ſitzen, aber hüt' dich vor'm Einſchlafen; ich komme Schlag zwölf Uhr, und iſt ſie dann nicht mehr in deinen Armen, ſo haſt du verloren.“ Der Prinz dachte, das iſt ſo ſchwer nicht, ich will wohl meine Augen nicht zuthun; doch Vorſicht iſt immer gut, und als die ſchöne Jungfrau Abends zu ihm geführt ward, hieß er alle ſeine Diener hereinkommen, und der Lange mußte ſich um ſie herumſchlingen, und der Dicke ſich vor die Thüre ſtellen, daß keine lebendige Seele herein konnte. Da ſaßen ſie und die Jungfrau ſprach kein Wort, aber der Mond ſchien durch's Fenſter auf ihr Angeſicht, daß er ihre wunderbare Schönheit ſehen konnte. Sie wachten auch alle mit einander bis elf Uhr, da ließ die Zauberin einen Schlummer auf ihre Augen fallen, den ſie nicht abwehren konnten. Sie ſchliefen alle hart bis ein Viertel vor zwölf, und als ſie erwachten, war die Prinzeſſin fort und von der Alten entrückt. Der Prinz und die Diener jammerten, aber der Horcher ſprach: „ſeyd einmal ſtill!“ horchte und ſagte: „ſie ſitzt in einem Felſen dreihundert Stunden von hier und klagt über ihr Schickſal. Da ſprach der Lange: „ich will helfen“ und hackte den mit den verbundenen

Augen auf, und wie man die Hand umwendet, ſtanden ſie vor dem verwünſchten Felſen. Da nahm der Lange dem andern die Binde ab; kaum hatte der den Felſen angeſchaut, zerſprang er gleich in tauſend Stücke, und der Lange holte die Prinzeſſin aus der Tiefe, und ſchwang ſich mit ihr in drei Minuten zurück. Schlag zwölf kam die Alte und glaubte, den Prinzen ganz gewiß allein und in Schlaf verſenkt zu finden, aber da war er munter und ihre Tochter ſaß in ſeinem Arm. Nun mußte ſie zwar ſtill ſchweigen, aber es war ihr leid, und die Prinzeſſin kränkte es auch, daß ſie einer ſollte gewonnen haben, und ließ am andern Morgen dreihundert Malter Holz zuſammenſetzen, und ſprach zum Prinzen, er hätte zwar den Bund gelöſt, ehe ſie ihn aber heirathe, verlange ſie, daß Jemand ſich mitten in das Holz ſetze, wenn es angezündet wäre, und das Feuer aushalte. Dabei dachte ſie, wenn die Diener ihm auch alles thäten, würde ſich doch keiner für ihn verbrennen, und aus Liebe zu ihr würde er ſelber ſich hinein ſetzen, und denn wär' ſie frei. Wie aber die Diener das hörten, ſprachen ſie: „wir haben alle etwas gethan, nur der Froſtige noch nicht" und nahmen ihn und trugen ihn ins Holz hinein und ſteckten's darauf an. Da hub das Feuer an und brannte drei Tage, bis alles Holz verzehrt war, und als es verloſch, ſtand der Froſtige mitten in der Aſche und zitterte wie

ein Eyenlaub, und sprach: „so hab' ich mein Lebtage nicht gefroren, und wenn's länger gedauert hätte, wär' ich erstarrt.“

Nun mußte sich die schöne Jungfrau mit dem Prinzen vermählen, als sie aber nach der Kirche fuhren, sprach die Alte: „ich kann's nimmermehr zugeben,“ und schickte ihr Kriegsvolk nach, das sollte alles niedermachen, und ihr die Tochter zurückbringen. Der Horcher aber hatte die Ohren gespitzt und alles angehört, was die Alte gesprochen, und sagte es dem Dicken, der speite einmal oder zweimal aus hinter den Wagen, und da entstand ein groß Wasser, in diesem blieben die Kriegsvölker stecken. Als sie nicht zurück kamen, schickte die Alte ganz geharnischte Reuter, aber der Horcher hörte sie kommen und band dem einen die Augen auf, der guckte die Feinde ein bischen scharf an, und sie sprangen auseinander wie Glas. Da fuhren sie ungestört weiter, und als sie in der Kirche verheirathet und eingesegnet waren, nahmen die sechs Diener ihren Abschied und wollten weiter ihr Glück in der Welt versuchen.

Eine halbe Stunde vor dem Schloß war ein Dorf, vor dem hütete ein Schweinehirt seine Heerde; wie sie dahin kamen, sprach der Prinz zu seiner Frau: „weißt du auch recht, wer ich bin? ich bin kein Prinz, sondern ein Schweinehirt, und der dort mit der Heerde, das ist mein

Vater, und nun müssen wir zwei auch daran und ihm helfen hüten.“ Dann stieg er mit ihr in ein Wirthshaus ab, und sagte heimlich zu den Wirtholeuten, heut' Nacht sollten sie der Prinzessin die Kleider wegnehmen. Wie sie nun am Morgen aufwachte, hatte sie nichts anzuthun und die Wirthin gab ihr einen alten Rock und ein paar alte wollene Strümpfe, und that noch, als wärs ein großes Geschenk. Da glaubte die Prinzessin, er sey wirklich ein Schweinehirt, und hütete mit ihm die Heerde, und sprach: „ich habe es verdient mit meinem Stolz.“ Das dauerte acht Tage, da konnte sie es nicht mehr aushalten, denn die Füße waren ihr ganz wund geworden. Da kamen ein paar Leute und fragten, ob sie recht wüßte, wer ihr Mann wäre? Da sagte sie: „ja, ein Schweinehirt, er ist eben ausgegangen, mit ein wenig Band zu handeln.“ Sie baten sie aber mitzugehen, und führten sie ins Schloß hinauf, und wie sie in den Saal kam, stand da der Prinz in königlichen Kleidern. Sie erkannte ihn aber nicht, bis er ihr um den Hals fiel und sie küßte, und sprach: „ich habe so viel für dich gelitten, da hast du auch für mich leiden sollen.“ Nun ward erst recht die Hochzeit gefeiert, und der's erzählt hat, wollte, er wär' auch dabei gewesen.

49.

Die weiße und ſchwarze Braut.

Eine Frau ging mit ihrer Tochter und Stiefstochter über Feld, Futter zu ſchneiden. Da kam der liebe Gott als ein armer Mann zu ihnen gegangen und fragte: „wo führt der Weg ins Dorf?“ „Ei, ſprach die Mutter, ſucht ihn ſelber,“ und die Tochter ſetzte noch hinzu: „habt ihr Sorge, daß ihr ihn nicht findet, ſo bringt euch einen Wegweiſer mit.“ Die Stiefstochter aber ſprach: „armer Mann, ich will dich führen, komm mit mir.“ Da erzürnte der liebe Gott über die Mutter und Tochter, wendete ihnen den Rücken zu, und verwünſchte ſie, daß ſie ſollten ſchwarz werden wie die Nacht, und häßlich wie die Sünde. Der armen Stiefstochter aber ward Gott gnädig und ging mit ihr, und als ſie nah am Dorf waren, ſprach er einen Segen über ſie und ſagte: „wähl dir drei Sachen aus, die will ich dir gewähren.“ Da ſprach das Mädchen: „ich mögte gern ſchön werden, wie die Sonne,“ alsbald wurde ſie weiß und ſchön, wie der Tag. „Dann mögte ich einen Geldbeutel haben, der nie leer würde:“ den gab ihr der liebe Gott auch, ſprach aber: „vergiß das Beſte nicht, meine Tochter!“ Sagte ſie: „ich wünſche mir zum dritten das ewige Himmelreich nach meinem Tode.“ Das

wurde ihr auch zugesagt, und also schied der liebe Gott von ihr.

Wie nun die Stiefmutter mit ihrer Tochter nach Hause kam und sah, daß sie beide kohlschwarz und häßlich waren, die Stieftochter aber weiß und schön, ward sie ihr im Herzen noch böser und hatte nur im Sinn, wie sie ihr ein Leid anthun könnte. Die Stieftochter aber hatte einen Bruder, Namens Reginer, den liebte sie sehr und erzählte ihm alles, was geschehen war. Der Bruder mahlte sich nun seine Schwester ab und hing das Bild in seiner Stube auf, in des Königs Schloß, bei dem er Kutscher war, und alle Tage ging er davor stehen und dankte Gott für das Glück seiner lieben Schwester. Nun war aber gerade dem König, bei dem er diente, seine Gemahlin verstorben, welche so schön gewesen war, daß man keine finden konnte, die ihr gliche, und der König war darüber in tiefer Trauer. Die Hofdiener sahen es indessen dem Kutscher ab, wie er täglich vor dem schönen Bilde stand, mißgönnten ihm und meldeten es dem König. Da ließ dieser das Bild vor sich bringen, und sah, daß es in allem seiner verstorbenen Frau glich, nur noch schöner war, so daß er sich sterblich hinein verliebte, und den Kutscher fragte, wen das Bild vorstellte? Als der Kutscher gesagt hatte, daß es seine Schwester wäre, entschloß sich der König, keine andere, als diese, zur Gemahlin zu nehmen,

gab ihm Wagen und Pferde und prächtige Goldkleider, und schickte ihn fort, seine erwählte Braut abzuholen. Wie der Kutscher mit der Botschaft ankam, freute sich seine Schwester, allein die schwarze ärgerte sich über alle Maßen vor großer Eifersucht, und sprach zu ihrer Mutter: „was helfen nun all' eure Künste, da ihr mir kein solches Glück verschaffen könnt.“ Da sagte die Alte: „sey still, ich will dirs schon zuwenden,“ und durch ihre Hexenkünste trübte sie dem Kutscher die Augen, daß er halb blind war, und der weißen verstopfte sie die Ohren, daß sie schwer hörte. Darauf stiegen sie in den Wagen, erst die Braut in den herrlichen königlichen Kleidern, dann die Stiefmutter mit ihrer Tochter, und der Kutscher saß auf dem Bock, um zu fahren. Wie sie eine Weile gereist waren unterwegs rief der Kutscher:

„Deck dich zu, mein Schwesterlein,
daß Regen dich nicht näßt,
daß Wind dich nicht bestäubt,
daß du fein schön zum König kommst!“

Die Braut fragte: „was sagt mein lieber Bruder?“ „Ach, sprach die Alte, er hat gesagt, du solltest dein gülden Kleid ausziehen und es deiner Schwester geben.“ Da zog sie's aus und that's der Schwarzen an, die gab ihr dafür einen schlechten grauen Kittel. So fuhren sie weiter, über ein Weilchen rief der Bruder wieder:

„Deck dich zu, mein Schweſterlein,
daß Regen dich nicht naßt,
daß Wind dich nicht beſtäubt
und du fein ſchön zum König kommſt!“

Die Braut fragte: „was ſagt mein lieber Bruder?“ „Ach, ſprach die Alte, er hat geſagt, du ſollteſt deine güldne Haube abthun und deiner Schweſter geben.“ Da that ſie die Haube ab und der Schwarzen auf, und ſaß im bloßen Haar. So fuhren ſie weiter; wiederum über ein Weilchen rief der Bruder:

„Deck dich zu, mein Schweſterlein,
daß Regen dich nicht näßt,
daß Wind dich nicht beſtäubt
und du fein ſchön zum König kommſt!“

Die Braut fragte: „was ſagt mein lieber Bruder?“ „Ach, ſprach die Alte, er hat geſagt, du mögteſt einmal aus dem Wagen ſehen.“ Sie fuhren aber gerade über ein tiefes Waſſer, wie nun die Braut aufſtand und aus dem Fenſter ſah, da ſtießen ſie die beiden andern hinaus, daß ſie gerad' ins Waſſer fiel, ſie verſank auch, aber in demſelben Augenblick ſtieg eine ſchneeweiße Ente hervor und ſchwamm den Fluß hinab. Der Bruder hatte gar nichts davon gemerkt und fuhr den Wagen weiter, bis ſie an den Hof kamen, da brachte er dem König die Schwarze als ſeine Schweſter, und meinte auch, ſie wär's, weil es

ihm

ihm trüb vor den Augen war und er doch die Goldkleider ſchimmern ſah. Der König, wie er die grundloſe Häßlichkeit an ſeiner vermeinten Braut erblickte, ward ſehr bös und befahl den Kutſcher in eine Grube zu werfen, die voll Ottern und Schlangen-Gezücht war. Die alte Hexe aber wußte den König doch ſo zu beſtricken und ihm die Augen zu verblenden, daß er ſie und ihre Tochter behielt und zu ſich nahm, bis daß ſie ihm ganz leidlich vorkam und er ſich wirklich mit ihr verheirathete.

Einmal Abends ſaß die ſchwarze Braut dem König auf dem Schoos, da kam eine weiße Ente zum Goſſenſtein in die Küche geſchwommen und ſagte zum Küchenjungen:

„Jüngelchen mach Feuer an,
Daß ich meine Federn wärmen kann!“

Das that der Küchenjunge und machte ihr ein Feuer auf dem Heerd, da kam die Ente, ſchüttelte ſich und ſetzte ſich daneben und ſtrich ſich die Federn mit dem Schnabel zurecht. Während ſie ſo ſaß und ſich wohlthat, fragte ſie:

„Was macht mein Bruder Reginer?“

Der Küchenjunge antwortete:

„Liegt tief bei Ottern und Schlangen.“

Fragte ſie:

„Was macht die ſchwarze Her im Haus?“

Der Küchenjunge antwortete:

„Die ſitzt warm ins Königs Arm.“

Sagte die Ente:

„Daß Gott erbarm!“

und ſchwamm den Goſſenſtein hinaus.

Den folgenden Abend kam ſie wieder und that dieſelben Fragen und den dritten Abend noch einmal. Da konnte es der Küchenjunge nicht länger übers Herz bringen und ſagte dem König alles. Der König aber ging den andern Abend hin und wie die Ente den Kopf durch den Goſſenſtein herein ſtreckte, nahm er ſein Schwert und hieb ihr den Hals durch, da wurde ſie auf einmal zum ſchönſten Mädchen, und glich genau dem Bild, das der Bruder von ihr gemacht hatte. Der König aber war voll Freuden und weil ſie ganz naß daſtand, ließ er ihr köſtliche Kleider bringen, als ſie die angethan hatte, erzählte ſie ihm, wie ſie in den Fluß war hinab geworfen worden, und die erſte Bitte, die ſie that, war, daß ihr Bruder aus der Schlangenhöhle herausgeholt würde, welches auch gleich geſchah. Aber der König ging in die Kammer, wo die alte Hexe ſaß, und fragte: „was verdient die, welche das und das thut?“ indem er den ganzen Hergang erzählte. Da war ſie verblendet, merkte nichts und ſprach: „die verdient, daß man ſie nackt auszieht und in ein Faß mit Nägeln legt und vor das

Faß ein Pferd ſpannt und das Pferd in alle Welt ſchickt.“ Alles das geſchah nun an ihr und ihrer ſchwarzen Tochter, der König heirathete die ſchöne Braut und belohnte den treuen Bruder, indem er ihn zu einem reichen und angeſehenen Mann machte.

50.

De wilde Mann.

Et was emoel en wilden Mann, he was verwünſket un genk bie de Dueren in den Goren (Garten) un in't Korn un mock alles ſo Schande. Do klagden ſe an eeren Gutsheeren, ſe können eere Pacht nig mehr betalen un do leit de Guts-heer alle Jägers bie ene kummen, we dat Dier fangen könne, de ſoll ne graute Belohnung hebben. Do kümmt de en ollen Jäger an, de ſegd, he wäll dat Dier wull fangen; do mött ſe em ne Pulle met Fuſel (Branntwein) un ne Pulle met Wien un ne Pulle met Beer gierwen (geben), de ſettet he an dat Water, wo ſick dat Dier alle Dage wäſkt. Un do geit he achter en Baum ſtohn, do kümmt dat Dier un drinket ut de Pullen, do leckt et alle de Mund un kickt herüm, ov das auck well ſüht. Do werd et drunken, un do geit et liegen un ſchlöpt; do geit de Jäger to un bind et an Händen un Föten, do weckt he et wier up un ſegd: „du wilde Mann, goh met, ſüt ſaß

du alle Dage drinken.“ Do nimmt he et mit noh dat adlicke Schloß, do fettet se et do in den Thornt un de Heer geit to andre Nobers, de sollt seihn (sehen), wat he för'n Dier fangen hed. Do spierlt ene von de jungen Heerens met'n Ball un let de in den Thornt fallen un dat Kind segd: „wilde Mann, schmiet mie den Ball wier to;“ do segd de wilde Mann: „den Ball most du sölvst wier hahlen.“ „Je, segd dat Kind, ick heve kinen Schlürtel.“ — „Dann mack du, dat du bie dien Moder eere Tasken kümmst un stehl eer den Schlürtel.“ — Do schlüt dat Kind den Thornt orpen un de wilde Mann löpd derut; do fänk dat Kind an to schreien: „o wilde Mann, bliev doch hier, ick kriege süs Schläge.“ Do niermt de wilde Mann dat Kind up de Nacken un lopd darmet de Wildniß herin: de wilde Mann was weg, dat Kind was verloren! De wilde Mann de tüt dat Kind en schlechten Kiel (Kittel) an un schickt et noh den Görner an den Kaisers Hof, do mot et frogen: ov de kinen Görners Jungen van dohn (nöthig) hed? Do segd de, he wöre so schmeerig antrocken, de annern wullen nig bie em schlopen. Do seg he, he wull in't Strauh liegen, un geit alltied des Morgens fröh in den Goren, do kümmt em de wilde Mann entgiergen, do seg he: „nu waske die, nu kämme die!“ nu de wilde Mann mäckt de Goren so schön, dat de Görner et sölvst nig so gut kann. Un de

Prinzeſſin ſüt alle Morgen den ſchönen Jungen, do ſeg ſe to den Görner, de kleine Lehrjunge ſöll eer en Buſt Blomen brengen. Un ſe frög dat Kind, van wat för Standt dat et wöre; do ſeg et, ja, dat wüs et nig, do giv ſe em en broden Hohn vull Ducoeten. Es he in kümmt, giv he dat Geld ſinen Heeren un ſeg: „wat ſall ick do met dohn, dat bruckt ji men.“ Un he moſte eer noh enen Buſt Blomen brengen, do giv ſe em ne Aant (Ente) vull Ducoeten, de giv he wier anſinen Heeren. Un do noh en moel, do giv ſe em ne Gans vull Ducoeten, de giv de Junge wier an ſinen Heeren. Do ment de Prinzeſſin, he hev Geld un he hev nix, un do hierothet ſe em in't geheem, un do weeret eere Oeldern ſo beiſe un ſetten ſe in dat Brauhuſe, do mot ſe ſick met ſpinnen ernähren, un he geit in de Kücke un helpt den Kock de Broden dreien un ſteld manrden (zuweilen) en Stück Fleeſk un brengd et an ſine Frau.

Do kümmt ſo'n gewoltigen Krieg in Engelland, wo de Kaiſer hin mott un alle de grauten Heerens, do ſeg de junge Mann, he wull do auck hen, ov ſe nig noh en Perd in Stall hedden, un ſe ſaden, ſe hedden noh ent, dat gönk up drei Beenen, dat wör em gut genog. He ſettet ſick up dat Perd, dat Perd dat geit alle: huſepus! huſepus! Do kümmt em de wilde Mann in de möte (entgegen), do böt ſick ſo'n grauten Berg

up, do ſind wull duſend Regimenter Soldaten un Offzeers in, do dät he ſchöne Kleeder an un krigd ſo'n ſchön Perd. Do tüt he met alle ſin Volk in den Krieg noh Engelland, de Kaiſer enfänk en ſo fröndlick un begerd en, he mög em doh bieſtoen. He gewinnt de Schlacht un verſchleit alles. Do dät ſick de Kaiſer ſo bedanken vör em un frägd, wat he för'n Heer wöre, he ſegd: „dat froget mie men nig, dat kann ick ju nig ſeggen.“ He ritt met ſin Volk wier ut Engelland, do kümmt em de wilde Mann wier entgiergen un döt alle dat Volk wier in den Berg, un he geit wier up ſien dreibeenige Perd ſitten. Do ſeget de Luide: „do kümmt uſſe Hunkepus wier an met dat dreibeenige Perd,“ un ſe froget: „wo heſt du achter de Hiergе (Hecke) lägen un heſt ſchlopen?“ „Je, ſegd he, wenn ick der nig wör weſt, dann hädde et in Engelland nig gut gohn!“ Se ſegget: „Junge, ſchwieg ſtille, ſüs giv die de Heer wat upd' Jack. — Un ſo genk et noh tweenmoel un ton derdenmoel gewient he alles; do kreeg he en Stick in den Arm, do niermt de Kaiſer ſinen Dock (Tuch) un verbind em de Wunden. Do neidigt (nöthigt) ſe em, he mög do bliewen, „ni, ick bliewe nig bie ju, un wat ick ſin, gelt ju nig an.“ Do kümmet em de wilde Mann wier entgiergen un deih alle dat Volk wier in den Berg un he genk wier up ſin Perd ſitten un genk wier noh Hues. Do lachten

de Luide und ſegden: „do kümmt uſſe Hunkepus wier an, wo heſt du doh lägen un ſchlopen?“ He ſeg: „ick heve förwohr nig ſlopen, nu is ganz Engelland gewunnen un et is en wohren Frerden (Frieden).“

Do ſegde de Kaiſer von den ſchönen Ritter, de em hev bieſtohen; do ſeg de junge Mann to en Kaiſer: „wöre ick nig bie ju weſt, et wöre nig guet gahen.“ Do will de Kaiſer em wat upn Buckel gierwen, „ji, ſeg he, wenn ji dat nig gleiwen willt, will ick ju minen Arm wieſen“ un aſſe he den Arm wieſt un aſſe de Kaiſer de Wunde ſüt, do wert he gans verwündert un ſegd: „vil: licht büſt du Gott ſölvſt ader en Engel, den mie Gott toſchickt hev un bat em üm Verzeihnüß, dat he ſo grov met em haudelt hädde, un ſchenket em ſin ganſe Kaiſers Gut. Un de wilde Mann was erlöſet un ſtund aſe en grauten Künig för em un verteilde em de ganſe Sacke un de Berg was en gans Künigs: Schloß un he trock met ſine Frau derup un lerweten vergnögt bis an eeren Daud.

51.

De drei ſchwatten Princeſſinnen.

Oſtindien was von den Fiend belagert, he wull de Stadt nig verloeten, he wull erſten 600 Dahler hebben. Do leiten ſe dat ut trummen: well de ſchaffen könne, de ſoll Börgemeſter wereu.

Do was der en armen Fiſker, de fiſkede up de See mit ſinen Sohn, do kam de Fiend un nam den Sohn gefangen und gav em doſör 600 Dahler. Do genk de Vader hen un gav dat de Heerens in de Stadt un de Fiend trock av un de Fiſker wurde Börgemeſter. Do word utropen, wer nig Heer Börgemeſter ſegde, de ſoll an de Galge richtet weren.

De Sohn de kam de Fiend wier ut de Hände un kam in en grauten Wold up en hauſen Berg, de Berg de deih ſick up, da kam he in en graut verwünſtet Schloß, woin Stohle, Diſke un Bänke alle ſchwatt behangen wören. Do queimen drei Princeſſinnen, de gans ſchwatt antrocken wören, de men en lück (wenig) witt in't Geſicht hädden, de ſegden to em, he ſoll men nig bange ſien, ſe wullen em nix dohn, he könn eer erlöſen. Do ſeg he, ſe dat wull he gern dohn, wann he men wüſte, wo he dat macken ſöll? Do ſegget ſe: he ſöll en gans Johr nig met en kühren (ſprechen) wu ſöll ſe auck nig anſehen; wat he gern hebben wull, dat ſöll he men ſeagen, wann ſe Antwort gierwen dröfden (geben dürften), wullen ſe et dohn. As he ne Tied lang der weſt was, ſede he, he wull affe gern noh ſin Vader gohn, da ſegget ſe, dat ſöll he men dohn, düſſen Buel (Beutel) met Geld ſöll he met niermen, düſſe Kleder ſöll he antrecken un in 8 Dage möſt he der wier ſien.

Do werd he upnurmen (aufgehoben) un is glick in Oſtindien, do kann he ſin Vader in de Fiſkhütte nig mer finden un frög de Luide, wo doh de arme Fiſker blierwen wöre, do segget ſe, dat möſt he nig seggen, dann queim he an de Galge. Do kümmt he bie ſin Vader, do seg he: „Fiſker, wo ſin ji do to kümmen?“ Do seg de: dat mött ji nig seggen, wann dat de Heerens van de Stadt gewahr weeret, kümme ji an de Galge.“ He willt ober gar nig loten, he werd noh de Galge bracht; es he do is, seg he: „o mine Heerens, gierwet mie doh Verlöv, dat ick noh de olle Fiſkhütte gohn mag.“ Do tůt he ſinen ollen Kiel an, do kümmt he wier noh de Heerens un seg: „ſeih ji et nu wull, ſin ick nig en armen Fiſker ſinen Sohn? in důt Tueg heve ick minen Vader un Moder dat Braud gewunnen.“ Do erkennet ſe en un badden üm Vergiebnüß un niermt en met noh ſin Hues, do verteld he alle wůt et em gohn hev, dat he wöre in en Wold kummen up en haujen Berg, do hädde ſick de Berg updohn, do wöre he in en verwünſket Schloß kummen, wo alles ſchwatt weſt wöre un drei Princeſſinnen wören der an kummen, de wören ſchwatt weſt, men en lück witt in't Geſicht. De hädden em segd, he ſöll nig bange ſien, he könn eer erlöſen. Do seg ſine Moder: dat möq wull nig gut ſien, he ſoll ne gewiehte Waſſteeſze met

niermen un dräppen (tropfen) eer gleinig (glühend) Waſſ in't Geſicht.

He geit wier hen un do gruelte (graute) em ſo, un he drüppde eer Waſſ in't Geſicht, aſſe ſe ſleipen, un ſe wören all halv witt: do ſprüngen alle de drei Princeſſinnen up un ſegden: „de verfluchte Hund, uſſe Bloet ſoll örſer die Rache ſchreien, nu is kin Menſk up de Welt geboren, un werd geboren, de us erlöſen kann, wie hevet noh drei Bröders, dr ſind in fierzen Ketten anſchloezen, de ſölt die terrieten. Do givd et en Gekrieſk in't ganſe Schloß un he ſprank noh ut dat Fenſter un terbrack dat Been un dat Schloß ſunk wier in den Grunde, de Berg was wier to, un nümmes wuſt, wo et weſt was.

52.

Knoiſt un ſine dre Sühne.

Twiſken Werrel un Soiſt, do wuhnde 'n Mann un de hede Knoiſt, de hadde dre Sühne, de eene was blind, de annre was lahm un de dridde was ſplenternaket. Do gingen ſe mohl öwer Feld, do ſehen ſe eenen Haſen. De blinne de ſchöt en, de lahme de fienk en, de nackede de ſtack en in de Taſken. Do käimen ſe für een groot allmächtig Waater, do wuren dre Schippe uppe, dat eene dat rann, dat annre dat ſank,

dat dribbe, do was keen Buoden inne. Wo keen Buoden inne was, do gingen ſe olle dre inne: do käimen ſe an eenen allmächtig grooten Walle (Wald), do was een groot allmächtig Boom inne, in den Boom was eene allmächtig groote Capelle, in de Capelle was een hageböcken Köſter un een bußboomen Paſtoer, de beiden dat Wiggewaater mit Knuppeln uit.

Sielig iſ de Mann,
de den Wiggewaater entlaupen kann.

53.

Dat Mäken von Brakel.

Et gink mal 'n Mäken von Brakel na de ſänt Annen Capellen unner de Hinnenborg un weil et gierne 'n Mann heven wulle un ock meinde, et wäre ſüs nirnes in de Capellen, ſeu ſank et:

„O hilge ſünte Anne!
hely mie doch bald tom Manne,
du kennſt 'n ja wull,
he wuhnt var'm Suttner Dore,
hed gele Hore:
du kennſt 'n ja wull!“

De Köſter ſtand awerſt hünner den Altare un höre dat, da rep he mit 'ner gans ſchrögerigen Stimme: „du kriggſt'n nig! du kriggſt'n nig!“ Dat Mäken awerſt meinde, dat Marienkinneken dat bie de Mudder Anne ſteiht, hedde üm dat to

ropen, da kor et beuſe un reip: „Pepperlepep, dumme Diae, halt de Schnuten, un lat de Möhme kühren (die Mutter reden).

54.

Das Hausgeſinde.

„Wo wuſt du henne?“ — „Nah Walpe!“ — „Ick nah Walpe, du nah Walpe; ſam, ſam, goh wie dann!“

„Häſt du auck 'n Mann? wie hedd din Menn?“ — „Cham!“ — „Min Mann Cham, din Mann Cham; ick nah Walpe, du nah Walpe; ſam, ſam, goh wie dann!“

Häſt du auck 'n Kind? wie hedd din Kind?“ — „Grind!“ — „Min Kind Grind, din Kind Grind; min Mann Cham, din Mann Cham; ick nah Walpe, du nah Walpe; ſam, ſam, goh wie dann!“

„Häſt du auck 'n Weige? wie hedd dine Weige?“ — „Hippodeige!“ — „Mine Weige Hippodeige, dine Weige Hippodeige; min Kind Grind, din Kind Grind; min Mann Cham, din Mann Cham; ick nah Walpe, du nah Walpe; ſam, ſam, goh wie dann!“

„Häſt du auck 'n Knecht? wie hedd din Knecht?“ — „Mach mirs recht!“ — „Min Knecht Mach mirs recht, din Knecht

Mach mirs recht; mine Weige Hippodeige, dine Weige Hippodeige; min Kind Grind, din Kind Grind; min Mann Cham, din Mann Cham; ick nah Walpe, du nah Walpe; ſam ſam, goh wie dann!“

55.

Das Lämmchen und Fiſchchen.

Es war einmal ein Brüderchen und Schweſterchen, die hatten ſich herzlich lieb, ihre rechte Mutter war aber todt und ſie hatten eine Stiefmutter, die war ihnen nicht gut, und that ihnen heimlich alles Leid an. Es trug ſich zu, daß die zwei mit andern Kindern auf einer Wieſe vor dem Haus ſpielten, und an der Wieſe war ein Teich, der ging bis an die eine Seite vom Haus. Die Kinder liefen da herum, kriegten ſich und ſpielten Abzählens:

„Enecke, Benecke, lat mie liewen,
will die eck min Vögelken giewen.
Vögelken ſall mie Strau ſöken,
Strau will ick den Köſeken giewen,
Köſeken ſall mie Melk giewen,
Melk will ick den Bäcker giewen,
Bäcker ſall mie 'n Kocken backen,
Kocken will ick den Kätken giewen,
Kätken ſall mie Müſe fangen,
Müſe will ick in'n Rauck hangen
un will ſe anſchnien.“

Dabei ſtanden ſie in einem Kreis und auf welchen nun das Wort: „anſchnien“ fiel, der mußte fortlaufen, und die andern liefen ihm nach und fingen ihn. Wie ſie ſo fröhlich dahinſprangen, ſah's die Stiefmutter vom Fenſter mit an und ärgerte ſich. Weil ſie aber Hexenkünſte verſtand, ſo verwünſchte ſie beide, das Brüderchen in einen Fiſch und das Schweſterchen in ein Lamm. Da ſchwamm das Fiſchchen im Teich hin und her und war traurig und das Lämmchen ging auf der Wieſe hin und her und war traurig und fraß nicht und rührte kein Hälmchen an. So ging eine lange Zeit hin, da kamen fremde Gäſte auf das Schloß. Die falſche Stiefmutter dachte, jetzt iſt die Gelegenheit gut, rief den Koch und ſprach zu ihm: „geh und hol das Lamm von der Wieſe und ſchlachts, wir haben ſonſt nichts für die Gäſte.“ Da ging der Koch hin und holte das Lämmchen und führte es in die Küche, band ihm die Füßchen, das litt es alles geduldig, und wollts abſtechen. Wie er nun ſein Meſſer herausgezogen hatte und auf der Schwelle wetzte, ſah es, wie ein Fiſchlein in dem Waſſer vor dem Goſſenſtein hin- und herſchwamm und zu ihm hinaufblickte. Das war aber das Brüderchen, denn als das Fiſchchen geſehen hatte, wie der Koch das Lämmchen fortführte, war es mitgeſchwommen im Teich bis zum Haus. Da rief das Lämmchen hinab:

„Ach Brüderchen im tiefen See!
wie thut mir doch mein Herz ſo weh!
der Koch der wetzt das Meſſer,
will mir mein Herz durchſtechen!“

Das Fiſchchen antwortete:

„Ach Schweſterchen in der Höh:
wie thut mir doch mein Herz ſo weh
in dieſer tiefen See!“

Wie der Koch hörte, daß das Lämmchen ſprechen konnte und ſo traurige Worte zu dem Fiſchchen hinabrief, erſchrack er und dachte, es müßte kein natürliches Lämmchen ſeyn, ſondern von der böſen Frau im Haus verwünſcht. Da ſprach er: „ſey ruhig, ich will dich nicht ſchlachten,“ nahm ein anderes Thier und bereitete das für die Gäſte und brachte das Lämmchen zu einer guten Bäuerin, der erzählte er alles, was er geſehen und gehört hatte. Die Bäuerin war aber gerade die Amme von dem Schweſterchen geweſen, vermuthete gleich, wer's ſeyn würde, und ging mit ihm zu einer weiſen Frau. Da ſprach die weiſe Frau einen Segen über das Lämmchen und Fiſchchen, wovon ſie ihre menſchliche Geſtalt wieder bekamen und darnach führte ſie ſie beide in einen großen Wald in ein klein Häuschen, wo ſie zufrieden und glücklich lebten.

56.

Simeliberg.

Es waren zwei Brüder, einer war reich, der andere arm. Der reiche aber gab dem Armen nichts und er mußte sich vom Kornhandel kümmerlich ernähren, da ging es ihm oft so schlecht, daß er für seine Frau und Kinder kein Brot hatte. Einmal fuhr er mit seinem Karren durch den Wald, da sah er zur Seite einen großen kahlen Berg und weil er den noch nie gesehen hatte, verwunderte er sich, hielt still und betrachtete ihn. Wie er so stand, kamen zwölf wilde große Männer, weil er nun glaubte, das wären Räuber, schob er seinen Karren ins Gebüsch und stieg auf einen Baum, und wartete, was da geschehen würde. Die zwölf Männer gingen aber vor den Berg und riefen: „Berg Semsi! Berg Semsi! thu dich auf.“ Alsbald that sich der kahle Berg in der Mitte von einander und die zwölfe gingen hinein und wie sie drin waren, schloß er sich zu. Ueber eine kleine Weile aber, thät er sich wieder auf und die Männer kamen mit schweren Säcken auf dem Rücken heraus und wie sie alle wieder am Tageslicht waren, sprachen sie: „Berg Semsi! Berg Semsi! thu dich zu!“ Da fuhr der Berg zusammen und war kein Eingang mehr an ihm zu sehen, und die Zwölfe gingen fort. Als sie ihm nun ganz aus

den Augen waren, ſtieg der Arme vom Baum herunter, und war neugierig, was wohl im Berge heimliches verborgen wäre. Alſo ging er davor und ſprach: „Berg Semſi! Berg Semſi! thu' dich auf!“ und der Berg that ſich auch vor ihm auf. Da trat er hinein und der ganze Berg war eine Höhle voll Silber und Gold und hinten lagen große Haufen Perlen und leuchtende Edelſteine wie Korn aufgeſchüttet. Der Arme wußte gar nicht, was er anfangen ſollte, und ob er ſich etwas von den Schätzen nehmen dürfte; endlich füllte er ſich die Taſchen mit Gold, die Perlen und Edelſteine aber ließ er liegen. Als er wieder herauskam, ſprach er gleichfalls: „Berg Semſi! Berg Semſi! thu' dich zu!“ da ſchloß ſich der Berg, und er fuhr nun mit ſeinem Karren nach Haus. Nun brauchte er nicht mehr zu ſorgen, und konnte mit ſeinem Golde, für Frau und Kind, Brot und auch Wein dazu kaufen, lebte fröhlich und redlich, gab den Armen und that Jedermann Gutes; als aber das Gold all' war, ging er zu ſeinem Bruder, lieh einen Scheffel, und holte ſich von neuem; doch rührte er von den großen Schätzen nichts an. Wie er ſich zum dritten Mal etwas holen wollte, borgte er bei ſeinem Bruder wieder den Scheffel. Der Reiche war aber ſchon lange neidiſch über ſein Vermögen und den ſchönen Haushalt, den er ſich eingerichtet hatte, und konnte nicht begreifen, woher der

Reichthum käme und was ſein Bruder mit dem Scheffel anfing. Da dachte er eine Liſt aus, und beſtrich den Boden mit Pech, und wie er das Maaß wieder bekam, ſo war ein Goldſtück darin hängen geblieben. Alsbald ging er zu ſeinem Bruder und fragte ihn: „was haſt du mit dem Scheffel gemeſſen?“ „Korn und Gerſte,“ ſagte der andere. Da zeigte er ihm das Goldſtück und drohte ihm, wenn er nicht die Wahrheit ſagte, ſo wollt' er ihn beim Gericht verklagen. Er erzählte ihm nun alles, wie es zugegangen war, der Reiche aber ließ gleich einen Wagen anſpannen, fuhr hinaus, und dachte ganz andere Schätze mitzubringen. Wie er vor den Berg kam, rief er: „Berg Semſi! Berg Semſi! thu' dich auf!“ der Berg that ſich auf und er ging hinein. Da lagen die Reichthümer alle vor ihm, und er wußte lange nicht, wozu er am erſten greifen ſollte, endlich lud er Edelſteine auf, ſo viel er tragen konnte und wollte ſie hinausbringen. Er kehrte alſo um, weil aber Herz und Sinn ganz voll von den Schätzen waren, hatte er darüber den Namen des Bergs vergeſſen, und rief: „Berg Semeli! Berg Semeli! thu' dich auf!“ Aber das war der rechte Name nicht und der Berg regte ſich nicht und blieb verſchloſſen. Da ward ihm Angſt, aber je länger er nachſann, deſto mehr verwirrten ſich ſeine Gedanken und halfen ihm alle Schätze nichts mehr. Am Abend that ſich der Berg auf und

die zwölf Räuber kamen herein, und als sie ihn sahen, waren sie froh und riefen: „Vogel, haben wir dich endlich, meinst du wir hätten's nicht gemerkt, daß du zwei Mal hereingekommen bist, aber wir konnten dich nicht fangen, zum dritten Mal sollst du nicht wieder heraus." Da rief er: ich war's nicht; mein Bruder war's!" aber er mogte bitten um sein Leben, und sagen was er wollte, sie schlugen ihm das Haupt ab.

57.

Die Kinder in Hungersnoth.

Es war einmal eine Frau mit ihren zwei Töchtern in solche Armuth gerathen, daß sie auch nicht ein Bischen Brot mehr in den Mund zu stecken hatten. Wie nun der Hunger bei ihnen so groß ward, daß die Mutter ganz außer sich und in Verzweiflung gerieth, sprach sie zu der ältesten: „ich muß dich tödten, damit ich etwas zu essen habe." Die Tochter sagte: „ach, liebe Mutter, schont meiner, ich will ausgehen und sehen, daß ich etwas zu essen kriege ohne Bettelei." Da ging sie aus, kam wieder, und hatte ein Stückchen Brot eingebracht, das aßen sie miteinander, es war aber zu wenig, um den Hunger zu stillen. Darum hub die Mutter zur andern Tochter an: „so mußt du daran." Sie antwortete aber: „ach, liebe Mutter, schont meiner, ich

will gehen und unbemerkt etwas zu essen anderswo ausbringen.“ Da ging sie hin, kam wieder und hatte zwei Stückchen Brot eingebracht; das aßen sie mit einander, es war aber zu wenig, um den Hunger zu stillen. Darum sprach die Mutter nach etlichen Stunden abermals zu ihnen: ihr müsset doch sterben, denn wir müssen sonst verschmachten.“ Darauf antworteten sie: „liebe Mutter, wir wollen uns niederlegen und schlafen, und nicht eher wieder aufstehen, als bis der jüngste Tag kommt.“ Da legten sie sich hin und schliefen einen tiefen Schlaf, aus dem sie niemand erwecken konnte, die Mutter aber ist weggekommen und weiß kein Mensch, wo sie geblieben ist.

58.

Das Eselein.

Es lebte einmal ein König und eine Königin, die waren reich, und hatten alles, was sie sich wünschten, nur keine Kinder. Darüber klagte sie Tag und Nacht und sprach: „ich bin wie ein Acker, auf dem nichts wächst.“ Endlich erfüllte Gott ihre Wünsche, als das Kind aber zur Welt kam, sah's nicht aus wie ein Menschenkind, sondern war ein junges Eselein. Wie die Mutter das erblickte, fing ihr Jammer und Geschrei erst recht an, sie hätte lieber gar kein Kind gehabt, als einen Esel,

und ſagte, man ſollt's in's Waſſer werfen, damit's die Fiſche fräßen. Der König aber ſprach: ‚nein, hat Gott ihn gegeben, ſoll er auch mein Sohn und Erbe ſeyn, nach meinem Tod auf dem königlichen Thron ſitzen und die königliche Krone tragen.“ Alſo ward das Eſelein aufgezogen, nahm zu und die Ohren wuchſen ihm auch fein hoch und gerad hinauf. Es war aber ſonſt fröhlicher Art, ſprang herum, ſpielte und hatte beſonders ſeine Luſt an der Muſik, ſo daß es zu einem berühmten Spielmann ging und ſprach: „lehr' mich deine Kunſt, daß ich ſo gut die Laute ſchlagen kann, wie du.“ „Ach, liebes Herrlein, antwortete der Spielmann, das ſollt' euch ſchwer fallen, eure Finger ſind nicht allerdings dazu gemacht, und gar zu groß; ich ſorg', die Saiten haltens nicht aus.“ Es half aber keine Ausrede, das Eſelein wollt' und mußt' die Laute ſchlagen, war beharrlich und fleißig, und lernte es am Ende ſo gut, als ſein Meiſter ſelber. Einmal ging es nachdenkſam ſpatziren und kam an einen Brunnen, da ſchaute es hinein und ſah im ſpiegelhellen Waſſer ſeine Eſeleins-Geſtalt, darüber ward es ſo betrübt, daß es in die Welt hineinging und nur einen treuen Geſellen mitnahm. Sie zogen auf und ab, zuletzt kamen ſie in ein Reich, wo ein alter König herrſchte, der nur eine einzige aber wunderſchöne Tochter hatte. Das Eſelein ſagte: „hier wollen wir weilen,“ klopfte an's Thor und

rief: „es iſt ein Gaſt hauſen, macht auf, damit er eingehen kann.“ Als aber nicht aufgethan ward, ſetzte es ſich hin, nahm ſeine Laute und ſchlug ſie mit ſeinen Füßen auf's lieblichſte. Da ſperrte der Thürhüter gewaltig die Augen auf, lief zum König und ſprach: „da draußen ſitzt ein Eſelein vor dem Thor, das ſchlägt die Laute allzulieblich.“ Ei, ſo laß mir den Muſikant hereinkommen,“ ſprach der König. Wie aber ein Eſelein hereintrat, fing alles an über den Lautenſchläger zu lachen. Nun ſollte das Eſelein unten zu den Knechten geſetzt und geſpeiſt werden, es ward aber unwillig und ſprach: „ich bin kein gemeines Stalleſelein, ich bin ein gar vornehmes.“ Da ſagten ſie: „wenn du das biſt, ſo ſetz' dich zu dem Kriegsvolk.“ „Nein, ſprach es, ich will beim König ſitzen.“ Der König lachte und ſagte in gutem Muth: „Ja, ſo ſoll's ſeyn, wie du verlangſt, Eſelein, komm her zu mir.“ Darnach fragte er: „Eſelein, wie gefällt dir meine Tochter?“ das Eſelein drehte den Kopf nach ihr, ſchaute ſie an, nickte und ſprach: „aus der Maßen wohl, ſo ſchön' hab' ich noch keine geſehen.“ „Nun ſo ſollſt du auch neben ihr ſitzen,“ ſagte der König. „Das iſt mir eben recht,“ ſprach das Eſelein, und ſetzte ſich an ihre Seite und aß und wußte ſich gar fein und ſäuberlich zu betragen. Als das edle Thierlein eine gute Zeit an des Königs Hof geblieben war, dachte es, was hilft das

alles, du mußt wieder heim, ließ den Kopf traurig hängen, trat vor den König und verlangte seinen Abschied. Der König hatte es aber gar lieb und sprach: „Eselein, was ist dir, du schau'st ja sauer, wie ein Essigkrug, ich will dir geben, was du verlangst: „willst du Gold?" — „Nein," sagte das Eselein und schüttelte mit dem Kopf. „Willst du Kostbarkeiten und Schmuck?" — „Nein." — „Willst du mein halbes Reich?" — „Ach nein!" Da sprach der König: „wenn ich nur wüßte, was dich vergnügt machen könnte: willst du meine schöne Tochter zur Frau?" „Ach ja," sagte das Eselein, war auf einmal ganz lustig und guter Dinge, denn das war's gerade, was es sich gewünscht hatte. Also ward eine große und prächtige Hochzeit gehalten. Abends, wie Braut und Bräutigam in ihr Schlafkämmerlein geführt wurden, wollte der König wissen, ob sich das Eselein auch fein artig und manierlich betrüge, und hieß einen Diener sich dort verstecken. Wie sie nun beide drinnen waren, schob der Bräutigam den Riegel vor die Thüre, blickte sich um und wie er glaubte, daß sie ganz allein wären, da warf er auf einmal seine Eselhaut ab und stand da als ein schöner, königlicher Jüngling, der sprach: „siehst du, wer ich bin und daß ich deiner werth gewesen." Da ward die Braut froh, küßte ihn und hatte ihn von Herzen lieb. Als es aber Morgen ward,

ſprang er auf, zog ſeine Thierhaut wieder über und hätte kein Menſch gedacht, was für einer da hinter ſteckte. Bald kam auch der alte König gegangen: „ei," rief er, iſt das Eſelein ſchon munter! du biſt wohl recht traurig, ſagte er zu ſeiner Tochter, daß du keinen ordentlichen Menſchen zum Mann bekommen haſt?" Ach nein, lieber Vater, ich habe ihn ſo lieb, als wenn er der allerſchönſte wär' und will ihn mein Lebtag behalten." Der König wunderte ſich, aber der Diener, der ſich verſteckt hatte, kam und offenbarte ihm alles. Der König ſprach: „Das iſt nimmermehr wahr!" — „So wacht ſelber die folgende Nacht, ihr werdet's mit eigenen Augen ſehen; und wißt ihr was, Herr König, nehmt ihm die Haut weg, und werft ſie in's Feuer, ſo muß er ſich wohl in ſeiner rechten Geſtalt zeigen." „Dein Rath iſt gut," ſprach der König, und Abends, als ſie ſchliefen, ſchlich er ſich hinein, und wie er zum Bett' kam, ſah er im Mondſchein einen ſtolzen Jüngling da ruhen, und die Haut lag abgeſtreift auf der Erde. Da nahm er ſie weg, und ließ draußen ein gewaltiges Feuer anmachen und die Haut hineinwerfen und blieb ſelber dabei, bis ſie ganz zu Aſche verbrennt war. Weil er aber ſehen wollte, was der Beraubte anfangen würde, blieb er die Nacht wach, und lauſchte. Als der Jüngling ausgeſchlafen hatte, beim erſten Morgenſchein, ſtand er auf und wollte die Eſelshaut

umziehen, aber ſie war nicht zu finden. Da erſchrack er und ſprach voll Trauer und Angſt: „Nun muß ich ſehen, daß ich entfliehe.“ Wie er hinaustrat, ſtand aber der König da und ſprach: „Ei! mein Sohn, wohin ſo eilig, was haſt du im Sinn? Bleib hier; du biſt ein ſo ſchöner Mann, du ſollſt nicht wieder von mir; ich geb' dir jetzt mein Reich halb, und nach meinem Tod bekommſt du es ganz.“ „So wünſch' ich dem guten Anfang auch ein gutes Ende,“ ſprach der Jüngling, „ich bleibe bei euch.“ Da gab ihm der Alte das halbe Reich, und als er nach einem Jahr ſtarb, hatte er das ganze, und nach dem Tode ſeines Vaters noch eins dazu, und lebte reich und vergnügt.

59.

Der undankbare Sohn.

Es ſaß einmal ein Mann mit ſeiner Frau vor der Hausthür, und hatten ein gebraten Huhn vor ſich ſtehen, und wollten das zuſammen verzehren, da ſah der Mann, wie ſein alter Vater daher kam, geſchwind nahm er das Huhn und verſteckte es, weil er ihm nichts davon gönnte. Der Alte kam, that einen Trunk und ging fort. Nun wollte der Sohn das gebratene Huhn wieder auf den Tiſch tragen, aber als er darnach griff, war es eine große Kröte geworden, die ſprang ihm in's Angeſicht, und ſaß da und ging nicht

wieder weg, und wenn ſie jemand wegthun wollte, ſah ſie ihn giftig an, als wollt' ſie ihm in's Angeſicht ſpringen, ſo daß keiner ſie anzurühren getraute. Und die Kröte mußte der undankbare Sohn alle Tage füttern, ſonſt freß ſie ihm aus ſeinem Angeſicht, und alſo ging er in der Welt hin und her.

60.

Die Rübe.

Es waren einmal zwei Brüder, die lebten beide im Soldatenſtand, und war der eine reich, der andere arm. Da wollte der arme ſich aus ſeiner Noth helfen, zog den Soldatenrock aus, und ward ein Bauer. Alſo grub und hackte er ſein Stückchen Acker und ſäte Rübſamen. Der Same ging auf und es wuchs da eine Rübe, die ward groß und ſtark, und zuſehends dicker, und wollte gar nicht aufhören zu wachſen, ſo daß ſie eine Fürſtin aller Rüben heißen konnte, denn nimmer war ſo eine geſehen, und wird auch nimmer wieder geſehen werden. Zuletzt war ſie ſo groß, daß ſie allein einen ganzen Wagen anfüllte, und zwei Ochſen daran ziehen mußten, und der Bauer wußte nicht was er damit anfangen ſollte, und ob's ſein Glück oder ſein Unglück wäre. Endlich dachte er, verkaufſt du ſie, was wirſt du großes dafür bekommen, und willſt du ſie ſelber

essen, so thun die kleinen Rüben denselben Dienst, du willst sie dem König bringen und verehren. Also lud er sie auf den Wagen, spannte zwei Ochsen vor, brachte sie an den Hof und schenkte sie dem König. „Ei! sagte der König, was ist das für ein seltsam Ding? mir ist viel wunderliches vor die Augen gekommen, aber so ein Ungethüm noch nicht: aus was für Samen mag die gewachsen seyn? oder dir geräth's allein, und du bist ein Glückekind." „Ach nein, sagte der Bauer, ein Glückskind bin ich nicht, ich bin ein armer Soldat, der sich nicht mehr nähren konnte, darum den Soldatenrock an den Nagel hing und das Land baute; ich habe noch einen Bruder, der ist reich und Euch, Herr König, auch wohlbekannt, ich aber, weil ich nichts habe, bin von aller Welt vergessen." Da empfand der König Mitleid mit ihm und sprach: „Deine Armuth ist vorbei, du sollst so von mir beschenkt werden, daß du wohl deinem reichen Bruder gleich kommst." Also schenkte er ihm eine Menge Gold, Acker, Wiesen und Heerden, und machte ihn steinreich, so daß des andern Bruders Reichthum gar nicht konnte damit verglichen werden. Als dieser hörte, was sein Bruder mit einer einzigen Rübe erworben hatte, beneidete er ihn und sann hin und her, wie er sich auch ein solches Glück zuwenden könnte. Er wollt's aber noch viel gescheidter anfangen, nahm Gold und Pferde und brachte sie dem Kö-

nig, und meinte nicht anders, der würde ihm ein viel größeres Gegengeschenk machen, denn hätte sein Bruder soviel für eine Rübe bekommen, was würde es ihm für so schöne Dinge nicht alles tragen. Der König nahm das Geschenk und sagte, er wüßte ihm nichts wieder zu geben, das rarer und besser wäre, als die große Rübe. Also mußte der reiche seines Bruders Rübe auf einen Wagen legen und nach Haus fahren lassen. Daheim wußte er nicht, an wem er seinen Zorn und Aerger auslassen sollte, bis ihm böse Gedanken kamen und er beschloß seinen Bruder zu tödten. Er gewann Mörder, die mußten sich in einen Hinterhalt stellen, und darauf ging er zu seinem Bruder und sprach: „Lieber Bruder, ich weiß einen heimlichen Schatz, den wollen wir miteinander heben und theilen.“ Der andere ließ sich's auch gefallen und ging ohne Arg mit; als sie aber hinauskamen, stürzten die Mörder über ihn her, banden ihn und wollten ihn an einen Baum hängen. Indem sie eben darüber waren, erscholl aus der Ferne lauter Gesang und Hufschlag, daß ihnen der Schrecken in den Leib fuhr und sie über Hals und Kopf ihren Gefangenen in den Sack steckten, am Ast hinaufwanden und hängen ließen, er aber arbeitete darin, bis er ein Loch im Sack hatte, wodurch er den Kopf stecken konnte. Darauf ergriffen sie die Flucht. Wer aber des Wegs daher kam, war nichts als ein fahrender Schü-

ier, ein junger Geſelle, der fröhlich ſein Lied ſingend durch den Wald die Straße ritt. Wie der oben nun merkte, daß einer unter ihm vorbei ging, rief er: „ſey mir gegrüßt, zu guter Stunde!“ Der Schüler guckte ſich überall um, wußte nicht, wo die Stimme herſchallte, endlich ſprach er: „Wer ruft mir?“ Da antwortete es aus dem Wipfel: „Erhebe deine Augen, ich ſitze hier oben im Sack der Weisheit; in kurzer Zeit habe ich große Dinge gelernt, dagegen ſind alle Schulen ein Wind, um ein Weniges, ſo werde ich ausgelernt haben, herabſteigen und weiſer ſeyn als alle Menſchen. Ich verſtehe die Geſtirn- und Himmelszeichen, das Wehen aller Winde und den Sand im Meer, Heilung der Krankheit, die Kräfte der Kräuter, Vögel und Steine. Wär'ſt du einmal darin, du würdeſt fühlen, was für Herrlichkeit aus ihm fließt.“ Der Schüler, wie er das alles hörte, erſtaunte er und ſprach: „Geſegnet ſey die Stunde, wo ich dich gefunden, könnt' ich nicht auch ein wenig in den Sack kommen?“ Oben der antwortete, als thät' er's nicht gern: „eine kleine Weile will ich dich wohl hineinlaſſen für Lohn und gute Worte, aber du mußt doch noch eine Stunde warten, es iſt ein Stück übrig, das ich erſt lernen muß.“ Als der Schüler ein wenig gewartet hatte, war ihm die Zeit zu lang und er bat, daß er doch mögte hineingelaſſen werden, ſein Durſt nach Weisheit wäre

gar zu groß.“ Da ſtellte ſich der oben, als gäb' er endlich nach und ſprach: „Damit ich aus dem Haus der Weisheit heraus kann, mußt du den Sack am Strick herunterlaſſen, ſo ſollſt du eingehen.“ Alſo ließ der Schüler ihn herunter, band den Sack auf und befreite ihn, dann rief er ſelber: „Nun zieh' mich recht geſchwind hinauf,“ und wollt' geradſtehend in den Sack einſchreiten. „Halt!“ ſagte der andere, „ſo geht's nicht an,“ packte ihn beim Kopf, ſteckte ihn rücklings in den Sack, ſchnürte zu, und zog den Jünger der Weisheit am Strick baumwärts und ſchwengelte ihn in der Luft: „Wie ſteht's, mein lieber Geſell? ſiehe, ſchon fühlſt du daß dir die Weisheit kommt, und machſt gute Erfahrung, ſitze alſo fein ruhig, bis du klüger wirſt.“ Damit ſtieg er auf des Schülers Pferd und ritt fort.

61.

Das junggeglühte Männlein.

Zur Zeit da unſer Herr noch auf Erden ging, kehrte er eines Abends, ſammt Peter, bei einem Schmied ein, und bekam willig Herberg. Nun geſchah's, daß ein armer Bettelmann, von Alter und Gebrechen hart gedrückt, in dieſes Haus kam und vom Schmied Almoſen forderte. Deß erbarmte ſich Petrus und ſprach: „Herr und Meiſter, ſo dir's gefällt, heil' ihm doch ſeine

Plage, daß er sich selbst sein Brot möge gewinnen." Sanftmüthig sprach der Herr: „Schmied, leih' mir deine Esse und leg' mir Kohlen an, so will ich den alten, kranken Mann zu dieser Zeit verjüngen." Der Schmied war ganz bereit und St. Petrus zog die Bälge, und als das Kohlfeuer aufflackte, [illegible] Herr das alte Männlein, schub's in die Esse, mitten in's rothe Feuer, daß es drin glühte, wie ein Rosenstock, und Gott lobte mit lauter Stimme. Nachdem trat der Herr zum Löschtrog, zog das glühend Männlein hinein, daß das Wasser über ihm zusammenschlug, und nachdem er's fein sittlich abgekühlet, gab er ihm seinen Segen; siehe, zuhand sprang das Männlein heraus, zart, gerad, gesund und wie von zwanzig Jahren. Der Schmied, der eben und genau zugesehen, lud sie alle zum Nachtmahl, er hatte aber eine alte, halbblinde bucklichte Schwieger, die machte sich zum Jüngling hin und fragte ihn fleißig: ob ihn das Feuer hart gebrennet? „Nie sey ihm besser gewesen, antwortete jener, er habe da in der Glut gesessen, wie in einem kühlen Thau."

Dies klang die ganze Nacht in den Ohren der alten Frau und als der Herr frühmorgens die Straße weiter gezogen war, und dem Schmied wohl gedankt hatte, dachte der, er könnte seine alte Schwieger auch jung machen, da er sein ordentlich alles zugesehn, und es in seine Kunst schlage.

Rief sie daher an, ob sie auch wie ein Mägdlein von achtzehn Jahren in Sprüngen daher wolle gehen? Sie sprach: „von ganzem Herzen," weil es dem Jüngling auch so sanft angekommen. Machte also der Schmied große Glut und stieß die Alte hinein, die sich hin und wieder bog, und grausames Mordgeschrei anstimmte; „sitz' still, was schreist und hüpfst du, ich will erst weidlich zuwibsen!" [illegible] ihr alle Haderlumpen brannten, da schrie das alte Weib ohne Ruh. Der Schmied dachte: Kunst geht nicht recht zu! nahm sie raus und warf sie in den Leschtrog, da schrie sie ganz überlaut, daß es droben im Haus die Schmiedin und ihre Schnur hörten, die liefen beide die Stiegen herab, und sahen die Alte heulend und maulend ganz zusammen geschnurrt im Trog liegen, das Angesicht gerunzelt, gefaltet und umgeschaffen. Darob sich die zwei, die beide mit Kindern gingen, so entsetzten, daß sie noch dieselbe Nacht zwei Junge gebaren, die waren ganz nicht wie Menschen geschaffen, sondern wie Affen, liefen zum Wald hinein und von ihnen stammt das Geschlecht der Affen her.

62.

Des Herrn und des Teufels Gethier.

Gott der Herr hatte alle Thiere erschaffen und sich die Wölfe zu seinen Hunden auserwählet;

blos den Geiß hatte er vergessen, da richtete sich der Teufel an, wollte auch schaffen, und machte die Geiße, mit seinen, langen Schwänzen. Wenn sie nun zur Weide gingen, blieben sie gewöhnlich mit ihren Schwänzen in den Dornhecken hängen, da mußte der Teufel hineingehen und sie mit vieler Mühe loeknüpfen; verdroß ihn zuletzt, war her und biß jeder Geiß den Schwanz ab, wie noch heut des Tags an den Stümpfen zu sehen ist.

Nun ließ er sie zwar allein weiden, aber es geschah, daß Gott der Herr zusah, wie sie bald einen fruchtbaren Baum benagten, bald die edlen Reben schädigten, bald andere zarte Pflanzen verderbten. Deß jammerte ihn, so daß er aus Güte und Gnaden seine Wölfe dran hetzte, die denn die Geiße, so da gingen, bald zerrissen. Wie der Teufel das vernahm, trat er bald vor den Herrn und sprach: „dein Geschöpf hat mir das meine zerrissen.“ Der Herr antwortete: „was hattest du es zu Schaden erschaffen?“ der Teufel sagte: „ich mußte das; gleichwie selbst mein Sinn auf Schaden geht, konnte, was ich erschaffen, keine andre Natur haben, und mußt mir's theuer zahlen.“ — „Ich zahl' dir's, sobald das Eichenlaub abfällt, dann komm, dein Geld ist schon gezählt.“ Als das Eichenlaub abgefallen war, kam der Teufel und forderte seine Schuld. Der Herr aber sprach: „In der Kirche zu Constantinopel steht eine hohe Eiche, die hat

noch alles ihr Laub!“ Mit Toben und Fluchen entwich der Teufel und wollte die Eiche ſuchen, irrte ſechs Monate in der Wüſteneі, eh' er ſie befand, und als er wieder kam, waren derweil wieder alle andere Eichen voll grüner Blätter. Da mußte er ſeine Schuld fahren laſſen, ſtach im Zorn allen übrigen Geiſen die Augen aus und ſetzte ihnen ſeine eigene ein.

Darum haben alle Geiſe Teufelsaugen und abgebißne Schwänz und er nimmt gern ihre Geſtalt an.

63.

Der Hahnenbalken.

Es war einmal ein Zauberer, der ſtand mitten in einer großen Menge Volks und vollbrachte ſeine Wunderdinge, da ließ er auch einen Hahn einher ſchreiten, der hob einen ſchweren Balken und trug ihn, als wär' er federleicht. Nun war aber ein Mädchen, das hatte eben ein vierblättriges Kleeblatt gefunden, und war dadurch klug geworden, ſo daß kein Blendwerk vor ihm beſtehen konnte, und es ſah, daß der Balken nichts war, als ein Strohhalm. Da rief es: „Ei, ihr Leute ſeht ihr nicht, das iſt ein bloßer Strohhalm und kein Balken, was der Hahn da trägt“ Alsbald verſchwand der Zauber, und die Leute ſahen was es war, und jagten den Hexenmeiſter mit

Schimpf und Schande fort, er aber ſprach voll Zorn innerlich: „Ich will mich ſchon rächen.“ — Nach einiger Zeit hielt das Mädchen Hochzeit, war geputzt, und ging in einem großen Zug über das Feld nach dem Ort, wo die Kirche ſtand. Auf einmal kamen ſie an einen ſtark angeſchwollenen Bach, und war keine Brücke und kein Steg dar[illegible] ihre Kleider auf und wollte durchwaten. Wie ſie nun eben im Waſſer ſo ſteht, ruft ein Mann und das war der Zauberer neben ihr ganz ſpöttiſch: „Ei, wo haſt du deine Augen, daß du das für ein Waſſer hältſt.“ Da gingen ihr die Augen auf und ſie ſah, daß ſie mit ihren aufgehobenen Kleidern mitten in einem blaublühenden Flachsfeld ſtand. Da ſahen es die Leute auch alleſammt und jagten ſie mit Schimpf und Gelächter fort.

64.

Die alte Bettelfrau.

Es war einmal eine alte Frau, du haſt wohl ehe eine alte Frau ſeh'n betteln geh'n? Dieſe alte Frau bettelte auch, und wenn ſie etwas bekam, dann ſagte ſie: Gott lohn' euch! Die Bettelfrau kam an eine Thür, da ſtand ein freundlicher Schelm von Jungen am Feuer und wärmte ſich. Der Junge ſagte freundlich zu der armen alten Frau, wie ſie ſo an der Thür ſtund und zitterte,

„Kommt Altmutter und erwärmt euch.“ Sie kam herzu, Sie ging aber zu nahe ans Feuer steh'n, ihre alten Lumpen fingen an zu brennen und sie ward's nicht gewahr. Der Junge stand und sah' das, er hätt's doch löschen sollen? Nicht wahr, er hätte löschen sollen? Und wenn er kein Wasser gehabt hätte, dann hätte er alles Wasser in seinem Leibe zu den Augen herausweinen sollen, das hätte so zwei hübsche Bächlein gegeben zu löschen.

65.

Die drei Faulen.

Ein König hatte drei Söhne, die waren ihm alle gleich lieb, und er wußte nicht, welchen er zum König nach seinem Tode bestimmen sollte. Als die Zeit kam daß er sterben wollte, rief er sie vor sich und sprach: „Liebe Kinder, ich habe etwas bei mir bedacht, das will ich euch sagen: „welcher von euch der Faulste ist, der soll nach mir König werden.“ Da sprach der älteste: „Vater, so gehört das Reich mir, denn ich bin so faul, wenn ich liege und will schlafen, und es fällt mir ein Tropfen in die Augen, so mag ich sie nicht zuthun, damit ich einschlafe.“ Der zweite sprach: „Vater, das Reich gehört mir, denn ich bin so faul, wenn ich beim Feuer sitze mich zu wärmen, so ließ ich mir eher die Ferſen verbrennen, eh' ich die Beine zurückzöge.“ Der dritte

ſprach: „Vater, das Reich iſt mein, denn ich bin ſo faul, ſollt' ich aufgehenkt werden und hätte den Strick ſchon um den Hals, und einer gäb' mir ein ſcharf Meſſer in die Hand, damit ich den Strick zerſchneiden dürfte, ſo ließ ich mich eher henken, eh' ich meine Hand aufhübe zum Strick." Wie der Vater das hörte: ſprach er: „Du ſollſt der König ſeyn."

66.

Die heilige Frau Kummerniß.

Es war einmal eine fromme Jungfrau, die gelobte Gott, nicht zu heirathen, und war wunderſchön, ſo daß es ihr Vater nicht zugeben und ſie gern zur Ehe zwingen wollte. In dieſer Noth flehte ſie Gott an, daß er ihr einen Bart wachſen laſſen ſollte, welches alſogleich geſchah; aber der König ergrimmte und ließ ſie an's Kreuz ſchlagen, da ward ſie eine Heilige.

Nun geſchah' es, daß ein gar armer Spielmann in die Kirche kam, wo ihr Bildniß ſtand, kniete davor nieder, da freute es die Heilige, daß dieſer zuerſt ihre Unſchuld anerkannte, und das Bild, das mit güldnen Pantoffeln angethan war, ließ einen davon los; und herunterfallen, damit er dem Pilgrim zu gut käme. Der neigte ſich dankbar und nahm die Gabe.

Bald aber wurde der Goldſchuh in der Kir-

chen vermißt, und geſchah allenthalben Frage, bis er zuletzt bei dem armen Geigerlein gefunden, auch es als ein böſer Dieb verdammt und ausgeführt wurde, um zu hangen. Unterwegs aber ging der Zug an dem Gotteshaus vorbei, wo die Bildſäule ſtand, begehrte der Spielmann hineingehen zu dürfen, daß er zu guter Letzt Abſchied nähme mit ſeinem Geigelein und ſeiner Gutthäterin die Noth ſeines Herzens klagen könnte. Dies wurde ihm nun erlaubt. Kaum aber hat er den erſten Strich gethan, ſiehe, ſo ließ das Bild auch den andern güldnen Pantoffel herabfallen, und zeigte damit, daß er des Diebſtahls unſchuldig wäre. Alſo wurde der Geiger der Eiſen und Bande ledig, zog vergnügt ſeiner Straßen, die heil. Jungfrau aber hieß Kummerniß.

67.

Das Märchen vom Schlauraffenland.

In der Schlauraffenzeit da ging ich und ſah an einem kleinen Seidenfaden hing Rom und der Lateran, und ein fußloſer Mann, der überlief ein ſchnelles Pferd, und ein bitterſcharfes Schwert eine Brücke durchhauen; da ſah ich einen jungen Eſel mit einer ſilbernen Naſe der jug hinter zwei ſchnellen Haſen her, und eine Linde, die war breit, auf der wuchſen heiße Fladen, da ſah ich eine alte dürre Geis, trug wohl hundert Fuder

Schmalzes an ihrem Leibe und ſechzig Fuder Salzes. Iſt das nicht gelogen genug? Da ſah ich zackern einen Pflug, ohne Roß und Rinder, und ein jähriges Kind warf vier Mühlenſteine von Regensburg bis nach Trier und von Trier hinein in Strasburg; und ein Habicht ſchwamm über den Rhein, das that er mit vollem Recht, da hört' ich Fiſche mit[illegible] hinauf ſcholl, und ein ſüßer Honig floß wie Waſſer von einem tiefen Thal auf einen hohen Berg, das waren ſeltſame Geſchichten. Da waren zwei Krähen, mähten eine Wieſe, und ich ſah zwei Mücken an einer Brücke bauen, und zwei Tauben zerrupften einen Wolf, zwei Kinder die wurfen zwei Zicklein, aber zwei Frösche droſchen miteinander Getreid aus. Da ſah ich zwei Mäuſe einen Biſchof weihen, zwei Katzen, die einem Bären die Zunge auskratzten. Da kam eine Schnecke gerennt und erſchlug zwei wilde Löwen, da ſtand ein Bartſcheerer, ſchor einer Frauen ihren Bart ab, und zwei ſäugende Kinder hießen ihre Mutter ſtillſchweigen. Da ſah' ich zwei Windhunde, brachten eine Mühle aus dem Waſſer getragen und eine alte Schindmähre ſtand dabei, die ſprach: es wäre Recht. Und im Hof ſtanden vier Roſſe, die droſchen Korn aus allen Kräften, und zwei Ziegen, die den Ofen heitzten und eine rothe Kuh ſchoß das Bret in den Ofen. Da krähte

ein Huhn: Kikeriki! Das Märchen iſt ausverzählt, kikeriki!

68.

Das Dietmarſiſche Lügen-Märchen.

Ich will euch etwas erzählen: ich ſah zwei gebratene Hühner fliegen, flogen ſchnell und hatten die Bäuche gen Himmel gekehrt, die Rücken nach der Hölle, und ein Amboß und ein Mühlſtein die ſchwammen über den Rhein, ſein langſam und leiſe, und ein Froſch ſaß und fraß eine Pflugſchaar zu Pfingſten auf dem Eis; da waren drei Kerls, wollten einen Haſen fangen, gingen auf Krücken und Stelzen, der eine war taub, der zweite blind, der dritte ſtumm und der vierte konnte keinen Fuß rühren. Wollt' ihr wiſſen, wie das geſchah? Der Blinde der ſah zuerſt den Haſen über Feld traben, der Stumme der rief dem Lahmen zu, und der Lahme faßte ihn beim Kragen. Etliche die wollten zu Land ſegeln und ſpannten die Segel im Wind, und ſchifften über große Aecker hin, da ſegelten ſie über einen hohen Berg, da mußten ſie elendig verſaufen. Ein Krebs jagte einen Haſen in die Flucht, und hoch auf dem Dach lag eine Kuh, die war hinauf geſtiegen; in dem Land ſind die Fliegen ſo groß, als hier zu Land die Ziegen.

69.

Räthsel-Märchen.

Drei Frauen waren verwandelt in Blumen, die auf dem Felde ſtanden, doch deren eine durfte des Nachts in ihrem Hauſe ſeyn. Da ſprach ſie auf eine Zeit zu ihrem Mann, als ſich der Tag nahete und ſie wiederum zu ihren Geſpielen auf das Feld gehen und eine Blume werden mußte: „ſo du heute Vormittag kommſt und mich abbrichſt, werd' ich erlöſt und fürder bei dir bleiben;“ als dann auch geſchahe. Nun iſt die Frage, wie ſie ihr Mann erkannt habe, ſo die Blumen ganz gleich und ohne Unterſchied waren? Antwort: dieweil ſie die Nacht in ihrem Haus und nicht auf dem Feld war, fiel der Thau nicht auf ſie, als auf die andern zwei, darbei ſie der Mann erkannte.

70.

Der goldene Schlüſſel.

Zur Winterszeit, als einmal ein tiefer Schnee lag, mußte ein armer Junge hinausgehen und Holz auf einem Schlitten holen. Wie er es nun zuſammen geſucht und aufgeladen hatte, wollte er, weil er ſo erfroren war, noch nicht nach Haus gehen, ſondern ſich erſt Feuer anmachen und ein Bischen wärmen. Da ſcharrte er den Schnee weg, und wie er ſo den Erdboden aufs

räumte, fand er einen goldnen Schlüſſel. Nun glaubte er, wo der Schlüſſel wäre, müßte auch das Schloß dazu ſeyn. grub weiter und fand ein eiſernes Käſtchen; ei, dachte er, wenn der Schlüſſel nur paßt, denn es waren gewiß wunderbare und köſtliche Sachen darin. Er ſuchte, aber es war kein Schlüſſelloch da, endlich fand er doch noch ein ganz kleines, und probirte, und oder Schlüſſel paßte gerad, da drehte er ihn einmal herum, und nun müſſen wir warten, bis er vollends aufgeſchloſſen hat, dann werden wir ſehen, was darin liegt.

Maria Ma. 1813

Anhang.

Anhang.

1.

Der Arme und Reiche.

(Aus der Schwalmgegend.) Uralte Sage von Philemon und Baucis (Ovid. met. VIII. 617. ſ. Voß Anmerkung zu ſeiner Idylle XVIII der noch andere anführt), lebendig und chriſtlich fortdauernd: vgl. die Anmerkung zu I. 81. Eine merkwürdige hierher gehörige Stelle bei Reinmar von Zweter II. 145. „unde het ich drier wunſche gewalt.“ Die mißrathenen Wünſche des Reichen werden auch ohne dieſen Zuſammenhang erzählt, (von der Beaumont nach ihrer Art verändert). Stricker hat auch dies Märchen behandelt, wovon Docen das Manuſcript beſitzt; ganz gemeiner Art iſt das altfranz. Fabliau von den quatre ſouhaits de S. Martin. (Meon IV. 386.). Bei Hebel im Schatzkäſtlein (S. 127) ſo gut ſonſt die Darſtellung, iſt in der Sage ſelbſt ſchon vieles ausgefallen. Ueber die drei Wünſche vgl. der Jud im Dorn Nr. 24. und die weiße und ſchwarze Braut Nr. 49.

Im Ganzen iſt auch hier der in den Märchen ſo oft wiederkommende Satz, daß der Böſe, Geitzige und Häßliche das dem Guten, Schuldloſen und Reinen zu Theil gewordene Glück plump und zu ſeinem Verderben erbittet. — Die Götter und Heiligen reiſen in der Welt und prüfen das Menſchengeſchlecht. Odyſſea XVII. 485 und Altd. Wälder 2. S. 25. Note 60. Dem eddiſchen Lied von Rigr liegt die nämliche Idee zu Grund; der Gegenſatz und dieſelbe Folge unſeres Märchens einer Chineſiſchen Sage von Foh, der zu einer armen, frommen und zu einer geizigen böſen Frau pilgert. Jene begabt er frühmorgens beim Abſchied damit, daß ihr erſtes Beginnen an dem Tage nicht aufhören ſolle, bis die Sonne ſinke. Sie dachte nicht dran und ging an ihr

Leinwand, das rollte ſich auf bis zu Abend und erfüllte die ganze Stube mit Reichthum. Die andere böſe Frau verſcherzt dieſelbe Gabe damit, daß ſie im Vorübergehn ihrem grunzenden Schwein in Gedanken an ihr Glück Waſſer vorgibt, nun muß ſie den ganzen Tag in einem Waſſer tragen, daß ihr Haus überſchwemmt wird und die ganze Gegend. (ſ. unten Nr. 17. das Märchen vom Brei). In Naubert Volksmärchen I. 201 – 209. wird eine ähnliche Geſchichte auch ſchön aufgeführt und dem ſegenreichen Leinwandmeſſen ein unſeliger Spinnenverwachſthum entgegengeſtellt.

3.

Das ſingende, ſpringende Löweneckerchen.

(Aus Heſſen.) Für ſich beſtehend und eigenthümlich ſchön und doch mannigfach mit andern verwandt. Wegen des Eingangs mit dem Sommer- und Wintergarten (I. 68.) vgl. die dortigen Anmerkungen. Nach einer anderen Erzählung bittet ſich die jüngſte aus, was dem Vater zuerſt begegnet, das ſind drei Lilien; wie er ſie abbricht, ſpringt ein Drache hervor, dem er das Mädchen dafür verſprechen muß. Noch näher kommt unten Nr. 41. der Eiſenofen (ſ. die Anmerkung dazu) und Prinz Schwan I. 59., nur ſind die Geſtirne hier bedeutender und reden in alten Formen und Sprüchen. Ihre Thätigkeit und Mitgefühl erſcheint auch in der Erzählung von der Eva in der Weltchronik (Caſſ. Hdſchr. Fol 21 a). Sie bittet Sonne und Sterne, wenn ſie zum Orient kommen, dem Adam ihre Noth zu ſagen und ſie vollbringen es auch. Mit dem Märchen von Amor (dem Löwen-Reuter) und Pſyche ſtimmt dieſes auch darin, daß Licht das Unglück bringt und die überall entfeſſelnde Nacht den Zauber jedesmal löſt. In der Braunſchweig. Sammlung hat das Märchen „vom ſingenden, klingenden Bäumchen," das gleichfalls ein Löwe bewacht, einigen Zuſammenhang. Löweneckerchen iſt das Weſtph. Lauberken, niederſ. Leverken, altholl. Leeuwercke, Leeuwerik, Lewerk, Lerk, Lerche.

Die Federn und die Blutstropfen, die fallen, erinnern an den Volksglauben von den Feder-Nelken, deren eine Gattung im Herzen einen dunkeln Purpurflecken hat: das, sagt man, sey ein Tropfen Blut, welchen der Heiland vom Kreuz habe hineinfallen lassen. Ferner: die Federn sollten den Weg weisen, der Blutstropfen wohl die Gedanken an den Verzauberten stets erhalten, der gleichsam abwesend war, und so führt es zu der Sage von den Blutstropfen, über welche Parcifal nachsinnt und die ihm seine Frau ins Gedächtniß rufen. S. altd. Wälder I.

3.

Das Gänsmädchen.

(Aus Zwehrn) Dies schöne Märchen stellt die Hoheit der selbst in Knechts-Gestalt aufrecht stehenden königlichen Geburt mit desto tiefern Zügen vor, je einfacher sie sind. Was ihr die Mutter zum Schutz mitgab (aus den Blutstropfen sprechen auch sonst noch Stimmen s. der liebste Roland I. 56. Vgl. auch Cl. Brentano's Gründung Prags. S 106. und Anmerk. 45.) hat sie unschuldig verloren und der gezwungene Eid drückt sie nieder, aber noch weiß sie wind-bannende Zaubersprüche und mit stolz-demüthigen Gedanken wird sie jeden Morgen unter dem finstern Thor durch das Gespräch mit dem auch im Tod treu bleibenden Pferde erfüllt! Redende, kluge Rosse kommen sonst noch vor (vgl. Ferenand getrü Nr. 40.) in dem abgehauenen Kopf (wie in Mimir's) wohnt die Sprache fort. Es ist merkwürdig, daß die alten Norden von geopferten Pferden die Häupter aufzustecken pflegten, # womit man den Feinden schaden zu können glaubte (Saxo Gramm. L. V. p. 75. Vgl. Suhms Fabelzeit. I. 317.); wie man Menschenköpfe auf Zinnen steckte. Ein Todtenkopf der singt, in der Eyrbiggia Sage 219. Ausgebreitet ist der Zug von den goldenen und silbernen Haaren der Schönheit und ein Zeichen königlicher Abkunft (vgl. Nr. 28.), so auch das Kämmen derselben, wie sich die Sonne gleichsam beim Scheinen strählt. Die unglücklichen Königstöchter kämmen und spinnen eben so häufig, als sie Vieh hüten.

Tac. germ. X. Proprium gentis, equorum quoque praesagia ac monitus experiri. Publice aluntur iisdem nemoribus ac lucis candidi et nullo mortali opere contacti: quos pressos sacro curru sacerdos ac rex vel princeps civitatis comitantur, hinnitusque ac fremitus observant.

[illegible]

nb. vergl. übereinstimmende [illegible] Sitte
Prätor Weltbeschr. 2. 162. 163

Bei einer eigentlichen Erörterung des kerlingischen Mythus von Berta, Pipins verlobter Gemahlin, die durch ihre Dienerin verdrängt wird, und in der Mühle spinnt und webt, würde sich aufführen lassen, daß unser, dem Hauptinhalt nach sichtbar damit zusammenkommendes Märchen, doch noch altertümlicher, schöner und einfacher ist. — In den Reimen ist etwas abgebrochenes, in gangest statt gehest, ganz das nord. ganga (wie hangest statt hâbest); sich schnatzen von Haaren heißt flechten, (zur nord. Form snua, wenden, winden, schnüren) Schnatz, das geflochtene Haar; die Braut geht im Schnatz zur Kirche (s. in Estor's teutscher Rechtsgelahrth. von Hofmann III. das oberhess. Wörterbuch). Sich aufsetzen und Aufsatz wird gleichfalls vom Schmücken und Ordnen des Haars gesagt. Räthsel gebrauchte die Erzählerin weiblich, wie das frühere Rätersch bekanntlich auch vorkommt. Kürdchen kann aus Conrädchen zusammengezogen seyn, aber auch an Hirt, Chorter, Horder erinnern. Besonders merkwürdig ist der Name Falada (die mittlere Sylbe kurz), weil Rolands Pferd Valentich, Falerich, Velentin heißet und daraus fast ein äußerlicher Zusammenhang mit dem kerlingischen Mythus scheint.

Ein Hauptgegenstück liefert endlich das eigenthümliche, bald schwächere, bald schönere Märchen le doje pizzelle Pentamerone IV. 7. wo namentlich das Kämmen mehr eingeleitet ist; der rechten Braut fallen Perlen und Gestein, der falschen Ungeziefer aus den Haaren (vgl. auch Straparola III. 3.). Kürdchen fehlt oder vielmehr ist es ein Bruder der Braut, aber die Gänse (papare) singen einen Reim, Abends unter des Königs Fenster und offenbaren die verborgene (vgl. Nr. 49.). Auch im Erdmänneken Nr. 5. wird die Erzählung an den Ofen gerichtet.

4.

Der junge Riese.

(Aus der Leinegegend.) Dies und die zunächst folgenden Märchen stehen zusammen, weil sich in ihnen merkwürdige Hinweisungen auf die alte Helden-

ſage erhalten haben. — Der junge Rieſe hier iſt mit Siegfried verwandt, deſſen gewaltige Rieſen-Natur in ſeiner Jugend und überhaupt in ſeinem Leben die Gedichte ähnlich beſchreiben. Er fängt die Löwen, bindet ſie an den Schwänzen zuſammen und hängt ſie über die Mauer (Roſengr. z. Siegfr. Lied. 33.) Deutlicher iſt ſein Arbeiten beim Schmied, dem er hier eben ſo ungefüg zuſchlägt (Lied 5.) und der wie Reigen goldgierig iſt und aus Geiz alles allein beſitzen will; ferner, die Hinterliſt des gleichfalls habſüchtigen Amtmanns, der ihn los ſeyn will, welche jener des Reigen entſpricht, ſo wie die gefährliche verwünſchte Mühle dem Drachen-Neſt, wohin er, der den Schrecken nicht kennt (was die nord. Sage recht hervorhebt, denn Brunhild hatte gelobt keinem andern ſich zu vermählen als einem ganz unerſchrockenen ſ. Sigurdrifa's Lied) furchtlos geht und ſiegreich zurückkommt. Der Rieſe erſcheint ganz in den Sitten, welche die alten Gedichte beſchreiben: eine Eiſenſtange iſt ſein Waffen und er verſucht die Kraft am Ausreißen der Bäume (vgl. Anmerk. zu den altdän. Liedern S. 493). Das unſchädliche Herabwerfen der Mühlſteine erinnert lebhaft an Thors Abentheuer mit Skrimnir (Dämiſ. 38.), wie dieſe wieder an die Böhmiſche vom Rieſen Scharmack. Die Erziehung bei Rieſen iſt gleichfalls ein alter bedeutender Umſtand; bei dieſen oder bei kunſtreichen Zwergen wurden die Helden in die Lehre gethan, wie Sigurd bei Reigin und Widga (Wittich) in der Will. S., ebenſo daß der Rieſe den jungen ſeiber ſäuet, was auch in Nr. 6. vorkommt. Siegfried und der Eulenſpiegel berühren und nähern ſich einander, welches unſer Märchen vollkommen zur Gewißheit erhebt, und man darf den jungen Helden darin ſo gut einen edleren Rieſen-Eulenſpiegel als einen ſpaßhafteren gehörnten Siegfried nennen (ähnliche Helden ſind Simſon und Morolf und vor allen Gargantua nach den echten Volksſagen von ihm. Mémoires de l'acad. celtique V. 392) Beide Eulenſpiegel und Siegfried wandern in die Welt aus, nehmen Dienſte und mißhandeln in ihrem Uebermuth die blos menſchlichen Handwerker; namentlich iſt wichtig, daß Eulenſpiegel dem

Schmied ſein Geräth verdirbt und als Küchenknecht bei den Braten geſtellt wird, den er abißt, wie Sigurd das Drachenherz, das er dem Reigen braten ſoll; er geht auf den Harz, fängt Wölfe, um die Leute damit zu ſchrecken, wie Siegfried den Bären (Nibel. 3820 ff.). Schon in der Sprache iſt der Diener ein Schalk und der Hofdiener fällt mit dem Hofnarren zuſammen. Soini, der finniſche Rieſeneulenſpiegel hieß gerade auch Kalkki (Diener). Drei Nächte alt, trat er ſein Windelband auf und man ſah, daß ihm nicht zu trauen war, alſo wurde er ausgeboten. Ein Schmied nahm ihn in ſeinen Dienſt, dem ſollte er ſein Kind hüten, aber er griff dem Kind die Augen aus, tödtete es nachher und verbrannte die Wiege. Drauf ſetzte ihn der Schmied über einen Zaun, den er flechten ſollte, da holte er Fichten im Wald und flocht ſie mit Schlangen zuſammen; nun mußte er Vieh weiden, die Hausfrau aus Rache backte ihm einen Stein ins Brot, ſo daß er ſich ſein Meſſer ſtumpfte; erzürnt rief er Bären und Wölfe, daß ſie die Heerde fräßen, aus den Kühbeinen und Ochſenhörnern aber machte er ſich Blashörner und trieb die Wölfe und Bären ſtatt der andern Heerde heim.

cf. XXVII.

Der nordiſche Grettir, als er Gänſe und Roſſe hüten ſoll, ſpielt ähnliche Streiche (bernſku-braugd, Kinderſtreiche). Das Heldenmäßige bricht in der Jugendrobeit und Nichtachtung des gewöhnlichen Menſchentreibens hervor, wie auch Florens im Octavian dem Clemens die Ochſen verſchleudert.

Eine andere Erzählung aus Heſſen iſt viel unvollſtändiger, hat aber ihr eigenes. Kürdchen Bingeling hat an ſeiner Mutter Bruſt ſieben Jahre getrunken, davon er ſo gewaltig groß geworden und ſo viel hat eſſen können, daß er nicht zu erſättigen iſt; alle Menſchen aber hat er gequält und genarrt. Nun verſammelt ſich die ganze Gemeinde, will ihn fangen und tödten, er aber merkts, ſetzt ſich unter das Thor und ſperrt den Weg, (gerade wie Gargantua den Berg Gargant nicht weit von Nantes ſchafft), ſo daß ohne Hacken und Schippen, kein Menſch durchkam und er ruhig weiter gebt. Nun iſt er in einem andern Dorf, aber noch derſelbe Schlingel und da

macht sich wieder die ganze Gemeinde auf, ihn zu greifen, er aber, weil kein Thor da ist, das er verrammeln kann, springt in einen Brunnen. Nun stellt sich die Gemeinde herum und rathschlagt, sie beschließen endlich ihm einen Mühlstein auf den Kopf zu werfen. Mit großer Mühe wird einer herbeigeholt und hinabgerollt, wie sie meinen, er wär todt, kommt auf einmal der Kopf aus dem Brunnen, den hat er durch das Loch des Steins gesteckt, so daß dieser ihm auf den Schultern hängt, wobei er ruft: „ach! was hab ich einen schönen Düten-Kragen!" Wie sie das sehen, rathschlagen sie von neuem, und schicken dann hin und lassen ihre große Klocke aus dem Kirchthurm holen, und werfen sie auf ihn hinab, die sollt ihn gewiß treffen (gerade wie beim Riesen Scharmack). Wie sie nun meinen, er liege unten erschlagen und gehen aus einander, kommt er auf einmal aus dem Brunnen gesprungen, hat die Klocke auf dem Haupt, ruft ganz freudig: „ach! was eine schöne Bingelmütze!" und lauft davon.

5.

Dat Erdmänneken.

(Aus dem Paderbörn.) Eine andere Recension aus der Gegend von Cöln am Rhein weicht in einigem ab. Ein mächtiger König hat drei schöne Töchter; einmal, bei einem herrlichen Fest, gehen sie in den Garten spaziren und kommen Abends nicht wieder; und als sie am andern Tag auch noch ausbleiben, läßt sie der König durchs ganze Reich suchen, aber niemand kann sie finden: da macht er bekannt, wer sie wiederbrächte, sollte eine zur Gemahlin haben, und Reichthümer dazu für sein Lebelang. Viele ziehen aus, aber umsonst, zuletzt machen sich drei Ritter auf den Weg und wollen nicht ruhen, als bis es ihnen geglückt. Sie gerathen in einen großen Wald, wo sie den ganzen Tag hungrig und durstig fortreiben, endlich sehen sie in der Nacht ein Lichtlein, das sie zu einem prächtigen Schloß leitet, worin aber kein Mensch zu sehen ist. Weil sie so hungrig sind, suchen sie nach Speise, einer findet ein Stück

Fleiſch, es iſt aber noch rob. Da ſpricht der jüngſte: „geht ihr beyde und ſchafft einen Trank, ich will derweil das Fleiſch braten.“ Alſo ſteckt er den Braten an einen Spieß, und wie er brutzelt, ſteht auf einmal ein Erdmännchen neben ihm mit einem langen weißen Bart bis an die Knie, und zittert an Händen und Füßen. „Laß mich beim Feuer meine Glieder wärmen, ſo will ich dafür den Braten wenden und mit Butter begießen.“ Der Ritter erlaubt ihm das, nun dreht es flink den Braten, aber ſo oft der Ritter wegſieht, ſteckt es ſeine Finger in die Bratpfanne und leckt die warme Brühe auf. Der Ritter ertappt es ein paarmal und ſagt, es ſollts bleiben laſſen, aber das kleine Ding kann nicht und iſt immer wieder mit dem Finger in der Pfanne. Da wird der Ritter zornig, faßt das Erdmännchen beim Bart und zauſt es, daß es ein Zetergeſchrei erhebt und fortlauft. Die zwei andern kommen indeß mit Wein, den ſie im Keller gefunden und nun eſſen und trinken ſie zuſammen. Am andern Morgen ſuchen ſie weiter und finden ein tiefes Loch, darin, ſagen ſie, müſſen die Königstöchter verborgen ſeyn, und loſen, wer ſich ſoll hinunterlaſſen, die beiden andern wollen dann den Strick halten. Das Loos trift den, welcher mit dem Erdmännchen zu thun gehabt. Es dauert lang, bis er auf Grund kommt, und unten iſts ſtockfinſter, da geht eine Thüre auf und das Erdmännchen, das er am Bart gezogen, kommt und ſpricht: „ich ſollt dir vergelten, was du mir Böſes gethan, aber du erbarmſt mich, ich bin der König der Erdmännlein, ich will dich aus der Höhle bringen, denn wenn du noch einen Augenblick länger bleibſt, ſo iſts um dich geſchehen.“ Der Ritter antwortet: „ſollt ich gleich Todes ſterben, ſo geh ich nicht weg, bis ich weiß, ob die Königstöchter hier verſteckt ſind.“ Da ſpricht es: „ſie ſind in dieſem unterirdiſchen Stein von drei Drachen bewacht. In der erſten Höhle ſitzt die älteſte und ein dreiköpfiger Drache neben ihr, jeden Mittag legt er ſeine Köpfe in ihren Schoos, da muß ſie ihn lauſen, bis er eingeſchlafen iſt. Vor der Thüre hängt ein Korb, darin liegt eine Flöte, eine Ruthe und ein Schwert und die drei Kronen der Königstöchter liegen auch darin,

den Korb mußt du dir erſt wegtragen und in Sicherheit bringen, dann faſſe das Schwert, geh hinein und hau dem Drachen die Köpfe ab, aber alle drei auf einmal, verfehlſt du einen, ſo wachſen alsbald die andern wieder und es kann dich nichts mehr retten." Dann gibt er ihm auch eine Glocke, wenn er daran ziehe, wolle er ihm zu Hulfe eilen. Nach der älteſten erlöſt er auch die zweite, die ein ſiebenköpfiger, und die dritte, die ein neunköpfiger Drache bewacht. Dann führt er ſie zu dem Eimer, worin er herabgelaſſen war und ruft ſeinen Geſellen zu, ſie ſollten wieder hinaufwinden. Alſo ziehen ſie die drei Königstöchter nach einander in die Höhe; wie ſie oben ſind, werfen die zwei Treuloſen das Seil hinunter und wollen den unten verderben. Er zieht aber das Glöckchen, da kommt das Erdmännchen und heißt ihn auf der Flöte pfeifen und wie er das thut, kommen aus allen Ecken viel tauſend Erdmännchen herbeigelaufen. Da heißt ſie ihr König eine Treppe für den Ritter machen und ſagt ihm, oben ſollt er nur mit der Ruthe aus dem Korbe auf die Erde ſchlagen. Alſo legen ſich die kleinen Männer zuſammen und bilden eine Treppe, worüber der Ritter hinaufgeht, oben ſchlägt er mit der Ruthe, da ſind ſie alsbald wieder verſchwunden. —

Es iſt hier ein Zuſammenhang mit der Erlöſung der Ehrimhild vom Drachenſtein; wie dort, verſchwindet ſie nach der Cöln. Rec. bei einem Feſt, ohne Zweifel als Raub des Drachen, die beiden andern Schweſtern ſind Ausdehnungen der einen mythiſchen Geſtalt; eben ſo iſt unter den Dreien, die ſie zu befreien ausziehen, der jüngſte der eigentliche und einzige. Das Erdmännchen iſt Euglin und Alberich, den ſich der Held gleichfalls durch Gewalt erſt geneigt macht (nach der Cöln. Rec. zieht er ihn am Bart, wie in den Nibel. 2003.) und dann auch entdeckt es erſt den Aufenthalt der Drachenbewachten Königstochter (Lied von Siegfr. 37. 38.), der unter der Erde iſt (Lied 99.). Es folgt die Erlöſung, wie dort, indem die Drachen, welche auf dem Schooſe der Jungfrau ruhen (Lied 91.) getödtet werden. Die Hulfe des Königs der Erdmänner entſpricht der des Euglin

(Lied 151. und vorher beim Kampf 89.) die dieser dem Siegfried nach dem Streit mit dem Riesen leistet; auch indem er ihm Essen bringt (Lied 119.) Sie sind ihm überhaupt wie dort unterthänig.

6.

Der goldene Berg.

Ist von einem Soldaten erzählt worden; der Kaufmann sollte in Amsterdam wohnen, was sich auf Siegfrieds Vater beziehen könnte, den König in Niederlanden. Das vorangehende, die Verschreibung des Kindes an den Teufel in Unwissenheit und Uebereilung ist seine häufige Einleitung der Märchen, (S. Anmerkg. zu I. 55.) hier christlich gestellt. Die Uebereinstimmung mit Siegfried fängt erst da an, wo der Jüngling wie er (Wilk. S. Cap. 140. 141. welche diesen Umstand allein hat) auf dem Wasser fortgetrieben wird. Die Königstochter, die er befreit, ist nach der deutschen Sage Ehrimbild auf dem Drachenstein, sonst aber, besonders nach der nordischen Sage, Brunhild, denn für Gudrun (d. i. Grimbild) thut er dort, wie im Nibel. Lied, nichts. Der Drache, der sie gefangen hält, kommt darin vor, daß sie selbst in eine Schlange verwandelt worden. (Das Ueberwinden der Gespenster durch Schweigen ist ein alter, bedeutender Zug s. altdän. Lieder S. 508.) — Der Goldberg, den der Held gewinnt, ist der Berg mit dem Goldschatze, Hort, welchen, nach dem Lied, Siegfried auch im Drachenstein erwirbt; sogar die Wünschelruthe des Horts (Nib. 4509.) kommt hier als Wunschring vor. — In seiner Verkleidung als Schäfer, wodurch er unerkannt eingehen kann, noch bestimmter hernach in seiner Unsichtbarkeit durch den Mantel und indem er sich in eine Fliege verwandelt hat (wie Loki, auch der indische Hanuman dringt so zur Sita, Volier. I. 150.) erscheinen die unsichtbar machenden Kräfte der Nebel- oder Tarnkappe (Nibel. 1367. u. a.) und die Vertauschung der Gestalt in der nord. Sage. — Am merkwürdigsten ist die fast ganz mit der

alten dunkeln übereinstimmende, und sie aufklärende, umständlichere (vgl. Nibel. 358 — 406) Erzählung von der Theilung des Schatzes, dort sind, wie hier, Nibelungs-Recken uneinig und rufen ihn als Schiedsmann herbei, der Wunder-Degen ist das herrliche Schwert Balmung. Er bekommt es gleichfalls voraus und geht nun ohne zu theilen mit dem erworbenen fort. Jene Wunderkraft des Schwerts ist bedeutend, denn wie alle Köpfe vor ihm fallen, so erstarren alle Lebendige vor dem Aegirs-Helm (Hildegrein), der (wie altd. Wälder I. 264. gezeigt ist,) nach der nord. Sage ebenfalls zu dem Hort gehörte

In seinem Verhältniß zur Königin scheint auch das mit Brunhild durch, sie weiß, wie in der nord Sage, daß er unglücklich wird, wenn er von ihr geht, und ihre Verbindung mit ihm hat etwas geheimes. Er entdeckt es unbesonnen, wie Siegfried der Chrimhild den früher gewonnenen Gürtel Brunhildens gegeben hat (Nibel. 3415.) und daraus entsteht Unglück, so wie ihre zweite Vermählung (mit Gunther) vorkommt. Er ist ihr „Erlöser," den sie hernach doch verderben will; wie er hier die Geister besiegt, ist er in der nord. Sage durch die Flammen geritten, in der Wilk. Sage (Cap. 148.) sprengt er blos gewaltsam die Thore; er war vom Schicksal dazu bestimmt und erwartet.

7.

Die Rabe.

(Aus der Leinegegend). Auch hier kommt die Befreiung der Brunhild vor. Zuerst wie in dem vorigen (doch aus einer ganz andern Quelle geflossenen) Märchen der Zank der Riesen über ihre Schätze, nur nicht so deutlich. Das goldne Schloß auf dem Glasberg ist der Flammensaal der nordischen Sage, geradezu übereinstimmend mit dem altdänischen Lied der Elfkovsviser (altdän. Lieder und Märchen S. 3. Anmerkg. S. 496. 97.) wo Bryniel auf dem Glasberge sitzt; welchen nur ein besonderes Pferd (Grani) besteigen kann. Die Ver-

wandtschaft und Vertauschung der Flamme und des schimmernden Glases liegt sehr nah. — Der Schlaftrunk, vor dem sie ihn warnt und der ihn überwältigt, ist der Vergessenstrank der nordischen Grimhild.

Eine Annäherung zu den drei Raben l. 25. ist sichtbar und doch dieses Märchen neu. In einem der Braunschweiger Sammlung, das sonst ganz anders ist, kommt S. 226. ff. vor, wie die Verwünschte dreimal vorbei fährt und der Ritter, der zu ihrer Erlösung wachen soll, weil er aus einer Quelle getrunken, an einer Blume gerochen oder einen Apfel genossen, eingeschlafen ist: sie legt ihm jedesmal ein Geschenk zur Seite, ihr Bild, eine Bürste, die Geld schafft und ein Schwert mit der Inschrift: „schlag mir." Auch ist die Farbe ihrer Pferde jedesmal, wie hier, verschieden. Uebrigens beweist diese Recension den näheren Zusammenhang mit dem vorangehenden Märchen vom goldenen Berg, denn der Ritter hat auch vorher die verzauberte aus ihrer Schlangengestalt durch Schweigen bei furchtbaren Gespenstern erlöst. — Ueber das Kundgeben durch das Werfen des Rings in den Weinbecher vgl. Hildebrands Lied. S. 79.

I.

Die kluge Bauerntochter.

(Aus Zwehrn.) Hier hat sich deutliche Spur der alten Sage von Aslaug, Tochter Brynhilds und Sigurds erhalten. Wiewohl eine königlich geborne, die durch Unglück in die Hände von Bauern gerathen ist, nicht ausdrücklich genannt, zeigt sich doch klar dasselbe Verhältniß. Sie ist über ihren Stand und ihre Eltern weise und der König wird wie Ragnar auf Kraka (so heißt Aslaug als Bäuerin) durch ihre Klugheit aufmerksam gemacht. Um sie zu prüfen, legt er ihr gleichfalls ein Räthsel vor, das sie durch ihren Scharfsinn glücklich und rasch löst. Der Inhalt des Räthsels selber stimmt noch zusammen und es sind nur verschiedene Aeußerungen desselben Gedankens. Der nord. König verlangt von Kraka (Ragnar Lodbroks S. Cap. 4.), sie

solle kommen: „gekleidet und ungekleidet, gegessen und ungegessen, nicht einsam und doch ohne jemands Begleitung." Sie wickelt sich, wie hier, nackt in ein Fischgarn, darüber her ihr schönes Haar, beißt ein wenig in einen Lauch (Zwiebel) so daß man den Geruch davon empfindet und läßt ihren Hund mitlaufen. Zu vergleichen ist auch ein ähnliches Räthsel in andern Erzählungen *), so daß es überhaupt als ein altes Volksräthsel erscheint.

Auch in der fortwährenden Klugheit und wie sie sich des Königs Liebe wieder zuwendet, der die Bäuerin zurückschicken will, gleicht sie der Aslaug. Ragnar war in Schweden beim König Eistein, dessen schöne Tochter Ingeborg ihm gefiel, auch

*) Nämlich Pauli's Schimpf und Ernst enthält einen Schwank, wornach einem die Strafe erlassen werden soll, wenn er kommt: „halb geritten und halb gegangen, mit seinem größten Feind und größten Freund." Der Schuldige kommt mit seinem Pferd, indem er den rechten Fuß in den Steigbügel setzt, mit dem andern auf der Erde fortstelzt; mit seiner Frau, die ihn auf eine Ohrfeige gleich als Mörder anklagt, (was er ihr fälschlich als ein Geheimniß anvertraut hatte) und sich so als sein größter Feind ausweist; und mit seinem Hund, der sein größter Freund ist, weil er, nachdem er ihn geschlagen, auf sein Locken, wedelnd zurück kommt. Hans Sachs erzählt auch die Geschichte sehr gut und in der Sache übereinstimmend, ed. 1560. fol. 78. Eine abweichende Recension, welche die Gesta Romanor. enthalten (lat. Ausg. Cap. 124. deutsche, Cap. 24.) hat auch die Aufgabe etwas anders: der Schuldige bringt nämlich kein Pferd, sondern legt das rechte Bein auf den Hund, und weil er noch ferner seinen besten Spielmann sollte mitbringen, hat er sein Kind mitgenommen, als welches ihm, wenn es vor ihm spiele, die größte Kurzweil mache. — Endlich kommt dasselbe in einer Erzählung der Cento novelle antiche (Torino 1802.) S. 163. vor. Wer zu einem bestimmten Tag „seinen Freund, Feind und Spielmann mitbringt" soll die Gnade des Königs und große Schätze haben, das wird wie dort aufgelöst; nur, daß er halb geritten und halb gegangen kommen soll, fehlt.

Auch die Lahnbürger sollen dem König entgegen kommen halb geritten und halb gegangen.

„Der Sendherr sal kommen mit dritthalben man mit dritthalben Pferde u. sal nit kommen im Wege als uswendig des Weges. (Würdtwein p. 188.)

ſeine Leute rathen ihm eines Bauerntochter nicht länger bei ſich zu haben. Als er aber nach Hauß gekommen iſt, und beide zu Bett gegangen, weiß durch ihre Vögel (Raben: Geiſt) Aslaug ſchon ſein Vorhaben, entdeckt ihm ihre königliche Abkunft und gewinnt dadurch wieder ſeine Neigung. Cap. 8.

9.

Geiſt im Glas.

(Aus dem Paderborn.) Beim Fiſcher (I. 29.) ward ſchon die Uebereinſtimmung mit der Erzählung der 1001. Nacht (ed. Paris 1806 in 12 I 207.) bemerkt, hier iſt ſie von einer andern Seite noch deutlicher und der lebendige Zuſammenhang beider Sagen unläugbar. Dieſes Märchen iſt alſo ein merkwürdiges Gegenſtück zu dem Simeliberg (ſ. unten Nr. 56) und der Harzſage von der Dumnburg (Otmar 235), die ſich in der 1001 Nacht B. VI. 342. findet und zu dem von den drei Vügelkens.

Das Einſchließen des Teufels (denn ein böſer Geiſt iſt es, ſo wie in der orient. Erzählung) in eine Flaſche kommt mehr vor z. B. in der Sage vom griech. Zauberer Savilon (Zabulon, d. i. Diabolo), wo der Virgilius ihn befreit (ſ. Reinſr. von Braunſchw. Hanöv. Mſ. f. 168—171.) im Galgenmännlein. Die Liſt, wodurch er bezwungen wird, iſt dieſelbe, wodurch der unerſchrockene Schmidt (I. 31.) ſich befreit.

10.

De drei Vügelkens.

Drei Stunden von Corvei weſtlich liegt der Leuterberg, Löterberg, Teuteberg (übereinſtimmend mit dem nicht weit davon anhebenden Teutoberger Wald) d. h Götter-, Völker-, Vater-Berg, auf deſſen Gipfel ſich die Corveiſchen, Hanöv. und Lippiſchen Gränzen berühren. Er iſt von beträchtlicher Höhe und mag leicht mehr als 40 Stunden im Umkreis beherrſchen, tiefer iſt er mit Wäldern bewachſen, die Kuppel ſelbſt iſt kahl, hier und da mit

Der Viehhirten Singen he loe, he loe bezeugt von Steinen in der westphäl. Gesch. Th. 1. Lemgo 1797. S. 57. (u. leitet es von einem Gott Loe her!)

großen Steinen besäet und gewährt dürftige Weide für Schaafe. An ihn haben sich natürlich viele Sagen geknüpft und durch ihn erhalten. Rings um den Berg liegen sechs Dörfer, aus einem derselben ist das Märchen ganz in der Mundart mit allen ungleichen zwielichtigen Formen (denn nur die Schriftsprache hat eine einzige bestimmte, die lebende so häufig mehrere zugleich) z. B. sehde und segde, graut und grot, bede und beide, derbe und dride. Teite für Vater, das alte Tatta, wird nur in diesen sechs Dörfern gesagt, sonst immer Vaer. — Der Eingang hängt noch mit folgender Sitte zusammen: wenn die Kinder, auf den verschiedenen Seiten des Bergs das Vieh hütend, sich etwas sagen wollen, ruft eins: „helo!" oder: „helo! helo! höre mal!" Dann antwortet das andere von drüben: „helo! helo! wat wust du?" — „helo! helo! kumm mal to mie herover!" — „helo! helo! ick kumme glick!"

Dieses Märchen stimmt sagenmäßig mit dem der 1001 Nacht von den zwei Schwestern, die auf ihre jüngste eifersüchtig sind (VII. 177. ff) überein; die arabische Erzählung ist nur mehr ausgedehnt, die deutsche einfacher und auch wohl schöner; beide haben ihre Eigenthümlichkeiten und beweisen ihre Selbstständigkeit damit. Aus jenem allgemein zugänglichen Buch wäre Auszug und Zusammenstellung bis ins einzelne überflüssig. Der Derwisch, welchem der Prinz erst Bart- und Augenhaar abschneidet, eh er redet (eins mit dem Gespenst in deutschen Sagen, welches stillschweigend rasirt seyn will), ist hier die hülfreiche alte Frau; sie geht fort und ist erlöst, gleichwie jener stirbt, nachdem er seine Bestimmung erfüllt hat.

Aber nicht blos als arabisches auch als altitaliänisches erscheint dieses merkwürdige Märchen bei Straparola (IV 3.): eine äußere Ableitung von dorther wendet entscheidend der Umstand ab, daß Straparola längst vor dem Uebersetzer der 1001 Nacht lebte. Manches ist bei ihm sogar besser: den Kindern fallen, wenn sie gekämmt werden, Perlen und Edelsteine aus den Haaren, wodurch ihre Pfleg Eltern reich werden, dort im arabischen heißt es nur einmal (S. 280.): „die Thränen des Kinds sollten

Perlen seyn," aber der Mythische Zug selbst ist schon untergegangen und hat nur diese Spur hinterlassen. Die Wunderdinge, welche im ital. verlangt werden, das tanzende Wasser, der singende Apfel und der grüne Vogel kommen mit der 1001 Nacht überein; aber abweichend und begründeter ist, wenn die Schuldigen, von welchen die Kinder ins Wasser geworfen waren, bewirken, daß die Schwester ihre Brüder zu dem gefährlichen Unternehmen reizt, weil sie hoffen, diese sollten dabei umkommen: in der 1001 Nacht bleibt es unerklärt, warum die Andächtige die Neugierde der Schwester rege macht. Dagegen kommt das Verbot sich nicht umzusehen ohne Noth bei Straparola vor, da die Strafe des Versteinens nicht darauf steht.

Wichtiger als diese Abweichungen der arab. und ital. Sage unter sich, ist es, anzuführen, wie unsere Deutsche in einigem mit dieser, in anderm mit jener übereinkommt; der sicherste Beweis ihrer Unabhängigkeit (wiewohl schon jeder, der die Gegend kennte, wo es aufgenommen ist, überzeugt seyn würde, daß jene fremde Erzählungen niemals dorthin gelangt sind). — Mit Straparola stimmt es, daß die Kinder einen rothen (goldenen) Stern auf der Stirne (altes Zeichen hoher Abkunft: Flamme auf dem Haupt *); mit zur Welt bringen, wovon die arab. Erzählung nichts weiß. Mit dieser dagegen, daß keine böse Stiefmutter, wie bei Straparola mitwirkt, sondern blos die Schwestern; daß die Kinder in drei Jahren nach einander nicht auf einmal zur Welt kommen und sich die beiden ersten Male der König besänftigt. Eigenthümlich dem deutschen und schön ists, daß aus dem Wasser jedesmal, wie das Kind hineingeworfen ist, ein Vögelchen aufsteigt, welches andeutet, daß der Geist das Leben sich erhalten hat, (denn die Seele ist ein Vogel, eine Taube), wie im Märchen vom Machandelboom (I. 47.); darauf be-

*) Es gibt auch Geschlechter, wo bei jedem Mitglied, wenn es heftig bewegt wird, von Zorn, Schaam, ein scharf gezeichneter rother Blutstreif auf der Stirne sich zeigt.

ziehen ſich auch die Worte im Vers *) „zum Lilienſtrauß" ſie wollen ſagen, das Kind war zum Tode bereit (d. i. todt) bis auf weitern Beſcheid (Gottes) aber iſt es gerettet; die Lilie lebt noch, denn die Lilie iſt auch der unſterbliche Geiſt (ſ. das Märchen von den drei Brüdern I, 9. S. 28. wo ſtatt der Lilie die ihr gleichſtehende weiße Studentenblume: Narciſſe, verwandelter Jüngling, vorkommt; und das Volkslied im Wunderhorn, wo aus dem Grab, darin Vater, Mutter und Kind liegen, drei Lilien aufſprieſſen). Das Goldwaſſer und tanzende Waſſer iſt hier richtiger Waſſer des Lebens, dieſes wird öfter in den Mythen geſucht (auch in rabbiniſchen findet es ſich) und daß es in der 1001 Nacht nicht anders ſeyn ſoll, iſt daraus klar, daß die Princeſſin durch Waſſer, das ſie gleichfalls oben bei dem Vogel gewinnt, die ſchwarzen Steine zu Prinzen wieder belebt, wie hier den ſchwarzen Hund; viel natürlicher iſt es auch, daß es angewendet wird, um die unſchuldige Mutter, die im Kerker ſaß, wieder geſund zu machen. — Zum Ganzen vgl. das folgende Märchen.

II.

Das Waſſer des Lebens.

Nach einer heſſiſchen und paderborn. Recenſion. Nach der heſſiſchen kommt die erlöſte Prinzeſſin gar nicht vor und ſie ſchließt damit, daß der König, um den Schuldigen aus ſeinen drey Söhnen zu erforſchen, drei Decken machen läßt, eine goldene, eine ſilberne und eine gewöhnliche: wer über die goldene reiten werde, ſey der unſchuldige und das iſt dann der jüngſte. In der paderborn. abweichend, und überhaupt viel unvollkommener, gibt den drei Prinzen, die zuſammen reiſen, ſtatt des Zwergs ein Fiſcher Auskunft. Sie können in das verzauberte Schloß nicht eher gelangen, bis jeder drei Federn von einem Falken hat, der alle drei Tage dreimal

*) Dieſer Vers geht auch in andere Volkslieder der benachbarten Gegend über.

geflogen kommt und jedesmal eine fallen läßt. Im Schloß mussen sie mit einem siebenkopfigen Drachen kämpfen, wer ihn nicht in drei Tagen besiegt, der wird in Stein verwandelt, wer ihn aber tödtet, bekommt das Wasser des Lebens. Sie gelangen mit den Falkenfedern ins Schloß; der Kampf wird angeordnet; die Prinzessin und der Hof, alles ganz schwarz gekleidet, sehen zu. Die beiden ältesten können dem Drachen nichts anhaben und werden zu Stein; nun kommt der jüngste daran, der in einem Schlag die sieben Köpfe abhaut: die Prinzessin gibt ihm also das Lebenswasser und, auf seine Bitte, den Brüdern das Leben wieder.

Die Verwandtschaft mit dem vorhergehenden Märchen und dem arabischen und ital. fällt sogleich in die Augen, eben so nähert sich das vom Vogel Phönix (I. 57.) in allen Hauptzügen. Am reinsten ist die Sage hier in dem Umstand, daß Lebenswasser gesucht wird, um einen alten kranken König zu heilen. (Im trojan. Krieg, den Conrad von Würzb. bearbeitete, hat Medea um den alten Vater des Jason zu verjüngen, Wasser aus dem Paradies (V. 10651) Licht von Gold roth (10659) darin kocht sie den Zaubertrank). Das Versteinen ist in der paderbörn. wie in der arab. Erzählung Strafe dessen, der nicht siegt. Im plattdeutschen kommt es eigentlich nicht vor, doch der schwarze Hund (denn es sind schwarze Steine in der 100. Nacht) nach welchem man sich ebenfalls nicht umsehen darf, deutet offenbar darauf; er wird auch hernach in einen schönen Prinzen, wie jene Steine verwandelt. Zugleich gibt dieses Versteinen, wozu in der 1001 Nacht kommt, daß die Brüder ihrer Schwester ein Zeichen zurück lassen, namentlich der älteste ein Messer, das bei seinem Leben glänzend, bei seinem Tod sich blutig zeigen wird,+ eine unleugbare Grundähnlichkeit und Verbindung mit dem Märchen Nr. 74. im ersten Theil.

Paradis- und Höllenwasser cf. Halkiouls nº. XV.

+ In der Sage [illegible] [illegible] das Leben [illegible] [illegible] blank [illegible] [illegible] auf das Messer, das Tod [illegible] [illegible] [illegible].

+(p. 217.) 12.

Doktor Allwissend.

(Aus Zwehrn.) Es ist auch im plattdeutschen ein

sehr gutes ähnliches Märchen unter dem Volk, das uns aber nicht vollständig konnte erzählt werden.

13.
Der Froschprinz.

(Hessisch.) Ist der eiserne Heinrich (I. 1.) in eigenthümlicher Verschiedenheit und an sich der Aufnahme werth, wenn es nicht ohnehin ein merkwürdiges Märchen wäre. Die Grundidee ist wiederum die tiefe von Amor und Psyche, welche in so häufigen und immer verschiedenen Aeußerungen vorkommt. Vgl. die Anmerkg. zum Märchen vom Löweneckerchen (Nr. 2.) und vom Sommer- und Wintergarten (I. 68.)

14.
Des Teufels rußiger Bruder.

(Aus Zwehrn.) Die alte Sage von dem Bärenhäuter, welche schon im Simplicissimus (III. 896.) erzählt wird (vgl. Arnims Tröst Einsamkeit und seine Erzählung: Isabelle von Egypten). Dort gibt ihm der Wirth eine seiner Töchter, wegen der künstlichen Bilder, die der Geist für ihn gemahlt hatte. Merkwürdig die gar nicht christliche Ansicht der Hölle, worin der Soldat Musik lernt, wie diese in den Venusberg lockt, er selbst dient dem Teufel nur eine Zeit, ist dann frei und glücklich. Vermuthlich Zusammenhang mit dem Märchen hat eine sonst weit verbreitete Volkssage, die sich am vollständigsten, wiewohl überarbeitet und erneuert erhalten hat im dän. Volksbuch Broder Ruus (s. Nyerups Verzeichniß der Volksb. Nr. 43. und Bausle Digtekonsts Historie I. 115 — 122.), aber auch in Deutschland gangbar gewesen seyn muß, wie er noch in Brunonis Seidelii paroemiae ethicae (Francof. 1589) als frater Rauschius angeführt steht. Ueber den engl. friar Rush vergl. Scotts Noten zu s. Gedicht Marmion. p. LXVI. Diese Namen führen freilich mehr auf Rausch, Lärm, könnten aber auch mit dem hier. zusammenhängen. Dieser Rausch

Et aliis Germanorum populis usurpatum raro et privata cujusque audentia apud Cattos in consensum vertit, ut primum adoleverint, crinem barbamque submittere, nec nisi hoste caeso exuere votivum obligatumque virtuti oris habitum. Super sanguinem et spolia revelant frontem — ignavis et imbellibus manet squalor. Tac. Germ. 31.

ist auch aus der Hölle gekommen und wird selbst als ein Teufel dargestellt, er geht in ein Kloster, verdingt sich da zum Koch, wie jener in der Hölle, und stiftet mancherlei Böses. Damit fließt die Sage in die von den alten Helden, die ins Kloster gehen und Dienst thun, bei welchen aber der Drang nach Kriegsthaten immer durchblickt; der Bärenhäuter wird gerade auch als ein aus dem Krieg kommender entlassener Landsknecht dargestellt. — Fischart im Gargant. Spielverzeichniß Nr. 48. führt an: „der rusig Schultheiß aus Morenland." — Vgl. das folgende Märchen.

Vgl. die Sage von dem Manne mit den drei Töchtern, die der Teufel zu gewinnen sucht. bei Harsdörfer Mondgeg. 15.
T. 672.

Der Grünrock.

(Aus dem Paderbörn.) Selbstständige Abweichung des vorigen Märchens. Der Teufel erscheint hier wie in der Sage, welche Hebel (Alleman. Gedichte 50.) erzählt, als ein Grünrock (Weltkind) und der sich ihm ergibt, braucht auch nur in die Tasche zu greifen, so hat er einen Thaler.

16.

Zaunkönig und Bär.

(Aus Zwehrn.) Ein schönes Thiermärchen, das in den Cyklus von Reinecke Fuchs gehört, wo der Zusammenhang näher angegeben werden soll. Hier nur so viel, daß Zaunkönig, Sperling und Meise eine Idee ausdrücken: die kleine List siegt aber über die große und darum muß selbst das ganze vom Fuchs angeführte Thiergeschlecht dem kleinen Geflügel weichen, wie im Märchen vom Gevatter Sperling (I. 58.) der Fuchs dem Vogel. Der Zaunkönig ist der herrschende, weil die Sage das kleinste wie das größte als König anerkennt. Dieß ist wieder der Gegensatz der listigen Zwerge zu den plumpen Riesen, wie man schon zwerghaften, kleinen Leuten den Unnamen Zaunschlisser zu geben pflegt.

17.

Vom ſüßen Brei.

(Heſſiſch.) Einmal die uralte Fabel vom Krüglein, das nie verſiegt, und das nur die reine Unſchuld in ihrer Gewalt hat; (vergl. zumal die indiſche Erzählung von dem Kochtopf, in den man bloß ein Reißkorn zu thun braucht und der daraus unaufhörlich Speiſe kocht. Polier II. 45) dann die Sage vom Zauberlehrling in Göthes Lied; wiewohl ſie eine Darſtellung ohne Gleichen dort erhalten, ſo tritt doch die eigentliche tiefe Mythe nicht ſo klar hervor und der Nachdruck ruht auf der Herrſchaft des Meiſters. — Brei wie Brot als urſprüngliche, einfache Speiſe, bedeutet überhaupt alle Nahrung; ſonſt war es in Thüringen gebräuchlich zur Faſtnacht Hirſenbrei zu eſſen, weil man glaubte, daß dann durchs ganze Jahr kein Mangel entſtehen werde vgl. Prätor. Glückstopf S. 260. So ſtiftet auch die weiſe Frau zur Belohnung der Arbeiter ein Feſt des ſußen Breies.

18.

Die treuen Thiere.

(Aus der Schwalmgegend.) Eine ſchöne Verbindung mit dem Thiermärchen, wie ſie in No. 74. des erſten Bandes vorkommt. Die Schonung der hernach dankbar helfenden Thiere iſt auch in I. 16. vgl. die dortige Anmerkung und Nr. 63. wie im geſtiefelten Kater. Im Pentameron V. 3 ein ſehr eigenthümliches Märchen, das jedoch mit dieſem weiter keine Gemeinſchaft hat, von dem scarafone, soroco und grillo. Merkwürdig iſt hier die Thätigkeit der Maus und wie ſie den ſchlafenden Feind beißt; dies erinnert an Loki, der als Fliege die ſchlafende Freya ſticht, damit ſie das Halsband ablege. Die Thiere der Fabel ſind nichts als verwandelte Helden und Menſchen. — Der weiße eirunde Stein iſt vermuthlich ein ſogenannter Weiſe, isl. Jarknasteinn (vgl. die Anmerkung zur Str. 3. des dritten Sudrunen-Liedes.)

19.

Märchen von der Unke.

Vgl. Schlangen-Königin in Dyß Volksagen c. 148.

I. (Aus Hessen und an mehreren Orten gehört.) Offenbaren Zusammenhang damit hat eine Erzählung der Gesta Romanorum Cap. 68. Ein Ritter wird arm und ist darüber traurig. Da fängt eine Natter, die lang im Winkel seiner Kammer gelebt, zu sprechen an und sagt: „gib mir alle Tage Milch und setze sie mir selber her, so will ich dich reich machen." Der Ritter bringt ihr nun alle Tage die Milch und in kurzer Zeit wird er wieder reich. Des Ritters dumme Frau räth aber zum Tod der Natter, um der Schätze willen, die wohl in ihrem Lager sich fanden. Der Ritter nimmt also eine Schüssel Milch in die eine Hand, einen Hammer in die andere und bringts der Natter, die schlüpft aus ihrer Höhle sich daran zu erlaben. Wie sie nun trinkt, hebt er den Hammer, trifft sie aber nicht, sondern schlägt gewaltig in die Schüssel; worauf sie alsbald forteilt. Von dem Tag an nymmt er an Leib und an Gut ab, wie er vorher daran zugenommen hat. Er bittet sie wieder um Gnade, aber sie spricht: „meinst du, daß ich des Schlags vergessen, den die Schüssel an meines Hauptes statt empfangen, zwischen uns ist kein Frieden." Da bleibt der Ritter in Armuth sein Lebelang.

II. (aus Hessen.) Die Sage von den Kronen (Feuerteppichen welche die Schlangen (Salamander) weben, ist bekannt.

III. (aus Berlin.)

20.

Der Müller mit dem Kätzchen.

(Aus Zwehrn.) In eigener Zierlichkeit das Märchen von dem glücklich gewordenen Dummling, s. Anmerkung zu I. 64. Die andern Müllersburschen bringen mit Fleiß und aus großer Verachtung des Dummlings lahme und scheele Pferde, wie die zwei ältesten Königssöhne grobe Leinwand und häßliche Weiber.

21.

Die Krähen.

(Aus dem Meckelnburg.) In Pauli's Schimpf- und Ernſt Cap. 46. einfach: ein Diener wird von ſeinem Herrn an einen Baum gebunden, böſe Geiſter, die ſich Nachts da verſammeln, ſprechen, daß ein Kraut, welches unter dem Baum wächſt, das Geſicht wieder gebe; nachdem er ſich geheilt, macht er damit auch eines reichen Mannes Tochter wieder ſehend und erhält ſie mit groſſen Gütern zur Ehe. Sein voriger Herr will ſich auch ſolchen Reichthum verſchaffen, geht zum Baum, wo ihm Nachts die Geiſter die Augen ausſtechen. In der Braunſchw. Sammlung mit dem unſrigen übereinſtimmender, aber ſchlecht verneuert. S. 169 — 190. Krähen, die auf dem Baume ſitzend, von Augen ausbacken, ſprechen auch in Helwigs jüdiſchen Legenden Nr. 23. hier, indem ſie dem Blinden ſagen, was er thun ſoll, gleichen ſie den Vögeln, die dem Sigurd guten Rath geben (ſ. Fafniémal und Anmerkg. zu Str. 32.) der friſchgefallene Thau, der das Geſicht wieder gibt, iſt das Reine, das alles heilt, der Speichel, womit der Herr dem Blinden das Geſicht wieder gab und das unſchuldige Kinder- oder Jungfrauen-Blut, wodurch die Miſelſuchtigen geneſen.

22.

Hans mein Igel.

(Aus Zwehrn.) Iſt König Porc bei Straparola (II. 1.) doch hier beſſer, fantaſtiſcher und urſprünglicher, nur ſollte Hans noch einem König den Weg gezeigt haben und betrogen ſeyn, damit er erſt, wie bey Straparola, das drittemal erlöſt würde. Igel, Stachelſchwein und Schwein ſind mythiſch eins, wie Porc und Porcaril; unten in einer andern einfachen, aber auch guten Darſtellung iſt es ein Eſel (Nr. 58.). Dieſe beiden Märchen machen mit Nr. 1. und 68. im erſten Band und Nr. 2 13 und 61 in dieſem eine Reihe naher Verwandtſchaft aus, an welche ſich wie-

der andere in entfernterer schließen, vgl. die dortigen Anmerkungen. Ueber die zum Grund liegende Idee s. eine Anmerkung zu den altdän. Liedern. S. 528. 529.

Vgl. die Geschichte Falomoel und die ägypt. Königstochter. Kosegärtl I. 210–213.

Leute, welche Gott zu ungestüm um Kindersegen anflehen, werden oft in den Märchen mit solchen Mißgeburten bestraft, die sich hernach, wenn die Eltern gedemüthigt sind, noch in Menschen verwandeln. — Die Rückkehr des Kinds ins väterliche Haus ist wie die des jungen Riesen in Nr. 4.

23.

Das Todtenhemdchen.

(Aus Baiern.) Der Glaube, daß Thränen dem Todten nachgeweint, auf die Leiche im Grab niederfallen und ihre Ruhe stöhren, erscheint auch im zweiten Helgelied (Str. 44.) so wie im dänischen Volkslied vom Ritter Aage und der Jungfrau Else.

24.

Der Jud im Dorn.

Dramatisch lebendig, wie der Schmidt und Teufel. Eine mündliche Erzählung aus Hessen leitet anders ein." Der Vater entläßt seine drei Söhne, die auf drei Wegen in die Welt ziehen. Dem einen begegnet der gute Geist und schenkt ihm die drei Wünsche; er wünscht einen Hut, der aus der Irre auf den rechten Weg führt; einen Wünschring; die Geige, die alles zum Tanzen zwingt. Darauf die Begebenheit mit dem Juden und dem Richter. Endlich wünscht er sich an den Scheideweg mit seinen Brüdern zusammen und macht sie alle reich. Diese größere Verwickelung scheint aber den Eindruck mehr zu schwächen und eine andere ganz einfache mündliche Erzählung aus dem Paderbörn. und die alten gedruckten Bearbeitungen wissen nichts davon. Albrecht Dieterich „Historia von einem Bauernknecht und München, welcher in der Dornhecken hat müssen tanzen" s. l. 1618. 8. (auf der Götting. Bibl.) ein

Luſtſpiel, das aber vermutlich im 16 Jahrh. verfaßt iſt. Etwa gleichzeitig damit: J. Ayrer's Faßnachtſpiel von Fritz Dölla mit der gewünſchten Geigen im opus theatricum Bl. 97 — 101. Auch bei Dieterich heißt der Bauernknecht Dulla, ein mythiſcher Name, der an Till oder Dill Eulenſpiegel den luſtigen Schalksknecht erinnert (ſ. oben Num. 4.) und das ſchwed. und altnordiſche Wort: Tule, Thulr. (homo facetus, nugator, Spielmann.) der Narr und Sänger des Volks iſt, und ſonſt ſtimmen beide ſehr zuſammen, ſo daß ſie aus einer Quelle ſchöpfen konnten, ſchwerlich aber ſich gegenſeitig benutzt haben. Die Wünſche ſind wie hier; ſtatt des Juden, haben beide einen kloſterentlaufenen Mönch; bei Dieterich hält er die gerühmte Kunſt des Knechts für Prahlerei und ſpricht: „in jener Hecke ſitzt ein Rab, trifft du den mit deiner Armbruſt, ſo zieh ich mich nackend aus und hol ihn hervor.“ Beim Ayrer ſchießt er einen Vogel vom Baum; vom Kleiderausziehen iſt keine Rede. — Nach Diet. Albrecht die däniſchen Reime: om Munken og Bondedrengen (Nyerup in der Iris og Hebe 1796. 310 — 312.) — Vielleicht bezieht ſich auf unſer Märchen eine ſonſt unverſtändliche Anſpielung im Parcifal 8539. vom Faſan (Vogel) im Dornach.

Die Sage vom Tanzen in den Dornen iſt ſehr verbreitet und greift in ein ganz anderes Märchen des erſten Bandes S. 258. ein. Für die mündliche Ueberlieferung wird eine von Otmar in Bekkers Erhol. 1797. aufgezeichnete Erzählung wichtig, wo ſie aber ſehr entſtellt und in falſchen Ton verſetzt iſt. Ein auf Tod und Leben gefangener Zauberer hat einen nie fehlenden Pfeil und ſchießt damit einen Falken aus hoher Luft, der in Sumpf und Dornen fällt. Die Häſcher ſollen ihn ſuchen, da hebt er den Schwabentanz zu pfeifen an, das ganze Gericht tanzt und ſo wird er von ſeiner Hinrichtung hernach befreit.

Die letzte Bitte und die Rettung aus dem Tod durch Blaſen und Spielen kommt häufig vor, (vgl. oben Nr. 30 das blaue Licht) von Arion bis auf Gunnar, der durch Harfenſchlag die Schlangen abhält. Die Kraft Tanz zu erregen lag auch in Oberons Pfeife, beſonders merkwürdig iſt das Beiſpiel

in der Herrauds ok Bosa Saga S. 49—51. wo gar Tische, Stühle Messer und Becher mit tanzen müssen. Vielleicht stammt selbst das Wort Geige von dem dort auch vorkommenden Gygiarslag (Zauberschlag von Gygur, Zauberin, Riesin. Man hat vom Fandango eine ähnliche Erzählung, Pabst und Cardinäle, die ihn verdammen wollen, mussen ihn anheben und freisprechen.

25.

Der gelernte Jäger.

(Aus Zwehrn) Die Schützenkünste erinnern sehr an An Bogsweigr — das Aufschneiden und Trennen der Kleider der schlafenden Königstöchter, an das Zerschneiden des Panzers (slita brynin) der Brynhild. — Das Zungen ausschneiden kommt vft vor, der Hauptmann ist der Truchseß im Tristan. Das Märchen geht am Ende in den König Drosselbart über I 52.

26.

Der himmlische Dreschflegel.

(Aus dem Paderbörn.) Münchhausen hat den Schluß dee Märchens gekannt und in seinen Reisen S. 53 benutzt. Die meisten dieser volksmäßigen Lügen sind nicht von diesem erfunden, sondern uraltes Gut und brauchen nur in einem andern Ton erzählt zu werden, um in weitverbreitete Mythen einzugreifen; z. B. das Winden eines Seiles aus Spreu ganz übereinkommend mit dem: vinda os sandi sima (Harbardsl 17,) und dem latein.: ex arena sinuem nectere, ähnlich der aus Wasser und Wein gedrehten Peitsche. Wunderhorn II. 411 aus dem Dietmarsenlied. Vergl. die rabbin. Mythen bei Helwig Nr. 2. und 3.

27.

De beiden Künigeskinner.

(Aus dem Paderbörn.) Sehr eigenthümlich, gut und vollständig aufgefaßt. Verwandt mit dem Lö-

[Danske Viser B. I. Anmerk. zu n° XLIII. „binde Reb af Sande og med de Reb og til Maanen löbe."

weneckerchen (Nr. 2.) wegen des Ueberbietens der falſchen Braut, ſo wie mit dem Prinz Schwan II. 59.) wegen der Verfolgung mit dem Zundereagel I. 50.) dem Liebſten Roland I. 56 und dem Oterlo (I. 70.) auch wegen des Vergeſſens mit beiden letztern. Ueber die Aufgaben vgl. altd. Wälder 1. Heft 4. Merkwürdig iſt der Ausdruck: „Arweggers herut," denn in den eddiſchen Zwergnamen (Dverga-heiti) kommt auch Aurvagur vor; wenn gleich eine Variante und die Völuſpa: aurvangur lautet. Der frühwachende iſt arvakur ein Stier- und Pferde-Namen (Sigurorifa's Lied Str. 17.)

28.

Das kluge Schneiderlein.

(Aus der Schwalmgegend.) Ganz im Charakter vom tapfern Schneider I. 20.) das Rathen des Gold- und Silberhaars kommt auch ſonſt vor.

29.

Die klare Sonne bringts an den Tag.

(Aus Zwehrn.) Ein tiefes, herrliches Motiv iſt hier bürgerlich ausgedrückt. Niemand ſah der Mordthat zu, keines Menſchen Aug, aber doch die Sonne (Gott), das himmliſche Auge. Man hat noch andere Sagen von der Sonne, wie ſie ſich verhüllt und nicht zuſchauen will, wenn eine Mordthat geſchehen ſoll, vgl. Odyſſee XX. 356. Daß die Worte eines Sterbenden Gewalt haben, wird ſchon in Jolnismal als alter Glauben bemerkt. — Das Sprüchwort: „es wird nichts ſo fein geſponnen, es kommt endlich an die Sonnen," iſt auch hier zu bemerken.

30.

Das blaue Licht.

(Aus dem Mecklenburg.) Die Pfeife, woraus der Soldat raucht, iſt wohl aus einer Zigeuner-Pfeife

entſtanden, welcher die Erdmänner ſonſt zu gehorchen pflegen, wie in Nr. 6. das blaue Licht iſt ein Irrwiſch, dän. Vättelys (Geiſterlicht) und Lygtemand, der Herr des Zwergleins. Schärtlin's Ausrufung war: „blau Feuer!“ welche Worte ſich auch mehrmals bei Hans Sachs finden.

31.

Das eigenſinnige Kind.

(Heſſiſch.) Einfach kindliche Lehre, wie im Märchen vom alten Großvater I. 78. und vom geſtohlenen Heller I. 7. Das Herauswachſen der Hand aus dem Grabe iſt ein weitverbreiteter Aberglaube und gilt nicht blos von Dieben, ſondern von Freviern an gebannten Bäumen, (Schillers Tell Act. 3. Sc. 3.) von Vatermördern (Wunderhorn I. 226.) In Schimpf und Ernſt iſt noch eine andere Erzählung von einem Arm, der aus dem Grab hervorreckt (dän. Ausg. p. 218.) Es iſt auch nur eine bloſe Veränderung der nämlichen Idee, wenn aus dem Hügel und Mund Begrabener Blumen oder beſchriebene Zettel, ihre Schuld oder Unſchuld anzuzeigen, wachſen.

Es iſt auch die Sage und der Glauben, daß dem, welcher ſeine Eltern ſchlägt, die Hand aus der Erde wächſt; ſo iſt der Fuchsthurm auf dem Hausberg bei Jena der kleine Finger eines verſunkenen Rieſen, der Hand an ſeine Mutter gelegt hatte.

32.

Die drei Feldſcherer.

(Aus Zwehrn.) Die Geſta Romanor. (deutſche Ausg. 1489. Cap. 37. lat. Cap. 76.) enthalten ein ähnliches Märchen. Zwei geſchickte Aerzte wollen, um allen Zank zu ſchlichten, ihre Kunſt an einander erproben; der ſich geringer zeigt, ſoll des andern Junger werden. Der eine zieht durch Hülfe einer edlen Salbe ohne Schmerz und Verletzung dem andern die Augen aus, legt ſie auf den Tiſch und ſetzt ſie eben ſo leicht wieder ein. Der andere will nun

dasselbe Kunststück auch vollbringen, zieht jenem mit seinen Salben nun die Augen heraus und legt sie auf den Tisch, als er sich aber bereitet, sie wieder einzusetzen, kommt ein Rabe durch das offene Fenster und holt schnell ein Auge weg und frißts. Der arbeitende ist in Noth, denn kann er das Aug nicht wieder einsetzen, wird er dem andern unterthänig; da schaut er sich um und erblickt eine Ziege, dieser nimmt er eilends das eine Auge und setzt es seinem Gesellen für das fehlende ein. Als er ihn frogt, wie es ihm vorkomme, antwortet er, Verletzung und Schmerz habe er nicht gespürt, aber eins seiner Augen schaue immer über sich zu den Bäumen (wie nämlich die Ziegen nach dem Laub thun), das andere unter sich. — Das eingesetzte Herz erinnert an Hrugnir's steinernes und das seinem Diener Mokurkalfr eingesetzte Pferdeherz u. s. w. Zu dem Einsetzen fremder Augen vgl. auch das Märchen von der Nachtigall und Blindschleiche (I. 6.) und nähere Einsicht müßte lehren, in wie fern ein altdeutsches Gedicht „von einem König der Katzenaugen gewann" (Schlegels Mus. IV. p. 416. Nr. 138.) hierher gehört.

33.

Der Faule und der Fleißige.

(Aus der Schwalmgegend.) Die Erlösung durch einen Kuß kommt häufig in den Sagen vor.

34.

Die drei Handwerkspurschen.

Nach einer Erzählung aus Zwehrn und einer andern aus der Leinegegend. In der letztern ist abweichend, daß der Wirth den Getödteten begräbt, aber ein Freund deßelben kommt, entdeckt sein Pferd im Wirthsstall und sein Hund scharrt unter der Dachtraufe, wo der Ermordete vergraben liegt, einen Arm heraus, dessen Kleidung er wieder erkennt.

35.

Die himmlische Hochzeit.

(Aus dem Mecklenburg.) Gränzt an die Legende und ist doch auch ganz kindermärchenhaft. Der unschuldige Glauben an die Worte Gottes, führt selbst beim Mißverständniß doch zur Seligkeit. Uebrigens merkwürdige Einstimmung mit einem indischen Mythus von einem Götterbild, welches das verzehrt, was ihm auch ein unschuldiger Knabe vorsetzt. (Polier II. 302. 303.)

36.

Die lange Nase.

(Aus Zwehrn.) Die Sage vom Fortunat, die sich auch als eine deutsche ausweist, denn nach dem Volksbuch ist diese Erzählung offenbar nicht gemacht, sondern hier viel alterthümlicher und einfacher. (Vgl. I. Nr. 36. 37.) Der Wünschmantel und das Horn kommen da gar nicht vor, sondern ein Hut und ein Seckel; die Gesta Romanor. haben alles noch viel einfacher: im Fortunat wachsen statt der Nasen Hörner, in den Gestis Romanor. entsteht der Aussatz (eben so kommen in Helwig jüdisch. Geschichten Nr. 38. zwei Aepfelbäume vor, wo die Frucht des einen aussätzig macht, die des andern heilt). Da die Alten schon, wie wir, mancherlei Sprüchwörter von der langen Nase hatten, so mag ihnen auch eine ähnliche Fabel bekannt gewesen seyn z. B. bei Martial: vasos, qualem noluerit ferre rogatus Atlas — Der D. Faust kann sich auf eine wirkliche Person gründen, um die sich viel ältere Sagen gesammelt haben; sein Name ist mythisch und weil er den Wünschmantel besitzt, heißt er der Begabte, das Glückskind, Wünschkind faustus wie fortunatus.

Das gedruckte Buch wurde zuerst im 15 Jahrh. vermuthlich aus Volkssagen in spanisch niedergeschrieben, wie schon die Eigennamen darin: Andalosia, Marsepia, Ampedo, beweisen.

37.

Die Alte im Wald.

(Aus dem Paderborn.) Mit Joringel und Jorinde 1. 69. verwandt. Die Alte ist die Hexe im Märchen von Gretel und Hänsel l. 16. und selbst zu der Circe gehörig.

38.

Die drei Brüder.

Aus der Schwalmgegend, doch auch sonst vielfältig gehört, hier am vollständigsten. Es ist ein altes Scherz- und Lügenmärchen und wahrscheinlich sehr verbreitet. Im 16 Jahrh. kam eine Sammlung davon in Frankreich heraus von Philipp d'Alcripe (Picard) Herr von Nesi (rien) in Verbos (Verbois) wo dieses sich auch unter andern findet. In der neu eröffneten Schaubühne menschlicher Gewohn- und Thorheiten l. l. et a (wahrscheinlich bald nach dem 30 jähr. Krieg) werden S. 88 — 92 solche Aufschneidereien zusammengestellt, darin heißt es: „damit ich allhier jenes vierjährigen Kindes, welches mit einem schweren breiten Säbel so meisterlich fechten können, daß ihm in vollem Regen kein einziger Tropfen aufs Haupt gefallen, keine Meldung thue." — „Item zu jener Goldschmidt, welcher einer Mucken unter jeden Fuß ein güldenes Hufeisen mit 24 Nägeln angeheftet."

39.

Der Teufel und seine Großmutter.

(Aus Zwehrn.) Im Grund ähnlich dem Teufel mit den drei Goldhaaren (l. 29.), wo ihm das Geheimniß abgelauscht wird, wie dem Rumpenstilzchen (l. 55.) und dem Fischer in der Hervarar Sage S. 182. — Die Peitsche ist eine bei Gold anschlagende Wünschelruthe. — Das ganze Märchen hat etwas nordisches in seinem Wesen, der Teufel erscheint als ein ungeschickter, überlisteter Jote, vor allem neckisch ist das Räthsel; auch das Verstecken des menschlichen Ankömmlings durch die Riesenfrau, Tochter,

‡ auch das Mädchen im Viehstall wird vergessen.

 —

ist ein alter Zug s. Hymisquida Str. 8. Anmerkung 20.

40.

Ferenand getrü un Ferenand ungetrü.

(Aus dem Paderbörn.) Das schöne Märchen scheint nicht vollständig, es müßte im Zusammenhang stehen, wenn der Schimmel zuletzt ein Königssohn wird. ‡ Der rothe Faden am Hals des wieder lebendig gemachten ist sagenmäßig. Ueber das Gevatterbitten vgl. den Gevatter Tod I. 44. Die Flöte, die rettet, gleicht Arions Laute, das getreue Pferd dem Bayard, Falada, dem Schemik (altdeutsch: Schimmel, Schimming, isl. Skemmingur) der böhmischen Sage und Grani der nordischen. Zu merken sind die Schriften der Königin, entweder gestickte Kleider, wie das isländ. skript und bókur (Bücher, Zeichnungen, Stickereien) oder Runenstäbe; wenigstens ist die gefundene Schreibfeder gewiß ein solcher. — Die Verse, wie gewöhnlich die Reden der Vornehmen, sind hochdeutsch, das pflegen die Erzähler fast immer so zu halten, wo sie beide Sprachen verstehen, wie dies im Paderbörn. häufig ist, und die höhere Mundart bezeichnet dann die Sprache der Vornehmen und der Poesie. Der Gang des ganzen stimmt sehr zu der jüt. 41. Sagn b. Helvicus XV.

der ungetreue Ferd. ist ein ungetreuer Diener, der durch falschen Rath Verderben stiftet, der getreue Ferd. ist ... der das Wasser Braut zu holen ausziehen muß, wie der Rath deutlich, zu seinem Verderben die Braut will sie auch lieber als den alten König.

Eisenofen.

(Aus Zwehrn) Dem Hauptinhalt nach verwandt mit König Schwan (I. 59.) Löweneckerchen (II. 2.) den zwei Königskindern (II. 27.) und dem schönen Märchen Pintosmauto im Pentameron, wo die treue Gemahlin den König, der sie vergaß, nicht nur aus Gefahren gerettet, sondern selbst erschaffen hatte.

Das Unterschieben der falschen Braut, die sich zu leicht an ihres Vaters unkönigliches Handwerk erinnert, war schon im Hurlebutz (I. 66) vergl. Wolsunga S. C. 21 und altd. Wälder I. 71.

Der dunkle und feurige Ofen, worein der Königssohn verwunscht ist, bedeutet ohne Zweifel die Hölle, Unterwelt, den Orcus, wo der finstere Tod haust, aber auch die Schmiedeesse steht. Damit

erklärt ſich die noch jetzt ſprüchwörtige Redensart: etwas geheimes (in andern Sagen iſt es ein Stein oder eine Steinſäule, der man das Geheimniß entdeckt. Beſchings Volksſagen S. 66 und 361) dem Ofen ſagen, den Ofen um etwas bitten, wie die Alten bei der Unterwelt, wo der gerechte Todten (Höllen)-Richter wohnt, ſchwuren. Deßwegen ſpricht das Gänsmägdlein zum Ofen (II. 3.) vergl. Erdmännlein, (II. 5) und enthullt ihm die geſchehene Unthat, die ſie keinem Menſchen offenbaren darf. Auch das Wort Eiſenofen iſt alterthümlich und nicht ſowohl auf einen eiſernen zu deuten, als auf das alte Eitofan, Feuerofen, Camin, zurückzuführen (von Eit, Eſſe, Feuer. ſ. gloss. doc. v. eitofan.)

42.

Die faule Spinnerin.

(Aus Zwehrn.) Aehnliche Idee im Pentamerone IV. 4. und in einer altdeutſchen handſchr. Erzählung: von der Minne eines Albernen. Vgl. vom böſen Spinnen I. 14. und Cap. 125. in Pauli's Schimpf und Ernſt. ed. 1535. fol. Der Baum im Wald iſt ein Spindel-Baum, Spill-, Spul-Baum; lat. fusarius, franzöſ. fusain (von fuseau, Spindel) vergl. Gerberts gloss. theotisca p. 139. evonymus, alſo ein Glück- oder Unglück bedeutender Wünſchelbaum.

43.

Der Löwe und Froſch.

(Aus der Maingegend.) Ueber Erlöſung durch Kopf-Abhauen vgl. I. 52. und 66. und die ſchwarze und weiße Braut. (II. 49.)

44.

Soldat und Schreiner.

(Aus dem Münſterland.) Manches darin iſt gut und recht märchenhaft, doch ſcheint das Ganze gelitten zu haben, theils durch Lücken, theils durch Verwirrung.

45.

Die ſchöne Katrinelje.

(Aus dem Paderborn.)

46.

Der Fuchs und das Pferd.

(Aus Münſter.) Der Zuſammenhang mit der großen Thierfabel wird ſich beim Reinhart Fuchs zeigen. Verwandt iſt das Ganze mit dem Märchen vom alten Sultan (i. 48.)

47.

Die zertanzten Schuhe.

(Aus dem Münſterland.) Die Todesſtrafe ſteht darauf, wenn die Aufgabe nicht gelöſt wird, wie in Nr. 48. in dem Märchen von Turandot u. a.

48.

Die ſechs Diener.

(Aus dem Paderborn.) Münchhauſen hat auch dieſes Märchen, das hier ungleich beſſer iſt, in ſeinen lügenhaften Reiſen benutzt (London d. i. Göttingen 1788. S. 84 ff.) Man vergleiche das Volksbuch von der pommerſchen Kunigunde und das Märchen von den ſechs Söhnen und ihren Künſten im Pentamerone. Auch Thor mit ſeinem Diener Thialfi gehört hierher; ſo wie die große Mahlzeit an die Rieſen-Gaſtmähler in den altdäniſchen Liedern erinnert, wo auch die Braut ganze Ochſen verzehrt und aus Tonnen dazu trinkt.

In einer heſſiſchen Erzählung aus der Schwalmgegend kommen einige ähnliche Perſonen vor, aber die Fabel iſt verſchieden und unbedeutender. Der Horcher, der Laufer, einer der alles umbläſt und ein Starker kommen zuſammen in Geſell-

ſchaft. Der Lauſer holt das Wildpret, der Bläſer jagt mit ſeinem Wind die Leute aus den Dörfern, oder bläſt ſie durch die Schornſteine hinaus und nimmt dann, was ſich im Haus findet: Brot, Fleiſch, Eier; der Starke trägts fort und der Horcher muß acht geben, ob Huſaren hinter drein kommen. Sie geben auf eine Zeit an des Königs Hof, die Königstochter iſt krank und kann nur durch ein Kraut geheilt werden, das hundert Meilen weit vom Königreich wächſt und in 24 Stunden muß herbeigeſchafft ſeyn. Es wird bekannt gemacht, daß derjenige, welcher es holt, ſo viel Schätze haben ſoll, als er verlangt. Die vier Geſellen geben ſich dazu an, die Aerzte beſchreiben das Kraut genau und der Lauſer macht ſich auf den Weg. Er bringts auch vor der beſtimmten Zeit und die Princeſſin wird geſund. Darauf fragt der König, wie viel Gold er verlange. „So viel als mein Bruder (der Starke) tragen kann.“ Der König denkt, der iſt noch beſcheiden und ſagt ja. Der Starke aber macht ſich einen ungeheuren Sack, rafft alles Gold in der Schatzkammer auf und ſagt, das ſey noch zu wenig. Der König muß erſt vier, dann acht Wagen voll anders woher kommen laſſen, als er noch mehr geben ſoll, ſagt er: „ich habe nichts mehr in meinem ganzen Reich.“ „Wenns nicht anders iſt, ſo mags gut ſeyn“ ſagt der Starke und geht mit dem Reichthum ab. Als die vier Geſellen fort ſind, ärgert den König das viele Geld, das er dahin gegeben und ſchickt ein Regiment Huſaren nach, die ſollen es wieder abnehmen. Der Horcher aber hörts, der Lauſer ſieht, obs wahr iſt, der Bläſer läßt ſie heranrücken und bläſt ſie in die Luft, ſo daß keiner mehr zu hören noch zu ſehen iſt. Darnach theilen ſie ſich ins Geld und leben vergnügt bis an ihr Ende.

49.

Die weiße und ſchwarze Braut.

(Aus dem Meklenb. und Paderborn.) Nach der einen Erzählung wird der Bruder nicht blos unter die Schlangen geſetzt, ſondern wirklich umge-

bracht und unter die Pferde im Stall begraben. Die Ente kommt Abends ans Gatterloch geſchwommen und ſingt:

macht auf die Thür, daß ich mich wärme,
mein Bruder liegt unter den Pferden begraben
bauet den Kopf der Ente ab

wodurch die Handlung des Königs, daß er ihr den Kopf abhaut, woran ihre Löſung gebunden war, beſſer begründet wird. Am Ende wird der Bruder im Stall ausgegraben und ſtattlich unter die Erde gebracht: vgl. den ſingenden Knochen I. 28. Das ganze Märchen liegt einer modernen ſchlechten Ueberarbeitung in den Sagen der böhm. Vorzeit. Prag. 1808. S. 14 — 185 zu Grund. Der Eingang iſt von Blumen und Perlenkömmen, wie ſonſt auch vorkommt. Eigen iſt, daß die begabte Schönheit vor freier Luft und Sonnenſtrahl gehütet werden muß. Unterwegs nun bricht die böſe Hexe das Kutſchenfenſter, daß Luft und Sonne eindringt, da wird ſie in eine goldne Ente verwandelt. Im Pentamerone IV. 7. findet ſich eine eigenthümliche, halb aus ihm, halb aus dem Gänsmädchen (oben Nr. 3.) zuſammengeſetzte Recenſion, wie denn auch unſer gegenwärtiges Märchen genau an die Fabel von der Königin Berta wieder erinnert. Beſonders iſt der einfache Gegenſatz von Schwärze und Weiße, für Häßlichkeit und Schönheit zu bemerken, da er an die Mythe von Tag und Nacht (und der Nacht Tochter) denken läßt und Berta (die weiße, biorti ſchon im Wort den Tag und das Tagesbreben, Anbruch, ausdrückt. Indem die im Waſſer geſtoßene als ſchneeweiße Ente aufſteigt und fortlebt, erſcheint ſie als Schwanen-Jungfrau. Ebenſo iſt auch die nordiſche Schwanhild weiß und ſchön wie der Tag, im Gegenſatz zu ihren raben-ſchwarzen Stiefbrüdern.) Der Name Reginer iſt vermuthlich ſchon alt in dieſer Geſchichte; aus den alten Marſchällen, Stallmeiſtern und Wagenführern ſind in der ſpätern Volksanſicht Kutſcher geworden, wie aus den Helden Soldaten. Darum daß der Bruder bei den Pferden iſt und unter ihnen begraben wird, erinnert er an das Roß Falada, deſſen Stelle er im Märchen vertritt. Der Kuchenjung iſt wie dort der Hirtenjung.

50.

De wilde Mann.

(Aus dem Münſterland.) Merkwürdig iſt in dem ſchönen Märchen, daß hier ganz eigentlich ein männlicher Aſchenputtel vorkommt, wie es in den älteren Sagen auch ſcheint geweſen zu ſeyn. Vgl. B. I. Anhang S. XVI. und die Nachträge. Der ſchlechte Kittel, weshalb er wie Allerlei-Rauch (I. 65.) allein ſchlafen muß, ſogar die gemeine Küchenarbeit kommen vor, und eben ſo kehrt er heimlich nach dem königlichſten Leben in ſeinen alten Zuſtand zurück, ſo daß er nur an einem äußeren Zeichen erkannt wird.

51.

De drei ſchwatten Princeſſinnen.

(Aus dem Münſterland.) Der Zauber in ſeiner Entwicklung oder im Gang zu ſeiner beſtimmten Auflöſung durch übermächtige Eingriffe geſtört, zieht Verderben oder gänzliche Vernichtung nach ſich. vgl. die Anmerkung zum Eſelein Nr. 58. Er will heimlich bleiben, ſcheut Licht (darum ſind die drei ſchwarz und werden allmählich weiß. ſ. auch die abweichende Erzählung vom Marien-Kind I. 3. Anhang S. V.) und Rede: und es iſt ganz daſſelbe, wenn beim Heben des Schatzes, das erſte geſprochene Wort ihn ſiebenmal tiefer zu verſinken zwingt.

52.

Knoiſt un ſine dre Söhne.

(Aus dem Sauerland und in dem dortigen Dialect.) Wird ſingend und mit ſehr lang gezogenen Sylben erzählt. Werrel (Wer!) iſt ein Wallfahrtsort in Weſtphalen, Soiſt (Soeſt) im Bergiſchen. Es wird auch als Räthſel angegeben und wenn man lang gerathen hat und nach der Auflöſung fragt, geantwortet: „eine Lüge.“ Nach einer andern Erzählung gehen ſie, nachdem der nackende den gefangenen Haſen in die Taſche geſteckt hat, in die Kirche, wo der

„böcken Paſter" und der „hageböcken Köſter" das Weihwaſſer austheilen: „darauf kemen ſe bie een graut, graut Waater, dat was ſo breed, dat en Haan daröver ſchret, do wören drei Schippe üp, dat eene was leck, dat annere was leck, dat derde was kien Boaden in, in dat, wo kien Boaden was, ſetten ſe ſick alle drei in, de eene verſop, de annere verdrank, de derde kam der gar nig wier ut."

53.

Dat Mäken von Brakel.

(Aus dem Paderbörn.) St. Anna nämlich iſt die Schutzpatronin von Brakel und ihre Capelle liegt nicht weit von der Stadt. Mudder iſt aus dem Hochdeutſchen herübergekommen, Möhme aber der gemeine Ausdruck. Man hat dort noch einen andern Spottvers:

O hilge ſünte Anne,
help mie doch bald tom Manne!
O hilge ſünte Viet,
et iß ieh de hogeſte Tied!

St. Vitus iſt der Schutzpatron des nahliegenden Corvei.

54.

Das Märchen vom Hausgeſinde.

(Aus dem Paderbörn.) Die vielerlei Abweichungen dieſes uralten Märchens (gleichſam ein Geſpräch mit dem Widerhall) anzuführen, würde hier zu weitläuftig ſeyn und noch unpaſſender die meiſtentheils in die alte Sprache und Fabel reichenden, immer ſehr poetiſchen Namen zu erklären. Der Hel (Hölle) Saal heißet Eliud, ihr Tiſch Hungur, ihr Meſſer Sultur, ihr Knecht Ganglâti, ihre Magd Ganglôt, ihre Schwelle Fallandi-forrad, ihr Bett Kaur, ihre Decke Blikandi-haul, ihr Acker Hnipinn. In der Sothreks Saga ſind andere bedeutſame Familiennamen, der Vater Skaynartungur, die 3 Söhne: Fiolmodi, Ymſigull,

Hillingr, die Mutter ſammt den drei Töchtern: Dotra, Snotra, Hiotra, Fiotra und in einer andern Sage der Mann Stedie, die Frau Brynia, die Tochter Snidia, der Sohn Thórlur; man findet in den mythiſchen Geſchlechtsnamen lauter Verwandſchaften. So zählt Vidrich im Lied von Rieſe Langbein 18. 19. 20. die Namen von Vater, Mutter, Schild, Hehn, Schwert und Pferd auf. In einem altdeutſchen Gedicht vom Hausrath heißt der Hund Grin, die Katze Zise, der Knecht Wise, das Pferd Kerne, die Magd Metze. Muſäus (Volksm. V. 130.) hat aus einem Volkspilgerlied folgende ſchöne Stelle aufbehalten: aus welcher Gegend kommt ihr? „von Sonnenaufgang" wohin gedenkt ihr? „nach Sonnenuntergang." in welches Reich? „in die Heimath." wo iſt die? „hundert Meil ins Land hinein." Wie heißeſt du? „Springinsfeld grüßt mich die Welt, Ehrenwerth heißt mein Schwert, Zeitvertreib nennt ſich mein Weib, Spätestagt ruft ſie die Magd, Schlechtundrecht nennt ſich der Knecht, Sauſewind tauft ich mein Kind, Knochenfaul ſchalt ich den Gaul, Sporenklang heißt ſein Gang, Höllenſchlund lock ich den Hund, Wettermann krächt (heißt) mein Hahn, Hupf ins Stroh heißt mein Floh. Nun kennſt du mich mit Weib und Kind und allem meinem Hausgeſind."

Schütze im holſt. Id. 2. 117. und 4. 136. führt an: Hebberecht ſo heet min Knecht, Snakfordan ſo heet min Man, Tiedvördrif ſo heet min Wif, Luuſebung ſo heet min Jung. In den Kinderliedern, Anhang zum Wunderborn S. 41. — 43. Bibberlein heißt mein armes Hühnelein, Enteauentlein die Ente, Wackelſchwänzlein die Gans, Schmortopf das Schwein, Klipperbein die Ziege, Gutemuh die Kuh, Guckheraus das Haus, Kegelbahn der Mann, Goldenring das Kind, Hat er gſagt die Magd, Haberecht der Knecht, Wettermann der Hahn, Hüpf ins Stroh der Floh. — Stilling in ſ. Leben I. S. 62. führt nur eine Zeile an: „Gerberli hieß mein Hüneli," und ein holländ. Volkslied beginnt: koekeloery heet myn haan, prys heer

myn hennotjen. Wenn der Tannhäuſer II. 67. ſein Geſinde Zadel, Zweifel, Schade und Unbereit nennt, ſo iſt das ſchon der Uebergang der epiſchen Namen in die bewußte Allegorie, wie z. B. in dem Spruch: Vielborgen hat eine Stiefmutter, heißt: Verkaufdeingut, die gebiert eine Tochter heißt: Gibswohlfeil, dieſelbige Tochter hat ein Bruder der heißt: zum Thorhinaus. In der Mitte ſteht noch das bekannte: „Sparebrot (Vater) iſt tod, Schmalhans heißt der Küchenmeiſter" Einzelne Namen, wie der des Weibes Zeitvertreib und Leidvertreib laſſen ſich in vielen alten Beyſpielen darthun, z. B. Morolf 159. 1143. Auch der „Ruprecht mein Knecht" aus dem Wartburger Krieg gehört hierher. Vergl. die Namen, die in der ſchönen Katrinelje vorkommen.

55.

Das Lämmchen und Fiſchchen.

(Aus dem Fürſtenthum Lippe.) Das Ende wohl unvollſtändig und es ſchwebte nur vor: die Stiefmutter glaubt das Lämmchen gegeſſen zu haben und verlangt nun vom Koch auch noch das Fiſchlein zubereitet. Der Koch aber tödtet es auch nicht, wie es anfängt zu ſprechen und zu klagen, bringts zum Lämmchen und täuſcht die Stiefmutter wieder, deren Bosheit dem Vater zu Ohren kommt und die beſtraft wird. S. die weiße und ſchwarze Braut (No. 49) die Anmerkung dazu — der Eingang vom Abzahlen kommt auch in dem Lied der Gräfin von Orlamünde (im Wunderhorn) vor.

56.

Simelisberg.

Merkwürdig, daß dieſes im Münſterland erzählte Märchen auch am Harz von der Dummburg (Otmar S. 235 — 38.) oder Hochburg vorkommt und genau mit dem orientaliſchen von den 40 Räubern einſtimmt, (1001. No. VI. 345.) wo ſogar der Felſen

Geſam auffallend an die Namen Semſi und Semeli, wie der Berg in den deutſchen Sagen heißt, erinnert. Gerade dieſe Bergbenennung iſt uralt in Deutſchland, nach einer Urkunde bei Piſtorius III. 642. heißt ein Berg im Grabfeld Similes und in einem Schweizerlied (Kuhns Kühreihen, Bern 1810. S. 20. und Spaziers Wanderungen, Gotha 1790 S. 340. 341.) wird ein Simelisberg wiederum erwähnt. Man kann dabei an das ſchweizeriſche ſimel für ſinbel: rund denken. (ſ. Stalders Wörterbuch.)

57.

Kinder in Hungersnoth.

(No. 57. — 69. aus ſchriftlichen Quellen geſammelt.)

Prätorius (im Abentheuerlichen Glückstopf. 1669. S. 191. 192.) gibt die Sage, wie er ſie gehört hat, die Mutter ſoll zu Grafelitz über Eger in Böhmen gelebt haben.

58.

Das Eſelein.

Nach einem lateiniſchen Gedicht in elegiſchem Sylbenmaß aus der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts in einer Straßburg. Handſchrift (MSS. Johann. c. 105. 5 Blätter) unter dem Titel Aſinarius. Die Erzählung iſt wie in dem Naparius (60.) breit, doch nicht ungefällig. Anfang:

Rex fuit ignotae quondam regionis et urbis,
ſed regis nomen pagina nulla docet,
Is ſibi conſortem regni talamique ſodalem
ſortitus fuerat nobilitate parem.

Schluß:

poſt haec preterea patris ſortitur honorem
ſicque regit regum rex duo regna duum.

Ueber den Inhalt vergl. die Anmerkung zu Hans mein Igel, No. 22. Eigentlich müßte nach der Belauſchung des geheimnißreichen Zaubers Unglück er-

folgen, wenigſtens Störung des irdiſchen Glücks, (wie es erfolgt, nachdem Pſyche den Amor beleuchtet hat, bei der Meluſine, dem Schwanenritter u. a.); bei dem Hans mein Igel iſt die Spur in dem Umſtand, daß er ſchwarz wird und erſt muß geheilt werden, hier darin, daß der Jüngling ängſtlich entfliehen will, im Lateiniſchen:

ergo gener mane ſurgit ſomno ſatiatus,
pelle volens aſini ſicut et ante tegi;
quam non inveniens, *multo ſtimulante dolore,*
de ſola capit anxius eſſe fuga.

Und indem er dem Alten antwortet:

— — ita faciam tecumque manebo
et precor ut finem det bona capta bonum.

Ein indiſches Märchen, das dieſem ganz nah kommt, iſt in den Altd. Wäldern I. 165—67. mitgetheilt; auch ſcheint ſich es auf ein gängiges Sprichwort: „welcher Eſel nicht kann Pauken (oder Lauten) ſchlagen, muß die Säck zur Mühle tragen," zu beziehen.

59.

Der undankbare Sohn.

Aus Schimpf und Ernſt Kap. 413. Ganz in der Art wie Großvater und Enkel (I. 78.) der zarten Kindheit vor allen nahliegend und eindringlich. Aelter und mehr legendenmäßig bei dem Dominikaner Thomas von Cantimpre aus dem 12. Jahrhund. der das Märchen als mündliche Ueberliefrung mittheilt; Vergl. Büſching in Schlegels Muſeum IV. 12. 13. der noch ein anderes Buch citirt, wo es vorkommt.

60.

Die Rübe.

Der äußern Form nach eins der älteſten Märchen, nämlich aus einem lateiniſchen Gedicht des Mittelalters überſetzt und zwar nach der in Straßburg vorhandenen Papierhandſchrift (MS. Johann.

C. 102. aus dem 15. Jahrh.) worin es 392 Zeilen in elegiſchem Versmaß bildet und Rapariuſ überſchrieben iſt. Eine andere gleichzeitige wird zu Wien aufbewahrt, (Denis II. 2. p. 1271. Cod. DLXII. N. 3356.) Das Gedicht ſelbſt mag indeſſen bereits im 14. Jahrhund. verfaßt worden ſeyn, ohne Zweifel nach mündlicher Volksſage, vielleicht eben aus dem Elſaß. Denn die große Rübe gehört zu den Volksſcherzen, und in dem Volksbuch von dem lügenhaften Aufſchneider (auch ins Schwediſche überſetzt. Lund 1790.) heißt es: „Als ich nun weiter fortwanderte und nach Straßburg kam, ſah ich daſelbſt auf dem Feld eine ſolch große Rübe ſtehen, als ich noch niemals eine geſehen und ich glaube, daß einer mit einem Roß in drei langen Sommertagen die elbe nicht umreiten könne.“ Dem Märchen ſelbſt fehlt es nicht an merkwürdigen Beziehungen. Der mißrathene Verſuch, den Glückserwerb zu überbieten, da doch das unſchuldige Herz fehlt, in viel andern Märchen. Die Erlöſung aus dem Sack iſt genau die aus dem Brunnen-Eimer in der Thierfabel, wo der Fuchs den dummen Wolf berückt, hinunter ins Himmelreich einzugehen, damit ihn dieſer herausziehe; als ſie ſich unterwegs in den Eimern begegnen, ſpricht der Fuchs die bekannten ſpöttiſchen Worte: „ſo gehts in der Welt, der eine auf, der andere nieder!“ Dieſer Sack und Eimer ſind ferner wiederum die Tonne, worin der kluge Mann von den dummen Bauern erſäuft werden ſoll (ſ. I. 61. und Scarpafico bei Straparola) der aber einem vorbeigehenden Hirten weiß macht, daß wer ſich hinein lege, zu einer Hochzeit und großen Würde abgeholt werden ſollte. In allen dieſen Märchen iſt der Wünſchelſack oder das Glücksfaß von der komiſchen Seite dargeſtellt, denn der Mythus wandelt gern den Ernſt in Schimpf um. An die ernſthafte Seite erinnert aber unſer Rapariuſ am bedeutendſten: wie hier der Mann am Baum hängend Weisheit lernt, ſchwebt der nordiſche Weiſe in der Luft und lernt alle Wiſſenſchaft (Runacapituli)

veit ek, 'at ek hiek vindga meidi a
nâtur allar nin.

(weiß ich, daß ich hing am winddurchwehten Baum

ganzer neun Nächte lang.)
tha nam ek frevaz ok fródr vera.
(Da begann ich berühmt und klug zu werden.)

Odin ſetzt ſich unter die Galgenbäume, redet mit den Hängenden und heißt darum hanga-god (stýr-drottinn.) Dieſer mythiſchen Wichtigkeit wegen möge die darauf bezügliche Stelle des Originals zugleich eine Probe des Stils geben:

Tunc quaſi lucraticus hunc laeta voce ſalutat
et quaſi nil triſte perpatiatur ait:
„ſalve! mi frater, hominum cariſſime ſalve!
huc ades, ut ſpero, ſorte favente bona.“
Erigit ille caput ſtupidoque regirat ocellos,
ambigit et cujus vox ſit et unde ſonet.
Dum ſuper hoc dubitat, utrum fugiat maneatve,
huc movet ire timor et vetat ire pudor.
Sic ſibi nutantem ſolidat conſtantia mentem,
dixit: „item reſonet vox tua, quisquis es hic?“
De ſacco rurſus auditur vox quoque ſecundo:
„ſi dubitas, quid ſim, ſuſpice, tolle caput;
in ſacco ſedeo, ſedet ſapientia mecum,
hic ſtudiis didici tempore multa brevi.
Pape! ſcolas quaerunt longe lateque ſcolares,
hic tantum veras noveris eſſe ſcolas.
Hic, phas ſi ſit adhuc hora ſubſiſtere parva,
omnia nota dabit philoſophia michi,
ac cum prodiero, puto me ſapientior inter
terrigenas omnes non erit unus homo.
Pectore clauſa meo latet orbita tertius anni,
hc quoque ſiderei fabrica tota poli,
lumina magna duo complector vi rationis,
nec ſenſus fugient ulla minora meos.
Sed neque me ligna poſſent duodena latere,
quas vires habeant, quas et arena maris.
Flatus ventorum bene cognovi variorum,
cuilibet et morbo quae medicina valet *);
vires herbarum bene cognovi variarum,
et quae ſit volucrum vis ſimul et lapidum.
Septem per partes cognovi quaslibet artes;
ſi foret hic Catho cederet atque Plato.
Quid dicam plura? novi bene ſingula jura,
caeſareas leges hic ſtudui variae.

*) S. Runacap. 9.

Qualiter et fraudes vitare queam muliebres *),
gratulor hoc illo me didiciſſe loco.
Hic totum didici, quod totus continet orbis,
hoc totum ſaccus continet iſte meus;
nobilis hic ſaccus precioſo dignior oſtro,
de cujus gremio gratia tanta fluit.
Si ſemel intrares, daret experientia noſſe,
hic quantum ſaccus utilitatis habet."

61.

Das jungegeglühte Männlein.

Von Hans Sachs erzählt. Kempt. Ausg. IV. 3. 152 — 153. Neigt ſich zu den Volksſcherzen. Das Verjüngen alter Greiſe ſammt dem mißglückenden Nachahmen erinnert gänzlich an die griechiſche Fabel von Medea, Aeſon und Pelias.

62.

Des Herrn und des Teufels Geſchirr.

Von Hans Sachs erzählt im Jahr 1557. Kempt. Ausg. I. 5. S. 1006 — 1007. Die Wölfe als Gottes Hunde ſtimmen merkwürdig zu den odiniſchen Hunden (Vidris grey) gleichfalls Wölfen. Ueber das Einſetzen anderer Augen vgl. die drei Feldſcheerer, Nr. 52. Ein uralter Grund bricht allenthalben durch dieſe Fabel.

63.

Der Hahnenbalken.

Von Fr. Kind in Beckers Taſchenbuch von 1812. in einem Gedicht erzählt; es hat Aehnlichkeit mit Albegahls Neckereien. Der oberſte Gipfelbalken im Dachwerk heißt Hahnenbalken, weil der Hahn darauf zu ſitzen pflegt (Parcifal 5758.)

*) S. Runacap. 24. 25.

64.

Die alte Bettelfrau.

Kleists Bettel-
weib von Locarno

Ein Bruchstück und verworren. Wird in Stillings Jünglingsjahren erzählt, scheint aber ein altes Volksmärchen, wobei die es vortragende Amme oder Mutter, den zuhörenden Kindern vielleicht auch den Gang der krummen, gebückten Alten mit dem Stock in der wackelnden Hand vormacht. Der Schluß fehlt, vermuthlich rächt sich das Bettelweib durch eine Verwünschung, wie man mehr Sagen von eintretenden pilgernden Bettlerinnen hat, die man nicht ungestraft beleidigt. Es ist merkwürdig, daß der in Bettlergewand verhüllte Odin unter dem Namen Grimnir in die Königshalle einkehrt und ihm die Kleider am Feuer zu brennen anfangen. Der eine Jüngling bringt ihm ein Horn zu trinken, während ihn der andere hatte zwischen die Flamme sitzen lassen. Zu spät merkt der des Pilgers Göttlichkeit, will ihn aus der Flamme ziehen, fällt aber in sein eigen Schwert.

65.

Die drei Faulen.

Vgl. 2 [illegible] im
Auszug aus
Abr. a S. Cl.
I. p. 41. und
150.

Schimpf und Ernst Cap. 243. Die Gesta Romanor. (deutsche Ausg. Cap. 3. lat. Cap. 91.) haben das Märchen auch, doch so, daß der, welcher sich lieber verbrennen will, der erste ist; welcher sich lieber will aufhenken lassen, der zweite: der dritte aber spricht: „läge ich in meinem Bett und mir fielen die Dachtropfen in beide Augen, ehe ich mich auf eine Seite wendete, ehe ließ ich mir die Tropfen die Augen ausschlahen.“ Fischart im Gargantua 79b erzählt einen andern Fall von dem faulen Heinz: „eben wie jener Knecht, da man ihn früh weckt: o de Vägelken pipen schun in de Körken! oh, lat pipen, sahd he lat pipen, de Vägelkens hebben klene Höfdken, hebben bale utgeslapen, averst min Höfedken is tomal gar grot, deit ime Noht me to slapen.“

66.

Die heilige Frau Kummernis.

Neigt ſich wie Nr. I. 81. I, 3. II. 1. II. 35. aus der heil. Legende ins Märchen. Vergl. Strobl ovum paschale p. 216 217. und Benign. Kybl Wunderſpiegel I. 505. über die letzte Spielmannsbitte ſ. Nr. 24. den Jud im Dorn. Man hat mehr als eine Sage von Heiligenbildern, die aus Gnade einen Finger der Hand ausſtrecken, um den Ring daraus fallen zu laſſen. Der heil. Sebald zu Nürnberg, als ein frecher Geſell ſein Bild am Bart zupfte und ſprach: Alter, wie ſchmeckt dir der Moſt? regte die Hand und gab ihm eine Ohrfeige, daß die fünf Finger auf der Wange unvertilgliche Spuren drückten. (Wagenſeil. de civit. Norimberg. Altdorf 1697. 4. p. 37 — 57.) S. auch de beiden Küniegskinner (Nr. 27.) wo der ſteinerne Mann mit dem Kopf nickt.

67.

Schlauraffenland.

Die Fabel vom Affen- oder Schlauraffenland (die ſchlauen, klugen ſind den dummen Affen, ąpar ósvinnir, mythiſcher Gegenſatz) ſteigt ohne Frage in ein hohes Alter auf, da ſchon das gegenwärtige Märchen aus einem altdeutſchen Gedicht des 13 Jahrhunderts herrührt. Bald wird ſie ſpaßhaft, wie hier und meiſtentheils, gewendet, aber im Märchen von dem Zuckerhäuschen, das mit Fladen gedeckt, mit Zimmt gebaukt iſt, (I. 16) erſcheint ſie in gläubigem Kinderernſt gleichwohl dieſelbe und ſchließt ſich an die noch tieferen Mythen von dem verlorenen Paradies der Unſchuld, worin Milch und Honig ſtrömen. Zu der erſten Art blos gehört Hans Sachſens bekannter Schwank (ſ. Häslein Auszug S. 391.) und Fiſcharts Anſpielung im Gargantua S. 96a „in dem Land kann ich nicht mehr bleiben, die Luft thut mich in Schlauraffen treiben, drei Meil hinter Weihnacht, da ſind die Lebkuchenwände, Schweinsbratenbalken, Malvaſirbrunnen, Milchram-

regen, Zuckererbſenhagel, da wird der Spaß bezahlt und der Schlaf belohnt, da gibts Bratwürſtzäune, Honiggyps und Fladendächer" Eben ſo hat man im altfranzöſ. Fabliaux von dem pays de Cocagne (Méon. 4. 176.) — Auf der andern Seite ſchlägt das Märchen in die vielen Sagen von den unmöglichen Dingen (Nr. 68.) und die gleichfalls alte Geſchichte vom Finkenritter ein, deſſen Fiſchart mehrmals gedenkt und woran er vielleicht ſelbſt mitgearbeitet hat (über das Volksbuch vgl. Kochs Grundriß 2.) Im Bienenkorb St. 4. Cap. 4. heißt es unter andern: „zur Zeit, da die Häuſer flogen, die Thiere redten, die Bäche brannten und man mit Stroh löſchte, die Bauern bollen und die Hunde mit Spießen herausliefen, zur Zeit des ſtrengen Finkenritters." Manches in der Zuſammenſtellung dieſer unmöglichen Dinge deutet auf geheime, verloren gegangene Berührungen derſelben dennoch hin und es iſt hier, wie in den Traumdeutungen, die Reihe ſolcher ahnungsvollen Verwandtſchaften (da ja uranfänglich alle Gegenſätze verſtießen) von den rohen und groben Lügen zu unterſcheiden. Ein holländiſches Volkslied „de droomende Reyziger" wiewohl moderniſirt hat aber noch viele alte Strophen und Uebereinſtimmung mit dem Altdeutſchen Gedicht, vgl. die Samml. Overlantarn. S. 91 – 92. Vgl. das Dietmarſiſche Lied von den unmögl Dingen, Walafrieds Strabo similitudo impossibilium (Canis. II. p. 2. p. 241.) und Stellen bei Tannhäuſer 2. 66. Marner 2. 172. und Boppo 2. 236. Das Lügenmärchen, das unter der Ueberſchrift von den Wachteln ſich in Handſchrift (Nr. 219) zu Wien befindet, hat auch eine mit unſerm merkwürdig übereinſtimmende Stelle.

auch in der colocz. Handschrift.

Die hunt ſint mit muz behut,
da ſind kircheir gut,
gemauert aus putern gotwaiz
und ſchaint die ſunn als haiz,
daz ſchat im umb ain har.
ain aichen-pfaff, daz iſt war
ain puchain meſſe ſinget,
der antlaz im geben wirt,
daz im der ruck ſwirt,
den ſegen man mit kolben gab

vgl. num. 52. p. 267

Gamelyn 996.
Gamelyn ſprenith holi water all with
an oxin ſpire

ze hant hub ich mich herab,
von dem antlaz ich erſtak:
ſiben Wachteln in ſak!

68.

Das Dietmarſiſche Lügen-Märchen.

Nach Wiethß Chronik. Vgl. Alterthumszeitung 1813. Nr. 6. S. 29.

69.

Räthſel-Märchen.

Aus einem Volksbuch mit Räthſeln. Die Verwandlung in Blumen auf dem Feld kommt auch im liebſten Roland vor (I. 56) und die Auflöſung hier erinnert an die Bienenkönigin, die den Honigmund heraus findet (I. S. 299.)

70.

Der goldne Schlüſſel.

Aus Heſſen.

Druckfehler.

Seite 112. Zeile 7. ließ machte sich.
— 113 — 13. statt kommt l. komm.
— 148. — 4. statt holte l. Holte.
— 206. — 7. und 10. von unten st. Ort l. Ohre.
— 208. — 16. st. kuren l. küren.
— 283. — 10. v. u. st. umgeschossen l. ungeschossen.

— 74 — 10. st. Sam. l. Gaza

Den vorhergehenden Anmerkungen iſt Folgendes gehörigen Orts einzuſchalten.

Num. 2. (Katz und Maus.) wird auch vom Fuchs und Hahn erzählt, die einen Honigtopf finden. Die Finder haben bedeutende Namen: Aandaus, Halbaus, Ganzaus.

Num. 3. (Marienkind.) Auch im Pentamerone ſchließt Marchetta die verbotne Kammer der Orca auf und wird darum von ihr ausgeſtoßen.

Num. 6. (Nachtigall und Blindſchleiche) ſi haut! ſi haut! ahmt den Nachtigallgeſang nach, wie ziſüth! ziſüth! im Märchen von Jeringel. S. 329.

Num. 11. (Rapunzel.) Das Einſchließen der Jungfrau in den Thurm, kommt in viel alten Liedern vor, z. B. Hildburg und Hug. Dieterich, Bernhild und iſt daher nicht gerade für ein Gefängniß zu nehmen.

Num. 13. (die drei Männlein.) Auch im Däniſchen Lied kommt die Mutter aus dem Grab ihr Kind zu tränken und zu pflegen. (Ueberſetzung S. 148. 149.) Vgl. auch Nr. 21. S. 37.

Num. 14. (vom Flachsſpinnen. Präter im Glücktopf 404 — 405. erzählt das Märchen auf folgende Weiſe. Eine Mutter kann ihre Tochter nicht zum Spinnen bringen und gibt ihr darum oft Schläge; ein Mann der das einmal mit anſieht, fragt, was das bedeuten ſolle. Die Mutter antwortet: „ach, ich kann ſie nicht vom Spinnen bringen, ſie verſpinnt mehr Flachs, als ich ſchaffen kann.“ Der Mann ſagt: „ei, ſo gebt ſie mir zum Weib, ich will mit ihrem unverdroßenen Fleiß zufrieden ſein, wenn ſie auch ſonſt nichts mitbringt.“ Die Mutter wars von Herzen gern zufrieden und der Bräutigam bringt der Braut gleich einen großen Vorrath Flachs, davor erſchrickt ſie innerlich, nimmts indeßen an und legts in ihre Kammer und ſinnt nach, was ſie anfangen ſoll. Da kommen drei Weiber vors Fenſter: eine ſo breit vom Sitzen, daß ſie nicht zur Stubenthüre herein kann, die zweite mit einer ungeheuern Naſe, die dritte mit einem breiten Daumen, die bieten ihre Dienſte an und verſprechen das aufgegebene zu ſpin-

nen, wenn die Braut am Hochzeittage ſich ihrer nicht ſchämen, ſie für Baſen ausgeben und an ihren Tiſch ſetzen wolle. Sie willigt ein, ſie ſpinnen den Flachs weg, worüber der Bräutigam die Braut lobt. Als nun der Hochzeittag kommt, ſo ſtellen ſich die drei abſcheulichen Jungfern auch ein; die Braut thut ihnen Ehre an und nennt ſie Baſen. Der Bräutigam verwundert ſich und fragt, wie ſie zu ſo garſtiger Freundſchaft kamen, „ach, ſagt die Braut, durchs Spinnen ſind alle drei ſo zugerichtet worden, die eine iſt unten ſo breit vom Sitzen, die zweite hat ſich den Mund ganz abgeleckt, darum ſteht ihr die Naſe ſo heraus und die dritte hat mit dem Daumen den Faden ſo viel gedreht.“ Darauf iſt der Bräutigam betrübt worden und hat zur Braut geſagt, ſie ſollt nun ihr Lebtage keinen Faden mehr ſpinnen, damit ſie kein ſolches Ungethüm würde. — Eine mündliche Erzählung aus dem Torveiſchen ſtimmt im Ganzen damit, nur ſind es zwei ſteinalte Frauen, welche drei Kammern voll Flachs ſpinnen, die eine dreht das Rad, die andere klopft blos mit dem Finger auf den Tiſch, und ſo oft ſie klopft, fällt ein Strang Garn fertig zur Erde.

Num. 15. (Hänſel und Gretel.) Vgl. den Eingang von nennillo e nennella im Pentamerone. Man hat dies ſchöne Märchen auch ſo, daß ſtatt der Alten ein Wolf im Zuckerhäuschen ſitzt und noch mehr Reime dabei vorkommen.

Num. 16. (Fix und Fertig.) In den Ammen-Märchen (Weimar 1791. 1792. 2. Bde.) ſteht ein ähnliches, aber wie alle in dieſer Sammlung nicht rein aufgefaßtes Märchen, worin jedoch einige gute Umſtände ſind) Unterwegs ſieht er zwei Tauben, eine weiß, die andere ſchwarz, ſich beißen, die jagt er von einander. Als ihm nachher aufgegeben wird, einen Kranz aus dem Himmel und einen Brand aus der Hölle zu ſchaffen, fliegen die Tauben, die weiße jenen, die ſchwarze dieſen zu holen. — Ameiſen, die er mit Brot gefüttert, leſen ihm dankbar neun Mahler neunerlei Getraide in einer Nacht auf einander und kommen aus allen Dachlöchern hervor.

Num. 18. (Strohhalm, Kohle und Bohne) die nugae venales von 1643. l. l. in 12. enthalten auch crepundia poetica, daselbst p. 32. 33. unser Märchen kurz:

Pruna, faba et stramen rivum transire laborant,
seque ideo in ripis stramen utrimque locat.
Sic quasi per pontem faba transit, pruna sed urit
stramen et in medias praecipitatur aquas.
Hoc cernens nimio risu faba rumpitur ima
parte sui; hancque quasi tacta pudore tegit.

In einem lat. Gedicht des Mittelalters (Handschr. zu Strasburg) kommt die Fabel von der reisenden Maus und Kohle mit der Wendung vor, daß beide ihre Sünden zu beichten in die Kirche wallfahrten, beim Uebergang fällt die Kohle in ein Bächlein zischt und erlischt. Vgl auch die äsop. Fabel vom Dornstrauch, Taucher und der Fledermaus (Furia 124. Corny 42.)

Num. 19. (Von dem Fischer.) In Kerners poet. Almanach für 1812. steht dies Märchen unter dem Titel: Hans Entendee, doch viel dürftiger.

Num. 20. (der tapfere Schneider.) Fischarts Gargantua 254b. — „ich will euch tödten, wie die Rücken neun auf einen Streich wie jener Schneider." Simplicissimus B. 2. Cap. 28. und dem Titul eines Schneiders, sieben auf einen Streich überstiegen hatte.

Num. 1. (Aschenputtel.) Kaisersbergs Eschengründel enthält nichts für die Fabel, außer daß man sieht das Wort sey daher entlehnt und zwar ist es auch deutlich ein verachteter Küchenknecht (im Holzschnitt dabei aber eine Küchenmagd). Rollenhagen spricht gleichfalls von drei Brüdern, nicht Schwestern. — Es ist ein alter Zug, daß die Tauben (reine Thiere) rein lesen. Schon in einem altdeutschen Gedicht steht gleichnißweise: „mit linden sprüchen sitzen, als es di turteltube habe erlesen." In Pauli's Schimpf und Ernst ed. 1535. fol. Cap. 318. f. 600. eine Erzählung von einer Frau, die hinten in der Kirche auf ihren Knien lag, betete und weinte vor Andacht, da sah der Bischoff wie „eine Taube kam

Aschenbrödel. Drei Erznarren p. m. 135. u. 203.

und laß dieſelben Thränen auf und flog darnach hinweg."

Num. 22. (Kinderſchlachtſpiel.) Kinder lockt die Rundheit und lachende Röthe der Aepfel vor allen Dingen. Man vgl. das ſchott. Lied von der Judentochter; auch Fürterer im Lanziet Nr. 49. „als kinden tut gezemen, den man pent ein Apfel rot, laſſen das gold in aus den herden nemen." Und im Schwank vom Häſelin 54. 55. „ein kint den Apfel minnet und neme ein ei für des riches lant." Alſo verſucht der Apfel im Paradiſ die erſten Menſchenkinder." — Den latein. Vers geben die nugae venales p. 97. ſo:

hircus cum pueris, puer unus, ſponſa, maritus, eie.

Num. 32. (der geſcheidte Hans.) Vgl. Hans Sachſens Schwank vom Kälberbrüten.

Num. 35. (Sperling und ſeine Kinder.) Steht ſchon früher im Froſchmeuſeler Magdeb. 1595. 2a V. — Bb I.

Num. 39. III. (Wichtelmänner) zu dem Vers: „old as de Bemer Wold" von ſehr alten Dingen. Dähnert plattd. Wörterbuch S. 556 „Bremer Woold" hat Schütze im holſt. Idio- III. 171. 272.

Num. 44. (Gevatter Tod.) Erweis vom Alter der Sage kann ſchon allein geben, daß ſie Jacob Ayrer in einem Faßnachtſpiel (dem 6ten in opus theatr.) vom „Baur mit ſeim Gevatter Tod" bearbeitet hat. Erſt bietet ſich Jeſus dem Kindstaufvater an, der ihn aber verwirft, weil er einen reich, den andern arm mache. Drauf naht ſich der Teufel, den er gleichfalls zuſchlägt, weil er vor dem Namen des Herrn und des heiligen Kreuzes weglaufe, (gerade wie der h. Chriſtoph, als er ſich einen Herrn ſucht) der Teufel ſchickt ihm zuletzt den Tod auf den Hals, der alle Leute gleich behandelt. Gevatter ſteht und verſpricht ihn zum Arzt zu machen, als worauf ihm überreicher Lohn zugeſprochen werde:

bey allen Kranken biſt du mich
und mich ſieht man nit bey ihn ſeyn,
dann du ſollſt mich ſchen allein;

wenn ich sieb bey des Kranken Füßen
so wird derselbig sterben müssen,
alsdann so nim dich sein nicht an.
Schau mich aber beym Kopfen stahn ꝛc.

zum Sch-n der Arzenei solle er nur zwei schlechte Aepfelkern in Brot gesteckt eingeben. Dem Bauer gelingts damit, aber zuletzt holt der Tod seinen Gevatter selbst.

Dieselbe Fabel, jedoch mit eigenthümlichen Abweichungen (worunter die beste, daß nicht der Vater, sondern das neugeborene Kind selbst die Doctorgabe empfängt), erzählt Prätorius im Glückstopf 1669. S. 147 — 149.

Aus heutiger Volkssage aufgenommen aber weitläuftig behandelt, steht sie in G. Schillings neuen Abendgemeßen III. 145 — 286. Wie bei Aarer ist nicht der Pathe, sondern der Vater selbst Doctor. Merkwürdig ist der gewiß echte Schluß: der überlistete Tod, um sich zu rächen, führt den Gevattersmann in die Lichterhöhle, für Kinder brennen große, für Eheleute halbe, für Greise kleine. Des Gevatters eigenes Lebenslicht ist nur ein kleines Endchen noch; da bittet er den Tod, ein neues anzuzünden, welches aber nicht geht, da eins erlöschen muß, eh ein neues anbrennt; also bittet er, unten anzustecken, damit es gleich fortbrennen könne. Der Tod thut, als willigte er ein, langt ein großes frisches Licht, versieht es aber absichtlich beim Unterstecken, daß das Stückgen umfällt und lischt. Damit fällt der Gevatter hin und ist todt. (Diese Lichter, woran das Leben gebunden wird, erinnern an den Nervengott und die noch gangbare Redensart vom „Ausblasen des Lichts, der Lebenskerze" für: umbringen.)

Alles in diesem Märchen weist auf sehr tiefliegende Ideen hin. Der Tod und der Teufel sind die bösen Gottheiten und beide nur eine, wie die Hölle die Unterwelt und das Todtenreich, daher im Märchen vom Schmiedt auch beide nach einander auftreten. Aber der böse heißt wie der gute Gott, Vater und Tatta. Der Gevatter nicht blos Vater, sondern auch Pathe, Gott

46. Sitzfußvogel
ist . Sitzfüßler Schwimmvogel

und Dod oder Tot (das getaufte Kind eben so: Pathe und Gothel, daher die Verwechselung beider in unserer Sage folgerecht. Altd. Wälder I. 104) und auf dieser Grundlage des Glaubens und der Sprache wachsen die lebendigen Bilder der Fabel auf; so verhält es sich fast immer damit, scheint aber selten so durch.

Num. 45. (Schneider Daumerling.) Dieß Märchen wird auch in der tabartschen Sammlung (neuste Ausg. Lond. 1809. T. III. 37 — 52.) erzählt: the life and adventures of Tom Thumb. Ein Schneiderskind ist er hier nicht, sondern bloßer Däumerling und wiewohl sonst vieles übereinstimmt, hat doch auch die englische Sage schöne Eigenthümlichkeiten, z. B. S. 41. als die Mutter die Kuh melkt und gerade ein windiger Tag ist, damit er ihr dieweil nicht fortgeweht werde, bindet sie ihn mit einem Zwirnsfaden an eine Distel, welche hernach die Kuh frißt und so manches andere. Was für die Geschichte der Mythen noch merkwürdiger ist, so scheint dieser Tom Thumb mit andern englischen und schottischen Sagen von Tamlane, Tomlin und selbst Thomas dem mythischen Dichter in Verbindung zu stehen.

Num. 47. (der Machandel-Boom.) Daß dies Märchen auch in Schottland herumgeht, zeigt folgender Reim, den Leyden aus einem nursery tale aufbewahrt: the spirit of a child in the form of a bird whistle the following verse to its father:

„pew wew, pew wew, (pipi, kiwi,)
my minny me slew."

Num. 51. (Fundevogel.) Ein ähnliches Aufsuchen der Flüchtigen ist in Rolf Krake's Sage. Cap. 2.

Num. 52. (König Droßelbart.) Broselbart und Droselbart liegen sich zwar zur Verwechselung nah, denn bei Ulfilas heißt ein Brosen: drauhs, man darf aber den Namen ebenwohl von Droßel, Drüssel, Rüssel, Maul, Nase oder Schnabel herleiten und die Abweichung des Märchens selber schickt sich zu beiden.

Num. 53. (Sneewittchen.) Vgl. Musäus Richildis,

der den Reim etwas anders hat. Ueber das Ganze, besonders das Sitzen bei der immer frisch aussehenden Leiche, Haralds-Harf. Sage. Cap. 25.

Num. 55 (Rumpelstilzchen.) Eine andere Erzählung leitet so ein: die Frau geht vor einem Garten vorbei, worin schöne Kirschen hängen, bekommt ein Gelüsten, steigt ein und ißt davon; aber ein schwarzer Mann kommt aus der Erde und sie muß ihm für den Raub ihr Kind versprechen. Als es geboren ist, dringt er durch alle Wachen, die der Mann ausgestellt hat und will der Frau nur dann das Kind lassen, wenn sie seinen Namen weiß. Nun geht der Mann nach, sieht, wie er in eine Höhle steigt, die von allen Seiten mit Kochlöffeln behangen ist und hört wie er sich Fleder Flitz nennt. — Unser Märchen ist auch das französische Ricdinricdon in der Tour tenebreuse der Mlle L'heretier, wonach eine dänische gedruckte Bearbeitung: en smuk Historie om Rosanie . . . tjent ved Fandens Hielp for Spindepige. (Iris 1795. Junij. 244 — 46.) — Das Spinnen des Golds kann auch die schwere, kummervolle Arbeit Golddraht zu verfertigen andeuten, welche armen Jungfrauen überlassen blieb, so heißt es im altdän. Lied Kämpe Viser S. 165 V. 24.

Nu er min Sorg saa mangefold,
som Jongfruer, de spinde Guld.

Vgl. Wolfdieterich 89. und Iwein 6165. ff.

Num. 60. (Goldei.) Bey dem Herz, das die beiden unversehens essen, ist an Loki zu erinnern, der das halbverbrannte (Hyndluliod 37) und an den Fuchs der äsopischen Fabel, (Furia 356. Coray 358.) der das von ohngefähr herausfallende Herz der Hündin verzehrt. Der Löwe fragt wie der Goldschmidt darnach, allein der Fuchs gibt ihm hier eine moralisch witzige, statt der mythischen Antwort. Vermuthlich gehört eben darum auch die Fabel vom Koch und Hund hierher (Furia 217).

Num. 62. (Blaubart.) Die Gesta Romanor. enthalten eine Erzählung, wo einer Mutter vier Trop-

sen Blut ihres unschuldigen, von ihr gemordeten Kindes auf die Hand fallen, welche nicht fortzubringen sind, so daß sie beständig einen Handschuh trägt.

Num. 64. I. (Weiße Taube.) Das gedruckte dänische Märchen: Historie om trende Brödre, iblandt hvilke den yngste efter han havde af sine to brödre lidt stor foragt . . . omsider blev en Förste u. s. w. scheint in diesen Kreis zu gehören. Nyerup (Iris, Juny 1795. S. 281.) Der es zu schnell verurtheilte, hat sich nur kurz darüber ausgelassen.

Num. 64. III. (Die drei Federn.) Ueber das Federaufblasen denen man nachgeht. Vgl. Altd. Wälder I. 91. Und Aventin bair. Chronik S. 99b. „Es ist auch sonst ein gemein Sprüchwort vorhanden, das gemeiniglich diejenigen brauchen, so fremde Land bauen wollen oder sollen: „ich will ein Feder aufblasen, wo dieselbig hinaus fleugt, will ich nachfahren." — S. auch Völundurs Lied, wo der eine Bruder nach Osten, der zweite nach Süden auszieht, der dritte aber daheim bleibt.

Num. 64. IV. (Goldne Gans.) Vgl. jüngere Edda Dämis. 51.

~~Num. 66. (Hurleburlebutz.)~~ Wie die Söhne damit erprobt werden, ob sie ein Stück Kuchen mittheilen, so erhält Engelhart (im Roman des Conrad von Würzburg s. Eschenburgs Denkmäler S. 44.) von seinem Vater auf die Reise drei Aepfel, wer ihm begegne, dem solle er einen reichen; verzehre ihn der Fremde ganz, ohne ihm einen Theil davon zu geben, solle er ihn meiden, gäbe er aber etwas, solle er seine Freundschaft annehmen. Auch der dritte zeigt sich erst gut.

Num. 71. (Mäusehaut.) wie der Vater hier, so fragt König Lear seine Töchter.

Num. 72. (das Birnli) S. Fischarts Spieleverzeichniß im Gargantua. Nr. 198.

Num. 78. (der Großvater.) Vgl. Walter von der Vogelweide I. 129a.

die jungen spotent alse dar der alten:
„beitent unz iwer jugent zergé,
swaz ir nu tunt, daz rechent iwer
jungen."

Num. 90. (Tod des Hühnchens.) Nach einer baierischen Erzählung: das Hähnl lauft zum Brunnl, sagt: „ach Brunnl, gib mir ein Wäßerl, daß mein Hähnl nicht erstickt." Wäßerl sagt: „geb dir kein Brunnel, bis du zum Lindl gehst und bringst mir ein Blättl." Das Lindl sagt: geb dir kein Blättl, bis du zum Bräutl gehst und bringst mir ein Bändl." Bräutl sagt: „geb dir kein Bändel, bis du zum Säul gehst und bringst mir ein Bürstel." Säul sagt: „geb dir kein Bürstl, bis du zum Müller gehst und bringst mir ein Kleil." Müller sagt: „geb dir kein Kleil, bis du zum Bäurl gehst und bringst mir ein Knödel (Kloß)." Da gibt der Bauer ein Knödel, nun befriedigt es alle, kommt aber mit dem Wasser zu spät und weint sich todt auf dem Grab. — Ueber Hahnenberg und Hahnensumpf hat man eine dänische Volkssage. Antiquariske Annaler I. 331.

Num. 91. (Schmidt und Teufel.) Sobald man sich unter dem Schmidt mit seinem Hammer den Thor, unter dem Tod und Teufel einen plumpen Riesen denkt, gewinnt das Ganze eine wohlgegründete alt nordische Ansicht.

Num. 92. (Die drei Schwestern.) Die Aehnlichkeit des Lieds von Rosmer (S. LV. steht durch Druckfehler Rohmer) wird durch eine Stelle in Jamieson's popular ballads Edinb. 1806. 1. 217. bestärkt: „It may be observed, that there is a striking resemblance between the story of Rosmer Hafmand and the romance of child Rowland (not yet entirely lost in Scotland) which is quoted by Mad Tom in Shakespeare:

Child Rowland to the dark tower came —
(the fairy comes in)
with, fi, fi, fo and fum!
I smell the blood of a british man!
be he dead, be he living, wi' my brand,
I'll dash his harns frae his harn-pan

vgl. das schott. Kindermärchen von Child Rowland, in den northern antiq. p. 397–403.
auch im dän. Lied: ungen Roland"
Danske Viser I. p. 224.

the britiſh ſtory is much finer in every reſpect than the daniſh etc. etc. —

Wie hier der Adler, ſo reicht im Schahnameh der Rieſenvogel Simurg dem Knaben Sal aus ſeinem Gefieder eine Feder; wenn er in Noth ſey, ſolle er ſie ins Feuer werfen (auch das Reiben im Märchen ſoll ſie entzünden) und auf der Stelle werde er ihm durch die Wolken zu Hülfe geflogen kommen. (Jundgruben des Or. III. 63.)

Num. 86. (Fuchs und Gänſe.) Sprüchwort: wenn der Wolf die Gänſe beten lehrt, frißt er ſie zum Lehrgeld. Der Wolf iſt hier Fuchs. Oſterdingen im Wartburger Krieg 20: „ir habt Genſe-Wan, ſo ſi den Wolf erkennent und wellent uz den zünen gan.“

d) der gute Lappen.

Zwei Näthersmädchen hatten nichts geerbt, als einen guten alten Lappen, der machte alles zu Gold, was man hineinwickelte, damit hatten sie genug und nähten dabei noch zu kleinem Verdienst. Die eine Schwester war sehr klug, die andere sehr dumm. Eines Tags, war die älteste in die Kirche gegangen, da kam ein Jude die Straße her und rief: „schöne, neue Lappen zu verkaufen oder zu vertauschen gegen alte, nichts zu handlen?" Wie die dumme das hörte, lief sie hin und vertauschte ihren guten alten Lappen für einen neuen; das wollte der Jud gerad, denn er kannte die Tugend des alten gar wohl. Als die älteste nun heimkam, sprach sie: mit dem Nähverdienst geht's schlecht, ich muß uns ein bischen Geld schaffen, wo ist unser Lappen?" "Desto besser," sprach die dumme, „ich hab' auch während du aus warst einen neuen und frischen dafür eingehandelt für den alten. — — (Nachher wird der Jude ein Hund, die zwei Mädchen Hühner, die Hühner aber endlich Menschen, und prügeln den Hund zu Tode.)

86.

Der Fuchs und die Gänse.

Der Fuchs kam einmal auf eine Wiese, wo eine Heerde schöner fetter Gänse saß, da lachte er und sprach: „Ei, ich komme ja wie gerufen, ihr

ſitzt hübſch beiſammen, da kann ich eine nach der andern auffreſſen.“ Die Gänſe gackten vor Schrecken, ſprangen auf und fingen an gar kläglich um ihr Leben zu bitten, der Fuchs aber ſprach: „da iſt keine Gnade, ihr müßt ſterben.“ Endlich nahm ſich eine das Herz und ſagte: „ſollen wir doch unſer jung friſch Leben laſſen, ſo erzeig uns die einzige Gnade und erlaub' uns noch ein Gebet, damit wir nicht in unſern Sünden ſterben, hernach wollen wir uns auch in eine Reihe ſtellen, damit du dir immer die fetteſte ausſuchen kannſt.“ „Ja, ſagte der Fuchs, das iſt billig um eine fromme Bitte, betet, ich will ſo lange warten.“ Alſo fing die erſte ein recht langes Gebet an: ga! ga! und weil ſie gar nicht aufhören wollte, wartete die zweite nicht, bis die Reihe an ſie kam, ſondern fing auch an ga! ga! (Und wenn ſie alle ausgebetet haben, ſoll das Märchen weiter erzählt werden, ſie beten aber alleweile noch immer fort.)

Druckfehler zum ersten Theil.

Vorr. Seite XV. Zeile 5. von unten statt in seinem lies in seinen.

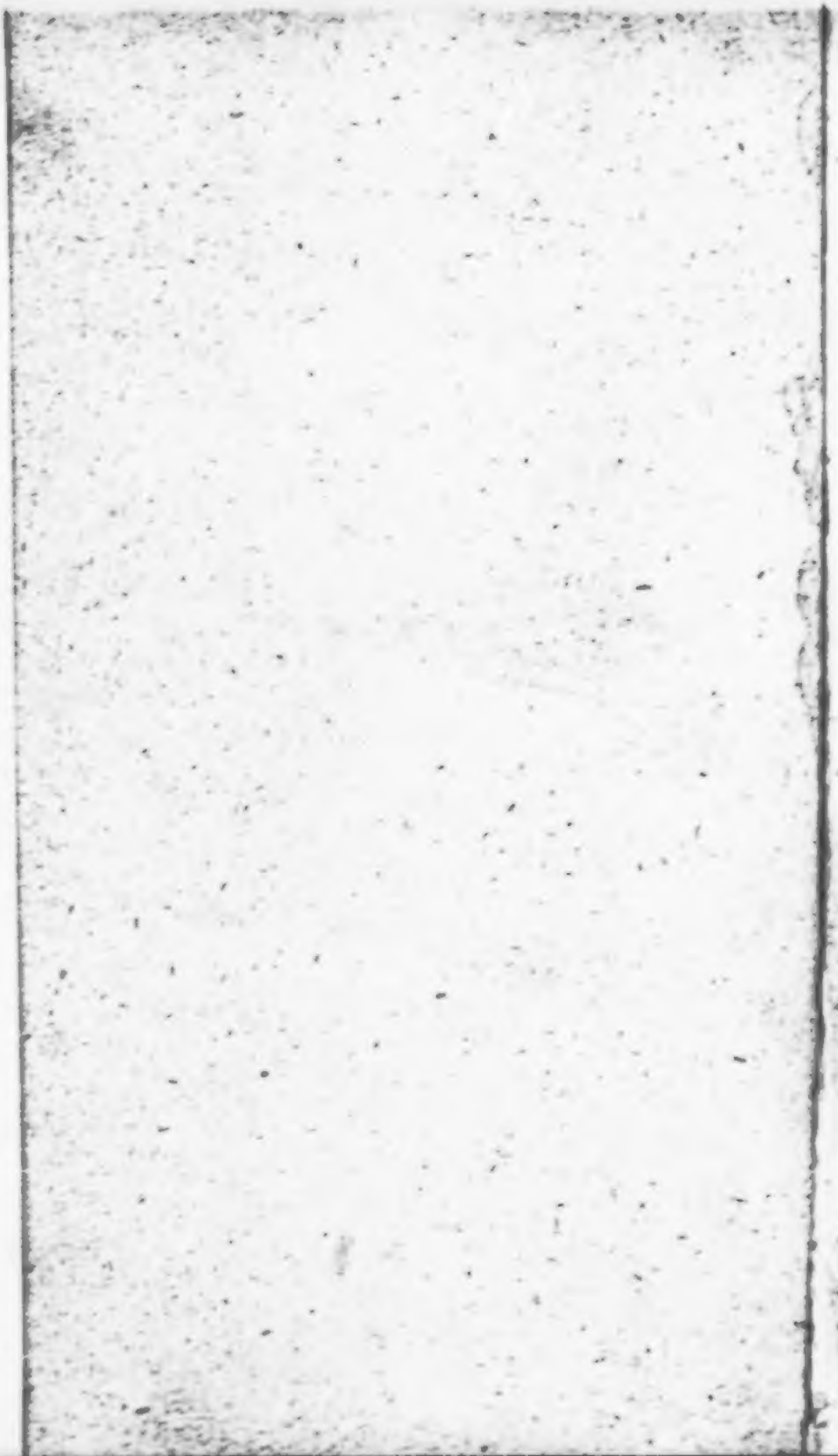
S. 69. Z. 10. st. mich l. nich.
— 74. — 11. nach ga ein Komma.
— 75. st. Kökenlicht l. Köten- oder Kötinglicht (Reynaert de Vos V. 303. „bernende stallicht" von Kothe, arme Hütte, Stall a. s. cyte engl. und holl. cot, kot. Dähnert v. Kötken, das letzte Endchen von einem abgebrannten Licht. Ueber Stalllicht s. Huydecoper zu Stoke III. 189.)
S. 158. Z. 11. st. Hebeitzen l. Hebritzen. Ueber dies Wort vgl. Aventin bair. Chronik 182 „Häberritzen."
S. 217. Z. 11. v. unten st. um l. und.
— 246. — 3. — — st. viel l. fiel.
— 326. — 1. st. was l. was.
— 342. — 3. st. Kammrr l. Kammer.
Anhang. S. VII. Nr. 9. st. le sette cottonello IV. 4. l. li sette palommiello IV. 8.
S. IX. Z. 13. st. Pollus l. Pollux.
— — — 15. st. Dummlung l. Dummling.
— — — 22. st. Essais l. Essai.
— XVI. Z. 11. st. Gautraks l. Gautreks.
— — — 13. — till l. til.
— — — 16. — sitta l. sitia — st. Kaltur l. Kattur.
— XX. — 23. — lisette l. li sette.
— XXIV. Z. 12. v. u. st. Skrandere l. Skraedere — st. Ved l. ved.
— XXV. Z. 9. v. u. st. köstlichen l. köstlichsten.
— XXXI. Z. 15. st. migella l. nigella.
— XXXV. Z. 9. v. u. st. Hans Sachs l. Ayrer.
— XXXVII. Z. 3. st. Rong l. Kong.
— XL. letzte Z. st. Calenburgern l. Lalenbürgern.
— XLI. Z. 15. v. u. st. Fitschers l. Fitchers.
— LII. Z. 9. v. u. st. 5 l. 3.
— LIII. Z. 8. u. 28. st. Schied l. Schmied.
— LIV. Z. 6. v. u. st. wenche l. welche.
— LV. Z. 7. v. u. st. Rohmer l. Rosmer.
— LVI. Z. 2. st. boy l. bois.
— — — 3. — eifersüchtige l. eifersüchtige.
— — Nr. 852. l. naissance
— LVIII. Z. 12. st. demadischen Redner l. Redner Demades.
— — — 24. st. l'est l. c'est.

An den Buchbinder.

Seite 387, im erſten Theile, wird herausgeſchnitten, und an deſſen Stelle das Blatt 387, welches an dieſem Bogen befindlich iſt, dafür eingeheftet.

Diſer Bogen F wird an den Viertelbogen E angebunden, nach dem Anhange des erſten Theils.

Der Viertelbogen D, welcher ſich am T Bogen befindet, wird nach dem Anhang des zweiten Theils eingebunden.



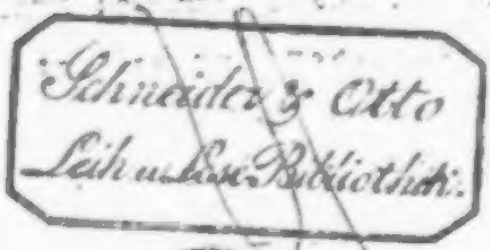
Der
arme Heinrich
von
Hartmann von der Aue.

Aus
der Straßburgischen und Vatikanischen Handschrift
herausgegeben und erklärt
durch die
Brüder Grimm.

„Die Liebe hat hohen Muth und ist dabei demüthig und gut; wer nicht thut gegen sie, als er soll, dem wird sie nimmer recht kund. Sie ist also seliglich gemuth, daß sie will offenbar sein das höchste Gut und das allerliebste Herzensblut; wer das nicht thut, der muß ihr unlieb sein."

Gottfried von Straßburg.

Berlin, 1815.
In der Realschulbuchhandlung.


Schneider & Otto
Leih u. Lese-Bibliothek.

Kön. Bibliothek
Universitäts
Friedr. Guil.
Berolin.

J. J. königlichen Hoheiten

der

Kurfürstin

und

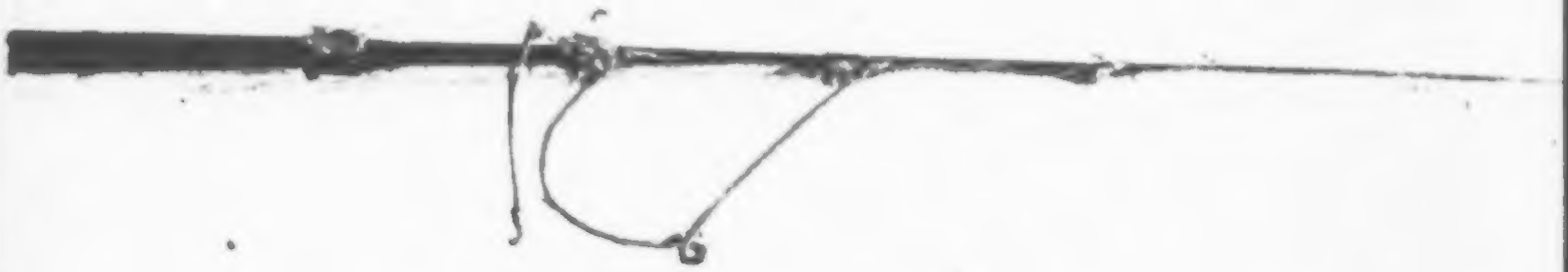
Kurprinzessin

von Hessen

in

tiefster Ehrerbietung

zugeeignet.



Als Gott und deutsche Tapferkeit unsere Fürsten wieder vor das Stadt-Thor von Kassel geführt, da spannte das Volk die Pferde aus und rief: „Hessenblut soll sie hereinziehen, das lebt immerdar!“ Und als die Männer hinauszogen, hielten sie das Schwert in der Hand, im Herzen den Gedanken fest: „Hessenblut soll für's Vaterland kämpfen, das lebt immerdar!“ So hat sich Liebe und Treue, selbst unter dem Schutt, den fremde Gewalt darüber geworfen, wie Gold in der Erde, unverringert und unversehrt erhalten.

In dieser Zeit, deren Freude zu erleben, sieben Jahre Leid uns reinigten, ward die Bear-

beitung eines alten, in sich deutschen, Gedichts als ein geringes Opfer dargebracht. Jetzt hat sich unser gesammtes Vaterland in seinem Blut von dem französischen Aussatz wieder geheilt und zu Jugend-Leben gestärkt. Um diesen Preis gebe nun fortan jeder Deutsche alles andere hin und sey stets bereit, als ein freudig Opfer zu fallen. Und keiner stehe von der Gefahr ab, sondern denen, die aus Furcht oder Liebe ihn zurückhalten wollen, antworte er mit den schönsten Worten der reinen Jungfrau: „nun gönnet mir's, denn es muß seyn!“

Verzeichniß der Theilnehmer.

	Velin.	Druck.
J. K. H. die Frau Kurfürstin von Hessen .	8	—
J. K. H. die Frau Kurprinzessin von Hessen	3	—
J. H. D. die Frau Herzogin von Sachsen-Gotha	2	8

Hessen.

Herr Schullehrer Ackermann zu Melsungen	—	1
— Primarius Arnoldi zu Marburg .	—	1
— Assessor Balde zu Hanau	—	1
— J. H. C. Bang, Pfarrer zu Goßfelden	—	1
— Kaufmann Barensfeld zu Hanau .	—	1

Herr Kaufmann Conrad Barthel zu Melsungen . . . . . — 1

— Dr. B. Bauer zu Kassel . . . . — 1

Frau Amtsvögtin Baumann zu Melsungen — 1

Herr Stud. Baumann zu Melsungen . — 1

Fräulein von Baumbach zu Kassel . . . — 1

Herr Kaufm. Beinhauer zu Melsungen — 1

— Provisor Beinhauer daselbst . . — 1

— Carl Bergmann daselbst . . . . — 1

— Kaufm. Heinrich Blachiere zu Hanau — 1

Fräulein von Bloch zu Kassel . . . . — 1

Herr Prof. Dr. Börsch zu Hanau . . . — 1

— Friedrich Böttger zu Kassel, Kandidat der Rechte, kurhess. freiwilliger Jäger . . . . . — 1

Frau Prof. Böttner zu Kassel . . . . — 1

Herr Apotheker Brambeer zu Melsungen — 1

— Kandidat Brand daselbst . . . . — 1

— Gastwirth Breithaupt daselbst . . — 1

— J. C. Colin zu Hanau . . . . . — 1

— Rektor Collmann zu Melsungen . — 1

— Prof. Conradi zu Marburg . . . — 1

— Prof. Creuzer daselbst . . . . — 1

— Weinwirth Creuzer daselbst . . . — 1

— Kommerzienrath Descoudres zu Kassel . . . . . 1 —

Herr Stud. Dickenhof zu Marburg . . — 1
— Vergantungsschreiber Dörr zu Hanau — 1
Fräulein Luise Doutrelepont zu Kassel — 1
Herr Baumeister Engelhard daselbst . . — 1
— Kaufm. Eschstruth zu Allendorf . — 1
Herr Dr. Eökuchen zu Hanau . . . . — 1
— Falk, Lehrer an der Bürgerschule zu Hanau . . . . . — 1
— Dr. Gerling zu Kassel . . . . . — 2
— Metropolitan Grimm daselbst . . . — 1
— Carl Friedrich Grimm daselbst, kurhess. freiwilliger Jäger . . . . — 1
— Ludwig Emil Grimm, Mahler, Lieutenant im dritten kurhess. Landwehr-Regiment . . . . . — 1
— Kaufm. Ferd. Gundlach daselbst . — 1
— Pfarrer v. Hagen zu Allendorf . . — 1
— Gabriel Harnier zu Kassel . . . — 1
— Hofrath Dr. Richard Harnier das. — 2
Fräulein Johanne Hassenpflug daselbst . — 1
Herr Oberst von Haynau zu Hanau . . — 1
— Gastwirth Heinrich zu Kassel . . . — 2
— Baumeister Henschel zu Allendorf . — 1
— Schullehrer Heußner zu Melsungen — 1
— Pfarrer Hopf zu Großseelheim . . — 1
— GhA. H. zu Kassel . . . . . — 2

Herr Ludwig Hummel, Mahler . . . — 1
— Kaufm. Conrad Jak. Hüter zu Melsungen . . . . . — 1
— Kaufm. Wilhelm Hüter daselbst . . — 1
— Kreißeinnehmer Imming zu Allendorf — 1
— Superintendent Justi zu Marburg . — 1
— Kaufm. Georg Kaß zu Kassel . . . — 1
— Georg Keßler daselbst, kurheff. freiwilliger Jäger . . . . . — 1
— Franz Knappe daselbst . . . . . — 1
— Karl Knaß daselbst . . . . . — 1
— Kaufm. Friedrich Koch daselbst . . — 1
— Rentmeister König zu Allendorf . . — 1
— Holzhändler Ph. Kothe zu Melsungen — 1
— Wilhelm Krücke, Kandidat der Theologie zu Marburg . . . . . — 1
— Oberhofmeister Kunkell v. Löwenstern zu Kassel . . . . . — 1
— Kaufm. Lenk zu Allendorf . . . . — 1
— Lingelbach zu Kassel . . . . . — 1
— Stud. Leipold aus Elberfeld zu Marburg . . . . . — 1
— Lederhändler Mardorff zu Melsungen — 1
— Obereinnehmer von der Malsburg zu Kassel . . . . . — 1

	Velinp. Druck.
Herr Justizr. Ernst von der Malsburg daselbst . . . . . —	1
— Wilhelm Menfing daselbst . . . —	1
Frau Johanna von Münchhausen zu Hesserode . . . . . —	1
— Metropolitan Münscher zu Kassel . —	1
— Landrekt. Oesterheld zu Allendorf . —	1
— v. Oppen, Regierungsrath u. königl. preuß. freiwilliger Jäger . . . . —	1
Herr Rentmeister Plancke zu Melsungen —	1
— Prof. Ramus, franz. Prediger zu Kassel . . . . . —	1
Fräulein Ramus daselbst . . . . . —	1
Herr Prof. Rauch zu Hanau . . . . . —	1
— Regierungsrath Rieß daselbst . . . —	1
— Gebrüder Rinald zu Kassel . . . 1	—
Frau Hofräthin Ritter daselbst . . . . —	1
Herr Ludwig Ruhl daselbst . . . . . —	1
— Kaufm. Schaub zu Allendorf . . . —	1
— Bergrath Schaub daselbst . . . . —	1
— Oberkammerrath von Schmerfeld zu Kassel . . . . . —	1
— Kaufm. Georg Schneider daselbst —	1
— Auditeur und Regimentsquartiermeister Schreidt zu Hanau . . . . —	1
— Rentmeister Schreiber zu Allendorf —	1

Herr Stud. Schulz zu Marburg . . . — 1
— Prof. Dr. Schulze zu Hanau . . — 1
— Seyffert daselbst . . . . . — 1
— Kaufm. August Sievers zu Kassel . — 1
— Obermeister Sperber zu Allendorf . — 1
Fräulein Amalia Franziska Steinbach zu Kassel . . . . . — 1
Herr Joseph Steinhardt zu Kassel . . — 1
— Simon Steinhardt, Kandidat der Rechte, kurhess. freiwilliger Jäger . — 1
Fräulein von Stockhausen, Hofdame J. K. H. der Kurprinzessin . . . . — 1
Herr Prof. Tennemann zu Marburg . — 1
— Wilhelm Theobald, Kandidat der Theologie zu Niederrodenbach . . — 1
— Pfarrer Usener zu Marburg . . . — 1
— Dr. Valentin zu Allendorf . . . — 1
— Kandidat Georg Valke zu Kassel . 1 —
— Salzschreiber Wachsmuth zu Allendorf . . . . . — 1
— Gebrüder Wallach zu Kassel . . . 1 —
— Wilhelm Weiß, Kandidat der Theol. zu Hofgeismar . . . . . — 1
Fräulein D. Wild zu Kassel . . . . . — 1
Herr Kaufm. Simon Wilke daselbst . . 1 —
— Diakonus Wittich zu Schmalkalden — 1

Fräulein von Wikleben zu Kassel . . . — 1
Herr Goldschmidt Zimmermann zu Allendorf . . . . . — 1
— Prof. Zipf zu Hanau . . . . . — 1

Bremen.

Herr Senator Schmidt . . . . . — 3

Darmstadt.

Herr Freiprediger Schäfer . . . . . — 1

Göttingen.

Universitäts-Bibliothek . . . . . — 1
Herr Professor Benecke . . . . . — 1
— Dr. Bunsen . . . . . — 1
— Stud. Ernst Albert Fritze, Nassau. Dran. freiwilliger Jäger . . . . — 1
— Stud. Freudentheil . . . . — 1
— Hofrath Heeren . . . . . — 1
— Dr. Lücke . . . . . — 1
— Dr. Wilhelm Meyer . . . . . — 1
— Hofrath Sartorius . . . . . — 1
— Hofrath Tychsen . . . . . — 1
— Prof. Ritter C. von Villers . . — 1

Frankfurt.

Herr Remp Bansa . . . . . — 1
— A. von Bihl . . . . . — 1

	Velinp.	Druckp.
Herr Kandidat Böhm	—	1
— Franz Brentano	—	1
— Georg Brentano Laroche . . .	—	1
— Daniel Dörner	—	1
— Dr. Engelmann	—	1
— Ludwig Harnier, kurhess. Finanzrath	—	1
— Dr. Kloff	—	1
— J. W. Knoblauch	—	1
— Generalsekretär Köhler	—	1
— Geheimer Rath Friedr. v. Leonhardi	—	1
— C. F. Menging	—	1
— Dr. Christian Ernst Neeff . . .	—	1
— Kandidat Pfeiffer	—	1
— Senator Quaita	—	1
— Wilhelm Rüppel	—	1
— Kandidat Rauch	—	1
— Martin Scharff	—	1
— Gottfried Scharff	—	1
— Rath Dr. Schlosser	—	1
— Johann Stan	—	1
— Pfarrer A. Stein	—	1
— Leopold Stein	—	1
— Archivar Dr. Thomas	—	1

München.

Königliche Hofbibliothek	1	—
Herr B. J. Docen, Bibliotheks-Custos .	—	1
— Heinrich v. Harnier, großherz. darmstädt. bevollmächtigter Gesandter am bairischen Hofe	—	3
— v. Vorherr, Kreisbau-Inspektor .	—	1
Betrag . .	19	56

Von den HH. J. und W. C. Grimm sind mir Ein Hundert Vier und Neunzig Thaler für den Frauen-Verein ausbezahlt worden.

Marie Robert.

Inhalt.

Seite.

Ueberſetzung 1

Urſchrift mit Anmerkungen 31

Erklärung des Gedichts:

1). Aeußeres: Verfaſſer, Quelle, Zeit, Handſchriften 133

2) Epiſche Natur 154

3) Ueber den Ausſatz 160

4) Heilung des Ausſatzes durch Blut . . 172

5) Der ausſätzige Blutsbruder 183

6) Opfer 198

7) Name: Armer Heinrich 203

Der arme Heinrich.

Hartmann, ein Ritter und Dienstmann zur Aue, war wohlgelehrt und konnte lesen, was er von alten Sagen aufgeschrieben fand. Da geschah es zu einer Zeit, daß er in vielerlei Bücher schaute und suchte, ob er etwas fände, das schwere Stunde sanfter mache, aber auch solcher Art sey, daß es Gottes Ehre fördere und ihm der Menschen Liebe erwecke. Nun hebt er an und deutet euch aus jenen Büchern eine Märe; seinen Namen aber hat er zuvor genannt, auf daß ihm der Arbeit, die er daran gewendet, ein Lohn bleibe und der, welcher nach seinem Tod sie erzählen oder lesen höre, bei Gott für seiner Seelen Heil bitte; auch sagt man ja: der ist sein eigener Bote und erlöst sich selber, der für des andern Schuld bittet.

Er las aber eine Märe, wie in Schwaben ein Herr gesessen, dem keine Tugend gefehlt, die ein junger Ritter, der nach vollem Lobe strebet, haben soll, also daß von niemanden im ganzen Land so viel gutes gesagt ward. Er war reich und von edler Geburt, doch, wie groß seine Habe, wie gar unwandelbar und fürstlich seine Geburt, noch viel größer

war seine Ehre und sein Muth. Sein Namen war wohl bekannt, er hieß Heinrich und war geboren von der Aue. Sein Herz hatte Falschheit und Schande verschworen und er hielt den Eid auch treulich bis an sein Ende, denn sein Leben stand ohne Flecken und er wußte weltliche Ehre zu rechtem Heil anzuwenden, also daß sie sich mehrte in jeglicher reinen Tugend. Er war der Jugend eine Blume, der Weltfreude ein Spiegel, steter Treue ein Demant, der Zucht eine Krone, der Bedrängten ein Schirm, den Fremden ein Schild, der Mildigkeit eine gleiche Wage; nichts war über, nichts war zu wenig bei ihm. Die Arbeit trug er wie eine Ehrenlast auf dem Rücken, zu gutem Rath war er eine Brücke; lieblich wußte er auch von der Minne zu singen; also schön und verständig konnte er der Welt Lob und Preis wohl erwerben.

Wie also der Herr Heinrich, der all seinem Geschlecht gepriesen und geehret, Reichthums und fröhlichen Muthes sich erfreute, da ward auf einmal sein hoher Muth herabgebeugt in ein gar armes Leben und an ihm wie an Absalon offenbaret, daß die üppige Krone weltlicher Süßigkeit in ihrer besten Würde zu den Füßen herabfällt, gleichwie uns die Schrift an einem Orte sagt: „media vita in morte sumus“ das heißt: „mitten wir im Leben sind von dem Tod befangen!“ Ja, was das festeste ist, das beständigste, das beste, das kräftigste in dieser Welt, das steht schwankend ohne Meisterschaft, wie wir an der

Kerze davon ein wahres Bild sehen, die mitten im Licht die dunkle Asche gebiert. Wie sind wir schwacher Art! schauet, wie unser Lachen mit Weinen erlischt! bittere Galle ist getropft in unsere Süßigkeit und unsere Blüthe muß fallen, wenn sie am frischesten leuchtet. Das hat sich wohl an Herrn Heinrich gezeigt. Wer in der höchsten Welt-Seeligkeit lebt der ist vor Gott gering. Darum fiel er durch Gottes Willen aus seinem [illegible] Glück in ein gar schmähliches Leid und ihn [illegible] der Aussatz. Als nun an seinem Leibe die [illegible] Zucht Gottes gewahrte, da wendeten sich Mann und Weib von ihm ab und wie angenehm er denselben zuvor war, so unerträglich ward er ihr jetzt, also daß niemand ihn mehr ansehen wollte, gleich wie dem reichen und edlen Hiob geschah, der auch mitten in seinem Glück dem faulen Stroh zu Theile ward. Als der arme Heinrich erst sah, daß er, gleich allen Aussätzigen, der Welt widerwärtig war, da unterschied ihn sein bitterer Schmerz von Hiobs Geduld, denn es ertrug jener fromme mit geduldigem Muthe und Seelen-Ruhe, was ihm zu leiden aufgelegt war: den Siechthum und die Krankheit der Welt, und lobte dabei freudig Gott seinen Herrn. Das that aber leider nicht der arme Heinrich, der war unfroh und traurig, sein hochfliegendes Herz sank, seine schwebende Freude ward zu nicht, sein hoher Muth fiel herab, sein Honig ward zu Galle, eine schwarze Wolke bedeckte seiner Sonne Glanz und ein harter Donner-

schlag zerschlug ihm seinen hellen Himmel. Er trauerte, daß er so viel Glück hinter sich lassen mußte, ja er verfluchte und verwünschte gar oft den Tag, an dem er zur Welt geboren war.

Doch empfand er wieder ein wenig Freude, als ihm zum Troste gesagt wurde, daß diese Krankheit gar verschiedentlich sey und zuweilen heilbar. Da dachte er hin und her, wie er wohl genesen könnte, zog gen Montpellier und fragte die Aerzte um Rath, aber es wurde ihm geantwortet, er sey nicht zu heilen und werde nimmer vom Aussatz rein. Traurig hörte er das an und zog weiter gen Salerno, die meisten Aerzte auch dort zu befragen. Nun sagte ihm der beste Meister, der da war, eine wunderbare Sache, nämlich, daß er zwar heilbar wäre, aber doch nimmermehr würde geheilt werden. »Wie mag das zugehen? sprach Heinrich, du redest gar unverständlich! bin ich heilbar, so werde ich auch geheilt, denn was an Geld oder Arbeit verlangt wird, das getraue ich mir noch aufzurichten.« »Laßt das Gedingen, antwortete der Meister, eure Krankheit ist nun einmal der Art. Was frommts, daß ich euchs sage! es gibt wohl eine Arznei dafür, die euch heilt, es ist aber kein Mensch so mächtig, noch so klugen Geistes, daß er sie gewinnen möge; darum werdet ihr nimmermehr geheilt, Gott wolle denn euer Arzt seyn.« Da sprach der arme Heinrich: »was nehmt ihr mir meinen Trost hinweg? ich habe doch so großes Gut, wo ihr nicht wollt eure Meisterschaft und euer

Recht brechen, und mein Gold und Silber auszuschlagen, ich machte euch also mir geneigt, daß ihr mir gewißlich gerne helft.« »Mir fehlt nicht der Willen, antwortete der Meister und wäre eine Arznei, die man feil fände oder sonst auf irgend eine Art erlangen könnte, ich ließ euch nicht verderben. Nun ist es leider nicht also; darum muß euch meine Hilfe versagt seyn, und wäre eure Noth noch größer. Hört an: ihr müßt haben eine reine Jungfrau, die aus freiem Willen für euch den Tod leidet; nun ists aber nicht der Menschen Art, daß jemand so etwas gerne thut. Wie ich euch gesagt: nichts anders ist nöthig als solcher Jungfrau Blut, das wäre für eure Krankheit der rechte Arznei.«

Nun erkannte der arme Heinrich wohl, wie es unmöglich sey, daß jemand gern für ihn stürbe und war ihm der Trost hinweg genommen, auf den er ausgezogen war, also, daß er fürderhin keinen Gedanken mehr an seine Genesung hatte. Da ward sein Herz so von Leid verwundet, daß er des Lebens überdrüssig war. Er zog heim und hub an sein Erbe und sein fahrendes Gut, wie es ihm am besten schien, auszutheilen. Im Stillen machte er seine armen Verwandten reich und linderte auch Fremder Elend; das übrige gab er Gotteshäusern, damit sich der Herr über der Seele Heil erbarme. So that er sich seiner Habe bescheidenlich ab, bis auf ein Gerente (verpachtetes Land), wohin er vor den Menschen sich. Doch klagte er nicht allein über

dies traurige Verhängniß, nein, im ganzen Lande ward er beklagt von allen, die ihn selbst oder nach anderer Sage kannten. Dieses Gerente aber hatte ein freier Meier, der da in Ruhe und Friede lebte, während andere Bauern, unter böser Herrschaft, nicht einmal durch Steuer und Bede groß Ungemach meiden konnten. Was dieser Meier that, das gefiel dem armen Heinrich, der ihn auch von aller Last fremder Gewalt befreit hatte, so daß keiner im ganzen Lande so wohlhabend war. Zu ihm zog er hin und nun ward ihm vom Meier seine Milde vergolten, denn es verdroß diesen nichts, was er seinetwillen leiden mußte; er war so treu gesinnt, daß er Sorgen und Mühe, die über ihn kamen, willig ertrug und dem Kranken alles wohl und gemächlich einrichete.

Gott hatte nach seiner Gnade dem Meier ein reiches Leben beschieden, denn er hatte einen gesunden frischen Leib, eine fleißige, sittsame Frau, darzu schöne Kinder, recht wie sie des Mannes Freude sind. Darunter war ein Mägdlein von zwölf Jahren, von gar freundlichen Sitten, das wollte von dem Herrn nicht fußbreit weichen, um seine Huld und seinen Gruß zu verdienen. Sie war also lieblich, daß sie nach ihrer schönen Gestalt dem Alleredelsten im Reiche als Kind geziemt hätte. Die andern waren solchen Sinnes, daß sie den Kranken wohl zu Zeiten, wie es sich schickte, mieden, sie aber eilte in jeder Stunde zu ihm und wollte nirgends anderswohin. Sie war

seine einzige Kurzweile und hatte ihr Herz mit reiner Kindes-Güte also ganz zu ihm gewendet, daß man das süße Mägdlein allzeit zu seinen Füßen sitzend fand. Dagegen liebte er es wiederum vor allen und was ihr Freude machte und was Kindern bei ihren kindlichen Spielen gefällt, und ihr Herz so leicht gewinnt, das schenkte er ihr oft, wie ein Spieglein und Haarband und was sonst zu kaufen war. Durch solche Freundlichkeit machte er sie so zutraulich und heimlich, daß er sie seine Frau zu nennen pflegte. Selten ließ sie ihn allein, ihr kam er rein vor und trugen sie auch die kindlichen Geschenke zu ihm, so quoll diese Liebe doch tiefer aus einem süßen Geist, den Gott in sie gelegt hatte.

Also diente sie ihm glücklich drei Jahre, welche der arme Heinrich, dessen Leib Gott mit Jammer quälte, da bei dem Meier zubrachte. Nun trug es sich zu, daß dieser mit seinem Weib und dem Mägdlein, ruhend von der Arbeit, bei ihm saß und sie sein Leid beklagten. Denn es that ihnen weh, auch mußten sie fürchten, daß sein Tod sie schwer treffen und ein neuer hartgesinnter Herr sie von Ehre und Gut bringen würde. So saßen sie sorglich, bis endlich der Meier anhub und sprach: „lieber Herr, möget es mit euern Hulden styn, ich fragte gerne: da zu Salerno so viele Meister in der Heilung sind, wie kommts, daß keiner so weis ist und für eure Krankheit einen Rath findet? Herr, das wundert mich!“ Da heilt der arme Heinrich mit bitterlichem Schmerz

einen Seufzer aus Herzensgrund und entwortete also traurig, daß ihm der Seufzer das Wort zerbrach: »ich habe diese schimpfliche und verspottete Krankheit gar wohl an Gott verdient, denn du hast gesehen, daß mein Thor weltlicher Lust weit offen stand und niemand von meinem Geschlecht also nach Wunsch lebte; aber wie unvernünftig ist solcher Wahn! hernach hat sich gezeigt, daß gar gering mein Vermögen war. Da achtete ich wenig darauf, daß Gott nach seiner Gnade mir dieses Wunsch-Leben verliehen; ich dachte in meinem Sinn, wie alle Welt-Thoren, daß ich solche Ehre und Gut auch wohl ohne ihn haben konnte. So betrog mich mein dummer Stolz und ich sah wenig zu dem, von dessen Gnaden mir soviel Ehre und Gut gekommen war. Als aber der hohe Himmels-Pförtner über solchen Hochmuth zornig ward, da schloß er mir des Heiles Thor und mein dummer Sinn hat verwirkt, daß ich nun leider nimmermehr eingehe. Gott hat Rache genommen und eine Krankheit an mich gelegt, von der mich niemand befreien kann. Die Bösen verschmähen mich, die Guten fliehen mich, so wie schlecht einer sey, der mich erblickt, ich muß noch schlechter seyn, so daß er mir seine Verachtung zeigt und die Augen ab von mir wendet. Nun scheint erst recht deine Treue an mir, daß du mich siechen bei dir duldest und mich nicht fliehest. Dennoch, wie du mich auch nicht scheuest, wie ich auch niemand außer dir lieb sey, wie dein Glück an mir steht, du erbar-

geſt wohl meinen Tod. Nun ſage: weſſen Unmuth, weſſen Noth, ward je gröſſer auf der Welt? Hievor war ich dein Herr, nun bin ich dein bedürftig, lieber Freund, du und meine Frau und dein Weib, ihr drei verdienet das ewige Leben, daß ihr mich kranken alſo pfleget. — Was du mich aber gefragt haſt, darauf will ich dir antworten: ich ging nach Salerno und konnte dort keinen Meiſter finden, der ſich mein unterwinden dürfte oder wollte, denn um von meiner Krankheit zu geneſen, ſollte ich eine Sache ſchaffen, wie ſie niemand auf Erden mit irgend etwas gewinnen kann. Nichts anders ward mir geſagt, als daß ich eine mannbare Jungfrau haben müßte, die entſchloſſen wäre für mich den Tod zu leiden: ihr würde ins Herz geſchnitten und das Blut aus ihrem Herzen, das würde mir allein helfen. Aber das iſt gar unmöglich, daß jemand für mich gern den Tod leide, darum muß ich dieſe ſchwere Schande bis an mein Ende tragen, das mir Gott bald gewähre!«

Was der arme Heinrich dem Vater ſagte, das hörte die reine Jungfrau mit an, denn die holdſeelige hatte ihres Herrn Füße in ihrem Schooſe ſtehen, alſo daß man wohl ihr kindlich Gemüth hin zu der Engel Güte geſellen mögte. Sie achtete auf ſeine Worte und merkte ſie wohl, und ſie blieben in ihrem Herzen bis zur Nacht eingeſchloſſen. Als ſie ſich aber nach ihrer Gewohnheit zu Füßen ihres Vaters und ihrer Mutter niedergelegt hatte und beide eingeſchlafen waren, da hatte ſie um ihres Herrn Unglück

aus Herzensgrund manchen tiefen Seufzer und ihre Betrübniß war also schmerzlich, daß ihrer Augen Regen die Füße der schlafenden begoß. Als diese die Thränen fuhlten, erwachten sie, und fragten, was ihr wäre und welch Unglück sie also heimlich beklagte. Sie wollte es aber lange nicht sagen, bis sie endlich ihr Vater durch sanfte und strenge Worte dahin brachte, daß sie sprach: »ihr mögt klagen mit mir, denn was kann uns leider seyn, als das Unglück unseres Herrn, den wir verlieren sollen und mit ihm Gut und Ehre. Nimmermehr gewinnen wir einen so guten Herrn, der wie dieser an uns that.« Sie antworteten: »du sprichst wahr, doch frommt uns leider unsere Trauer und Klage nicht haarbreit. Liebes Kind, davon wende deine Gedanken ab, es thut uns gewißlich so weh als dir, aber leider steht es nicht in unserer Macht ihm zu helfen. Gott hat ihn genommen, hätt' es ein anderer gethan, wir müßten ihm fluchen.« So geschwiegen sie das Kind, aber sie schlief nicht und blieb traurig die ganze Nacht und den folgenden Tag; was man auch vorbrachte, es kam nicht aus ihrem Herzen. Als sie die andere Nacht wieder nach Gewohnheit schlafen gingen und sie sich an ihre alte Bettstätte gelegt hatte, da bereitete sie ein Bad mit weinenden Augen. Tief im Herzen, still und verborgen trug das süße Kind die allergrößte Güte, die ich je vernommen. Welches hat je also gethan! sie beschloß festiglich bei sich, erlebte sie morgen den Tag, sie wollte ihr Leben für ihren

Herrn hingeben. Von dem Entschluß ward sie froh und leichtes Muthes und ihr that keine Sorge mehr weh, nur noch die eine Furcht, daß etwa ihr Herr, wenn sie es ihm verkündige, daran verzage und daß alle drei es ihr nicht zugeben würden. Darüber ward ihre Ungehabe so groß, daß Vater und Mutter, wie in voriger Nacht, davon erwachten. Sie richteten sich auf und sprachen: »was nimmt dir die Ruhe? du bist recht albern, daß du mit solcher Klage, die niemand enden kann, dein Herz dir schwer machst! warum läßt du uns nicht schlafen?« So verwiesen sie ihr die unnütze Sorge und meinten die Süße zur Stunde beschwichtigt zu haben; aber ihr Entschluß war ihnen noch nicht kund. Da antwortete sie: »doch hat mein Herr gesagt, daß er wohl könnte erhalten werden, bei Gott! wo ihr mirs nicht wehrt, so bin ich zu seiner Arznei gut, denn ich bin eine Jungfrau und fest entschlossen, eh ich ihn verderben sehe, für ihn den Tod zu leiden.«

Von dieser Rede wurde Vater und Mutter traurig und betrübt. Er sprach: »von solchen Dingen laß ab und verheiße unserm Herrn nicht mehr, als du vollbringen kannst, denn dieses geht über deine Kräfte. Du bist ein Kind, und deiner Treue ist hierin zu viel, du hast den Tod noch nicht gesehen, kommt es dann dazu, daß kein anderer Rath mehr ist und du sterben mußt, so möchtest du gern noch leben und ist nun zu spät; du hast noch nie in den finstern Abgrund geblickt. Darum schieß

ſu deinen Mund, und machſt du dich noch einmal mit ſolchen Reden laut, ſoll dirs an den Hals gehen.« So meinte er ſie durch ſanfte und ſtrenge Worte zum Schweigen zu bringen, aber er vermogte es nicht. »Lieber Vater, ſprach ſie, wie dumm ich bin, doch wohnt mir der Witz bei, daß ich von Sage dieſe Noth kenne und weiß, daß ſtark und herb des Leibes Tod iſt, aber wer mit mühſamer Arbeit ſein Leben hoch hinaufführet, dem iſt auch nicht zu wohl, denn ſo er hier ringt und ſchafft und mit großer Noth ſeinen Leib bis ins Alter bringt, ſo muß er immer noch den Tod leiden und iſt dann ſeine Seele dahin, ſo wäre ihm beſſer, er wäre niemals zur Welt geboren. Mir iſts aber zu Theil geworden, daß ich noch in jungen Jahren für das ewige Leben den Leib hingeben mag, wofür ich immerdar Gott loben will. Ihr ſollt mirs nicht verleiden, denn uns allen, mir und euch Vater und Mutter, thue ich damit gar wohl und ich will euch klärlich zeigen, daß ich allein vor Schaden und Leid euch zu bewahren vermag. Ihr habt Ehre und Gut, nach meines Herrn mildem Sinne, der euch nie Laſt auflegte und nie den Vortheil wegnahm; ſolange er lebt, ſteht eure Sache wohl, aber wenden wir ſeinen Tod nicht ab, ſo müſſen wir verderben. Darum will ich ihn mit alſo ſchönen Liſten erhalten, auf daß wir alle genesen: nun gönnet mirs, denn es muß ſeyn!« Die Mutter, als ſie ihres Kindes Ernſt ſah, ſprach weinend: »gedenke, liebſte Tochter, wie groß die Be-

ſchwerden ſind, die ich deinetwegen erlitten, und laß mich beſſern Lohn empfangen, als von dem ich dich ſprechen höre. Du willſt mir das Herz brechen! ſänftige mir deiner Worte ein Theil. Willſt du an uns all dein Heil bei Gott verwirken? ach, du denkſt nicht an ſein Wort, daß man Vater und Mutter lieben und ehren ſoll und daß er zum Lohn verheißen dort der Seelen Wohlfahrt, hier auf Erden ein langes Leben. Du ſprichſt, du wollteſt dein Leben für unſer beider Wohl hingeben, nein, du willſt uns das Leben verleiden: denn wenn wir, dein Vater und ich, gerne leben, ſo geſchieht es für dich. Ja, liebe Tochter, du ſollteſt unſere Freude ſeyn und unſeres Lebens Wonne, eine Blume in deinem Geſchlecht, ein Stab unſeres Alters, und biſt du Schuld, daß wir weinend über deinem Grabe ſtehen, ſo biſt du von Gottes Hulden immerdar geſchieden: ſieh, das erwirbſt du dir an uns!« Die Jungfrau antwortete: »ich glaube wohl, Mutter, daß du und der Vater mir mit Liebe zugethan ſind, wie Eltern ihrem Kinde und befinde es ja auch alltäglich. Von eurer Liebe habe ich Seele und einen ſchönen Leib, mich lobet Mann und Weib, und wer mich ſieht ſpricht, daß ich das ſchönſte Kind ſey, das er je auf der Welt geſehen. Wem ſollte ich alſo nach Gott mehr Gnade verdanken, als euch beiden. Darum will ich gerne zu jeder Zeit nach eurem Willen thun, wie mir gewißlich geziemt. Mutter, ſeelige Frau, ſeit ich nun Leib und Seele

durch eure Liebe habe, so nehmt es zu Hulden an, daß ich beides von dem Teufel erlöse und mich Gott ergebe. Dieser Welt Leben ist nur ein Verderben der Seele, auch hat mich weltliches Gelüsten, das zur Hölle leitet, noch nicht angerühret. Dank sag ich Gott, der mir in meinen jungen Tagen den Sinn verliehen, daß ich dies hinfällige Leben gar gering achte und mich rein seinen Händen überantworten will. Ich fürchte, würde ich älter, daß mich der Welt Süßigkeit unter ihre Füße zückte, wie sie so manchen hat zur Hölle herabgezogen, den auch ihre Lust verführte und daß ich dann leicht vom Himmel abgewendet würde. Ja, Gott sey's geklagt, daß nur bis morgen ich noch leben muß, mir behagt die Welt nicht also wohl, fürwahr, ihre größte Freude ist Herzeleid, ihr süßer Lohn eine bittere Noth, ihr langes Leben ein jäher Tod. Nichts haben wir gewisses als heute wohl und morgen weh und zuletzt den Tod! Das heißt wohl Elend und Jammer! und dagegen schützt nicht Geburt, Reichthum und Schönheit, Stärke und hoher Muth, es frommt Tugend und Ehre gegen den Tod nicht mehr als Untugend und Unehre. Unser Leben und unsere Jugend ist ein Nebel und ein Staub: der ist ein Thor, der gern diesen Rauch in sich fasset und ohne Besinnung der Welt nachfolgt. Denn über das faule Stroh ist ein schimmernder Teppich gebreitet, wen sein Glanz verlockt, der ist zur Hölle geboren und hat nichts geringeres hingegeben als beides Leib und Seele. Nun

gedenke, seelige Frau, mütterlicher Treue und sänftiget das Leid, das ihr meinethalben hegt, so wird der Vater sich auch besinnen. Ich weiß wohl, daß er mein Glück will, doch ist er ein solcher Biedermann, daß er wohl erkennt, wie ihr in kurzem eure Freude an mir haben mögt. Blieb ich auch noch leben bei euch zwei oder drei Jahre, so ist vielleicht mein Herr gestorben und ihr kommt von Armuth in so große Noth, daß ihr mir nicht Gutes genug geben könnt, mit meinem Manne ohne Kummer zu leben, und euch dann mein Tod lieber wäre. Doch ich geschweige solches Elends, daß Armuth uns nicht drücke und mein Herr fortliebe in seiner Krankheit so lang, bis man mich einem reichen und ehrenwerthen Manne gebe, so ist geschehen, was ihr nur immer hoffen könnt und ihr denkt, mir sey Heil widerfahren. Ganz anders sagt mir mein Herz: wird mir mein Mann lieb, das ist eine Noth, denn ich habe meinen leidenden Herrn vor Augen, wird er mir verhaßt, das ist gar der Tod. Gott weiß! so ist Leid immer mein Theil und ich bin durch so vieles, was Frauen beschwert und in Freuden irrt, ganz von aller Wohlfahrt und Ruhe geschieden. Setzt mich lieber in das volle Glück, das da nimmer zergeht: mich begehrt ein freier Baumann, dem ich wohl meinen Leib gönne; wo ihr mich diesem gebt, bin ich wohl versorgt. Ihm geht sein Pflug leicht und wohl, sein Hof ist alles Hausraths voll, da stirbt nicht Roß noch Rind, da quälen nicht meinende

Kind, da ist nicht zu heiß, nicht zu kalt, da wird niemand an Jahren alt, der alte wird ein junger, da ist kein Durst noch Hunger, da ist keiner Art Leid, da ist volle Freud ohn' Arbeit. Zu dem will ich ziehen und mich los machen von einem Haushalt, den das Feuer und Wasser schlägt und die Flut überschwemmt, wo man immerdar ringt und gerungen hat und wo, was das ganze Jahr erarbeitet, ein halber Tag verliert. Solchen Haushalt muß ich fliehen und verwünschen. Ihr liebt mich, wie's Recht ist, nun wünsche ich, daß eure Liebe mir nicht zur Unliebe werde. Könnt ihr recht verstehen, wohin mein Sinn geht und gönnt ihr mir Gut und Ehre, so laßt mich kehren zu unserm Herrn Jesu, der Gnade also stätig ist, daß sie nimmer zergeht, und der auch zu mir, der Armen, also große Liebe trägt, wie zu einer reichen Königin. Ich will durch meine Schuld nicht aus eurer Liebe kommen und es ist auch Gottes Gebot, daß ich euch unterthan seyn soll, da ich das Leben von euch habe und dem folg ich gern und williglich; aber er verlangt auch, daß ich meine Treue an mir selber nicht breche. Das hörte ich allzeit sagen: wer den andern erfreuet so, daß er selber wird unfroh und wer den andern krönet und sich selber höhnet, deß Treue ist ein Theil zu viel. Gern will ich folgen und euch Treue erzeigen, aber mir selber doch die größte. Wollt ihr mir mein Heil abwenden, so laß ich euch lieber eine kurze Zeit um mich weinen, als daß ich nicht vollende, was ich mir

selber schuldig bin; ich will dorthin, wo ich die ewige Freude finde. Ihr habt noch mehr Kinder, die laßt eure weltliche Freude seyn und tröstet euch über meinen Tod, denn gewiß und wahrhaftig, mir soll das niemand wehren, meinen Herrn und mich selber zu erretten. Mutter, ich hörte dich vorhin klagen und sprechen, es thäte deinem Herzen weh, solltest du über meinem Grabe stehen: siehe, dazu kommt es nicht, du stehst nicht über meinem Grabe, denn wo mir der Tod wird gegeben, da läßt dich niemand zusehen. Zu Salerno geschiehts, da soll uns viere der Tod befreien aus der Gewalt der Hölle und der bösen Geister, da genesen wir alle und ich doch viel mehr als ihr."

Als sie sahen, daß das Kind also fest zum Tode entschlossen war, und also weislich redete und menschlichen Rechtes Schranke zerbrach, da bedachten sie unter sich, wie solche Gedanken und solche Weisheit nicht die Zunge in Kindes-Mund spreche, nein, der heilige Geist müsse ihrer Red: Urquell seyn, gleichwie er auch des heiligen Niclaus in der Wiege pflag und ihn Weisheit lehrte, daß er zu Gott seine kindliche Güte wendete. Und gedachten in ihrem Herzen, daß sie nicht wollten und sollten die Jungfrau abwenden von dem, was sie festiglich ergriffen, und wozu der Entschluß ihr von Gott gekommen. Doch, als sie dann bei ihrer Liebe zum Kinde wiederum ihrer Worte und ihres Geistes nicht gedachten, saßen sie beide still in ihrem Bett, frierend vor Jammer

und keins sprach zur Stunde ein Wort, und die Mutter hatte zuerst vor Leid ihre Rede abgebrochen. So saßen sie traurig und betrübt, bis sie bedachten, was thuen dies Trauern helfe, da sie ihr nicht ihren Entschluß nehmen könnten und es wäre das beste, sie göntens ihr, weil sie doch ihr Kind nie herrlicher verlören. Wären sie ihren Worten entgegen, so mögte ihr Herr es ihnen zur Last legen und bei ihr richteten sie doch nichts aus. Da sprachen sie willigend und geneigt zu ihr, es möge geschehen, was sie erbeten hätte.

Nun freute sich das reine Mägdlein und kaum als der Tag angebrochen war, ging sie in das Schlafgemach ihres Herrn und rief ihn an: »Herr, schlaft ihr?« »Nein, liebe Frau, aber sage, warum bist du heute so früh auf?« »Ach, Herr! dazu zwingt mich der Jammer über eure Krankheit!« Er antwortete: »liebe Frau, daß dirs leid ist, damit zeigst du dein gutes Gemüth gegen mich, Gott müsse dirs vergelten, aber dafür mag kein Rath seyn.« »Gewißlich, lieber Herr, es wird dafür guter Rath; steht es also mit euch, daß euch kann geholfen werden, so säume ich auch keinen Tag länger: ihr habt uns doch gesagt, wenn ihr eine Jungfrau hättet, die gern für euch den Tod leide, so könntet ihr wohl durch sie geheilt werden. Weiß Gott! die will ich selber seyn, denn euer Leben ist besser und edler als das meine.« Da dankte ihr der Herr für ihren guten Willen und die Augen füllten sich ihm mit heimlichen Thränen. »Liebe

Frau, sprach er, Sterben ist nicht eine sanfte Noth, wie du vielleicht dir gedacht; du hast mich wohl überzeugt, stünd es bei dir, du hülfest mir gerne; das genügt mir, ich erkenne dein süßes Herz, deinen guten und reinen Willen, mehr verlange ich nicht und du kannst mir auch nicht gewähren, wovon du da sprichst. Die Treue, die du an mir erzeigst, die wolle dir Gott vergelten. Alle die davon hörten, würden spotten, daß ich, nachdem es so weit in meiner Krankheit gekommen und alle Mittel nichts geholfen, noch nach einem neuen greife. Liebe Frau, du thust, wie die Kinder thun, die gar schnell in ihrem Muthe sind; was ihnen durch den Sinn fährt, es sey gut oder bös, dazu haben sie ein Gelüsten und hernach reut sie's wieder. Siehst du, Frau, so thust du auch: jetzt stehen deine Gedanken und Worte darauf, wollte dich jemand dabei fassen und es ausführen, dann würde es dich leichtlich gereuen. Bedenke dich besser, Vater und Mutter können dich nicht entbehren, ich kann auch nicht dessen Unglück verlangen, der mir allzeit Liebe erzeigt hat; was die beiden dir rathen werden, liebe Frau, das thue.« So redete er zu der Guten, lächelte und versah sich dessen wenig, was hernach geschah. Da sprachen aber Vater und Mutter: »lieber Herr, ihr habt uns geliebt und geehret, es wäre gar nicht wohl gehandelt, wo wirs nicht mit Gutem euch vergelten wollten. Unsere Tochter ist des Willens, den Tod für euch zu leiden und wir vergönnen's ihr wohl. Heute

ist der dritte Tag, daß sie uns um Gewährung anlag und nun hat sie es von uns erhalten: Gott lasse euch genesen, denn wir wollen sie für euch hingeben!«

Da ihm die Jungfrau also ihren Tod für seine Krankheit anbot, und er ihren Ernst sah, da erhub sich großes Leid und jämmerliche Gebärde und mancherlei Schwere unter den dreien. Vater und Mutter konnten nicht anders, sie mußten um ihres Kindes Tod bitterlich weinen. Auch der arme Heinrich betrachtete so große Treue und ihn ergriff ein Schmerz, daß er zu weinen anhub und nicht wußte, was besser wäre, gethan oder gelassen. Vor Furcht weinte auch das Mägdlein, denn es meinte, er verzagte daran. Zuletzt bedachte sich der arme Heinrich, und willigend er dazu dankte allen dreien für ihre Treue und Güte. Da ward das Mägdlein fröhliches Muthes, als es sah, daß er eingewilliget und bereitete sich zu der Fahrt nach Salerno auf das beste. Was sie nur bedurfte, das ward ihr gegeben, schöne Pferde und reiche Kleidung, wie sie nie vorher getragen, von Hermelin, Sammet und dem köstlichsten Zobel. Wer könnte wohl beschreiben das Herzeleid und die Klage und ihrer Mutter grimmes Weh und des Vaters harte Sorge? Gewißlich wäre unter ihnen ein jämmerliches Scheiden gewesen, als sie ihr liebes Kind so schön und frisch fortschickten in Tod und nimmermehr wieder sehen sollten, wo nicht Gottes reine Güte, ihre Noth gesänftigt, von dem auch der Muth dem jungen Mägdlein erwuchs, daß es den

Tod gern hin nahm. Es war ohne ihr Zuthun gekommen, darum ward von ihrem Herzen alle Klage und Schwere hinweggehoben, sonst wär ein Wunder gewesen, daß es nicht zerbrach. Aus Liebe war ihr Leid gekommen, darum litten sie keine Noth um ihres Kindes Dahinscheiden.

Also fuhr das Mägdlein mit seinem Herrn fröhlich und zufrieden nach Salernd: was konnte sie nun noch betrüben, als daß der Weg so weit war und sie nicht eher ihn erlöste? Sobald sie dort angelangt waren, ging er zu seinem Meister und sagte, da bringe er eine Jungfrau, wie er sie verlangt habe und zeigte sie ihm. Dem Meister däuchte das unglaublich und er sprach: »Kind, hast du dieses Entschlusses dich selber bedacht, oder haben Bitten und deines Herrn Drohungen gewirkt, daß du also sprichst?« »Nein, antwortete sie, dieser Entschluß ist aus meinem eigenen Herzen gekommen.« Das nahm ihn Wunder und er führte sie abseits und beschwur sie gar sehr, ihm zu sagen, ob etwa ihr Herr solche Worte heraus gedräut habe. »Kind, sprach er, dir ist Noth, daß du dich besser berathst, ich will dirs sagen, recht, wie es ist: wenn du den Tod leidest und das nicht ganz freiwillig und gern thust, so ist dein junges Leben dahin und freut und hilft uns nicht soviel als ein Brosamen. Verhehle mir deine Herzens-Gedanken nicht, ich will dir erzählen, was geschieht: ich ziehe dich aus ganz nackend, daß du dich, so gewandlos, vor mir schämen mußt; binde dir

Händ und Füße, und, ob dich dein Leib erbarme, so bedenke dann den großen Schmerz: ich schneide dir gerade nach dem Herzen und breche es noch lebend heraus. Mägdlein, nun sage mir, wie steht dir dein Muth? es geschah nie einem Kinde also weh, als dir geschehen wird; blos daß ich es thun und ansehen soll, macht mir schon große Angst. Nun bedenke weiter: gereut es dich eines Haares breit, so habe ich meine Mühe und du den Leib verloren.« Also beschwur er sie noch einmal theuerlich, aber sie erkannte sich zu standhaft, als daß sie abgelassen hätte. Lachend sprach sie (denn sie wußte wohl, ihr helfe der Tod noch heut am Tage aus aller weltlichen Noth): »Gott lohne euch, lieber Herr, daß ihr mir also die Wahrheit heraus gesagt habt, ja, wahrhaftig, ich fange an in etwas zu verzagen und es ist mir ein Zweifel aufgekommen, den ich euch vorlegen will, wie er beschaffen ist: ich fürchte, daß unser Vorhaben durch eure Zagheit unterwegen bleibt; eure Rede geziemte einem Weib, ihr seyd eines Hasen Geselle, eure Angst bei meinem Tod ist in etwas zu groß, wahrhaftig, ihr stellt euch zu eurer gewaltigen Meisterschaft schlecht an. Ich bin ein Weib und habe die Kraft, getraut ihr mich zu schneiden, ich getrau es wohl zu leiden. Die Angst und Noth, von der ihr mir da vorgesprochen habt, die habe ich ohne euch schon gewußt. Gewißlich, ich wär nicht hierher gekommen, wo nicht mein Entschluß so fest und sicher gewesen, daß ich wußte, ich würde nimmermehr

schwanken. Bei euern Hulden! mir ist die schwache, bleiche Farbe verschwunden und ein so fester Muth gekommen, daß ich so ängstlich da stehe, als sollte ich zum Tanz gehen. Eine Noth, die sich in eines Tages Frist an meinem Leib endigt, ist nicht so groß, daß ich denken sollte, der eine Tag sey für das ewige Leben, das da nimmer zergeht, zu theuer verkauft. Wie mein Muth stehet, kann euch nichts an mir irr machen; versuchts und fürchtet euch nicht meinem Herrn, seine Gesundheit wieder zu geben, mir aber das ewige Leben. Bei Gott! es ist Zeit, laßt eure Meisterschaft sehen: was zaudert ihr länger? Ich weiß wohl, durch wen ich es thue, der, in dessen Namen es vollbracht wird, erkennet gar wohl treuen Dienst und läßt ihn nicht unbelohnet. Ich weiß wohl, daß er spricht: wer großen Dienst leistet, dessen Lohn soll auch groß seyn; darum, bei so gewissem Lohn, halte ich diesen Tod für eine süße Noth. Ließ ich die Himmelskrone, so hätte ich einen dummen Sinn und ist doch mein Geist licht und frei.«

Da der Meister sie also gar unwandelbar fand, brachte er sie zu dem siechen zurück und sprach zu ihm: »uns irrt weiter kein Zweifel ob eure Jungfrau vollkommen gut sey, wohlan! freut euch, ich mache euch bald gesund!« Darauf führte er sie in ein verborgenes Kämmerlein und schloß den armen Heinrich vor die Thüre, damit er nicht sollte sehen, wie ihr Ende erging. In diesem Kämmerlein, das mit mancherlei Art Arzneien ausgestellt war, hieß er das

Mägdlein die Kleider abziehen, das that sie gern und willig, ja sie riß mit Hast sie in der Nath entzwei, bis sie da stand gewandlos und nackt, aber sie schämte sich deß nicht. Als sie der Meister so ansah, sprach er in seinem Herzen, daß schönere Creatur in der Welt nicht gefunden würde und sie erbarmte ihn so sehr, daß ihm Herz und Sinn fast daran verzagten. Es stand da ein hoher Tisch, darauf hieß er sie steigen und band sie fest. Dann nahm er ein Messer in die Hand, das für solche Dinge da lag, und lang und breit war, er versuchte es, aber es schnitt nicht ganz sowohl, als ihm wäre lieb gewesen. Und da sie doch nicht leben sollte, erbarmte ihn ihre Noth, daß er ihr den Tod sanft anthun wollte. Also faßte er einen guten Wetzstein, der dabei lag und hub an das Messer zu streichen langsam auf und ab und zu schärfen und wetzen. Das hörte draußen, für den sie sterben sollte, der arme Heinrich und es jammerte ihn unsäglich, daß er sie nimmermehr lebendig mit Augen erblicken sollte. Da suchte er, ob er nicht eine Oeffnung in der Wand fände und sah durch einen Ritz, wie sie da lag, nackt und gebunden und ihre Gestalt so gar schön und lieblich war. Er schaute sie an und sich wiederum, da gewann er einen andern Sinn, ihm däuchte nicht gut, was er eh gedacht, und er wendete seinen alten finstern Entschluß in eine neue milde Güte. „Du hast einen dummen Sinn, sprach er zu sich selber, wie er sie also schön da liegen sah, daß du ohne den Dank dessen, gegen

den niemand etwas vermag, zu leben begerst. Fürwahr, du weißt nicht, was du thust, da du doch einmal sterben mußt, wenn du dies schmähliche Leben, das Gott über dich hat kommen lassen, nicht willig und demüthig erträgst; auch weißt du noch nicht, ob dich dieses Kindes Tod sicher heilt: was dir Gott hat beschieden, das laß alles dir widerfahren. Nein, ich will dieses Kindes Tod nicht sehen!«

Da hielt er nicht länger zurück, klopfte an die Wand und rief: »laßt mich ein!« Der Meister antwortete: »dazu habe ich jetzt nicht Zeit, euch aufzuschließen.« »Nein, Meister, redet mit mir.« — »Herr, jetzt kann ich nicht, wartet bis dies ergangen ist.« — »Nein, Meister, redet zuvor mit mir« — »So sagt mirs durch die Thüre« — »Es läßt sich nicht also sagen.« — Da ließ ihn der Meister ein und Heinrich ging zu dem Mägdlein, da es gebunden lag und sprach: »dies Kind ist so wonniglich, daß ich wahrhaftig nicht seinen Tod zu sehen vermag. Es geschehe Gottes Wille an mir! wir wollen sie wieder auf lassen stehen. Wie ich mit euch gedinget habe, Silber und Gold, das gebe ich euch, aber die Jungfrau sollt ihr leben lassen.« Da das Mägdlein erst recht sah, daß es nicht sterben und ihn erlösen sollte, da ward ihr das Herz schwer, sie brach Zucht und Sitte, sie raufte zornig ihre Haare und gebährdete sich so traurig, daß wer sie gesehen, Thränen hätte vergießen müssen. Bitterlich sie weinte und rief: »weh! mir armen weh! wie soll

es mir nun ergehen! muß ich also verlieren die reiche Himmelskrone, die mir um diese kurze Noth verliehen wäre. Nun bin ich allererst todt! o weh! allgewaltiger Christ! was für Ehre ist uns hinweggenommen, meinem Herrn und mir! Nun entbehrt er und entbehre ich die Ehren, die uns zugedacht waren. Hätte ich dieses vollbracht, so wäre mein Leib genesen und mein Geist immerdar seelig!« So bat sie gar viel um den Tod, der sie glücklich mache, aber sie erlangte nicht, daß ihn jemand ihr angethan hätte. Da hub sie an den armen Heinrich zu schelten und sprach: »ich muß leiden für meines Herrn Zagheit; ich sehe wohl, mich haben die Leute getäuscht, ich hörte sie allzeit sagen, ihr wärt bieder und hättet festen Mannes-Muth: so mir Gott helfe, sie haben gelogen, die Welt war mit euch hintergangen, denn ihr wart und seyd auch noch ein Allerwelts-Feiger, das sehe ich gar wohl, ihr getraut nicht einmal zu erdulden, was ich doch zu leiden getraue. Herr, warum erschrackt ihr, als ich gebunden ward, es stand doch eine dicke Wand zwischen euch und mir? Könnt ihr nicht einmal einen fremden Tod vertragen? ich will euch verheißen und versprechen, daß euch niemand was zu leid thut, sondern es ist euch nützlich und gesund.« Wie sie ihn aber beschwur und bat und schalt, es war umsonst, sie mußte ihr Leben behalten; der arme Heinrich nahm es alles hin, tugendlich und wohl, wie ein frommer Ritter, dem schöne Zucht nicht gebricht.

Und als er, der recht unglückliche, seine Jungfrau wieder angekleidet und den Arzt bezahlt hatte, wie es gedinget war, so fuhr er zurück in die Heimath, ob er gleich wußte, daß er dort aus aller Mund, nur Spott und Schmähung finde; aber das ließ er lauterlich Gott anheim gestellet.

Nun hatte sich das gute Mägdlein so verweint und verklagt, daß sie dem Tode nah war. Da erkannte ihre Noth, der die Herzen prüft, vor dem kein Herzensthor nimmermehr verschlossen ist, und der beide nach seiner Liebe und Macht recht aus dem Grund versuchen wollte, gleichwie er bei dem reichen Hiob gethan. Da zeigte der heilige Christ, wie Treue und Erbarmung ihm lieb ist und schied sie beide von ihrem Elend und machte ihn zur Stunde rein und gesund. Also besserte sich der gute Herr Heinrich und ward auf dem Wege wieder frisch und schön, ja, er genaß also durch Gottes Pflege, daß er jung ward, wie vor zwanzig Jahren. Er entbot dieses Heil, das ihm widerfahren war, allen heim, von denen er wußte, daß sie Liebe und Güte gegen ihn im Herzem trugen. Da mußten sie billig froh seyn über die Gnade, die Gott an ihm erzeigt hatte.

Als nun seine besten Freunde von seiner Ankunft hörten, ritten und gingen sie ihm drei Tagereisen entgegen, ihn wohl zu empfangen. Sie wollten niemands Sage, nur ihren Augen, glauben und bis sie selber die Wunder Gottes an seinem Leibe gese-

hen. Von dem Meier und seinem Weibe mag man wohl glauben, oder man thät ihnen sonst Unrecht an, daß sie nicht zu Hause saßen. Die Freude, die sie hatten, ist immerdar unbeschrieben, Gott hatte sie berathen mit lieber Augenweide, er gab ihnen ihre Tochter lebendig und ihren Herrn gesund zurück. Sie wußten gar nicht, wie sie vor Freude sich anstellen sollten, ihr Gruß war seltsamlich gemischt und ihre Herzen also bewegt, daß den lachenden Mund der Augen Regen begoß; die Rede ist nicht gelogen, sie küßten mehr als dreimal ihrer Tochter Mund. Auch die Schwaben empfingen sie mit löblicher Gabe, und war das ihr freundlicher Gruß. Gott weiß, jeder Biedermann, der die Schwaben daheim in ihrem Lande gesehen, der muß sagen, daß nie größere Liebe erzeigt ward, als da ihn seine Landsleute bei seiner Heimfahrt empfingen. Was soll ich weiter sagen, wie es erging? er ward reicher als vorher an Gut und an Ehren. Nun aber wendete er sich stetiglich zu Gott und hielt seine Gebote strenger als vorher, darum seine Ehre unvergänglich ist. Der Meier und seine Frau hatten an ihm Ehre und Gut verdient, das sah er auch treulich ein und gab ihnen zum Lohn das Land und Gereute, wo er krank gelegen zum vollen Eigenthum. Seiner lieben Frau aber, des Mägdleins, pflegte er gar wohl mit Gütern und sanftem Leben, ganz in allen Dingen, als wäre sie seine verheirathete Frau, ja noch besser, wie es auch gerecht war.

Nun begannen die Weisen insgemein ihm dringend zu rathen zu einer ehlichen Heirath; er antwortete: »wenn es euch gefällt, bin ich entschlossen und will nach meinen Freuden senden, damit ich ihrem Rathe folge.« Da hieß er allenthalben bitten und aufbieten, die seines Wortes achteten, und als sie nun beisammen waren, Freunde und Mannen, da verkündigte er ihnen die Rede der Weisen. Sie sprachen alle aus einem Mund, es wäre Recht und Zeit, daß er sich vermähle. Nun erhob sich ein großer Streit in dem Rath, wen er sich wählen sollte, der eine rieth her, der andere hin, wie die Leute pflegen, wenn sie Rath sollen geben. Da sie sich nun nicht vereinigen konnten, sprach der arme Heinrich: »euch Herren ist allen wohlbekannt, daß ich vor kurzer Zeit gar in schmählicher Krankheit den Menschen widerwärtig war, jetzt scheut mich niemand mehr und ich habe auf Gottes Geheiß wieder einen gesunden Leib. Nun rathet mir alle, wie soll ichs dem vergelten, durch welche ich solche Gnade Gottes erlangt, daß ich wieder gesund worden bin?« Sie antworteten: »fasset den Entschluß, daß ihm euer Leib und Gut unterthänig sey.« Seine liebe Frau stand neben ihm, da sah er sie gütlich an und umfing sie und sprach: »ihr Herren, ich sage euch allen, daß ich meine Gesundheit von dieser guten Jungfrau wieder habe, die ihr hier bei mir stehen seht. Nun ist sie frei, wie ich auch bin und mir räth mein Herz, daß ich sie zu meinem Weibe nehme; so es Gott ge-

fällt, soll es geschehen, aber wahrhaftig, ist es nicht möglich, so will ich ohne Weib sterben, denn ich habe Ehre und Leben von ihr allein. Bei unseres Herrn Hulden, will ich euch insgesammt bitten, daß es euch wohl gefalle.« Da antworteten alle, arm und reich: »ja, es ist ziemlich und recht;« und es waren unter ihnen auch Pfarrherrn genug, die gaben sie ihm zu einem ehlichen Weibe. Nach süßem langem Leben kamen sie zusammen ins ewige Reich. Also möge uns allen zuletzt ein Lohn wie ihnen zu Theil werden, dazu helfe uns Gott! Amen.

Von dem armen Heinriche.

Ein ritter so geleret was,
daz er an den büchen las
swaz er deran geschriben vant:
der was Hartman genant
dienstman was er zů Ówe.
er nam ime mange schöne
an mislichen büchen,

V. hat die unstreitig vom Abschreiber rührende Ueberschrift:

diz ist der arme Heinrich,
got mach uns im glich!

wie ähnlich bei den andern zusammengeschriebenen Gedichten der Handschrift. — Den Eingang vergl. mit Iwein V. 20—30.

2. V. in den büchen; im Iwein aber auch an und bestätigt durch die folgenden deran. — las, verstand, lesen konnte.

3. deran, so 8. 1006. dernach 1308. derzu 680. 912. derin 1271. aber auch daran 20. 249. u. s. w. V. immer dar.

7. mislich, misgleich, ungleich, verschieden s. 264. Iwein 611. u. sonst häufig. Weil das Verschiedene verwirrt und trübt entspringt der Nebensinn:

deran begunde er süchen,
ob er iht des sünde,
10. domit er swere stunde
möhte senfter machen
und von so gewanten sachen,
das gottes eren dohte
und domitte er sich möhte
15. gelieben den lüten;
nu beginnet er üch düten
ein rede, die er geschriben vant.
darumbe hat er sich genant,
daz er sinre arbeit,
20. die er daran hat geleit
niht ȳne lân belibe,
und swer nach sinem libe
sü höre sagen oder lesen,
daz er in bittende wese

---

unmuthig, schwierig (wie messelik im Reynärt Vos 1386 vorkommt). Auch kann man mit Adelung das lich in unserm heutigen mislich für die blose Formation nehmen und es gerade von mis- (δυς, dis) ableiten, welches allein schon verschieden aussagt; so im island. missoefni, diversitas somnii.

12. gewanten, bewandten, 408. 1270. V. mit so geweren.

13. V. zu gotes.

16. uns deuten.

19. sinre arbeit der gen.

22. V. swer iz — nach sinem libe, nach seinem Ableben, Tod.

der ſelen heil hin ze gotte:
men ſeit, er ſi ſin ſelbes botte
und erlöſe ſich domitte,
ſwer über des andern ſchulde bitte.
er laz dis ſelbe mere,
wie daz ein herre were
zů Swaben geſeſſen,
an dem en-was vergeſſen
deheine der tugent,
die ein riter in ſinre jugent
zů vollem lobe haben ſol;
man ſprach do nieman alſo wol
in allen den landen.
er hatte zů ſinen handen
geburt und darzů richeit,
doch was ſin tugent vil bereit;
ſwie ganz ſine habe were

---

28. über ſo viel als für, dagegen kann so für mit über tauſchen. Die Verwechslung der Part. über mit ver (für) iſt häufig. Z. B. in Caſſel wird »vor einen ſprechen« in Hanau »über einen ſprechen« gehört, ſonſt auch: wider. Hochdeutſch: zu einem. — V. ver des andern ſunde.

30. daz aus der V.

32. Vermuthlich: en-was oder ne-was.

35. V. zu ganzem.

37. V. in allen den richen
er hette werlichen

39. V. ſtatt richeit hat wishеit. Vergl. 45. rich der gebürte.

40. bereit, zur Handlung, ſie ſtand niemals ſtill. Beſſer wohl mit der V breit, groß, ſtark.

sin geburt unwandelbere
und wol den fürsten gelich;
doch was er unnach also rich
der geburte und des gütes,
so der eren und des mütes.
sin name was gar erkenlich
er hies der herre Heinrich,
und was von öwe gebern.
sin herze hette verswern
valsch und alle torperheit
und behielt öch vaste den eit
stete unz an sin ende:
an alle missewende
stunt sin ere und sin leben,
ime was der rehte wünsch gegeben

---

42. Das Ms. hat an geburt. Es wird 38 — 46 der Reichthum an Glücksgütern und Geburt, dem an Ehren und Tugend entgegengesetzt. W.

so was sin bürt unwandelbere
andern vursten gelich;
er was unnahe

wodurch der Satz blos zerschnitten wird.

44. unnah, lange nicht, schwerlich kaum (Vgl. Nibel 2540 unnahe, fern); sein Reichthum an Ehre war weit größer als der an irdischem Gut. Vielleicht en was zu lesen.

47. erkennlich, bekannt, sonst erchant, Parcif. 8033. 8084.

50 hette, der hister. Conjunct. 690.

52. vast, fest, standhaft.

54. Ohne Abweichung, Sünde.

56. Er wußte weltliche Ehren zu rechtem Heil anzuwenden, er mißbrauchte sie nicht. Wunsch, nicht

zů weltlichen eren,
die kunde er wol gemeren
mit allerhande reiner tugent.
er was ein blůme der jugent
der welte-fröide ein spiegel-glas,
steter trůwe ein adamas,
ein ganze krone der zuht,
er was der nothaften fluht,
ein schilt sinre mage,
der milte ein geliche wage:
ime en-wart über noch gebrast.
er trůg die erbeit sam ein last
der eren über rücke,

---

in der heutigen Bedeutung sondern Gabe, das Erwünschte. So ist Wünsch-Ruthe nicht die wünschende, sondern die begabte.

57. W. falsch: die weltlichen ehren
konde er.

61. Jedermann schaute ihn mit Freude an. Dieses und die folgenden bildlichen Ausdrücke sind häufig, z. B. Trojan. Krieg 10105. 6. Freidanc.

63. 64. W. er was milde des gutes,
ein lewe sines mutes.
Nicht gut, weil die Milde gleich folgt.

64. der Bedrängten Zuflucht.

66. gegen alle gleich mild, gleichabwägend.

68. 69. die Lesart des Ms.
er trůg der ersamen last
der eren über rücke
war verdächtig, nothdürftig kommt der Sinn heraus, er trug der Edlen Last (nobilium hominum onus). Liest man: die ersamen last, so hieße es: er hatte

70. er was des rates brücke,
und sang vil wol von minnen;
alsus kunde er gewinnen
der welte lop und pris:
er was hübesch und derzů wis.
75. do der herre Heinrich
alse genietete sich
eren unde gůtes
unde fröliches můtes,
unde weltlicher wünne,

---

sîn die edeit (ehrenvolle) Last der Ehren (ehrenveller Dinge) aufgeladen. V.

er trug die erbeit alse ein last
die ere uber rucke

ist zwar auch verderbt und erfordert der eren, gibt aber doch das richtige an und zeigt wie die Lesarten erſamen und erbeit ſam ein sich verwirren konnten. Die Erklärung des Ganzen ist nun: er ertrug die Arbeit (harte, schwere Geschäfte) wie eine ehrenvolle Burde. So in der Chlage 1672 »swie vil du miner ere über ruche hast getragen.« über heißt hier, obenauf (wie in überlegen, obgelegen): last, hat nicht den Begriff vom Bösem oder Hartem, sondern blos vom Umfang, Inbegriff, von dem was man trägt, so im Wigand, Gotha. Hs. 608. »ir tragent ganzer tugent last. Trej. Kr. 3445. miner frôden last. In einem alten Gedicht (cod. vindob. philol. Nr. 119. fol. 144a.

wan er der hübschan last
getragen het manigen tag.

74. hübesch, höflich, höfisch.
75. herre, aus der V. aufgenommen.
76. sich genieten, sonst nieten, pflegen, walten, sich erfreuen.

80. er was für alles ſin kinne
gepriſet unde geeret;
ſin heher mût wart verkeret
in ein leben, gar geneiget:
an ime wart gezöiget
85. alſ öch an Abſolone,
daz di üppige krone
weltlicher ſüze
vellet nider under die füze
ab ir beſten wirdikeit,
90. alſ uns die geſchrift hat geſeit.
es ſprichet an einre ſtette da:
„media vita
in morte sumus;“
das betütet ſich alſus:

---

78. hier hat V. noch zwei Verſe mehr:
und in der werde (? dem werde, Ruhe, Frieden) lebete
(und) in dirre ſuze ſwebete.

83 ſein Hochmuth (Stolz) ward in ein gar geneigtes (gedemüthigtes) Leben verwandelt. V. lieſt die beiden Zeilen ſo:
das wart im ſchire verkeret
er wart vil gachs geneiget

89. ab, herunter von.

86. 88. V. der — gezuckete nider.

90. V. an ein ſmehliches leit.

92. Nach dieſem bibliſchen Spruch hat man ein altes Kirchenlied, das Luther ins deutſche überſetzte: „mitten wir im Leben ſind von dem Tod befangen.“

daz wir in dem tode swelen,
so wir allerbest wenent leben.
dirre welte veste,
ir state unde ir beste,
unde ir gröste magen-kraft,
diu stat ane meisterschaft;
des muge wir an der kerzen sehen
ein wares bilde geschehen,
daz si zu einer aschen wirt
enmitten do si lieht birt.

---

96. Auch im isländ. die beiden Formen hagir und hegir. — wir wenent s. 98 wir wellent analog das herrschend gewordene sint. In andern Mundarten mit Ausstoßung des n schwerz: wi bruukt (brauchen) altsächs. wi hebbiat (haben).

98. ir beste, Subst. ihre größte Güte

99. magen-kraft, magin-craft, ein tautologisches Wort, da magin schon Kraft heißt.

100. Ist hinfällig und schwankend.

101. beide Hss. das muge wir.

103. eschen der Umlaut vom nom. asche W. aschen.

104. lieht birt. Das nöthige Wort lieht ist aus der W. ergänzt, war aber schon durch die entsprechende Stelle im Freidank 1517:

der kerz lieht den liuten birt
daz si selbe ze aschen wirt.

birt, trägt, von beren. Vergl. Kr 4568 4582. Das Gleichniß selbst erinnert an das beliebte Bild des persischen Hafis von der Kerze, die zugleich weint (d. h. sich abzehrt, tödtet) und lacht (d. h. in der Flamme Funke und Glut erzeugt. Vergl. Hammers Uebers. Tübingen 1813 II. S. 206. 207. 280.

wir sint von brœden sachen:
nu schowet, wie unser lachen
mit weinen erlischet!
unser süze ist vermischet
mit bitterre gallen:
unser blüme, der muz vallen
so er allergrüneſt wenet ſin.
an herren Heinrich wart wol ſchin,
der in dem höheſten werde
lebete uf dirre erde,
der iſt der verſmæhete vor gotte:
er viel von ſime gebotte
abe ſiner beſten werdikeit
in ein verſmæhelichez leit:
in ergreif die miſelſuht.

105. hinfällige Geschöpfe. brœd gehört sowohl zu [illegible], lass, eitel, als blöd schwach.

106. W. wartet, (gardez, regardez).

108. W. honic.

111. W. schlechter: so wir allerbeste wenen sin.

113. werde, nicht pretium, sondern Glück, Seligkeit, soviel als heil 132. Ulf. wairthi, Freude. Manesse I. 24. »got der was in hohem werde (in göttlicher Seligkeit). Würde und Werth sind ursprünglich eins. Der Vers. hat hier schon das feminine auch 110. blume weiblich.

116. von d. h. durch, Kraft Gottes Gebots. Wie in der noch gangbaren Redensart: von Gottes Gnaden.

115—119. Vier Zeilen fehlen in der W. welche meine Zeile 118 schon oben 90. hatte. Der Zusammenhang ist gemacht, indem es 112. heißt:

111 wart an herren Heinriche ſchin.

do man die swere gottes zuht
gesach an sinem libe,
man unde wibe
wart er do widerzeme.
nu sehent, wie gar genime
er e der welte wire,
und wart nu alse unmire,
daz in nieman gerne ansach;
als ich Jobe geschach
dem edeln unde dem richen,
der ich vil jemerlichen
dem miste wart ze teile
mitteln in sime heile.

---

122. Mann und Weib, d.h. jeder, sämtliches und lebendiger ausgedrückt [illegible] Reynart Vos 3583 Freidank 71. 3791. Aehnlich ist ferner im Hildebrandslied 41. Sommer und Winter für allzeit; in Ode und Ende: überall (Geltr. Schmiede 1051.) Tag und Nacht, Abend und Morgen, früh und spät, für beständig (in der Edda, häufig im Reinfr. von Braunschw. Handr. Ms. fol. 173b 174a 179b 190b) zam und wilde (von der Minnen 474.) oder laut und still s. Altteutsche Wälder I. 38. Anmerk. 623.

124. Owarta, ecce! Vergl. 206.

125 wart widerzime, widerstand (vergl. 135.) unerträglich werden; wie ziemen auch anstehen heißt.

127. daz man in vil ungerne sach.

132. mitteln, vielleicht mitten? wiewohl das Nebenwort von mitte und mittel kann abgeleitet werden. — W. von sinem besten heile

unde do der arme Heinrich
alreſt verſtunt ſich,
daz er der welte widerſtunt,
als alle ſine gelichen tünt,
do ſchiet in ſin bitter leit
von Jobe's gewaltikeit.
man [illegible]it Job, der güte
mit ge[illegible]igem müte,
do es im [illegible]ze lebende geſchach,
durch der ſelen gemach
den ſiechtagen und die ſwacheit,
den er von der welte leit;
des lobet er gott und frewete ſich.
do tet der arme Heinrich
leider niergent alſo,

133—138. fehlen in B.
139. B. daz leit — leit d.i. litt, (Anmerk. zu 1009.
141. begegnete zu leiden vergl. 289. 293. 1284. 1290. Jwein 3357 Triſtan 15337. Gleiches Hülfswort, wie: er kam zu ſterben, vint mourir, ἤρχετο ἀποθανεῖν; ſtatt geſchah ſonſt gerieth.
142. Wegen ſeiner Seelen Ruhe und Frömmigkeit.
143. der ſiechtage, ſing. Krankheit (Triſt. Kr. 7883) Tag ſteht hier für Zeit allgemein, aber da-durch, daß der Acc. ſchon nicht mehr tag, ſondern tagen lautet, hat das Wort ſeinen Urſprung ver-loren, darum es auch als fem. vorkommt. Oberlin gl. v. ſchon im Nom. ſiechtagen. Man hat ebenſo Wehtag, dolor, und Lebtage Acc. lebtagen, ſoviel als Leben. Conrads Troj. Kr. 450. 541. 3678. 4078. 4791. Wilh. 15656. 16706. 20090. Gold. Schmiede 304. So auch das isländ. banddagi, Tod.

wan er was trurig und unfro:
sin swebendes herze das verswant,
sin swimende fröide wart ertrant,
sin hochfart muose vallen,
sin honig wart ze gallen:
ein swinde vinster tunre-slag
zerbrach ime sin mitten-tag,
ein trübes wolken und dik
bedahte ime siner sunnen blik.
er senete sich vil sere,

---

248. trurig und unfro Höh.: das bestimmte wird häufig daneben noch verneinend ausgedrückt so Eneide 1701. enge und niht wit. Alter Tit. 23. jung niht alt. Parcif. 1170 dicke, niht ze dünne. 2509 wit niht ze kleine. Oranse 27. kurz und niht ze lang.

249—257. Statt dieser neun Zeilen hat die W. folgende dreizehen:

sin honic wart ze gallen,
sin blume muste vallen,
ze hou wart im sin grüenes gras,
der e der wunne [illegible];
sin swebende vröude im verswant,
sin swimmendes herze das ertranc:
ein trübes wolken dicke
bedahte siner sunnen blicke,
ein swinder bitter donner-slac
der brach im sinen mittentac,
sin morgensterne der erlasch;
ungerne dulte er das
und sente sich vil sere.

250. Das Ms. liest falsch: swimmende. — swimen, swimen ist soviel als das vorangehende sweben, exultare, hoch fliegen wie der

daz er so manige ere
hinder ime müsse lazen;
verfluchet unde verwazen
wart vil ofte der tag,
do sin geburt ane-lag.
ein wenig frowet er sich doch
von eime troste dannoch,
wan ime wart dike geseit,
daz dise selbe sicherheit

Vogel in der Luft (hoffart im folgenden Vers enthält gleichfalls die Idee von hoch fahren): also: »seine hochfliegende Freude« wie Reinmar der Alte, Manesse II. 63 sagt: »ze frôiden swinget sich min muot, als der valke in fluge tuot und der are in sweime« — ertrant, getrennt, aufgelöst.

153. Vielleicht auch swinde-vinster, sehr finster, wie in der V. swinde-bitter, sehr bitter.

155. wolken, Neutrum, jetzt: die Wolke wie die Waffe, sonst das wafen. — Daß das zweite nachgesetzte Beiwort wird nicht verändert, zuweilen umgekehrt das vorgesetzte. Z. B. Tristan 407. lieb und werden.

157. senete sich trauerte schmerzlich, mit Sehnsucht.

158. ere, Welt-Herrlichkeit, Glück.

160. verwazen, verwünscht 758. Vergl. das angels. for hoetia, verheißen, verhezzen, verwünschen. — Den Tag der Geburt verfluchen ist eine epische Redensart.

162. ane-lag (das alte ane statt an,) anlagen, angrenzen, oder auch: sich gründen, wenn er geboren war; nicht ist do ane zu verbinden.

164. 165. Von doch oder dannoch scheint uns jetzt eins überflüssig, aber ersteres ist immer letzteres gültig.

wêre vil mislich
unde etliche genislich;
des wart in vil maniger slahte
sin gedinge und sin ahte.
er gedahte, daz er were
vil lihte genisbêre,
und für also getrate
nach der arzate rate
gegen Munpasiliere,
do vant er vil schiere
nuwent den untrost,
unde daz er niemer würde erlost;
das horte er gar ungerne
und für gegen Salerne
und sûht ôch dadurch genist
der wisen arzate list.

---

168. auf eine Art heilbar.

170. 241. gedinge und ahte, Dichten und Trachten, 194. wo es etwa hin und her reden heißt, vergl. Freidanc 794. ff. 1457. 1710. — V.

do wart sin mut und sin aht
harte maniger slaht

mut und gedinge (Gedanken) ist einerlei.

175. Montpellier, Mons pessulanus.

177. nuwent s. 231. Jnan niewant, 1225. nuwan und Nibel. 6807.

181. 182. fehlen in der V.

181. durch genist, um zu genesen. Tristan 7220. daz er in salerne were durch sines libes genist. Vergl. 7845. 8133. 15974.

182. list, Kunst.

den besten meister er do vant,
der seite ime zehant
eine selzene mere,
daz er genislich were
und wäre doch iemer ungenesen.
do sprach er: »wie mag das wesen?
du redest harte unmugelich!
bin ich genislich, so genise ich;
und swaz mir für wurt geleit
von güte oder von erbeit
das triuwe ich vollebringen.«
»nu lat das gedingen,«
sprach der meister aber do,
iuwerre suhte ist also,

---

184. 185 B.
der seit im da ein (seltzenes?) mere,
er were genesbere.
»meister wie mac das gewesen?
sprach der arme Heinrich:
warumbe unterest ir mich?
bin ich geneslich
sehet so genese ich.
mir en-wirt niht verzeiet,
an gute noch arebeit,
ich en-truwe iz wol volbringen
an deheiner slachte dingen.
dann fahrt sie fort mit 209.

186. Er sey heilbar und werde doch nicht geheilt werden.

189. harte unmügelich, unmögliche, unverständliche Dinge.

195. aber, wider (aptr, contra). 215.

196. iuwerre, euerer, [illegible] Mit euerer Krankheit verhält es sich also.

waz fromet, daz ich ez iuch kunt tů!
do hâten arzenie zů,
des werent ir genislich;
nu en ist aber nieman so rich,
noch von so starken sinnen,
der si mige gewinnen,
des sint ir iemer ungenesen,
got welle dan der arzat wesen.“
da sprach der arme Heinrich:
„warumbe untrôstent ir mich?
joch han ich gůtes wol die kraft,
ir en wellent iwer meisterschaft
und iwer reht och brechen,

---

198. Dafür gibt es eine Arznei, medicina aliqua ad morbum tuum spectat; gerade so im Trei. Kr. 2134. Der Apfel höret dich mit an, non ad te spectat. Auch so nachher 230. es gibt keine andere dafür. Nicht der gewöhnliche Sinn von gehören, erforderlich seyn; vergl. Tristan 11278.

201. stark, heißt hier klug, erfinderisch, wie schwach, blödsinnig.

205. untrösten. (s. unten 801. unminnen). Wir setzen jetzt keine Zeitwörter blos mit un zusammen. Aber mehrmals im Iwein: sich uneren, (verunehren) unpreisen Nibel. 8027. unbilden, Alt. Tit. 91. und Nibel. 5897. untrosten Nibel. 6130 unrehten, Tristan 11173. So im isländ. ûngta, unnütz machen, ôsanna unwahr machen.

207. Kraft, Menge (magia).

208. ir en wellent dann, ihr wolltet denn, nisi velitis. Der Nachsatz geht mit 212. an: so mache ich euch u. s. w.

209. reht hier: Pflicht, Amt

und darzû versprechen
beide min silber unde min gelt,
ich mache mich mir also holt,
daz ir mich harte gerne nert.« —
»mir wâre der wille unerewert,
sprach der meister aber do,
unde were die arzenie also,
daz man si veile funde
oder daz man si kunde
mit dekeinen dingen erwerben,
ich en-lieze uch niht verderben.
nu en-mag das leider niht sin,
davon müz ich die helfe min
durch alle not in versaget.
ir müzent haben eine maget,

---

210. verspreches, ausschlagen, alt. farsagia, versagen.

213. nert, heilt, denn genesen und nähren sind ursprunglich eins.

214. unrewert, unerwehrt, unverwehrt, Versetzung des er in re. Ich habe guten Willen dazu; vergl. 983. W. unbewert.

216. unde were, wäre nur. W. were der arzedie.

219. dekeinen, irgend einigen.

222. davon, darum.

223. durch alle not, nothwendig, me invito, gezwungenlich; nicht: durch all (eure) Noth. Daher auch die W. ane mine schult.

225. die vollen erbere
unde öch des willen were
daz sü den tot durch üch litte.
nu en ist es niht der lüte sitte,
daz es jeman gerne tü,
230. so hört öch anders nüt darzü,
nuwent der megede blüt,
das were für üwer suht güt.
nu erkante der arme Heinrich,
daz das were unmügelich,
235 daz jeman den erwürbe,
der gerne für in stürbe:
alsus was im der trost benomen,

---

225. vollen ist hier ein Nebenwort, omnino, plane (467 steht volle) so Nibel. 1321. witen. Nyerups Symb. 221. witon. — erbere, ehrbar, vielleicht aber nach 447. manbere zu lesen V. vriebere, mannbar, freibar: freien gilt von Weib und Mann, weil frey, fro Mann und freya, Frau heißt.

226. V. in dem willen, in dem Entschluß.

227. V. schiebt noch eine dritte Reimzeile ein:
daz man si zwischen iren brusten snite.
s. Anmerk. zu 450.

228. V. der werlde sitte
daz decheine daz durch euch tu.

231. V. wan der reinen meide herzen blut.

233. V. do sprach.

236. Nach dieser Zeile hat die V. noch folgende:
got der sel der arzet welen
oder ich bin immer ungenesen.

uffe den er dar was komen
und darnach für die selbe frist
hat er zů sinre genist
dekein gedinge were.
des wart sin herze-sere
also kreftig und groz
daz in des allermeist verdroz,
ob er langer selte leben.
nu für er heim und begunde geben
sin erbe und öch sin varnde gůt,
als in do sin selbes můt
unde wiser rat lerte,
do ers aller-beste bekerte.
er begunde bescheidenlichen
sin armen feünt eichen
und trost öch frömede armen;
daz sich got erbarmen

---

238. komen, gerathen, verfallen. uffe (isländ. uppi) und uf (up) so in und inne (isl. ī und inni).

239. für die selbe frist, seit dieser Zeit, von da an; vergl. 947 —
V. do en hatte er fur dieselbe frist
ze sines libes genist.

241. gedinge, Gedanken, Hoffnung, wie wähnen, meinen und hoffen heißt.

242. V. sin bitter herze wart so ser
und öch sin jamer alze groz.

247. In der V. fehlt: sin erbe.

250. bekerte, einrichtete.

253. frömede, hier die ihm nicht verwandt waren.

252. eichen, erich machen.

255 gerühte über der selen heil,
gotes hüsern viel das ander teil.
alsus so tet er sich abe
bescheidenliche sinre habe,
unz an ein gerüte,
260. dar flech er die lüte.
diese jemerliche geschiht
die was sin eines clage niht,
in klageten alle die lant,
do er inne was erkant,
265. unt öch von den landen,
die in nach sage erkanden.
der (hette) dis gerüte
und der es dannoch büte,
das was ein frier buman,

---

356. hierauf hat die V. noch zwei Verse:
sinen libesten vreunden ze hant,
den befalch er burge und lant.

258. bescheidenlich, im Stillen s. 251. — Die V. hat bis zu 267. nur folgende fünf Verse:
aller siner varenden habe
und vlech zuhant die leute
verre uf ein wilde gereute,
do er sich von den leuten zoch
und verre in einen halt gevloch.

259. gerüte, Rottland, Gereute, neu urbar gemachtes Feld s. 1445. Vergl. 6257. und über buwen und rüten Parcif. 3481. —

267. hette ist zugesetzt und fehlt im Ms. —
V. der das selbe gereute
in dem wilden walde buwete.

268. dannoch, damals noch oder dennoch? — büte, baute oder bewohnte. Trej. Kr. 806.

270. der vil selten je gewan
dekein gros ungemach,
das andern geburn doch geschach,
die wurs geherret waren,
vnd sü do niht verbaren
275. beide mit stüre und mit bete.
swaz dirre gebure gerne dete,
des duhte sinem herren genüg,
darzü er in übertrüg
daz er dekein erbeit

---

274. verberen, heißt vermeiden, so Hartmann selber Maneße I. 180. »wan ich si durch got verbir,« um Gottes, ihrer Ehre willen meide; vergl. Macienleben S. 187. (sonst auch versizzen, Chlage 776. Nibel. 3315. 7751) hier auch: einem Dinge entgehen. Sie, die unter harter Herrschaft standen, konnten ihre Lage, ihr Ungemach nicht einmal durch schwere Abgaben vermeiden. Ueber Meierthum vergl. Troj Kr 5718.

275. bete könnte auch allgemeiner Bitte heißen, allein das dabei stehende stüre beweißt, daß hier die im deutschen Rechte bekannte Abgabe Bete, Bede gemeint sey. Auch erhellt das aus der Vat.

so si des (doch) niht verbaren,
si geben schez und öch die bete.

Der Sinn wäre danach etwas milder: sie entgingen diesem Ungemach nicht als durch Zahlen von Schoß und Steuer.

276. gerne, von freien Stücken.

277. 278. V. das nam sin herre vor gut,
wan er in alles uber trut. (über alles liebte)

278. übertrüg, überhob, vermeiden machte,

von frömdem gewalte leit;
des was bekennte sin gelich.
in dem lande also rich.
zů dem joch sich
sin herre, der arme Heinrich;
swaz er in hette gespart,
wie wol das nu gedienet wart!
unde wie schöne er sin genos,
man in vil lützel des verbros,
swaz im zů libende geschach dur in.
er hette die triwe und ôch den sin,
daz er vil gewißeliche leit
den kumber unde die arbeit,
die ime zr libende geschach;
er schůf ime rich gemach.

übertragen heißt gerade was 274. verberen, nur steht es trans. jenes intrans.

280. gewalt, altes Masc. Wernhers Maria S. 158. Josaphat Gotha Hs. f. 46b Geld. Schmiede 2234. 1523. u. s. w.

281. des, darum, seiner war so wohlhabend.

285. Daß er den Meier mild und schonend behandelt hatte, ward ihm jetzt vergolten.

288. V. — vergolten wart, darauf fehlen acht Verse und es geht mit 295. gleich weiter.

287. er geht auf Heinrich aber in 288. auf den Meier.

289. in (ihm, dem Meier) zů libende dur in (den armen Heinrich, seinetwegen).

290. die Gewogenheit.

295. got hette den meiger gegeben
nach siner aht ein reines leben:
er hette ein wol erbeiteten lip
und ein wol werbendes wip;
darzů hat er schöne kint,
300. die gar des mannes fröide sint,
und hette, so man saget,
unter den linden eine maget,
ein kint von ahte jaren,
das kunde wol gebaren
305 so rehte gütlichen.
die wolte nie entwichen
von irme herren einen fůz;
umbe sine hulde und sinen grůz
so diente sie ime alle wege
310. mit iren gůtlichen pflege.

---

295. dem, dem.

296. nach siner aht, am richtigsten auf Gott bezogen: nach seinem göttlichen Willen; auf den Meier: nach seiner Art, denn aht heißt beides. W in aller wis.

297. ein wol erbeiteten lip, einen abgehärteten, wohl geübten. W wol erbeiten.

303. W wol von zwelf jaren. Vielleicht richtiger, da sie mannbar seyn sůl (447) zum Opfer und Heinrich nur drei Jahre in der Krankheit beim Meier lebt (350.)

306. entwichen für entwichen, alte Form, wie auch entpfeng u. s. w.

307. keinen fuz breit wechen.

310. Die folgenden vier Verse kommen in der W. erst nach 320.

sü was öch so geneme,
daz sü wol gezeme
zů kinde dem riche
an ir werliche.

---

313. 314. :
daz sie wol zeme
zu kunde (?) einem riche
mit schoner werliche.

Die Schwierigkeit dieser Stelle wird durch die Uebereinstimmung sowohl, als Abweichung der Vatic. nicht erleichtert. lich (sem) ist Bild, Aussehen, Gestalt, Leib. Iwein 1659. die schöne lich. 1323 die lich. 3583 die swarzen lich Tristan 3493. farbe und lich 15522. Isl. lik, Leib, Gestalt. Ulf. leik Scherz und Oberlin v. lich. In Conrads Troj. Kr. menschenlich, facies humana, Ulf. manleika, ist manlikan, sem. gl. doc. menlich, Menschenbild, Bild. Eben so ist nun werlich, aus wer, Mann, Mensch, gebildet vergl das angels. Adject werlic, werilic, mannlich. Merkwürdig und bestärkend ist, daß Conrad von Wirzb. das genau so gebildete wiplich, sem gebraucht für Weiblichkeit, weibliches Aussehen. Troj Kr. 15644. »der figuren wiplich, in die verwandelt hete sich din frecher lip vil unverzagt. an ir werliche heißt also: an ihrer Gestalt, Aussehen; und nach der Vatic. an ihrer schönen Gestalt — Allein nun bleibt die vorhergehende Zeile zu erklären. 1) dem riche, heißt dem Reich, wie Hartmann in einem Minnelied I. 1802 »mir tete baz des riches haz.« sagt Unter Reichskind kann man, da Reich häufig für Kaiser steht an eine Tochter des Kaisers, oder ein Hoffräulein denken. Dem Reich dienen heißt dem Kaiser dienen und Kaiserbarn sind satellites imperatoris. (Oberlin h. v.) Ueber kint für: jungen Diener s. Parcifal 213. 534. Es galt aber zumal von weiblichen: Nibel. 6702. »ir tochter

315. die andern hettent den sin,
daz zů rehter maze in
gemiden wol kunden,
do sloch sü zů allen stunden
zů ime und niergent anderswar.
320 sü was sin kurze-wile gar,
sü hatte gar ir gemüte
mit reiner kindes-güte
an iren herren gewant,
daz man sü zů allen ziten vant

---

si do lie beliben bi den chinden, do sie von rehte saz. 6735. heißt sie selbst: »daz wunnechliche chint« Freilich heißen auch Juden unehliche Leute Königs-Kinder, weil sie allein unter dem Schutze des Königs (Kaisers) standen 2) dem riche heißt dem reichen, mächtigen, edlen Damit ist ihr Herr Heinrich gemeint, dessen Reichthum gepriesen war (39. 42. 44) und der wegen seiner Krankheit der arme heißt: der ganze Satz demnach sie war von so schöner Gestalt, daß sie des Edlen Kind hätte seyn können; nach der Vat. allgemein: daß sie eines Vornehmen Kind (denn kund ist offenbar Schreibfehler) hätte seyn können. Es wird dabei vorausgesetzt, daß der Dativ dem riche für richen kein Fehler ist, wiewohl für solchen Fall die Sache noch genauer zu erörtern ist, ähnlich im Josaphat Gotha. Hs. fol. 125a »mit getruweliche gir« statt getruwelicher u. a.

316. daz, zusammengezogen aus; daß sie, wie Tristan 2275. 17192. — zů rehter maze, d. h mäßig, hier: zuweilen, sie gingen nur so viel als nöthig zu ihm, die Jungfrau aber beständig.

317. kunden, dies Hülfswort, sie mieden.

320. Sie kürzte ihm die Zeit, Weile.

325. under ir's herren füze.
sus wonte die süze
irme herren ze allen ziten bi,
darzů so liebet er ŏch si:
swo mitte er ŏch möhte
330. und das kinden wol dohte
zů irme kintlichen spil,
des gap der herre ir vil;
ŏch half in sere, daz die kint
so lihte zů gewenende sint.
335. er gewan ir swaz er veile vant
spiegel unde har-bant
unde swaz kinden liep solte sin:
gürtel unde vingerlin.
mit dinste braht er's uf die vart,
340 daz sů ime also heinlich wart,
daz er sů sin gemahel hiez;
die güte maget in liez
bliben selten eine,
er duhte sů vil reine:

---

325. unter, unten zu, wie nieder für nieden zu.
334. gewenende, vielleicht gewinnende? nach dem Folgenden er gewan; eder gewöhnen heißt hier: zufrieden halten; eder beides vereint: auch half ihm sehr, daß Kinder so leicht zu gewöhnen (an sich zu gewöhnen, für sich zu gewinnen) sind.
336. Ueber har band s. Rother 3093. Nibel. 6630. Geldband aufs Haupt.
337. uf die vart, zu Wege.
344. reine, geht auf seine Krankheit, sie sah den Aussatz nicht.

345. swie stark ir das geriete
die lindeſche miete,
jedoch geliebet ir's allermeist
von gottes gebe ein süzer geist.
ir dienst was so gütlich,
350. do der arme Heinrich
dri jor do getweilte
und in got gequelte
mit grozem jamer den lip;
nu saz der meiger und sin wip
355. und ir dehter, die maget,
von der ich ich e han gesaget,
bi im in ir unmüzkeit,
und begunde clagen ir herren leit.
die klage tet in michel wê,

---

345. miete, Geschenk, Gabe, Myerups Symb. 213. merita munera, eigentlich Gegengabe, Vergeltung s. 634. u. Hildebr. Lied Anmerk zu V. 10.

347. geliebet irs, machte ihrs angenehm, zur Lust.

348. gebe, Gabe, Gnade.

350. Hs. do do, weren aber das letztere wegen der folgende Zeile gestrichen ist.

352. in, ihm.

357 In Geschäftlosigkeit, Sorgsamkeit, sie ruhte nicht ihm beizustehen. Alle saßen dieses Tags bei ihm, der Meier Weib und Tochter daher vielleicht 358 begunden statt begunde. — V. an einer müzecheit, man müßte es auf die Eltern ziehen, die bei Muße, wo sie von ihren Arbeiten ruhten, auch zum Herrn kamen.

358. V. und meinten, transs. bewinten.

360. wan sü vorhten, daz sin tot
sü sere solte letzen
und vil gar entsetzen
eren unde gütes,
und daz herters mütes
365. würde ein ander herre.
sü gedahten also verre,
bitze daz dirre selbe buman
alsus fragen began,
er sprach: »lieber herre win,
370. möht es mit üwern hulden sin,
ich fragete vil gerne:
so vil zü Salerne
von arzenien meister ist,
wie kumet, daz ir dekeines list
375. zü üwerme ungesunde
niht geraten kunde?
herre, des wundert mich!«
do holte der arme Heinrich
tieffen süfzen von herzen
380. mit bitterlichem smerzen;

---

366. gedahten, sorgten, kümmerten sich.
374. ir, eorum.
380. V. auch schön:
den jemerlichen schmerzen
wiste er mit den ögen;
er sprach: »frunt, das ist ane lögen,
daz ich disen scheutlichen spot
habe verdienet umbe got.
so auch V. 476.

mit solicher riuwe er do sprach,
daz ime der siufze das wort zerbrach:
»ich han disen schemelichen spot
vil wol gedienet umbe got,
wan du sehe wol hievor,
daz hoch offen stunt min tor
nach weltlicher wünne,
und daz nieman in sîme künne
sinen willen baz hette den ich,
und was das doch unmügelich,
wan ich en-hette nüt vil gar;
do nam ich sîn vil kleine war,
der mir das selbe wunsch-leben
von sinen gnaden hette gegeben.
das herze mir do alse stunt,
als alle welt-toren tůnt,
den das saget ir můt,
daz si ere unde gůt
ane got mügen han.

---

380. riuwe, Schmerz.

383. schemelich, beschämend. spot, nicht des Meiers Worte, sondern die von allen verspottete, für schimpflich geachtete Krankheit; vergl. 456. schentliche not v. 414.

385. du sehe, sahest.

386. weit, offen.

390. unmügelich, unvernünftig s. 189.

391. und hatte doch nicht so viel, um mir das Heilmittel zu verschaffen.

392. sin, dessen, Gottes, auf folgendes der bezüglich.

393. das wunsch-leben, das glückseelige Leben, so Iwein 44 und Tristan 14909.

400. sus trôg ôch mich min tumber wan,
wan ich in lützel ane-sach,
von des gnaden mir geschach
vil eren und gûtes,
do do des hohen mûtes
405. den hohen portener bedros,
die selben-porte er mir beslos,
do kum ich leider niemer in,
das verwohrte mir min tumber sin.
got hat durch rache an mich geleit
410. ein sus gewante sicheit,
die nieman von mir mag erlôsen;
nu versmahent mich die bôsen,
die biederben rûchen min niht:
swie bôse er ist, der mich gesiht,
415. des bôser mûs ich dannoch sin.
sin unwert tût er mir schin:

---

400. trôg, trügte. — Die vier folgenden Verse fehlen in der V.

404. Hochmuthes.

405. Das Glück in der Welt ist ein Paradiesgarten, Gott der Pförtner, vergl. 386.

407. kum, komme (Präs. für Futurum) das Perf. lautet kam. 436.

408. verwohrte, verwürkte.

410. so beschaffene, bewandte.

411. von mir, von mir herunter, erlôsen, lösen, ablösen.

414. Der schlechteste hält mich doch noch für schlechter, als sich selber.

415. des bôser: bôser als der.

416. unwert, Geringschätzung, Verachtung zeigt

er wurfet die ögen abe mer.
nu schinet erst an dir
dine triwe, die du hast,
daz du mich siechen bi dir last
unde von mir mit en-flühest;
swie du mich mit en-schühest,
und swie ich niewan liep ß dan dir,
swie dines heiles ße an mir,
du vertrügest doch wol minen tot.
nu wes unwert und wes not

---

er mir, 425 neutral, mein verachteter Zustand. 416 u. 417. fehlen in der W.

419. dine. — die du hast, verstärkende Tautologie. Auch kann hast durch behabest, hältst erklärt werden.

422. schühest, scheuest. 1483.

425. was du vertrügest, sagen will ist einigemal ungewiß, s. die mancherlei Bedeutungen bei Oberlin. 1) Da swie obgleich heißt und in doch der Gegensatz liegt, so scheint Heinrich hier einen Zweifel an des Meiers Ausharren auszudrücken: du wartetest meinen Tod vielleicht doch nicht ab; vertragen wie 274. verbaren, vermeiden, ausweichen supersedere und 278. übertragen. Oder vertrügest hieße hier: so könntest du vertragen? so könntest du von dir abweisen, mich bis zum Tod bei dir zu behalten. 2) du vertrügest, du würdest dich doch drein ergeben, dich zu trösten wissen; dem, der mich am meisten liebt, und dessen Heil, Wohlfahrt auf mir beruht (durch meine milde Herrschaft, vergl. 285. 621. 622. 750) würde mein Tod doch nicht sehr schmerzhaft seyn; so gering bin ich. — W. hat: so übersehst u, so übersahest du.

wart je zer welte merre?
hie ver was ich din herre
und bin din dürftige nu:
min lieber frünt, nu köfest du,
und min gemahel, und din wip,
an mir den ewigen lip,
daz du mich siechen bi dir last.
des du mich gefraget hast,
das sage ich dir vil gerne:
ich kam zů Salerne
do kunde ich kein meister finden,
der sich min underwinden
getörste oder welte,
wan do mit ich solte
minre sühte genesen,
das müste eine soliche sach wesen
die in der welte nieman
mit nihte gewinnen kan.
mir wart niht anders do gesaget
wan daz ich müste han eine maget,
die volle manbere
und öch des willen were,
daz sů den tot durch mich litte
unde man si zů dem herzen snitte,

429. din dürftige, dein bedürftig, von dir abhängig.
432. lip hier: Leben.
433. schon vorhin 420.
444. V. mit keiner habe.
450. V. wie eben 227. zwischen iren brusten. — Die folgenden zwei Verse fehlen in der V.

und mir were nit anders gůt,
wan von irme herzen das blůt.
nu ist genůg unmůgelich,
daz ir dekeine durch mich
455. gerne lide den tot,
des můs ich schentliche not
tragen unz an min ende,
daz mir's got schiere sende!« —
swaz er dem Vater hatte gesagt,
460. das erhorte öch die reine magt,
wan es hette die vil süze
ir's lieben herren füze
stande in irre schozen;
men möhte wol genozen
465. ir kintlich gemüte
hin zů der engel güte.
sinre rede nám sů war
und merkete sů öch gar:
sů en-kam von irme herzen nie
470. bitze men des nahtes slafen gie,
do sů zů ir's vaters füzen lag

---

454. ir, earum.
456. V. schemeliche not.
462. V. irs siechen.
463. hette stande, für: hätte stehen, habuit stantes; so 1232 ein loch gande. So in den Heymenskindern Vat. Hs. f. 111b so en-lassen ich in sim lande weder stock noch stein stande. Nibel. 1181 sah stende. Tristan 2240 liezen in da swebenden u. s. w.
464. genozen, gesellen, gleichstellen.

und öch irre müter, so sü pflag,
unde sü beide entslieffen:
manigen süfzen tieffen
475. holte sü von herzen,
umbe ir's herren smerzen
wart ir ruwe also groz,
daz ir ögen-regen begoz
der slafenden füze:
480. sus erwachete sie die süze.

---

472. irre, ihrer. — so sü pflag, zu thun, nach ihrer Gewohnheit.

476. V. den jemerlichen smerzen
wiste sie mit den ögen;
das was ane lögen,
ir jamer der wart also groz.

Vergl. über den Zusatz 380.

478. ögen-regen, Thränen s. 518 Augen-Bad. Barlaam u. Josaphat. Gotha. Hs. fol. 114a.
des jamers regen in begoz
in clagenden ruwen ir gewant.

Parcifal 5690 »liehter ögen hercen-regen.« Ebdisch: grät eda ta'r ma kalla sagl, el, dropa, regn, skur, fors augna: Thränen oder Zähren kann man heißen: Hagel, Woge, Tropfen, Regen, Schauer, Wasserfall der Augen.«

478—80. V.
daz ir der ögen-regen vloz
uf der slafenden vuzen
do erwachten die suzen.

480. sie, eos, fehlt im Ms. und ist ergänzt, die süße erweckte ihre Eltern. Die Lesart der V. ist gewiß falsch außer daß sie grammatisch unrichtig ist, das Beiwort paßt nicht auf die Eltern und wird auch sonst der Tochter gegeben s. 554.

do ſi der trêhene empfunden
ſi erwachten und begunden
ſi fragen, was ir wêre
unde welchande ſwêre
ſi alſo ſtille mohte clagen?
nu en wolte ſi es im niht ſagen,
und do ir vatter aber tête
vil manige trô unde bete,
daz ſi es ime welte ſagen.
ſi ſprach: »ir möhten mit mir leit-clagen,
was möht uns me gewerren
den umbe unſern herren,
daz wir den ſullent verlieſen
unde mit eime verkieſen
beide gût und ere?
wir gewinnent niemer mere
dekeinen herren alſo gût,
der uns tû, das er uns tût!«
ſi ſprachent: »dochter, du heſt war,
nu frumet uns leider niht ein har
unſer ruwe und din clage;

---

488. trô, Drohung 1069. 1077.
489. Mſ. lieſt eime, wahrſcheinlich nach 494.
494. mit eime, auf einmal, mit einem (mal) vielleicht mit ime wie 489.
499. du heſt war, du haſt Recht, ſagſt wahr, ſo im Triſtan 2339. 3900.
500. niht ein har, gar nichts, wie Triſtan 16349. und Laurin 535.

liebes kint, beven getage,
es ist uns also leit so dir!
leider, nu en-müge wir
ime zu keinen statten komen.
got der hat in uns benomen
und hette es jeman anders getan,
der müste unsern fluch han.«
alsus geschweigeten sü si do,
dü naht bleip sü unfro
und morne allen den tag:
swaz je man anders pflag,
dis en kam von irme herzen nie.
bitze men des andern nahtes gie
slafen nach gewenheit,
do sü sich hette geleit
an ir alte bette-stat,
sü bereitete aber ein bat
mit weinenden ögen,
man sü trüg tögen
nahe in ir gemüte

---

502. getage, schweige.
505. zu statten, zu Hilfe.
509. geswei geten, transf. beschwichtigten. Trej. Kr. 2113.
512. was man auch den Tag über that.
514. naht hier Masc. aber 542. Fem.
518. bereitete ein Bad mit den Augen s. Winsbeke 61. aus Augen Wangen baden. — aber, abermals.
519. nahe, innerlich.

die alre-meiſte güte,
die ich von kinde je vernam.
welich kint getet öch je alſam!
des einen ſü ſich gar verwag!
gelébete ſü morne den tag,
daz ſü binamen ir leben
umbe irn herre wolte geben.
von den gedanken wart ſü bo
vil ringes mütes und fro
und hette dekeine ſorge me,
wan eine vorhte, die tet ir we:
ſo ſüz irme herren ſagete,
daz er daran verzagete,
und ſwenne ſüz in allen drin
getéte kuot, daz ſü an in
der gehenge niht en-fünde,
daz mens ir iht günde.
des wart ſo groz ir ungehabe,
daz ir vatter darabe
und ir müter wart erwaht,
als öch an der vörder naht.
ſü rihten ſich uf zů ir
und ſprachent ſich: »was wurret dir?
du biſt vil elwere,
das du ſo manige ſwére

530. ringes mütes, leichtes, gutes Muthes.
537. gehenge, Erlaubniß.
539. ungehabe, Klage.
544. sprachent sich, Medium.

ven ſolicher clage haſt angenomen,
der nieman mag zem ende komen:
warumbe laſtu uns niht ſlaffen?«
ſus begunden ſi ſi ſtraffen:
was ir die clage dehte,
die nieman doch en-möhte
verenden noch gebüzen.
ſus wanden ſi die ſüzen
geſweigen an der ſelben ſtunt;
do was ir wille in vil unkunt.
ſus entwürtete in die maget:
»als uns min herre hat geſaget,
ſo mag man in vil wol ernern,
zwar, (ir went mir's denne wern,)
ſo bin ich zü ſinre arzenie güt:
ich bin ein maget und han den müt,
e ich in ſihe verderben,
ich wil e für in ſterben.«
ven dirre reden wurden ſi do
trurig beide und unfro,

---

556. wille, heißt hier Entſchluß.

557. entwürtete ſo auch 699. ſonſt antwürtete z. B. 592. Gleichfalls erbeit 599. 768 und arbeit 632.

560. went, zuſammengezogen aus weilent, vgl. 831. So im Reinfr. von Braunſchw. f. 127a des ſön wir alle bitten f. 136b nu ſönd wir. Die Erklärung durch wähnt iſt nicht ſo paſſend.

566. ſ. 148. unfro, Lieblingswort des Dichters. Vergl. 508. 528. 820. 1007. Iwein 1422. 1990. 2627. 4349.

beide müter unde vatter.
sine dohter die bat er,
daz sü die rede liezе,
unde ir herren gehiezе,
das sü geleisten möhte,
wan ir dis niht en-dohte.
er sprach: »dohter, du bist ein kint
unde dine triuwe die sint
zü grez an disen dingen;
du en-maht es nüt fürbringen,
alse du uns hie hast verjehen.
du hast des todes niht gesehen,
swen es dir komet uf die friſt,
daz des dekein rat ist,
du en-müzest sterben,
und möhtest du denne erwerben,
du lebetest gerner dannoch
wan du en-kême in nie leider loch;

570. ir, ihrem, s. 521. u. 872. in ir gemüte. Troj. Kr. 7646. von ir vater. Gold. Schmiede. 11161. mit ir glaste u. a. m. — Und ihrem Herrn dies das verspreche, verheiße, was sie leisten könne.

574. dine triuwe, deine Treuen, so unten 1421. die Swabe. Troj. Kr. 11565. die helde.

576. fürbringen, vollbringen, für ist hier das itl. fram, fürder. vergl. 239.

577. V. der tot en-ist so senfte niht
als dir din tummer wan vergiht.

584. loch, Gefängniß, Unglück, Noth, du kämst nie in größere Noth. Vielleicht ist die Lesart der V. überhaupt besser:
du queme nie in sin leit noch.

585. baven tů zů dinen munt,
unde wurſtu für dieſe ſtunt
der rede jemer me lut,
es got dir uffe dine hut «
alſus ſo wande er ſů do
590. bede mit bette unde dro
geſweigen, do en·mehte er;
ſus antwürtet ime ſin tohter:
»vatter min, ſwie tump ich ſi,
mir wonet jedoch die witze bi,
595. daz ich von ſage wol die net
erkenne, daz des libes tot
iſt ſtark unde ſtrenge;
ſwer öch denne die lenge
mit erbeiten leben ſol,
600. dem iſt jedoch niht zu wol,
wanne ſwenne er hie geringet
und uf ſin alter bringet
den lip mit michelre net,
ſo můz er liden doch den tot;
605. iſt ime die ſele denne verlorn,
ſo wer er beſſer ungeborn.

---

586. inskunftig.
587. redeſt du baven.
588. got, geht. — uffe, auf, das nord. uppi.
595 von ſage, durch Hörenſagen. abb. nach ſage.
598. denne die lange, in die Lange.
600. Mſ. lieſt ſo wel. 599. V. mit ungemache.
601. hier auf Erden ringt und arbeitet.
606. Hierauf hat die V. noch zwei Verſe mehr:

es ist mir komen uf das zil
(des ich got jemer loben will,)
daz ich den jungen lip mag geben
umbe das ewige leben.
nu süllent ir mirs nüt leiden,
ich will mir und üch beiden
vil harte wol demitte-varn.
ich mag üch eine wol bewarn
vor schaden und vor leide,
als ich üch nu bescheide
ir hant ere und güt,
das meinet mines herren müt,
wan er üch leit nie gesprach
unt öch das güt nie abe-gebrach;
die wile daz er leben sol
so stet üwer sache wol,
unde laze wür den sterben
so müzen wür verderben

---

das trawe ich eine wol bewarn
und als tumme daz gevarn.
scheinen falscher Zusatz aus 614. entstanden.
609. V. den kurzen lip.
611. leiden, verleiden, wie liben, lieben machen.
613. vil harte wol, gar wohl.
614. ich eine, ich allein.
618. meinet, will gern, wünscht; meinen, bedeutet das liebevolle Wollen.
620. abegebrach, so Nibelungen 8226. 8555. abegebant. Chlage 1389. anegetrug, Beneke Minnel. S. 202. abegezalt.

625. den wil ich uns fristen
mit also schönen listen,
domitte wür alle sint genesen,
nu günnent mirs, wan es müs wesen.«
die müter weinende sprach,
630. do sü der dohter ernest ersach:
»gedenke, dohter, liebes kint,
wie groz die arbeite sint,
die ich durch dich erlitten han
und la mich bessern lon enphan,
635. dan ich dich höre sprechen;
du wilt mir min herze brechen,
senfte mir der rede ein teil.
joch wiltu alles din heil
an uns verwürken wider got:
640. wan, gedenkest du an sin gebot?
joch gebot er und bat er
daz man müter unt vater
minne und ere biete
und geheisset das ze miete,
645. daz der selen rat werde
und lange-leben uf der erde.
du sprichest, du wellest din leben
umbe unser beide fröide geben,
du wilt zwar uns beiden

640. wan scheint hier die Ausrufung ach! Vgl. 767.
641. s. 1462.
644. ze miete, zu Lohn.
645. rat heißt hier: Rettung, Erhaltung.
649. du wirst, ja das ist wahr, uns beiden.

650. das leben vaſte leiden:
man daz din vatter und öch ich
gerne lebent, das iſt durh dich.
joch ſoltu, liebe dohter min,
unſer beider fröide ſin,
655. gar unſers libes wünne,
ein blüme in dime künne,
unſers alters ein ſtap;
unde laſtu uns über din grap
geſten von dinen ſchulden,
660. du müſt von gottes hulden
jemer ſin geſcheiden;
das köſeſt an uns beiden.«
ſü ſprach: »müter, ich getruwe dir
und minen vater her zü mir

650. faſte, ſehr.
651. Denn der einzige Grund, warum wir unſer Leben lieb haben, das biſt du.
654. Hierauf hat die H. noch zwei gute Verſe:
unſer lebe an leide,
unſer licht der ögen-weide.
655. H. herzen wunne.
658. unde hier: aber. — Mſ. lieſt laz. H. leſtu.
662. köſeſt erwirbſt, erlangſt du. — Hierauf hat H. noch vier unbedeutende Verſe:
wiltu uns tochter weſen gut,
ſo ſoltu die rede und öch den mut
durch unſers herren hulde lan,
die ich von dir vernumen han.
664. minen, meinem. — her zü mir, gegen mich, zu mir, ſonſt auch hin zü ſ. 85.

665. aller der genaden wol,
der vatter unde müter sol
leisten irme kinde,
als ich es wol bevinde
an üch allertegelich.
670. von üwern gnaden han ich
die sele und einen schönen lip,
mich lobet man unde wip
und alle, die mich sehende sint,
sprechent, ich sî das schönste kint
675. das sî ze der welte hant gesehen:
wen solt ich der gnaden jehen
me, dan üch zwein, nach gotte?
des sol ich nach üwerm gebotte
immer me vil gerne stan,

---

669. allertegelich, alltäglich; so sagte man allzemeistich (Parcif. 20613. 20651.) für allzumeist.

670. Euch verdanke ich.

673. sehende sint, sehen, eine im altdeutschen häufige Fügung, so oben 24. bittende wese für bitte; u. 729 nachvolgende ist: nachfolgt. So im lateinischen des Mittelalters: estote laudantes Deum: laudate; ganz ähnlich: hann kemr gangandi, er kommt gegangen. Hierher der übliche Pleonasmus Tristan 1792. jehe und jehend were, Trist. Kr. 5304 trug und wart tragende.

675. ze welte, je auf Erden; Nibel. 2808. ze werlde niemand. W. blos je.

676. wen, wem. — der genaden jehen, danken, sich verpflichtet erkennen; vergl. 693.

678. des, darum.

680. wie michel reht ich derzů han.
müter, seliges wip,
sit ich nu sele und lip
von ůwern genaden han,
so lant es an ůwern hulden stan,
685. daz ich doch die beide
von dem tůfel scheide
unde mich gotte můze geben.
joch ist dirre weite leben
nuwent der selen verlust,

---

678. V. abweichend und zusetzend:
ich wil uz sinem (Gottes) gebote
nimmer kumen wil iz got,
wan iz ist selber sin gebot;
ich bulde iz ane rewe.
ich wil doch miner trewe
an mir selben niht vergezzen:
iz ist also gemezzen,
swer einen andern so gefrewet hat,
daz er selbe unfro stat,
daz er einen andern kronet
und sich selben honet (höhnet),
der trewe der sei gar zu vil,
durch recht ich euch des volgen wil,
daz ich euch trewe leiste
und mir selben allermeiste.
Hierauf fährt sie mit 681. muter, vil seliges wip, fort.
679. stan nach eines gebote, eines Gebot befolgen, stare jussis.
680. reht, heißt hier Verbindlichkeit; vgl. 1452.
684. so geruht mir zu bewilligen.
687. můze geben, drückt blos den Conjunct. aus.

690. öch hette mich weltlich gelust
unze her noch niht berüret,
der hin zer hellen füret.
nu wil ich gotte gnade sagen,
daz er in minen jungen tagen
695. mir die sinne hat gegeben,
daz ich uf diz brëbe leben
ahte harte cleine.
ich wil mich alsus reine
entwürten in gottes gewalt:
700. ich vërhte, solt ich werden alt,
daz mich der welt süze
zuhte under die füze,
alse sü vil manigen hat gezogen,
den öch ir süze hat betrogen;
705. so wurde ich lihte gotte en-saget.
gotte müz es sin geklaget,
daz ich unze morne leben sol,
mir behaget die welt nüt so wol:
ir meiste liep ist herze-leit,

---

690. hette, hat. 5o.
699. entwürten, überantworten, geben.
702. unterjochte.
704. W. wegen des wiederholten Worts süze wohl besser:
der zu der helle wirt betrogen.
705. en-saget, entzogen, abtrünnig gemacht.
708. W. diese werlt gevellet mir niht wol,
ir gemach ist michel arbeit,
aber 710. fehlt dafur.

das ſi ûch fürwar geſeit,
ir ſüzer lon ein bitter net
ir lang-leben ein geher tot.
wir hant niht gewiſſes me
wanne hûte wol unde morne we,
und ie ze jungeſt der tot:
das iſt ein jemerliche not!
es en-ſchirmet geburt noch gût,
ſchône, ſterke noch hoher mût;
es en-frumet weder tugent noch ere
für den tot niht mere,
den ungeburt und untugent.
unſer leben unde unſer jugent
iſt ein nebel unde ein rôp:
unſer ſtete bibent als ein lôp.

---

712. Mſ. hat (die Zeile fehlt im Müller. Druck) ein bitter tot, dafür iſt nach der V. ir lanch-leben iſt der gehe tot, das unſtreitig allein richtige Beiwort genommen, weil ſonſt der Gegenſatz zu langem Leben fehlte und eine übelklingende Wiederholung entſtände.

715. grammatiſch richtiger wäre den tot, aber es iſt freie Fügung: das letzte iſt der Tod.

720. für den tot, vor dem Tod.

723. Mſ. deutlich: rôp, Raub (des Todes), quod quasi rapitur, raptim transit. Gruteri proverb. germ. p. 42. »Leben iſt ein Nebel.« —

V. daz iſt ein leben (?) und iſt ein stôp,
unſer ſtete bibet als ein lôp,
wir ſin ein nebel und ein rôch,
er iſt ein verſchaffener gôch.

er ist ein vil verschaffen göch,
der gerne in sich vasset den röch,
es si wip oder man,
der dis niht wol bedenken kan
und öch der welte nachvolgende ist.
wan uns ist über den fulen mist
der pfeller hie gespreitet;
swen nu der blig verleitet,
der ist zů der hellen gebern
und en-het niht me verlorn
wan beide sele und lip.
nu gedenket, seliges wip,
müterlicher truwe
unde senftent üwer ruwe,
die ir do habent umbe mich;

---

die Lesart köp verdiente wohl den Vorzug, wenn die V. nicht sichtbar entstellt oder verwirrt wäre; leben ist wohl durch nebel entstanden, der verkehrt: leben ist.

724. stete, Festigkeit, hier der Plural. s. Anmerk. zu 574. Hartmann in den Minneliedern braucht stete, unstete, vermischt mit ketikeit, unstetikeit.

725. göch, Narr (Vogel Guckuck), der den nichtigen Rauch in sich aufnimmt, das Vergängliche ergreift. Vergl. Freidanc von denen von Göchsberg (Witzenberg) Troj. Kr. 8128. »tumber denne ein göch.«

731. pfeller, Teppich, hier Bild für irdischen Glanz; sonst pfellel. Manesse 121ob auch Eneidt. 787. pfellil.

732. blig, bloße Glanz, blitzende Pracht des Teppichs, so Troj. Kr. 3957. donners blick, noch jetzt: Silberblick.

738. senftet, mäßigt — ruwe, Leid, Schmerz. Vergl. 889. 1030.

740. so bedenket ůch der vatter sich.
ich weis wol, daz er mir heiles gan,
er ist ein also biderber man,
daz er erkennet wol, daz ir
unlange doch mit mir
745. ůwer fröide mügent han.
ob ich joch lebende bestan,
blib ich ane man bi ů
zwei jar oder drů,
so ist min herre lihte tot,
750. und kement in so groze not
vil-lihte von armůt,
daz ir mir alsoliches gůt
zů einen manne nůt mügent geben;
ich en-müze alse swache leben,
755. daz ich ůch lieber were tot.
nu verswigen wůr aber der not,
daz uns niht en-werre
— — — — — —
were und also lange lebe,

---

741. gan, gönnt. s. 776.
746. lebende bestan, leben bleibe, vergl. 673.
750. ir kement.
751. V. daz uns besweret wirt der můt.
754. swache, gering, elend.
756. Nun schweigen wir von solcher Noth, von der Armuth.
757. niht en-werre, nichts drücke. V. daz die uns. —
758. Hier fehlt im Ms. eine Zeile; aus der V. welche liest:

760. unze daz man mich zů ein manne gebe,
der riche sî unde wert,
so ist geschehen, des ir de gert,
und wenent, mir sî wol geschehen.
anders hat min můt versehen:

---

wenn uns min liber herre
also lange müze leben

kann sie nicht eingefügt werden, und es ist, bei der überhaupt dunkeln Stelle die Frage, wie sie zu ergänzen wäre? Die Jungfrau setzt im vorhergehenden den Fall: stirbt mein Herr, eh ich verheirathet bin, so kommt ihr von Armuth in solche Noth, daß ihr mich nicht ausstatten könnt und ich mit meinem Manne in Elend lebe, also daß mir der Tod besser wäre. Nun setzt sie den zweiten Fall, und nach dem innern Zusammenhang ist die Zeile zu ergänzen. a) Liest man

und gesunt unser herre
were —

so schließt sie weiter: wären wir auch gar nicht in dieser Noth, sondern alles erginge gewöhnlich, der Herr nämlich wüßte nichts von dieser Krankheit und lebte, so daß euer Wohlstand dauernd wäre und ich einen reichen Mann heirathete: so glaubt ihr, daß ich selig und glücklich seyn würde, ich glaube es nicht, denn ist mein Mann gut und ich liebe ihn, so ist alle Liebe ja ein Leid (in der keuschen Ansicht; weshalb sie sich auch zum himmlischen Bräutigam sehnt 775.) und ist er bös und ich kann ihn nicht lieben, so ist das schlimmer als der Tod. Also könnte es mir auf dieser Welt in keinem Falle, auch wenn dieser außerordentliche nicht wäre, gut ergehen und mein Leben sehnt sich zur Auflösung in himmlische Seeligkeit. Warum wollt ihr mich nicht sterben lassen? a) Liest man, indem der vorhergehende Vers auch nach der V. ergänzt wird:

765. wurt er mir lieb, das ist ein net,
wurt er mir leid, das ist der tot;
wan! so han ich jemer leit
und bin mit ganzer erbeit
geschieden von gemache

---

daz die uns niht en-werre
und krank min liber herre
were —

so setzt sie dem vorhergehenden Fall den andern entgegen: lebte aber mein Herr in seiner Krankheit bei uns, so lange bis ich verheirathet würde, so dauert eure Wohlhabenheit fort und ich erhalte einen reichen Mann. Das wäre alles, was ihr in dieser Lage wünschen könnt und was euch ein Glück scheint; aber mein Herz spricht anders: wird mir mein Mann lieb, ist Noth, Schmerz und Leid dabei, wegen der Krankheit meines lieben Herrn, den ich immer pflegen und nicht verlassen würde; wird er mir verhaßt, so ist das Unglück doppelt. Also gelange ich nicht zur Ruhe und Freude. — Wollte man Vers 759. auch anrühren, und, indem so wenig wie im erst angeführten Falle nöthig ist, daß Heinrichs Krankseyn erwähnt wird, das allzeit muß vorausgesetzt werden, dann lesen:

daz uns die niht en-werre
und uns min liber herre
also lange noch lebe,
unz man mich einem manne gebe

wobei auch der allzulange Vers 760. ins Gleichgewicht käme, so führte das fast ganz zu der Lesart der V. Das wäre auch insofern die beste Auskunft, weil sie für beide Meinungen könnte ausgelegt werden.

765. mir fehlt im Mf. ist aber aus der V. ergänzt.

767. wan, Ausrufung, sonst wân! meiner Treue! s. 640.

mit maniger hande ſache,
die den wiben wirret
unde ſü zů fröiden irret.
nu ſetzent mich in den vollen rat,
der do niemer zergat:
min gert ein frier human,
dem ich wol mines libes gan;
zwar, dem ſüllent ir mich geben,
ſo iſt geſchaffet wol min leben.
ime get ſin pflůg harte wol,
ſin hof iſt alles rates vull:

---

771. wirret, hinderlich, beſchwerlich iſt. 757. 900. 2054. 2153.

772. zů fröiden irret, an Freuden ſtört. Isländiſch vadiȩn at vilia, freude-geſtört, wo gerade vada auch herumirren errare, vadere. — Hiernach hat die V. noch vier unerhebliche Verſe:

nu bin ich euch vil traute,
vil ſeligen leute,
das keret mir zu gute
und gevart nach minem mute.

773. in den vollen rat, in vollen Ueberfluß, vollkommenes Glück. vergl. 780.

775. Jeſus, der freie Baumann, geiſtliche Bräutigam. vergl. 807. ff.

777. zwar, ja gewißlich.

778. wol geſchaffet, wohl verſorgt, ausgeſtattet, die recht paſſive Form geſchaffet, ſtatt der mehr neutralen: geſchaffen.

779. pflůg, heißt auch allgemein: Geſchäft, Arbeit ſ. von einem fahr. Schüler. V. 75. 233. hier kann es aber gut in ſeiner eigenthümlichen Bedeutung ſtehen.

780. alles rates, Gerathes, Hausrathes. Chlage 2228. Sonſt rat auch Speiſevorrath. Parcif. 6797.

do en-stirbet weder ros noch rint,
do en-mugent die weinenden kint,
do en-ist weder ze heis noch ze kalt,
do wirt von jaren nieman alt,
do der alte wirt junger,
do en-ist frost noch hunger,
do en-ist dekeinre slahte leit

---

781. Das Unglück des Landmanns. Fischart Gargantua 89b. »mir stirbt kein Kuh noch Kalb,« von einem armen Schwartenhals.

781. ff. zu dieser Beschreibung des himmlischen Lebens vergleiche man eine ähnliche und in ein paar Zeilen (wie 784—86) übereinstimmende in dem Gedicht von den Freuden der heil. Jungfrau im Himmelreich. V. 500—523. bei Stophorst Hamb Kirchengesch. I. 4.

782. ~~einen, einem~~. — en-mügent, quälen nicht mehr, machen keine Sorgen. Vielleicht en-müehent zu lesen.

V. do en meut ros noch rint
noch die weinende kint.

meut, muhet, schreit. — Ueber die Noth der Mütter mit den schreienden Kindern, s. Fischart's Gargantua 73b »Sie wärmt das Bett, reicht ihm die Schlafhaub, da wiegt sie das Kint, da wehet der Wind; klopft an die Kammer, so schweigen die andern junge Schreiling so lang still, bis sie es vergessen; die Kinder singen oft wie einer durch ein finsteren Wald mit furchtsamer Freud und freudiger Furcht.«

785. junger, jung, ein junger (nicht jünger) die alte volle Form: jungere.

786. V. durst noch hunger.

787. V. do en-ist dekeinre slachte arbeit,
nicht wan groze lide ane leit.

do iſt ganze fröide an arbeit.
zů dem wil ich mich ziehen
und ſolichen du fliehen,
den das für unde der hagel ſleht
und der wag abe-tweht,
mit dem men ringet unde je rang;
ſwaz men das jar alſe lang
daruf geerbeiten mag,
daz verlüret ſchiere ein halber tag.
den du den wil ich lazen,
er ſi von mir verwazen.
ir minnent mich, das iſt billich,
nu ſihe ich gerne, daz mich
iwer minne iht unminne:
eb ir ůch rehter ſinne
an mir verſtan künnent,
und eb ir mir günnent
beide gůtes unde eren,
ſo lant mich keren

---

788. ganze (vollkommne, ſ. 837.) Freude, ohne Mühe.
790. du, Ackerbau.
791. für, hier: der Blitz. V. der ſchure, Schauer.
792. wag, das vom Gewitterſturm angeſchwollene Waſſer — tweht, abwäſcht.
799. bis 802 fehlen in V.
800. wünſche ich.
801. iht, nicht etwa.
802. 803. wenn anders ihr meine Lage verſtändig beurtheilt.

ze unſerme herren Jheſu Criſt,
des gnade alſo ſtête iſt,
daz ſi niemer zergat
unde öch zů mir armen hat
alſo groze minne,
alſe zů einre küniginne.
ich ſel von minen ſchulden
ůs ůwern hulden
niemer komen, wil es got.
es iſt gewiſſe ſin gebet
daz ich ůch ſi undertan,
wan ich den lip von ůch han;
das leiſt ich ane ruwe
öch ſol ich mine truwe
an mir ſelber nůt brechen.
ich horte je das ſprechen:
ſwer den andern frowet ſo,
daz er ſelber würt unfro,
unde ſwer den andern krönet
unde ſich ſelbes hönet,
der trůwen iſt ein teil ze vil.
gerne ich ůch des volgen wil,
daz ich ůch trůwe leiſte,

---

813. bis zu 831. fehlen in der V.

819. den Gehorſam leiſte ich euch, ich folge Gottes Gebot, ane růwe, willig, ohne Mühe, Schmerz. ſ. 889. 1004. 1030.

820. öch, aber auch — trůwe, was ich mir ſelber ſchuldig bin, Pflicht.

822—27. im Freidanc.

und mir ſelber doch die meiſte.
went ir mir wenden min heil,
ſo laz ich ůch vil-liht ein teil
e nach mir geweinen,
ich en-welle mir erſcheinen,
wes ich mir ſelber ſchuldig bin;
ich wil jemer dehin,
do ich ganze fröide vinde.
ir hant doch me kinde,
die lant ůwer fröide ſin
und getröſtent ir ůch min,

---

831. went ſ. 560. — wenden, abwenden, vernichten.

833. e heißt hier nicht früher, ſondern mehr, und regiert das folgende en-welle. Der Sinn iſt: widerſetzt ihr euch meinem Entſchluß, ſo mögt ihr lieber ein Theil mehr um mich weinen, als daß ich nicht leiſten ſolle (an den Tag geben, dieſe tranſ. Bedeutung hat hier erſcheinen), was ich mir ſelber ſchuldig bin. Die V. hat die Fügung zerſchnitten:

wol dir erwenden mir min heil,
zwar ich laz euch ein teil
e nach mir weinen:
ich wil mir beſcheinen
des u. ſ. w.

840. Hierauf hat die V. noch folgende Verſe:

der kurzen vriſt und der zit
die alſo ſchire geleit,
morgen hilfet uns min got
uz von aller ſchlachte not,
des todes geneſe wir
und ich verre baz dan ir.

wan mir mag das nieman erwern,
zwar, ich en-welle ernern
minen herren unde mich.
müter, joch horte ich dich
clagen unde sprechen e,
es täte dime herzen we,
soltestu obe mime grabe stan:-
des wurstu harte wol erlan,
du stast obe mime grabe niht,
wan do mir der tot geschiht,
das en-lat dich nieman sehen.
es sol zů Salerne geschehen,
do sol uns viere der tot lösen
von der hellen und von den geisten bösen;
des todes des genese wir,
unde ich doch verre baz dan ir.
do sů das kint do sahen

---

841. 842. Sinn: in Wahrheit, niemand soll mir verbieten, daß ich nicht meinen Herrn rette. Wollen steht hier und vorhin 834. wie das isl. muna auxiliär, oder in einer feinen Conjunctivbedeutung. Die Verneinung folgt hier auf erwern (hindern) wie quo minus auf impedire.

847. Ueber dem Grab stehen vergl. 658. Nſegabuch 121 145.

852. Die folgenden vier Verse fehlen in der V.

853. viere, Heinrich, die Jungfrau, Vater und Mutter.

856. verre baz, viel besser, viel mehr. Troj. Kr. 19399. so steht verre (sehr) auch 930 976. 1002. 1114.

zů dem tode ſa gahen
unde es ſo wiſliche ſprach,
unde menſchlich reht zerbrach,
ſi begunden ahten under in,
daz die wiſheit und den ſin
niemer erzöigen kunde
kein zunge von kindes munde.
ſů ſprachen, daz der heilige geiſt
der rede wære ir volleiſt,
der öch ſancten Niclaweſes pflag,

---

858 ſa, bald, wofür man auch ſan (Rother 2535. 2742.) findet engl. ſoon, Ulf. ſuns, a. ſ. ſona, ſuna, isl. ſenn. Dieſe Partikel iſt mit ſann wahr, ſondern, wie vero mit verum.....

860. Menſchliche Meinungen zernichtete, oder Gränze der menſchlichen Anſicht überſchritt.

862. ahten, beachten, erwägen.

866. volleiſt, Helfer, Kraft, auch Bürge, ſ. Winsbeke 59. »dins rates wil ich ſin volleiſt.

867 — 872. Der heil. Niclas, noch jetzt der Kinder Heiliger, muß ſchon in der Wiege (868. in der wagen, V. in ſiner wigen, Otfried thar iz in theru wagun lag; von wagen, ſchaukeln) liegend ſeine Heiligkeit und Weisheit offenbart haben. Indeſſen gedenkt die legenda aurea (Kap. 2.) in ſeinem Leben keines hierauf bezüglichen Umſtandes, außer daß er ſchon am erſten Tage ſeines Lebens aufrecht im Badbecken geſtanden und am Feſttag nur einmal an der Mutterbruſt geſogen habe (hic prima die, dum balnearetur erectus stetit in pelvi, insuper quarta et sexta tantum semel sugebat ubera). Die ungedruckte große Reimlegende folgt hier aus der ſtraßburg. Handſchrift:

do er in der wagen lag,
unde in die wisheit lérte,

von sente Nicolae.

dem sune wart ein name erkorn
Nicolaus man in hiez;
got unser herre im öch liez
genade an harte richer gift,
wand er hinach der tugente stift
mit im wolte buwen,
und wolte im des getruwen,
daz er sin volc leitte
und es im wol bereitte
mit bilde und öch mit lere
zu der ewigen ere,
die er uns dert behalten hat.
got wisete siner tugende rat
beide an Nicolao
des sint manger wart ere,
uf den er mit genaden trat.
do er in sin erste bat
in ein wazzer wart geleit,
set! wa sin edele kintheit
sich uf richte und gestunt,
als die wol wachsenden tunt,
ane wenken sunder val;
daran man wunder merken sal
wie veste er darnach stunt an gote,
der von sime gebote,
so cleine ein kind, empertrat,
als eb er wolte alles bat
itzu vlien unde gemach
do er sich uz dem wazzer e brach.
das heilige kint das gute
was sin in grozer hute,
in der kintlichen jugent
es hielt ein sunderliche tugent,

870. daz er zů gotte kerte
sine kintliche güte.
und dahten in ir gemüte,
daz sů niht en-wellten
sů wenden, noch en-solten,
875. des sů sich hette angenomen,
der wille st ir von gotte komen.
von jamer erkaltet' in der lip,

---

der es gar bezite pflac:
mitewochen unde vritac
es sinen willen dar bouc,
das es nie wan zeimal souc, (zei: to)
als sin muter bot die brust;
dhiz waz im notdurft niht gelust,
me denne zeimal in den tagen.
und weldez kint dar jagen,
daz es sin notdurft neme
unde beste baz bequeme
an ufwachsender vrucht,
so hielt es daran wol sin zucht,
daz niwan zeimal nam,
die spise, die im öch bequam
so wol, alse ob es dicke suge
und sich zu gemache zuge.
got worchte an in sulche tugent
und wisete an siner edeln jugent
wie strenge er darnach solte leben,
wand do im alder ward gegeben,
mit vorgedanken cleine er sach
an des vleisches gemach,
das an im genzlich gelac.

874. wenden, abwendig machen, abhalten.

do der meiger und ſin wip
an den bette ſazen
und vil gar vergazen,
durch des kindes minne
der zungen unde der ſinne;
ſo zů derſelben ſtunde
ir enweders en-kunde
ein einig wort geſprechen.
das gegihte begunde brechen
die můter von leide;
ſus geſazen ſi beide
ruwig unde unfro,
bize ſi ſich bedahtent do,
waz in ir truren duhte,
ſo men doch niht en-möhte
benemen irn willen und iren můt.
ſo en-were in niht alſo gůt,

---

879. an den, an dem.
882. Rede und Gedanken.
884. ir enweders, ſ. entweders, keins von beiden.
886. das gegihte, (N. die gicht) Rede, von jehen. Die Mutter hatte das Geſpräch zuerſt abgebrochen.
889. rúwig, traurig, nicht: bereuend ſ. 738. 819.
893. wille und můt beides heißt Entſchluß, voluntas und unſer zuſammengeſetztes Muthwille drückt bei den alten Schriftſtellern genau daſſelbe aus z. B. bei Otfried 979. 910.
894. So bedachten ſie auch, wäre ihnen nichts ſo

895. so daz sů irs wol gunden,
wan sů doch niht en-kunden
ir niemer werden ane bas;
empfiengen sů der rede has,
es möhte in umbe irn herren
900. vil harte wol gewerren,
und verviengen anders nůt domitten.
mit vil willeclichen sitten
sprachen sů beide do,
daz sů der rede werent fro.

---

gut, als daß sie es ihr gönnten, denn sie könnten sie nicht besser verlieren (das ane werden, isl an vera; vergl. Parcif. 1804. Tristan 1508. Maneße 167[illegible], von den Barten 53.)

898. Der Rede Haß empfangen, d. h. die Rede, den Entschluß der Jungfrau gehäßig aufnehmen, nicht darauf hören wollen; vergl 904. wo der Gegensatz steht.

900. gewerren, übel ausschlagen, zum Vorwurf gereichen, das Wort kommt von wirs, schlimm, isländ. ver.

901. verviengen, halfen. s. 949. u. Nibel. 390. — domitten, für damit, des Reims wegen gleichsam eine Declin. der Prapos. plattd. darmede; vergl. 970. hiemitte, Nibel. 2229. mitten mären (mit Botschaft oder: mit den Mären?).

902. mit willeclichen sitten, leicht zu verstehen, aber schwer zu übersetzen; Gebehrden ist zu äußerlich. site steht ganz wie Art, Weise, und es ist blos eine Umschreibung für willig. vgl. 1414. So in den Nibel. 2924 in hohverten siten.

904. fro, hier: zufrieden, nicht hilaris. Hierauf hat die V. noch zwei Verse:

des frewete sich die reine maget,
do es vil kume was getaget
gie sü, do ir herre slief,
sin trut gemahel ime rief.
sü sprach: »herre, slafent ir?« —
»nein ich, gemahel, sage mir,
wie bistu hüte uf so frü?« —
»Herre, da twinget mich herzü
der jamer iwerre sicherheit.«
er sprach: »gemahel, das ist dir leit,
das erzöigest du an mir wol,
alse es dir got vergelten sol;
nu mag es dekeinander rat sin.« —
»entriwen! lieber herre min,
iwer wüet vil güt rat
sit es alsus umbe ich stat
daz men ich gehelfen mag:

---

und daz ig sie döchte in irem mut,
vil getreulichen gut.

909. 910. Episch ist die Frage: »schlafst (oder wachst) ihr?« und die Antwort »nein ich.« Vergl. Merlin 771. Wölundar Quida 29. Roman de 4 fils Aimon fol. 138. 139: »dormez vous? dist Maugis, »nenil« ce dist Renaut. Desgl. Bob Scott Minstrelsy II. 390. 405.

»sleep ye, wake ye?«

und sonst häufig.

910. V.

»nein, gemale, was wirret dir?«

917. steht nicht zu ändern.

ich en-gesume ich niemer tag.'
herre, ir hant uns doch gesaget,
eb ir hettent eine maget
die gerne den tot durch ich litte,
do soltent ir genesen mitte:
die wil ich, wei: got! selber sin,
iwer leben ist nüzer, dan das min.'
do gnadete ir der herre
des willen harte verre,
und ervelleten im die ögen
von jamer alse tögen.
er sprach: »gemahel, jech ist der tot
jedoch niht eine senfte not,
alse du dir lihte hast gedaht.
du hest mich des wol innen braht,
möhtestu, du hülfest mir,
des begnüget mich wol von dir.
ich erkenne dinen süzen müt,

---

922. ich entstehe euch keinen Augenblick, non deero vobis.

928. Hiernach in der W. noch vier Verse:
got muz iz sein geclait,
daz ir iz so lange hat verbait
wer iz nur vor drü jaren kunt,
ir weret nu wol gesunt.

930. des willen, der guten Absicht, Meinung. harte verre, gar sehr.

931. 932. fehlen in der W.

931. ervolleten, wurden angefüllt.

932. alse tögen, unvermerkt, oder: alsebald, wie das alte so stille.

935. Du hast mich davon überzeugt, ich weiß gewiß.

940. din wille iſt reine und güt:
ich en-ſol öch nüt me von dir gern,
du maht mich des nüt wol gewern,
das du da geſprochen haſt.
din truwe, die du an mir begaſt,
945. die ſelt dir vergelten got.
diz wer der lant-lute ſpot,
ſwaz ich für diſe ſtunde
mich arzenien underwünde
unde mich doch nüt vervienge,
950. man als es doch ergienge.
gemahel, du tüſt alſe die kint,

---

945. ſol, möge!
946. V.
iz were der lantleute ſpot,
daz ich mich nach dirre ſtunde
der arcedie underwunde,
und mich das niht vervienge,
als iz vil lichte ergienge.

Alle, die davon hörten, würden ſpotten, daß ich, nachdem es ſo weit in meiner Krankheit gekommen und alle Mittel nicht geholfen, ich mich noch eines neuen bediene. Dieſer Sinn iſt klar, doch über V. 949. und 950. verſchiedene Erklärung anzugeben. 1) nach der Straßburger: »welches Mittel mir doch nicht mehr helfen würde, als nichts, (als wie es auch ohne es ergangen wäre).« Nach der V. »wenn mir das nicht hülfe, als es vielleicht der Fall ſeyn würde. 2) Straßb. »und mir dieſe Arznei nichts helfen würde, indem doch die Krankheit fortgehe, das Schickſal nicht zu hemmen ſey.« — In der V. könnte auch wohl geſagt ſeyn »und bei mir Arzneien (das) nichts verfangen, als es früherhin noch möglich geweſen.«

die de gehes mûtes sint:
swaz den komet in den mût,
er sî übel oder gût,
darzû ist in allen gach
unt geriuwet sîn sere darnach.
gemahel, alse tûst öch du,
der rede ist dir ze mûte nu;
der die von dir nemen wolte,
so mens denne enden solte,
so geriuwe's dich vil-lihte doch.«
und daz sî sich ein teil noch
bas bedæhte, des bat er.
er sprach: »din mûter und din vatter
die en-mügent din nût wol enbern,
ich sol öch niht irs leides gern,
die mir je gnade taten,

---

958. Hierüber zwei Erklärungen 1) »des Entschlusses bist du jetzt Willens;« es ist nicht Rede (Wort), sondern das ausgesprochene Wort, als Resultat des Entschlusses, das Versprechen, der Entschluß: verwandt mit Rath, consilium. 2) »Du sprichst in diesem Augenblick so, hast das gerade im Sinn;« machte jemand Ernst würdest du anders sprechen, wie Kinder pflegen. — V.

iz were dir zu mute nu
der iz —

958. Der dich beim Wort fassen wollte, dein Erbieten annehmen.

960. se, wann. enden, ausführen.

962. Uebergang aus der directen in die indirecte Rede.

966. gern, begehren.

967. gnade, Liebe, Güte, nicht wie heute, Wohlwollen eines Höheren.

swaz sü dir beide raten,
liebe gemahel, das tü.«
hiemitte lachete er darzü,
wan er lügel sich versach,
das doch sider do geschach;
sus sprach er zü der guter.
der vatter und die müter
sprachent: »lieber herre,
ir hant uns vil verre
geliebet und geeret,
des en were niht wol bekeret,
wir entgelten's üch mit güte:
unser dohter ist ze müte,
daz sü den tot durch üch tol,
des gönne wir ir harte wol:

---

973. zü der guter, zu der guten Jungfrau, wohl der alte Dat. dero gutero, so sagt Hartmann. Manesse l. 179b »swer von der siner strebet,« von der seinen (sinero) Frau. Nibel. 9191. »von der miner hant.« Parcif. 6526. »an der triwenloser vart.« Tristan 10809. von ir linker hant« u. s. w. W. hat mit schlechten Flickreimen:

ir vater und ir muter ie
die sprachen beidesamt hie:
»strewen lieber herre.

976. vil verre, gar sehr. 1075. vergl. 1002. 1114.
978. bekeret, erwiedert, vergolten.
980. ze müte, Willens.
981. tol, leide, erleiden will.
983. erlauben wir ihr gern. s. 985. — Hierauf hat die W. noch zwei Verse:

wir haben sie darumbe herbracht,
si en hat sich kurze nicht bedacht.

es ist hiute der dirte tag,
daz sü uns alles ane-lag,
daz wir ir sin günden,
nu hat sü's an uns fünden;
nu laz ich got mit ir genesen,
wir wellent ir durch ich entwesen.«
do ime sin gemahel do gebot
für sinen siechtüm irn tot
unde man irn ernst ersach,
do wart do michel ungemach
und jemerliche geberde;
manige misliche beswerde
hüp sich do under in,
zwischent den herren und in drin.
ir vatter und ir müter, die

---

983. dirte, für drite, wie in plattd. Mundarten.
984. alles, gänzlich.
986. von uns erhalten.
987. mit ir, durch sie.
988. Wir wollen sie euch zu Liebe verlieren, entwesen s. Iwein 3182., wie oben an wesen 894.
989. gebot, anbet.
992. do — do, tum — ibi.
994. manige misliche, so viel als eins dieser Wörter allein, aber desto verstärkter.
995 under in steht wie im Hildebrandslied 2. untar heriun-tvem als epische Ausfüllung; vergl. 1033.
996. zwischent, vergl. 1329. Trej. Kr. 3486. — den, dem.
997. die ist ein schlechter Reim, doch vergl. Tristan 11018.

erhüben michel weinen hie,
des weinendens tet in michel not
umbe irs vil-lieben kindes tot.
nu begunde öch der herre
gedenken alſo verre
an des kindes truwe
und begreif in öch ein ruwe,
daz er ſere weinen began;
und zwifelte vaſte daran,
weder es beſſer getan
möhte ſin, eder verlan;
von vorhten weinde öch die magt,
ſü wende, er were daran verzagt.
ſüs waren ſü alle unfro,

---

998 — 1000. fehlen in W.

999. Vielleicht iſt weinendes zu leſen wie 1339. ſcheitendes vorkommt, was der von waz regierte Gen. iſt.

1004. begreif, Begriff, wie reit nicht: reitet, ſondern ritt heißt, beleip, blieb; ſchein, ſchien.

1005. W. abweichend und weiter gehend.
daz er ſie druckete an ſine bruſte;
daz er ſie niht en-kuſte,
das liez er durch ſine ſicherheit;
darnach begreif in ſuzez (? ſchweres?) leit
daz er zwifelen began —

1006. faſte, gänzlich.

1007. 1008. weder — oder, ob — oder, übrigens hier freiere Wortſtellung: ob es beſſer gethan oder gelaſſen ſeyn möchte; gerade ſo 873. 74.

1010. wende, wähnte.

sie gerten keines dankes de.
ze jungest da bedahte sich
ir herre der arme Heinrich
unde begunde sagen in
groze gnade allen drin
der triwen und des gûtes.
die maget wart riches mûtes,
daz ers gevolgete gerne
unt bereitete sich zû Galerne,
so er schiereste möhte.
swaz öch der megede dohte,
das wart vil schiere bereit:
schone phert und riche kleit,
die sie getrûg nie vor der zit,
hermin unde semit;
den besten zobel, den men vant,

1012. dank, ursprünglich Gedanken, Minne, das ist. munr Erinnerung scheint auch, wie diese und alle ähnliche Wörter namentlich fug nebenbei Freude (gratia und gratus) auszudrücken: sie waren alle zusammen unfreh, freuden. oder trostlos.

1016. dankſagen.
1018. richer mût, froher. vergl. 530.
1019. gevolgete es, bewilligte es.
1021. so schnell er konnte.
1022. was sie zur Reise bedurfte.

1024. Mſ liest schone, wollte man hierin die alte Form schonin, schonu, wiedersehen, so müßte sie eben doch häufiger vorkommen.

1025. nie vorher.

das was der megde gewant.
nu wer möhte wol gesagen
die herze-ruwe und das klagen
und ir müter grimes leit
und öch das vatters erbeit?
es en-were wol under in beiden
ein jemerliches scheiden,
do sü ir liebes kint von in
gefrümeten so gesundes hin,
niemer me ze sehende, in den tot;
wan daz in senftert ir not
die reine gottes güte,

1028. Hierauf hat die B. noch zwei Verse:
si schein so schone in schwacher wat,
daz si nu gar zu wunsche stat.
1029. Vielleicht besser: wol gesagen, aussagen. B. wollen sagen.
1030. Herzeleid.
1032. erbeit, harte Sorge, Kummer.
1033. 34. fehlen in B.
1033. en-were verneint hier so wenig als 754 enmüzze.
1036. gefrümeten, thaten, gaben. Frommen, transf. heißt ursprünglich thun, fördern, promovere (daher das nord. fram, vor): ein frommer, qui promovet, thätiger, guter. Einem frum sin, einem helfen. Nibel. 9318 het gefrumt erslagen, erschlagen lassen. Chlage 1384. Es kann auch in von sich frommen, die Idee von fremd liegen, etwas weggeben, entfremden, denn auch fremd kommt von fram. —
1037. niemer me ze sehende, um es nie wieder zu sehen. in den tot gehört zu hin.
1038. senftert, gesänftigt hätte; senftern auch

von der doch das gemüte
öch dem jungen kinde kam,
daz es den tot gerne nam.
es was an irn rat komen,
davon wart von irme herzen genemen
alle clage und swære,
wan es anders wunder were,
daz in ir herze niht zerbrach.
die liebe wart ir ungemach,
daz sü darnach dekeine not

Maneße II. 237b. das fenftert fin swere. Reinfr. v. Br. fol. 185a.

1040. gemüte, Muth, Entſchluß.

1042. an iren rat, ohne ihr Zuthun, ihren Rath; ſo Eneidt 12030. ich han es nit rat; binß nicht Willens.

1046. 47. So auch in einer Weimar. Hſ., ain ſpruch von zwain geſellen darin V. 70.

daz mir mein herz do nit zerbrach,
das was ein michel wunder
vor lieb und laid beſunder.

1048—50. V. hat:

zu liebe was in ungemach
und enhatten keiner ſlachte not
umb ires liben kindes tot

der Text iſt etwas dunkel. 1) Liebe muß hier ſo viel heißen, als was beliebt, quod libet, beſchloſſen iſt, Entſchluß, Wille (gerade wie Wille, Luſt, Freude — wofür Nibel. 9528 Liebe ſteht — und Muth, das isl. munr, Minne und mens). Dann aber leſe man mit der Vat. zu liebe wart ir (oder in) ungemach. Ihr Ungemach (Unruhe, Sorge,) war ja ihr eigener Wille geworden; oder auch umgekehrt,

1050. litten umbe ir's kindes tot.
sus für gegen Salerne
frölich unde gerne
die maget mit irm herren.
was möht ir nu gewerren,
1055. wan daz der weg so verre was,
daz sü so lange genas?

---

ihr eigener Wille gereichte ihnen zu Kummer, darum aber durften sie nicht klagen. 2) Oder bei der gewöhnlichen Bedeutung der Worte wäre dieses der Sinn: die Liebe (zu ihrem Herrn und dem frommen Entschluß ihrer Tochter) ward ihr Ungemach, ihr Leid, so daß sie keine Noth über ihres Kindes Tod empfanden.

1052. Pleonastisch wie sonst: michel und gros; vergl. 1194 fro unt gemeit.

1055. Das Ms. hat falsch waz das.

1056. Daß der Weg so lange dauerte und sie nicht eher für ihn sterben konnte. — Hierauf hat die V. noch folgende achtzehn Verse:

do er uf das velt quam vor die stat
got er innenclichen bat,
daz sin reise were bewant,
daz (? da) er ein so wit lant
hinter im muste lazen,
des bat er got uf der strazen:
oder mit deheinen uneren
ze lande müsten keren.
des antwort im die schone mait,
sie sprach: herre iz ist euch wol gesait,
swer lip hat unde gut,
der sol och haben steten mut
und sol got vor ögen han,
so en-kan im nimmer missegan.
nu tut iz noch, des volget mir,
lat ewer zwifeliche gir,

unde do er ſi vollebrachte
hin alſe er gedahte
und do er ſinen meiſter vant,
do wart ime zehant
vil frölich geſaget,
er hette braht eine maget,
die er in gewinnen hies;
darzů er in ſi ſehen lies.
das duhte in unglöiplich,
er ſprach: »kint, weder heſtu dich
dis willen ſelber bedaht,
oder biſtu uf die rede braht
von dette oder dins herren trů?«
die maget antwürtet' im alſo,
daz ſi dieſelbe rede

---

got gibt euch wider ewern geſunt;
ir gewinnet gutes vollen grunt.

1057. der ſi do brachte u. ſ. w.

1057. Da er ſie zu Ende des Wegs brachte. Wäre zu leſen: mit vollen brachte, wie Trej. Kr. 6666.

1060. ime, dem Meiſter. 1062. er, Heinrich. 1063. er, der Meiſter.

1063. gewinnen, erlangen zur Heilung. Erklärt man in, welches als der Accuſ. auf Heinrich geht, durch den Dat. ihm, wie es im Mſ. oft ſteht, ſo würde es ſich auf den Arzt beziehen.

1066 weder, hier blos die auf oder ſich beziehende Fragweiſe: an? num?, die wir jetzt ganz weglaſſen.

1067. dis willen, dieſes Entſchluſſes; über dis ſ. 1258.

von ir selbes herzen tête.
des nam in michel wunder
und fürte sü bisunder
1075. und beswür sü vil verre,
ob ir iht ir herre
die rede hette uz ertröt.
er sprach: »kint, dir ist not,
daz du dich beratest das,
1080. und sage dir rehte umbe was:
ob du den tot liden müst
unde das niht vil gerne tüst,
so ist din junger lip tot,
unde frowet uns leider nüt ein brot.
1085. nu en-hil mich dines willen niht,
ich sage, wie dir geschiht:
ich zühe dich uz, rehte blos,
unde wurt dine schame harte gros,
so du von schulden denne hast,
1090. und nacket vor mir stast,
ich binde dir bein unde arme;
obe dich din lip erbarme,
so bedenke disen smerzen:
ich snide dich zü dem herzen

1072. aus freiem Herzens-Willen.
1084. frowet, hilft, nüt ein brot, so Freidanc 933 nicht ein Brosamen. Iwein. 8556 niht ein halbes brot.
1087. W. — so stestu bloz.
1092. Dein Leben mag dich dauern, das hilft nichts.

und brich es lebende uzer dir.
frewelin, nu sage mir,
wie bin mût darumbe ste?
es en-geschach kinde also we
alse dir mûz von mir geschehen;
daz ich es tûn sol unde sehen,
do han ich michel angest zû.
nu gedenke selber euch darzû:
geriwet es dich eins hares breit,
so han ich min erbeit
unde du den lip verlorn." —
vil tiure wart sî aber beswornt,
sî erkante sich vil stete
daz sî sich es abe-tæte.
die maget lachende sprach:
(wan sî sich des wol versach,
ich hülfe des tages der tôt
uzer weltlicher net,)
„got lone ich, lieber herre,
daz ir mir alse verre

1095. uzzer, ist etwas stärker, wie uz, (so verhalten sich nach und nacher, ob und ober u. s. w.)
1106. aber, abermals.
1107. Sie erkannte sich viel zu standhaft. V.
daz sî sich erkente stete,
oder sich sîn abgetete.
1108 es, ejus, des Verhabens: daz: als daß.
1110—12. Denn sie versah sich dessen, glaubte, daß sie noch heute (des tages) sterben würde.
1110—1115. fehlen in Vat. 1109. lautet: des

hant die wærheit gesaget.
entruwen! ich bin ein teil verzaget,
mir ist zwifel beschehen;
ich wil ich rehte bejehen,
wie der zwifel ist getan,
den ich nu gewunnen han.
ich vorhte, daz unser erbeit
gar von iwerre zagheit
under wegen blibe:
iwer rede gezæme einem wibe,
ir sint eins hasen genoz
iwer angest ist ein teil ze groz
darumbe, daz ich sterben sol:
beswar! ir handelnt es nit wol
mit iwer grozen meisterschaft.
ich bin ein wip und han die kraft:
getürrent ir mich sniden,
ich getar es wol erliden.

---

antworte im die schone mait und daran schließt sich 1126: si sprach ich bin ein tuzel verzait.

1117. beschehen, geworden, entstanden.

1118. gestehen.

1125 eins hasen genoz, Hasengeselle, wie im Tristan 4518.

1128. beswar, das ist wahr, fürwahr s. Hartmanns Minnelieder. Maneße I. 179b. 183a. Tristan. 16602. Troj. Kr. 3441. Parcif. beis war 6087. 6718. Iwein 1763. best war. Wernh. Maria: be ist.

1130. Ob ich gleich nur ein Weib bin; Gegensatz zu dem schwachen Meister.

die engeſtliche erbeit,
die ir mir vor hant geſeit,
die han ich wol an ich vernemen,
zwar ich en-were her niht komen,
wan daz ich mich weſte
des mûtes alſo veſte,
daz ich es wol mag tulden.
mir iſt, bi iwern hulden,
die brôde varwe gar benomen
und ein mût alſo veſter komen,
daz ich alſo engeſtliche ſtan,
als ich ze tanze ſülle gan.
wande kein not ſo grez iſt,
die ſich in eins tages friſt

1133. Die Vat. hat ferner:
ir ſait mir vil von ſulcher not
und wenet des daz ich den tot
deſter verchtlicher lide,
da habet ir mir gelibet mite.
Hierauf folgen zehn Verſe, welche in unſerm Mſ. 1159 — 1168 ſtehen, deren Abweichungen dort angegeben ſind; darnach fähret die V. fort mit 1133.
und diſe miſſliche arebeit —
1140. bi iwern hulden, eine Betheurung.
1141. brôd, hier: bleich, blaß, krankhaft. V. blode verchte.
1144. Darauf hat die V. noch zwei Verſe:
ich bin mir ſelber alſo helt,
ich gebe min kumpfer umme gelt.
1145 — 1150 Eine ſolche Noth, die ſich in einem Tag endet, iſt nicht ſo greß, daß ich glauben ſollte, der eine Tag ſey nicht theuer verkauft fur das ewige Leben. — V. hat:

an mime lîbe geenden mag,
mich en·dunke, daz der eine tag
genûg tiure ſî gegeben
umbe daz ewige leben,
daz de niemer zergat;
ich en·mag, alſe min mût ſtat,
an mir niht gewerren.
getrûwent mime herren
ſine geſunde wider geben
und mir daz ewige leben:
durch got, daz tûnt in zît,
lont ſehen, welich meiſter ir ſît,
mich reiſſet vaſte darzû.

---

wie grôz daz min angeſt iſt,
der tet ſich in einer vriſt
an minem lîbe wol enden mac;
mich dunket daz der eine tac
nicht ze ture ſî gegeben
umbe daz ewige leben.

Hierauf fehlen in der W. 1151 — 1156. und ſie fährt gleich fort mit 1157. durch got endet iz inzît.

1152. alſe, ſo wie.

1153. an mir nichts hindern, im Wege ſtehen.

1154. getrûwent ſo viel als getarrent, audete.

1155. geſunde, fem. das alte geſundîde ſonſt der geſunt masc. vergl. 375. und 1499.

1159 — 1168. hat die W. eben, ſ. Anmerkung zu 133. Sodann fehlen 1169 — 1172. ganz und es ſchließt ſich an 1158. ſogleich unſer 1173.

1159 reißet mich dazu, zaudert nicht länger! W. nun reizet mich.

ich weiß wol, durch wen ich es tů:
in des namen es geschehen sol,
der erkennet dienst harte wol
und lat sin öch ungelonet niht.
ich weiß wol, daz er selber giht
swer grozen dienst leiste,
des len si öch der meiste:
deran so sol ich disen tot
han für ein süze not
nach sus gewissem lone;
liez ich die himel-krone,
so het ich alweren sin,
wan ich doch lihtes künnes bin.«
nu vernam er, daz sü were
gnůg unwandelbere,
unde fürte sü wider dan
hin zů dem siechen man,
und sprach zů irme herren:
»uns kan das niht gewerren,
iwer maget en-si vollen gůt;

1162. der erkennet starken dinst wol.
1169. nach ist hier: bei.
1172. lihtes künnes, hellen, freien Geistes; im Gegensatz zu albern 1171. kunn hier nicht so wohl Geschlecht, sondern Verstand, Geist. vergl. das isl. kunnr und Ihre v. kynne, indoles, ingenium. So sagt man auch: er ist kluger Art. vergl. Rother 2270.
1177. 1178. fehlen in W.
1178. das, nämlich der Gedanken, Zweifel, die

1180. nu hant frölichen müt,
ich mache üch schiere gesunt.
hin fürt er sü ze stunt
in sin heinlich gemach,
do es ir herre niht en-sach,
1185. unde besloz in vor der tür,
und warf einen rigel für;
er en-welte in niht sehen lan,
wie ir ende solte ergan.
in einer kémenaten,
1190. die er vil wol beraten
mit sinre arzenien vant,
er hiez die maget alzehant
abeziehen die cleit,
des was sü fro unde gemeit:
1195. sü zarte die cleider in der nat,
schiere stünt sü ane wat

Magd sey nicht vollkommen gut, d. h. es ist kein Tadel an ihr. Oder das niht so viel als nichts: nihil impedit, quominus sit optima, d. h. sie ist die allerbeste

1186. Riegel vorwerfen ist sehr passend, da obex von objicere kommt (vergl. Nibel. 2672). Bei Ennius subices pro subjectis.

1191. vant, hatte, besaß; so Nibel. 3195. vant, vornahm, vorhatte.

1194. Hierauf hat die V. zwei Verse mehr:
e er das wort vollen sprach,
iren busen sie uf brach.

1195. zarte, zerrte, riß in der Nath sie entzwei; aus Eile.

unde wart nacket und bles;
sů schamte sich niht eins hares gros
do sů der meister ane-sach,
in sime herzen er des jach,
daz schönre creatůre
al der welt were tůre.
gar sere erbarmete sů in,
daz ime das herze und der sin
vil nach was daran verzaget.
nu ersach die gůte maget
einen hohen tisch da stan,
do hies sů der meister uf gan,
daruf er sů vil vaste bant
und begunde nčmen in die hand
ein scharphes messer, das do lag,
des er zů solichen dingen pflag:
es was lang unde breit,
wan daz es so wol niht en-sneit,
als ime were liep gewčsen.
do sů niht solte genčsen
do erbarmete in ir not
und wolte ir sanfte tůn den tot.
nu lag dobi in-ein

1208. Darauf hat die V. zwei Verse weiter:
der sprunk was hoh und lank,
den die maget uf den tisch sprank.
1214. wan daz, nur daß.
1219. Ms. nu lag do bi in ein
ein harte gůt wezestein.

1220. ein harte gůt wetzestein,
do begunde ers ane strichen
harte müzeclichen,
dobi öch wetzen; das erhorte,
der ir fröide storte,
1225. der arme Heinrich hinfür,
do er stůnt vor der tür,

V. nu lag dabi ein
harte gůt wetzestein.

1) Da der Text so lang als möglich erhalten werden muß, so ist dobi verbunden und heißt: dabei, nahe, (vergl. Tristan. 12599 »ez si verre oder bi« und 13147. »bi und nahen,« in der V. kann es nicht anders seyn,) so wie in ein in der Bedeutung von zůsammen, zumal (vergl. Nibel. 543, wo in ein, schwerlich eum solum, in einen ist und das. 7442. Iwein 2096. Reynaert de Vos 1250. »al in een,« auf einmal. Tristan. 6657. vilwol inein, zumal, so 6599. 10813. Maneße II. 175. inein werden, übereinkommen. Chlage 2833.); ähnliche Adverbia sind enneben, enmitten, enowe. 2) Die natürlichste Verbesserung ist V. 1220. ein vor harte zu streichen, wozu ohnehin die V. berechtigt und wodurch die anstößige Wiederholung desselben Worts wegfällt. Dann heißt es »nu lag dobi, da bei ihnen oder ihm (wie in hier häufig für im steht) ein harte gůt wetzestein. Der holperiche Reim, welcher auf den Artikel kommt, findet sich gerade so in des Dichters Iwein 577. 78:

ob dem brunnen stet ein
harte zierlicher stein.

1222. harte müzeklichen, recht langsam, er nahm sich Muße.

1225. hinfür hier: vornen.

1226. Hierauf hat V. noch zwei Verse:

und erbarmete in vil sere,
daz er sü niemer mere
lebende selte gesehen.
nu begunde er sühin und sprehen,
unze daz er durch die want
ein lech gande vant
und ersach sü durch die schrunden
nacket unde gebunden.
ir lip der was vil minnenclich,
nu sach er sü an und sich
und gewan einen nuwen müt,
in duhte do das müt güt
des er do e gedahte,
und verkerte vil getrahte
sin altes gemüte
in eine nuwe güte.
nu er sü alse schöne sach,
wider sich selber er do sprach:
»du hast einen tumben gedank,

---

und gedacht an des kindes trewen
si begunde in sere rewen.
1233. schrunde, rima, Riß, Spalte.
1235—1242. fehlen in der B
1237. faßte einen neuen Entschluß. vergl. 1241. altes gemute. In Gemute liegt hier die Nebenidee von böse, wie Muth oft für animi aegritudo. Der Sinn ist: er veränderte den alten harten traurigen Entschluß, in einen neuen gutigen, seeligen, welches wieder durch güte (1242.) trefflich ausgedrückt wird.
1245. B. du hast einen alweren stanch,
din sin ist leider worden krank.
Darauf fehlen 1247—1250.

daz du sunder sinen dank
gerst zů lebende einen tag,
nider den nieman niht en·mag.
du en·weist öch rehte, was du tůst,
sit du binamene sterben můst,
daz du dis lesterliche leben,
das dir got hat gegeben,
nůr vil gewilleclichen treist
unde öch darzů en·weist,
ehe dich dis kindes tet ernert.
swaz dir got hat beschert,
das la dir alles geschehen:
ich en·wil dis kindes tot niht sehen!«
des bewag er sich zehant
und begunde bossen an der want,
er hiez sich lassen darin.
der meister sprach: »ich en·bin

1246. sunder sinen dank, ohne Gottes Willen.
1248. gegen den niemand sich auflehnen soll.
1251. lesterlich, schimpflich, schmählich. vergl. 115. 118. 383. 412. 456.
1256. beschert, zugeordnet von scharen, isl. skôra, ordinare.
1259. bewag sich, entschloß sich. 525.
1260. bossen, pochen, stoßen, pousser, pulsare. Nibel. 1959. 1963. und Oberlin. h. v. B. klopfen.
1261. hiez, rief, daß man ihn einlasse; so Parcif. 1251. wafen·heiz, Waffenruf, Geheiß. Tristan. 2798. sprach für: rief.
1262. ich habe keine Zeit dazu.

nu niht müzig darzů,
daz ich ůch iht uf tů.«
»nein, herre meister, gesprechent mich.« —
»herre, sprach er, jech en-mag ich,
beitent hie daz dis erge.« —
»nein, herre meister, gesprechent mich e.« —
»nu sagent mir's her dur die want.« —
»jech ist es nit also gewant.« —
zehant do liez er in dem,
do gie der arme Heinrich hin,
do er die maget gebunden sach,
zů dem meister er do sprach:
dis kint ist also wunnenclich,
zwar jech en-mag ich
sinen tot niht gesehen:
gotes wille müze an mir geschehen!
wir sůllen si wider uf lazen stan.
als ich mit ůch gedinget han,
das silber das wil ich ůch geben;
ir sůlt die magt lazen leben.«

1265. 1266. fehlen in der W.
1269. 1270. fehlen in der W.
1270. das geht nicht, die Sache ist nicht so beschaffen (gewant), daß man sie durch die Wand sagen kann.
1274. hierauf folgen vier Verse, in der W., welche bei uns erst 1279—82. stehen.
1281. silber. W. gut.
1282. Mf. wür, offenbar falsch, wie auch W. ir liest. Hierauf hat die W. noch folgende achtzehn Verse:

do die maget reht erſah,
daz ir zů ſterbende niht geſchah,
do was ir můt beſweret mitte:
ſů brach ir zuht und ir ſitte,
zů grime zart ſů ſich und röfte ſich;
ir geberde wart ſo jemerlich,
daz ſů nieman hette geſehen,
ime were ze weinende geſchehen.
vil bitterliche ſů ſchre:
»we mir vil armen und owe!

---

er ſprach: »herre, welt ir der trewe (vlegen)
daz ir euch der meide wellet erwegen,
liber herre, das tut,
ir wille der iſt gar gut
euch zu buzen ewer not,
darumbe můſte ſie ligen tot.«
der arme Heinrich do ſprach
»e (wil?) ich diz ungemach
dulden me, wan tuſent jar;
ich gewere euch, meiſter, vorwar,
daz ir mir niht weizzet, wan gut.«
er gewan ein vrolichen mut,
do er die mait ſelbe lazen leben.
ſuſt wart der lip ir gegeben,
daz ſie des todes niht enleit,
die bant der meiſter uffneit
und reichte ir die cleider,
da geſchach nie chinde leider.

1286. Darnach hat die B. noch zwei Verſe:
zu der bruſt ſie ſich ſluc,
ſie hatte leide genuc.

1287. zů grimme, merkwürdig für: im grimme.
B. ſie röfte und crazte ſich.
1290. er hätte weinen můſſen.

wie sol es mir nu gar ergan!
müs ich alsus verlorn han
die riche himel-krone,
die wære mir zů lone
gegeben umbe diſe not!
nu bin ich alreſt tot
awe! gewaltiger criſt,
was eren uns benemen iſt,
minem herren unde mir!
nu enbirt er und ich enbir
der eren, der uns waz gedaht;
ob diz wære vollebraht,
ſo wære mir der lip genesen
unde müst ich jemer selig wesen!«
ſus hat ſi genůg umbe den tot,
do wart ir nie dernach ſo not,
ſi verlůre gar ir bitte
nieman durch ſi do niht dětt.
do hůp ſi an sin schelten
ſi sprach: »ich müs engelten
mines herren zageheit.
mir hant die liute misse-seit,

1293. W. daz ich je wart geborn!
nu han ich alrest verlorn.
1300. eren, gen. pl.
1303 der (deren) uns was gedaht, die uns zugedacht waren.
1309. ſi verlůre, sie thäte umsonst ihre Bitte.
1310. durch ſi, ihrentwegen.
1314. misse-seit, falsch gesagt, gelogen.

1315. das han ich selber wol irsehen,
ich horte je die liute jehen,
ir wirent biderbe und gilt
unde hettent vesten mannes mût,
so helfe mir got! sû hant gelogen,
1320. die welt was je an ûch betrogen,
ir warent je alle unwer tage
und sint ôch noch ein welt-zage.
das nim ich wol dobi war,
das ich doch liden getar,
1325. das en-getürrent ir niht tulden.
herre, von welhen schulden
erschrakent ir, do men mich bant?
es was doch ein bike want
enzwischent uch und mir.
1330. herre min, getürrent ir
einen frömden tot niht vertragen?

1319. Mf falsch: sû helfe B das weiz got wol.
1322. welt zage, großer Zage. vergl 39b welttore. Welt in Zusammensetzungen vermehrt den Sinn: wie Leut, Diet. Wir würden sagen Allerwelts-Feiger. vergl. Eneidt. 495b.
1323. 1324. Dafür hat B. vier andere:
daz im eines kindes tot
hulfe uz aller slachte not,
daz im ane sunde were
und ane laszerdere.
1324. vielleicht: swaz ich deh.
1325. B. das en-traut er niht verdulden.
1326. von welhen schulden, warum, aus welcher Ursache.

ich wil üch geheiſſen und ſagen,
daz üch nieman nüt en-tüt:
und iſt üch nütze und güt.«
1335. ſwie vil ſi flüche und bet
und öch ſcheltens getet,
das en-möhte ir nüt frum weſen,
ſi müſte je doch genéſen.
ſwaz do ſcheltendes ergie,
1340. der arme Heinrich es enphie,
alſ ein fromer ritter ſöl,

1332. Verheißen und verſprechen. V. getreulichen jehen.

1333. das ſenſt keiner thut und euch rettet, (und ihr wollt es nicht annehmen). Oder: daß euch niemand darum ſtrafen wird.

1334. Darauf hat die V. folgende zwölf Verſe:
ob ir iz durch ewer treuwe lat,
das iſt ein alſo ſwacher rat,
das euch got niht danken wil,
der treuwen, der iſt gar zu vil
und mines herzen fere;
irn durfet nimmer mere
mir noch anders nieman clagen.
ich wil iz euch werlichen ſagen,
verſprechet ir das arzet-buch,
das weiz got wol, ich en-ruch,
wie lange euch got den lip quelt,
nu ir mir niht volgen wölt.«

1335 — 1338. fehlen in der V. und könnten auch wohl entbehrt werden.

1335. flüchen im edlern Sinn: verwünſchen.

1337. frum weſen, frommen, helfen. V. 1036.

tugentlichen unde wol,
dem schönre zühte niht gebrast.
und do der gnadelose gast
1345. sine maget wider kleite
und den arzat bereite,
als er gedinget hatte,
do für er gar getrate
wider hein ze lande,
1350. wiewol er do erkande,
daz er doheime fünde
mit gemeinen münde
niwent laster und spot;
das liez er liuterlich an got.
1355. nu hette sich die güte magt
se verweinet und verclagt

1342. Vielleicht vor 1341. zu setzen, wie in der V., welche liest: gedulticlichen und wol. Doch hat die alte Poesie mehr Freiheit in der Wortstellung. vergl. 1224. 25. und 1499. 1500.

1343. schönre, gen. s.

1344 gnadelos, unselig, traurig, der ohne Glück ist. Vergl. Gott Amur 1159. — gast heißt hier Heinrich, weil er ein Fremdling und nach Italien ins Elend gepilgert war.

1346. bereiten, bezahlen, parare pecuniam. Oranse II. 116. »bereites gelt.« »Bereite Gelder,« sagt man noch.

1352. gemeinen für gemeinem. Aus aller Mund.

1353. niwan, nichts als.

1354. Das stellte er mit lauterer Gesinnung Gott anheim. Nibel. 655.

vil nahe hin unz an den tot.
do erkande ir trúwe und ir not
cordis speculator,
vor dem dekeines herzen tor
fürnames mút beſtoſſen iſt,
ſit er durch ſinen ſúzen liſt
an in beiden des gerúchte,
daz er ſú ſo verſúhte,
reht alſo völleclichen
ſam Jobe den richen.
do erzóigete der heilige criſt
wie liep ime trúwe und erbermde iſt,
und ſchiet ſú do beide
von allen irme leide
und mahte in do ze ſtunt
reine und wol geſunt.
alſus beſſerte ſich
der gúte herre Heinrich,
daz er uffe ſinen wege
von unſers herren gottes pflege
harte ſchene werden was,
do er vil gar genas
und was, alſe vor zwenzig jaren.

1359. der Herz und Nieren prüft, Herzenskündiger.
1361. fürnames, beſtärkendes Adverb. ſ. 1250, und Iwein 5363.
1363—65. ſie beide zu verſuchen beſchloß.
1370—1374. fehlen in der W.
1375. ſinem für ſinem.
1377. ſchone, friſch, rein vom Ausſatz. vgl. 1346.

1380. do sù sus erfrewet waren,
do entbet ers heim ze lande,
den, die er erkande
der selben unde der güte,
daz sù in irme gemüte
1385. sines gelükes werent fro.
von schulden müsten sù do
von den gnaden frøide han,
die got hatte an ime getan.
sine frùnt die besten,
1390. die sine kunst westen,
die ritten unde giengen,
durch daz sù in enphiengen

1380 — 1388. Dafür hat V. folgende Abweichung:
do die zeichen waren geschen,
als wir ditz buch horen jehen,
da die warheit stet geschriben,
izn wart niht lenger verswigen,
iz wurden lant-mere,
daz genesen were
der gute herre Heinrich,
des vreweten alle die leute sich;
iz en-neme denne eteswen der nit
der sider Adames zit
in der werlde nie gelac
noch geleit biz an den sunes tac.
1382. quos cognoverat esse ejus bonitatis.
1384. in irme gemüte, innerlich, von Herzen; die seelenfroh waren.
1386. Von Rechts wegen.
1387. von, an, um, wegen.
1388. Ms. hat an ime —
1392. durch daz, auf daß, damit.

gegen ime wol drie tage.
sú en-geloubeten niemans sage,
danne ir selbes ögen:
sú kusent die gottes-tögen
an sime schönen libe.
dem meiger und sinen wibe,
den wag men wol gelöben,
man welle sú danne rehtes röben,
daz sú do heime niht beliben.
sú ist jemer ungeschriben,
die fröide, die sú hatten;
wan sú got hette beraten
mit lieber ögenweide,
die gabent in do beide

1393. gegen ime, entgegen, gehört zu giengen. 1391.

1395. sie wollten nicht glauben, bis sie mit Augen gesehen.

1396. sie sahen (kusent impf. von kiesen) Gottes Wunder, Geheimnisse.

1400. Man that ihnen sonst Unrecht an. Oder: sie hatten vor Allen das Recht ihm entgegen zu gehen.

1402. 1403. Die heutige Sprache meidet diese Verdoppelung des Pronem., worin aber etwas lebendiges liegt.

1404. beraten, versorgt, wohlberathen.

1405. A. wo der eine Reim fehlt und die überhaupt verworren ist:

daz gesunt waren bede
ir techter und ir herre.
do sie dar solten gahen
do sie sie musten enphahen.

ir tehter und ir herre.
es en-wart nie fröide merre
dan in beiden was geschehen,
de sú hatten gesehen,
daz sú gesunt waren.
sú en-wusten, wie sú gebaren:
ir grüs war spehe undersnitten
mit vil selzehen sitten;
ir herze-liebe wart also gros,
daz in das lachen begos

1408. merre, adv. me, mehr, isl. meirr. Vergl. 427. Steht für merer, wie irre für irer.

1411. gesunt, hier: am Leben.

1412. Sie wußten nicht, wie sie sich gebehrden sollten.

1413. spehe undersnitten, gemischt. Vergl. Manesse I. 34a. und Tristan. 9555. »sus war ir wille und ir mut undersniten ubel unde gut.« Die Redensart ist von bunten Kleidern genommen.

1414. vielleicht selzenen zu lesen nach 185. und wie auch die W. hat. Nibel. 372. seltsán, Iwein 7156. seltsin, jetzt seltsam und auch Chlage 3756. seltsám; in diesem Wortwechseln und m von lange her.

1416. lachen (die W. hat dasselbe). Zwei ganz verschiedene Bedeutungen des Worts geben beide Sinn. Erklärt man es durch Lachen (gl. florent. hemit-lahhen), so heißt es: die Thränen fielen ihnen auf das Kleid herab; wie im Oranse Il. 77b. »ir (der Zähren) vallen im uf die were klank.« Dagegen durch Lachen (risus) wäre es ein kühnes Gleichniß: der Augen-Regen (vergl. 478. und Titurel 1551. und Parcif. 5690. »lihter ögen herzen-regen) fiel über ihren lachenden Mund, Freude und Leid hatte sich wunder-

der regen von den ôgen:
die rede ist ane lögen,
sî kusten irre dehter munt
1420. etewas me dan dri stunt.
de enphiengen sî die Swabe
mit löbelicher gabe,
das was ir gewilleclicher grüs.
got weiz wol, den Swaben müs
1425. jegelich biderman jehen,
der sî doheime hat gesehen,
daz bessers wille nie en-wart,
als ime an sinre heinvart
sin lant-lût enphienge;

---

lich gemischt. Diese Erklärung, welche den schönsten Sinn gewährt, ist auch darum vorzuziehen, weil er in jenen Worten im Parc. »weinende Augen haben lachenden Mund« (vergl. 8101.) liegt und gerade das spehe undersnitten vorangeht, sie lachten und weinten durcheinander.

1420. etewas me, viel mehr, ist nicht schwächend, sondern stärkend, wie das isl. halfo meirr. — W michel me.

1423. freundlicher, herzlicher Gruß.

1426. ein wunderlicher Zusatz, der in der Vat. fehlt. Sollte die Sage von ihnen schon damals außer ihrem Land von ihnen gegolten haben?

1427. wille, Wohlwollen, dargebotene Zuneigung. bessers, eines bessern.

1428. heinfart, Heimfahrt.

1429. sin lant-lût (Ms. falsch: lûte) sing. und neutr. (Wie in Wernhers Maria S. 38. Josaphat fol. 83a. Reinfr. von Br. f. 1260 Fragm. vom Wige-

1430. und wie es darnach ergienge
was mag ich daven ſprechen me?
wan er wart richer vil dan e
des gütes und der eren;
das begunde er alles keren
1435 ſtëtecliche hin ze gotte
und wartete ſime gebotte
baz, dan er e tëte:
des iſt ſin ere ſtëte.
der meiger und die meigerin,
1440. die hettent öch vil wol umbe in
verdienet ere und güt,
öch het er niht ſo valſchen mût,
ſü hettens harte wol bewant:
er gap in ze eigin das lant,
1445. das breite gerüte,
die erde und die lüte,
do er do ſiecher uſſe lag.

---

lais 91.) — ime empfienge, ihm darbet, ein merkwurdiges Beiſpiel von dem ganz nord. Gebrauch des Verbums fóck honum (gab ihm), wo nicht ſtatt ime zu leſen iſt: in und empfangen in der üblichen Bedeutung, wie auch die V. hat: ſie (die Schwaben) in empfiengen.

1442. er erkannte es.

1443. bewant, darnach gemacht.

1445. bereit, bearbeitet. Gerade ſo Iwein 397. vergl. 3275. gerüte, bauland. S. Parc. 3484. buwen und rüten. Wittbecke. 42. bereitü eigen (Habe). Rother. breite erde. Eneidt. breites feld 7335. 7344.

1447. Mſ. hat falſch: ſicher. V. das richtige.

ſinre gemaheln er do pflag
mit güte unde mit gemache
und mit aller ſlahte ſache
alſe ſinre frowen oder das,
das reht gebot ime das.
nu begunden in die miſen
raten unde priſen
umb ehlichen hirat,
ungeſament was der rat.
er ſeite in do ſinen mût,
er wolte, duht es ſü gût,
nach ſinen fründen ſenden
und die rede mit in enden,
ſwa ſü es ime rieten.
bitten unde gebieten
hies er allenthalben dar,
die ſines wertes nëmen war.

1454. raten unde priſen, angehen, bitten.

1455. hirat, Heirath; alte Form, die dem angelſ. hired, Familie ſehr nahe kommt; heirathen heißt urſprünglich auch: eine Familie errichten, Hausvater werden, ſ. 1475.

1461—64. fehlen in W.

1462. bitten und gebieten, häufige Formel, die oft blos tautologiſch ſteht, wie 461.; eigentlicher aber wird bitten bei denen gebraucht, die mußten gebeten, gebieten, welchen konnte befohlen werden. Die entſprechende Redensart 1466, beide Magd und Mann erläutert das genau, jene werden gebeten, dieſen geboten. S. oben 641.

1464. die ihm gehorchten.

1465. do er sú alle dar gewan,
beide mage unde man,
do tet er in die rede kunt.
nu sprach ein gemeinre munt,
es wære reht unde zit.
1470. hie hůp sich ein michel strit
an dem rate under in:
dirre riet her, der ander riet hin,
als je die liute taten,
do sú do solten raten.
1475. dô ir rat was so mislich,
do sprach der arme Heinrich:
»uch herren ist allen wol kunt,
daz ich vor kurzer stunt
was vil ungeneme,
1480. den liuten widerzeme:
nu en-schûhet mich weder man noch wip,
mir hat gegeben gesunden lip

1468. gemeinre für gemeiner. Sie sprachen einstimmig. s. 1352. Tristan. 16436. des willen gemein (einig). Nibel. 885. mit gemeinem rate.

1474. Hierauf folgen im Ms. noch zwei Verse:
umb eichen hirat,
ungesamnet was der rat.
Ohne Zweifel sind sie von oben 1455. 56. herunter gerathen und hier unschicklich, darum sind sie gestrichen, wie sie auch in der W. fehlen.

1481. Vergl. 3111. 12.

1483. en-schûhet mich, scheut, flieht mich niemand mehr.

unſers herren gebot.
nu raten mir alle durch got:
von dem ich die gnade han,
die mir got hat getan,
daz ich geſunt worden bin,
wie ich's verſchulde wider in?«
ſi ſprachent: »nement einen můt,
daz ime lip unde gůt
jemer undertenig ſi.«
ſin trut gemahel ſtůnt dabi,
die er vil gůtlich ane-ſach,
er umbevieng ſi unde ſprach:
uch herren, iſt allen wol geſagt,
daz ich von dirre gůten magt
minen geſunt wider han.
die ir hie ſehent bi mir ſtan,
nu iſt ſi fri, alſe ich do bin,
nu ratet mir das herze min,
daz ich ſi ze wibe neme.
got gebe, daz es mir gezeme,

1487. von dem, geht auf in 1488. Er ſagt: wie vergelte ich dem, der mir zu der Gnade, die Gott an mir gethan, verholfen; er meint nämlich die treue Jungfrau.

1491. můt, Entſchluß, ſo Nibel. 1037. reiſemůt. Noch jetzt, einen Muth zu etwas faſſen.

1499. frei kann heißen: Freigeborne, wiewohl ihr Vater ein Dienſtmann war, wird er gleich anfangs 269. ein freier human genannt, oder: ledig, unverheirathet.

ſo wil ich ſù ze wibe han!
zwar, mag das nùt ergan,
ſo wil ich ſterben ane wip,
wan ich ere unde lip
han von iren ſchulden.
bi unſers herren hulden
wil ich ùch bitten alle,
daz es ùch wol gevalle.
nu ſprechent ſù alle geliche,
bede arm und riche,
es wer ein michel fùge.
do warent phaffen genùge,
die gaben ſù ime ze wibe. —
nach ſùzem lang-libe,

1504. zwar, gewißlich.

1514. do, unter den Magen und Mannen, die er eingeladen.

1515. V. ausführlicher und abweichend in der Sage:
die gaben ſie im zu einer elichen kone,
nach wertlicher wone,
wolden (ſtrebten) ſie beide niht;
zweier engel zuverſicht
ſchein an in beiden,
do ſie ſich muſten ſcheiden.
er hette ſie wol beſchlafen
nach wertlichem ſchaffen (Leben).
vor got er ſichs getroſte,
er tet ſich in ein kloſter
und bevalch ſich (ſie?) der vrien
gotes muter ſente Marien
dabie in einen tum,
wie moht er jemer daz getun!

do beſazen ſú geliche
das ewige riche.
alſe müze uns allen
zú jungeſt gevallen
der lon, den ſú do namen:
des helfe uns got! amen.

Nun folgt 1517.
. da verdienten ſie beide geliche
das vrone himelriche. —

1518. lang-libe, langes Leben. vergl. 712. lange leben. Chlage 2004. ze libem lanch-libe.

1519. Mſ. es uns, iſt aber geſtrichen, damit gevallen ſich auf lon bezieht. V. auch:
das hon muz uns allen
zu jungeſt gevallen.

1520. gevallen, fallen, zufallen.

1521. Mſ. falſch: den lon.

I.

Aeußeres: Verfaſſer, Quelle, Zeit, Handſchriften.

Hartmann, ein Ritter aber Dienſtmann (miniſterialis) der Herrn von Aue lebte in Schwaben und Franken, [1] welche beiden Länder ſchon aus Nähe und zu-

---

[1] Wernher Schenk, Wilhelm Schenk in der Awe und Reichhart von der Awe kommen in Rixners Turnierbuch f. CXXXI. a u. b und CXXX. aa, in dem im J. 1165 zu Zürich gehaltenen 20n Turnier vor. Im J. 1681 ward dieſes alte Geſchlecht in den Freiherrnſtand erhoben. Eine Linie ſtarb 1720 aus, deren Lehenſtücke an den Schwiegerſohn des letzten Freiherrn von Ow, den Grafen Ferdinand Anton von Attems im J. 1731. kamen.

Maders reichsritterſchaftl. Magaz. XII. 574—6bo, wo ſämmtliche Lehenſtücke verzeichnet ſind.

Das Stammſchloß Au oder Ow, nahe bei Herb, hat nachgehends Hans Lieſch, Hornau genannt, und davon den Namen angenommen. Bürgermeiſter thesaur. jur. equ. I. 293.

Es gab Herrn von Ow zu Velldorf, Neuenhaus und Hürlingen. Bürgermeiſter l. c. 331 332. führt eine Menge von ihnen ehedem im Kanton Neckar Schwarzwald beſeſſener Güter an.

mal seit den Hohenstaufen in genauer Verbindung standen. Welche Herrschaft Aue in Schwaben damit gemeint sey, läßt sich schwerlich bestimmen, denn es gab nicht blos da, sondern auch anderwärts mehrere Striche dieses Namens. In Thüringen, unweit des Harzes, liegt die goldne Aue, [1] aber in Schwaben besonders viele: Die Reichenau, (augia dives) Burgau, Ortenau, Weißenau, (augia candida) Rheinau. Lirer in s. schwäb. Chron. nennt auch eine bloße Auw und noch heutiges Tages liegt in Oberschwaben ein Ort dieses Namens am Bregenz. [2] Spangenberg im Adelsp.

Bucelin hat den Stammbaum unter den ältesten auf den Turnieren vorkommenden Familien, und Schannat, Ludewig, Gropp u. a. erwähnen deren häufig.

[1] Au, Auwe, Ouwe, lat. augia ist Wasser, Fluß und Insel, gerade was y und ey, die bald den Fluß, bald das umflossene Land aussagen. Auch ist die Verwandtschaft von eaue, Wasser zu bemerken und daß Festus schon v. pagi anführt: pagi dicti a fontibus, aquae lingua dorica παγαι, nämlich im gemein griech. ist πηγη, ein Brunnen. Im latein werden pagani den montanis entgegengesetzt. Da nun von pagus das franz pays (Land) kommt, so wird an diesen Beispielen die ursprüngliche Gemeinschaft der Wörter Wasser und Land (Erde) bewiesen, wie denn auch γαια oder αια (Erde) genau unser Au und Gau sind.

[2] Daß der häufige Gebrauch des Ausdrucks in Schwaben recht eigenthümlich war, beweißt eine Stelle Fischarts im Gargantua 174a „fügten sich auf

II. 329b. 331a unterscheidet die Awer von den Awern zu Herrnkirch. Hartmann, nachdem er seinen geliebten Herrn verloren, dessen Verlust er gar beklagt, * nahm das Kreuz und ging nach dem heil. Land, wahrscheinlich um das Jahr 1228. zur Zeit des Zugs Friedrich II. Nimmt man dies an und daß er seinen geliebten Herrn preisen und erheben wollen, indem er die vorgefundene alte Sage auf dessen eigenen Stamm schob, so muß das Gedicht vom armen Heinrich vor 1228 gedichtet worden seyn, was auch sonst alles für sich hat. Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg gedenken Hartmanns als eines gleichlebenden berühmten Sängers; sein leider verlornes und berühmtestes Werk Erek und Enite muß früher als Eschenbachs Parcifal gedichtet worden seyn, worin mehrere Anspielungen darauf vorkommen. * Der Iwein hat sich in mehreren Abschriften erhalten und ist gedruckt; den Gregor vom Steine, eine reiche, lebendige Fabel will Görres aus der vatikanischen nächstens herausgeben. Auf eine sonderbare Weise findet sich der Eingang unseres Gedichts vom armen Heinrich mit

---

das grün bruch, oder auf die schweizer mat, die reinisch wiesen und die schwäbisch au.« cf. Althamer commentaria German. 144.

* Minnelieder I. 179a.
mich hat beswæret mines herren tot
180b. sit mich der tot beroubet hat des herren min
183b. lebte min her, Salatin und al sin her
die enbrehten mich von Franken nimer einen fûs.

* Eine scherzende V. 4264 — 77.

der nämlichen Wendung und fast denselben Worten zu Anfang des Iwein wiederholt; welches vielleicht einem späteren Zudichter, vielleicht dem Verfasser selbst zuzuschreiben ist, und sich in allen bisher bekannten Abschriften beider Werke findet.

Sowohl Erec als Iwain sind romanischen Vordichtern nachgearbeitet, Gregorius vermuthlich der lateinischen Legende, indem altfranzösische Dichtungen nicht davon bekannt sind, wohl aber eine altenglische Scotts Tristrem 3. ed. p. CVIII. CIX. Dem armen Heinrich liegt auf keinen Fall ausheimische Quelle zu Grunde, und die ganze Sage ist sonst nirgends nachzuweisen. Hartmann bezieht sich gleich zu Anfang V. 6. 16. auf eine Rede, die er geschrieben vorgefunden, welches eine von irgend einem Klostermönch lateinisch niedergesetzte schwäbische Landsage seyn kann; denn der ganze Anstrich der Geschichte ist deutsch und einfach und keine fremde Zuthat zu spüren. Der treuherzige Empfang, den die Schwaben dem geliebten, heil zurückkehrenden Herrn gethan, wird 1421 — 29. lebhaft geschildert. Möglich, daß sich aus schwäbischen Zeitbüchern der Sache noch einmal auf die Spur kommen läßt. Gleichzeitig mit dem Dichter, oder kurz vor ihn fiel die erzählte Begebenheit gewiß nicht, denn sie liegt ihm schon völlig in sagenmäßiger Ferne und es würden sonst viele nähere Bestimmungen, der Namen der Eltern und Jungfrau, die Umstände der Reise aus Schwaben nach Frankreich und Italien, nicht gefehlt haben. Auch braucht es kaum erinnert

zu werden, daß selbst jene Thatsache, sie mag in das 12. oder 11. Jahrhundert fallen, nicht gerade wie das Gedicht erzählt, vorgegangen sey, sondern nur den Stamm abgegeben habe, aus dem das epische Laub hervorgewachsen. Demungeachtet treten alle mythischen Triebfedern sehr zurück, welches der Geschlossenheit und Einfachheit des Ganzen wohl thut, wie denn überhaupt jeder einräumen wird, daß die Erzählung durch weg so gründlich gehalten und geführt, und jedes Einzelne so musterhaft gefügt ist, wie sonst nirgends bei einem Meister der Zeit. Dadurch wird unsere Dichtung von der einseitigen Weise derselben, welche das frische Leben der Sage durch an sich noch so geschmückte Stellen und Gedanken unterbricht, erhoben und sie stellt die tugendhafte Handlung, die sie erzählt, zu einer so vollkommenen ungestörten Entwicklung anschaulich dar, daß ihr gar nichts fehlt, abgeht, noch überfließt und sie ein eben gestrichenes Maas von Rede und Sache zeigt. Diesen innern spiegelgleichen Wachsthum des Lebens und vollen Schritt der Begebenheit zu treffen, ist außer der Volkspoesie, die darin lebt und webt, nur den größten Dichtern aller Zeiten gegeben; mit ihren reinen Händen können sie (wie nach einer indischen Sage unschuldige Seelen) das Wasser zu Kugeln ballen, welches andere um es zu tragen in irdische Gefäße schütten müssen. Bei diesem Vortheil muß auch der günstige Umstand erwägt werden, daß unser Dichter einer deutschen, bescheidenen einfachen Sage folgte, während

er sonst und fast alle seine Mitmeister fremde, zwar reichere und buntere Stoffe angenommen hatten, in denen längst der erste Guß zerbrochen war.

In dieser Betrachtung ertheilen wir diesem kleineren Werk unseres Dichters das größte Lob, das nur irgend einem Gedichte aus seiner Zeit zukommen kann und wüßten dies nicht besser auszudrücken, als in dem wir auf es die Worte anwenden, welche Gottfried von Straßburg dem Hartmann von Aue insgemein ertheilt: »beides außen und innen durchfärbt und durchziert er das Werk mit Worten und Sinnen, und weiß der Geschichte rechte und wahre Meinung in einander zu fügen; * rein und lauter sind seine Cristallwörtelein und werden es immer bleiben. Seine Sprüche sind klar gewaschen, eben und schlicht geht seine Rede, sie tritt sinnig zu dem Leser und schmiegt sich ihm so nahe an, daß sie jedem Herzen gefallen und lieb seyn muß.«

Die eigene und besondere Gabe des Dichters wirkt dazu freilich das Ihre mit, und auch durch seinen Iwein bricht unverkennbar eine gewisse Milde und Geschlossenheit durch, die wir weder im Tristan noch weniger im Parcifal wahrnehmen. Im Tristan fließt die Rede sanft wie im Iwein, aber noch lieblicher, anmuthiger, manchmal bis ins spielende; der Parcifal ist herber und schwerer, als beide, aber kühner und prächtiger. In allen dreien Werken treten uns die Ei-

* vieren, quadriren, ein Maurerausdruck.

genthümlichkeiten der drei größten altdeutschen Dichter ihrer Zeit auf das deutlichste vor Augen, Gottfrieds, Hartmanns und Wolframs. Das Gedicht vom armen Heinrich ist zu klein, um sich diesen zur Seite zu stellen, steht aber an innerer Gediegenheit zu aller oberst.

Der bisherige Abdruck war lediglich aus der straßburger Handschrift besorgt, und genauer, als andere Werke der Müllerschen Sammlung; dennoch nicht fehlerfrei. Wir haben das Ms., welches in den letzten stürmischen Zeiten abhanden gekommen war, aber von der Stadt Straßburg jetzt wieder aufgekauft worden ist, an Ort und Stelle sorgfältigst verglichen. [1] Von der vatikan. H. S. [2] hat uns Glöckle Abschrift verfertigt. In der Vergleichung zeigte sich alsbald eine solche Verschiedenheit beider Handschriften, als wohl bei nie still stehenden Volksliedern, kaum aber an den Werken unserer Meistersänger des dreizehnten Jahrhunderts vorkommen kann, also schien eine fremde Hand nachgearbeitet und das Gedicht übertüncht zu haben und es wäre, beide Handschriften zusammenzuwerfen und aus ihrer Mitte herauszulesen, das allerumrathsamste Verfahren gewesen.

Man darf in ähnlichen Fällen schon von selbst der älteren, dem Meister näher liegenden Handschrift je-

[1] Sie wird schlechthin durch Ms. in den Anmerkungen zum Text bezeichnet.
[2] Nr. 391. fol. 249.

desmal den Werth vor der spätern zusprechen, welche eine sich klüger dünkende Ausbesserung spätrer Dichter, oder wenigstens kleine Abänderungen enthält, die sich die Schreiber gestatten. Diesmal ist die straßburger H. S. ohne Zweifel um einige Jahrzehnde älter und in ihr erscheint Hartmanns Arbeit reiner und treuursprünglicher, während die ehmals heidelberger, jetzt römische durch eine merkbare Unflüßigkeit ihres Textes allein schon, noch mehr durch häufige Spuren von Einschiebungen eine Ueberdichtung verräth. Jene hat daher um so nothwendiger unsern Text gebildet, diese mit ihren hauptsächlichsten Abweichungen ist in die Anmerkungen unten gewiesen worden. Als ein merkwürdiges Beispiel, wie die Nachdichter sich an dem Eigenthum groſser und berühmter Vorgänger Freiheiten erlaubten, verdiente sie immer diesen Raum; auch ist sie, von einigen Mißverständnissen der ursprünglichen Meinung abgesehen, weder unfein noch schlecht zu nennen, deshalben wahrscheinlich noch im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts selbst vorgenommen worden. Die eingeschobenen Zeilen könnten manchmal, wo sie an sich zart und schön gedacht sind, für wirklich ausgefallene gehalten werden, oder doch für wohlgefällig ergänzte gelten; bei einer genauern Betrachtung spürt man aber wieder eine gewisse Unschicklichkeit zu dem Ganzen, wie es mit den Zusätzen eines andern zu einem in seiner Art vollkommenen Gedicht immer der Fall seyn wird. Es sind gleichsam ein Paar Tropfen be-

reiteter Wohlgerüche, eingegossen in den, aus dem reinen klaren Felsenbrunnen geschöpften Becher. Während auf der einen Seite beträchtliche Stücke eingefügt, sind im Gegentheil andere ausgelassen, so daß die Vatik. nicht einmal so viel und nur 1512 Verse hat; ferner sind andere blos versetzt, so doch, daß auch hierin die Absicht des späteren Dichters auf weitere Verzierung des Werks zu liegen scheint. Am merkwürdigsten ist ohne Zweifel der in der Sache abweichende Schluß indem Heinrich und die Jungfrau, wie es scheint, erst nach einer glücklichen Ehe, zuletzt noch in ein Kloster gehen. Eigenmächtig hat der Ueberarbeiter dies nicht verändert, vielmehr blickt hier eine geistliche Wendung der Sage durch; daß diese vorhanden war, läßt sich theils aus der verwandten Legende von den beiden Freunden schließen, theils auch liegt sie in der Sage selbst, indem Gott in einem unerwarteten Wunder sich offenbart und es wäre noch die Frage, ob diese Richtung nicht die ursprünglichere war. Nach ihr ist es durchaus begründet, daß der, an welchem die Schranke des Irdischen durchbrochen worden, dieser Welt abgestorben ist, nun nicht in ihre Lust und ihren Schmerz zurückkehren kann, sondern, wo er nicht alsbald seelig hinstirbt, ein einsames, Gott geweihtes Leben führt. So begiebt sich Iphigenie, so bald sie vom Opfertod gerettet wird, in den Priesterstand; Peter und Magelone gehen ins Kloster, wie Orendel und Frau Breide nach ausgestandenen Prüfungen, die sie gereinigt haben. Ja, in der Sage

von Amilion und Amelion wenden sich sogar die Eltern, nachdem ihre wirklich getödteten Kinder durch ein Wunder Gottes wieder lebendig geworden, zu einem keuschen, enthaltsamen Klosterleben. Ungeschickt hat freilich der Ueberarbeiter den Schluß des Märchens, das allzeit mit voller irdischer Freude endigt, und der Legende, die sich davon abwendet, verbunden.

Eine dritte neuerlich zu Colocza in Ungarn aufgefundene Handschrift * noch benutzen zu können, haben wir vergeblich gewartet. Die schwerlich der straßburger Hs. gegenüber bedeutende Abweichungen derselben werden wir anderswo nachtragen.

Wir haben bei der Sorge für die reine Erhaltung der Urschrift nach der straßburger Handschrift auch die Schreibung nicht verändern wollen, worüber folgendes im Allgemeinen vorangehen muß. Leicht giebt man zu, daß sich die Mannigfaltigkeit der Mundarten zu einander verhalte, wie in einem weitern Kreise der Sprachen selbst. Hier sind so zu sagen Verstämmungen und Verästungen wie dort Verzweigungen,

* Schlegels Museum IV. 415. Nr. 125. Alle dreimal steht das Gedicht in einer Sammlung solcher kleinern. — Der gelehrte Ungar Kovachich, auf Reisen begriffen, hat zu spät geantwortet, daß er nach erfolgter Rückkehr aufs Freundlichste helfen wolle, jetzt aber kein anderer das Geschäft übernehmen könne, indem selbst eine Versendung der Hs. nach Pest oder Wien unübersteigliche Schwierigkeit habe, weil das Domkapitel im Besitz derselben sey.

beide in höchstähnlichen Gesetzen sich ausdehnend und auslaufend. Gleiches Gemeinschaftliches und Verwandtes zeigt jede Stufe, so wie daneben gleich sicher und unverboten das Eigenthümliche. So entsteht neben der Mundart der Landschaft die der Städte und Dörfer, dann die eines elterlichen Hauses und geschwisterlichen Umgangs, zuletzt schafft die selbsteigene Gewohnheit und Bildung einen besondern stets regsamen Kreis des Ausdrucks in der Rede. Hierin wie in allem spüren wir das doppelte Element, worin wir walten, das eine, was uns bindet, das andere, was uns löst.

Wir gestehen auch jedem Schriftsteller seinen besonderen Styl und eine blos ihm eigene Art zu reden oder zu dichten zu, ohne daß wir dieser Verschiedenheiten wegen fürchten, ihn aus dem deutschen Ton fallen zu sehen. Allein wir scheinen nach und nach in freier Zulassung der Mundarten für gedruckte Bücher, noch mehr aber der mundartig ebenfalls vielfältig seyn müssenden Schreibung der Wörter zu streng geworden zu seyn, und man darf wohl, wenn die Wahl zwischen vielen aus dem Innern hervorquellenden sogenannten Schreibfehlern und den beschränkten Regeln der Schreibmeister gelten sollte, unbedingt jene für unsträflicher und dem Sprachgeist ungefährlicher erklären. Die Regel unserer Grammatiker ist entweder aus der langen Gewohnheit gezogen, (und dann meistens gut) oder willkührlich gefunden; (und dann meistens schlecht) die wahre, rechte könnte erst

aus einer reiflichen, historischen Ergründung unserer Sprache hervorspringen und würde sicher vielseitig und lebendig lauten. Heißen Grammatik und Wörterbuch, Absetzung und Festschmiedung einer Sprache, so sollte es lieber keine geben. Allein man soll sie nicht in die Sprache hinein machen, sondern, wie ein Studium aus dieser ziehen; jedes Studium steht natürlich unter seinem Gegenstand. So ist auch die Geschichte da, um aus ihr zu schöpfen, nicht um in sie unsere Meinung zu gießen. Die Neuerer in diesem Fache gehen aber geradezu auf ein Vertreiben oder Verdrängen alter Bildungen, Wörter und Buchstaben, gewöhnlich aus dem in dieser Anwendung fast albernen Satz der Kürze oder Sparsamkeit, da doch im Gegentheil vielmehr Natur und Geist unserer Sprache in einer poetischen Weitläufigkeit, Verdoppelung und Bedachtsamkeit wohl gegründet bleibt. Kein Mittel, noch kein Zeichen ist ihr unrecht, sondern jedes zur Stelle werth und behilflich.

Wer Lust hat, dies alles anzufechten, sollte es müssen für die Denkmäler unserer alten Poesie gelten lassen, worin das Zeichen noch in viel stärkerer Wirkung zur Sache stehet, wenigstens zugestehen, daß es jener Werth schmälern hieße, wenn man bei der Herausgabe alter Urschriften durch trügerische Ausmittelung einer weder örtlich noch zeitlich stattgehabten festen Rede und Schreibung das individuelle Recht jeder alten Quelle verletzen wollte. Es wäre dies Verfahren nichts mehr und nichts weniger als eine Nach-

ahmung französischer Einförmigkeitssucht, oder verkehrte Uebertragung der für alte Klassiker angewendeten Grundsätze. Unserer Kenntniß der lateinischen Sprache, und vielleicht ihr selbst, geht gerade ein gewisses Leben der Mundarten ab. Gegen die Griechen hat man sich durch Ausscheidung und Mengung der Lesarten nach den verschiedenen Texten oder Muthmaßungen bereits mehrmals versündigt.

Aus der Eigenthümlichkeit unseres altdeutschen Gedichts können folgende Beispiele zur Erläuterung dienen und zugleich unsere beobachtete Gewissenhaftigkeit rechtfertigen.

1. Vokale.

a) Doppellauter. An diesen ist die Zeit des 12 — 15. Jahrhunderts viel reicher als die frühere so wie spätere, [10] während unsere heutigen Mundarten noch zu vielen aufgegebenen Mittelzeichen schreiten müßten, wenn sie sich recht genau angeben wollten. Bis zum eilften Jahrhundert findet man in altdeutscher Handschrift höchstens ein æ oder auch ę, keinen andern Diphtong geschrieben. Das in der zweiten Periode sehr übliche ü, oder v̈ war damals ein io, iu, iv, im zehnten Jahrhundert vielleicht auch i,

[10] In Drucken findet man sie bis ins 16. Jahrhundert. Doch sind sie häufiger im 15. z. B. die 7 weisen Meister (J. h. Pryß) Straßburg 1480, welche die meisten haben, weniger Barlaam und Josaphat (Gunther Zeiner) 1470, und Titurel, 1477.

welche sich sämmtlich in der dritten in ie wiederum, nicht aber allgemein, auflösten. Es ist hier nicht Platz, die Geschichte des deutschen Doppellauters überhaupt zu versuchen. Aber auch in der mittleren Periode herrschte nirgends eine feste Regel und Konsequenz. In guten Handschriften aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts finden sich z. B. iv, und niemals ů daneben, wohl aber ö̊; eine andere aus gleicher Zeit hat dagegen auch v̊; die dritte ov und ö̊ nebeneinander, so wie sie ä oder e, ü oder u willkührlich in denselben Wörtern braucht. Hieran hat der Schreiber freilich seine Willkühr gehabt, allein das schwere ist, wenn wir Konsequenz hineinbringen wollen, daß wir nicht wissen, für welches wir uns entscheiden müssen, für das e, ë oder a, so wie z. B. das ö (statt ov) noch keinen Schluß auf das v̊ statt iv rechtfertigt. Und was schadete die Beibehaltung dieser Ungleichheit, oder was nützte die Durchführung des einen ausgewählten Falls?

In unserer Straßburger Handschrift, die vermuthlich in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts geschrieben wurde, finden sich zwar ë, ö, ö̊, v̊, ü, ü̊, ů, schon sämmtlich unaufgelöst, aber nicht regelfest gebraucht. Der Müllerische Abdruck hatte inzwischen die meisten, hier wiederhergestellten ë durch ein bloßes e gegeben, einigemal jedoch durch è, anderemal durch ë zu ersetzen gesucht, in welchen allen Fällen die Handschrift nur ein Zeichen hat. Die 891. 92 und mehrmals vorkommenden Reime dohte und möhte sind stets so,

keinmal mohte oder döhte geschrieben, weil ohne Zweifel das letztere o (taugte) dunkler als ersteres (möchte) lautete. v̇ und u̇ (und die einfachen u, v) betreffend, so setzt jenes die Handschrift meist an- und ausgangs der Wörter (vnnach, v̇ch, s) dieses mehr immitten, (sunnen, wür) offenbar, weil jenes v nicht ganz so das reine u, [11] sondern schon dem Consonantanflug ausgesetzt ist, und etwa wie j vom i sich unterscheidet; allein auch hier wird nichts durchgeführt, weder in Text noch Abdruck. Andere, um ein zwanzig Jahr ältere Handschriften setzen das v viel häufiger und auch in die Mitte der Wörter.

Die unsrige [12] zeigt sonderliche Neigung zu dem v̇ in den Fällen unseres i (ie). So: wür statt wir

---

[11] An dem u entwickeln sich v, vu, uv, w und vermittelst des Digamma f und qu; denn das röm. F hat mit dem äol. doppelten Γ eben so Aehnlichkeit, wie das griech γ mit dem gothischen v. In unserm abc folgen daher f und g, u, v und w bedeutsam aufeinander, im griech. υ und φ.

[12] d. h. nicht blos im a. H, sondern auch den andern Stücken desselben Buchs. Fragt es sich: ob wir durch Bewahrung dieser Schreibart Hartmanns eigene, oder seiner Sprache gemäße, zu erlangen glauben, so ist die Antwort freilich verneinend. Allein woher wäre über jene Gewißheit zu haben? In vielen Fällen selbst nicht aus den Reimen ꝛc. Am sichersten oder vortheiligsten bleibt stets, sich an den ältesten und sorgfältigsten Codex zu halten, dem Dichter und dem Schreiber zu Gefallen. Vermuthlich haben auch mehrere alte Dichter immer sich der Schreiber bedient.

(isl. vér, vier), sonst eine seltene Schreibung, aber auf ein altes wior, wiur noch weisend, (analog wù, wie, Otfried wio, ie, Otfried io) zumal da zu ir (isl. ér, ier), das platte iu, you gehört. Merkwürdig findet sich stets die, niemals dù (diu), dagegen meistentheils sù (siu) sowohl ea, als eam, und ii, eos. Umgekehrt steht gerade in der gedruckten kritischen Ausgabe der Nibel. dù, neben die, niemals sù, sondern stets si. Zwischen dieser Unregelmäßigkeit blickt dennoch der Grundsatz durch, daß sù, dù als härtere Form mehr dem Nom., aber die, sie als weichere mehr dem Acc. ꝛc. zusage.

Im alten Titurel 77.

diu (nom.) zoch vz sinem herzen die (acc.) fröde
als uz den blômen die (acc.) sözze diu (nom.) pie.

Maneße I. 87b (Hartmann selbst):

do erkurn siu (ii) si (eam.)

Ebenda I. 182a dù (nom.) die (acc.) langen naht
I. 183a vinde ich die (acc.) diu (nom.)
II. 168b minne die (acc.) diu (nom.)

so im armen Heinrich 509. 550. sù si (ii eam). Jetzt bei dünnergeschliffenen Lautern scheint dennoch in unserer Sprache derselbe Grund anzuschlagen, wenn wir im gemeinen Leben sagen: da nahmen sie se (illi eam) vergl. Nibel. 8490 sie se (illi eos). Bestätigt wird es durch die alten Biegungsformen, bei Otfried siu (ea) si a (eam) und letzter Fall in der E. H. noch entschiedener, thiu (ea) und thia, thie (eam); das isl. sù (ea) a. s. sio, seo haben den

Acc. tha (die, de). — Zwischen zu und ze (früher zi) liegt daſſelbe Verhältniß von Schwere und Leichte. Faſt in keinem älteſten und ſpäteren Denkmal deutſcher Sprache liegen ſolche Unterſchiede als Regel vor, überall herrſcht Freiheit, allein ſie walten genug, um nicht überſehen zu werden.

b) In Rückſicht des Umlauts beobachtet die Hſ. gleiches Schwanken. Wir finden deran (3. 8.) vgl. Klage 2730, Triſtan 8193. 17080, aber darumbe 18, daran 534; men ſt. man 26. 301. 464 ꝛc., wogegen in Hartmanns Minneliedern man, hier 841. nieman ſtehet. In der Ausgabe der Nibel. niemen (niemand, holländiſch men; unſer niederheſſiſcher Dialekt redet: menscher, menschmal; — erbeit ſt. arbeit 1032. 1104. erbeitet 297 (gearbeitet) vergl. Benecke Minnelieder S. 56. erebeit, in heſſiſcher Mundart Erbet, isl. erythi. — erbermde 1368 und geweltig 1095 als Dehnungen des Vokals in Gewalt und erbarmen. — entwürtte 557. entwürten 699. aber antwürtet 592. Manneſſe II. 215b ich entwürt. — gebe ſ. gabe 348, heſt 499. neben haſt 547 und laſtu 549; ſtande 463 (ſtehnde).

2. Conſonantumlaut.

Der Schreiber ſchwankt zwiſchen ſ und z; kunde; n und m. So lange wir ch, und mit Recht behalten, und ſeine Vermittlung verſtehen wollen, dürfen wir das c nicht ausſchließen; das l ſteht vor Vokalen, nie-

mals das c, (wohl aber anderwärts das ch) vor den Liquiden haben beide (wie in den beſten Hſ. jener Zeit k und ch) gleiches Recht. 1345 und 1356 wird clagt und kleite (kleidete) unterſchieden; das c oder ch ſind etwas linder, als das k. Auf gleichem Fuß ſtehen ʒ zu ſ, (d zu t); man findet kaum waʒ (erat), ſondern ſtets was, dagegen waʒ (quod). Einige andere, beſonders ältere Hſ. unterſcheiden manchmal vernehmlich ſ und s; letzteres ſcheint etwas härter. Früherhin haben alle ſtets ſ. Zu dem Verhältniß zwiſchen n und m ſcheint unſere Handſchrift eine ähnliche Bemerkung zu erlauben; wenn man nämlich leicht findet, daß die Weichen ſich in den Mitten halten, die Harten aber das Wort anheben und ſchlieſſen, wenn demnach neuf ſich in neuve, op in obe, ſich in ſige, ump in umbe, vnt in vnde, nit in nide verweicht, ſo ſcheint hier gleichergeſtalt das ſprödere n in das mildere m zu fließen. Unſern Dativ ihm druckt alſo der Text entweder durch in oder ime aus, (v. 289 ſteht im, iſt das in in oder ime zu ändern? 776 dem ich, weil ein Vokal folgt) ſo den, wen für dem, wem, aber deme, weme, ſo bald ſich das Wort dehnt, (vergl. 6. 83 ꝛc.) ʒu ein 760 für ʒu eime, ſo minen für minem (d. h. mineme, minemo), aber mime 847. und dime (dinemo), eime 164. 489. 494; vergl. Nibel. 507. frun für fromen. Darum ſteht heinlich für heimelich, Heinrich für Heimerich, heinwart für heimewart u. ſ. w., ſo verhält ſich unſer Schein zum alten ſcimo, ohne

durch die entgegen ſtehenden Beiſpiele keim und einen widerlegt zu werden, denn in der Sprache wirken gar viele Triebe und der ſtärkere ſiegt. In den Dat. und Acc. unſerer Deklinationen tauſchen m und n von Alters her; der Acc. als halb rectus, halb obliquus iſt zwar gelinder als der Nom., jedoch härter, als der Dat.; und wenn dem Dat. Pl. allmählig ſein m entzogen iſt, muß das nicht eine Abſchleifung, ſondern Verhärtung der Sprachform heißen. Im Triſtan ſteht noch 16903. ſit minem ellif jaren, 4621. von dem (theim, denen). Daher ſteht in unſerm Gedicht 676. wen für wem (quibus).

Das einfache t ſcheint fälſchlich älter als tt in vielen Fällen, wo wir letzteres in unſerm Text, nach dem Beiſpiel anderer guter Hſ. gelaſſen haben. Nur im Reim vater zu bat er iſt es geändert worden.

Das rr ſpringt meiſtens aus einer Umſetzung des er in re, rechos, rechant, tunreſlag, für erchos, erchant, tunerſlag, alreſt für alerſt, ſinre, inre, für ſiner, inner, micheire für micheler, ſo auch irre, dirre, bitterre (diſer, irer, bitterer,) beſonders lauft gern bei vorangehendem r das davon durch bloßen Vokal getrennte dazu, z. B. Parcifal 6324. 6467, (mir rezeiget für mir erz).

3) Von einzelnen Wörtern heben wir die Partikel ioch aus, deren ſich unſer Dichter beſonders häufig eingangs der Sätze bedient, und die in unſere heutige Sprache kaum überſetzlich iſt. Vgl. 207 ioch han ich, 638. ioch wiltu, 641. ioch gebot er, 688. ioch iſt dirre,

746. ob ich ioch, 844. ioch horte, 933. ioch iſt der tot jedoch ꝛc., 1266. ioch enmag ich, 1270. ioch iſt es, 1276. wer ioch enmag ich. Und nicht weniger oft in Hartmanns Minneliedern I. 180b jo möhte ich, 180b jo iſt ſi mir, 181a jo iſt ze vil, 181b jo erwirbet er, jo lonet mancher. Dagegen die ſchlechtere, jüngere Hſ. des Iwein ouch dafür ſetzet, vergl. daſelbſt 2505. 2534. 2726. 2772. 2917. 2920. 6953. 6968. 7173 ꝛc. und hier wäre der Fall kritiſch zu vermuthen, ob Hartmann ſtatt ouch allzeit ioch gedichtet habe? Offenbar iſt es ihm ein ſehr geläufiges und beliebtes Ausfüllungswörtlein, das keine Bedeutung weiter hat, als eine ſehr feine, wie z. B. das Oeſterreich. halt, oder wie wir manche der obigen Beiſpiele durch unſer vorgeſetztes es ausdrücken, z. B. 933. es iſt der Tod aber ꝛc. Einmal ſetzt Hartmann v. 263. ja für joch, welches in den Nibelungen ſtets dafür vorkommt, vergl. 1334. 2800. 3204. 6730. 8116. K. Rother 2006. ja wenit (es wähnt) 2261. 2352. Triſtan 5925. 6104. 7749. 10910 (ob iſt) 11463. Eſchenbach ſcheint ouch zu ſetzen, vergl. Parcif. 1795 1808. 1910 3881. 3888.

Ihr Urſprung weiſt dieſe Partikel auch deutlich zwiſchen die Wörter und ja, und auch (och); bei Otfried ſteht joh, beim Ulfilas iah meiſtens für die bloße Copula. Hier ioh von ouch unterſchieden v. 688. 690. 820 ouch (aber auch) vergl. und ouch Nibel. 2765. 2768. 2792. 2851. 2899. Im 11. und 12. Jahrhundert gewann und, das gleichwohl ſchon früher galt, die Oberhand und im 13. ſteht ioh, ia

blos expletiv zum Wohlklang. Es giebt auch Fälle, in denen wir heutzutage unser und auf ähnliche Weise, wiewohl seltener gebrauchen, weil die gebildete Sprache alle Anhängsel und Präfixe, die ihr unnöthig scheinen, mit Fleiß gering achtet. Vergl. indessen unser nun, wohl, doch. Allein die alte Sprache hatte dadurch eine gleitende Schmeidigkeit, wie noch mehr die griechische und homerische. Auffallend ist, daß sich die andere altdeutsche, in der Mitte des Satzes eingeführte Expletivpartikel ot, et, oder oht, die sich im Parcifal und Tristan so häufig darbietet, in keinem Hartmännischen Gedicht zu finden scheint. — iu (747.) und iuch (755.) von iuch 818. 830. 831. findet sich zugleich; vergl. jo ja und joh, joch. So auch dur, 289. und durch, 142. 182. 652. 881., endlich: niht und nût 272. 574. 717. 750. 609. 576. 1080.

II.

Epiſche Natur.

So gründlich und menſchlich dieſe Geſchichte zuſammenhält, daß man an ihrem wirklichen Ereigniß kaum zweifeln ſollte, treten doch bei näherer Betrachtung ſagenhafte Beſtandtheile genug hervor.

Dahin gehört das Berathen und Beſprechen Nachts im Bett, nach dem Sprüchwort: »die Nacht bringt einen guten Rath,« nox consiliis apta, welcher Zug häufig in den Sagen begegnet. Auf ſolche Weiſe entdeckt Kraka dem Ragnar ihre königliche Abkunft und bringt ihn zu guter Geſinnung zurück. [1] Im Wolfdietrich (Str. 200 — 214) erzählt alſo die alte Königin dem Walgund, daß das gefundene Kind ihrer Tochter Hildburg zugehöre und bewegt ihn zu ihrer Verheirathung mit Hugdieterich einzuwilligen; ſo wie Adelheid in nächtlichem Geſpräch den Kaiſer für den Herzog Ernſt, ihren Sohn bittet. Nachts lockt Heidrek aus dem Siſka ſein Geheimniß, [2] Marſchall Stig redet mit ſeiner Frau über

[1] Ragnar Lodbr. S. Kap. 8. vergl. das Märchen von der klugen Bauerntochter. Hauſm. II. S. 67. 68.

[2] Saxo's Fabelzeit II. 97. 98.

ſein Schickſal [3] und in dem Gedicht von den zwei Kaufmann (V. 85. ff.) bereden die Eltern im Bettgeſpräch die Verheurathung ihres Kindes. Auch ähnliche Unterredungen Pfeults mit Marks im Triſtan und Salome's mit Pharao im Morolf gehören dazu.

Sodann: das Reiſen nach Salerno zu den weiſen Aerzten, welches in den Dichtungen des Mittelalters öfters vorkommt und ſo viel heißt, als den beſten Arzt befragen. Reinhart Fuchs am Hofe des ſiechen Löwenkönigs giebt vor, ſeine Heilkräuter aus Salerno hergeholt zu haben. Der kranke Triſtan läßt ausbreiten, daß er nach Salerno reiſen wolle. (V. 7219. 7270. Vergl. Scotts Tristrem S. 371.) Salerno, unter allen europäiſchen Arzneiſchulen die älteſte und berühmteſte [4] gleicht alſo dem mythiſchen Heilberg, auf dem allein gewiſſe Kräuter ſprieſſen, die man auf ihm zu brechen gehen muß. [5]

Mehr als dieſe halb äußerlichen Umſtände greift in den Hauptgedanken des Ganzen die Geſchichte des Hiob ein, wie der Dichter ſelbſt bemerkt, ohne

---

[3] Altdän. Lieder 387.

[4] Vergl. Ackermanns Ausgabe der schola salernitana 1790. Nächſt ſteht Montpellier, das auch in unſerm Gedicht den zweiten Rang behauptet, und nach Sprengel (II. 517) 1220, nach Büſching die med. Fakultät 1180, und nach andern die Univerſität 1196 geſtiftet iſt.

[5] Hanuman reiſt wirklich dahin, (Polier I. 378. 379) wie der Fuchs nur vorgiebt. Auch in deutſchen Märchen kommt ein ähnlicher Heilberg vor.

daß ſie der unſrigen zum Grund gelegen und ein äußerlicher Zuſammenhang könnte behauptet werden. Denn obgleich beide durch Gottes Zulaſſung von der ſchmählichen Krankheit befallen und aus ihrer Glückſeeligkeit geſtoßen werden, ſo geſchieht es bei Hiob nicht zur Strafe ſeines weltlichen Uebermuths, wie bei Heinrich, ſondern zur Prüfung ſeiner Frömmigkeit; er erträgt auch mit Geduld ſeine Leiden faſt bis zu Ende, Heinrich aber verflucht gleich den Tag ſeiner Geburt (V. 137 — 162.) und während dieſem vom Meier und dem Kinde Liebe erzeigt wird, quälen den Hiob ſeine Freunde und machen ihm Vorwürfe. [4] Auch wird Hiob durch keine fremde Aufopferung gerettet. Uebrigens mag die urſprüngliche jüdiſche Sage durch die Abſicht auf ein Lehrgedicht vernachläßigt ſeyn. Die Unterbrechung unſeres Opfers und Verſöhnung Gottes durch die bloße Anerbietung erinnert an Abraham und Iſaak des alten Teſtaments. Auch dem Tobias gleicht Heinrich und Hiob, den Gott aus ſeinem Wohlſtand zog und ihm Hauskreuz, zuletzt Blindheit durch eine Schwalbe ſchickte und der geduldig litt und Gott pries. Dieſe Blindheit war nur durch ein Wunder heilbar, wie hier der Aus-

[4] Amicus in der Sage bei Vincenz (ſ. unten) weiß in ſeiner Geſinnung beſtimmt auf Hiob, er iſt wie dieſer ausdrücklich ausgezeichnet durch ſeine Weisheit, ſo wie durch Geduld, womit er Leiden und Beleidigungen anderer erträgt.

satz. [1] Die Krankheit trifft den Heinrich als eine Strafe von Gott, er war in der Mitte irdischen Glücks stolz geworden und meinte, wie Welt-Thoren, es sey ihm ohne Gott gekommen, so daß er wenig an ihn gedachte, (295 — 402.) darum verdroß Gott dieser Uebermuth und er »rächte sich« (409.) dadurch, daß er ihn aussätzig werden ließ; man sah die »schwere Gotteszucht« (120.) an seinem Leibe. Eben so wird in der Sage von den beiden Freunden, Amicus mit dem Aussatz gestraft, weil er dem Amelius zu Lieb gegen Harderich die Wahrheit fälschte. Vincenz sagt es nicht ausdrücklich, doch der Zusammenhang zeigt es klar; in dem altenglischen Gedicht aber wird bestimmt vorher schon solche Strafe angedroht, wenn er im Kampf gegen Amylions Feind Betrug übe. Der Prophet Elisa straft seinen Diener Gehasi und dessen Nachkommen auf ewiglich damit. [2] Diese Krankheit bedeutet, was in den deutschen Märchen häßlich und schwarz, wie die Sünde heißt [3] und die himmlische Reinheit der Unschuld und Kind-

[1] Dem Hiob ähnlicher als dem Heinrich ist der indische Aristhandiren s. Majer mythol. Wörterbuch und Chateaubriant génie du chr. II. 346 — 48. Im Bachtarnameh (oder den zehn Veziren) von dem geduldigen Abusaber; Jsumbras (von dem es ein altengl. Gedicht giebt) und Odyßeus (πολυτλας) sind als leidende, duldende ebenfalls anzuführen.

[2] II. Buch der Könige 5, 27.

[3] Haupt. II. 253. Anhang XXXVIII.

heit ſteht entgegen, ſo gebrauchen auch die Gesta Romanor: [40] das Gleichniß: et paululum ille, qui sic infirmus et quasi leprosus apparuit splendidus ad coelum scandit; und nach dem Talmud [41] verließ den David, als er ſechs Monate lang ausſäßig war, die göttliche Majeſtät.

Die edle Hingebung ſelbſt der Jungfrau kann mit verſchiedenen alten Sagen verglichen werden. Heinrich nennt ſie in kindlichem Spiele ſcherzend »ſein Gemahl« und vermählt ſich ihr gleichſam durch die geſchenkten Ringe, wiewohl hierin ſchon eine Ahnung deſſen lag, was zukünftig eintreten ſollte. Mythiſch iſt dieſer Zug viel bedeutender, denn Alceſte gab auch ihr Leben für ihren ſiechkranken Gemahl Admet hin, dem keiner der Seinen helfen wollte. [42] Der befragte Arzt ſtellt in unſerm Gedicht das griechiſche Fatum vor. Man hat eine eigne ſpätere Erzählung von Robert einem Könige aus Engelland, den ein giftiges Waffen verwundet und der Arzt für verloren erklärt hatte, wo ihm nicht jemand mit eigner Todesgefahr das Gift ausſauge. »Iſt ſein Gemahel vor großer Lieb zugefahren und hat ihm ſtillſchweigend, als er entſchlafen, die Wunde ausgeſaugt.« Zum Lohn dafür erhielt Gott ihr das Leben, wie Hercules die Alceſte wieder zurückführt. Heraus-

[40] Lat. Ausg. C. 18.
[41] Tract. Sanhedrin fol. 107.
[42] Apollodor. l. 2. 13. 6.

las ist der Arzt, welcher die heilbringenden Kräuter versteht. [1]

Im entscheidenden Augenblick, wo das Opfer ergehen soll, ist das grausame, aber rettende Messerwetzen in dem Gedicht nicht zu übersehen. Dieser mythische Zug ist auch im Blaubart, wie er seine Frau schlachten will, einer bekannten Volkssage, deren Näherliegen sich im Verfolg der Untersuchung ergeben wird; auch in einem andern Märchen von zweien in Thiere verwandelten Kindern [2] kommt er vor.

Der Glauben, als könne der Aussatz blos durch Menschenblut geheilt werden, ist tief begründet und verdient eine umständliche Abhandlung in den folgenden Abschnitten.

Endlich erscheint das Einladen der Freunde zum Hochzeitmal, wo berathschlagt wird, nicht blos als grunddeutsche Gewohnheit, sondern ist auch in mancherlei Sagen epischer Beweggrund. (Altd. Wälder I. 64. 65.) Und in vielen Liedern und Märchen wird nicht zur Bestrafung des Verbrechers oder zum Lohn für die Unschuld der versammelten Gesellschaft, gewöhnlich als Räthsel die Frage vorgelegt: was soll dem geschehen, der dies alles gethan hat? Der Böse muß dann sein eigen Urtheil sprechen, der Gute wird in der Einstimmung aller mit seinen geheimsten Wünschen belohnt.

---

[1] Vergl. Böttiger über Alceste. Deutscher Merkur 1792. I. 113—130.

[2] Haustm. II. 55.

III.

Ueber den Aussatz.

Schon im alten Testament war der Aussatz die schwerste, grausamste Krankheit. Abgesondert von allen Reinen mußten, die mit ihm befallen wurden, wohnen; während des Zugs durch die Wüste beständig hinter dem Lager bleiben, wovon nicht Moses eigene Schwester frei war. In Kanaan hatten sie ihre eigene Häuser, in einem solchen hielt sich der aussätzige König Asaria auf. Vielerlei Gebräuche waren ihnen und gegen sie gesetzlich vorgeschrieben. [1] Unter ihren Bußen und Opfern fällt besonders das von zweien Vögeln auf, davon einer getödtet und mit seinem Blut sowohl der Stelche als der andere Vogel besprengt ward; dieser wurde darauf, gleichsam die Sünde mit sich fortnehmend in die freie Luft losgelassen. [2] — Die jüdische Sage hatte eigene

[1] s. III. Mos. 13. 14. und Michaelis Abh. in den Anmerk. zu s. Bibelübers. S. 4.

[2] Ein gleicher Brauch fand mit zwei Böcken bei anderm Anlaß statt; der Sündenbelastete, überlebende Bock wurde als unrein in die Wüste geführt. III. Mos. 16.

Geſchichten von ſolchen unglückſeligen Kranken, worunter die von Hiob im alten und von Lazarus im neuen Teſtament enthalten ſind.

Im Mittelalter hat die Seuche des Ausſatzes gewiß ſchon ſehr früh unter den Kerlingern gewüthet und hieß die Maſel oder Miſelſucht,[a] lepra und maladrerie. Karl in ſeinen Kapitularien gab ſchon Vorſchriften dagegen und ſehr viele ſpätere Landes- und Stadtgeſetze handelten davon. Rabanus Maurus ſtellt dieſe Kranken zu den hilfloſeſten Menſchen.[b] Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert muß in Deutſchland, vorzüglich aber in Frankreich die Krankheit gewaltig geherrſcht haben; in vielen Städten führen Straßen darnach den Namen. Fremde Ausſätzige wurden alsbald über die Grenze gewieſen, einheimiſche auf Koſten der Angehörigen mit Hut, grauem Mantel, Schelle und Bettelſack bekleidet.[c]

---

[a] Miſulſucht, Miſalſucht in den Gloſſen, Miſilſucht im Gedicht vom heil. Anno. Das Adject. miſelohtiu bei Notker. Lat. des Mittelalters: miselius, mesellus. Altfranz. mesel, meseau. Ital. miselle. Selbſt im Arab. bedeutet der Ausſatz: mezora, und im Hebräiſchen: mizora. Andere altdeutſche Formen bei Schilter, Oberlin und Adelung. Das Wort kommt von Maſer, Blatter.

[b] Hymnus ab de charitate.
nutu Dei felix homo conlaetatur fratribus
miselllinis et pupillis, egenis et orphanis.

[c] Abgebildet mit Hut, kurzem Mantel, Bettelſack und einer gelben Klapper iſt der miſelſüchtige

und in ein entfernt gebautes Hüttchen [6] geführt, wo sie einsam wohnen mußten. In der Kirche ward der Aussätzige von andern getrennt. Man las ihm eine Todtenmesse, als wenn er schon verstorben wäre,[7] verstarb

---

König Ludwig in den sieben weisen Meistern. Straßb. 1480. kl. fol.

[6] Daher auch der Name sondersiech, der von andern getrennt, Krankheit duldet. Feldsiech, ackersiech, ausmörkig (vergl. Oberlin) hießen sie gleichfalls, weil sie allein auf dem Feld wohnen mußten.

[7] Der Priester mit der Clerisey ging in Prozession zum Hause des Kranken, der ihn an der Thüre erwartete und mit einem schwarzen Tuche bedeckt war. Das Gesicht des Aussätzigen mußte zugedeckt und verhüllt seyn, wie bei einer Leiche. Nach einigen Gebeten ging die Prozession zur Kirche zurück und der Aussätzige folgte dem Celebranten in einiger Entfernung. Er stellte sich mitten in ein erleuchtetes Trauergerüst, das wie für einen Gestorbenen bereitet war, darauf ward ein Requiem gesungen und am Ende des Gottesdienstes er umräuchert und besprengt und das libera angestimmt. Darauf ward er aus der Kapelle auf den Gottesacker geführt, wo ihn der Priester zur Geduld ermahnte und ihm verbot, sich einem Menschen zu nahern, nichts anzurühren bei einem Kauf, bis die Sache sein Eigenthum sey; sich allzeit unter dem Wind zu halten, wenn jemand ihn anrede; zu klingeln, wenn er um ein Almosen bitte; nicht hervorzukommen aus seiner Wohnung, ohne seine Decke umgethan zu haben; aus keiner Quelle und keinem Bach zu trinken, als der vor seiner Wohnung fließt, vor sich einen Napf an einem langen Stecken zu halten, ohne Handschuhe nicht über

er in dem Häuschen, so wurde dieses sammt seiner Leiche, Kleidern und Geräth angezündet und verbrannt. Der Maselsüchtige war nicht erbs wenigstens nicht lehusfähig, konnte kein Zeugniß thun und keinen vorladen, so wie er umgekehrt nicht zu erscheinen brauchte: er war außer dem weltlichen Gesetz. Verträge durfte er nur unter ausdrücklicher Angabe seiner Krankheit schl eßen. * Einsmal fragte der heil.

Brücke oder Steg zu schreiten; nicht in die Ferne zu gehen ohne Erlaubniß des Pfarrers oder des Offizials. »Ich verbiete dir, fügte der Priester hinzu, mit keiner andern Frau Umgang zu haben, als mit der deinigen.« Darauf nahm er eine Schaufel voll Erde vom Gottesacker, legte sie ihm dreimal aufs Haupt mit den Worten: »Das geschieht zum Zeichen, daß du todt bist für die Welt, darum sey geduldig in deinem Herzen.« Aus den Ephem. Troyen. 1760. p. 113. im Dictionnaire des sciences par Diderot. T. XIX. — Officiar. curator. dioec. Clarom et S. Flori ed. 1490. »de modo separandi leprosos. In ecclesia ante altare pannus niger, si habeatur, supponatur duobus tretellis disjunctis, et juxta stet infirmus genibus flexis inter tretellos, subtus ponitur similitudinem mortui gerens, quamvis vivat corpore et spiritu, Deo donante, et sic ibi devote missam debet audire ... Presbyter ad leprosum ... si vis bibere, haurias aquam cum tuo busillo vel aliquo vase ... Item defendo tibi, ne de caetero vadas sine habitu leprosali, ut cognoscaris ab aliis, et noli decalciatus esse extra domum tuam. Carpentier suppl. ad Cangii gloss. v. leprosi.

* §. Gewohnheitsrecht von Beauvais c. 39. Roque-

Ludwig, nach Joinvilles Bericht, seinen Seneschall, ob er lieber wollte miselsüchtig seyn, oder eine Todsünde begangen haben? dieser, der allzeit die Wahrheit sprach, wollte lieber dreißig Todsünden auf sich nehmen. Es war eine schwere Verwünschung: [9] »Die Miselsucht müsse dich bekliben« und im Judeneid kommt die Formel vor: »daß mich die Maselsucht bestehe, die Naeman verließ und Jezi (Gehasi) ankam.«

Nach und nach baute man öffentliche Spitäler, nach einigen Geschichtschreibern sollen unter Ludwig VIII. (in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts) solcher zweitausend in Frankreich, [10] welche dieser Kö-

---

fort gloss de la langue rom. v. mesel. und du Cange v. miselli. Die Statuten von Marseille enthielten eine besondere Verordnung Lib. V. c. 25. de leprosis in Massilia non tolerandis. Observandum, quod nulli leprosi seu mezelli divites vel pauperes possint vel debeant stare infra Massiliam, nec conversari deinceps, nisi tantum per XV dies ante pascha et per octo dies ante natale domini. du Cange v. mezellus.

[9] S. Sachsenspiegel, Vorrede.

[10] Sollte indessen hier nicht oft eine durch das Wort entstandene Verwechselung aller Krankenhäuser überhaupt mit denen der Aussätzigen im engern Sinn unterliegen? Im nord. heißt die lepra Spitelska, Spitalkrankheit und so kann man umgekehrt alle Lazarethkranken lepreux geheißen haben. Wenigstens stimmen die großen öffentlichen Hauser nicht zu jenen kleinen abgelegenen Hütten. Ueber den wirklich bestandenen Lazarusorden, s. Münters Statutenbuch der Tempelherrn, S. 206.

nig in seinem letzten Willen ansehnlich bedachte, vorhanden gewesen seyn, und das lateranische Concil von 1179 verordnete besondere Kapellen, Priester und Kirchhöfe. Jede Landschaft und jede große Stadt hatte ihre eigene Ordnungen darüber. [11]

Ihre Hütten wurden elendig auf vier Pfähle gebaut, oft an das Meeresufer, oft an die große Heerstraße; sie mußten schellen, um Vorübergehende zu warnen, daß sie sich ihnen nicht nähern möchten, auf der andern Seite lag ihr Hut oder eine Schale, um deren Mitleid anzusprechen. Weiber und Männer trennten sich ab, wenn eins von ihnen der Aussatz befiel; Ritter und Frauen wurden aus ihrer Burg verbannt und verstoßen und von ihrer Dienerschaft verlassen. [12] In Triſtan (Prosa K. 28) wird die zum

---

Ueberhaupt hatten die Hospitaliter über 7000 in der Christenheit, s. Sprengels Geschichte der Medizin II. und Henster vom abendl. Aussatz.

[11] Die Freigebigkeit der Könige und Reichen machte das Schicksal der Aussätzigen zum Gegenstande des Neids, man beschuldigte sie, wie die Tempelherrn, großer Verbrechen, des Vergiftens der Bäche, Quellen und Brunnen, auf welche Anklage Philipp le Long mehrere verbrennen ließ, und ihre Guter dem Maltheser- und St. Lazarusorden gab.

[12] s. die alte köln. Chronik von 1499. Blatt. 255. 256. von des Herzogs Reinalt zu Geldern (starb 1343) Ehefrau Alienora, welche der Mallaitscherie angeschuldigt war. Baldwin IV. König von Jerusalem mußte wegen seines Aussatzes unverhei-

Tod verurtheilte Königin zu noch ſtärkerer Schmach einem Ausſätzigen übergeben. Dem, obwohl nur durch ein Giftſchwert, ſiechen Triſtan wurde gleichfalls ein Häuslein ans Seegeſtade, fern von den Leuten, gebaut, wohin ihm nur die treueſten Freunde, oder gar blos ſein treuer Diener Gouvernal folgten. [113] Einmal verkleidet ſich auch Triſtan in einen Ausſätzigen, [114] wie Ulrich von Lichtenſtein, [115] der, ſo ſehr ihm auch grauſt ſich unter dieſer Kleidung vor die Burg ſeiner Geliebten ſetzt und Speiſe empfängt. Eine Jungfrau die ſie trägt, nähert ſich nicht aus Furcht. [116] Der ausſätzige Amyllon nach dem altengliſchen Gedicht wird verabſcheut und aus ſeiner Burg in ein Hüttchen verbannt, wohin ihm das treue Kind das Eſſen bringt. Auch Heinrich theilt ſein Gut aus, flieht die

---

rathet bleiben, und krönte ſeiner Schweſter Sohn als Baldwin V. ſchon in deſſen fünften Jahr.

[113] Proſa Kap 8. bei Ercildoun I. 20.
no man no might for stink
com ther Tristrem were,
als than;
ich man forsok (entſagte) him thare
bot Governayl his man.
Vergl. Eilharts Triſtan umſtändlicher 859. ff.

[114] Ercild. III. 80. copper and claper he bare, as he a mesel ware, under wallies he lay, welches in einem altfranz. Fragment umſtändlich ausgeführt wird. ſ. Auszug bei Scott p. 235. ff. Vergl. deſſen Anmerkungen über dieſe Krankheit.

[115] Frauendienſt; herausg. von Tiek. S. 153 — 156.

[116] Die Krankheit entſpringt ſchon aus der Furcht. Vergl. Gesta romanor. fol 63b.

Welt (V. 260) und lebt zurückgezogen auf einer einsamen Meierei, wo er den Tod erwarten will, den er sich wünscht (244. 245), denn seine Krankheit ist schmählich, »eine schändliche Noth« (454) selbst die Bösen wendeten die Augen von ihm, [17] hielten sich für besser und verachteten ihn (464–467).

Die Dichtkunst hat aber auch im Mittelalter die besondere Sage vom Aussatz und seiner Heilung aufgenommen, wovon im folgenden Abschnitt die einzelnen Quellen angegeben werden sollen. Unser Gedicht steht darunter oben an, und beschränkt sich ganz darauf, während in den andern sie nur als Nebensache vorkommt. Nachstehendes hierher gehöriges Gedicht ist aus einem holländischen Volksliederbuch zu Amsterdam 1752 gedruckt, sicher aber viel älter, wie sich schon aus dem dunkeln abgebrochenen Inhalt ergiebt.

---

van een Ruyter met een Meysje.

1. Het meysje al-over de valle-brug reed,
haar buydeltje van har zijde gleed,
het zonk al na de grondе;
met een kwam daar een ruyter aan,
hy vesten't in korten stonde.
2. toen zy haar buydeltje weder zag,
van haar leven zag zy neyt droeviger dag,

---

[17] So im Tristrem von Ercild. II. 1.
no man no may
sen on him with sight.

altaar ſtond in geſchreven:
»al die verhole liefde draagt,
moet zeven jaar lazarus wezen.«

3. 't'wiſt niet, wat zy doen of laten meſt,
zy nam en mes en kweſten haar berſt,
en zy ging het haar vader teenen;
»ik bender met lazery beſmet
komt zie't hier voor u oogen.«

4. wel [18] dogter zoud gy lazarus zijn,
gy benter de liefſte dogter van mijn,
gy benter zo ſchoon jonkvrouwe;
al kwam' er een konings-zoontjen om jou,
hy zouje wel megen trouwen.«

5. »o vader, laat maaken een huysje koen
van diſtel, doornen, lelye groen
en huurter mijn eenen gezellen,
die dagelijks mijn willetje doen
en klinken de lazarus-bellen.«

6. het napje in haar regter hand
en het klopje [19] in haar ſlinker hand
en zy ging over'ſ heeren-ſtraten: [20]
»och geeft' er den armen lazarus wat
doet werk van caretaten.« —

7. »wat caretaten zou ik u doen?« —
»ik hebber geen kouſſen ofte ſchoen

---

[18] Das alte welaga! interj. dolentis.
[19] klapp von klaffen, wie Schelle und Belle von ſchallen und bellen.
[20] ſtatt heirſtraate.

en i.t zeven jaar niet gedragen,
dan word ik een mooy meysje tee
by een fonteyntje te wagen.“ — [21]

8. zy wies haar handen en droogdenze schoen
en op haar zadel zat zy ten toen
aan haar ringen von hyze kinnen,
als dat zy het zelfde maagdetje was,
die hy plagt te beminnen.

9. hy hadder het schoon-kind lief en waard,
en hy zettenze voor hem op het paard
en met een zo ging hy rijden;
hy trok haar lazerus kleedaren nyt,
en hy kleedze in witte zijde.

10. „adieu vater en moeder van mijn!
adieu mijn suster en broederlijn!
adieu mijn vriendetjes allen!
ik dank de Godt van 't hemelrijk;
dat de lazerny is vervallen.“

Von einem Ritter mit einem Mädchen.

1. Das Mägdlein wohl über die Fallbrücke ritt,
ihr Beutlein von ihrer Seite glitt,
es sank all nach dem Grunde;
mit einmal kam da ein Ritter an,
er festet's [22] in kurzer Stunde.

---

[21] getwagen.

[22] festnen, festmachen, feyen. bezaubern, bannen? fästa im nord. hat wie spondere und verloben, gelobten,

2. Da ſie ihr Beutlein wieder ſah
in ihrem Leben ſah ſie nicht traurigern Tag,
alda ſtand ein geſchrieben:
»all die verſtohlene Liebe trägt,
ſoll ſieben Jahr miſel werden.
3. Sie wußt nicht, was ſie thun oder laſſen mußt
ſie nahm ein Meſſer, wundet ihre Bruſt
und ſie ging es ihrem Vater zu zeigen:
»ich bin mit Miſelſucht behaft,
kommt ſehts vor euren Augen.« [23]
4. Ach Tochter ſollt ihr miſel ſeyn
ihr ſeyd die liebſte Tochter mein,
ihr ſeyd ſo ein ſchöne Jungfraue,
und käm ſich ein Königsſohn um euch
er ſollt euch wohl mögen trauen.«
5. »Vater, laßt machen ein Häuslein kühn (ſtolz)
von Diſtel, Dornen, und Lilien grün
und miethet mir einen Geſellen (Diener),
der täglich meinen Willen thu
und läute die Miſel-ſchellen.«
6. Die Schale in ihrer rechten Hand
und die Klapper in ihrer linken Hand
ging ſie über die Heerſtraße:

---

den Nebenſinn vom Brautgelübde. Alſo ſeitdem ſie das Beutlein (Gürtlein, vielleicht gordeltje) wieder aufhob, war ſie in ihn verliebt.

[23] Der beſſere Reim zwiſchen zeigen (zöigen) und Augen (öigen) iſt zu merken.

- ach gebet dem armen Miſel was,
thut Werk von Liebesmaße.«

7. »Was Liebswerk ſoll ich euch thun?«
»ich hab kein Strümpfe und kein Schuhe
in ſieben Jahr nicht getragen,
dann werd ich ein fein Mägdelein
bei einem Brunnen getwagen (gewaſchen).

8. Sie wuſch ihre Hände und trecknet ſie ſchön (rein)
und auf ihren Sattel ſaß ſie zur Schau,
an ihren Ringen konnt er ſie kennen,
daß ſie daſſelbe Mägdelein war
das er pflag zu minnen.

9. Er haste das ſchöne Kind lieb und werth
und er ſetzte ſie hin auf ſein Pferd
und mit einmal that er reiten;
er zog ihr die Miſelkleider aus
und kleidt ſie in weiße Seide.

10. Lebt wohl Vater und Mutter mein!
lebt wohl mein Schweſter und Brüderlein!
lebt wohl meine Freunde alle!
ich dank dir Gott vom Himmelreich,
daß die Miſelſucht iſt verfallen.«

IV.

Heilung des Aussatzes durch Blut.

Die in ihrem Mittelpunkt zerstörte und verdorbene Gesundheit kann nur durch Annäherung und Erquickung mit dem Reinen geheilt werden; gewöhnliche Hilfe durch Kräuter, Säfte, Steine, die nur für das besondere wirken, ist umsonst, es wird eine gänzliche Vernichtung des Bösen und ein neues verjüngtes Leben erfordert. Als solche insgemein unheilbare, gleichsam durch ein Wunder nur zu hebende, Krankheiten wurden der Aussatz und die Blindheit angesehen. Ausdrücklich sagt dies eine Stelle in der Legende von Barlaam und Josaphat,[1] als dieser nämlich auszieht, damit er der Welt Herrlichkeit schaue, begegnen ihm zuerst zwei Greise, der eine aussätzig, der andere blind, welche ihm, wie das Gedicht selbst erklärt, das menschliche Elend, bedeuten sollen, das aus völliger Zerstörung der Gesundheit und dem Ueberfluß böser Säfte entsteht.

Als der Lebensquell, welcher jene Krankheiten vernichte und ein neu treibendes Leben erzeuge, ward vor allem das reine Blut einer Jungfrau oder

[1] Vincent. bellov. spec. hist. XVI. 8.

eines Kindes betrachtet. In den einzelnen hernach anzuführenden Sagen, wird sich zeigen, daß man, wie eben in unserm Gedicht dies, für das einzige Mittel hielt, welches den Aussatz heile. Der Kranke mußte darin baden oder damit besprengt werden, so war er rein und frisch, wie eine Jungfrau oder Kind. [1] Dieser Glaube liegt ohne Zweifel manchen Sagen unter, wo er nicht einmal deutlich ausgesprochen ist, wie in der vom Blaubart (wo der blaue Bart zwar ein schwarzer, dichter heißt, aber sicher zugleich auf eine Krankheit deutet) und andern Zauberern, welche ihre jungen geraubten Frauen tödteten und ihr Blut sammelten. [2] Selbst die historische Sage von den Juden, welche Christenkindern nachgestellt und heimlich gemordet um ihr Blut zu erlangen, mag darauf ruhen: sie wollten sich damit heilen und von schmutzigen Krankheiten reinigen. [3] Er erscheint schon im

---

[1] Ob unter den alten Aerzten selbst das Blut als ein verjüngendes und überhaupt als Heilmittel gegolten, ist wahrscheinlich, kann aber hier nicht untersucht werden. Noch jetzt suchen die, welche an der fallenden Sucht leiden, das Blut Hingerichteter zu erlangen, weil dieses allein nach dem Volksglauben sie heilt.

[2] Hausmärchen I. Nr. 46 und 62.

[3] Vergl. Eisenmenger's entdecktes Judenthum II. 220—225. In der erneuten Flohklag (Dornavii amphitheatr. p. 46. heißt es:

dann Jungfraw-Blut ist köstlich gut,
gleichwie den Juden Christen-Blut.

Der bethlehemitische Kindermord, den

mosaiſchen Geſetz, wornach reines Vögelblut bei dem Ausſatzopfer gebraucht wird. In einem Märchen des Pentameron kann ſogar eine ſchwere Hauptwunde durch nichts auf der Welt geheilt werden, als durch eine Salbe aus dem Blute kleiner Vögelein, die das ſelber ſingen. Longinus wuſch ſich mit dem Waſſer und Blut, das aus Chriſti Wunden floß, gläubig ſein Auge und ward klar ſehend. Die Blindheit des Cai Caus wird nach dem Schahnameh durch drei Tropfen Herzblut des weißen Rieſen geheilt. [1]

---

ohnehin die Geſchichte verwirft, indem Herodes früher geſtorben war, könnte auch ſo betrachtet werden, daß der alte König nicht nur den verheißenen Herrn tödten wollte, ſondern ſich auch durch Baden in ihrem Blute verjüngen oder heilen. Joſephus (antiq. XVII. bell. jud. I. 33) ſagt ausdrücklich, daß er an einer entſetzlichen Krankheit, die wie der Ausſatz Verderbniß aller Säfte bewirkte, ſtarb und ſich noch durch das Bad in einer berühmten Quelle zu retten ſuchte. — Wahrſcheinlich findet die Sage vom Kaufmann von Venedig hier ihren Grund, wo der alte Jude eigentlich Herzblut kaufen will. Shakespeare erklärt es aus angeborner Bosheit und Chriſtenhaß.

[1] Nach einer andern Seite wendet ſich die Sage, wenn einmal durch Herzblut Zauber vernichtet wird, indem nämlich das Reine die Banden deſſelben löſt, wie in däniſchen Volksliedern (ſ. altdän. Lieder S. 152. vergl. S. 122) ſodann, wenn es im Gegentheil Zauberkräfte ſchafft, indem es irdiſche Schranken durchbricht. Daher die Weisheit Sigurds nach dem Trank von Fafners Herzblut.

Gleichwirkend erſcheint, wiewohl ſeltener in den Sagen, was ſonſt als das urreine und lebenskräftigſte betrachtet wurde. Alſo: irgend geheiligtes Waſſer, ein heiliger Fluß des Landes, eine Wunderquelle, im Chriſtenthum die Taufe; woran ſich die ausgebreitete Sage vom Jungbrunnen ſchließt, welcher den in ihm ſich badenden Jugend und hohes Alter giebt, ſo wie die vom ſchwer zu erlangenden Lebenswaſſer, [6] das allein von der Krankheit befreit. Ferner, der reine, vom Himmel gefallene Thau, welcher in einem Märchen (Hausm. II. 21.) einem Blinden die verlornen Augen wieder erſetzt; [7]

[6] Hausm. II. 11.

[7] Aehnlich iſt es, wenn Chriſtus einen Blinden mit ſeinem Speichel heilt. Marc. 8, 23. — Geiſtlich aber ſind reuige Thränen, »Herzen-Thau, womit Magdalena ſich von Sünden reinigte.« Barlaam und Joſaph. Gotha. Hſ. fol. 34. Wernher bittet Maria: »himmliſche Frau, mit geiſtlichem Thau begieß meinen Gedanken,« d. h. reinige mein Herz. Darum liegt auch dem reinen Athem Heilkraft bei. In einem altfranz. Gedicht wird die Schönheit der Jungfrau beſchrieben und geſagt, daß ſie gehabt

. . . . alaine douce tant

cum malades alast du doux flair guerissant

einen ſo ſüßen Athem, daß ein Kranker von ihrem Anhauch geheilt ſeyn würde. Auch ſind ja eigentlich noch immer die beſten Heilmittel ſympathetiſche oder moraliſche, wie man das nennen will, die durch Seele und Gemüth wirken, z. B. der milde Sonnenſtrahl, der auf einen Kranken fällt, eine Botſchaft, die ſein Herz tröſtet.

die Milch einer treuen Frau, wodurch der kranke König allein genesst. Da allzeit mit der Heilung des Aussatzes eine Verjüngung erfolgt, (auch von dem armen Heinrich wird es ausdrücklich gesagt, daß er wieder ward, wie vor zwanzig Jahren, V. 1379. denn das Wunder Gottes wirkte wie eine Heilung durch Blut) so stehen auch die Sagen in Verwandschaft, wo der Athem frischer Jugend und ihre Lebenswärme abgelebte stärkt und länger erhält. Es fehlt nicht an Geschichten von alten Hexen, die junge Mädchen in ihr Bett nahmen, um deren Gesundheit und Lebenskraft mit dem Athem einzusaugen und auf sich selbst zu übertragen. * In dem Märchen von den Rolands-Knappen bei Musäus setzt sich eine alte Zauberin dreißig Jahre durch eine einzige Nacht zu, die ein Jüngling mit ihr zubringen muß. Endlich aber, da im geistlichen Sinne diejenigen gesund und rein sind, die heilig geworden, so vertreibt auch das

* Noch weiter geht es, wenn der nordische König Aun (Ynglinga Saga Kap. 29.) seine neun Söhne nacheinander dem Odin opferte, und durch jeden einzelnen einen Zuwachs von zehn Jahren gewann, wiewohl er zuletzt nicht mehr außer dem Bett stehen konnte, sondern wie ein Kind Milch soß. Auch Halfdan der alte verlängerte sich sein Leben durch Opfer. In der indischen Mythe jüngt sich Rajah Jajad durch seinen Sohn Kuru (oder Puru), der sich für ihn hingiebt. Polier I. 404. 405. Majer myth. W. B. v. Eyadien.

bloße Anrühren derſelben die unheilbare Krankheit und gewährt ein neues Leben. So hat Jeſus nach den rabbiniſchen Mythen einen Ausſätzigen durch Handauflegen geheilt und von der heil. Odilia erzählt die Legende, * daß ſie einen Ausſätzigen, vor dem alle geflohen, in ihre Arme genommen und freundlich gewärmt, wovon er augenblicklich geſund, friſch und rein geworden. Carpentier (v. miselli) führt aus einer Urkunde von 1408 eine Stelle an, wornach ein Ausſätziger mit der Hand eines todtgebornen (alſo ſündenfreien) Kindes, in die etwas Salbe gethan, beſtrichen und geheilt wird. Noch jetzt iſt im öſterreichiſchen Volksglauben, daß durch Auflegung einer todten Hand bösartiges Geſchwür heile.

Einzelne Sagen.

1) Naaman, der Feldhauptmann des Königs zu Syrien wird ausſätzig, da räth ihm eine Dirne, die aus Iſrael weggeführt war, nach dem Propheten Eliſa zu ziehen, der könne ihn von der Krankheit befreien. Der König von Syrien ſchickt dem Könige Iſrael einen Brief, worin er ihn bittet ſeinen Feldhauptmann zu heilen; der König Iſrael zerreißt ſeine Kleider und ſpricht: »bin ich denn Gott, daß ich tödten und lebendig machen kann und dieſen Mann vom Ausſatz heilen?« Aber Eliſa läßt ihm ſagen, der Mann möge zu ihm kommen, alſo kommt Naaman

* Bruchſtück einer ſehr alten Hſ. bei Eccard origg. familiae habsburg. austr. p. 88.

mit Roß und Wagen und hält vor der Thür an Elisas Haus, da sendet Elisa einen Boten zu ihm und läßt ihm sagen: »gehe hin und *wasche dich siebenmal im Jordan*, so wird dein Fleisch wieder rein werden.« Naaman spricht zornig: »ich meinte, er sollt heraustreten und den Namen des Herrn seines Gottes anrufen und mit seiner Hand über die Stätte fahren und also den Aussatz abthun, sind nicht die Wasser Amana und Parphar in Damaskon besser, als alle Wasser in Israel, daß ich mich darinnen wüsche und rein würde?« und zieht fort. Aber seine Knechte reden ihm zu, da steigt er ab und taufet sich im Jordan siebenmal und sein Fleisch wird rein wie das *Fleisch eines jungen Knaben* II. Buch der Könige 5, 1—14.

2) Gregor von Tours II. 31 sagt gleichnißweise von dem ersten christlichen König: rex ergo poposcit se baptizari; procedit ad lavacrum, deleturus *leprae veteris morbum*, sordentesque maculas gestas antiquitus *recenti latice* deleturus.

3) Pentamerone III. 9. Der große Türk [10] hat den Aussatz und kann nicht geheilt werden, als wenn er sich im *Blute* eines großen Fürsten badet. Er läßt ihn fangen, die Aerzte aber, aus Furcht ihr Mittel möge nicht anschlagen, suchen die Sache aufzuhalten und geben vor, der Fürst sey noch zornig

[10] Das ist der Hexenmeister, Riese, großer Feind.

und aufgebracht, daher sein Blut nicht rein und leicht schädlich werden könne; er müsse daher erst wohlgehalten werden mit nährenden Speisen, damit das Blut gut werde. Indessen entflieht er.

4) Reali di Francia cap. 1. Konstantin verfolgt den Pabst Sylvester und wird darum vom Aussatz ergriffen. Zwölf Jahre lang versucht er vergeblich alle Mittel, bis er in Verzweiflung seinen Aerzten unter Androhung des Todes befiehlt ihn zu heilen. Da sagen sie endlich, er müsse sich in dem Blut von sieben einjährigen Knaben baden, so werde er genesen. Darauf bringen sie sieben Mütter mit ihren Kindern zusammen, die an den Hof geführet werden, gleich als sollten sie Wohlthaten empfangen. Wie sie aber in die Thüre des Gemachs kommen und merken, daß ihre Kinder zur Heilung Konstantins sollen getödtet werden, erheben sie ein Jammergeschrei. Konstantin hört's und fragt nach der Ursache, als er sie erfahren, wird er gerührt und befiehlt sie frei zu lassen mit den Worten: „lieber will ich die Pein der Krankheit dulden, als Grausamkeit begehen.“ Welches Gott so gefallen, daß er deshalb Konstantins Nachkommen Ruhm und Ehre verlieh, aber geheilt wird er selber erst durch die Taufe, indem ihn aber das Wasser berührt, verläßt ihn der Aussatz und er wird rein wie ein Knabe von einem Jahr.

5) Schiltberger gegen das Ende seiner Reisebeschreibung, in dem Kapitel von der Armenier Glau-

den (herausgegeben von Penzel S. 177), erwähnt auch dieser Sage. Pabst Sylvester habe am römischen Kaiser Konstantin ein großes Wunder gethan, indem er ihn vom Aussatz rein gemacht, und alle viel tausend Kinder vom Tode erlöst, die man zu Rom zusammengebracht und mit deren Blut sich der Kaiser, nach der Aerzte Anordnung, habe baden sollen.

b) Histoire du sainct greaal (Paris 1523) fol. 225. Als Galaad, Perceval und Boort miteinander ziehen und Percevals Schwester mit ihnen ist, gelangen sie zu einem Schloß. Nahe beim Hauptthor kommt ein Ritter und fragt, ob sie eine reine Jungfrau sey? Auf Bejahung faßt er den Zügel ihres Pferdes und sagt, sie komme nicht fort bis sie dem Schloßrecht Genüge geleistet. Darauf erscheinen zehn gewaffnete Ritter und eine Jungfrau mit einem silbernen Napf und fordern das Schloßrecht, indem jede Jungfrau, die vorbeizieht, einen vollen Napf von ihrem Blut hergeben muß. Es folgt ein Kampf, worin die zehen den dreien weichen, diese gehen nun hinauf und hören, daß die Besitzerin seit zwei Jahren an der Mistsucht krank sey und kein Arzt ein Mittel dagegen gewußt. Endlich habe ein weiser Mann gesagt: es sey nöthig ein Napf voll vom Blut einer Jungfrau, die in Willen und Werk (qui sust viergo en voulente et en oeuvre) rein sey, zugleich Tochter eines Königs und einer Königin, damit gesalbt, würde die Kranke alsbald rein werden. Die Jungfrau, als sie das gehört, entschließt sich zu ihrer und

ihres Geschlechts Ehre die Kranke zu retten. Also läßt sie sich eine Ader öffnen und einen Napf mit ihrem Blute füllen, wovon sie entkräftet stirbt.

7) Histoire de Giglan de Galles et Geoffroy de Majence. c. 19. Ein Riese ist aussätzig und will, sich zu heilen, in Kinderblut baden. Sein Diener hat schon acht Kinder geraubt, geschlachtet und ihr Blut in eine Schüssel gesammelt, und raubt eben das neunte.

8) Eine schöne und vornehme Frau in Ungern schlägt ihr Kammermädchen ins Gesicht, so daß es blutet und ein Tropfen Blut auf ihre Wange kommt. Sie wischt sie ab, meint aber, die von dem Blut berührte Stelle sey viel schöner geworden. Da denkt sie: »wenn ich mich blos mit Menschenblut waschen könnte! es müßte aber warm und von einem jungen Mädchen gekommen seyn.« Sie entdeckt sich einer alten Frau und sie sperren das Mädchen in einen Keller, binden es und nehmen ihm jedesmal durch Nadelstiche [**] so viel Blut ab, als sie zum Waschen brauchen; bis es nach einem Monat verschmachtet. Die Frau dünkt sich jetzt schöner, als je und will das bewährte Mittel nicht mehr entbehren. Da es damals Sitte war, daß edle Frauen arme Mäd-

[**] Gerade so war in Frankfurt ein von den Juden gemartertes Knäblein abgebildet. Antiquar. des Neckar-Mainstroms S. 342. und Schudt, jüdische Merkwürdigkeiten II. 257, wo diese Abbildung in Kupfer gestochen ist.

chen zu sich nahmen, erzogen und versorgten, so wählt sie solcher viele aus, martert nach und nach acht und zwanzig todt und wäscht sich mit ihrem Blut, bis endlich die Greuel an den Tag kommen und sie mit der Alten lebendig auf öffentlichem Markt verbrannt wird. (Nach einem Wiener fliegenden Blatt: Geschichte und Bestrafung einer Mörderin durch deren boshafte Anschläge acht und zwanzig junge Mädchen in Ungarn einen schaudervollen Martertod sterben mußten. Am Schluß wird bemerkt, daß es im 17. Jahrhundert sich zugetragen. Der Aberglauben mag wohl zur wirklichen That geleitet haben).

V.

Der aussätzige Bluts-Bruder.

Jedes Volk besitzt Sagen von treuer Freund- und Brüderschaft, von Gesellen, [1] die sich seit der Kind-

[1] Hier ist unsere Sprache sehr reich, und alle Wörter sind vom Band des Zusammenlebens-sitzens-spielens- und reisens genommen: Gefährten, Gesinden, Gespielen, Genossen (Stuhl-Maz-Tisch-Bett-Schlafgenossen), Gereisen, Giteilen, Geleipun, Gemazen, Stallbrüder, Notgestalden, Gesellen oder einfach: Sellen, Fährten, Spilen, Gaten rc. allein. Im isl. heißt ein Freund: seßi, noti, hlyri, malvinr, ofruni, malanautr. In Sigurdrifa's Lied Nr. 4 sind Sigurd und Brynhild die zusammensitzenden, die Verbundenen. Vgl. comes, consors, contubernalis, commensalis etc. Schon Festus v. sodales: quod unâ sedent. So die griech. Wörter ἀυτοδαιτοι, ἀντοδειπνοι, συνδειπνοι und concoenae. In deutschen Märchen haben Gesellen gleiche Becher, Messer und Gabeln, ja sie heißen selbst darnach. (Hausm. I. S. 344. II. S. 227). Die Idee von der runden Tafel besagt ebenfalls diese Gesellschaft und Genossenschaft. Nicht blos in den Romanen von Artus, sondern auch in denen von Karl, die douze pairs (pares, gleiche Freunde

heit zuſammenhielten, [a] miteinander wandern und bis zum Tod beiſtehen. [b] Solche Freunde ſtehen in den Sagen mit treuen Dienſtmannen (Skirnir und Freyr ſind daher Geſellen) wirklichen Brüdern und Zwillin-

---

und Gefährten) heißen im Altdeutſchen bedeutend die zwölf Vetter (Verwandten, Brüder) und werden in den ſpaniſchen Romanzen meiſtens ſchön umſchrieben: »die, welche an einem runden Tiſche Brod zuſammen eſſen.

[a] Skirnis ſór:

. . thviat úngir ſaman varem i árdaga,
vel máttim tveir truaz.

[b] Die griechiſche und römiſche Fabel erzählt von Oreſtes und Pylades, Achill und Patroclus, Theſeus und Pyrithous, Hercules und Philoctet, Diomedes und Sthenelus, Peleus und Phönix, Aſmodius und Ariſtogiton, Nyſus und Eurialus, Damon und Pythias, welche Hygin Möros und Selinuntius nennt, (Hyginus fab. 257 qui inter se amicitia junctissimi fuerunt) Terentius und Brutus. Die Araber führen Amſchad und Aſſad an, (mille et une nuits. nuit IV.) näher liegen uns Jonathan und David aus dem alten Teſtament; die ſpätere chriſtliche Legende nennt Guido und Tyrius (Gesta romanor). Kerlingiſche Mythen haben uns den Bund von Lother und Maller, den treuen Geſellen, (vergl. Richard Löwenherz und Blondel) brittiſche den von Gawin, Iwain und Parcifal aufbewahrt. Aus dem altdeutſchen eigenen Kreiſe ſind Dieterich und Hildebrand (in der Wilk. Saga ſelbſt David und Jonathan verglichen) Hagen und Volker, (Nibel. 7056. 8917.) ſo wie Herzog Ernſt und Wetzel anzuführen; aus dem Altnordiſchen außer Herrandr und Veſi noch manche andere.

gen völlig gleichbedeutend und heißen auch vielmal Brüder oder Traute selbst.

Der Eingang des Freundesbundes wurde in den frühesten Zeiten schon durch eine Vermischung ihres Blutes geheiligt, damit in ihnen, wie in leiblichen Verwandten, eines fließen sollte und sie von Herzen und Seelen eins würden. Entweder ritzte man eine Ader an Hand und Finger auf und ließ das Blut in einen Becher Weins strömen, welchen sie mischten und tranken, * oder netzte blos Hände und Schwerter damit, oder drückte die Fußtapfen in die Erde ein, sie mit dem gegenseitigen Blut auszufüllen. [5] Besonders aber wär im Norden diese Blutbruderschaft lange und spät noch gebräuchlich. [6] In früher Zeit hing

---

* Das Blutweintrinken kam nicht allein beim Freundschaftsschwur, sondern auch bei Eiden überhaupt vor. Sallust. b. catilin. XXIII. Pomp. Mela de situ orb. I. c. 2. Heredot III. 11. und IV. 70. Lucian in Toxari II. 548. Dem Lauterwein, Lutertrank (merum) stand der gemischte, mixtum, mustum, entgegen, daher miscere potum, biande miöd. Die Natur selbst hat dem weißen, klaren, den schwarzen, blutfarbigen Wein zur Seite gestellt. Bei Staatsbündnissen oder Unternehmungen auf Leben und Tod nahm man zur Bekräftigung das heil. Abendmahl, wodurch die höchste Einigkeit im Blut Christi bewürkt wurde. Die Hostie ward dann getheilt, von jedem zur Hälfte genommen.

[5] Brynhildar qvida II. 18. mantattu, Gunnarr, er thid blodi i s p e r badir reydot.

[6] Beweisstellen gesammelt bei Ihre v. festerbroder

damit die Sage, daß ſolche Freunde nach Gefallen ihre Geſtalt austauſchen konnten genau zuſammen, oder war vielmehr ein blos veränderter epiſcher Ausdruck der andern, eben ſo häufigen: daß ſich ſolche Freunde wirklich in allem ähnlich ſähen. Das Blutrinken oder miſchen unter Freunden hat ohne Zweifel auch in Deutſchland ſtattgefunden und iſt (unter Studenten) noch nicht ganz erloſchen; wenigſtens wurden vor einigen Jahrhunderten die Bündniſſe feierlicher abgeſchloſſen. [7] Brüderſchaften werden noch heutzutage mit Wein getrunken. Von den alten Gal-

---

und Suhm 2. 118. 119. Aus der Edda iſt Gunnars und Sigurds, wiewohl gebrochener Freundeseid berühmt. Der gewöhnliche Namen iſt foſtrbroder, a. ſ. feſterbrethor, als wären ſie von einer Mutter aufgezogen und aufgeſäugt, wie Zwillinge, oder Milchbrüder, ſpunnibrueder (von ſpunen, ſäugen) conlactaneus, welches Wort auch noch im deutſchen bald allgemeiner, bald enger genommen wird. Auch Herzbruder iſt ein bedeutender, daſſelbe was Blutbruder ſagender Ausdruck. Man findet foſtbrâdralag und ſtallbrâdralag (Welſ. S. Kap. 36.) im isl. ſelbſt blodi ſogar Bruder. Thorl. VI. 13. der aus gleichem Blut entſproſſene, consanguineus.

[7] Im Simpliciſſimus (Mümpelgart 1669. S. 208.) erinnert folgende Stelle hieran: »mit dieſem Muſterſchreiber, welcher auch Herzbruder hieße, machte ich eine ſolche Freundſchaft, daß wir ewige Brüderſchaft zuſammenſchwuren, kraft deren wir einander in Glück und in Unglück, in Lieb und Leid nimmermehr verlaſſen wollten.

liern ist Julius Cäsars Stelle sehr merkwürdig. [8] Der Bruder ist ein geborner Freund, wie der Freund ein geworbener Bruder.

Aus diesem einfachen Verhältniß, wornach was eines Blutes ist und ein Blut wird, treu und willig sein Blut für einander hingeben muß, [9] ist vorzüglich im Mittelalter eine rührende, weitverbreitete Sage entsprungen und mit der vorhin erörterten von der Heilung des Aussatzes durch Blut verbunden worden.

1) Am berühmtesten darunter ist die Geschichte von Amicus und Amelius. Hier bezeichnet schon der Namen die Sache und kommen, da beide Freunde von der Kirche heilig gesprochen wurden, als Taufnamen häufig vor. [10] Amelius erinnert an ami, amni, amelni, läßt sich aber auch auf ὁμηλικος fami-

---

[8] B. Gall. III. 22. Solche Brüder nannten sie Soldurios (Sellen?) — quorum haec est conditio, ut omnibus in vita commodis una cum his fruantur, quorum se amicitiae dediderint: si quid iis per vim accidat, aut eundem casum una ferant aut sibi mortem consciscant. Neque adhuc hominum memoria repertus est quisquam, qui eo interfecto cujus se amicitiae devovisset, mori recusaret.

[9] Die selbst Blutverwandschaft übertreffende Kraft der Freundschaft drücken alte Sprüchwörter aus; Iwein 2691

ich hore di wisen zelen
ez en habe niht grozer chraft
dan unsippe gesellescaft.

[10] Marini papiri No. 71. Amis: Man vergleiche aber zumal die Diplome in den preuves der Arist. de Languedoc.

liaris (familiaris), famulus (trauter Diener) zurückführen, namentlich wenn, was gar nicht unmöglich ist, die Legende ursprünglich griechisch niedergeschrieben worden wäre, und die Baseler Handschrift liest sogar Amelius. Die Erzählung dieser lateinischen Prosa [11] ist schlicht und ungeschmückt; Vincenz von Beauvais aus der Mitte des 13. Jahrhunderts hat sie meist wörtlich in sein Buch aufgenommen, [12] Alberich von Dreibrunn [13] gleichfalls, nur mehr im Auszug abzukürzend, [14] abhängig und unabhängig von einander.

a) Gleichberühmt und in ganz Europa ausgegangen ist das Buch von den sieben weisen Meistern, dessen Schluß die vielleicht unmittelbar entliehene Sage von Amicus und Amilius unter den Namen Ludwig und Alexander erzählt.

---

[11] Handschriften, doch keine über das 14. 13. Jahrhundert hinaufgehend, sind in den Bibl. häufig, (oft mit dem Turpin und Apollonius zusammen) namentlich zu Paris und Basel (E. III. 3). Doch scheint die Abfassung ins 11. oder 12. Jahrhundert zu gehören.

[12] Spec. histor. Lib. 24. c. 162 — 166.

[13] Alb. Triumfontium. Leibnitz accessiones hist. II. 108 — 110.

[14] Hieraus sind entsprungen:
a) Ein latein. Gedicht in Hexametern. Handschrift zu Paris. Bibl. reg. —
b) Ein franz. Gedicht in langen Reimzeilen,
c) woraus der gedruckte roman d'Amis et de Miles (ausgezogen in der bibl. d. romans 1778. Dec. p. 1 — 24).

3) Konrads von Würzburg Gedicht von Engelhard und Engeltrut könnte seiner Abweichungen wegen, aus eigener etwa volksmäßiger Quelle geflossen seyn. In den Namen ist wiederum ihre Gleichheit ausgedrückt. [15]

4) Ebenfalls scheint das Buch von den Freunden Oliver und Artus auf besondere Sagen gegründet. [16]

5) Noch herumgehende Kindermärchen bestätigen das vollkommen. Dahin gehört das ital. von Caneloro und Fonzo, [17] das deutsche von den beiden Brüdern Wasserſprung. [18] In beiden mangelt zwar die Heilung des Aussätzigen, aber sonst treffen fast alle Umstände zusammen.

---

d) Ein altengliſches, ausgezeichnetes Gedicht Amis and Amiloun (ausgez. von Ellis III. 384 — 419. und nunmehr gedruckt bei Weber II. 369).

e) Das Buch von Emlyn u. Amic in brittanniſch.

f) Amicus ec Amilius rimur in isländiſch. (Keine deutſche Bearbeitung iſt bisher bekannt geworden).

[15] trut iſt ein Freund. Engelhart, Angelhart, Amelhart führt leicht auf Amelius.

[16] Handſchrift zu Paris. bibl. reg. Nr. 7550. In Proſa von Ph. Camus, Genf 1482. fol. dann zu Lyon 1546 und Paris 1587 in Quart u. ſ. w. Ein Auszug in den mélanges tirés d'une gr. bibl. V. 79 — 102. Vergl. VIII. 223. Deutſch von Wilhelm Zisly von Bern, Baſel 1522. Mit dem Valentin und Urſus.

[17] Pentam. I. 9.

[18] Hausm. I. 74. vergl. auch I. 63. die Goldkinder, zwei treue Brüder.

Aus diesen vielen und reichen Quellen heben wir folgende Züge aus:

Die beiden Freunde werden an einem Tage zur Welt geboren und gleichen sich wie Zwillinge, von Gesicht und Gestalt, daß sie fast nicht unterschieden werden können. Als sie sich trennen müssen, geben sie sich Wahrzeichen, Amicus und Amelius haben zwei gleiche Goldbecher. Der eine vertritt den andern in einem Kampf, wo dieser wegen der Unwahrheit seiner Sache nicht siegen konnte und rettet ihn dadurch. Dafür nimmt dieser einmal bei der Gemahlin des andern die Stelle im Bett ein, ohne daß die Frau es merkt, oder der Freund ihm mißtraut; allein ein bloßes Schwert hatte er zwischen sich und die Frau Nachts gelegt. [49] Die größte Prü-

[49] Das Legen des bloßen Schwerts zwischen Mann und Frau, die in einem Bett schlafen, zum Beweis ihrer Keuschheit, wird außerdem noch viel weiter vorgefunden. Das wichtigste und älteste Beispiel sind Gunnar und Sigurdr, beide Fostrbrüder, Gestalt und Ansehen miteinander tauschend. (Die deutsche Heldensage und die Wilk. S. weiß dieses Schwertlegen nicht mehr, wohl aber die Edda und Wolf. S.) Gerade so nimmt Pwyll seines Freundes Arawn Gestalt an und liegt dessen Frau bei, ohne sie zu berühren (s. brittan. Mabinogi). Das Schwertlegen wird dabei nur nicht ausgedrückt, so wie in der R. Kraka S., wo der seinem Bruder ganz gleichsehende Bedvar die Stelle im Ehebett einnimmt. Wolfdieterich (Dresden. Ged. 270. 271.) legt ein nacktes Schwert zwischen sich und die Jungfrau,

fung iſt aber dieſe: der eine Freund wird ausſätzig von Weib und Leuten verbannt und gezwungen in die Welt zu ziehen, und Gottes Stimme offenbart dem andern, daß er nur durch Kinderblut gerettet werden könne. Da zaudert er nicht, tödtet ſeine eigenen liebſten Kinder und bringt dem Freunde ſein Blut. Der Freund geneſet, und der Himmel zum Lohn für ſolche Treue erweckt die Kinder wieder zum Leben und wo der Schnitt in den Hals gethan war, tragen ſie Rin-

---

welche er verſchmäht. Orendel und Breide thun ein Gleiches aus gottesfürchtiger Heiligkeit (ungenähter Rock V. 1846). Im angeführten Märchen von Cannelore und Fonzo iſt auch das Schwertlegen, als der nicht vom Mann zu unterſcheidende Freund bei der Gemahlin liegt. Triſtan und Iſold bedienen ſich dieſes Symbols aus Liſt und täuſchen Marken dadurch. Hierher gehört nicht minder die Sage von Germo und Thyra (ſ. Arnkiel S. 291.) im Pentameron I. 7. (lo mercante) ſind dafür die lenzole spartute, (d. h. die entzwei getheilten Bettdecken). Ein deutſches Volkslied gedenkt auch dieſer Sitte, (Wunderhorn II. 27b.) welche im Mittelalter ausſchließlich gegolten zu haben ſcheint, wenigſtens findet ſich bei den Griechen, Römern und Aſiaten keine Spur außer der in der arab. 1001 Nacht, wo Aladdin ein Schwert zwiſchen ſich und Badrulbudur mitten einlegt. Dagegen war es in Europa allgemeiner Brauch dieſes Symbol beim fürſtlichen Bettſprung anzuwenden, ſobald eine weitenfernte Braut dem fürſtlichen Magen oder Geſandten zur bloßen Form angetraut wurde und beide das Bett beſtiegen. — Vergl. Scotts Tristrem p. 345. 346.

ge, wie rothe Fäden [20] und ſpielen lachend miteinander. [21]

Dieſes ſind die gemeinſchaftlichen Züge der Sage, ſie theilt ſich aber in den vorhinbemerkten Aeußerun-

---

[20] Dies auch im Märchen von Ferenand getrü, (Hausm. II. 40.) und in Göthes Fauſt.

[21] Wir theilen hiervon nach den Haupt-Sagen die verſchiedenen Erzählungen mit: 1) Legende und Vincenz: et stillantibus super eos lacrimis excitati sunt, pueri vero faciem patris respicientes ridere ceperunt; quibus etatem trium annorum jam habentibus dixit: »risus vester, pro dolor! in luctum convertetur, quia innocens sanguis vester in hac hora, ab impio patre effundetur!« His dictis decollavit eos; quorum cadavera cum capitibus in eodem lectulo cooperta quasi dormientes reposuit. — Post haec solus intravit in thalamum; ut super filios fleret et invenit eos in lecto ludentes, circa quorum colla cicatrices ad modum fili rubei usque ad ipsorum mortem apparuerunt. 2) Das engliſche Gedicht: der Vater findet die Kinder, wie ſie lieblich beiſammenſtehen und ſpielen, da zieht er weinend ſein Meſſer und ſpricht: »hat mein Bruder nicht gezögert für mich treu und gut ſein eigen Blut zu vergießen, wie ſollt ich meine Kinder ſchonen?« dann ruft er Jeſus und die Jungfrau an und ſchneidet ihnen den Hals entzwei. — Hernach gehen ſie in die Kammer, da liegen die Kinder ſo eben aus dem Schlaf erweckt und ſpielen. 3) Die ſieben weiſe Meiſter, nach der Frankfurter Hſ. von 1478 (die D. Thomas uns mitgetheilt): Nimmt den armen ſünderſiechen, ſinen geſellen, zu ihm in die kammer, da die kinde in lagent

gen nach dreien, natürlich nicht scharf abgeschnittenen, Richtungen. Vorherrschend geistlich zeigt sie sich bei Vincenz; die sich ganz ähnlichen Kinder werden nicht nur an einem Tage geboren, sondern auch getauft, indem die sonst sich unkunden Eltern, offenbar durch Gottes Geschick auf der Fahrt gen Rom zusammenkommen. Schon hier äußert sich in den Kindern solche Geselligkeit und Uebereinstimmung auch der Neigungen, daß keins ohne das andere Speise nehmen oder abgesondert schlafen will. Der Pabst

---

und schliefent und schnitt ihn allen dreien die kehlen ab und nahm das blut und badet sinen gesellen darin. — Sprach Ludwig zu der jungfrauen, die der kinder sollt warten: »gange hin und wecke uns die kinder uf und sehe, wie es um sie stande. Die jungfrau ging in die kammern und fand die kinde alle lebende und gingent in der kammern und hatten einander bei den händen und tanzten an einem ringe und sungen salve regnia! dem allmachtigen gott und der himelischen königin. Die Leipziger Hs. von 1492. weicht nur in Worten ab, die Kinder sungen das ave Maria, gratia plena, im Druck von 1480 wie die Frankfurter Hs. und von 1546. te Deum laudamus. 4) Engelhart und Engeltrut, Eschenburgs Denkmaler S. 55. 56. Es heißt schon vom Vater: sanfter hatte er zwei starke Riesen uberwunden, denn er gesiegen mocht an diesen kleinen Kindern. Manchen Kuß giebt er den Schlafenden, bis er mit nassen Augen sein Schwert aus der Scheide zieht und ihnen die Haupter abschlagt. Die Warterin findet sie beide spielend auf dem Bette, jedes mit einem rothen Faden um den Hals.

kauft sie selbst und giebt ihnen die bedeutenden Namen, so wie die köstlichen Goldbecher; auch hernach, als der aussätzige Amicus im Elend nach Rom kommt, unterstützt ihn der Pabst drei Jahre. So ist ihre Freundschaft, Einheit und Einigkeit von Gott gekommen und ihre Seele ist nur eine (wie auch in den sieben Meistern der eine zum andern spricht: »halber Theil meiner Seele!«). Der Nachdruck liegt auf ihrer Treue, darum kämpft der eine fälschlich und achtet die vom Himmel gedrohte Strafe nicht und opfert der andere seine Kinder. Ganz zu dem Legendenartigen gehört, was Alberich und die handschriftliche Legende bemerken, daß Amicus und Amelius in der Schlacht Karls des Großen gegen den Lombardischen König Desiderius (774) an einem Tage geblieben. Alberich fügt noch allein hinzu, daß Karl und seine Gemahlin in zwei Kirchen sie beisetzen ließen, aber durch göttliche Anordnung Morgens die beiden steinernen Särge in einer Kirche nebeneinander sich gefunden. [22]

[22] Nicht unähnlich den Blumen und Sträuchern von Treuliebenden die aus den Gräbern einander entgegenwachsen und sich umschlingen. Castor und Pollux, die treuen Brüder, aus einem Ei geboren, stehen sich in allem bei. Als der sterbliche Castor stirbt, theilt der unsterbliche Pollux mit ihm, und beide liegen zusammen einen Tag im Grabe, daß sie den andern beide im Himmel seyn können. Dagegen die feindlichen Brüder Eteokles und Polyneikes sich noch in der Todesflamme von einander trennen, wie sich die Federn von Vögeln,

Aber eben dieſe geſchichtliche Beziehung, die Alberich mit der Bemerkung anführt, daß das Vorangehende zum Theil apocryphiſch ſey, deutet darauf, daß die Mythe noch in einer andern Richtung, als eine kerlingiſche Heldenſage, unter dem Volke gelebt. Auch Vincenz und die Legende rücken wenigſtens am Eingang die Begebenheit unter Pipin.

In einer dritten Richtung hat ſich die Sage ſowohl von der Legende entfernt, als von dem geſchichtlichen Boden abgelöſt und das Oertliche iſt nach poetiſcher Willkühr oder auch gar nicht angegeben, wie es gewohnlich die Eigenheit der Märchen iſt, hier wird das Wunderbare der Geburt noch geſteigert, in dem deutſchen ſind die zwei Kinder ohne Vater geboren, indem ihre Mutter in einer begabten Quelle gebadet. Nach einer anderen noch ungedruckten Volkserzählung davon fiſcht ein Fiſcher lange vergeblich, bis ihm ein Goldkorb vom Himmel ins Netz fällt, worin die beiden Kinder liegen; (hier kommt auch hernach das Schwertlegen vor) ſtatt daß ſie gleiche Becher erhalten, ſtecken ſie ein blankes Meſſer in einen Baum, wenn eine Seite roſtet, ſo iſt der, welcher dahin ausgegangen, in Gefahr. Im ital. Märchen werden beide geboren, indem die Mutter von dem allesbefruchtenden Herzen eines Seedrachen, das eine reine Jungfrau gekocht hat, iſſt. Die Blutsbrüderſchaft

---

die ſich im Leben gehaßt, auseinander ſondern, wenn man ſie vermiſcht.

ist schön bezeichnet: Canneloro stößt den Daumen in die Erde, woraus ein Brunnen quillt; (es ist das Blut, das in die Fußspur rinnt) je nachdem es hell oder trüb ist, wird der andere sehen, wie es ihm geht. Auch haut er mit dem Schwert in die Erde, davon ein Strauch entspringt, dessen Frische oder Welke ein Zeichen seyn soll. — In dem franz. Roman von Artus und Olivier wird angeführt, daß des letztern Vater bald nach Karl dem Großen in Castilien geherrscht. Bei der Trennung giebt Olivier dem Artus ein Zauberglas voll Geist, der hell oder trüb seyn wird, nachdem es ihm ergeht. Roher ist, daß Artus, um geheilt zu werden, nicht sich im Blute von Olivier's Kindern wascht, sondern das warme trinken muß. Das englische Gedicht knüpft sich weiter an keinen sicher geschichtlichen Namen, in der Lombardei trägt sich die Begebenheit zu. Die Sage ist hier gut und vollständig dargestellt, zumal in Vergleich zu den flachern franz. Gedichten und weicht in den Grundzügen nicht eben von Vincenz ab. Eigen und bedeutend ist, daß die Opferkinder gerade am Christtag getödtet und wieder belebt werden, wo nach dem Volksglauben alle Kreaturen sich neu regen, ja selbst die schlafenden Thiere sich um Mitternacht aufrichten. Jedoch hat das Gedicht noch einen ihm allein zugehörigen Zug. Als der aussätzige Amilion von seinem Weib aus seiner eigenen Burg verstoßen und in eine arme Hütte eine Meile davon verbannt wird, so bleibt ein treuer zwölfjähriger Knabe, Kind Ouey (Child

Oney) bei ihm und erleichtert mit Dienſt ihm das Elend. Er holt ihm das Eſſen und zieht dann mit ihm auf einem Eſel aus, zu betteln. Als bei Hungersnoth auch die Eſel verkauft werden, (denn den Freundſchafts-Goldbecher will Amilion nicht weggeben) ſo trägt Oney den Kranken auf dem Rücken und ſchlägt einen beſſern Dienſt, der ihm angeboten wird, aus. Dieſes treue Kind erinnert nun an Triſtans Diener Gouvernal, aber noch beſtimmter an die treue Jungfrau in unſerm Gedicht, ſie weicht nicht von ihrem Herrn, während die andern ihn zu rechter Zeit meiden und ſie iſt zugleich treuer Freund, (wiewohl ein Strahl davon auch auf den Meier fällt) Krankenwärter und Opfer.

Aus dieſem allem geht aber deutlich vor, daß der Mythus von dem ſich aufopfernden Freund mit dem andern, wo ſich Gemahlin für Gemahl hingiebt, in einer höheren Bedeutung völlig gleichſteht. Es iſt eine und dieſelbe Treue, zu der ſich Freund und Frau gelobt und verbunden haben und in dieſer Hinſicht ſcheint die Bemerkung nicht unwichtig, daß die zu der Sage ſtets ſtimmende Sprache auch hier gleichen Schritt hält und für Freund wie für Gemahlin dieſelben Wörter hat. Schon Frau und Freund ſind wörtlich nahe. Man vergl. Trauter und Traute, ſammt vielen ähnlichen. Im nord. heißt hug-reynir oder ſef-reynir (der eines Herzensgedanken weiß) Freund, und hug- oder ſef-reyna: Gemahlin.

VI.

Opfer.

Was im vorherigen von der Heilung durch Blut und dem Hingeben des Bluts gesagt worden ist, veranlaßt noch einige allgemeinere Betrachtungen über die Opfer.

Das Wesentliche in allen Opfern ist die Hingebung, [1] diese aber entweder ein Hingeben oder ein Hingegebenwerden. Die Opfer unterscheiden sich danach in gegebene, freiwillige, wo sich der Unschuldige für den Schuldigen giebt, und genommene, gezwungene, wo der Schuldige den Unschuldigen hinnimmt, allein beide stimmen in dem Begriff der Mittheilung (Vermittlung) zusammen. Nämlich der Opferer trägt entweder seine eigene Reinheit auf die Befleckung, oder seine Krankheit auf die Gesundheit des andern über. Der Uebergang, als die Wirkung ist in beiden Opfern dieselbe, und auf ihr beruht das Wunder und das Recht der Opfer; jenes weil das Lebendige das Todte wiederweckt, dieses, weil aus dem Kleinen das Große wächst, wie der Baum aus dem Samenkorn.

[1] Daher das Wort opfern, obferre, offerre, hostia oblata.

Die Mythe vermiſcht aber die thätigen mit den gelittenen Opfern, ganz nach dem tiefen Grundſatz der Grammatik, welche keinen urſprünglichen Unterſchied macht zwiſchen Aktivum und Paſſivum. Wenn ſich daher in der einen Sage das Kind für den Vater hingiebt, daß durch ſeines deſſen Leben erneuert werde, ſo iſt es ein andermal der Vater, der das Kind ſchlachtet, um ſich ſein Leben zu friſten und Güte wie Grauſamkeit deuten hier auf denſelben Grund hin.

Zu dem Opfer gehört nun ferner, daß der Unſchuldige mit dem Schuldigen in Band ſtehe, welches dieſem Einfluß auf jenen giebt. Darum iſt der Menſch über Thiere und Pflanzen gewaltig, daß er ſie opfere und durch ſie lebe und darum bringt jedes Band zwiſchen Eltern und Kindern, Herrn und Dienern, Freund und Freunde, Mann und Frau nothwendig Opfer mit ſich und Kraft dieſes Bandes geſchieht es, daß der Vater, wenn er ſtirbt, dem Sohn ſeine Habe und Glücksgüter überträgt. Die Liebe iſt uns eingeboren, daß ſie uns binde und an ihrem Band hängt die Welt feſt.

Heilige legen die Hände auf den Schwachen, ſterbende Eltern auf das Haupt ihrer Kinder, der Vater auf den verreiſenden Sohn, daß ſie ihnen ihre Heiligkeit und ihr Glück übertragen. Dieſer Handſegen iſt ein Opfer, eine Uebertragung und wie durch Händefalten Bünde geſchloſſen werden, liegt in ihrem Auflegen rettende, heilende und ſeli-

gende Kraft. * Der eine übertrug Glück und Sieg auf den andern, [2] und es folgte ihm in die Ferne als ein Begleiter, Schutzengel und unsichtbarer zuflüsternder Freund, denn die Freundschaft ist heimliches Gespräch und Begleitung (s. oben die Note, über Freund und Sprecher). Da der Ring das Zeichen von Umgebung, und geschlossenem Band ist, so wird in ihn die Stärke des Bandes gelegt; der Vater auf dem Todbette theilt dem Sohn seinen Wunderring mit, die Mutter giebt ihn dem Abreisenden, der sterbende Liebhaber sendet ihn der Geliebten zurück. * Was beim Anfang des Bandes war, ist auch bei seinem Ende, und schon daraus folgt, daß die Bande des Bluts und die Blutbrüderschaft sich mit Blut lösen müssen.

Wir finden Menschen- und Blutopfer nicht blos unter den rohen Wilden, sondern bei allen edlen Völkern in ihrem Alterthum. Wie nun diese beiden selbst von einander höchst verschieden sind, dürfen auch

---

[1] Vergl. was eben S. 177 von der Heilung durch anrühren bemerkt worden. Die Grafen von Habsburg heilen Stammeln durch einen Kuß. Pyrrhus hatte Kraft die Milzsucht mit seiner Fußzehe zu heilen. Die Könige von Frankreich die Kröpfe durch Anrühren.

[2] Man nannte dies im Norden: tilleggia einem hamingiu. Vergl. Barthelin antiq. 694.

* Freunde, die von einander scheiden, tauschen Ringe, Messer oder Schwerter. Vergl. Barthelin antiq. 696 und diese haben mancherlei Wunderkraft.

ihre Gebräuche nicht nach gleichem Maas gemeſſen werden, und es liegt den blutigen Opfern, die der alte Deutſche brachte, nothwendig etwas anderes zu Grunde, als eitle Grauſamkeit und Verwilderung: dunkles Gefühl dem zornigen und gnädigen Gott, der aller Dinge Gewalt hat, das höchſte geben und bieten zu müſſen, was er uns gab, das Leben oder worin es rinnt und zerrinnt, das Blut. [1] Der Flecken will abgewaſchen und weißgebrennt, die heiße Sünde geſühnt und gekühlt ſeyn (daher auch Sünde und Sühne verwandt ſind); die weihende, heiligende Kraft liegt aber in der Zurückführung auf die urſprünglichen Elemente, darum reinigen und erfriſchen Feuer, Waſſer und Erde. Wie aber durch Laſſen von wenigem Blut, [2] das ganze übrige gebeſſert und befreit und die Krankheit gehoben wird, ſo legt ein ganzes Volk ſeine Sünde auf einen einzelnen Auserkornen und büßt durch deſſen Tod ab; ja Gott entſündigt die ganze Welt durch ſeinen Sohn, welcher der Welt Sünden trägt. Dieſes Loos fällt meiſtens auf den Schwächeren, und für den Vater muß der

[1] Moſes III. 17, 5. Blut iſt die Verſöhnung fürs Leben. Im altfrieſ. Geſetz: Mord ſoll man durch Mord kühlen. Vergl. blôd, einer dem das Blut ins Geſicht oder daraus tritt, der erröthet. Nibel. 97b erblût, erröthet. gl. blas. 5b arblühtes, exarsisti.

[2] Dem Aderlaſſen als Arznei ſtehen zur Seite die Blutgeißelungen und heilige Vergießung des eigenen Bluts.

Sohn, für den Mann die Frau, für den Herrn der Diener, für den Sieger der Knecht das Leben laſſen. Das Schickſal, welches Feindſchaften ausbrechen läßt, fordert fallende Opfer und in die Gebliebenen theilen ſich die Götter, * wonach das Tödten der kriegsgefangenen Feinde betrachtet werden muß, und wenn der Krieg ſchon in dem eddiſchen Tropus Blutbad heißt, ſo liegt der Sinn davon tiefer und erinnert an die entſündigenden Blutbäder opfernder Völker.

Ob die älteſten Opfer Blut- oder Pflanzenopfer geweſen, iſt vielleicht darum ſchwerer auszumachen, weil beide in der anfänglichen Idee eins und daſſelbe bedeutet zu haben ſcheinen. Das höchſte wird geopfert, in welchem das Leben ruht, das iſt Blut und Blüthe (altd. blût und noch menstruatio, Blüthe, Blume, vgl. aufblühende Jungfrau), welche Worte an ſich nahe zuſammenkommen. Es iſt dabei wohl zu erwägen, daß die alten Völker Bäume und Kräuter, mehr wie wir pflegen, für lebendig und lebensfähig hielten und der Saft, den ſie von ſich gaben, dem rothen Saft der Thiere näher ſtand, folglich die Pflanzenopfer eine wirkliche Verblutung der Natur heißen können. Das

* Daher heißt der Tod eine Wahl und das Schlachtfeld Wahlſtatt, (campus electionis) wo die Walkyrien, (die Wählenden, Kieſenden) die Schlachtopfer in Empfang nehmen. Die caesi, Erſchlagenen ſind alſo wörtlich erkohrne (von Kieſen) und bedeutend, aber umgekehrt wird das Volksfeld, wo die Königswahlen geſchehen, Marsfeld (campus martis) genannt.

ſich unter der Flamme fälbende Blatt, die zitternd in Aſche fallende, in Rauch und Luft zergehende Blume gleicht im Schmerz dem ſtrömenden Blut des wimmernden Thieres. Daraus folgt aber auch, wie Pflanzenſäfte in Krankheiten gebraucht werden, die heilende Eigenſchaft des Blutes. Und die Mythen, daß aus gefallenen Blutstropfen Blumen und Bäume wachſen, wiederum aus den Bäumen Menſchen werden, beſtätigt ſich und dieſes alles deſto ſtärker. Bei den Opfern ſcheint aber die Idee von Blut die urſprüngliche und allein erklärende ſeyn zu müſſen. *

* Die Sprache beweißt das, sanguis, sang (isl. son) iſt Blut, Sühne, sanctus das zum Opfer beſtimmte, geweihte, womit sacer, wie sacrificare mit sanctificare eins. So iſt das isl. bl o t a, opfern augenſcheinlich mit B l u t verwandt. Allein da die Blutopfer bald ſelten wurden und abkamen, ſo verſtand die Sprache früh dieſe Abſtammung nicht mehr und unterſchied ſpecifiſch und genau, was zuſammengehört hatte; nämlich der Norde ſchreibt blod oder bloth (sanguis) aber bleta (opfern), der Deutſche Blut, Plut aber blozan, plezan (opfern) und gleichfalls unterſcheiden die Angelſachſen und Gothen hier genau das t vom th (d.) dergeſtalt, daß bleta nicht mehr bluten, ſondern ſo viel als colere, Gott bedienen heißt. Merkwürdiger wäre es, den tief in unſere Sprache greifenden Stamm w e, w e i auseinanderzuſetzen und ſeine wahrſcheinliche Urbeziehung auf den Opferdienſt zu zeigen (weihen, wigen, Weh, Waffe, vega, vigia, vig u. ſ. w.). Die Wörter: o p f e r n, w e i h e n, h e i l i g e n, h e i l e n, ſ e g n e n ſind eins.

Das Opfer aber, d. h. die Sühnung und Heilung ist nur denkbar, wenn das auf den sündlichen oder kranken Theil übergetragene und übergehende Blut selbst rein und unverdorben ist. Diese Reinheit und Frische ruht aber in der Kindheit, also wird für die Gesundmachung des aussätzigen Bluts das von Kindern und reinen Jungfrauen gefordert. Unbeflecktes Kinderblut löst in den Mythen jeglichen bösen Zauber [9] und viele Völker opferten Kinder, wie in Mexiko Kinderblut unter das Opferbrod kam.

Was aus dem menschlichen Herzen entspringt, ist an sich und anfangs untadelhaft und recht, so auch die Idee der Opfer, Weihen und Heilungen; das Böse und Verworfene spaltet sich von dem Guten ab und bekämpft seinen eigenen Grund. Aus dem göttlichen erfreuenden Gesang werden böse Zauberlieder, die Heilgaben der Natur gehen in Gift über und das Blut ist zugleich reinigend, lösend und belebend, aber auch besudelnd, bindend und tödtend. [10] Bald werden todte Gebeine durch Blutbenetzung ins Leben erweckt, und Blut zur heiligen Weihe getrunken und Steine gesalbt, bald aber verpestet das Blut Häuser und Wohnungen und der Böse fordert es zur Verschreibung. Dem Herrn wird die Erstgeburt geopfert, aber der Teufel strebt ihr auch nach und läßt sie sich,

[9] s. in der Fabel von Merlin und eine in den sieben weisen Meistern.

[10] Mythen vom giftigen Drachen-, Bocks- und Ochsenblut.

wie den Erstbegegnenden verheißen. Aus dieser nothwendigen Mischung des guten und bösen Prinzips, die sich in allen Sagen ausspricht, folgt, daß die rechten Opfer in linke und böse ausschlugen, sobald die Völker selbst von dem Reinen abfielen und wir schaudern vor dem Greuel und der Grausamkeit schrecklicher Menschenopfer. Desselben Mittels, das dem treuen Freund und Gemahel gebracht wird, will sich auch der gottlose Bösewicht bedienen, er hat nicht mehr an einem Kinde genug, sondern läßt viele sammeln und sein Blutdurst steigt immer mehr. Daher wir die Sparsamkeit an Blutopfern und die ungeheure Verschwendung derselben bei den verschiedenen Völkern wohl unterscheiden müssen.

Nach allem diesem wird es weder gewagt, noch unwündig scheinen, daß wir in unserer Dichtung vom armen Heinrich eine uralte Opfersage zu erblicken glauben. In der Fabel von den zwei treuen Gesellen tritt sie weit mehr ins Dunkel zurück, es fließt blos das Blut und der Sieche wird wie mit einer heilenden Salbe damit bestrichen. Hier hingegen wird das leibhafte Herz, [11] der Sitz des Lebens und Kammer des Bluts wirklich gefordert, die reine Jungfrau voll starker Opferfreudigkeit legt sich ruhig hin, läßt

---

[11] Wie man sich Blutstropfen mitgiebt, als Zeugniß und sie oft reden, so Ringe, aber Sterbende befehlen ihr Herz der Geliebten zu bringen. s. Herrarf. p. 38. und Gottfr. von Straßb. Erzählung.

sich binden und ihr Herz soll ihr lebendig ausgeschnitten werden. V. 229. 445. 1085. ff. An dem Erfolg zweifelt sie so wenig als der Arzt, der als ein alter Opferpriester mit dem geschärften Messer dasteht. Während alles bereitet und der Vollbringung nahe ist, wird das Opfer, wie sonst unterbrochen, Gott hat an dem reinen Willen sein Genügen und erläßt wie dem seinen liebsten Sohn opfernden Abraham die That. Das ist die spätere, mildere und menschlichem Gemüthe erwünschte Ansicht des Ausgangs.

Wenn dem Haugni in dem eddischen Lied lebendig sein Herz ausgeschnitten wird, so zeigt das rührend und groß seine Standhaftigkeit, ist aber ganz im Gedanken der alten Opfer, sey es, daß Atli ihn als einen gefangenen Feind darbringen, oder für Gunnar, der nur die Rettung verschmäht, mitbüßen lassen will, als den Diener für den König. [12] Die Vergleichung der mexikanischen Herzopfer liegt nahe, dieses wunderbare Volk steht in der Mitte zwischen den Opfern der Wilden und der andern Völker des Alterthums, indem es neben größerer Grausamkeit und Verderbniß auch sanfte und menschliche Sitten besaß. [13]

---

[12] Priamos sehnt sich danach dem lebendigen Achilles das Herz mitten aus der Brust zu essen XXIV. 212. τον ἐγω μεσον ἡπαρ ἐχοιμι ἑσδεμεναι προσφυσα!

[13] Die ausgeschnittenen Herzen dienten den mexik. Priestern zu Wahrsagungen und von den alten

Durch die Zerlegung und Erforſchung ihrer Gründe werden Gedichte, gleich lebensvollen Geſtalten durch die Anatomie grauſam zerſtört und aufgehoben. Dieſes Eindringen in das innere Heiligthum, in ſo weit es Menſchen vergönnt wird, bleibt ebenfalls menſchlich und recht; die Poeſie aber kleidet alles Herbe und Entſetzende in vollkommene Schönheit nach ihrer Milde und nach ihrem Mitleiden.

Normannen ſagt Dudo de mor. Norm. lib. I. perquirebatur fibra cordis. cf. Barthol. p. 663.

VII.

Name: Armer Heinrich.

Es läßt ſich aus den Namen des Gedichts ſeine ſagenmäßige Natur vollkommen darthun.

I. Der arme bedeutet ſchon im gewöhnlichen Sinn der kranke, weil Krankheit das ſchwerſte Leiden und eine Beraubung vom größten Gut iſt, und man kann arm an Geſundheit, wie krank an Geld ſagen. Beide Wörter drücken folglich Schwäche und Elend [1] aus und fallen in den Sprachen zuſammen. [2]

Maal, Mal iſt ein Zeichen, Flecken, darum ein entſtellendes, Gebrechen und Uebel, fällt daher genau zu mal, malum (Uebel). Das franz. malade kann zwar aus letzterm Wort unmittelbar abgeleitet werden, eben weil es aber in dieſer Bedeutung der latein. Mutterſprache abgeht, vielleicht aus der Fleckenkrank-

---

[1] pauper, παυρος, paulus iſt klein, gering, ſmeh, verſchmäht, in Schmach liegend; wenig iſt: Mangel (man) leidend, arm.

[2] arm iſt wiederum mit arbeit genau verwandt, ſ. V. 1032 des Gedichts, denn arbeit iſt Mühe, elend. So πονος, peine, -onus Arbeit, Laſt, Elend, Krankheit, und Werk und labor bedeuten Krankheit. Vergl. kaum, (muhjam) und καμος. Die fallende Sucht heißt das Elend (miseria), die ſchwere Noth.

heit, welche die grauſamſte unter allen war. Unſer Wort Blatter führt eben dahin. Platte, Bletz iſt ein Flecken, in dem mannigfaltigſten Sinn dieſes Worts [3] (Ulfil. plats), bletzen iſt flecken, flicken. Aber variolae (Blatter) gehört zu varius, fleckicht, bunt, gemiſcht, und in miscere miſchen ſteckt was von miser und Maſer. Wenn die Sprachen den Sinn eines Wortes umdrehen wollen, ſetzen ſie das beraubende Wort vor, alſo die romaniſchen mal-, die deutſchen mis- [4] maladroit iſt genau unſer misgeſchickt, und auch darum iſt an der innigen Verwandſchaft von malus und miser gar kein Bedenken, obgleich der Spracheigenſinn hier wie oft die Bedeutung des Haupt- und Nebenworts tauſcht. Ferner: Blatter und Blaſe haben auch den Begriff von aufgeblaſenem, geſchwollenem; Blaſe aber berührt wiederum Maſer; [5] der Ausſätzige heißt im latein. des Mittelalters misellus, mesellus, franzöſiſch mesel, meseau, der Ausſatz im deutſchen: Maſer- Maſel- Miſer- Miſſelſucht; d. i. Haut: Fleckenkrankheit; wobei die Haut ausſchlägt. [6] In dem

[3] Daher auch ein Ort: Flecken, Platz heißt. Vergl. Malberg und malen iſt zeichnen, fleckicht, bunt machen. Mark, Flecken, Zeichen, Land.

[4] ſ. oben V. 7. der Anmerk. uber mis.

[5] Maſerholz, ein fleckichtes Holz, bois madré.

[6] Vergl. Abelung v. Ausſchlag und Ausſatz. In den Mundarten der Blattern daher Urſchlag, Urſchlicht, Urſchlachte, von ſchlagen, ſitzen, in der aktiven Bedeutung von ausbrechen.

Wort maladre aussätzig, maladrerie, Aussatz, spielt das Wort und die Legende sonderbar und man darf es sowohl aus malade als aus mal-ladre (malum Lazari) herführen, weil der heil. Lazarus (S. Ladre, wie Maser und madré u. s. w.) der mythische Aussätzige war, und lazerie, Lazaret ursprünglich ein Verpflegungsort solcher Kranken, nachher auf alle andere besonders Feldsieche angewandt worden ist. [1] Im österreichischen heißt miselsüchtig überhaupt kränklich.

Nicht genug aber, daß der arme Heinrich schon im Beiwort arm den kranken, aussätzigen, verschmähten (miser, misellus) besagt, auch die Verbindung und Zusammensetzung der beiden Wörter arm und Heinrich ist bedeutend und nicht zu übersehen, daß er allein in dem Gedicht mit Namen genannt wird.

Die meisten deutschen Eigennamen sind dunkler, als sie scheinen, Heinrich bleibt darunter wiederum einer der schwierigsten und vielbedeutigsten. Wie es damit sey, das n in seiner jetzigen Gestalt führt sich auf ein früheres m zurück, oder wechselt wenigstens damit, [a] Heinrich, Henrich, Enrique wird

[1] Ueber den Namen lepra und leprosus, franz. lepreux, die sich schon im alten Latein finden, könnte man ähnliche Untersuchung anstellen. Da eigene Straßen und Quartiere von den Kranken benannt wurden, kann auch wohl eine ganze Stadt Lepreux, Leprosium davon heißen.

[a] s. was darüber im ersten Abschnitt angemerkt ist.

Heimerich, ohne Hauch: Aimerich, Americh, Emmerich, das einfache ist Heim, Heimer, Haimon, Amon, während auf der andern Seite die Formen Harry, Arrighi an Herrich, Erich, Eirikur stoßen. Dies mag hier unentschieden bleiben, allein schon in früher kerlingischer Sage begegnen wir einem armen Heimerich, dem an Kindesstatt angenommenen Pathen des alten Heimerich von Narbonne, dem zu Liebe er seine sieben leibliche Söhne des Reichs enterbt, und der gewöhnlich povir oder schetif (chetif, gering armselig) heißt. [9] Die eigentliche Bewandtniß und sein näheres Verhältniß wird uns in den altdeutschen Gedichten nicht gegeben, in der Prosa von Hugschapler heißt er der ungeraten Emmerich, eine vielleicht unbewußte Einspielung aus dem altdeutschen Kreise vom ungetreuen Ermenrich. Mehr von ihm wissen altfranzösische Gedichte, [10] er ist Tiebauts (Tybalts) Sohn, geht aber zu den Christen über und läßt sich taufen. Die Stammtafel der Reali di Franza nennt ihn il povero avegu, des Luca Pulci Gedicht il povero asseduto (avisé, der Kluge) und ohne Zweifel ist ein auf der gaddischen Bibliothek vorhandenes altes Mf. betitelt: liber pauperisprudentis [11] dasselbe Werk. Mit dem

[9] Vergl. Wilhelm Oranse 109. 110. 119a. 148a.

[10] Ms. bibl. reg. 7188 fol. 246. »ici mue la rime du ber poure veu.

[11] Roscoe's life of Lorenzo de Medici vol. I.

Inhalt unſeres armen Heinrich hat übrigens dieſer arme Heimerich weiter keine Berührung.

Ende des zwölften Jahrhunderts lebte im Kloſter zu Settimello ein Mönch, Namens Henricus, der eine Elegie de diversitate fortunae et philosophiae consolatione dichtete [12] und das zweite Buch ſo beginnt:

finitur primus liber, incipit hicque secundus;
plange miser palmas, Henrice miserrime plange!

Der Inhalt des Werks giebt dazu keinen Anlaß, aber ſein eigener Name erinnerte den Dichter an die volksmäßig damit zuſammenhängende Idee von Armuth und Elend. Merkwürdig bleibt auch, daß in einer Wiener Hſ. (Cod. theol. 6215. VIII. D. 25. bei Denis I. col 2343.), zwar des 15ten Jahrhunderts ein psalmus sive miserere (für miseros, elende, kranke Leute) ſo anhebt:

dum Henricus aegrotaret
et aegrotans cogitaret,
quod ad vitae terminum
vocaretur a potente

p. 182. not. über die ital. Handſchriften ſ. Quadrio IV. 584. 585.

[12] Abgedruckt bei Leyser hist. poet. med. aevi p. 453 — 497. und handſchriftlich zu Straßburg C. 105. No. 23. unter dem Titel: pauper Henricus.

metu mortis imminente
invocavit dominum. [18]

Es ist gänzlich unwahrscheinlich, daß Hartmann von Aue jenes erstenerwähnte lateinische, etwa mit ihm gleichzeitige oder wenig frühere Werk im Sinn gehabt und daraus seiner Geschichte den Namen entlehnt habe. Wahrscheinlicher kam ihm dieser schon mit seiner Quelle überhaupt zu, oder wenn er ihn für seinen armen Kranken selbst wählte, so ergriff er ihn eigenes Antriebs als einen sonst passenden. Dieses fühlte man zu seiner Zeit noch genauer: das Wort Heinrich scheint einen viel allgemeineren mythischen Sinn gehabt zu haben.

Der treue Diener im Kindermärchen, [19] der sein Herz in Banden gelegt hatte, daß es nicht vor Leid sprünge, heißt der eiserne Heinrich und im Schwank von der Birne der getreue Knecht wiederum nicht anders als Heinrich. [20] Fischart im Gargantua 1092 erwähnt des guten Heinrichs,

[18] Nun folgt das miserere selbst. Denis vermuthet beim Henricus einen König oder Kaiser Heinrich (Heinrich IV. der 1106 starb?). Dies gründet sich auf die vor der Hs. stehende damit gleichzeitige Inhaltsanzeige: No. 11. »carmen rigmicum (sic) heinrici imperatoris invocans divinam clementiam.«

[19] Kinder- und Hausm. I. 1.

[20] V. 128 — 130. 138. 499. Fischart Spielverz. No. 387. »im Sack ein Rebhun, das übrig soll mein Knecht Heinz thun.«

wobei man den altengliſchen Dichter the blind Harry nicht überſehen wird, ja im Altſchottiſchen ſteht blind Harry allgemein für ſo viel als blinder Mann. [16] Vielleicht daß die Sage von Heinrich dem Finkler (Vogler) ſich erſt um des Namens willen an den Kaiſer geſetzt hat. Einen eiſernen Heinrich nennt man noch heutzutage jeden ſtarken, muthigen Menſchen [17] und ein Graf von Holſtein aus dem 14ten Jahrhundert hieß unter dem Volk der eiſerne Heinrich, welches zwar zunächſt in der Eiſenrüſtung ſeinen Grund haben, aber dennoch in das Mythiſche gezogen worden ſeyn kann. [18] Wiederum heißt ein ausgezeichnet magerer im Niederdeutſchen knökern Hinrk, ein plumper Tölpel holten Hinrk (hölzerner Kerl) von dem fülvern Hinrk, einem Räuber, der viel Silber ſtahl, erzählen Volksſagen. Verſchiedene Pflanzen führen unter dem gemeinen Volk die Namen von Heinrich: böſer, großer, guter, kolzer Heinrich, [19] man weiß aber wie viel Pflanzennamen, gleich denen der Thiere, auf Mythen beruhen und

[16] Der unheilbare kranke König, der ſeinen Sohn nach Arzneien ſendet, iſt anderemal der Blinde; vergl. Hausm. I. 57. wie Tobias ausgeht ſeinem blinden Vater Heilmittel zu ſuchen.

[17] Schütze holſt. Idiot. unter iſern Hinrk.

[18] Vergl. Ludwig den eiſernen aus Thüringen.

[19] ſ. Nemnich h. v. Herba boni Henrici, kolzer, guter Heinrich, Schmerbel, wurde ehemals in Salbenform gegen den Ausſatz gebraucht.

Pflanzen verwandelte Menſchen ſind; auf jeden Fall ergiebt ſich daraus, daß es mit dieſem Eigennamen andere Bewandniß als mit den meiſten übrigen haben müſſe, da ſogar die Chemie eine Terminologie davon angenommen hat: ein ſchwachziehender Ofen heiße: fauler Heinrich oder Heinz. Noch mehr, in Schottland iſt Spukheinrich, puh-harry, ein Plagegeiſt; alter Heinrich, old (auld) Harry der Teufel ſelbſt, und letzteres ſagt ſicher nichts anderes als: alter Mann überhaupt, da in Provinzialſchwediſch der Teufel gammel ſjul, in Norwegen gammel ſjur, in Dänemark gammels Erik (Heinrich) genau heißt, [20] welches vielleicht einen deutſchen Namen des Tods und Teufels: Bruder Hein erklärt.

Da folglich dem Wort Heinrich eine durchgreifende mythiſche Bedeutung inliegt, dürfte man es ſehr wohl auf uralte Stämme wie ar, har, herr (vir) zurückleiten, [21] hier aber genügt uns, daß es ſich ganz gewiß zu einem dunkel und doch recht geführten höheren Sinn, wie Karl zu Kerl, Man zu

[20] Die Rieſen und Jöten, womit Teufel zuſammen fällt, heißen gleichfalls öfters die Alten, und die Rieſen ſind ſchon im Wort Greiſe.

[21] Whiter etymologicon universale vol. I. p. 1144. 1147 vergleicht mit Harry das nord. herian (Odin) und die Wörter heeren, harrow, irren, zurnen. Nur iſt, wenn die Verwandſchaft zwiſchen Henry und Harry blos zufällig heißt, dies nicht ganz richtig.

Mann verhalten habe. Die Redensweiſe wer ſey Heinz oder Cunz (tros rutilusve fuit) läuft völlig ins allgemeine und es iſt glaublich, daß unſer jetzt ſo übliches Hans gar nicht von Johannes abſtammt, ſondern eher zu jenem Heinz gehört, obgleich man jetzt den latein. Namen ſo abkürzt. Darum ſind in den Sagen ſo viel Hänſel und Gretel und die Diener heißen darin ſo oft Hans, wie noch in unſern Schauſpielen Johann, daher endlich der deutſche Poſſenreiſſer Hanswurſt.

Unſer armer Heinrich iſt auf alle Art der rechte, berühmte kranke Mann der Volksſage und die Traumbücher, welche das Glück in Unglück kehren, drücken Geld bedeutſam nicht durch Armuth, ſondern durch Blattern und Ausſatz aus.

Gedruckt bei Joh. Friedr. Gerhard in Frankfurt a. M.

Nachträge.

S. 40. zu 131. vergl. Winsbeke, Strophe 70. »dem miſte Job ze tetle wart, in rinwen affen in die maden.« in faſt wörtlicher Einſtimmung mit unſerm Gedicht.

— 41. zu 143. vergl. Raſks isl. Gramm. S. 170. und Triſtan 3866. nacketage.

— 56. Z. 325. Zu eines Füßen ſitzen, vergl. 462 und 471 drückt gleich der ähnlichen Redensart: »einem zu Hand ſeyn« das Verhältniß treuer Unterwürfigkeit aus.

— 109. zu 1159. wohl auch: es reißt, treibt mich dazu; impellor.

— 136. Z. 16. vergl. die lateiniſchen Sprüche V. 92 und 1359.

— 154. Anderwärts wird ein Unterſchied zwiſchen zu dem Dativ oder Abl. und zuch dem Accuſativ merkbarer.

— 158. Die Fabel von König Robert geht verſchiedentlich als Volksbuch um. Sprengel II. 469. Note 76. leuguet das hiſtoriſche.

— 165. Anm. 11. Daher ſprüchwörtlich: riche comme un ladre, wodurch ſich die Bedeutung des Mythus umdreht.

— 173. Anm. 2. Spuren verrathen, daß man das Haſenblut als dem Ausſatz heilbringend betrachtet, wohl aus ſeltſamer Verbindung des Wor-

tos lepus mit lepra. cf. Guido de Caulhaco (aus dem vierzehnten Jahrhundert) übersetzt ins Französische von Laurent Joubert, Rouen 1601. 8. p. 438. und Hans Gersdorf Feldtbuch der Wundarznei 1535. 4. S. 176. In Afrika soll man den Miseisüchtigen das kühle Blut der Schildkrote zu trinken geben, vergl. Serées de Guill. Bouchet, sieur de Brocourt, dritter Theil, Paris 1608 Abschnitt 30, (der blos von den meseaux abhandelt).

S. 175. Anm. 7. Kleine Kinder haben einen so milden Speichel, daß, wenn sie sich in die Zunge beißen, die Wunde davon fast augenblicks zuheilt. Daher das natürliche Lecken und Saugen der Wunde (μυζειν, εκμυζειν) und vielleicht daß im Altdeutschen der Arzt: Lât, Leikeis, Lâknir; heilen: lechsnen, lâkna heißt, wie noch heutzutage in den slavischen Sprachen jener: lekar, liekar, dieses: lechiti, plasciti. Vergl placare, lindern, kühlen, und Sigrdrifumal 12, wo sia sar die Wunde schauen und heilen, weshalb curare heilen, auch zu turen d. i. sehen gerechnet werden mag.

— 176. Der Fabel von der Heilung des kranken Königs durch die Milch einer getreuen Frau, die er mit vieler Mühe suchen mußte, gedenkt ein provenzalischer Trubadur Peter von Bucignac (Millot 3. 155). Aber sie stehet schon, sagenhaft anders, bei Herodot II. 111. von dem ägyptischen König Pheron (γυναικος ουρφ νιψαμενος, ητις παρα τον εωυτης ανδρα μουνον πεφοιτηκει), wo auch merkwürdig die Blindheit mythisch dem Aussatz wieder gleichsteht. (Vergl. S. 214. Anm. 16).

— 177. Aehnliches erzählt man vom Baden im Wasser, womit der Leichnam gewaschen worden. Das Volk bedient sich des Leichengeräths, um Flecken und Mäler zu vertreiben.

S. 178. Hierher gehört eine ſehr merkwürdige Stelle des Plinius von der elephantiasis (hist. nat. XXVI. c. 5) Aegypti peculiare hoc malum et cum in reges incidisset, populis funebre. Quippe in balineis solia temperabantur humano sanguine ad medicinam eam. Das Mordgeniand hat Sagen von Königen, die jeden Tag einen Menſchen aus ihrem Volk fur ihr Leben brauchen, und es bezieht ſich darauf die vielfach gewandte Thierfabel von der Heilung des Löwenkönigs durch die umgethane blutige Wolfshaut, welches wiederum an ein ganz ähnliches Mittel der heutigen Arzneikunst erinnert, wonach Geſquetſchte in eine eben abgezogene Kalbshaut gewickelt werden.

— 178. Z 13. 14. vergl. Silva de romances viejos. Vienna 1815. p. 285.

alla se le fue a caer dentro del rio Jordan,
como fue dentro caydo sano le vio levantar.

— 179. Num. 5 und 6 dieſer Geſchichte von Conſtantin gedenkt Georg Cedrenus comp. histor. (corpus scripptt rr. byzant. VII 214.). Jüdiſche Aerzte rathen zu dem Bad im Kinderblut.

— 182. Auffallend iſt auch die Wendung, die das däniſche Volkslied von Siegfried und Brynhild nimmt, da wo ſie den Gunther ihren Gemahl bewegen will, ſeinen Freund Siegfried zu morden. Sie wendet, krank an der Seele, gleichſam leibliche Krankheit vor, und antwortet auf Nielus (d. i. des Niebelungs nämlich Gunthers) Frage, ob denn gar kein Heilmittel in der Welt ſey, er wolle es ſchaffen und koſte es, was es wolle: »ich weiß fur mein Siechthum nirgendswo andern Rath, als Siegfrieds reines Herzens blut.«

— 191. Ein anderes Beiſpiel des Schwertlegens führt Thorlacius IV. 144. von Hroiſr und Inge-

gerdur an, und S. 145. verschiedene von dem Zwischenlegen eines Holzbretts.

S. 199 200. Ueber die segnende und lösende Kraft der Hand vergl Sigurdrifumal 10. (unserer Edda S. 1. 216.). Weiber sind im Alterthum Aerzte und Wundärzte zumal, aus demselben Grund, der sie im bösen Sinne geschickt macht zur Zauberei. Unser Volk drückt noch jetzt den Kopf mit den Händen gegen den Schmerz und hat eine Art Magnetismus, den die Kunst anders wiedergefunden, stets fortgeübt.

So ist eine merkwürdige Bestätigung in der Sage Olafs des Heiligen, Kap. 165. Der König heilt den kranken Egill auf der Stelle dadurch, daß er zu ihm geht und seine Hände auf die Seite legt, wo der Schmerz war. Auch sang er dabei Sprüche.

— 200. Das Mitgeben von Ring, Schwert, Becher zum Wahrzeichen ist die téssera amicitiae, nordisch jarteikn, wovon Arnesen (isl. R. G. p. 238) eine Geschichte anführt. Dieser handelt auch gelehrt die Feierlichkeit des Fostbrädralag ab (p. 233—243.) und erläutert namentlich das sogenannte „ganga undir jardarmen“ wobei sich die Eidschwörenden unter ein aus der Erde losgeschnittenes Rasenstück stellten und dann ihr Blut mit der Erde mischten. Vergl. die graminis herba pura bei dem römischen foedus, Liv. I. 9).

— 214. Auch wir Hessen haben im vierzehnten Jahrhundert unsern Landgraf Heinrich den eisernen.

Druckfehler.

Die Entfernung der Herausgeber vom Druckort hat bei der Schwierigkeit des Satzes und der Korrektur (so gütig sich letzterer ein anderwärts vielbeschäftigter lieber Freund angenommen) mehr Fehler nach sich gezogen, als nun eine einmalige Durchsicht angeben könnte, außerdem aber die Durchführung einer in Kleinigkeiten wohl gebührenden gleichmäßigen Schreibung gehindert, welche den S. 150 dargelegten Grundsätzen nicht würde widersprochen haben. So sollten durchgängig die Nominative und Accusative: ez, allez, diz, daz, (auch die Conjunction daz, welche genau das latein. quod ist) von den Genitiven es, alles, des, imgleichen waz vom Imperfect was genau geschieden werden; diese und ähnliche Unvollkommenheiten wird der Leser leicht zu guthalten, nachstehende Druckfehler aber gebeten, vor dem Lesen zu berichtigen:

Verzeichniß der Theilnehmer: Hessen, lies Herr Kand. G. Vatke. Bremen lies Herr Sen. Smid. Zuzufügen: Herr Kaufmann Kahnt zu Hanau.

S. 9. Z. 9. statt dürfte lies durfte.
— 10. — 1. — ihrer — ihre.
— 17. — 10. u. l. ihrer Worte und ihrer Sinne nicht mächtig waren.
— 18. — 12. v. u. das dirs l. daß dirs.
— 20. — 15. l. willigend dazu dankte er.

S. 21. — 9. v. u. statt gebraut l. gebräut.
— 23. — 7. l. nicht theuer verkauft.
— 24. eben. lies: und sie riß die Nathe auf und stand bald da nacket und gewandlos, aber sie schamte sich deß gar nicht.
— 24. Z. 12. statt sowohl l. so wohl.
— 29. — 4. — Freuden l. Freunden.
— 10. v. u. st. welche l. welchen.
— 32. V. 21. st. ene lan l. ane len.
— 36. Z. 11. st. edeln l. edele.
— 40. — 9. v. u. st. 18 l. 58.
— 42. — 13. v. u. ist hinter venre ausgefallen: was.
— 44. V. 18. st. dadurch l. da durch.
— 45. Z. 2. v. u. st. dat l. gen.
— 50. Z. 9. v. u. st. valt l. walt.
— 7. v. u. l. vergl. Troj. Krieg 6257.
— 50. — 2. v. u. hinter dennoch: vergl. 164.
— 55. — 6. v. u. st. das sie l. daz sie.
— 57 V. 353. st. gequelte l. gequelte.
Z. v. u. st. folgende l. folgenden.
— 59. — 3. v. u. st. auf l. aufs.
— 7. v. u. st. weit, offen l. weit-offen.
— 64. — 13. v. u. st. saal l. hagl.
— 65. V. 484. st. weirchande l. weirehande.
— 68. V. 561. st. dir l. ir.
— 69 V. 507. st. vatter l. vater.
— 71. V. 613. st. demitte varn l. do mitte-varn.
Z. 2. v. u. st. Veneke l. Veneke.
— 74. letzte Z. st. dez l. des.
— 82. Z. 15. st. vadien l. vadinn.
— 83 — 16. die Worte: einem, einen sind zu streichen.
— 86. Z. 12. v. u. st. wel dir l. weldir (wollt ihr).
— 88. — 12. st. seee l. seen.
— 14. hinter verum l. verwandt.
— 94. — 14. hört wohl vor 13.
— 95. — V. 945. st. soll l. sol.
— 99 — 14. v. u. st. Begriff l. begriff.

S. 100. Z. 12. v. u. st. sug l. hug.
— 3. v. u. st. schoein l. schoniu.
— 103. — 5. v. u. st. sal l. sol.
— 106. V. 1111. st. ich l. ir.
— 108. Z. 5. v. u. st. kumpfer l. kupfer.
— 118. Z. 1309. st. bette l. bete.
— 120. — 11. st. herheißen l. verheißen.
— 5. v. u. st. welt l. welt.
— 125. — 14. v. u. l. Wort wechseln n und m.
— 127 — 11. v. u. st. we nicht l. wonicht (nisi).
— 129. V. 1465. st. sů l. sů.
— 130. Z. 10. v. u. st. 1487 l. 1485.
— 131. — 13. v. u. st. wertlicher l. werltlicher.
— 134. — 9 v. u. st Du l. Da.
— 139. Anm 7. st. Es l. Sie.
— 145. Z. 9. v. u. st. Diphteng l. Diphthong.
— 150. — 14. st. Harten l. Harten.
— 154. — 6. st. Heidreh l. Heidrek.
— 159. — 11. v. u. lies: Und in wie vielen.
— 161. — 8 ist: schen zu streichen.
— 166. — 8. v. u. st. copper l. coppe.
— 15. st I. 20. l. 102
— 167. — 6. v. o. st 404. l. 414 — 17.
— 169. — 6. st. von l. kon.
— 12. st nyt l. uyt.
— 177. — 16 u fgg st. Narman l. Naeman.
— 183. — 11. v. u st. consers l. consors.
— 184. — 10 st. Skirms l. Skirnis.
— 19 st. Selinuetius l Selinuntius.
— 185. — 2. v. u. st. reedet l. rendet
— 186. — 11. v. u. st. bradralag l. brödralag.
— 21. v. u st. Sigudrs l. Sigurds.
— 187. — 15. v. u. st. anmi, amelni l. amei, amelei.
— 2. v. u. trist. l. hist
— 191. Z. 16. v u. l Arnkiel IV. 292. dessen Quelle Saxo Gramm. IX. p. 179 ist.
— 193. — 13. v. st. finden l. singen.
— 15. v. u. st. regnia l. regina.

S. 206. — 6. v. u. l. Priames Gemahl in ſehnt ſich.
— 209 — 3. v. u. ſt. der Blattern l. die Blattern.
— 211. — 8. u. ſt. asseduto l. avveduto.

Das Komma iſt zu ſetzen Seite 23. hinter: nicht, S. 31. V. 4. h. genant, S. 32. h. gelan, S. 38. Z 12. h. wenent ein; und Zeile darauf ein Komma h. n, S. 40. V. 120. h. libe, S. 43. Z. 13. h. alte, S. 50. V. 255. h. heil und 258. h. habe, S. 51 Z. 13. h. Gottes und h. Ehre, S. 59. Z. 12. v. u. h. beſchamend ein Punkt, S. 63. V. 457. h. Ende ein Komma, S. 64. V. 475. h. herzen, S. 71. Z. 5. v u. lies: wünſcht; meinen bedeutet, S. 81. V. 765. h. not ein Komma, S. 93. V. 905. h. maget, S. 94. V. 930 h. verre, S. 97. Z. 17. v. u. h. gutere, S. 98. Z. 2. v. u. h Reim, S 100. V. 1024. h. kleit, S. 102 V. 1043 u. 1045. hinten, S. 106. V 1106. h. beſwern, S. 127. V. 1442. h. mit, S. 140. h. gelten ein; S. 152. Z 9. h Fall ein Komma, S. 206. Z. 6. hinter ſonſt.

Einigemal iſt das Komma zu löſchen: S. 24. Z. 5. hinter er, S. 52. V. 281. h. gelich, S. 56. V. 325. das Kolen. Endlich muß vor den Varianten aus der Vatikana zuweilen das ausgefallene V. ergänzt werden, wie S. 31. Z. 4. v. u. S. 54. Z. 5. hinter 314.

Lieder
der
alten Edda.

Aus der Handschrift
herausgegeben und erklärt
durch
die Brüder Grimm.

Erster Band.

Lieder der alten Edda.

Aus der Handschrift herausgegeben und erklärt durch die Brüder Grimm.

Erster Band.

Berlin,
im Verlage der Realschulbuchhandlung.
1815.

KOEN. FRIED.
UNIVERS.
ZU HALLE

Dem Freiherrn

Hans von Hammerstein

dankbar

zugeeignet.

Erſte Abtheilung.

Enthält:

(V.) Völundur's Lied . . . . . S. 1

(H. E.) Von Helgi und Sonna . . . . . — 25

(H. I.) Das erſte Lied von Helge dem Hundingsbani's Tödter . . . . . — 55

(H. II.) Das zweite Lied von Helge dem Hundingsbani's Tödter . . . . . — 87

(E. L.) Sinfiotli's Ende . . . . . — 113

(Gr.) Gripir's Weiſſagung . . . . . — 118

(R.) Von Reginn . . . . . — 150

(Hm.) Von Hamdir . . . . . — 166

(F.) Das Lied von Fafnir . . . . . — 176

(S. W.) Sigurdrifa's Lied . . . . . S. 207
(B.) Brynhildur's Lied . . . . . — 219
(S.) Sigurdur's Lied und Brynhildur's Weissagung . . . . . — 241
(H. B.) Todesfahrt der Brynhildur . . . — 277

Lieder der alten Edda.

Deutſch.

Das Lied von Wieland.

[In Schweden herrſchte ein König, Namens Nidud, der hatte zwei Söhne und eine Tochter, Namens Bodwild. Zu ſeinen Zeiten lebten drei Brüder, Söhne eines Finnen-Königs, wovon der erſte Schlagfinn, der zweite Egel, der dritte Wieland hieß. Als dieſe drei auf die Jagd auszogen, kamen ſie in die Wolfthale, wo ſie blieben und ſich Häuſer bauten. Dort war auch ein Gewäſſer, der Wolf-See genannt, an deſſen Strand ſie einmal frühmorgens drei Jungfrauen fanden, die ſaßen da und ſpannen Flachs, und neben ihnen lagen ihre abgeſtreiften Schwanen-Hemder. Es waren alle drei Wahlküren, zwei davon, Ladgund, die ſchwanweiße, und Herwara, die allweiſe, Töchter König Ludwer's; die dritte aber hieß Alrune und war Kiars von Walland Tochter. Die drei Brüder führten nun die drei Jungfrauen heim in ihre Häuſer, und ſie wurden ihre Weiber; Egel nahm die Alrun, Schlagfinn die Ladgund und Wieland die Allweis. So lebten ſie ſieben Jahre zuſammen, da flogen die Frauen fort, zu wählen in der Schlacht, welche fallen ſollten, und kamen nicht wieder. Die Männer zogen aus, ihre Weiber zu ſuchen, Egel die Aulrune, Schlagfinn die Ladgund, aber Wieland blieb daheim ſitzen in den Wolfthalen. Er war, nach dem Bericht alter Sagen, ein gar kunſtreicher Mann; aber Nidud ließ ihn ergreifen, ſo wie es in dieſem Lied beſungen iſt:]

Einmal zogen drei Jungfrauen von Süden aus durch den Schwarzwald, in der Schlacht die Todten zu wählen, Allweis die junge und zwei Gespielinnen. Als sie aber müd waren, setzten sie sich zur Ruhe an eines Sees Strand, und spannen köstlichen Flachs. Da überraschten sie drei Königssöhne und führten sie mit sich heim, und Alrune umfing den Egel mit weißen Armen, und Schwanweiß, die Schwanen-Jungfrau, schlang die Hände um Schlagfinn, aber Allweis, die dritte Schwester, bot Wielanden ihren weißen Hals. Sieben Jahre lang lebten sie beisammen, als aber das achte kam, da hatten die Frauen ein heimliches Sehnen und Trachten, und im neunten da brachen die Bande: sie wollten in den Schwarzwald hinaus zum Schlacht-Gewebe; Allweis die junge vor allen. Da flogen sie fort, Alrune, Riars Tochter, aber ging zuvor den Saal entlang, stand auf dem Boden und sprach mit leiser Stimme: „jetzt ist traurig, der aus dem Felsengrund fährt!" — Da kamen von der Jagd die wegmüden Schützen, aber sie fanden ihre Häuser öd und verlassen; sie gingen ein, sie gingen aus, sie schauten sich um, aber fort waren ihre Frauen. Da zog Egel des Weges nach Osten, Alrunen aufzusuchen, Schlagfinn gen Süden, Schwanweiß wieder zu finden; aber Wieland blieb allein zurück in den Wolfthalen, saß und arbeitete kunstreiches Geschmeide, Edelsteine faßte er in rothes Gold und zog alle Ringe auf Bastschnüre: so wartete er auf seine schöne Frau, ob sie vielleicht wieder käme.

Aber als Nidud, der Niaren-Fürst, hörte, daß Wieland einsam in den Wolfthalen saß, da fuhren seine Männer in der Nacht gegen ihn aus; wohlbeschlagen was-

ren ihre Panzer, ihre Schilder blinkten wider den halben Mond. Sie ſchwangen ſich vom Sattel, ſie ſtiegen hinauf in den Saal, ſie ſahen da Ringe auf Schnüre gezogen: ſiebenhundert warens in allem, ſo viel hatte Wieland geſchmiedet. Sie zogen ſie ab, ſie ſchnürten ſie wieder ein, bis auf einen einzigen, den nahmen ſie mit zum Wahrzeichen.

Da kam Wieland heim von der Jagd, gar wegemüd, denn weit war er umher gezogen. Zum Feuer ging er, einer Bärin Fleiſch zu braten: hoch loderte vor ihm das Reiſig einer wind-dürren Tanne. Er ſetzte ſich, der Elfe, auf die Bärenhaut nieder zur Glut, nahm ſeine Ringe und zöhlte ſie: einer war fort! Da ſprach er im Herzen: „wäre die junge Allweis wiedergekommen und hätte ihn abgezogen?" So ſaß er lange, nachſinnend, bis er einſchlief.

Als er erwachte, war er freudlos: ſchwere Banden fühlt' er an ſeinen Händen, in Feſſeln ſeine Füße geſpannt. „Wer, rief er, hat einem Königs-Sohn Feſſeln angelegt und ihn ſchimpflich gebunden?" Nidud, der Niarens Fürſt, antwortete: „wie gewannſt du, Elfen-König, meine Schätze in den Wolfthalen?" — „Nicht Gold fand ich hier, wie's Grane trug, fern, dünkt mir, war dies Land dem Hort der Rheinberge, wohl weiß ich, wie viel köſtlichere Schätze wir beſaßen, als unſer Geſchlecht noch unzerſtreut in der Heimath war."

König Nidud gab ſeiner Tochter Bodwild den Goldring, den er in Wielands Hauſe von der Baſtſchnur abgezogen; er ſelbſt aber trug Wielands Schwert. Da ſprach die Königin: „die Zähne wäſſern ihm, ſieht er das ge-

raubte Schwert, erkennt er den Ring an Bodwild: gierig und ſcharf ſind die Augen des ſchimmernden Lindwurms, zerſchneidet ihm ſeine ſtarken Sehnen und ſetzt ihn nach Seeſtadt. Da thaten ſie nach ihrem Rath und zerſchnitten ihm die Sehnen in den Kniekehlen und ſetzten ihn in einen Holm, der da am Lande war und Seeſtadt hieß. Nun ſchmiedete er dem K nige Kleinode mancherlei Art, und niemand durfte zu ihm gehen, als dieſer allein.

Sprach Wieland: „jetzt ſchimmert dem Nidud das Schwert am Gürtel, das ich ſo kunſtreich ſchärfte und ſo wunderbar härtete, fern iſt mir der glänzende Stahl, nimmermehr wird er in meine Schmiede gebracht. Bodwild trägt auch meiner Frau goldenen Ring, nimmer wird mir das gebüßt!"

Aber nicht ſaß er immer und ſchlief, nein, er ſchlug mit dem Hammer und ſann auf Rache. Wie bald that er dem Nidud großes Leid an! Die zwei jungen Knaben Nidubs liefen nach Seeſtadt zu ſeiner Thüre, ihm zuzuſehen, wie er ſchmiedete. Sie gingen zu ſeiner Kiſte und verlangten die Schl ſſel dazu: aufgethan war die verderbliche, als ſie hineinſchauten! Da lagen Halsbänder in Menge, die ſchienen den Knaben rothes Gold und Kleinode. „Kommt morgen wieder, ihr beiden, ſprach Wieland, aber kommt ganz allein, dann ſchenk ich euch alles Gold, das ihr da ſehet. Sagts aber den Mägden nicht, auch nicht den Hausleuten, ſagts ja keinem Menſchen, daß ihr bei mir wart."

Fr hmorgens rief ſchon der eine Knabe den andern: „komm, laß uns die Goldringe ſehen!" Sie liefen hin, ſie gingen zur Kiſte, verlangten die Schlüſſel: aufgethan

war die verderbliche, als ſie hineinſchauten: — ob ſchlug er mit dem fallenden Deckel die Häupter der Kinder. Und unter den Schmutz des Feſſelſtocks warf er ihre Füße, aber von ihren Schädeln zog er ab die Haare, umſchmiedete ſie mit Silber und ſchickte ſie als Becher dem Nidud; und aus den Augen machte er köſtliche Wunder-Steine, ſchickte ſie Nidud's böſem Weibe; und aus den Zähnen machte er Bruſtringe, ſchickte ſie der Bodwild.

Bodwild ſchmückte ſich mit dem Ring, bis er zerbrach, da trug ſie ihn zu Wieland: „niemanden darf ich's ſagen, als dir allein.“ Er antwortete: „ſorge nicht, ich helle den Schaden am Gold ſo gut, daß es deinem Vater ſchöner däucht, und deiner Mutter viel beſſer, und dir ſelbſt nicht geringer.“

Er war liſtiger, er überwältigte ſie mit einem Trank, daß ſie einſchlief im Seſſel. — „Nun hab ich gerächt all mein Leid, ſprach er, und allen Trug, nur einen noch nicht! — Wohl mir nun! ſtänd ich wieder auf meinen Sehnen, die mir Nidud's Knechte zerſchnitten!“ Lachend hob er ſich da auf in die Luft, weinend ging Bodwild vom Eiland, ſorgend um die Fahrt des Liebſten und den Zorn des Vaters.

Außen ſtand Nidud's böſes Weib, ging den Saal entlang und ſetzte ſich auf die Mauer, zu ruhen. „Wachſt du, ſprach ſie, Nidud, Niaren-Fürſt?“ „Ich wache immer, freudenlos ſchlaf ich ein, an meine todten Söhnlein muß ich denken, mein Haupt friert, grauſig ſind mir deine Rathſchläge, könnt ich nun mit Wieland reden!“

Da rief er zu ihm hinauf: „ſag mir, du Elfen-König, was iſt aus meinen friſchen Knaben geworden?“ —

„Erst sollst du mir alle Eide schwören: bei Schiffes Bord, bei Schildes Rand, bei Rosses Bug und Schwertes Spitze, daß du nicht tödtest mein Weib, und hätte ich eins, das ihr wohl kennt, und hätt' ich ein Kind mitten in euerm Haus. — Geh hin zur Schmiede, die du mir bauen ließest, da findest du der Knaben Bälge blutbespritzt; das Haupt schlug ich ihnen ab und legt ihre Füße unter den Schmutz des Fesselstocks, und von den Schädeln zog ich die Haare, und umschmiedete sie außen mit Silber, die sendete ich dir, Nidud, zu Bechern geformt; und aus den Augen machte ich köstliche Wunder-Steine, die sendete ich deinem bösen Weibe; und aus den Zähnen machte ich Brustringe, die sendete ich der Bodwild. — Die geht jetzt und trägt ein Kindlein von mir, euere einzige Tochter!" Nidud sprach: „nie sagtest du ein Wort, das mich schwerer drückte, hart genug wollte ich dich, Wieland, strafen; aber kein Mann ist so groß, daß er dich von deinem Roß herabreiße, keiner so kräftig, daß er dich herabschieße, da, wo du zu den Wolken schwebst!"

Lachend hob Wieland sich auf in die Luft, traurig saß Nidud unten auf der Erde. „Steh auf, Dankrad, mein treuster Knecht, entbiete Bodwild, die Jungfrau mit schönen Brauen, daß sie geschmückt herankomme, mit ihrem Vater zu reden." — „Ist das wahr, Bodwild, was mir gesagt ward: saßet ihr beide, du und Wieland, zusammen im Holm?" „Wahr ist's, Nidud, was er dir sagte, wir saßen beide zusammen im Holm eine Angst-Stunde: wär' es nimmer geschehen! ich konnt' ihn nicht zurückhalten! ich konnt' ihm nicht widerstehen!"

Das Lied von Helge und Swawa.

Es lebte ein König Namens Jorwart, der hatte vier Frauen geheirathet, die eine hieß Alfhild, mit der zeugte er den Hedin, die zweite Säreid, mit der zeugte er den Humlung, die dritte Sinriod, mit der zeugte er den Hylming, die vierte aber war Siegelind, mit der zeugte er den Helgi. Jorwart hatte nämlich ein feierlich Gelübde gethan, die schönste Frau auf Erden zu heirathen, da hörte er, daß die Tochter des Königs Swafner, Namens Siegelind, die schönste sey ob allen Weibern. Nun hatte Jorwart einen Jarl, der Idmund hieß, und der Jarl einen Sohn, Namens Etzel, diesen schickte der König ab, um die Siegelind für ihn zu werben. Etzel zog also dahin und blieb bei Swafner ein ganzes Jahr; dort war aber ein Jarl, Namens Freimar, der die Siegelind in der Pflege hatte und dessen Tochter Alof ihr Gespiel war, dieser Freimar rieth Swafner'n, dem König Jorwart seine Tochter zu verweigern, und Etzel mußte unverrichteter Sache wieder heimfahren.

Eines Tages aber stand Etzel in einem Walde, da saß in den Zweigen über ihm ein Vogel, der hatte angehört, wie seine Männer von Jorwart's Frauen sprachen, als wären sie die schönsten auf der Welt; da fing er an zu zwitschern, und Etzel horchte und vernahm, daß der Vogel sprach: „Etzel, hast du auch Siegelind, Swafner's Tochter, gesehen? die ist die schönste Jungfrau auf Erden, mögen immerhin Jorwart's Frauen daheim lieblich deinen

Männern vorkommen" Etzel sprach: „willst du, weiser Vogel, mir noch mehr sagen?" — „Ja, mehr noch will ich dir sagen, so mir König Jorwart Opfer gibt, wie ich sie nach Gelüsten aus seiner Burg mir wähle" Etzel sprach: „wähle nur nicht des Herrn Söhne und nicht seine Frauen, die so lieblich sind: wir wollen aufrichtig gegen einander handeln, wie Freunde thun." Der Vogel sagte: „so wähl' ich mir einen Hof, viele Bilder, goldgehörnte Kühe aus seiner Burg, das soll er mir geben, sobald Siegelind, willig folgend, in seinen Armen schläft." Das hatte Etzel mit dem Vogel verabredet, eh' er heim kam; als er aber anlangte, fragte der König, wie es ihm ergangen wäre? Etzel antwortete: „Mühe genug, aber kein Gelingen; schwer stiegen unsere Rosse über mächtige Berge, wadeten durch sumpfiges Gewässer; dort aber, als wir um Siegelind freiten, ward uns die ringgeschmückte verweigert." Da sprach der König: „noch einmal sollt ihr dahin ziehen, und diesmal will ich selber mitfahren." Als sie hinauf ins Gebirg kamen und ins Swawaland hinabschauten, da sahen sie Brand darin und großen Pferdestaub. Der König ritt vom Gebirg herunter ins Land und nahm sein Nachtlager bei einem Flusse; Etzel hatte die Wache, und als er den Fluß hinüber gefahren war, so fand er ein Haus, und oben drauf saß ein mächtiger Vogel, das Haus zu hüten, war aber eingeschlafen. Da traf ihn Etzel mit einem Spieße, daß er todt herabfiel, und dann trat er ins Haus und fand die Siegelind drinnen und Alof, des Jarls Tochter, und führte beide mit sich fort. Der Vogel aber war Freimar gewesen, der hatte eines Adlers Gestalt angenommen und die zwei Jungfrauen

durch Zauberkünste vor dem Feindes-Heer bewahrt: denn ein anderer König, Namens Rodmar, hatte gleichfalls um die Siegelind geworben, und, weil sie ihm abgeschlagen war, den Swawen-König getödtet, das Land verheert und verbrannt. Nun nahm Jorwart die Siegelind, Etzel aber die Alof zur Frau.

Jorwart und Siegelind hatten einen groken und schönen Sohn, aber er sprach niemals, als ein stummer, und darum ward ihm auch kein Namen beigelegt. Es trug sich zu, daß, als er auf einem Hügel saß, er neun Wahlküren daher reiten sah, die vorderste aber war die herrlichste und die redete ihn an: „Helge! spät wirst du über Schätze gebieten und über Rodulsfeld herrschen, wenn du immerdar schweigst, du starker Baum im Kampf! bist ein so gewaltiger Held; frühe schon haben das Adler weissagend gerufen. Nicht solltest du schweigen, wo auch deines Vaters harten Sinn du vergelten willst." Er antwortete: „du klare Frau, gibst du mir den Namen Helge, was für ein Geschenk lässest du darauf folgen? Bedenke wohl, wie du mich grüßest, den Namen nehm' ich nicht an, wo ich dich selber nicht habe." Sie sprach: „Schwerter weiß ich verborgen liegen in Sigarsholm, viere weniger als fünfzig, eins drunter vor allen köstlich, gold-beschlagen, ein Verderben der Schilder: ein Wunder-Ring ist am Griffe, die Seele in der Mitte, der Schrecken in der Spitze, eine blutbespritzte Schlange liegt in der schneidenden Schärfe, und oben an der Todes-Spitze streckt die Natter den Schwanz." Diese Jungfrau aber war Swawa, Tochter des Königs Eylime, eine Wahlküre, die durch die Luft und über das Meer dahinritt. Also gab sie dem Helge einen Namen und schützte ihn hernach oft in Schlachten.

Helge sprach zu seinem Vater: „nicht gut sind deine Anschläge, Volksfürst, wie du berühmt auch bist; du ließest der Herren Häuser vom Feuer verzehren, die doch nicht Böses an dir aethan. Rodmar wird wohl über unseres Geschlechtes Schätze herrschen: wenig sorgt der König für sein Leben, denkt der Ausgestorbenen Erbe zu besitzen." Jorwart antwortete, er wolle ihm Volk geben, wenn er an Rodmar seiner Mutter Vater rächen wolle. Da suchte Helge jenes Schwert, das Swawa ihm angezeigt, und zog fort mit Etzel, und sie fällten den Rodmar und vollbrachten manch Heldenwerk.

Helge erschlug auch den Riesen Hate, als er auf einem Berge saß. Zu Nacht lagen sie dann mit den Schiffen in Hate's Bucht. Etzel hielt Wache um Mitternacht, da kam Rimgerd, die Tochter des getödteten Riesen, und sprach: „Wer sind die Männer in Hate's Bucht, Schild-Zelte stehen auf euern Schiffen! kühn gebährdet ihr euch und schauet keck umher: sagt mir des Königs Namen!" Etzel antwortete: „Helge heißt er, aber dem wirst du keinen Schaden anthun: Eisenburgen umgeben die Flotte des edlen Herrn, Hexen können uns nichts anhaben!" Rimgerd sprach: „wie nennst du dich, übermüthiger Mann, wie nennt dich das Volk? dir traut dein König gewißlich, daß er dich vorn auf dem schönen Schiffe halten läßt." Er antwortete: „Etzel heiß ich, zu Tode will ich dich itzeln, feind bin ich von Herzen den Riesenweibern. Oft schon habe ich gestanden auf der nassen Schiffs-Spitze, und Hexen, solche Nachtreiterinnen, todt geängstigt. Wie heißest du, leichen-hungriges Weib? sag, wie heißt dein Vater, du Hexe! daß du neun Meilen unter der Erde lägst und ein

Baum aus deinem Schoos aufwüchse!" Sie sprach: Rimgerd heiße ich, Hate hieß mein Vater, das war der gewaltigsten Riesen einer, viele Weiber hat er aus ihren Häusern wegeholt, bis Helge ihn todt schlug." Etzel sprach: „Du warst's, Hexe, die vor des Königs Schiffe in der Bucht Mündung sich legte, damit das Wasser schwelle und alle Königs-Mannen ertränken, aber die Segelstange kam dir in die Quere." Rimgerd antwortete: „Du bist irr, Etzel, ich sage dir, du träumst, du lässest verdrießlich die Brauen über die Wimpern sinken: meine Mutter war's, die vor des Königs Schiffen lag; ich ertränkte derweil Krieger im Meer. Jetzt könntest du wiehern, Etzel, wenn du nicht entmannt wärest, Rimgerd hebt ihren Schweif! deine Worte schreist du gut genug, aber dein Herz, glaub' ich, sitzt hinterwärts." Etzel sprach: „stark werd' ich dir schon vorkommen, wenn ich erst aus dem Meer ans Land steige und du mich fühlst, da wirst du erlahmen, wenn mir der Zorn steigt, da wirst du krümmen in Schmerz deinen Schweif." Rimgerd sprach: „komm nur, Etzel, komm ans Land, wo du dir Kraft zutraust, in der Warins-Bucht, da wollen wir an einander: gebrochene Rippen, Held, die sollst du haben, wenn du mir in die Klauen geräthst!" Etzel sprach: „eher geh ich nicht, als bis die Krieger vom Schlafe aufstehen und Wache bei dem König thun, mir ist's nichts neues, wenn eine Hexe unter unserm Schiffe heraufsteigt. — Helge! wach auf und büße der Rimgerd den Schaden für ihren erschlagenen Vater, sie kann eine Nacht bei dir schlafen, da hat sie Buße genug." Da trat Helge hervor und sprach: „Lodin heißt, der dich haben soll, du allen Menschen verhaßte! dort wohnt er in Tholl-

eiland, der hundekluge Jote, aller Felſenbewohner ſchändlichſter; das iſt ein Mann, der dir ziemt!" Rimgerd ſprach: „ja, Helge, jene mögteſt du lieber, welche vorige Nacht kam, die Fluten zu ſchauen, die vielgoldene Jungfrau! gewaltig und hehr dünkte ſie mir! Hier ſtieg ſie ans Land und machte feſt eure Flotte. Sie allein iſt Schuld, daß ich deine Männer nicht morden konnte." Helge ſprach: „hör an, Rimgerd, wenn ich dein Leid dir büßen ſoll, ſag mir klärlich: war jene allein, die meine Schiffe beſchützte, oder zogen andere noch mit ihr?" Rimgerd ſprach: „drei Jungfrauen waren's, doch eine ritt voran, leuchtend und ſchön unter ihrem Helme; ihre Wolken-Roſſe ſchüttelten ſich, aus den Mähnen tropfte Thau hinab in tiefe Thäler und Hagel in hohe Bäume, davon fruchtbares Jahr den Menſchen kommt: mir war das alles verhaßt anzuſehen." Etzel ſprach: „nun ſchau gen Oſten, Rimgerd, ſchau, ob Helge's Worte dir Todesſtreiche gegeben! jetzt iſt geborgen ſeine Flotte und ſeine Kriegsſchaar zu Waſſer und Land! Schau! Rimgerd, angebrochen iſt der Tag! ſo lange hab' ich dich hingehalten und nun iſt's um dich geſchehen. Ein Steinbild ſtehſt du jetzt da, ein lächerlich Meer-Zeichen!"

Helgi war aber ein allgewaltiger Held; er ging zu Eylime und warb um Swawa, ſeine Tochter; ſie verlobten ſich auch mit einander und liebten ſich über alles in der Welt. Swawa blieb zu Haus bei ihrem Vater und war eine Wahlfüre nach wie vor, Helgi aber war im Krieg. Da zog einmal Hedin, ſein Bruder, der bei Jorwart daheim in Norwegen geblieben, am Jule-Abend einſam in den Wald hinaus und begegnete einem Zauberweib, das

ritt auf einem Wolfe und Schlangen waren ihr Zaum. Sie ſprach zu ihm: „folge mir!" „Nein," antwortete Hedin; nun rief ſie: „dafür ſollſt mir büßen bei Brage's Becher!" Und als am Abend der Sühn-Eber vorgeführt ward, die Männer ihre Hände darauf legten und ihre Gelübde bei Brage's Becher thaten, da ſchwur Hedin, Swawa, Eylime's Tochter, ſeines Bruders Liebſte, ſolle ſein Weib werden. Aber als er das Gelübde gethan, da reute es ihn ſo ſehr, daß er hinauslief auf wilden, unbekannten Wegen gen Süden, bis er ſeinen Bruder fand. Helge ſprach: „ſey willkommen, Hedin! was für neue Mären kannſt du mir ſagen aus Norwegen? was hat dich fortgetrieben aus der Heimath? warum kommſt du ſo allein zu mir?" Hedin antwortete: „allzuſchweres Unglück iſt über mich gekommen; ich habe erkoren mir bei Brage's Becher deine Braut, die Königstochter!" Helge ſprach: „klage dich nicht an, Hedin, unſere Gelübde beim Becher mögen noch erfüllt werden: Alf hat mich entboten zum Eiland, in dreier Tage Friſt ſoll ich dahin kommen; zweifelhaft iſt mir's, ob ich wiederkehre. Dann mags leicht in Erfüllung gehen, wenn das Schickſal will." Hedin ſprach: „du ſagteſt, Helge, ich wäre Gutes und großer Gaben würdig; dir ziemt beſſer, dein Schwert im Blute zu färben, als deinen Feinden Frieden zu geben!" Helge aber hatte alſo geſprochen, weil er ſeinen Tod ahnete, und auch, weil ſeine Folgegeiſter den Hedin aufgeſucht hatten, als dieſer das Zauberweib auf dem Wolfe reiten geſehen. Alf, Rodmar's Sohn, hatte dem Helge die Wahlſtätte beſtimmt zu Sigarsfeld in dreier Tage Friſt. Da ſprach Helge: „als es dämmerte, ritt ein Weib auf einem Wolfe, das ihm

Folge gebot; sie wußte wohl, daß zu Sigarsfeld erschlagen würde das Siegelinden-Kind.

Gewaltig war die Schlacht und Helge empfing eine Todeswunde. „Sigar, sprach er, reite zur Swawa, zu Eylimes einziger Tochter, daß sie eile und komme, wenn sie mich noch lebendig finden will." Da ritt Sigar zu ihr und sprach: „Helge hat mich hergesandt mit dir zu reden; dich wünscht der König noch einmal zu sehen, der herrlich geborne, eh sein letzter Athem ausgeht." Swawa sprach: „was ist Helge geschehen? weh! schweres Leid mich heimsucht! hat ihn das Meer getödtet oder ein Schwert verletzt? Rache an dem, der es verschuldet!" Sigar antwortete: „zu Frekastein sank heut am Morgen der beste König, der unter der Sonne war. Mag Alf überall siegen, nur dies mal hätte er nicht gesollt!" Da eilte Swawa hinaus zu Helge, und er sprach: „sey mir willkommen, Swawa, theile mit mir meines Herzens Gedanken: das letztemal ist's, daß wir auf der Welt zusammenkommen; schau! mir bluten die Wunden, das Schwert ist mir in das Herz eingedrungen. Liebliche Braut, weine nicht! eins bitt ich dich, so du auf meine Worte hören willst: bereite, wann ich todt bin, dem Hedin ein Bett, auf daß der junge Held in deinen Armen ruhe." Swawa antwortete: „als du bei unsrer Verlobung mir Ringe gabst, that ich das Gelübde, nimmermehr froh zu seyn, wenn du dahingegangen wärest, und nimmermehr einen andern in meine Arme zu nehmen." „Küß mich, Swawa, nimmer komm ich wieder Rogheim zu sehen und Rodulsberg, bis ich Jorwarts Sohn gerächt, den besten König, der unter der Sonne war." — Es wird gesagt, daß Helge und Swawa wiedergeboren wurden.

Das erste Lied von Helge, dem Hundings-Tödter.

In uralten Zeiten, als Vögel weissagend sangen und heilige Wasser von himmelhohen Bergen herab rauschten, da gebar Burahild Helge, den großherzigen, in Brawald. Nacht war's in der Burg, Nornen kamen, dem königlichen Kind sein Lebensziel zu bestimmen; da thaten sie den Wunsch, daß er der heldenmüthigste werde und der beste unter allen Königen. Kräftig spannten sie die Schicksals-Fäden, daß in Brawald sich ein Sturm, burgen-niederstürzend, erhob. Webten und knüpften fest goldene Fäden mitten in des Mendes Saal; der Fäden End' aber verhüllten sie in Osten und Westen, daß dazwischen lagen des Königs Lande. Dann warf gen Norden die Norne einen Faden: „immerdar, sprach sie, möge er fest bleiben!" Nur eins brachte Unheil dem Heldensohn und der Jungfrau, die seine Wonne war: zu einem Raben sprach ein Rabe, sitzend auf hohem Baum, entwöhnt aller Nahrung: „mir ist kund geworden ein Ding: der Siegemunden-Sohn, ein Tag alt, steht schon im Panzer, jetzt ist angebrochen unser Tag! scharf blickt er, wie ein Held, aus den Augen, der wird die Welfe mit Leichen erfreuen! Wir können lustig seyn!" Auch dem Volke däuchte er recht königlich, und die Männer untereinander sprachen: „früh ist unser Heil gekommen!" Aber der Vater ging heim aus dem Schlachtlärm, dem Heldenkind edlen Lauch zu reichen,

da gab er ihm den Namen Helge, und ſchenkte ihm Ringſtadt, Sonnenberg und Schneeberg und Sigarsfeld, Hatun und Himinvange; auch ein zieres Schwert, gleich einer blutigen Schlange, gab er ihm.

Da wuchs Helge an der Freunde Bruſt, der herrlich geborne, wie eine Ulme, in des Ruhmes Sonnen-Licht. Gold gab er ſeinen Wächtern und lohnte ſie reichlich. Bald auch nahm er das blutbeſpritzte Schwert zur Hand: denn nicht lange ließ ihn ſein Vater auf Kampf warten. Funfzehn Jahr alt erſchlug er den harten Hunding, der lange über Reiche und Degen geherrſcht hatte. Die Söhne Hundings kamen und forderten Sühne, Gut und Gold, für ihres Vaters Tod und den großen Raub ihrer Güter. Doch Sühne gab der Held ihnen nicht, kein Gold für den todten Vater: „grauer Spieße gewaltiges Wetter ſoll über ſie kommen, der Zorn Odins!" Da eilten die Helden zur Stätte, wo Schwerter ſich ſammelten. Bei Logaberg war der Kampfplatz beſtimmt, da zerbrach der Frieden: leichengierige Wölfe fuhren durchs Eiland!

Als nun die Schlacht vorbei war, Alf und Eylof getödtet, da ſetzte ſich Helge zu ruhen unter einen hohen Adlerſtein: das ganze Geſchlecht Geirmimer's hatte er vernichtet! Und ein Licht brach aus Logaberg, und aus dem Licht fuhren Wetterſtrahlen, da ſtanden behelmte Wahlküren auf Himinvange, blutbeſpritzt waren ihre Panzer, Flämmchen ſaßen auf ihren Spießen. Helge fragte die ſüdlichen Jungfrauen aus Ulfde: „wollt ihr heimfahren mit den Kriegern die Nacht?" Wie war da Schnurren der Bogen! Aber Hagens Tochter hörte der Schilde Lärm, und vom Roſſe herab ſprach ſie zu ihm: „ich meine, an-

deres haben wir zu thun, als mit dir, Panzer-Durchhauender, zu trinken. Mich hat mein Vater dem Hodbrod, Granmar's grimmem Sohne, verheißen; doch habe ich ihn tapfer genannt, wie einen Katzensohn. In wenig Tagen kommt er, mich zu holen, wo du nicht zum Kampf ihn entbietest, oder mich meinem Vater entführst." „Fürchte ihn nicht, sprach Helge, lebe ich, so soll erst Schlachten-Wetter toben!"

Da sendete der allwaltende König seine Boten aus in alle Welt. Hülfe sollten sie aufrufen, und Gold in Menge bieten den Helden und Helden-Söhnen: „sagt ihnen, daß sie schnell zu Schiffe gehen und bereit sind, von Brandeiland abzusegeln." Da kamen die Männer hundertweise von Hedins Eiland, und die goldgeschmückten Schiffe fuhren von Stafnsnes heran. Helge fragte den Jorleif: „hast du ausgeforscht die unerschrockenen Krieger?" „Schwer, antwortete er, ist's von der Schnabelspitze die langhäuptigen Schiffe unter den andern zu zählen, die im Orvasund dahin fahren. Aber zwölfhundert treue Männer sind da, und noch viel mehr in Hatun: glücklich, hoff' ich, wird unsere Schlacht seyn."

So warf der Steuermann die Schiffszelte herab, daß er alle die Krieger aufweckte und die Fürsten den Morgen glühen sahen. Hoch aufgeschnürt wurden die knisternden Segel in der Warins-Bucht. Da war Ruderschlag und Eisenklang, Schild stieß an Schild, da ruderten die Seehelden. Sausend ging mit den Herrn die Flotte des Königs dahin, fern den Landen: so war's zu hören, wenn die kühlen Schwester-Wellen und die langen Schiffe zusammenstießen, als ob den Felsen Brandung brechen wollte.

Höher hieß Helge das Segel ziehen, das Meer geſtattete den Fluten nicht, daß ſie zuſammen kämen und ſtill bei einander ſtänden; nein, die fürchterlichen Meeres-Töchter ließen ihren Wellen-Roſſen die Zügel fallen, daß ſie dahin brauſten. Aber oben durch die Lüfte ritt Siegrun, die Wahlküre, ſelber, heldenkühn und ſchützte die Schiffe. Kräftig wand ſich das See-Thier des Königs bei Gnipawald dem Meer aus den Händen. So ſaß er am Abend mit der Flotte auf Unawag und die ſchöngeſchmückten Schiffe ſchwammen dahin.

Indeß gingen die Feinde von Swarinshöh auf Kundſchaft gegen die annahenden, und Gudmund, der edelgeborne, trat hervor und rief: „wer iſt König über dies Volk? wer führt dies furchtbare Heer ans Land?" Da ſchwang Sinfiotle am Maſt hinauf ſeinen rothen, goldgeränderten Schild: er war ein Meeres-Wächter, der wohl reden und Worte wechſeln konnte. „Erzähl das, ſprach er zu Gudmund, Abends, wenn du die Schweine fütterſt und deine Hunde zum Freſſen lockſt, von Oſten her ſeyen Wölſinge gekommen, kampflüſterne, von Gnipawald. Dort wird Hodbrod den Helge finden, träg zur Flucht, in der Flotte Mitten; der hat oft ſchon die Aare geſättigt mit Feindesleichen, während du in den Mühlen gemeine Dirnen gekoſt." Gudmund antwortete: „was kannſt du wiſſen von alten Sagen, da du Edelingen alſo lügen vorwirfſt! du warſt's, der Wolfs-Speiſe geſchluckt und ſeine Brüder gemordet. Oft haſt du mit kaltem Munde in Wolfsgeſtalt Wunden ausgeſogen: Allverhaßter! im Gebüſch krochſt du umher!" Sinfiotle ſprach: Du warſt eine Zauberin auf Warins-Eiland, fuchsluſtiges Weib! Lügen haſt du vor-

gebracht, sprachst, du wolltest keinen gepanzerten Mann erblicken, außer mich, den Sinfiotle. Eine schändliche Hexe warst du unter den Wahlfüren, ein Ungethüm, mächtig beim Allvater. Du listiges Weib! alle Einherien mußten um deinetwilligen kämpfen. Neun Wölfe haben wir ja mit einander gezeugt zu Saganes: ich allein war der Vater davon." Gudmund antwortete: „freilich Vater von Fenrir's Wölfen, den uralten, der konntest du nicht seyn: denn auf Thorsnes vor Gnipawald haben Riesentöchter dir die Mannheit genommen. Als ein Stiefsohn von Sieggeir lagst du, der verachtete Aschenknecht, unter den Balken, gewöhnt an Wolfgeheul draußen in den Wäldern. Alle Unthaten hast du vollbracht, damals, als du deinen Brüdern die Brust durchbohrt: in Schand-Dingen machtest du dich berühmt: du warst des Pferdes Grane Weib in Brafeld, goldgezäumt warst du zum Lauf abgerichtet. Wie manche Strecke bergunter hab' ich dich müd geritten, hungrige unter dem Sattel, du Riesenweib!" Sinfiotle antwortete: „ein gemeiner, sittenloser Knecht warst du, als Gulner's Geise du melktest; aber ein andermal warst du eine Riesentochter, eine zerrissene Bettlerin: willst du noch mehr hören?" Gudmund sprach: „lieber wollt ich bei Frekastein Raben mit deiner Leiche sättigen, und eure Hunde zum Fraß herbeilocken oder den Ebern vorwerfen; zanke die Teufelin mit dir!" Da trat Helge heran und sprach: „besser ziemte es euch, Sinfiotle, in den Kampf zu gehen und die Aare mit Blut zu erfreuen, als hier mit unnützen Worten zu schelten, wenn ihr auch, ihr Helden, euch feind seyd. Mir selber dünken nicht gut die Söhne Granmars, doch aber sollen Fürsten Wahrheit reden: dort zu Meins-

heim haben sie gezeigt, daß ihnen nicht Muth fehlt, das Schwert zu ziehen." —

Nun ließen Granmars Söhne Swipud und Swegiod fortrennen über thauigte Thale und dunkele Wege: die Luft zitterte, als die Männer dahin fuhren. In der Burgthüre außen stand Hodbrod, den Helm auf dem Haupt, und sah, wie seine Freunde eilig daher ritten. „Wie liegt Zorn, sprach er, auf dieser Helden Antlitz?" — Da antworteten die Boten: „schnelle Schiffe, eilend wie Hirsche, drehten sich her zum Land; viele Schilder blinkten und glatte Ruder, es war herrliches Helden-Volk unter freudigen Wölfingen. Funfzehen Haufen stiegen ans Land, siebentausende sind noch außen in Sogn, und die blauschwarzen, goldgeschmückten See-Thiere liegen gesichert vor Gnipawald. So gewaltige Macht hat Helge und wird nicht zaudern mit der Schlacht." Hodbrod sprach: „laßt Männer auf wohlgezäumten Rossen zur großen Versammlung reiten, Sporwitner gen Sparinsheid, Melner und Milner zum Schwarzwald. Laßt keinen daheim sitzen, der sein Schwert, die Wunden-Flamme, ziehen kann. Entbietet auch Hagen und Rings Söhne, Etzel und Ingwe und Ölf, den alten: die gelüstet's, in den Kampf zu gehen. Laßt uns den Wolfungen Widerstand thun!"

Ein Blick war's, als die hellen Schwertspitzen zusammenfuhren auf Frekastein. Immer war Helge, Hundings Tödter, der vorderste in der Männer-Schlacht: feurig war er zum Kampf, träg zur Flucht, ein fester Kern sein muthiges Herz. Siehe, da kam ihn zu schützen Siegrun, die Wahlküre, vom Himmel herab; wie wuchs der

Spieße Rauſchen! Kundig des Luftſprungs rief ſie vom Wolken-Roß zu den Kriegern herab: „Heil dir, Helge, Ingwe's Abkömmling, du ſollſt deiner Mannen und deines Lebens dich erfreuen: denn gefällt haſt du den ſchwerfliehenden König, den Äaers-Tödter. Beides ziemt dir jetzt, königlicher Held, goldne Ringe zu empfahen und mich ſtolze Jungfrau: du ſollſt dich Hagens Tochter erfreuen, Ringſtadts, des Sieges und deiner Lande. Nun iſt der Kampf vollbracht!"

Das zweite Lied von Helge, dem Hundings-Tödter.

König Siegmund, der Sohn Wolfungs, hatte Burghild von Bralund zur Ehe, ſie nannten ihren Sohn Helge nach Helge Jorwarts Sohn, und ſetzten ihm den Hagal zum Zuchtmeiſter. Damals herrſchte in Hundland ein mächtiger König, Nauens Hunding; der war auch ein gewaltiger Kriegsmann und hatte viele Söhne, die in den Krieg gezogen waren. Es war aber Zwietracht und Feindſchaft zwiſchen Hunding und Siegmund, und einer erſchlug des andern Freunde. Die von Siegmund abſtammten hießen die Wolfungen oder Wölfinge.

Helge zog auf heimliche Kundſchaft nach Hundings Hof; Häming, ſein Sohn, war daheim. Als Helge wieder heraus kam, begegnete er einem Hirtenbuben und ſprach zu ihm: „geh, ſag dem Häming, daß Helge es war, der in ſeiner Burg herumging; verhüllt war er in ſeinem Panzer, wolfgrau ſah er aus, Hunding meinte, es wäre Hamal. (Hamal aber war der Sohn Hagals.) Als nun Hunding das hörte, ſchickte er Leute aus, dem Helge nachzuſpüren, und Helge konnte ſich nicht anders retten, als daß er einer Magd Kleider anthat und in die Mühle ging, da zu malen. Nun kamen Hundings Leute auch dahin, ſuchten ihn, konnten ihn aber nicht finden. Nur Blind, dem unheilsvollen, kam die Magd verdächtig vor, und er ſprach: „hell und ſcharf ſind die Augen von Hagals

Magd, nimmer iſt die gemeinen Mannes Kind, die an der Mühle da ſteht: die Steine brechen ja von ihrem Malen, die Mühle zerſpringt! Gar hartes hat der Held ergriffen, ein König mahlt Gerſte! Dieſer Hand ziemte beſſer der Schwert-Griff als die Mühlen-Walze." Hagal antwortete: „kein Wunder, daß die Mühle dröhnt, wenn des Königs Magd die Walze treibt: ſie war eine Wahlküre, die hoch über Wolken durch die Luft zog, kühn war ſie im Kampf, gleich einem Seehelden, bis Helge ſie gefangen nahm; ſie iſt Sigar's und Hagen's Schweſter, darum hat der Wölſinge Maad ſo zornige Feuer-Augen."

So entkam Helge und begab ſich in den See-Krieg, und tödtete in einer Schlacht den König Hunding, wornach er Helge Hundings-Tödter genannt ward. Er lag dann auf Brunawag, da ließ er am Strand das Vieh zuſammentreiben und ſchlachten, und ſie aßen rohes Fleiſch. Siegrun aber, die Hagens-Tochter und wiedergeborne Swawa, ritt durch Luft und über Meer zu Helge's Schiffen und ſprach zu ihm: „wer läßt die Schiffe zum Ufer ſchwimmen? wo habt ihr, Krieger, eure Heimath? worauf wartet ihr in Brunawag? wohin gedenkt ihr weiter zu fahren? Helge antwortete: „Hamal läßt die Schiffe zum Ufer ſchwimmen; in Leßciland haben wir unſere Heimath; gen Oſten gedenken wir weiter zu fahren." Siegrun ſprach: „wo haſt du, König, den Krieg geweckt und die Raben mit Leichen genährt? wie iſt dein Panzer von Blut ſo roth! warum habt ihr rohes Fleiſch unter euern Helmen gegeſſen?" Helge antwortete: „es geſchah noch nicht lange gen Weſten vor dem Meer, wenn du's wiſſen willſt, daß ich, ein Wölſing, Bären jagte in Bragawald, und die Aare mit Spießen

ſättigte. Nun hab' ich dir geſagt, Jungfrau, wie alles ſich zutrug: darum aßen wir am Meeres Ufer wenig gekochtes Fleiſch." Siegrun ſprach: „von jenem Kampfe redeſt du, wo vor Helge ins Feld ſank König Hunding: eure Verwandten wolltet ihr rächen, darum ward jene Schlacht geſchlagen, darum ſpritzte Blut auf das ſcharfe Schwert." Helge ſprach: „woher weißt du, vielkluge Jungfrau, daß um Rache gekämpft ward? Viel Helden-Söhne ſind tapfer und feindlich geſinnt gegen unſer Geſchlecht." Siegrun antwortete: nicht fern war ich damals von euch, Heerführer, dir hab' ich beigeſtanden und manchem deiner Feinde den Tod gegeben. Schlau biſt du, Siegmundens Sohn, daß du in Geheim-Runen die Schlacht mir erzählſt. Ich ſah dich doch auf der Fahrt vornen auf den Langſchiffen, als du auf der blutigen Spitze ſtandeſt und die urkalten Wellen herumſpielten. Nun willſt du dich bergen vor mir, aber Hagens Tochter kennt dich längſt" —

Granmar, ein mächtiger König, wohnte zu Swarinshöh und hatte viele Söhne; einer hieß Hodbrod, der andere Hadmund, der dritte Starkoder. Dem Hodbrod ward in der Könige Verſammlung die Siegrun zugeſagt; als ſie das hörte, ritt ſie mit den Wahlfüren durch Luft und über Meer, den Helge zu ſuchen. (Helge war damals auf Logaberg, und hatte ſich nach der Schlacht mit Hundings Söhnen, wo er den Alf und Eyolf, Jorwart und Herwart getödtet, kampfmüd unter den Aarſtein geſetzt und ruhete.) Siegrun aber ſuchte den frohen Helden, bis ſie ihn fand, da grüßte ſie ihn, fiel ihm um den Hals und küßte ihn unter ſeinem Helme. Da ward ſein Herz bewegt für die Jungfrau, aber ſie hatte den Siegmunden-Sohn

früher, als ſie ihn geſehen, von ganzer Seele ſchon geliebt. „Dem Hoddbrod, ſprach ſie, war ich zugeſagt in der Verſammlung; aber du allein ſollteſt mein Liebſter ſeyn: doch ſehe ich voraus, wie der Zorn meiner Freunde kommen wird, denn ich habe meines Vaters liebſten Willen gebrochen!" Sie redete nicht anders, als ihr Herz dachte: Helge's Liebe allein wollte ſie haben. Er aber ſprach zu ihr: „Sorge nicht um deines Vaters Zorn und deines Stammes Feindſchaft, ſchöne Jungfrau, du ſollſt bei mir leben, denn du biſt von edlem Geſchlecht und ziemlich iſt unſere Ehe."

Helge ſammelte eine große Flotte und fuhr nach Frekaſtein; aber während der Fahrt entſtand ein gefährlicher Sturm auf dem Meer: Blitze fuhren über ihnen her, und die Wetterſtrahlen ſchlugen in die Schiffe. Da ſahen ſie neun Wahlküren in der Luft reiten und erkannten die Siegrun; und alsbald legte ſich der Sturm und ſie gelangten ſicher ans Land. Granmar's Söhne aber, ihre Feinde, ſaßen auf einem Berge und ſahen Helge's Schiffe heranfahren; da ſtieg Gudmund zu Pferd und ritt hin ans Meer auf Kundſchaft. Die Wellungen zogen die Segel auf und Gudmund fragte: „wie heißt der König, der über die Flotte herrſcht und ſolch furchtbares Heer ans Land führt?" Sinfiötle, der Sigarmunden-Sohn, antwortete, wie es im erſten Helge-Lied vorkommt. Da ritt Gudmund heim mit der Kriegsbotſchaft, und die Söhne Granmar's ſammelten ein Heer und viele Könige ſtießen zu ihnen. Da kam auch Hagen, der Siegrun Vater, und ſeine Söhne Dag und Brage. Nun ward eine gewaltige Schlacht gehalten, worin alle Söhne Granmar's mit allen ihren

Hauptlingen fielen; nur Dag erhielt Friede und schwur den Wolsungen Eide.

Siegrun ging auf die Wahlstätte und fand den Hodbrod, der lag zur Erde, mit dem Tode ringend; da sprach sie zu ihm: „König Hodbrod, nun wird Siegrun nicht in deinen Armen ruhen! dahin ist dein Leben! bald wird der Wolf die Leichen der Granmar's-Söhne zerreißen!" Dann traf sie den Helge und ward von Herzen froh; er aber sprach: „nicht in allem ist dir's, wie du wünschtest, ergangen, die Nornen haben gewaltet: hier zu Frekastein fielen heut am Morgen Brage und Hagen: sie fielen durch meine Hand! Und zu Styrkleif sank Starkoder und bei Leberg Rollaug's Söhne, der grimmigste unter allen Kämpfern, die ich gesehen: fort war sein Haupt und noch schlug der Rumpf um sich. Nun liegen zur Erde fast alle deine Verwandten, Leichen sind sie geworden! Siegrun, du gewannst nicht bei dieser Schlacht, dein Schicksal wollte, daß du durch diesen harten Streit, durch so großen Verlust, erst deines Wunsches theilhaftig werden solltest!" Da weinte Siegrun, aber Helge sprach: „Tröste dich, Siegrun, deinetwillen sind wir alle in den Kampf gegangen: auch Könige überwinden nicht ihr Schicksal!" Sie sagte: „gern wollt' ich allen das Leben wiedergeben, könnte ich euch in deinen Armen ruhen."

Helge vermählte sich mit Siegrun und sie zeugten Söhne, aber Helge ward nicht alt. Dag, Hagens Sohn, brachte dem Odin ein Opfer für Vater-Rache, und Odin lieh ihm seinen Spieß. Dag fand den Helge, seinen Schwäher, wo es zum Fröterwald heißt, und durchbohrte ihn mit dem Spieße Odins, und Helge fiel. Dann ritt

Dag nach Sewaberg zu ſeiner Schweſter Siegrun, und ſagte ihr, was geſchehen war: „Gezwungen bin ich, Schweſter, dir Leid zu verkünden, ungern muß ich dich zu Thränen bringen: todt ſank heute Morgen im Hjoterswald ein König, der beſte in der Welt, furchtlos, erhaben über alle Helden!" Siegrun ſprach: Daß dich alle Eide ins Herz ſchneiden, die du dem Helge zugeſchworen bei dem leuchtenden Waſſer des Höllenfluſſes und dem urkalten, wellen-benetzten Stein! Nimmermehr ſchreite das Schiff weiter, das unter dir ſchreitet, und läge der günſtigſte Wind dahinter! nimmermehr renne das Roß, das unter dir rennt, und ſäßen deine Feinde dir im Nacken! Nimmermehr ſchneide das Schwert, das du ziehſt, wo es nicht ziſche ſingend dir um das eigene Haupt! Dann wäre erſt Helge's Mord an dir gerächt, wenn du ein Währ-Wolf wärſt draußen im Walde, Habe- und Freude-los: ohne Nahrung, wo nicht um Leichen du herumſprängſt!" Dag antwortete: „raſend biſt du, Schweſter, und wahnſinnig, daß du deinen Bruder ſo entſetzlich verwünſcheſt: Odin allein iſt Schuld an allem Unglück, er hat Streit unter die Verwandten gebracht; rothe Gold-Ringe biet ich dir, Wandelswe und die Wigthale, ja das halbe Reich nimm zur Buße, nimm es, ringgeſchmückte Frau, für dich und deine Söhne!" Siegrun ſprach: nicht ſo wohl wird es mir zu Sewaberg, Tags oder Nachts, daß ich meines Lebens mich erfreue, wenn nicht an der Thüre des Grabhügels Helge mir in himmliſchem Lichte erſcheine, unter ihm daher renne das Roß, an Goldbiß gewohnt, und ich den königlichen Helden in meine Arme nehme. So hatte Helge im Schrecken gejagt ſeine Feinde, wie vor dem

Wolfe wannig und athemlos rennen die Geiſe vom Gebirg. So erhob ſich Helge unter den Helden, wie die edelgeſchaffene Eiche unter dem niedrigen Dorn, oder das Thierkalb, thau-benezt, das höher fährt, als alle andere Thiere, ſeine Hörner glühen wider den Himmel ſelber!"

Dem Helge ward ein Grabhügel gemacht, als er aber nach Walhall kam, da bot ihm Odin an, zu herrſchen mit ihm über alles. Helge erblickte den Hunding und ſprach: „du, Hunding, ſollſt allen Helden das Fußbad bereiten, Feuer anzünden, die Hunde anbinden, der Pferde warten und den Schweinen Futter vorwerfen, eh du ſchlafen gehſt."

Die Magd der Siegrun ging Abends zu Helge's Grab, und ſah ihn darauf zu reiten mit vielen Männern und ſprach: „ſind's Scheinbilder bloß vor meinen Augen oder iſt die Götterdämmerung gekommen: todte Männer reiten daher! ihr treibt eure Roſſe mit Spornen! oder iſt euch Heimfahrt erlaubt?" Helge ſprach: „nicht Scheinbilder ſinds vor deinen Augen, noch iſt Götterdämmrung gekommen; wohl treiben wir unſere Roſſe mit Spornen, uns iſt Heimfahrt erlaubt." Da ging die Magd heim und ſagte der Siegrun: „geh hinaus, Siegrun von Sewaberg, willſt du den König gerne ſehen. Aufgethan iſt der Grabhügel, gekommen iſt Helge! noch bluten ſeine Wunden, er bittet dich, daß du die tropfenden ſanftigen wolleſt." Da ging Siegrun hinaus in den Grabhügel zu Helge und ſprach: „Nun bin ich froh unſerer Zuſammenkunft, wie die gierigen Raben Odin's, wenn ſie Leichen ſpüren, oder wenn ſie, die ſchwarzen, thau-naſſen, das Morgenroth glänzen ſehen. Erſt

will ich küſſen den todten Helden, eh er den blutigen Panzer abwirft. Dein Haar iſt ja froſt-durchdrungen, überall biſt du von rothem Blutes Thau benetzt, eiskalt ſind deine Hände: wie kann ich jemals die Sühne dafür ſchaffen?" Helge antwortete: „Du allein, Siegrun, biſt Schuld, daß Helge ſo vom blutigen Leides Thau benetzt iſt, du goldgeſchmückte haſt geweint, eh du ſchlafen gingſt, bittere Zähren, du liebliche, du glänzende wie die Sonne im Süden! jede Thräne iſt wie Glut auf meine Bruſt gefallen, auf meine eiskalte, eingegrabene, ſchmerz-bedrungene! Weh! ſollen wir nun trinken köſtlichen Trank, ſind wir auch aller Lebens-Freude beraubt und aller Macht auf Erden: niemand ſoll mir ein Trauer-Lied ſingen, ſchaut er auch die Wunde in meiner Bruſt! Eine Königs-Frau ſitzt bei mir, dem Todten, im Grabe!" Siegrun bereitete ein Bett im Hügel: „hier hab' ich dir ein Ruhbett gemacht, ein recht ſorgenloſes, du Wölſungen-Sohn! in deinem Arme will ich da ruhen, wie ich im Leben that." Helge ſprach: „nun, ſag ich, iſt nichts mehr unglaublich früh oder ſpät auf Sewabera, ſeit du mir todten im Arme ſchläfſt und du zarte lebſt noch, du königliche!" — Dann aber ſprach Helge: „Zeit iſt's nun, daß ich fortreite über die rothglühenden Wege, laſſe mein falbes Wolkenroß über den Luftſee dahin traben. Weſtlich muß ich ſeyn vor der Regenbogen-Brücke, eh der Hahn das Siegervolk aufweckt." Da ritt Helge mit ſeinen Männern fort, und Siegrun mit der Magd ging auch heim. Am andern Abend aber ließ Siegrun die Maad Wache halten beim Grabhügel, und als die Sonne ſich ſenkte, ging ſie ſelbſt hinaus und ſprach: „gekommen wäre der Siegmunden-

Sehn, gedächt er herabzusteigen aus den Sälen Odins: alle Hoffnung schwindet, denn schon sitzen die Aare eingeschlafen auf Eschenzweigen und alles Volk ist in der Träume Versammlung." Die Magd sprach: sey nicht so rasend, du Königs-Tochter, allein zu gehen in die Geister-Häuser, mehr Macht haben alle Todten in der Nacht, als am lichten Tage." Siegrun lebte nicht lang vor Leid und Schmerz.

(Es war Glauben im Alterthum, daß die Menschen wiedergeboren würden, aber das heißt jetzt alter Weiber-Glauben. Auch von Helge und Swawa wird gesagt, sie seyen wiedergeboren worden, er als Helge Hadbinaen-Held, sie als Kara, Halfdan's Tochter, so wie es in den Liedern von Kara besungen ist, und war diese auch eine Wahlküre.)

Sinfiotle's Untergang.

Siegemund, Welfungs Sohn, war König im Frankenland, ſein älteſter Sohn hieß Sinfiotle, der zweite Helge, der dritte Hamund. Burghild, ſein Weib, hatte einen Bruder, Namens Near, der mit dem Sinfiotle zugleich um daſſelbe Weib freite, und darum erſchlug ihn dieſer. Als Sinfiotle nun heim kam, hieß ihn Burghild fort aus dem Lande ziehen; aber er bot ihr Sühn-Geld, und ſie nahm es an. Hernach bei dem Todtengelag, wo Burghild den Trank herumreichte, nahm ſie ein großes Horn voll Gift und reichte es dem Sinfiotli dar. Als dieſer aber in das Horn ſah, merkte er, daß Gift darin war, und ſprach zu Siegmund: „trüb wie Gift ſieht der Trank doch aus.“ Da nahm Siegmund ſelber das Horn und trank es aus: denn es iſt Sage, daß kein Gift ihm ſchaden konnte, weder innerlich noch äußerlich; aber alle ſeine Söhne konnten es nur äußerlich auf der Haut leiden. Burghild brachte zum zweitenmale dem Sinfiotle ein Horn voll Gift mit Drohworten, wo er nicht austrinke. Er ſprach dieſelben Worte zu Siegmund, der aber antwortete: „Sohn, ſchlürf es durch die Lippen!“ Da trank Sinfiotle und war alsbald todt. Siegmund trug ihn in ſeinen Armen weit fort und gelangte zu einem ſchmalen und langen Meerbuſen, da war ein kleines Schiff und ein Mann ſtand darin. Der Mann bot ihm Überfahrt an, als aber Siegmund die Leiche ins Schiff getragen hatte, war es voll geladen. Da ſagte

der Mann dem Siegmund, er ſolle voraus in den Meeresbuſen gehen, er aber ſtieß ab und verſchwand alsbald.

König Siegmund weilte lange Zeit in Dänmark in Burghildens Reich und vermählte ſich mit ihr. Dann fuhr er gen Süden nach Frankenland, in ſein Reich dort, heirathete die Jordis, König Eylime's Tochter, mit welcher er den Siegfried zeugte. Siegmund fiel im Kampf gegen Hundings Söhne; Jordis verheirathete ſich darauf mit Alf, König Hilfrich's Sohn, bei welchem Siegfried ſeine Jugend zubrachte. König Siegmund und alle ſeine Söhne waren erhaben weit über alles andere Volk durch Stärke, Geſtalt, Muth und durch all ihre Thaten. Siegfried aber war der allererhabenſte, von ihm reden die alten Sagen zuerſt und nennen ihn den gewaltigſten Helden.

Weiſſagung Griper's.

Griper war der Sohn Elyme's und Bruder der Jordis und ein König im Land. Er übertraf an Weisheit alle Menſchen und ſah die Zukunft voraus. Auf eine Zeit ritt Siegfried allein zu Griper's Burg, doch war er leicht kenntlich. Er fand außen vor der Halle einen Mann, der Geiter hieß, den redete er an und fragte: „Wer wohnt in dieſer Burg und wie wird der König dieſes Volks genannt?" Geiter antwortete: „Griper heißt der Fürſt, der über dies feſte Land und über dies Volk gebietet." Siegfried ſprach: „iſt der Weiſe daheim, ſo bitt' ihn, daß er komme, mit mir zu reden; ſag ihm, ein Fremder verlange darnach; bald wünſch ich ihn von Angeſicht zu ſehen." Geiter ſprach: „aber fragen wird mich der edle König, wer der Mann

ſey, der mit ihm zu reden verlangt." Siegfried ſprach: „Siegfried heiß ich, das Siegemunden-Kind, Jordis heißt meine Mutter." Da ging Geiter und ſprach zu Griper: ein Fremdling ſteht draußen, edel anzuſchauen, der will, Herr, mit dir eine Zuſammenkunft haben." Da trat aus dem Saal der König und grüßte in Ehren den Gaſt." Sey willkommen, Siegfried, wär es ziemlicher hier! aber du, Geiter, nimm Graue das Roß dem König aus der Hand."

Vertraulich huben ſie an mit einander zu reden, die klugen Helden, als ſie nun beiſammen waren. „Sag mir, Mutter-Bruder, wenn du es weißt: wie wird Siegfrieds Lebensfaden ſich winden?" Griper antwortete: „du wirſt ſeyn der größte unter der Sonne, über alle andere Könige mächtig: mild beim Gold, träg bei der Flucht, herrlich von Antlitz und weis in der Rede." Siegfried ſprach: „du edler König, red deutlicher zu mir, entdecke mehr als ich zu fragen weiß, wenn du glaubſt, es vorauszuſehen. Was wird zuerſt mir widerfahren, mir zum Heil, wenn ich aus deiner Burg gegangen bin?" Griper antwortete: „zuerſt wirſt du deinen Vater rächen und alles Leid des Elsme, die harten Hundingen wirſt du fällen: dein iſt der Sieg!" Siegfried ſprach: „ſag mir, herrlicher König, mein Ahn, du weiſer Mann, da wir von Herzen mit einander reden: „ſiehſt du Thaten Siegfrieds, deren Ruhm aufſteigt zum Himmels-Zelt?" Griper antwortete: „du allein wirſt tödten den ſchuppen-glänzenden Lindwurm, der gefräßig auf der Gnitaheide liegt; du wirſt beiden den Tod geben, dem Reigin und Fafner: wahr redet Griper!" Siegfried ſprach: „groß wird mein Schatz, wenn ich dieſen Kampf vollbringe, wie du ſagſt. Erforſche dein Herz und

ſag weiter, was für Ruhm wird noch in meines Lebenslauf zeigt?" Griper antwortete: „du wirſt Fafner's Lager finden, den reichen Hort, und das Gold auf Grane's Rücken laden: ſo reiteſt du zu Gibich, du ſtreit-kühner Mann!" Siegfried ſprach: „ſag mir weiter, da wir von Herzen reden, du vorausſchauender: nun bin ich Gaſt Gibichs, fahre wieder fort von ihm, wie wird weiter mich führen meines Lebens Lauf?" Griper antwortete: „auf einem Berge ſchläft die Königstochter, in einen Panzer iſt die holdſelige verhüllt, du wirſt mit dem ſcharfen Schwert, das Fafner'n tödtete, den Panzer ihr losſchneiden." Siegfried ſprach: „wohlan! Panzer iſt zerriſſen, Jungfrau aus dem Schlafe erwacht, hebt an zu reden: was wird ſie ſagen zu mir, das zum Heil mir gereiche?" Griper antwortete: „Runen wird ſie dich lehren, alle zumal, die Menſchen zu haben wünſchen; reden in jeglicher Zunge; endlich: Salben und Heilung. Leb wohl, König!" Siegfried ſprach: „nun iſt das vorbei, empfangen ſind die Lehren, ich bin bereit, von dannen zu ziehen; erforſche dein Herz: wie wird weiter mich führen meines Lebens Lauf?" Griper antwortete: „kommen wirſt du zu Heimers Haus, bleiben bei ihm fröhlich als Gaſt. Nun iſt vorbei, Siegfried, was ich vorausſah, mehr ſollſt du den Griper nicht fragen." Siegfried ſprach: „Sorge bringt mir das Wort, das du ſprachſt, Griper: denn gewiſslich ſiehſt du noch mehr voraus: weißt du übergroſſes Leid, das mich trifft, weil du es nicht ſagen willſt?" Griper antwortete: „Mir war vergönnt, deines Lebens glänzende Jugend vorauszuſchauen, aber vorbei iſt, was ich gewußt: nicht mit Recht werd' ich für ſo weis angeſehen, daß ich alles vorauswiſſe."

Siegfried ſprach: „niemand weiß ich nieden auf Erden, der weiter ſehe, als du, Griper: du ſollſt nicht das Leidige verhehlen oder das Unſelige in meinem Geſchick.“ Griper ſprach: „Laſter ſind nicht in deinem Leben, die Furcht laß fahren, du herrlicher Edling, dein Namen wird nicht untergehen, Schwertes-Schwinger, ſo lang die Welt ſteht.“ Siegfried ſprach: „ſchlimm dünkt mir's, daß ich ſcheiden muß von dir, ohne mehr zu hören; zeige mir den Weg, wenn du willſt, jegliches hat ja das Schickſal voraus beſtimmt!“ Griper ſprach: „ſo will ich dir alles ſagen, Siegfried, weil du mich zwingſt; wiſſen ſollſt du, daß ich nicht lüge: ein Tag iſt dir zum Tode beſtimmt!“ Siegfried ſprach: „deinen Zorn will ich nicht, Griper, wohl aber guten Rath von dir; gewißlich wünſch ich zu wiſſen, was du im Geiſte ſiehſt, das mir begegnen wird, wie ſchlimm es auch ſey.“ Griper antwortete: „eine Jungfrau lebt in Heimer's Haus, holdſelig anzuſchauen, Brunhild heißt ſie, Botelung's Tochter, Heimer zieht ſie auf, die hehre, großherzige.“ Siegfried ſprach: „was hab' ich damit zu ſchaffen, daß ſie holdſelig iſt anzuſchauen, ſprich deutlicher, Griper, denn du ſiehſt doch alles Schickſal voraus.“ Griper antwortete: „abwärts führt ſie dich aller Freude, die lieblich anzuſchauen iſt. Schlaf ſchläfſt du nicht, Recht ſprichſt du nicht, auf niemand achteſt du, wenn nicht die Jungfrau du ſiehſt.“ Siegfried ſprach: „was ſoll lindern mein Geſchick, ſag du mir, Griper, wenn du voraus es ſiehſt: werd' ich ſie gewinnen durch Mitgift, die liebliche Königstochter?“ Griper ſprach: „Eide werdet ihr ſchwören allzumal, ſtarke und feſte, keine werdet ihr halten. Biſt du nur eine Nacht Gibich's Gaſt geweſen, ſo weißt

du nichts mehr von Heimer's herrlicher Pflegetochter." Siegfried sprach: „wie soll das zugehen, Griper? sag mirs ins Angesicht: siehst du Leichtsinn in meinem Wesen? ich soll brechen mein Wort gegen die Jungfrau, und schien sie zu lieben von ganzer Seele!" Griper sprach: „Brechen wirst du dein Wort, verleitet durch fremden Trug, du wirst dazu gebracht, Grimhildens Anschläge zu vollführen, die weißgeschleierte bietet dir Gudrun, ihre Tochter, sie bethört dich, König!" Siegfried sprach: „werd' ich mit Günther und seinen Brüdern Freundschaft schließen und mit Gudrun mich vermählen, gut beweibt wär ich da, wenn nicht die Meineide mich ängstigten." Griper sprach: „ganz bethört dich Grimhild, sie wird dich reizen, daß du ausziehst, Brunhilden für Günther zu werben, bereitwillig verheißest du die Fahrt des Fürsten Mutter." Siegfried sprach: „ein Unglück steht bevor, das seh ich wohl, ganz schwankt Siegfrieds Klugheit, wenn ich werbe für einen andern die herrliche freien, die ich liebte so sehr." Griper sprach: „ihr werdet Eide schwören allzumal, ihr Könige, Günther, Hagen und du, Siegfried, der Dritte. Du und Günther, ihr werdet tauschen eure Gestalt, wenn ihr auf dem Wege seyd: Griper lügt nicht!" Siegfried sprach: „wie soll das zugehen, wie sollen wir tauschen Gestalt und Wesen: anderer Betrug muß darunter verborgen seyn, grausam auf jegliche Weise; aber sag weiter, Griper." Griper sprach: „du hast Günther's Gestalt und Wesen, aber du hast deine mächtigen Worte und Gedanken. Du wirst dich verloben mit der hehren Brunhild, kein Mensch kann das abwenden!" Siegfried sprach: „gar schlimm däucht's mir, wenn Siegfried bei solchen Dingen ein schlech-

ter genannt wird von den Menſchen. Nicht wollt ich Trug vollbringen an der Königstochter, der herrlichſten, die ich weiß." Griper ſprach: „du wirſt ruhen an ihrer Seite ohne Sünde, als wenn ſie deine Mutter wäre, darum wird, edler König, dein Namen aufrecht erhalten, ſo lange die Welt ſteht. Zuſammengefeiert wird deine und Günther's Hochzeit in Gibich's Halle. Da tauſcht ihr wieder die Geſtalt, wann ihr heim kommt, aber jeder behält des eigenen Herzens Gedanken." Siegfried ſprach: „wird Günther, der herrliche unter den Männern, ein gutes Weib gewinnen, wenn die hehre Braut drei Nächte an meiner Seite geſchlafen? beiſpiellos ſind ja ſolche Dinge! Wird Freude dann herrſchen unter den Schwägern? ſag mir, Griper: wird dann Heil daraus erwachſen Günthern oder mir?" Griper antwortete: „die Eide werden dir wieder in den Sinn kommen, die du jener geſchworen; doch wirſt du ſchweigen, du liebſt Gudrun in glücklicher Ehe. Aber Brunhilden däucht ſchlecht ihre Vermählung; auf Trug ſinnt das Weib, ſich zur Rache." Siegfried ſprach: „was wird zur Sühne nehmen die Frau, da wir Trug an ihr vollbrachten? Eide, zugeſchworen, aber nicht gehalten, wenig Freude, das hat ſie gehabt von mir." Griper antwortete: „frei entdeckt ſie Günthern, daß du nicht allzuwohl deine Eide gehalten, wie du in ſeiner Geſtalt bei ihr gelegen und er von ganzem Herzen dir getraut." Siegfried ſprach: „wie kann ſie das, Griper? ſag mir's ins Angeſicht, bin ich ſchuldig in Wahrheit, wie ſie ausſagt, oder lügt ſie auf mich und auf ſich ſelber? ſag mir's, Griper." Griper antwortete: „aus Zorn wird es die gewaltige, und aus übermächtigem Schmerz

bös gegen dich anstiften, in Unehren hast du sie nicht berührt, obgleich du Betrug an ihr verübtest." Siegfried sprach: „wird der kluge Günther, Gudorm und Hagen ihren Anreizungen folgen? werden Gibich's Söhne ihres Schwertes Stahl in meinem Blute färben? sag mir, Griper." Griper antwortete: „grimm ist's der Gudrun ums Herz, ihre Brüder rathen zu deinem mordlichen Tod, alle Freude schwindet der edlen Frau: das stiftet Grimhild! Eins muß dich trösten, königlicher Held, eine Gnade ist gelegt in deines Lebens Lauf: nimmer wird ein berühmterer Mann zur Welt kommen unter der Sonne Sitz, als du bist, Siegfried!" Siegfried sprach: „Heil uns, Griper, bei unserer Trennung, niemand kann sein Schicksal besiegen! du hast gethan, wie ich dich bat; gerne hättest du glückseliger Geschick mir verkündigt, wenn du das vermocht hättest."

Von Otter und Reigin.

Siegfried ging in den Stall Hilferich's und wählte sich darin ein Roß, das seitdem Grane genannt wurde. Da kam zu Hilferich Reigin, Reidmar's Sohn, ein Zwerg von Gestalt, der war über alle Menschen kunstreich und listig, grimm- und zauberkundig. Reigin hatte Siegfrieden in der Pflege und gab ihm Unterricht; er erzählte ihm von seinen Vorältern und eine Abenteure, wie Odin, Höner und Loke zu einem fischreichen Wasserfall gekommen waren, worin ein Zwerg, Namens Andware, in eines Hechts Gestalt gelebt und sich Nahrung gesucht. „Otter hieß unser Bruder, sagte Reigin, der oft als eine Otter in den

Waſſerfall ging; er hatte gerade einen Lachs gefangen, ſaß damit am Ufer und kaute gierig, mit den Augen blinzelnd, als Loke ihn mit einem Steine todt ſtach. Da meinten die Aſen Wunder, wie glücklich ſie geweſen wären, und zogen der Otter den Balg ab. Abends ſuchten ſie Herberge bei Reidmar und zeigten ihm ihren Fang; aber wir griffen ſie, hielten ſie feſt und legten ihnen auf, den Otter-Balg innen mit Gold zu füllen und außen mit Gold ganz zuzudecken, wenn ſie ihre Häupter löſen wollten. Die Aſen ſchickten den Loke aus, das Gold herbeizuſchaffen; er ging zur Ran, die gab ihm ihr Netz, damit eilte er zu Andwaare's Waſſerfall und warf das Netz vor den Hecht hin, ſo daß er hineinlief." Da ſprach Loke: „was für ein Fiſch iſt das, der im Waſſer herumrennt und ſich gegen Menſchenwitz nicht wahren kann? du mußt dein Haupt mir vom Tode löſen mit feurigem Gold!" Der Hecht antwortete: „Andwaare heiß ich, Oin hieß mein Vater, durch manches Waſſer bin ich gefahren: eine unſelige Norne hat das in der Vorzeit mir beſchieden, daß ich im Waſſer waten ſollte!" Loke ſprach: „Sag mir, Andwaare, wenn dir dein Leben lieb iſt auf Erden: welchen Lohn empfangen Männer, die ſich in Worten zanken?" Andwaare ſprach: „gar harten Lohn empfangen Männer, die in Wadgelmer waten, oder die falſche Worte gegen einander ausſagen; überlang dauern die Strafen." Loke ſah alles Gold des Andwaare, dieſer, als er das Verlangte entrichtet hatte, hielt noch einen Ring zurück und Loke nahm ihn auch noch weg. Da ging der Zwerg zornig in den Felſenſtein und ſprach: „das Gold, das ich hatte, ſoll zweier Brüder

Tod werden! Acht Königen Verderben! niemand ſoll meines Schatzes ſich erfreuen!"

Die Aſen entrichteten dem Reidmar das Gedungene, ſtopften den Otterbalg voll Gold und ſtellten ihn dann auf die Füße, um ihn noch von außen mit Gold zu bedecken. Als es geſchehen war, ging Reidmar herzu und ſah noch ein Bart-Haar der Otter, und verlangte das auch zugedeckt. Da zog Odin den Ring hervor, den ſie dem Andwarе abgenommen, und bedeckte damit das eine Haar. Loke ſprach: „da haſt du Gold, da haſt du große Löſung meines Haupts, deinem Sohn iſt nicht Heil beſchieden: es wird werden euer beider Tod!" Reidmar ſprach: „gezwungene Gaben haſt du gegeben, nicht Liebesgaben, nicht aus gutem Herzen haſt du gegeben. Um euer Leben war es geſchehen, hätt' ich das Unglück voraus gewußt. Aber noch ſchlimmer iſt, was ich ahne: der Nachkommlinge Streit um eine Jungfrau; noch ungeboren ſind die Könige, denen dies rothe Gold Feindſchaft ſtiftet. Mich ſollen ſie wohl drüber herrſchen laſſen, ſo lang ich lebe, nicht ein Haar fürcht' ich deine Drohungen: nun weichet von hinnen!"

Fafner und Reigin verlangten von Reidmar Buße für Otter, ihren Bruder; er aber ſprach nein dazu. Da durchbohrte Fafner ſeinen Vater mit dem Schwerte im Schlaf, ſterbend rief dieſer nach ſeinen Töchtern: „Lyngheide und Lofnheide, hört ihr, mein Leben iſt dahin! zu vielem treibt die Noth!" Lyngheide ſprach: die ſchwache Schweſter, wenn auch ihres Vaters beraubt, wird doch rächen des Bruders Unthat." Reidmar ſprach: „gebär eine Tochter, hartherzig wie ein Wolf, wo du keinen Sohn

zwaen kannſt mit dem Könige! Gieb der Jungfrau einen Mann, ſo wills die Noth, ihr Sohn wird dein Leid rächen!" Mit dieſen Worten ſtarb Rodmar, und Fafner nahm alles Geld hinweg, und als Reigin ſein Erbtheil verlangte, ſchlug's ihm Fafner ab. Da fragte Reigin ſeine Schweſter Lyngheide um Rath, wie er zu ſeinem väterlichen Erbe gelangen könnte, ſie ſprach zu ihm: „fordre freundlich vom Bruder dein Erbe und billigern Sinn, nicht ziemt ſich's mit dem Schwerte von Fafner das Gut zu verlangen." Solche Dinge erzählte Reigin dem Siegfried.

Eines Tages, als er bei Reigin eintrat, ward er wohl empfangen. Reigin ſprach: „das Siegemunden-Kind iſt in meine Halle gekommen, der ſchnelle Held, Muth hat er mehr, als ein erfahrner Mann; unerſchrocken wie ein Welf, ſteht ein Wölſing vor mir: des ſturm-kühnen Pfleger will ich ſeyn. Ja, ein Heldenſohn iſt gekommen, er wird der mächtigſte König unter der Sonne, die Schlange ſelbſt, der Welt Gürtel, wird erzittern vor ihm."

Siegfried war allzeit bei Reigin, der ſagte ihm, daß Fafner auf der Gnitaheide liege in Geſtalt einer Schlange, und beſitze den Schreckens-Helm, vor dem alles erzittere, was Leben habe. Reigin ſchmiedete dem Siegfried ein Schwert, Gram genannt, ſo ſcharf, daß wenn er es hinab in den Rhein ſteckte, und ließ eine Wollenflocke auf dem Strom dagegen treiben, ſo ſchnitt es die Flocke ſo leichtlich entzwei, wie das Waſſer. Mit dieſem Schwert hieb Siegfried durch den Ambos Reigin's. Darnach trieb ihn Reigin an, den Fafner zu tödten. Sieg-

fried aber sprach: „laut lachen würden die Hundinger, die Eplime des Lebens beraubten, strebte ein König mehr, rothes Gold zu suchen, als Vaters-Rache."

Von Nikar.

König Hilferich gab dem Siegfried Schiffsvolk zur Vaters-Rache. Sie wurden auf dem Weg von einem gewaltigen Sturm überfallen und wollten vor einem Vorgebirg halten, bis er vorbei wäre. Da stand ein Mann auf dem Berg und rief ihnen zu: „Wer fähret dahin auf den Meer-Rossen über hohe Wellen und brausende Flut? schaum-bedeckt sind die See-Thiere, sie werden den Sturmwind nicht aushalten." Reigin sprach: „Siegfried mit seinem Volk ist hier auf Meer-Bäumen, wilder Wind will uns verderben, über die Schiffswände strömen die hohen Wellen, die Meer-Rosse stürzen: wer aber fragt?" Der Mann antwortete: „Nikar nannten sie mich, du junger Welsung, als ich im Kampf die Raben mit Blut erfreute, du magst mich den Mann vom Berge nennen, Feng oder Fisiner." „Mit euch wollt ich die Fahrt machen!" Sie legten an und der Mann ging an Bord, und alsbald stillte sich das Wetter.

Siegfried sprach: „sag mir, Nikar, da du alle glückliche Zeichen weißt für Götter und Menschen: welche sind die besten im Kampf, wenn Schwerter geschwungen werden?" Nikar antwortete: „manche sind gut bei Schwertes Schwingung, wüßten sie die Menschen. Zum ersten: gutes Geleit ist dem Helden der schwarze Rabe; zum zweiten: wenn du aus deiner Halle kommst, bereit auszuzie-

hen, und du ſiehſt auf dem Weg vor dir ſtehen zwei ehrenfeſte Männer; zum dritten: wenn du den Wolf heulen hörſt unter Eſchen-Zweigen; Sieg iſt dir beſchieden über die Helden, ſiehſt du ihn da vor dir laufen. Keiner ſoll kämpfen, wenn die ſpät-glühende Abendröthe ins Antlitz ihm ſcheint: die haben den Sieg, welche die Muthigen ſehen im Kampf, oder die Keil-Schlacht ordnen. Dann iſt große Gefahr, wenn du ſtrauchelſt mit dem Fuß, indem du zum Kampf ſchreiteſt; falſche Geiſter ſtehen dir zu beiden Seiten und wollen dein Blut ſehen. Gekämmt und gewaſchen ſoll jeder ſeyn und zum Morgen geſpeiſt: denn ungewiß iſt, wo er zu Abend hinkommt; bös iſt's vor dem Schickſal ſinken!" —

Siegfried hielt eine große Schlacht mit Lyngwe, Hundings Sohn und deſſen drei Brüdern, und ſie fielen alle vor ihm. Nach der Schlacht ſprach Reigin: „nun iſt der blutige Aar dem Siegemunds-Mörder mit ſchneidendem Schwert auf den Rücken geriſſen: kein Königs-Sohn iſt größer, der je die Erde mit Blut röthete und die Raben mit Leichen erfreute, als du, Siegfried!"

Das Lied von Fafner.

Siegfried fuhr heim zu Hilferich, da trieb Reigin ihn an, den Fafner zu tödten. Und beide gingen hinaus auf die Gnitaheide und fanden die Spur des Lindwurms, worauf er zum Waſſer zu kriechen pflegte. Da machte Siegfried eine große Grube in dieſen Weg und ſtellte ſich hinein; der Lindwurm, als er vom Goldlager ſich erhob, blies Gift aus, ſo daß es dem Siegfried oben auf's Haupt ſprühte. Als er aber über die Grube hinkroch, da ſtieß ihm Siegfried das Schwert ins Herz, und Fafner ſchüttelte ſich und ſchlug um ſich mit Haupt und Schwanz. Siegfried trat aus der Grube herauf und einer erblickte den andern. Fafner ſprach: „Geſelle, wer hat dich erzeugt, was biſt du für ein Menſchenkind, daß du dein glänzendes Schwert in meinem Herzen rötheſt, mitten durch iſt mir der Stahl gedrungen." Siegfried aber hehlte ſeinen Namen: denn man glaubte in alten Zeiten, das Wort eines Sterbenden habe Kraft, wenn er ſeinen Feind mit Namen verwünſche; darum antwortete er: „Funkel-Thier heiß ich, bin umher gezogen als ein mutterloſes Kind, Vater hatte ich nicht, wie andere Menſchen-Kinder, einſam gehe ich dahin." Fafner ſprach: „hatteſt du nicht einen Vater, wie andere Menſchenkinder, durch welches Wunder biſt du erzeugt?" Siegfried ſprach: „ich ſage, unkund iſt die mein Geſchlecht, unkund bin ich die ſelber: Siegfried heiße ich, Siegmund hieß mein Vater, redlich mit meinem Schwerte hab' ich

dich getroffen." Fafner sprach: „wer trieb dich, wie liefest du dich treiben, mir das Leben zu nehmen; klaräugiger Gesell, du hattest einen harten Vater, früh schon war dir gewaltiges Schicksal beschieden." Siegfried antwortete: „mein Herz hat mich getrieben, meine Arme haben's vollbracht und dies mein scharfes Schwert, wer feig ist als Jüngling, wird nimmer kühn als Mann." Fafner sprach: „das will ich glauben, wärst du aufgewachsen daheim im Schooße deiner Freunde, tapfer sähe man dich kämpfen, aber schimpfliche Bande waren dir angelegt, ein Gefangner warst du, wo es heißt: sie beben immerdar!" Siegfried antwortete: „was wirfst du mir vor, Fafner, daß ich allzufern sey meines Vaters freudenreicher Heimath; Banden waren mir nimmer angelegt, war ich auch kriegsgefangen: du hast doch gefühlt, daß ich frei lebe." Fafner sprach: „böses nur findest du in meinen Worten, und doch red' ich Wahrheit zu dir: das klingernde Geld, das feuerrothe Gold, die Ringe werden dein Tod seyn!" Siegfried antwortete: „nach Geld und Gut trachtet jeder Mensch bis zu seinem letzten Sterbenstag, denn einmal muß jeder in die Unterwelt hinab." Fafner sprach: „Nornen-Spruch hältst du für Spott und unkluger Affen Rede, aber im Wasser ertrinkst du, wenn du im Sturmwind ruderst; alles ist Unheil für den Todgeweihten." Siegfried sprach: „sag du mir, Fafner, weil man dich klug heißt und vielwissend, welche sind die nothlösenden Nornen, die Mütter von den Kindern entbinden?" Fafner antwortete: „verschieden sind die Geschlechter der Nornen und gehören nicht zusammen, einige stammen von den Asen, andere von den Elfen, andere sind Zwergen-Töchter." Siegfried sprach: „sag du

mir, Fafner, weil man dich klug nennt und vielwiſſend, wie heißt der Werder, wo der Schwarze und die Götter im Kampfe ihr Blut, das ſchwert-netzende, miſchen?" Fafner antwortete: „Oſkopnir heißt er, da werden alle Götter im Kampf ſpielen mit Speeren, der Regenbogen bricht, wann ſie fortziehen und im Waſſer unten ſchwimmen die Roſſe. — Den Schreckenshelm trug ich unter den Menſchen, während ich auf dem Schatze lag, ich allein dünkte mir ſtärker, als alle: wenig Männer fand ich, die mir widerſtanden." Siegfried ſprach: „keinen ſchützt der Schreckenshelm, wo zornige Helden fechten, keiner iſt allein der tapferſte, wenn viele zuſammenſtehen." Fafner ſprach: „Gift blies ich aus, als ich auf meines Vaters mächtigem Hort lag." Siegfried antwortete: „großen Schrecken erregteſt du, ſtarker Lindwurm, hart war dein Herz, aber den Heldenſöhnen wird der Muth wachſen, wann ſie den Helm erlangen." Fafner ſprach: „einen Rath geb ich dir, Siegfried, ſchlag ihn nicht in den Wind: reite heim von hinnen, das klingernde Geld, das feuerrothe Gold, die Ringe werden dein Tod ſeyn!" Siegfried antwortete: „Gerathen iſt mir, aber ich will reiten zum Gold auf der Heide, und du, Fafner, liege da in Todeszügen, bis dich die Hölle hat." Fafner ſprach: Reigin verrieth mich, er wird auch dich verrathen und unſer beider Tod werden; wohl ſehe ich, Fafner muß ſein Leben laſſen: diesmal warſt du der ſtärkſte!"

Reigin war fortgegangen, dieweil Siegfried den Fafner erſchlug, und kam jetzt zurück, als dieſer eben das Blut vom Schwerte ſtrich. Da ſprach er: „Heil dir, Siegfried! dein iſt der Sieg! Fafner iſt todt! kein kühnerer

Held, ſag ich, geht über die Erde." Siegfried ſprach: „ſchwer iſt's, zu beſtimmen, wer der Tapferſte ſey, wann wir Heldenſöhne zuſammenkommen; mancher iſt kühn, der den Stahl nie in eines andern Bruſt ſtößt." Reigin ſprach: „froh biſt du nun, Siegfried, und ſiegestrunken, der du dein Schwert Gram im Graſe wiſcheſt: meinen Bruder haſt du erſchlagen; zwar ich ſelbſt ſtiftete es an." Siegfried antwortete: „riethest du mir nicht hierher zu reiten über die himmelhohen Berge? noch hätte Leben und Gut der ſchimmernde Lindwurm, wo du mich nicht gereizt zur kühnen That."

Da trat Reigin zu Fafner, und mit ſeinem Schwerte, das Ridil hieß, ſchnitt er ihm das Herz aus und trank das Blut, das aus der Wunde floß; dann ſprach er zu Siegfried: „ich will ſchlafen gehen, Siegfried, ſitz mir derweil da und halte den Spieß mit Fafner's Herz ans Feuer; den guten Biſſen muß ich eſſen auf dieſen Blut-Trank." Siegfried antwortete: „da gingſt du fort, als ich meinen ſcharfen Stahl in Fafner's Bruſt ſtoßen ſollte; meine Stärke hatte es zu thun mit des Wurmes Macht, während du faul und feig auf der Heide lagſt." Reigin ſprach; „o! lange hätteſt du mir ihn liegen gelaſſen, den alten Rieſen, auf der Heide, wo du nicht das Schwert gehabt, das ich ſchmiedete, ſolch' ſcharfen Stahl!" Siegfried antwortete: „Herz iſt beſſer als Stahles Kraft, wenn Tapfere ſollen kämpfen, ein kühner Held erſtreitet allzeit auch mit ſtumpfem Schwerte den Sieg. Beſſer iſt's einem Kühnen zu Muth im Kriegs-Spiel als einem Feigen; dem Frohen iſt's leichter, als dem Traurigen, zu erwarten, was da kommen wird." —

Hierauf nahm Siegfried Fafner's Herz und briet es am Spieß. Und als er dachte, daß es gar wäre und der Saft herausſchäumte, wollte er mit ſeinem Finger prüfen, ob es genug gebraten hätte. Er verbrennte ſich aber den Finger und that ihn darauf in den Mund, um ihn vom Brand zu kühlen. Aber ſobald ihm Fafner's Herzblut auf die Zunge kam, verſtand er der Vögel Sprache und hörte, was ſie auf den Äſten zwitſcherten. Ein Vogel ſang: „hier ſitzt nun Siegfried blutbeſpritzt und brät Fafner's Herz am Feuer; wie klug thät der edle Held, wenn er ſelber das triefende äße!" Der zweite Vogel ſang: „dort liegt Reigin, ſinnend, wie er den argloſen Helden verderbe; falſche Anklage ſchmiedet er zuſammen, der Unheilsſchmied, als müßt er ſeinen Bruder rächen!" Der dritte Vogel ſang: „Hauptes kürzer ſollt er ihn machen, den grauhaarigen Schwätzer, und ihn hinunter in die Hölle ſchicken; dann gehört ihm das Gold all' und der Schatz, der unter Fafner lag." Der vierte Vogel ſang: „klug thät er, ihr Schweſtern, wenn er euerm treuen Rathe folgte, vorſehen ſollt' er ſich und ermuthigen: wo die Ohren herausgucken, da iſt der Wolf nicht weit!" Der fünfte Vogel ſang: „nicht ſo klug iſt der theure Held, als ich gedacht, läßt er den einen Bruder entrinnen, und hat dem andern das Leben genommen." Der ſechſte Vogel ſang: „thöricht iſt er, den verderblichen Feind länger zu ſchonen: dort liegt Reigin und hat Siegfried's Untergang beſchloſſen, wo er ihn jetzt nicht tödtet, kann er ſich nimmer dagegen vorſehen." Der ſiebente Vogel ſang: „Hauptes kürzer ſollte er ihn machen, den alten, grauen Rieſen, und ihm ſein Gold nehmen: dann wirſt du über

Fafner's Schatz alleiniger Herr!" Siegfried ſprach: „nicht ſo mächtig ſoll das Schickſal werden, daß Reigin über mein Leben entſcheide: beide Brüder ſollen zuſammen zur Hölle hinab fahren!" Da hieb er dem Reigin das Haupt ab und aß Fafner's Herz und trank beider Blut. Nun hörte er wiederum die Vögel ſingen: „wohlauf, Siegfried, hol dir das rothe Gold! unköniglich iſt's, lange zu ſorgen; ich weiß dir eine wunderſchöne, goldgeſchmückte Jungfrau, könnteſt du ſie erlangen. Grüne Wege und Stege führen zu Gibich's Burg, dich geleitet dein Schickſal auf der Fahrt dahin, da hat ein herrlicher König eine Tochter gezeugt, die wirſt du erwerben, wie's ſittlich iſt. Ein Haus ſteht gebauet auf dem hohen Hindarberg, iſt außen mit Feuer umſchweift, weiſe Leute haben's gemacht aus lichter Schauer-Glut. Oben auf dem Berg da ſchläft eine Schild-Jungfrau, und drüber ſpielen die bäume-verzehrenden Flammen; ehemals ſtach Odin einen Schlaf-Dorn in ihres Hauptes Schleier, als ſie Männer in der Schlacht dem Tode weihen wollte. Schauen wirſt du ſie, o Held, die behelmte, die zu Roß aus dem Kampfe zieht; kein Königsſohn vermag ihren Schlaf zu brechen, außer dir: ſo haben's die Nornen beſchloſſen."

Das Lied von Sigurdrifa.

Siegfried ritt auf der Spur Fafner's weiter zu ſeinem Haus und fand es offen; die Thüren waren von Eiſen und aufgeklemmt; von Eiſen war auch alles Balkenwerk, aber der Hort lag in der Erde vergraben. Da fand Siegfried eine mächtige Menge Gold und füllte davon zwei Kiſten, auch nahm er den Schreckenshelm, den Goldpanzer, das Schwert Rotte und manch köſtliches Ding. Damit belud er ſein Roß Grane, aber es wollte nicht eher fort, bis er ſelber erſt ihm auf dem Rücken ſaß. Siegfried ritt aufwärts nach Hindarberg und zog ſüdlich gen Frankenland. Da ſah er auf einem Berge ein helles Licht, gleich als wär Feuer ausgebrochen, das zum Himmel hinauf lohte; als er aber herzukam, ſtand da eine Schildburg und oben darauf eine Fahne. Siegfried ging hinein und ſah einen Mann liegen und ſchlafen in völliger Rüſtung. Er nahm ihm erſtlich den Helm vom Haupt, und da ſah er, daß es ein Weib war; der Panzer lag ihr aber ſo feſt an, als wär er ans Fleiſch gewachſen. Da ſchlitzte er ihn auf mit ſeinem Schwerte Gram vom Haupt herab und aufwärts über beiden Armen und zog ihn ab, davon erwachte ſie. Nun ſetzte ſie ſich auf, erblickte den Helden und ſprach: „was hat zerſchnitten meinen Panzer? wie bin ich aeweckt aus meinem Schlaf? wer hat die helle Rüſtung mir abgezogen?" Er antwortete: „das Siegemunden Kind hat's gethan, Siegfried's Schwert zerſchnitt deinen Panzer."

Sie ſprach: „lange ſchlief ich, lange war ich eingeſchlafen, lange ſind der Menſchen Leiden. Mit Runen hat's Odin geſtiftet, daß ich meine ſchlummernden Augen nicht aufſchlagen konnte.“ Siegfried ſetzte ſich nieder und fragte ſie nach ihrem Namen, ſie aber nahm ein Horn voll Meth und reichte ihm einen Gedächtnißtrank: „Heil dir Tag! heil euch, Söhne des Tags! heil dir, Nacht! heil dir, Tochter der Nacht! mit milden Augen ſchauet auf uns, verleihet uns Verbundenen Sieg! heil euch, Aſen! heil euch, Aſinnen! heil dir, ſegenbringende Erde! Rede und Weisheit verleiht uns edlen beiden und heilende Hände lebelang!“

Dann ſagte ſie, daß ſie Sigurdrifa heiße und eine Wahlküre ſey. Zwei Könige hätten ſich bekriegt, Helmgünther, alt und ein berühmter Held, und dem habe Odin Sieg verheißen, der andere Agnar, Auda's Bruder, deſſen niemand ſich hätte annehmen wollen. Sie erzählte weiter, daß ſie ihm da beigeſtanden und den Helmgünther im Kampfe getödtet, aber Odin, zur Rache dafür, habe ſie mit einem Schlaf-Dorn geſtochen und geſagt, ſie ſolle fortan nicht mehr den Sieg im Kampf erſtreiten, ſondern einem Manne zur Ehe gegeben werden. „Aber, ſprach ſie, ich that dagegen das Gelübde, keinem Manne mich zu vermählen, der vor etwas auf der Welt erſchrecke.“

Siegfried bat ſie, daß ſie ihn Weisheit lehre, weil ſie ja wiſſe, wie es in allen Landen ſtehe. Sie ſprach: „Bier bring ich dir, du Baum in der Schlacht! hineingemiſcht ſind Kräfte und großer Ruhm, voll iſt's von Liedern und heilenden Sprüchen, gutem Zauber und Freuden-Runen. Sieg-Runen ſollſt du einſchneiden, wo du Sieg dir wünſcheſt, auf den Griff deines Schwerts, etliche

auf die Seiten, etliche an die Spitze: zweimal ſollſt du Tyr's Namen dabei nennen. Bier-Runen ſollſt du kennen, wo du nicht willſt, daß die Frau eines andern dich trüge in Treuen, wenn du ihr vertrauſt; aufs Trinkhorn ſollſt du ſie einſchneiden und auf der Hand Rücken, und zeichnen ein N auf den Nagel. Den Becher ſollſt du ſegnen und bei Gefahr dich vorſehen, Kräuter werfen in den Trank. Hülf-Runen ſollſt du kennen, wenn du retten willſt und löſen das Kind von Weibern. In die flache Hand ſollſt du ſie ritzen, binden um die Glieder und die Diſen um Hülfe bitten. Meer-Runen ſollſt du kennen, wo du willſt die See-Roſſe im Meer erhalten; aufs Vorſchiff ſoll man ſie einſchneiden und auf des Steuers Seite, und Feuer ins Ruder legen. Wie ſchnell ſtürmend die Wellen ſind, wie dunkel die Gewäſſer, du kommſt doch unbeſchädigt aus dem Meer. Zweig-Runen ſollſt du kennen, ob du heilen willſt und beſchauen die Wunden. Auf die Rinde ſoll man ſie einſchneiden und auf den Aſt des Baums, wo gen Oſten die Zweige hinaus wachſen. Gerichts-Runen ſollſt du kennen, wo du willſt, daß niemand dir dein Leid mit Beſsheit vergelte: die ſoll man winden, die ſoll man drehen, die ſoll man zuſammenſetzen allzumal auf dem Gerichtstag, wo die Männer zum Endurtheil hinfahren. Geiſtes-Runen ſollſt du kennen, willſt du weis ſeyn über alle Menſchen: die errieth, die ſchnitt ein, die durchdachte Odin: aus dem Waſſer, gewonnen aus Heidröpner's Schädel, aus Hoddröpner's Horn; auf einem Berge ſtand er, das ſchneidende Schwert in der Hand, den Helm auf dem Haupt. Da hub das Haupt Mimer's, des weiſen, zu reden an und ſprach wahre Worte; eingeſchnitten, ſprach er, wären ſie

auf dem Schilde Swalin, der vor dem ſcheinenden Sonnen-Gotte ſteht: am Ohre Arwaker's, am Hufe Alſwider's, am Rade, das ſich drehet unter Raugner's Wagen, an Gleipner's Zähnen, an des Schlittens Banden, an des Bären Tatze, an Brage's Zunge, an des Wolfs Klauen, an des Adler's Schnabel, an blutigen Fittichen, an der Brücke End, an der löſenden Hand und der Linderung Spur, an Glas und an Geld, an der Männer Stirn, an Wein und Trank und . . . an Gunger's Spitze, an Grane's Bruſt, an der Nerne Nagel und am Schnabel der Eule. Alle wurden abgeſchabt, die waren eingeſchnitten, und gemiſcht mit heiligem Meth und geſendet allwärts über weite Wege. Sie ſind unter den Aſen, ſie ſind unter den Elfen, etliche unter den weiſen Wanen, etliche haben Menſchenkinder. Das ſind Buch Runen, das ſind Hülf-Runen und alle Bier-Runen und die herrlichen Kraft-Runen: jedem, der ſie kennt, unverwirret und unverderben, helfen ſie zum Glück. Nütze ſie, wenn du ſie gelernt haſt, bis die Götter vergehen. Nun ſollſt du wählen, du ſtarker Waffen-Baum! weil dir Wahl iſt gegeben: Nachruhm oder Vergeſſenheit, bedenk in deinem Herzen, abgemeſſen iſt alles Unglück!" Siegfried ſprach: „nimmer werd ich fliehen, wüßteſt du auch meinen Tod voraus, nicht bin ich mit Feigheit geboren; deinen treuen Rathſchlägen aber will ich folgen, ſo lange ich lebe." Sigurdrifa ſprach: „das rath ich dir zuerſt, daß du gegen deine Freunde lebſt fleckenlos. Räche dich nicht gleich, wenn du beleidigt wirſt, das iſt rühmlich, ſagt man, für den Todten. Das rath ich dir zweitens, daß du keinen Eid ſchwöreſt, der nicht wahrhaftig iſt: ſchwere Feſſeln folgen auf Treubruch,

arm iſt, wer ſein Wort verletzt. Das rath ich dir drittens, daß du vor Gericht nicht ſtreiteſt mit Thoren, oft ſpricht ein unkluger Mann ſchlimmere Worte, als er verſteht; alles aber iſt gefährlich, wenn du ſchweigſt, dann erſcheinſt du feig von Natur, oder mit Recht angeklagt. Gefährlich iſt des Volks Urtheil, wo nicht ein gutes erworben wird. Da laß am andern Tage des Falſchen Leben zu Ende gehen, und lohne ſo dem Volk die Lüge. Das rath ich dir viertens: wohnt eine ſchändliche Hexe am Wege, wo du hinziehſt, iſt's beſſer weiter gehen, denn Gaſt bei ihr ſeyn, ſtände auch die Nacht vor dir. Spähende, ſcharfblickende Augen bedürfen Menſchenkinder, wo ſie kühn ſtreiten ſollen: oft ſitzen nah am Wege Weiber ſchwarzer Künſte voll, die Schwert und Sinn taub machen. Das rath ich dir fünftens, ſiehſt du auch ſchöne Weiber ſitzen vor dir auf Bänken, laß nicht herrſchen deines Geſchlechtes Geld über deinen Schlaf, locke ſie nicht zum Kuß. Das rath ich dir ſechſtens, wenn gleich du mit Männern fährſt . . . . . .

* * *

Das Lied von Brunhild.

(Hagen ſprach zu Günther:) . . . . „Was hat Siegfried verbrochen, daß du den Kühnen des Lebens berauben willſt?" — „Siegfried hat mir Eide geſchworen, Eide hat er geſchworen, alle hat er gebrochen. Damals betrog er mich, als er allein aller Eide Bewahrer ſeyn ſollte." Hagen ſprach: „Dich, Günther, hat Brunhild zum Zorn gereizt, daß du ſolch Böſes thun und ſolch unſelige That vollbringen willſt; ſie beneidet die Gudrun um die glückliche Ehe und dir mißgönnt ſie ſich ſelber."

Etliche brieten Wolfsfleiſch, etliche zerſchnitten Schlangen, etliche legten dem Gudorm Fleiſch vom Währwolf vor; ſo ermuthigten ſie ſich, denn eher getrauten ſie nicht, obgleich lüſtern nach der Schandthat, die Hände an den kühnen Helden zu legen.

Außen ſtand Gudrun, Gibich's Tochter, und ihr erſtes Wort war: „wo iſt nun Siegfried, der Männer Herr, weil vornen an der Spitze meine Brüder reiten?" Hagen war's allein, der ihr zu antworten getraute: „gen Süden hat unſer Schwert ihn durchhauen, da liegt er und ſein Grauroß ſenkt traurig das Haupt über den Todten!" Brunhild ſprach: „wohlan, freut euch eurer Macht und Reiche, jetzt ſeyd ihr erſt Könige, lebte Siegfried um ein weniges länger, ſo hätte er allein über alles geherrſcht. Ehrenvoll wäre es nicht für euch geweſen, daß er gewaltet über Gibich's Erbe und über das ganze Volk, wenn er fünf

Söhne gezeugt hätte, kriegslustig, ein Verderben in des Feindes Schlachtordnung." Da lachte sie einmal von ganzem Herzen, daß es in der Burg widerschallte: „wohlan, jetzt sollt ihr froh herrschen über eure Lande und Degen, da ihr den starken König gefällt habt!" Aber Gudrun, Gibich's Tochter, sprach: „du redest noch viel von so großer Schandthat! böse Geister sollen dich quälen, Günther, du Mörder Siegfrieds! nicht soll ausbleiben die Rache eines zornglühenden Herzens!"

Gefallen war Siegfried südlich am Rhein, weissagend rief ein Rabe laut vom Baum herab: „in eurem Blute wird Etzel sein Schwert färben! die Eide, die ihr gebrochen, werden euch Mörder wieder tödten!"

Bis spät am Abend ward viel getrunken, manches in Scherz und Lust geredet; und waren da alle und schliefen ein, wie sie in's Bett kamen, nur Günther wachte länger. Er rührte die Füße, konnte nicht ruhen, manches hub er an zu sprechen, immer kam ihm wieder in die Gedanken, was die beiden Rabe und Adler streitend mit einander stets gerufen, als sie heim ritten. Brunhild, die Schildjungfrau, erwachte kurz, eh der Tag anbrach. „Das Unglück ist geschehen, sprach sie, reizt mich an oder haltet mich ab, mein Leid zu entdecken, oder schweigend zu sterben!" Alle schwiegen bei diesen Worten, keiner verstand dieser Frauen Sinn; weinend hub sie an zu sagen, was sie lachend von den Helden verlangt: „mir kamen entsetzliche Dinge im Schlafe vor, Günther! todt war alles im Haus, kalt und einsam war mein Bett; aber du, König, ritteſt freudlos und erfeuerlt in deiner Feinde Heer. Also wird des ganzen Nibelungen-Geschlechts Macht schwinden! eid-

brüchige ſeyd ihr! Gedenkſt du noch recht daran, Günther, wie du mit Siegfried Blut-Brüderſchaft beſchworen, und ihr beide das Blut in die Fußtapfe ſpringen lieſſet? nun haſt du ihm das alles mit böſem gelohnt, daß er der edelſte überall wollte gefunden werden. Dazumal kams an den Tag, als für dich der Furchtloſe aufgezogen war, mich zu freien, wie er ſeine Eide wohl gegen dich gehalten: ein goldgeziertes gebein-durchſchneidendes Schwert legte der Herrliche mitten ins Bett zwiſchen uns, beißend wie Feuer waren die Schärfen außen gewetzt, mit Gift-Tropfen die Seiten innen beſtrichen."

So erzählt dieſes Lied von Siegfried's Tod, daß er außen erſchlagen wurde, aber andere erzählen, daß ſie ihn tödteten, als er in ſeinem Bett lag und ſchlief. Deutſche ſagen, daß ſie ihn draußen im Walde tödteten, und in dem alten Lied von Gudrun wird erzählt, daß er erſchlagen wurde, als er mit Sibich's Söhnen zum Thing ritt. Doch alle ſtimmen überein, daß ſie ihn betrogen gegen Recht und Treue, und tödteten, als er lag und ungerüſtet an keinen Verrath dachte.

Das Lied von Siegfried
und
die Weissagung der Brunhild.

In alten Mären ist's erzählt, daß zu König Gibich Siegfried zog, der junge Wolsung, der Fafner'n getödtet hatte. Dort gelobten ihm Treue die beiden Königssöhne, und schwuren sich Eide die kühngemuthen Helden. Auch boten sie ihm Gudrun, ihre Schwester, das junge Mägdlein, zum Weibe, und große Schätze: da tranken sie in traulichem Gespräch viele Tage zusammen, der junge Siegfried und Gibich's Söhne, bis sie ausfuhren, um Brunhild für Günther'n zu freien. Mit ihnen zog er, der junge Wolsung, des Weges kundig: nimmermehr hätte er es gethan, wo er sich ihrer noch zu erinnern vermocht.

Siegfried aus Südlanden legte ein stahlglänzendes Schwert ins Bett zwischen sich und Brunhilde: er küßte sie nicht, er nahm sie nicht in seine Arme. Dem Gibich's Sohne übergab er die zarte Jungfrau: rein war ihr Leib, ohne Fehl ihr Leben und ohne Flecken, nicht ein Schein war zu finden an ihr.

Aber dieweil ruhten nicht die grimmen Nornen. Einsam saß Brunhild draußen an des Tages Abend, laut rief sie: „Siegfried, den jungen Helden will ich in meinen Armen haben, oder ich will sterben! — Jetzt sprach ich solch

Wort, jetzt reut mich's, ſein Weib iſt ja Gudrun, ich bin Günther's Weib: grauſame Nornen haben ſo endloſe Sehnſucht in uns beiden erregt!"

Voll böſer Gedanken das Herz ſchreitet ſie jeden Abend über die Eis- und Schneeberge dahin, wann Siegfried und Gudrun zu Bett gehen und er ſein ſchönes Weib in die Decken hüllt. „Ohne Freunde, ſpricht ſie, ohne Gemahl geh' ich dahin, aber ich will mich erheben aus dieſen grimmen Gedanken!"

Mit erbittertem Herzen begann ſie den Günther zum Mord aufzureizen: „laß mir meine Reiche, laß mich ſelber, nimmermehr will ich leben bei dir! ich will heimfahren, von wannen ich gekommen bin, zu meinen Blutsfreunden; da will ich ſitzen und mein Leben hinbringen, wo du Siegfrieden nicht ſterben ſieheſt und ein König und Herr über andere wirſt. Mit dem Vater muß der Sohn dahin fahren: ernähre nicht lang den jungen Wolf! Wem wird leichter die Mordbuße, wenn des Feindes Sohn noch lebt?"

Zornig ward Günther und traurig, ſein Herz wankte, er ſaß den ganzen Tag und wußte nimmer, was ihm zu thun ziemlich und heilſam wäre: denn ſchwer mußte ihn Siegfrieds Verluſt treffen. Hin und her dachte er lange Zeit; ſelten geſchah es, daß Weiber in des Königs Sachen ſich miſchten. Da rief er den Hagen zur Berathung, auf ihn ſetzte er volles Vertrauen. „Brunhild, ſprach er, als ein iſt mir lieber als alle, die Botelungen-Tochter iſt eine Königin unter den Frauen; ehe laß ich mein Leben, als ich ihre Schätze verliere. Hilfſt du uns Siegfrieden um ſeinen Hort bringen? herrlich iſt's, über des Rheines Geld gebieten, in Freude darüber walten und in Ruhe ſolches

Glücks genießen!" Hagen antwortete: „schändlich wär eine solche That, mit dem Schwerte brechen zugeschworne Eide, ja, zugeschworne Eide, verpfändete Treue! Glückseligere Männer weiß ich nicht auf Erden, wenn wir viere das Volk berathen und er lebt bei uns, der hunische König: nicht eine mächtigere Verwandschaft, wenn wir fünfe Söhne zeugen lange Jahre; das Geschlecht der Götter (Gothen) selber könnten wir zerstören! Ich weiß gar wohl, wie das gekommen ist: Brunhilden's Quälereien haben dich betäubt." Günther sprach: „wir wollen Gudrun den Mord vollbringen lassen, den jüngern, unklügern Bruder; er war fern, als die Eide geschworen wurden, ja, die Eide geschworen, die Treue verpfändet!"

Leicht war's, ihn aufzureizen zur Mordgier: im Herzen stand Siegfrieden das Eisen! Aber der sturmkühne erhob sich noch zur Rache: das Schwert warf er dem Mörder nach, kräftig fuhr der glänzende Stahl aus des Helden Hand und Gudrun sank zur Erde, ganz durchschnitten in zwei Theile; Hände und Haupt des Fliehenden fielen vorwärts, aber die Füße sanken, da wo sie gestanden, nieder.

Eingeschlafen war Gudrun im Bette, sorgenlos, neben Siegfried; aber sie erwachte freudlos: im Blute ihres Liebsten schwamm sie! So schlug sie stark in ihrer Angst die Hände, daß der wunderkühne, todtwunde auf sich richtete im Bett: „weine nicht so bitterlich, Gudrun, mein junges Weib, noch leben deine Brüder. Weh, daß mein Kind noch zu zart ist, es kann sich nicht retten aus Feindeshaus; schwarze, böse Anschläge haben sie auf's neue gefaßt. Nimmermehr, und zeugtest du siebene, reitet ihnen solch' ein Schwestersohn zum Gericht: ich weiß gar wohl,

wie's gekommen iſt, Brunhild iſt Schuld an allem Verderben. Mich hat ſie geliebt vor jedem andern, aber nie hab' ich treulos an Günther gethan. Ich ſchirmte unſere Verwandſchaft, die zugeſchworenen Eide; dennoch ward ich ſeiner Frau Buhler genannt."

Das Weib ſtieß aus einen Seufzer, der König ſein Leben. So ſchlug ſie ſtark in ihrer Angſt die Hände, daß die Roſſe ſich regten im Stall und die Gänſe aufſchrien im Hof.

Da lachte Brunhild ein Mal von ganzem Herzen, als ſie Gudrunen's ſchallendes Jammer-Geſchrei bis zu ihrem Bette hören konnte. Aber Günther, der König, ſprach zornig: „lache nicht, du ſchadenfrohes Weib, fröhlich im Saal, als ob dir das Gutes bedeute. Wie ſchwindet die leuchtende Farbe aus deinem Antlitz, du Grauſenſiſterin! dein Ende nahet wohl! Das hätteſt du verdient, Weib, daß wir vor deinen Augen den Bruder dir zerſtückten, daß du ſähe, wie ſein Blut dahin ſchwömme und du ſeine ſtrömenden Wunden umbinden müßeſt." Brunhild antwortete: „niemand reizt dich auf, Günther, aus iſt's mit deinen Heldenthaten! wenig kümmern Etzel deine Drohungen, er wird doch länger leben als du, und wird auch immerdar mächtiger ſeyn. Sagen will ich dir, und du weißt ſelber gar gut, wie ſchnell ihr zur That euch beredet. In zarter Jugend, unbedrängt, war ich überreich mit Gold ausgeſtattet in meines Bruders Burg; kein Mann ſollte mein Herr werden. Da kamt ihr drei Gibich's-Söhne in unſern Hof geritten: wäre dieſe Fahrt nimmer geſchehen! Ich gelobte das Weib des Volk-Königs zu ſeyn, der auf Grane's goldbeladenem Rücken ſaß: euch glich er nicht in

den Augen, nicht irgend im Antlitz, obgleich auch ihr königliches Weſen hattet. Aber Etzel ſagte, nimmer theile er die Habe mit mir, weder Gold noch Lande, würde ich nicht eines Königs Weib. Auch keinen Theil des erworbenen Guts wollt' er mir laſſen, das mir in meiner Jugend zu eigen mein Vater gab; nicht das Geld, das er mir zugezählt. Da ſchwankte mein Herz, ob ich ſollte nachgeben oder in den Kampf gehen als Wahlküre gepanzert, kühn ſtreiten für des Bruders Sache. Kund ward's allen Männern, daß ich in des Herzens Streit mich zur Verſöhnung neigte: beſſer gefiel mir's, die Kleinode zu nehmen, die rothen Goldringe des Siegemunden-Kind; doch eines andern Schätze begehrte ich nicht. Einen lieben nicht viele! nicht war ich wankelmüthigen Sinnes, das alles wird Etzel erkennen, wenn er hört, wie ich mir ſelber den Tod gegeben, nimmer ſoll ein minneſeliges Weib mit einem andern Manne ihr Leben zubringen: dann wird die Rache meiner Leiden vollbracht ſeyn!" Günther, der König, ſtand auf und legte ſeine Hände um ihren Hals, ſie zu beſänftigen, alle kamen nach einander, die es gut meinten, ſie abzuhalten, aber alle ſtieß ſie weg, niemand ſollte ſie zurückbringen vom Todesgang. Da rief Günther den Hagen zu ſich: „laß all deine und meine Mannen eingehen in den Saal, jetzt thut's Noth, ob ſie hindern können Brunhilden's Mord, bis davon Gedanken und Worte ſich abwenden: dann ergeben ſich Weiber in die Nothwendigkeit. Hagen aber antwortete: „keiner halte ſie ab vom Todesgang, damit ſie nimmer wiedergeboren werde. Unſelig kam ſie zur Welt vor ihrer Mutter Knie, zum Verderben iſt ſie beſtimmt, manchem Manne zur Herzensqual."

Unmuthig wendete ſich Günther vom Geſpräch und ſah, wie das finſtere Weib ſeine Schätze austheilte. Sie ſchaute an all ihre Habe, ihre todten Sklavinnen und Mägde: nicht gut war ihr zu Muth, der goldgepanzerten Wahlfüre, eh ſie ins Herz ſich ſtach das ſchneidende Schwert! Durchbohrt ſank ſie nieder zum Bett auf die andere Seite und dachte umher: „nun komme, ſprach ſie, wer Gold will oder geringere Geſchenke; ich gebe jeder ein rothgülden Halsband, Geweb und Gewand, weiſſes Linnen.“ Alle ſchwiegen und bedachten ſich und alle einſtimmig zur Antwort gaben: „genug ſind todt, wir wollen leben, Saalmägde bleiben und thun, was ſich ziemt für uns.“ — Endlich erhob ſich aus ihren Gedanken die linnengekleidete Frau, noch ſo lang im Leben: „niemand will ich, der ungern und ſchwer für mich ſein Leben laſſe; aber weniger köſtliches wird über euern Gebeinen verbrannt, weniger Gold, wann ihr einmal herab zu mir kommt in den Tod.“

„Setz dich nieder, Günther, ich todt-bereite will dir wahrſagen: eine ſchöne Braut hoffſt du zu erlangen; aber zu nichte wird euer Verhaben werden, hab' ich auch meinen Geiſt aufgegeben. Eine Jungfrau wird geboren, Schwanhild heiſſt ſie, glänzender als an heiterem Tag der Sonnenſtrahl. Ehre, als du denkſt, wirſt du mit Gudrun verſehnt; einem Könige neu vermählt, hat ſie traurige Gedanken an ihren todten Herrn. Zwar einem Edeling wirſt du ſie hingeben (die mit Geſchoß auf die Männer einſtürmt!), doch nicht glückſelig nach ihrem Wunſche wird ſie vermählt: Etzel wird ſie haben, der Verelungen-Sohn, mein Bruder. Manches kommt mir in den Sinn, wie ſie umgingen mit mir, als ihr ſo entſetzlich mich betrogen:

zerſtört ward mir jede Freude all mein Lebelang! Du wirſt Oddrun zum Weib verlangen, aber nimmer wird Etzel dazu willigen; insgeheim werdet ihr zu einander euch neigen, ſie wird dich lieben, wie ich ſollte, wär uns ein gutes Schickſal beſtimmt worden. Dir wird Etzel böſes anthun: in eine enge Schlangen-Grube wirſt du geworfen, aber bald geſchiehts hernach, daß auch Etzel ſeinen Geiſt aushaucht, Glück und Leben wird ihm genommen. Ihn, wann er ruht im Bett, wird die grimme Gudrun tödten, mit ſchneidendem Schwert durchſticht die erbitterte ihm das Herz. Ziemlicher wär's für ſie, dem erſten Manne ins Grab zu folgen, gäbe ihr jemand guten Rath, oder hätte ſie ein Herz, dem meinen gleich. Schwer werden mir die Worte! Aber ſie wird nicht durch meine Schuld ihr Leben verlieren: hohe Wellen tragen ſie in Jonaker's Reich. Schwankend ſind Jonaker's Söhne in ihrem Entſchluß! ſie wird zum Ermenrich Schwanhilden fortſenden, ihre und Siegfried's Tochter. Schwanhilden werden des ungetreuen Sibich's Rathſchläge umbringen, denn Ermenrich iſt zum Verderben geboren: dann iſt vernichtet Siegfrieds ganzes Geſchlecht! wie vieles hat Gudrun zu bewenen!"

„Eine Bitte will ich an dich thun, Günther, es ſoll die letzte Bitte auf der Welt ſeyn: laß ein breites Grab machen draußen im Feld, das geräumig ſey für uns alle, die mit Siegfried ſtarben. Umſchließe den Hügel mit Zelten und Schilden: blut-beſprengte Leichen-Kleider ſollen brennen mit vielen Leichen. Auf der einen Seite brenne mir Siegfried, der huniſche König, auf der andern meine Diener mit geldnen Halsbändern geſchmückt: zwei Hunde

und zwei Hadichte zu Häupten, dann iſt alles gleich aus-getheilt! Aber zwiſchen uns beiden liege wieder das ring-gezierte Schwert, der ſchneidende Stahl, wie ehedem, als wir ein Bett mit einander beſtiegen und vermählte hießen. Folgt ihm meine Begleitung, ſo fallen Wahl-halle's ring-geſchmückte Thüren nicht hinter ſeinen Ferſen zu; nicht ärmlich wird unſere Fahrt ſeyn, denn ihm fol-gen fünf Mägde, acht Diener von adlichen Sitten, mein Pfleger und mein Erbdiener, was Botelung mir, ſeinem Kinde, gab."

„Vieles hab ich geſagt, mehr noch wollte ich ſagen, wenn der Welt-Schöpfer mir längere Zeit gäbe: Stimme verſagt, Wunden ſchwellen, Wahrheit hab ich geſprochen, ſo wahr ich ſterbe!"

Brunhildens Todeszug.

Als Brunhild sich den Tod gegeben, wurden zwei Scheiterhaufen errichtet, einer für Siegfried, der zuerst brannte, der andere für Brunhild. Sie fuhr auf einem Wagen hinaus, der mit Leichen-Gewändern bedeckt war, und der Todesweg führte sie an einem Ort vorbei, wo ein Riesenweib wohnte. Da trat das Riesenweib hervor und sprach zu ihr: „nimmer sollst du fahren durch mein Steinhaus, dir ziemte besser Boten zu wirken, als zu dem Manne einer anderen zu ziehen! Was willst du hier in meinem Hause, du allgieriges Haupt aus Walland: Weib, oft hast du Männer-Blut von deinen Händen abgewaschen, lüstet dich's zu wissen!" Brunhild sprach: „lästre mich nicht, Stein-Weib, bin ich auch mit See-Helden ausgezogen. Höher achtet mich doch, wer unser beider Wesen erforscht." Das Riesenweib sprach: „Botelungs Tochter, du warst in der unseligsten Stunde zur Welt geboren: du hast Gibich seiner Söhne beraubt und ihr gutes Haus umgestürzt!" Brunhild antwortete: „ich weise will sagen dir unweisen von meinem Todeswagen herab, lüstet dich's zu wissen! wie mich Gibich's Söhne des geliebten Mannes beraubten und mich eidbrüchig machten. Der muthige König ließ uns acht Schwestern unter einer Eiche wohnen, da erbte ich zwölf Jahre, als ich dem jungen Siegfried Treue schwur. Alle in den Lowithalen, die mich kannten, wußten, daß ich eine Wahlfüre war; einst ließ ich Helmgüns

ther, den alten, der lang auf Erden gelebt, hinab in den Tod gehen, und gab Sieg dem jungen Bruder der Auda. Da ward mir Odin überzornig und schloß mich zu Skatawald in einen roth und weißen Schild ein, daß die Ränder mich schnürten. Der Mann allein, sprach er, könne meinen Schlaf brechen, den kein Ding auf Erden schrecke. Und um meinen Saal gen Süden ließ er eine hehe Flamme brennen: nur der Held werde hindurch reiten, der Fafner's Gold mir zuführe. Siehe, da ritt Siegfried, der herrliche Goldspender, auf Grane hin, wo mein Jäger die Lande beherrschte: vor allen schien er hehr im Zuge der Helden! Freudvoll schliefen wir beisammen in einem Bette, unschuldig, als wär er mein Bruder, keins berührte mit der Hand das andere in acht Nächten. Doch lästerte mich Gudrun, die Gibichs-Tochter, daß ich in Siegfriedens Armen geruht hätte. Da erst ward ich gewahr, was ich nicht wollte, daß sie mich hintergangen bei meiner Vermählung. Allzulang werden wir beide, Siegfried und ich, als Mann und Weib zum Unglück wiederkehren ins Leben! Jetzt aber sollen wir zusammen sterben. — Sink hinab in die Erde, du Riesenweib!"

Halle, gedruckt bei Johann Jacob Gebauer.

Frá Vǫlundi ok Niðuði.

Inhalt.

Völundur, ein finnischer Königssohn, wohnt mit zwey Brüdern in Ulfdalir, Valfyrien sind ihre Frauen. Als diese heimlich entfliehen, ziehen die beiden nach ihnen aus, Völundur aber bleibt allein zurück. (1—5.) Nidudr hört das, läßt ihn überfallen und mit zerschnittenen Fußsehnen nach Sävarstadr setzen, wo er für ihn Schmiedearbeit verfertigen muß. (5—15.) Aber Völundr, nachdem er sich an den Kindern des Nidudr gerächt, entfliegt durch die Lüfte. (16—41.)

Frá Völundi.

Níðuðr het konúngr í Svíþioð, hann átti tva ſono oc eina dóttir, hon het Bauðvildr. — bræðr þeir, ſynir Finna konongs: het einn Slagfiðr, annarr Egill, þriði Völundr; þeir ſkriðo oc veiddo dyr, þeir qvomo í Ulfdali, oc gerðo ſér þar hús. þar er vatn, er heitir Ulfſiár. ſaemma of morgin ſundo þeir á vaſtrondo koner þriár oc ſpunno lín, þar voro hiá þeim alptar-hamir þeirra: þat voro valkyriur. þar voro tvær dætr Laudvers konongs: Hlaðguðr Svanhvít, oc Hervör Alvitr, en þriðia var Ulrún, Kiars dóttir af Wallandi. þeir hauſðo þær heim til ſcála með ſér: fecc Egill Ulrúnar enn Slagfiðr Svanhvítrar enn Völundr Alvitrar.*) þau bioggo ſiau vetr, þá flugo þær, at vitia viga oc qvomo eigi aptr. þá ſkreið Egill, at leita Ulrúnar, en Slagfiðr leitadi Svanhvítrar en Völundr ſat í Ulfdalom. hann var hagaſtr maðr, ſva at menn viti í fornom ſaugom. Níðuðr konongr let hann haundom taca, ſva ſem her er umqveðit.

(Einzelnes gedruckt: bei Bartholin, antiq. dan. p. 519. aus dem Eingang: ſaemma af morgin — vero valkyrior; ferner: fecc Egill — at vitia viga. p. 556—557. Str. 22, 4—5. p. 78. Str. 52, 1—4. Edda Sam. S. 490. Str. 11, 3—4. S. 570. Str. 13, 1. S. 578. Str. 14, 4. Torfäus in ſerie p. 557. 558. Str. 12, 3. bis 13, 2. Thorlacius ſp VI. 76. Str. 15, 3. p. 71. Str. 26, 1—2.)

*) Die Hdſ. lieſt hier: Svanhvítrar und Alvitrar. Demnach müßte man Svanhvít und Alvitr entweder für ein Adject. oder

Von Völundur.

Nidudr hieß ein König in Svithiod, er hatte zwei Söhne und eine Tochter, sie hieß Bandvildur. — Es waren drei Brüder, Söhne des Finnenkönigs, hieß der eine Slagfidr, der andere Egill, der dritte Völundur, die schritten und waideten Thiere, sie kamen nach Ulfdalir und machten sich da Häuser. Da ist ein Wasser, das heißet Ulfsar. Früh um Morgen fanden sie am Wasserstrand drei Frauen und die spunnen Flachs, da waren bei denen ihre Schwanenhemder, das waren Valkyrien. Da waren zwei Töchter König Landvers: Hlodgudur Svanhvit und Hervör Alvitr; aber die dritte war Aulrun, Kiars Tochter von Valland. Die (Brüder) hatten die (Frauen) heim nach Haus mit sich; nahm Egill die Aulrun, aber Slagfidur die Svanhvit und Völundur die Alvitr. Sie wohnten sieben Winter zusammen, da flogen die Weiber zu suchen den Krieg und kamen nicht wieder. Da schritt Egill aus, zu suchen die Aulrun, aber Slagfidur suchte die Svanhvit, aber Völundur saß in Ulfdalir. Er war der künstlichste Mann, so weit man weiß in alten Sagen. König Nidudur ließ ihn handgreifen, so wie hier besungen ist:

Subst. nehmen. Im letzten Falle wäre Svanhvitar und Alvitar zu lesen, nicht wie bei Bartholin steht, Svanhvitar und Alvitrar. Str. 5, 1. wird Svanhvito offenbar als Subst. gestellt, das Adject. hätte svanhvitri, wo das r unwesentlich ist, in vitr aber wesentlich.

Frá Vølundi oc Niþuþi.

1. Meyiar flugo sunnan Myrcviþ í gognom,
Alvitr unga, orlog drygia.
Þær á sævarstrynd settuz at hvílaz:
drósir sudrœnar dýrt lín spunno.

2. Ein nam þeirra Egill at veria,
fauger mær fira faþmi liósom;
onnor var Svanhvít, svanfiaþrar dró:
enn in þriþia þeirra systir
varþi hvítan háls Vølunþar.

3. Sáto síþan siau vetr at þat,
enn inn átta allan þráþo,
enn inn níunda nauþr um scilþi:
meyiar fystoz á myrqvan viþ,
Alvitr unga, orlog drygia.

4. Kom þar of veiþi veg-reygr scyti:
Slagfiþr oc Egill, sali fundo auþa,

1, 2. Alvitr Beiwort und Name einer Walkyrie. Vgl. H. I. 57. und H. II. 19. — 1, 4. Die Alliteration könnte auch auf sudrænar und spunno ruhen, wie Str. 2, 5. auf hvítan und háls, und so häufig an andern Stellen, worüber im Commentar bei Untersuchung der Alliteration umständlicher. — 2, 5. Folgerecht müßte hier gesagt werden, daß Svanhvít dem Slagfidr zu Theil wurde, und es scheint, daß die Worte: svanfiaþrar dró, die an sich richtig sind (wiewohl alle drei Schwanfedern tragen), eine verderbte Lesart enthalten, wozu Slagfidr Anlaß gegeben. Am natürlichsten wäre zu lesen:

onnor var Svanhvít svan Slagfiþar.

oder noch wahrscheinlicher fehlt eine ganze Langzeile, da, für jede der zwei andern Jungfrauen, zweie stehen, etwa:

Von Völundur und Ridudur.

1. Maide flogen süden her durch Myrkvidr,
Alvitur die junge, Urlog zu treiben.
Sie setzten sich am Seestrand zu ruhen:
Die südlichen Frauen spunnen theures Linnen.

2. Eine von ihnen den Egill hegte,
die schöne Maid, den Helden am weißen Arm,
die andere war Svanhvit, trug Schwanfedern,
aber die dritte, deren Schwester,
umfaßte den weißen Hals Völundurs.

3. Saßen sodann sieben Winter fort,
aber den ganzen achten sehnten sie sich,
aber den neunten brach das Band:
die Maide gelüsteten nach Myrkvidur,
Alvitur die junge, Urlog zu treiben.

4. Kam da von der Weid der wegmüde Schütze,
Slagfidur und Egill, fanden öde Säle,

---

er Slagfinni hendr um Sleynaþi.
die um Slagfidur schlang ihre Hände.
wobei denn auch die vorausgehende Zeile völlig bestehn bliebe. 2, 4. Hier wird dem Völundr ein weißer Hals beigelegt, vielleicht weil er ein Elfenkönig? oder wäre, um das Epithet auf die Jungfrau zu wenden, die Stelle zu ändern in: varþi hvitom halsi Velunþ, oder: veitti hvitan hals Velundi? — 2, 5. Das Ms. liest Önundar, wofür der Sinn Velunþar fordert, so scheint auch nach Hn. Gräters Übersetzung (Alterthums-Zeitung 1812. Nr. 19) der Vidalin. Codex zu lesen. Önundur, Aunundur ist zwar auch ein gangbarer altnord. Namen, allein es müßte erst gezeigt werden, warum etwa Velunþur ihn gleichfalls geführt. — 3, 5. Wie die Begriffe von Noth und Verwandschaft zusammengehen s. das Glossar. — 3, 5. Vielleicht unnöthig aus Str. 1, 2. wiederholt. — 4, 1. Das Ms. hat hier vegreygr und 8, 3. vebreygr, beide

gengo |út oc |inn oc |um sást.
|austr screiþ |Egill at |Aulrúno,

5. enn |suþr |Slagfiþr at |Svanhvíte,
enn |einn |Vǫlundr sát í |Ulfdaulom:
hann sló |gull raut viþ |gim fastan,
|lucþi hann alla |lind-bauga vel.
sva |beiþ hann sinnar |biartar
|qvanar, ef hon |coma gorþi.

6. þat spyr |Niþuþr, |Niára drottinn,
at |einn |Vǫlundr sát í |Ulfdaulom.
|nótt um fóro seggir, |negldar voro brynior,
|scildir blico þeirra viþ enn |scarþa mána.

7. |stigo or |sauþlom at |salar gafli,
gengo |inn þaþan |endlángan sal,
sá þeir á |bast |bauga dregna:
|siau-húndroþ allra, er sá |seggr átti.

8. oc þeir |af tóco oc þeir |á leto
fyr |einn |utan, er þeir |af leto.
com þar af |veiþi |veþreygr scyti,
|Baulunþr, líþandi um lángan |veg.

Stellen fordern Übereinstimmung. Vielleicht ist veaþreittr oder vegtregr (vegtreyar) zu lesen, welche beide wegemüd aussagen; reyar findet sich nirgends — 5, 1. Würde auch gut noch zur vorhergehenden Strophe geschlagen. — 5, 5. Das Ms hat liósar, allein die ausgegangene Alliteration erforderte biartar — 6, 5. Das Ms. liest ohne guten Sinn: nottom voro, noctibus erant; A auch sonst wird forn und vorn verwechselt, s. Thorlac. Sv. VI. 54. brynior negldar, auf eine andere Bedeutung führte das mittellat. nigellatus, altfranz. noielé,

gingen aus und ein und ſahen ſich um:
oſtwärts ſchritt Egill nach Aulrunen,

5. aber ſüdwärts Slagfidur nach Svanhvit,
aber allein Völundur ſaß in Ulfdalir:
er ſchlug Gold roth um den harten Stein,
ſchloß er alle Lind-(Band-) Ringe wohl.
So wartete er ſeiner klaren
Frau, eb ſie kommen thäte.

6. Das hört Ridudur, Riaren-Troſt,
daß allein Völundur ſaß in Ulfdalir;
bei Nacht fuhren die Männer, genägelt waren die Brunien,
ihre Schilde blinkten wider den geſchnittenen Mond.

7. Stiegen ab den Sätteln an des Saales Gaffel,
gingen ein dannen entlang den Saal,
ſahen am Baſt die aufgezogenen Ringe:
ſiebenhundert in allem, die der Mann hatte.

8. Und ſie abzogen und ſie wieder dran ließen
außer einen, den ſie abließen;
kam da von der Weide der wegmüde Schütze,
Völundur, gehend den langen Weg.

---

niele. — 6, 4. Der geſchnittene Mond iſt der Halbe. — 7, 2. das Gehen entlangs dem ganzen Saal iſt epiſch und darum wiederkehrend 14, 5. 28, 2. — 7, 3. Über das Binden mit Baſt vgl. Rigsmál 11. und Iwein 4076. — 8, 1. Mſ. oc heir leto, das eingerückte á ſerderte Sinn und Metrum. A. Sie zogen erſt alle Ringe ab, um ſie zu betrachten, ſchnürten ſie aber hernach wieder ein, bis auf einen, den ſie als Wahrzeichen daran nahmen.

9. gecc at |brúni, |bero-hold steicia,
|hár brann |hrísi |audr fura,
|viþr inn |vind-þurri, fyrir |Vølundi.

10. sát á |ber-fialli, |bauga talþi
|álfa lióþi, |eins sacnaþi;
|hugþi hann, at |hefþi |Hlaudvis dóttir,
|Alvitr |únga, væri hon |aptr komin.

11. |sát hann |sva lengi, at hann |sofnadi,
oc hann |vacnaþi |vilia-lauss:
vissi sér á |haundom |haufgar nauþir,
enn á |fótom |fioter um spenntan.

12. „hverir ro |iøfrar, þeir er |á laugþo
|besti |byr síma oc mic |bundo?" —
kallaþi nú |Niþuþr, |Niára drottinn:
„hvar gaztu, |Vølundr, |visi álfa,
vara |aura í |Ulfdølom?" —

13. |gull var þar eigi á |Grána leiþo:
|fiarri hugþac vart land |fiollom Rinar.

9, 1. Hs. gecc brunni. R. — 9, 2. Vielleicht ár schnell, statt hár. R. Statt auþr fura (der Fohren) auch wohl funa (des Feuers) auþr fura, vis pinorum, (wie die griech. Wörter βιος, ις und μενος) für: die starken Tannen. Vgl 15. sina megin. — 9, 3 Ms vinþurri. — 10, 1. fiallr heißt zwar ein Fell und das „auf Bärenfell sitzen" erinnert an das altdeutsche Bärenhäuter und: auf der Bärenhaut liegen; nur schiene es (wie 9, 1. bero-hold) bero-fialli heißen zu müssen. Da nun fialli auch der abl. von fiall, Berg, Felsen, seyn kann, wäre entweder: er saß auf dem bloßen Felsen, oder: auf Kieselfels zu übertragen. — 11, 4. Vgl. Gunnars klagr 1, 4. — 12, 2 besti byr síma, eine dunkle und verderbte Stelle. Vermuthungen darüber: 1) af laugþo (oder: leto) basti ger-

9. Ging am Feuer Bärin-fleisch braten:
hoch brann am Reißig die Kraft der Fohren,
das winddürre Holz, vor Völundur.

10. Saß auf dem Bärenfell, zählte die Ringe
der Elfengesell, einen vermißte,
dachte er, daß ihn hätte (abgezogen) Hlaudvers Tochter,
Alvitur die junge, sie wäre zurückgekommen.

11. Saß er so lange, daß er entschlief,
und er erwachte freudenlos:
merkte sich an Händen schwere Banden,
aber um die Füße Fessel gespannt.

12. „Wer sind die Leute, die anlegten
dem Edelmanne Stricke und mich bunden?"
rief nun Nidudur, der Niaren Drost:
„wo erwarbst du, Völundur, Elfenkönig,
unsere Schätze in Ulfdalir?" —

13. „Gold war keines auf Grani's Pfade,
fern, dächt ich, war unser Land von den Rhein-Bergen,

---

símar, sie herunternahmen vom Bast die Kleinode; selbst gersíma könnte als acc. pl. des auch vorkommenden masc. gersími bestehen, da die Alliteration an zwei Banden genug hätte. Sollte vielleicht byrsíma für gersími, ein ohnehin dunkeles Wort, gegolten haben, wie im schwed. jetzt grädda, statt des alten brödda (Brot backen)? — 2) besti-bur, als dat. von besti-burr nach der Analogie von kenni-mahr (Grammatik S. 180.): Bestermann, Gutmann; der dat. stände hier für mér, mir, „die mir Fesseln (síma) anlegten." Ist die Zusammensetzung unerweislich, so könnte bestom bur gesetzt werden, im Angels. betsthoren, der älteste, natu maximus. Endlich heißt nach der Nigla auch burr, bor, arbustum et adhibetur ad viri denominationem. — 13, 2. Statt vart land hat Torfäus vort

|man éc, at vér |mæiri |mæti attom,
er vér |heil |hiú |heima vorum.

14. |Hlaþguþr oc |Hervør borin var |Hlaudvi,
|kunn var Aulrún, |Kíars dóttir.
hon |inn |um gecc |endlángan sal,
|stóþ á gólfi, |stilti roddo:
„era sá nú |hýrr, er úr |holti ferr!"

Niþuþr konongr gaf dóttor sinni Bauþvildi gullring, þann er han tóc af bastino at Vølundar, enn hann siálfr bar sverþit, er Vølundr átti, enn drottning qvad:

15. „|tenn hanom |teygiaz, er hanom er |tæþ sverþ
oc hann |Bauþvildar |baug um þeccir.

13, 5. Niþuþr wirkt dem Vølundr vor, er sey in sein Land (Ulfdalir) gekommen und habe ihm da seinen Schatz geraubt; Vølundr leugnet das. — Grani ist Sigurdur's bekanntes Roß, welches aber hier nicht leiblich, sondern nur poetisch vorkommt. Leiþ heißt hier entweder Weg (via) oder es steht für hliþ, Seite; beides gibt passenden Sinn, es war kein Gold auf Grani's Weg (denn Grani trug es dem Sigurdur) oder auf seinen beiden Seiten, nämlich in zwei Bündeln geladen. Die Edda Sæm. S. 570. gibt die letztere Erklärung. Es scheint zu völliger Verständlichkeit nöthig, hinter eigi zu ergänzen: sem, Gold war nicht in diesem Land, wie auf Grani's Weg. Auch der folgende Vers hat ähnlichen Sinn: fiøll Rinar geht auf die Felsenhöhlen, wo der Hort versenket lag, bedeutet mithin wieder Gold. Vøl. sagt: ich meinte hier weit von Schätzen zu sitzen, hier lag kein Gold wie dort verborgen. — Endlich könnte Grana leiþ aber auch mit Grænasund zusammenhängen, worüber Vøl. in der Vilk. S. Cap. 20. fährt. — 13, 4. heima, nämlich in Finnland, vor der Einwanderung nach Wolfsthal. vér und hiú geht auf ihn und die Brüder. — 14, 4. Über das Ste-

weiß ich, daß wir mehre Koſtbarkeiten hatten,
da wir, alle Hausgenoßen heim waren."

14. Hladgudr und Hervör waren geboren von Hlaudver
verwandt war Aulrun, Kiar's Tochter;
ſie ging entlang' den Saal,
ſtand am Golfe, ordnete (erhub) die Stimme:
„froh iſt der nicht, der aus dem Gehölze fährt!"

König Nidudur gab ſeiner Tochter Vaudvildr den Goldring, den er vom Baſte zog in Völundurs Haus; aber er ſelber trug das Schwert, das Völundur hatte; aber die Königin ſprach:

15. „Zähne werden ihm wäſſern, ſo ihm vorkömt das Schwert
und er Vaudvildurs Ring erkennt;

---

ben am Gelf und Sprechen vom Gelf ſ. Vafþr. 9, 11. mala af gelfi und S. 29. ſteþ á gelfi, vgl. Kämpeviſer S. 620. v. 29. Die ganze Strophe aber wird nur verſtändlich, unter der Annahme, daß ſie verrückt iſt und eigentlich auf Str. 3. folgen müßte. Damit erklärt ſich die dorthin paſſende Namenanführung, ſo wie auch, daß Aulrun vor ihrem Weafliegen vom Gelf herabſpricht: „der wird ſich ſchlecht freuen, der aus dem Walde heimkehrt;" d. h. mein von der Jagd zurückkommender Mann, oder: unſre Männer. Denn auf den gefangen abgeführten Völundr können dieſe Worte nur gezwungen bezogen werden, zudem ja ſein Haus und der Wald nicht daſſelbe ſind und er einen langen Weg gegangen war, um von der Jagd heim zu kommen. Und ſollte ſeine wiedergekehrte Frau dieſe Reden ihm ſpottend nachrufen? ſo wäre erſt Alvitr ſtatt Aulrun zu ſetzen, und die Geſchlechtsanführung außer dem rechten Ort, denn wenn ſie dieß epiſch ausfüllen ſollte, müßte ſie auch vor der vorangegangnen ſtehn. Eben ſo wenig würde ſich die Strophe dem Völundr in den Mund legen laſſen, in ſo fern er dem Nidudr ſein Hausglück ſchildern wollen.

|áman ero |augo |ormi þeim inom frána:
|sniþit ér hann |sína magni
oc |settiþ hann |siþan í |Sævarstauþ."

sva var gort, at scyrnar voro sinar í knésfótom, oc settr í holm einn, er þar var fyrir landi, er het Sævarstadr. þar smiþaþi hann konongi allzkynz gersemar; engi maþr þordi at fara til hans, nema konongr einn. Vaulundr qvaþ:

16. „|scinn Niþuþi, |sverþ á linda,
þat er éc |hvezta, sem éc |hagazt kunna,
oc éc |herþac, sem mér |hægst þótti.
sá er mér |fránn mækir æ |fiarri borinn,
|secca éc þann Vǫlundi til |smiþio borinn!

17. nú |berr |Bauþvildr |brúþar minnar
(|biþca éc þess |bót), |bauga rauþa!"

18. |sát hann, ne hann |svaf avalt, oc hann |sló hamri,
vél gorþi hann |heldr |hvatt Niþuþi.

19. |drifo úngir tvæir á |dyr siá,
|synir Niþuþar í |Sæfarstauþ.
|komo þeir til |kisto, |kraufþo lukla:
|opin var |illúþ, er þeir |í sá!

15, 3. Eine merkwürdige entsprechende Stelle in Rígsmál 35. ǫtul voru augu sem í yrmlingi, und in der Sage von Hrolfr Kraki, C 3: autul ero augu Hams ok Hrana. Vgl. auch H. II. 2. und 4, 7. Daher die Redensarten: ormr í augum; ægishiálmr í augum. Auch denke man an die alte immer neu wiederholte naturgeschichtliche Sage von dem furchtbaren festbannenden Blick der Schlangen. Vergl. Þrymsq. 27. augo gundolt. — 16, 3. Ms. sem er, unverständlich. — 17, 3.

ſcharf ſind Augen dem glänzenden Wurm:
ſchneidet ihm der Sehnen Stärke
und ſetzt ihn ſodann in Sävarſtadr.

So wurde gethan, und geſchnitten wurden die Sehnen in den Kniekehlen, und er geſetzt in einen Holm, der war vor dem Land, das hieß Sävarſtadr. Da ſchmiedete er dem Könige allerhand Kleinode; niemand getrauete zu ihm zu gehen, außer allein der König. Völundur ſprach:

16. Es ſcheint dem Nidudur ein Schwert am Gürtel,
das ich ſchärfte, wie geſchickteſt ich konnte
und ich härtete, wie mir am künſtlichſten däuchte;
dieſes leuchtende Schwert iſt mir fern getragen,
ſeh ichs nimmer zu Völundur in die Schmiede getragen!

17. Nun trägt Vaudvildur meiner Frauen
(nimmer wirds mir geb[illegible]ſt) rothe Ringe!

18. Saß er noch ſchlief er immer und ſchlug den Hammer:
Trug ſtiftete er Nidudurn ſchnell genug.

19. Da liefen die zwei jungen an die Thüre zu ſchauen,
die Söhne Nidudurs nach Sävarſtadr;
Kamen zur Kiſte und gehrten die Schlüſſel:
offen ward die unſeelige, wie ſie hineinſchauten.

---

biſes. vielleicht: biſia beſſer. Es iſt dann der Optativ: erlebte ich noch die Rache! — 18, 1. Vielleicht iſt das ne rückwirkend auch auf ſaz (vgl. zu Gr. 51.) er ſaß weder, noch ruhte er. So oft bei Luther z. B. Buch Tobiä 3, 10. und aß noch trank nicht. — 19, 4. illúd ſteht für illúdg oder illudia, wie man kunnr und kunnigr, frefr, frefar gleichbedeutig findet. Thorlac. VI. 62. ſá für ſáo, ſ. Hymiſa, 1. 6. Note daſelbſt.

20. fiolþ var þar |menia, er þeim |maugom syndiz
at væri |gull raut oc |gersimar.
„komiþ |einir tveir, komiþ |annars dags,
yer læt ec þat |gull um |gefit verþa.

21. |segit-á meyiom ne |sal-þióþom,
|manni aungom, at iþ |mic fyndit." —
|snemma kallaþi |seggr annan
|bróþir á |bróþor: „gongom |baug siá!"

22. |komo til |kisto, |crafþo lykla:
|opin var |illúþ, er þeir |í lito. —
sneiþ af |haufut |húna þeirra
oc undir |fen |fioturs |fætr um lagþi,
enn þær |scálar, er und |scaurom voro,
|sveip hann utan |silfri, |sendi Niþuþi.

23. enn or |augom |iarcnasteina
sendi hann |kunnigri |kono Niþuþar,

22, 2. Wølundur läßt die Kinder hineinschauen und schneidet ihnen das Haupt ab, indem er den Deckel zuwirft, darum hat er auch die Kostbarkeiten in einem Kasten gezeigt. Es ist eine alte Sage von diesem Kindertod, die am schönsten in dem, auch sonst noch mit unserm Lied zusammenhängenden, Märchen vom Machandelbaum vorkommt (Kinder- und Haus-Märchen, Nr. 47.). Nach Gregor von Tours (IX. 34.) ward auch dieser Gräuel in dem fränkischen Königsstamm verübt. Fredegund lebt mit ihrer Tochter Rigund in beständiger Feindschaft, endlich sagt sie zu ihr: „wohlan, nimm deines Vaters Schätze: et ingressa in regestum reseravit archam monilibus ornamentisque pretiosis refertam: de qua cum diutissime res diversas extrahens filiae adstanti porrigeret, ait ad eam: „jam enim lassata sum, immitte tu, inquit, manum et eii-

20. Menge war da von Halsbändern, so den Knaben schien,
daß es wäre rothes Gold und Geschmeide.
„kommt allein ihr zweie, kommt den andern Tag,
ich schaffe, daß euch das Gold gegeben werde;

21. sagt nichts den Mägden noch den Hausleuten,
keinem Menschen, daß ihr mich besuchtet."
Frühmorgens rief ein Knab den andern,
Bruder den Bruder: „gehn wir die Ringe schauen!"

22. Kamen zur Kiste, gehrten die Schlüssel,
offen stand die unseelige, da sie hineinsahen:
ab schnitt er die Häupter dieser Knaben
und unter den Sumpf des Fesselstocks (Löschtrogs) legt er die Knochen,
aber die Hirnschalen, die unter den Haaren waren,
schweifte er in Silber, gab sie dem Nidudur.

23. Aber aus den Augen (macht er) Jarenasteine,
sandte sie dem tückischen Weibe Nidudurs;

---

ce, quod inveneris." Cumque illa immisso brachio res de archa abstraheret, adprehensa mater opertorio archae super cervicem ejus inlisit. Doch wird sie noch gerettet. — 22, 4. wäre fiótr der Schmiedetrog, das Löschfaß? (das sonst nor heißt) wenigstens stammt Faß (Fat) von fassen, wie Fessel, Fettel (quod in se aliquid comprehendunt) und bestätigt sich noch mehr durch Kette (Band, Fessel) und Kessel (Kettel, Ketill, Faß, Trog). Nach der Vilkinasage gräbt Wieland die Ermordeten unter die Schmiedbälge. — 22, 6. Statt sendi liest das Mi und Bartholin feldi, welches denselben Sinn gibt, aber die epische Einfachheit und Wiederholung fordert nach Str. 23, 2 u. 4, so wie 31, 2. jenes. — 23, 1. Über Jarenastein (a. s. eorenaustau) ausführlich zu S. III. 8. Es

enn er |taunom |tveggia þeirra
sló hann |brióstkringlor: sendi |Bauþvildi.

24. þá nam |Bauþvildr |baúgi at hrósa;
|bar hann Vølundi, er |brotit hafþi:
„|þoriga éc at segia, nema |þér einom."

Vølundr qvaþ:

25. „éc |bæti sva |brest á gulli,
at |feþr þinom |fegri þiccir
oc |møþr þinni |miclo betri,
oc |siálfri þér at |sama hófi."

26. |bar hann hana |biori, þviat hann |betr kunni,
sva at hon i |sessi um |sofnaþi. —
„nú |hefi éc |hefnt |harma minna
|allra nema |einna |iviþ-giarnra!"

27. „|vel éc, qvaþ |Vølundr, |verþa éc á sitiom,
þeim er mic |Niþuþar |namo reccar." —
|hlæiandi Vaulundr |hófz at lopti,
|grátandi Bauþvildr |gecc or eyio:
tregþi |faur |friþils oc |fauþr reiþi.

---

ist der Augenstein und wird hier tiefbedeutend aus Augen. — 24, 1. Hinter dieser Zeile fehlt gewiß eine des Inhalts: sie war unvorsichtig mit dem Ring, daß er verdarb. — 26, 1 bar belistete, gerade wie unser trug mit trog (betrog) nah verwandt ist. Zu betr kunni vgl. Rígsmál 48. Statt kunni hat Thorlacius vissi. Man könnte statt bar hana lesen: brá henni, decepit, von bregþa, wiewohl auch bar hier superavit (gleich dem französ. l'emporter) heißt (Thorlac. übersetzt: urgebat); wie man sagt: bera ostidi, superare vi. — 26, 4. iviþ-giarn

aber aus den Zähnen der zweie
schlug er Brustringlein, sandte sie Baudvildur.

24. Da begann Baudvildr mit ihrem Ring zu prahlen,
trug ihn zu Völundur, als sie ihn zerbrochen hatte:
„trau's niemand zu sagen, als dir allein."

Völundur sprach:

25. ich bessre dir so den Schaden am Gold,
daß er deinem Vater schöner dünkt
und deiner Mutter viel besser,
und dir selber eben so gut (wie vorher).

26. Belistete er sie mit einem Trank, weil er schlauer war,
so daß sie auf dem Sitz entschlief.
„nun hab ich gerächt meine Schäden,
alle, außer einem, die bosheitvollen:

27. wohl mir (nun), sprach Völundur, wär ich auf den Fußsehnen,
denen, die mir raubten Ridudurs Männer!"
Lachend Völundur hob sich in die Luft,
weinend Baudvildur ging aus der Insel:
sorgte um ihres Friedels Fahrt und ihres Vaters Zorn.

(? íoitgiarn) über eine andere Leitung von iviþr, Pol, Stütze, Baud, im Wörterbuch. giaurra, (giørra) statt giarnra, von íviþ/giørr, dolose perpetratus, würde etwa denselben Sinn geben, ist aber härter, und jenes wegen der merkwürdigen Einstimmung eines Ausdrucks der Evang. Harmonie richtiger. — Der eine Schaden, den er noch nicht gerächt, ist das Zerschneiden der Fußsehnen. — 27, 2. Das Flügelkleid scheint er schon bereit gehabt zu haben, oder fehlen hier Zeilen? — 27, 3. 4. In dem lachend sich in die Luft heben und weinend unten fortgehen, ist ein Gegensatz ausgedrückt, welchen

28. uti stendr |kunnig |kvan Niþuþar
oc hon |inn |um gecc |endlángan sal;
enn hann á |salgarþ |settiz at hvílaz.

29. „vakir þú, |Niþuþr, |Niára drottinn?" —
„|vaci éc ávalt, |vilia éc lauss sofna:
éc |minnzt sízt |mina sono dauþa.

30. |Kell mér í haufut, |kauld ero mér ráþ þin;
|vilnomc éc þess nú, at éc viþ |Vølund dæma." —

31. „segþú mér þat, |Vølundr, |visi álfa:
af |heilom hvat varþ |húnom minom?" —

32. „|eiþa scaltu mér |áþr |alla vinna,
at |scips borþi oc at |scialdar raund,
at |mars bægi oc at |mækis egg,
at þú |qveliat |qvan Vølundar,
ne |brúþi minni at |bana verþir,
þótt vér |kvan ægim, þá er þér |kunniþ,
eþ |ióþ |eigim |innan hallar.

33. |gactu til smiþio, þeirrar er þú |gorþir,
þar fiþr þú |belgi |blóþi stocna:
sneiþ éc af |haufut |húna þinna
oc undir |fen |fiøturs |fætr um lagþac.

---

diese Poesie liebt; so auch Str. 37, wo Niþuþr traurig sitzen bleibt. Vgl. B. 15, 2—3. — 28, 3. hann, Niþudr nämlich. — 29. Die Königin spricht dies. — 30, 1. Kälte ist Fieberfrost, Schmerz, wie kalda, febris. So heißt es im armen Heinrich von den traurigen Eltern, die auch ihre Tochter verlieren sollen V. 875. „von jamer erkaltet in der Lip." —

28. Außen ſteht das tückiſche Weib Nidudurs
und ſie ging entlangs den Saal;
aber er auf des Saales Rand ſetzte ſich, zu ruhen.

29. „wachſt du, Nidudur, Niaren-Droſt?" —
„immer wach ich, freudenlos ſchlaf ich ein:
ich gedenke dann, daß meine Söhne todt ſind.

30. Friert mich ins Haupt, kalt (bös) ſind mir deine Rathſchläge;
wollt' ich das nun, daß ich mit Völundur ſpräche."

31. „Sag du mir das, Völundur, Elfenfürſt:
was ward aus meinen friſchen Söhnen?" —

32. „Eide ſollſt du mir erſt alle leiſten,
bei Schiffes Bord und Schildes Rand,
bei Roſſes Bug und Schwertes Spitze,
daß du nicht tödteſt Völundurs Frau,
noch meiner Braut zum Mörder werdeſt,
hätt' ich auch eine Frau, die ihr kennet,
oder ein Kind hätte innen im Haus.

33. Geh du zur Schmiede, der die du bauteſt,
findeſt da die Leiber triefend von Blut:
abſchnitt ich die Häupter deiner Söhne
und untern Sumpf des Kettenſtocks (Löſchtrogs) legt ich die Beine.

31, 2. Das Metrum forderte hánom ſtatt ſonem, wie das Mſ. lieſt. Er ſoll bei Schiff, Schild, Roß und Schwert ſchwören, der Theil ſteht poetiſch fürs Ganze Vgl. S. M. 17. A. 50. und den Commentar. — 32, 6. Der pl. ér agim, ſteht hier für ék eigi.

34. enn þær |scalar er und |scaurom voro,
|sveip éc utan |silfri, |senda éc Niþuþi;
enn or |augom |iarcnasteina
senda éc |kunnigri |kvan Niþuþar.

35. enn or |tónnom |tveggia þeirra
sló éc |briósikringlor, senda éc |Bauþvildi:
nu gengr |Bauþvildr |barni aukin,
|enga dóttir |yccar beggia!" —

36. |mæltir-a þú þat |mál, er mic |meirr tregi,
næ éc þic |villa |Vǫlundi |verr um vita.
erat sva maþr |hár, at þic af |hesti taci,
ne sva aufligr, at þic neþan scioti,
þar er þú |scollir viþ |sey uppi."

37. |hlæiandi Vǫlundr |hófz at lopti,
enn |ócátr Niþuþr sat þá |eptir:

38. „upristu |þacraþr, |þræll minn inn bezli:
|biþ þú |Bauþvildi, meyna |bráhvita,
gánga |fagr-variþ, viþ |faudr ræþa." —

39. „er þat |satt, Bauþvildr, er |saugþo mér?
|sátuþ iþ Vǫlundr |saman í holmi?" —

35, 4 Der gen. dual. ycar schien besser, als das im Ms. vorfindliche adj. fem. ycor, wiewohl sich auch dieses zum Sinn und der Construction rechtfertigt. — 36, 1. Aehnl. Wendung im Altdeutschen: als er das Wort je vollen gesprach, R. erlebte

34. Aber die Schalen, die unterm Haarbusch waren,
schweifte ich außen in Silber, sandte sie dem Ridudur,
aber aus den Augen Jarknasteine
sandte ich der tückischen Frau Ridudurs.

35. Aber aus den Zähnen der beiden zweie
schlug ich Brustringlein, sandte sie der Baudvildur:
nun gehet Baudvildur mit einem Kind beladen,
die einige Tochter ener beider!" — .

36. „Nie sprachest du ein Wort, das mich mehr betrübte,
nie wünschte ich dich, Völundur, härter zu strafen;
kein Mann ist so hoch, daß er dich vom Pferde nehme,
noch so stark, daß er dich niederschieße,
da, wo du schwebest gegen die Wolken auf!"

37. Lachend Völundur hob sich in die Luft,
aber unfröhlich Ridudur schaute danach.

38. „Aufsteh du, Thakradur, Knecht mein bester,
heiß du Baudvildur, die brauen-schöne Maid
gehen wohl geschmückt, mit ihrem Vater reden." —

39. „ist das wahr, Baudvildur, was man mir sagte:
saßet ihr, du und Völundur, zusammen im Holm?" —

---

nie trauriaern Tag. — 36, 2. vita strafen für vita des Ms. R um so mehr, da die Bedeutungen des letzten Worts: abschlagen, verneinen, oder upta, in usum vertere, nicht passen — 36, 4. statt aufligr ist der Allit. wegen ein anderes Beiwort etwa skapligr, ingeniosus, zu setzen.

40. „|satt er þat, Niþuþr, er |sagþi þér:
|sáto viþ Vaulunde |saman í holmi
|eina |ángurstund: |æva scyldi!

41. éc |vætr hanom |vinna kunnac,
éc |vætr hanom |vinna máttac!"

40. „Wahr iſt das, Nidudur, was man dir ſagte:
ſaßen wir, Wölundur und ich, zuſammen im Holme,
eine Angſt-Stunde lang, hätte nie ſollen ſeyn!

41. ich verſtand nicht ihm zu widerſtehen!
ich vermochte nicht ihm zu widerſtehen!"

Frá Helga ec Svavu.

Inhalt.

Hiervarde läßt durch Atli um Sigrlinn, Tochter Königs Svafnir, freien, aber vergeblich. (1—6.) Nun fährt er selbſt mit Atli aus, dieſer findet Sigrlinn, verborgen vor dem Kriegszug des Hrodmar, eines anderen abgewieſenen Freiers, und führt ſie dem Hiorvarde zu. Beide zeugen einen Sohn, der ſtumm iſt und namenlos bleibt, bis die Walkyrie Svava, Eilimi's Tochter, ihn anredt und ihm den Namen Helgi gibt. Sie entdeckt ihm ein verborgenes Zauberſchwert und ſchützt ihn in Schlachten. Er rächt Svafnir an Hrodmar (6—15.), tödtet den Joten Hati und mit Atli's Hülfe liſtig deſſen Tochter Hrimgerde (15—32.). Dann verlobt er ſich mit Svava, und zieht in den Krieg, Hedinn aber, ſein Bruder, von einer Zauberin verwünſcht, führt ſein Glück, und Helgi, vorausahnend, fällt im Kampf mit Alfr, der ſeinen Vater Hrodmar an ihm wiederum gerächt hat (32—46.).

Frá Helga oc Svavu.

Hiorvarþr het konongr, hann átti fiórar konor, ein het Alfhildr, son þeirra het Heþinn; onnor het Særeiþr, þeirra son het Húmlungr; in þriþia het Sinrioþ, þeirra son het Hylmingr. Hiorvarþr konongr hafþi þess heit strengt, at eiga þá kono, er hann vissi vænsta. Hann spurþi, at Svafnir konongr átti dóttor allra-fegrsta, sú het Sigrlinn.

Iþmundr het jarl hans; Atli var hans son, er for, at biþia Sigrlinnar til handa konongi. Hann dvalþiz vetrlángt meþ Svafni konongi. Fránmarr hett þar jarl, fóstri Sigrlinnar; dottir hans het Alof. jarlinn ræþ, at meyiar var syniat, oc for jarlinn heim. Atli jarlson stóþ einn dag viþ lund noccorn: en fugl sat í limonom uppi yfir hanom oc hafþi heirt til, at hans menn kaulloþo vænstar konor, þær er Hiorvarþr átti. fuglinn qvacaþi, enn Atli lyddi, hvat hann qvaþ; hann qvaþ:

1. „|sáttu |Sigrlinn, |Svafnis dóttor,
|meyna fegrsto í |Munarheimi?

(Gedruckt: bei Gräter in Odina und Teutona I. 215—224. Anfang bis zur Str. 10. aus der Vidal Hs. — Thorlacius sp. IV. p. 249. Str. 5. sp. III. p. 59. 60. Str. 26. sp. IV. p. 180. 181.

Von Helgi und Svava.

Hiorvardur hieß ein König, er hatte vier Frauen, eine hieß Alfhildur, derer beider Sohn hieß Hedinn; die andere hieß Särcidur, derer beider Sohn hieß Humlungur; die dritte hieß Sinriod, derer beider Sohn hieß Hylmingur. König Hiorvardur hatte ſich deß verheißen, die Frau zu ehlichen, die er die allerſchönſte wüßte. Er hörte, daß König Svafnir eine allerſchönſte Tochter hätte, die hieß Sigurlinn.

Idmundur hieß ſein Jarl. Atli war deſſen Sohn, der fuhr zu freien Sigurlinn zu Handen dem Könige. Er blieb einen Winter lang bei König Svafnir. Franmarr hieß da ein Jarl, der Pfleger Sigurlinns, deſſen Tochter hieß Alof. Der Jarl rieth, daß die Maid verweigert wurde, und fuhr der Jarl heim. Atli Jarlsſohn ſtand einen Tag an einem Wald, aber ein Vogel ſaß in den Zweigen oben über ihm und hatte zugehört, daß ſeine Mannen die ſchönſten nannten die Frauen, ſo Hiorvardur hatte. Der Vogel zwitſcherte, aber Atli lauſchte, was er ſagte. Er ſang:

1. „Saheſt du Sigurlinn, Svafnirs Tochter,
die ſchönſte Maid in Munarheimr?

Str. 44 und p. 131. Str. 45. — Olaffen S. 15. Str. 45. — Edda Sæm. S. 557a. Str. 151, 1) Die Überſchrift rührt von uns. — 1, 2. 3. Gegenſatz zwiſchen fagr und hagligr, ſchön und hübſch,

þó ero |hogligar |Hiorvarþs konor
|gumnom þiccia at |Glasislundi."

Atli qvaþ:

2. „mundo viþ |Atla, |Iþmundar son,
|fugl |fróþhugaþr, |fleira mæla?"

fuglinn qvaþ:

3. „mun éc, ef mic |buþlúngr |blóta vildi,
oc |kys éc þaz éc vil or |konongs garþi."

Atli qvaþ:

4. „|kiósattu Hiorvarþ, ne hans |kono,
ne inar |faugro |fylcis brúþir,
eigi |brúþir, þær er |buþlúngr a:
|caupom vel saman, þat er vina |kynni!"

fuglinn qvaþ:

5. „|hof nun éc kiósa, |haurga marga,
|gullhyrndar kýr frá |grams búi,
ef hanom |Sigrlinn |sefr á armi
oc |ónauþig |jofri fylgir."

---

gefällig. — 3, 1. buþlúnar ist, der unter konongr verstanden wird, Hiorvardr; ebenso 4, 3. fylkir. Der Vogel erscheint als ein dunkeler, böser Geist (wie in deutschen Märchen der Teufel als ein Vogel) und scheint, was in dänischen Volksliedern der wilde Nachtrabe (Valravn, Kæmpe V. S. 159) ist, der von der Mutter das Kind für Gewährung des Wunsches wegnimmt und es dann zerreißt. Daher auch das Vorsehende in Atli's Antwort, der ihm nichts Lebendiges gewähren will. Ausführlicher im Commentar. — 4, 1. Das Ms. hat sono statt konu (koni), jenes verlangt die Allit. konu konnte außer filios auch uxorem heißen, allein die Frauen werden noch außerdem

und doch thun behaglich Hiorvardurs Frauen
den Mannen dünken im Glaßlunde!"

Atli sprach:

2. „willst du mit Atli, Idmundurs Sohn,
Vogel klugsinniger, mehres reden?",

Vogel sang:

3. „will ich, so mir der König opfern wollte,
und wähl ich, was ich will, aus des Königs Hof."

Atli sprach:

4. „wähl nur nicht Hiorvardur, noch seine Söhne,
noch die schönen Fürstenfrauen,
nicht die Bräute, so der König hat:
laß uns wohl kaufen (uns vertragen) das ist Freunde-
Weise."

Vogel sang:

5. „Einen Hof thu ich wählen, Altäre (Bilder) manche,
goldgehörnte Kühe aus des Königs Haus,
wenn ihm Sigurlinn schl fet im Arme
und ungenöthigt dem Fürsten folgt."

---

angeführt. — 4, 5. Scheint unnütze Wiederholung, ist aber eine epische. — 5, 3. sefr a armi nach Thorlac statt hefr im Ms., wie außer dem Sinn auch die Allit. fordert. — 5, 2. gullhyrudar kyr, auch Thrymr läßt, wie er sich mit Freya vermählt, goldgehörnte Kühe (Þrymsquida 23) herbeiführen zur Freude der Joten; s. dort die Note 30 u. 31. Es scheint aber ein Opfer bei solch feierlicher Gelegenheit zu seyn, darum auch die Erklärung von haugr durch heiligen Ort vorzuziehen ist: der Vogel verlangt, wann der König die Sigurlinn sich vermählt, die kostbare Kuh geopfert. So wird in der Saage von Bautrekr und Hrolfr C. 6. S. 32. erzählt, daß der Bauer Reimr

þetta var aþr Atli fori, enn er hann com heim oc konongr spyrþi hann tíþinda, hann qvaþ:

6. „hausom |ersiþi oc ecci |orindi:
|mara þraut ora á |megin-sialli,
urþom síþan |sæ-morn vaþa.
þar var oss |syniat |Svafnis dóttor,
|hríngom gæddrar, er vér |hafa vildom."

konongr baþ, at þeir scyldo fara annat sinn, fór hann siálfr, enn er þeir komo up á siall oc sá á Svavaland lanz bruna oc jó-reyki stora, reiþ konongr af siallino fram í landit oc tóc nátból viþ á eina. Atli helt vorþ oc for yfir ána, hann fann eit hus. Fugl micill sát á húsino oc gætti oc var sofnaþr. Atli scaut spióti fuglinn til bana, enn í húsino fann hann Sigrlinn konongs dóttor oc Alofo iarls dóttor oc hafþi þær báþar braut meþ sér. Franmarr jarl hafþi hamaz í arnarlíci oc varit þær fyrir hernom meþ fiolkingi. Hroþmarr het konongr, biþill Sigrlinnar; hann drap Svava-konong oc hafþi rænt oc brent landit. Hiorvarþr konongr fecc Sigrlinnar enn Atli Alofar. Hiorvarþr oc Sigrlinn átto son micinn oc vænann, hann var þangull: ecki nafn festiz viþ hann. Hann sat á haugi, hann sá ríþa valkyriór níu, oc var ein gaufugligust. hon qvaþ:

---

ein kostbares Ding besessen, und höher als alles andere gehalten, nämlich einen großgehörnten Ochsen, dessen Hörner gezeichnet waren mit eingelegtem Gold und Silber; zwischen ihnen aber eine Silberkette, woran drei Goldringe hingen. — 6, 1. Die Redensart: hafa erfidi ok ørindi ist episch, s. Skirnisf. 58. und þrymsq. 9, 10. 11, wo Loki auch als Bote ausgesendet war. vinna erfiþi in der Olafr Helgi's Sage, Str. 143.

Dieſes war, eh Atli ausfuhr, aber da er heim kam und der König fragte ihn nach den Zeitungen, ſprach er:

6. „Wir haben Arbeit und keinen Erfolg,
unſrer Roſſe Müde auf dem großen Berg,
thaten ſodann den Seeſumpf durchwaten;
da ward uns geweigert Svafnirs Tochter,
die ringgeſchmückte, die wir haben wollten."

Der König bat, daß ſie ein zweitesmal hinführen; fuhr er ſelbſt mit. Aber da ſie kamen auf den Berg und ſahen hinab auf Svavaland, ſahen ſie großen Landbrand und Roſſerauch (Heerrauch). Ritt der König vom Gebirg vor ins Land und nahm Nachtlager an einem Fluſſe. Atli hielt Wache und fuhr über den Fluß, er fand ein Haus; ein großer Vogel ſaß im Haus und hütete und war entſchlafen, Atli ſchoß mit dem Spieß den Vogel zu todt. Aber im Hauſe fand er Sigurlinn, die Königstochter und Alof, die Jarlstochter, und nahm die beiden fort mit ſich. Fransmarr Jarl hatte ſich gehemdet in Adlergeſtalt, und gehütet die Jungfrauen vor dem Heere durch Zauberei. König Hrodmarr hieß der Freier Sigurlinns. Er erſchlug den Svavakönig und hatte verheert und verbrennt das Land. König Hiorvardur nahm Sigurlinn und Atli Alof zur Ehe. Hiorvardur und Sigrlinn hatten einen großen und ſchönen Sohn. Er war ſtumm (ſchweigend) und kein Name wurde ihm beigelegt. Er ſaß am Hügel. Er ſah reiten neun Walkyren, und war eine darunter die herrlichſte. Sie ſang:

In der Klage heißts von fahrenden Boten: „ſuk fuorens in der Arbeit" Beide Wörter, Arbeit und arunti, ſcheinen genau auf Boten (ari) hinzuweiſen, erſteres die Reiſe, letzteres die Verrichtung zu bezeichnen. Vgl. Gramm. 242. Note.

7. „síþ mundu, |Helgi, |hríngom ráþa
|rier |róg-apaldr! ne |Rauþuls-vollom,
|aurn gól |árla, ef þú |æ þegir;
þóttu |harþan |hug, |hilmir, gialdir."

hann qvaþ:

8. „hvat letr þú fylgia Helga nafni,
|bruþr |biartlituþ, allz þú |bióþa ræþr?
hygg þú fyr |aullom |atqvæþom vel!
|þigg éc eigi |þat, nema éc |þic hafa."

hon qvaþ:

9. „|sverþ veit éc liggia í |Sigarshólmi
|fiórom |sara en |fimm togo;
|eit er þeirra |aullom betra,
|vígnesta baul oc |varit gulli.

7, 2. ne heißt hier oder. Vgl. Skirn. 17. Rauþulsvollir, Sonnenfelder und unten 46. Rauþulsfiall heißen auch sonst Solfiall, Solbiørg. — 7, 4. ist dunkel. Entweder: obgleich du (hilmir) festen Sinn zeigest, oder vielleicht: obschon du den harten Sinn vergiltest, nämlich deinem Vater, dadurch, daß du dich stumm stellst, d. h. dir keinen Ruhm erwirbst; dann würde besser hilmis gelesen. Man sieht auch aus Str. 11, daß Helgi nicht gut mit seinem Vater stand, indem er ihm Vorwürfe macht. Wie die Wörter stumm, taub, dumm und stumpf, so berühren sich auch die Begriffe, der Vater gab ihm keinen Namen, d. h. er bekümmerte sich nicht um den (wie göttliche Helden in ihrer Jugend) blödsinnig scheinenden, der sich einsam auf den Hügel setz. Vgl. F. 5, wo Fafnir zum Sigurdur sagt: „du hattest einen bittern, harten Vater." — 8, 1. Statt nafni ist, weil die Allit. fehlt, nafnfesti zu lesen, so daß sie auf die beiden f fällt. Die mythische Einheit der beiden Helgi geht auch daraus merkwürdig hervor, daß von beiden die nafnfesti gesungen wird.

7. „Spat wirſt du, Helgi, über die Ringe walten,
du reicher Schlachtbaum, oder über Ródulfs Tir,
(früh ſangs ein Adler) wenn du ſtets ſchweigeſt,
wie harten Muth (Sinn), König, du gilteſt."

Er ſprach:

8. „was läßt du folgen dem Helgi-Namen,
weißfarbige Frau, da du mir ihn bieteſt?
bedenk du den ganzen Zugruß wohl,
ich nehm nicht den Namen an, außer wenn ich dich mit habe."

Sie ſprach:

9. Schwerter weiß ich liegen in Sigarsholmr,
viere weniger als funfzig,
eins iſt darunter beſſer denn alle,
der Schilde Unheil, und goldbeſchlagen.

Helgi fragt die Svava, was ſie ihm ſchenke, nachdem ſie ihm den Namen gegeben; was ſie darauf folgen laſſe. Sie nennt ihm nun das Zauberſchwert. Über die Sitte und denſelben Ausdruck ſ. Damiſ. 63. und Þorſtein Bæarm. Saga C. 4, und eine merkwürdige Stelle bei Paulus Diac. de geſtis Longob. I. 8, die dadurch erſt klar wird, wo nämlich Frea dem Wodan ſagt, weil er den Langbärten Namen gegeben (Odin heißt ſo, namentlich ſelbſt Langbardur), ſo müſſe er ihnen (als ſolche Folge) auch Sieg verleihen. — 8, 4. hat nämlich: nafn, ich nehme den Namen nicht eher an. — 9. und 10. Das Abholen verborgener Schwerter, beſonders aus einem Grab, kommt auch in den Kämpe V. vor, z. B. von Orm und Svegder (S. 87. V. 28—32 u. S. 504. V. 15.). Aber auch in der Herrar. S. C. VI. weckt Herrør ihren Vater Angantyr aus dem Todesſchlaf und trotzt ihm Tyrfing ab — 9, 2. hat das Mſ. fimtogo, allein das Adj. fimmtugr, quinquagenarius, iſt hier nicht anzuwenden, und Grimnismál 23, 24. entſcheidet.

10. |hríngr er í |hialti, |hugr er í miþio,
|ogn er i |oddi þeim er |eiga getr.
liggr meþ |eggio |ormr dreyr-faþr,
enn á |val-bausto |verpr naþr hala."

Eylimi het konongr, dóttir hans var Svava; hon var valkyria oc reiþ lopt oc lóg *); hon gaf Helga nafn þetta oc hlífþi hanom opt siþan i orrostom.

Helgi qvaþ:

11. „ertattu, |Hiorvarþr, |heilráþr konongr,
|fólcs oddviti, þóttu |frogr sér;
leztu |eld |eta |jofra bygþir,
enn þeir |ángr viþ þic |ecci gorþo.

12. enn |Hroþmarr scal |hríngom ráþa,
þeim er |átto |orir niþiar.
sá sez |fylkir |fost at lifi,
hygz |aldauþra |arfi at ráþa."

Hiorvarþr svaraþi, at hann mundi fá liþ Helga, ef hann vill hefna moþrfauþor sins. þá sotti Helgi sverþit, er Svava visaþi hanom til. þá for hann oc Atli oc feldo Hroþmar oc unno morg þrecvirci. hann drap Hata jotun, er hann sát á bergi noccoro.

---

*) lopt ok lóg, episch für: überall, über Land und Meer, Berg und Thal. s. H. I. 21, 2.

10, 1—4. Die einzelnen Wunderkräfte dieses Schwerts werden beschrieben: hringr í hiallti, anderwärts: ormlíngr er í hiallti, s. Barthol. 574. 575, weil die sich krümmende Schlange ein Ring ist. Das Schwert ist die auszischende Schlange selbst, und andere Schwerter heißen daher Ring, wie

10. Ring ist an der Helze, Muth ist in der Mitte,
Schrecken ist in der Spitze, dem der's erwirbt;
liegt in den Ecken ein Wurm blut-gemal,
aber am Walbast wirft die Natter den Schweif."

Eylimi hieß ein König, seine Tochter war Svava, sie war eine Valkyrie und ritt durch Luft und Meer. Sie gab Helgi diesen Namen und schirmte ihn oft seitdem in den Schlachten.

Helgi sprach:

11. „Bist, Hiorvardur, kein heilherrschender König,
Schlachtspitzführer, wie berühmt du auch seyest,
lässest du Feuer essen der Herren Häuser,
die doch Böses wider dich nimmer thaten.

12. Aber Hrodmarr wird über die Ringe walten,
die, welche hatten unsre Geschlechter;
wenig fürchtet der Fürst um sein Leben,
denkt der Todten Erbe zu beherrschen."

Hiorvardur antwortete, daß er Helgi Hülfe geben würde, so er seinen Muttervater rächen wolle. Da suchte Helgi das Schwert, das ihm Svava anwies. Da fuhr er und Atli, und fällten Hrodmarr, und thaten manch Heldenwerk. Er schlug Hati den Joten, als er saß auf

---

im Dän. Lied von Sivard Adelring, wo es auch heißt: du vogte dig for de blodige Taare under Hialtet monne staae. In den Ecken liegt ein Blutwurm (vgl. H. I. 9. hoddr blóþrekinn); statt valbausto ist vielleicht valbaustom zu lesen, über welches schwere Wort zu S. M. 8. mehr gesagt ist. Zu verpr naþr hala vgl. Geisli 44.

Helgi oc Atli lago scipom i Hatafirþi. Atli helt vorþ inn fyrra lut nætrinnar. Hrimgerþr Hatadottir qvaþ:

13. |hverir ro |hauldar í |Hatafirþi?
|skioldom er tialdat á |scipom yþrom;
|frǽknliga látiþ! |fát, hygg éc, yþr sicisc:
|kenniþ mér nafn |konongs."

Atli qvaþ:

14. „|Helgi hann |heitir, enn þú |hvergi mát
vinna |grand |grami;
|iárnborgir ro um |auþlings flota,
knegoþ oss |falor |fara!"

Hrimgerþr qvaþ:

15. „hvé þic |heitir, |halr inn ámátki?
hvé þic |calla |konir?
|fylcir þér truir, er þic í |fagrom lætr
|beiz stafni |búa."

Atli qvaþ:

16. „|Atli éc heiti, |atall scal éc þér vera,
mioc em éc |gífrom |gramastr.
|urgan stafn éc hefi |opt búit
oc |qvalþar |qveld-riþor!

17. hvé þú |heitir, |hala ná-gráþug?
nefndu þinn, |fála, |fauþr:
|nío raustom er þú scyldir |neþarr vera
oc vaxi þér á |baþmi |barr!"

15, 1. Über diese Fügung s. Edda Sæm. S. 557a. — 16, 1. Kaum übersetzliches Wortspiel zwischen Atli und atall. —

einem Berge. Helgi und Atli lagen mit den Schiffen in Hatafiordr. Atli hielt Wache den erſten Theil der Nacht. Hrimgerdur, Hatis Tochter, ſprach:

13. „Wer ſind die Helden zu Hatafiordr?
mit Schilden iſt gezeltet auf euren Schiffen,
freventlich laßt ihr euch an, wenig, ſcheints mir, ihr fürchtet:
nennet mir des Königs Namen."

Atli ſprach:

14. „Helgi, ſo heißt er, aber du nimmer magſt
Schaden gewinnen dem Fürſten,
Eiſen-Burgen ſind um des Herrſchers Flotte:
Hexen können uns nicht gefährden!"

Hrimgerdur ſprach:

15. „Wie heißeſt du dich, Mann der übermuthe?
wie nennen dich die Männer?
es traut dir der König, der dich läſſet im ſchönen Schiffsſteven halten."

Atli ſprach:

16. „Atli heiß ich, ſcharf will ich dir werden,
gramſt bin ich den Rizen;
am naſſen Steven hab ich oft gehalten,
und gemordet die Nachtreiterinnen.

17. Wie heißeſt du, Rieſin, Leichen-hungrige?
nenn, Hexe, deinen Vater!
daß du neun Raſten niederer lägeſt (in der Erde)
und wüchſe dir im Schooß ein Baum!"

17, 8. Verwünſchungen, ähnlich unſern ſchwächer aufgefaßt

Hrimgerþr qvaþ:

18. „|Hrimgerþr éc |heiti, |Hati het min faþir,
þann vissa éc |ámátcastan |iotun.
margar |brúþir hann, let frá |búi tecnar,
unz hann |Helgi |hió."

Atli qvaþ:

19. „þú vart, |hala, fyr |hildíngs scipom
oc lát í |fiarþar mynni |fyr.
|ræsis |recca er þú vildir |Rán gefa,
ef þér kemiþ í |þverst |þvari."

Hrimgerþr qvaþ:

20. „|duliþr ertu nú, Atli, |draums, qveþ éc, þér vera,
síga læþr þú |brynn fyr |brár.
|móþir mín lá fyr |mildíngs scipom.
éc drecþa |Hlauþvars sonom í |hafi.

21. |gneggia mundir þú, Atli, ef þú |geldr ne værir!
brettir sinn |Hrimgerþr |hala:

---

ten: daß du neun Meilen (Klafter) tief in der Erde lägst und Gras über dir wachse! — 18. Hati, Hrimgerdur, sind wie schon das einfache Gerdur, auch sonst vorkommende Riesen und Riesinnen. — 19, 2. Das Riesenweib legt sich vor die Mündung des Flusses, um ihn nämlich aufzuhalten und das Land zu überschwemmen. Gerade so hemmt die Riesentochter Galp den Fluß Vimr (in Þors drapa), indem sie sich dazwischen stemmt. Dabei muß man sich erinnern, daß Riesen auch Berge und Steine sind. Poetisch betrachtet, ist es einer von den vielen glücklichen Ausdrücken der alten Dichtung, das Ungeheure dieser Naturen zu bezeichnen. — 19, 3. Rán, das Wasser, Meer; in H. 1, 23. Ägir's Tochter. s. Einlei-

Hrimgerdur ſprach:

18. „Hrimgerdur ich heiße, Hati heißt mein Vater,
den weiß ich, den muthigſten Joten,
manche Bräute er aus den Häuſern holte,
bis ihn Helgi todthieb."

Atli ſprach:

19. „Du wareſt, Hexe, vor des Königs Schiffen
und laaſt vor des Furthes Mündung,
des Fürſten Mannen, die wollteſt du liefern der Ran,
wo dir nicht kam der Stag in die Queer."

Hrimgerdur ſprach;

20. „Bethört biſt du nun, Atli, und im Traum, ſag ich,
läſſeſt fallen die Braunen über die Brauen;
meine Mutter, die lag vor des Königs Schiffen
und ich ertränkte Hlaudvers Söhne im Meer.

21. wiehern möchteſt du, Atli, wenn nicht entmannt
du wäreſt,
es ſchwingt Hrimgerdur den Schweif,

---

tung zum Lied um Regin. — 20, 1. wie im Hyndluliód. 7. — 20, 2. ſiga lapr þú brynn for brar. Du biſt ärgerlich, zornig, denn nicht ich, ſondern meine Mutter lag vor der Mündung, du haſt vorhin wie im Traum geſprochen. Dieſe Erklärung beſtätigt Dæmiſ. 58, wo es von Per, als er ſeine Geiß lahm ſieht, heißt: let ſíga brynnar ofan fyrir augun. Ferner: Egils Saga, C. 55. S. 704 ff. Egill var — brúnamikill (hatte große Augbraunen), als er zornig war, þá bleypti hann annari brúninni ofan á kinnina, enn annari upp í hárrætr — en ynſum bleypti hann brúnunum ofan eda upp. Wie er beſänftigt wird: þá fóro brynn hans í lag; im Lied heißt es dann: hvármtangar hánga lata. — 20, 4. Hlandvar (Edelbewar), ſcheint hier für König, Held, allgemein zu ſtehen.

aptarla |hiarta, |hogg éc, at þitt, Atli, sé,
þótt þú |hafir |hreina raudd!"

Atli qvaþ:

22. „|remi mun þér éc þiccia, ef þú |reyna knát,
oc stíga éc á |land af |legi.
|aull muntu lemiaz, ef mér er |alhugat,
oc sveigia þinn |hala, |Hrimgerþr."

Hrimgerþr qvaþ:

23. „|Atli, gacþu á land, ef |afli treystiz
oc hittome í |víc |Barins!
|rifia |retti, er þú munt, |recer, fá,
ef þú mér í |krymmor |kęmr!"

Atli qvaþ:

24. „munca éc |gánga, áþr |gumnar vacna
oc halda of |vísa |vorþ;
era mér |orvænt, nær |oro kęmr
|scass up undir |scipi.

25. vaci þú, |Helgi, oc bøt viþ |Hrimgerþi,
er þú lezt |hauggvinn |Hata.

21, 5. Noch heut zu Tag, doch mehr spaßig, sagt man von Furchtsamen, daß ihnen das Herz in die Hosen falle. vgl. den Schwank vom Landsknecht, der das glaubte, und sich dem gemäß einpanzerte. — 21, 4. Entweder heißt hier þótt so viel, als da, cum, weil du eine helle, d. h. feine Stimme hast, weil du (wie sie ihm vorgeworfen) deiner Mannheit beraubt bist; oder: du bist furchtsam, obgleich du dich laut machst mit Worten. — 23, 5. refia retti. retti entweder der acc. f. vom gleichnamigen nom. oder acc. pl. von rettr. Dies Wort kann von ek retti, ich recke, renke, richte ein, d. h. sowohl grad als krumm,

hinterwärts, Atli, wähn' ich, ſitzt dir dein Herz,
haſt du gleich helle Stimme."

Atli ſprach:

22. „ſtärker werd' ich dir dünken, wenn du's verſuchen wirſt,
und ich ſteige ans Land aus der Flut,
ganz ſollſt du erlahmen, wann ich zorngemuth werde,
und krümmen deinen Schweif."

Hrimgerdur ſprach:

23. „Atli! geh du an Land, wo du deiner Kraft traueſt,
und treffen wir uns in der Varins-Bucht:
Rippenbruch wird dir, du Recke, begegnen,
wenn du mir in die Krammen kommſt."

Atli ſprach:

24. „Gehen thu ich nicht, eh die Männer wachen
und halten Warte über den König.
nicht unerwartet iſt mir, wenn da kommt
eine Hexe auf unter unſre Schiffe.

25. Wach du, Helgi, und büße der Hrimgerdur,
der du Hati erſchlagen haſt!

---

geleitet werden, oder gehört zu unſerm rit, Fieberſchütteln, rütteln, ſieben, reitern. Der Sinn: Rippenrenkung oder Rüttlung, ſtimmt zuſammen und die Sitte dieſer Grauſamkeit hängt mit dem riſta grn á bak einem zuſammen, wobei die Rippen zerbrochen wurden. ſ. Hn. 11. und Haralldshárf. S. c. 31, wo ausdrücklich „riſta riſin" Die Wortfügung mit dem vorausſtehenden Acc. war ſchon Str. 19, 5: rekka er hú vildir geſa und Hárbarzl. 24. ójafnt ſeiztu hú mundir. Auch wir ſagen noch ſo: Schläge, die ſollſt du haben. — 25. Atli wird hier doch bange vor der Riſin Drohen, weil er den König weckt und

|eina nót kná hon hiá |jofri sofa:
þá hefir hon |baulva |bøtr!"

Helgi qvaþ:

26. „|Loþinn heitir, er þic scal eiga (|leiþ ertu mannkyni),
sá byr í |Þolleyio |þurs,
|hundviss iotun, |hraunbúa verstr,
sá er þér |macligr |maþr."

Hrimgerþr qvaþ:

27. „hina vildo |heldr, |Helgi, er réþ |hafnir scoþa
|fyrri nótt med |fírom;
|mar-gullin |mær |mér þótti afli bera.
her sté hon á |land af |legi
oc |festi fva iþarn |slota.

28. hon |ein því veldr, er éc |eigi mac
|buþlúngs mønnum |bana."

Helgi qvaþ:

29. „|heyrþú nú, |Hrimgerþr, ef éc bøti |harma þér:
segþu |gorr |grami,

---

ihn bittet, daß er sie besänftige, oder er spottet der Hrimgerdr bloß: komm Helgi und büße ihr auf diese Art, das ist Glück genug für sie. — 26, 1. Thorlac. III. 60. sieht hier wohl ohne Noth eine Verwünschung. Helgi verschmäht nur die Riesin und sagt, was ihr gezieme; eiga deutet bestimmt auf: zur Frau haben; wie in Skirnisf. 35: ein Jote soll sie haben (zur Frau). Übrigens scheint die übermäßig lange Zeile verderbt zu seyn, und hat einfacher etwa so gelautet:

Loþinn þik skal eiga leiþa mankynni!

eine Nacht mag ſie beim Fürſten ſchlafen,
da hat ſie ihres Schadens Buße!"

Helgi ſprach:

26. „Lodinn heißt, der dich ſoll haben (widrig biſt du dem Menſchengeſchlecht),
der wohnt in Tholley der Thurs,
ein hundweiſer Jote, der Klippenbauer ſchlimmſter,
der iſt dir ein ziemlicher Mann."

Hrimgerdur ſprach:

27. „Die möchteſt du lieber, Helgi, ſo die Fluten ſchauete
vorige Nacht unter den Männern,
die vielgüldne Jungfrau ſchien mir Kraft zu haben;
hier ſtieg ſie an Land aus dem Meer
und feſtigte ſo euer beider Flotte.

28. Sie allein urſachet, daß ich nicht vermag
des Königs Mannen morden."

Helgi ſprach:

29. „Hör' nun, Hrimgerdur, ob ich büße Schaden dir,
ſag klärer dem König (mir):

---

wie im Hildebrandslied ähnlicher Weiſe manche Zeilen entſtellt ſind. — 27, 1. Das iſt Svava, die Walkyrie, die als gutes übernatürliches Weſen dem Böſen entgegenſteht. — 29, 2. gorr kann zwar: deutlicher heißen, was auch Sinn giebt, vielleicht aber iſt es ein Schimpfnamen, da in den Laſtheiti ausdrücklich gaur oder gor vorkommt: „ſag, Hexe, dem Könige (d. h. mir):" dazu kommt, daß wir auch Gurre, Gorre (Stute) als Schimpfnamen für Leichtfertige haben, und wiederum kom-

var sú |ein vætr, er barg |auþlings scipom
eþr |ſióvo þær |ſteiro ſaman?"

Hrimgerþr qvaþ:

30. „þrennar |mundir |meyia, þó reiþ ein fyrir
|hvít und |hiálmi mær;
|marir hristuſt, ſtóþ af |maunom þeirra
|daugg í |diúpa dali,
|hagl í |háva viþo, þaþan kømr meþ |auldom ár;
alt var mér þat |leitt, er éc |leite."

Atli qvaþ:

31. „auſtr |littu nú, Hrimgerþr, ef þic |loſtna hefr
|Helgi |helſtauſom:
á landi oc á vatni borgit er auþlings flota
oc |ſiclings mønnom iþ |ſama!

32. |dagr er nú, Hrimgerþr, en þic |dvalþa heſir
|Atli til |aldr-laga;
|hafnar-marc þyccir |hlægligt vera,
þars þú í |ſteins lici |ſtendr."

Helgi konongr var allmicill hermaþr. Hann com til Eylima konongs oc baþ Svavo dóttor hanns. Þau Helgi oc Svava veittuz varar oc unnoz furþo

men die Joten als Stuten vor. — 29, 5. Da hier Allit. und Sinn auf der Sylbe ein ruhen, so ist vermuthlich ein-vætr zusammenzuziehen (wie ein-heri), und es heißt nur: war sie allein wesend, allein. — 30, 3—5. Nämlich da die Valkyrie auf Luft reitet, sind Wolken die Mähnen ihres Pferdes und daraus träufeln Thau und Regen, und daher kommt Fruchtbarkeit der Erde. — 30, 6. Wortspiel mit leitt und leite. — 31—33. Atli und Helgi haben die Riesin aufgehalten mit Gespräch, bis der Tag sie überrascht hat, damit ist ihr Leben ver-

war sie allein, die barg des Fürsten Schiffe,
oder fuhren der mehre zusammen?"

Hrimgerdur sprach:

30. „Dreierlei Maide, doch ritt eine vor,
weiße Maid unter Helme;
die Mähren schüttelten sich, aus ihren Mähnen troff
Thau in tiefe Thale,
Hagel in hohe Bäume, dannen kommt gut Jahr den Menschen,
alles war mir leidig, was ich sahe."

Atli sprach:

31. „Ostwärts blick auf nun, Hrimgerdur, ob dich geschlagen hat
Helgi mit Todesstäben,
zu Land und zu Wasser geborgen ist des Fürsten Flotte,
und des Königs Mannen zumal.

32. Tag ist nun Hrimgerdur! aber dich hat verweilt
Atli zum Lebensverluste,
Meereswahrzeichen erscheinst du ein lächerliches,
wo du als Steinbild da stehest!"

König Helgi war ein allgewaltiger Kriegsmann. Er kam zu König Eylimi und freite Svava, dessen Tochter. Helgi und Svava leisteten sich Gewähr (verlobten sich)

---

loren, und sie wird zu Stein. — 31, 2. stafr heißt Stab und Wort (Redestab), daher ist der Ausdruck des Gedichts doppelt richtig. — 31, 3. Will man nicht á landi und á vatni für adverb. gelten lassen und darauf die Allit. legen, so sind wohl die Worte also umzutauschen:

á ʒlandi ok á ʒlangi borgit er ʒlofþúngs stota.

mikit. Svava var heima með sér sínom, enn Helgi í hernaði. var Svava valkyria enn sem sorr. Hethinn var heima með sauðar sínom Hiorvarði konongi í Noregi. Hethinn for einn saman heim ok sógi Jóla-aptan ok fann trollkono. sú reið vargi ok hafði orma at taumom *) ok bauð sylgð sína Hethni. nei sagði hann. hon segir: „þess skaltu gialda at Bragarfulli." um quelðit oro heitstrengingar. var fram leiddr sonar-gaukr. logðo menn þar á hendr sínar ok strengdo menn þá heit at Bragarfulli. Hethinn strengði heit til Svavo, Eylima dóttor, unnusto broður sins, ok iðraðiz sva mioc, at hann gecc á braut villi-stigo suðr á land ok fann Helga broður sinn. Helgi qvað:

33. „kom þú |heill, |Hethinn! |hvat kantu segia
|nyra spialla or |Noregi?
hví er þér, |stillir, |steypt or landi?
ok ert |einn kominn, |oss at finna?"

Hethinn qvað:

34. „|mic hefir |micla gleðr |meiri sóttan;
ék hefi |kerna ena |konongborna
|brúði þína at |Bragarfulli."

Helgi qvað:

35. „|sacaz eigi þú, |saunn muno verða
|aulmál, Hethinn, |occor beggia!

*) Die Beſchreibung des Trollweibs: sú reið vargi ok hafði orma at taumom, kommt gerade ſo in Darmſ. 43. von der Rieſin Hirrokin vor.

und liebten ſich wunderſehr. Svava war daheim bei ihrem Vater, aber Helgi im Heerzug, Svava war Valkyre nach wie vor. Hedinn war daheim bei ſeinem Vater Hiorvardur, König in Noreg. Hedinn fuhr einmal heim aus dem Wald ganz einſam auf Julabend und fand ein Zauberweib. Die ritt auf einem Währwolf und hatte Schlangen zu Zäumen und entbot dem Hedinn ihre Folge; nein, ſagte er. ſie ſagt: „das ſollſt du mir gelten bei Bragi's Becher.“ Abends geſchahen Gelübdverheißungen. Der Sühn-eber wurde vorgeführt. Drauf legten die Männer die Hände und thaten Gelübde bei Bragi's Becher. Hedinn verhieß ſich eines Gelübdes auf Svava, Eylimi's Tochter, ſeines Bruders Liebſte, und reute es ihn ſo ſehr, daß er fortging auf wilde Stege gen Süden ins Land und fand Helgi, ſeinen Bruder. Helgi ſprach:

33. „willkommen, Hedinn! was kannſt du ſagen
neuer Mären aus Noreg?
wie hat man dich, Fürſt, vertrieben aus dem Lande
und biſt allein kommen, mich zu beſuchen?“

Hedinn ſprach:

34. „mich hat viel zu groß ein Elend heimgeſucht,
ich hab erkoren die Königsgeborene,
deine Braut, bei Bragi's Becher!“

Helgi ſprach:

35. „Klag dich nicht an, wahr ſoll werden
Trinkgelübde, Hedinn, unſer beider!“

34, 1. miklo-meiri gebören zuſammen: mehr als zuviel. — 34, 2. Worauf beziehen ſich dieſe aulmál? Bei Hedinn ohne Zweifel

36. mér hefir |stillir |stryct til eyrar,
|þriggia nátta scylac |þar koma;
|if er mér á því, at éc |aptr coma:
þá má at |góþo |goraz slíct, ef scal."

Heþinn qvaþ:

37. „sagþir þú, |Helgi, at Heþinn væri
|góþs verþr frá þér oc |giafa storra;
þér er |somra, |sverþ at rióþa,
enn |friþ gefa |fiandom þinom."

Þat qvaþ Helgi, þvíat hann grunaþi um feigþ sína, oc þat, at fylgior hans hofþo vitiaþ Heþins, þá er hann sá konona ríþa varginom. Alfr het konongr, son Hroþmars, er Helga hafþi voll haslaþan á Sigarsvelli á þriggia natta fresti. þá qvaþ Helgi:

38. „|reiþ á vargi, er |rek viþ var,
|fliόþ eitt, er hann |fylgio beiddi.
hon |vissi þat, at |veginn mundi
|Sigrlinnar |sonr á |Sigarsvollum."

þar var orrosta micil oc fecc þar Helgi banasár.

39. |sendi Helgi |Sigar at ríþa
|eptir |Elyma |einga dóttor:
|biþr |bralliga |búna verþa,
ef hon vill |finna |fylci kvicvan.

---

auf sein Gelübde am Juleabend, was aber Helgi betrifft, so wäre Folgendes eine Vermuthung des Zusammenhangs. Er erzählt Str 56, daß Alfr ihn zum Kampf eingeladen, diesen Kampf muß er gleichfalls am Juleabend gelobt haben, er zweifelt an seiner Rückkehr, ahnt also seinen Tod. Dann wird beides in Erfüllung gehen, weil Heþinn nun seine Braut erlangen

36. Mich hat der Fürſt entboten zum Eiland,
in drei Nächten muß ich darkommen;
Zweifel iſt mir dran, ob ich wiederkehre:
da mags in gutem geſchehn, wenn es ſoll!"

Hedinn ſprach:

37. „Du ſagteſt, Helgi, daß Hedinn wäre
Gutes werth von dir und großer Gaben;
dir iſt ziemender, Schwert zu rothen,
als Frieden zu geben deinen Feinden!"

Das ſprach Helgi, weil's ihm ahnte um ſeinen Tod, und auch, weil ſeine Folgegeiſter den Hedinn aufgeſucht hatten, da, als er ſah die Frau reiten auf dem Wolfe. Alfur hieß ein König, Hrodmars Sohn, der dem Helgi hatte Wahl (Kampf) abgeſteckt nach Sigarsvöllr, in dreier Nächte Friſt. Da ſprach Helgi:

38. „Es ritt auf dem Wolf, als weit Dunkel war,
ein Weib, ſo ihm Folge entbot,
ſie wußte das, daß er ſchlagen würde
Sigurlinns Sohn in Sigarsvöllr."

Da geſchah eine große Schlacht und empfing da Helgi ſeine Todeswunde.

39. Sandte Helgi den Sigarr zu reiten
hin nach Eylimi's einiger Tochter:
„bitte ſie ſchleunig bereit zu ſeyn,
wenn ſie will finden lebendig den König!"

---

kann. Vers 56, 4. ſcheint zu entſprechen und daſſelbe auszuſagen. — 36, 1. Fillir iſt Alfr, Sohn des von Helgi erlegten Hrodmar's, denn die Söhne heben den Krieg wieder an. — 37. Hedinn, als Überſchrift, fehlt im Mſ. — In der folgen-

Sigarr qvaþ:

40. „mic hefir Helgi hingat sendan,
viþ þic Svava sláifa at mæla.
Þic, qvaþz hilmir, hitta vilia,
óþr sér-borinn aundo týndi."

Svava qvaþ:

41. „hvat varþ Helga, Hiorvarþz syni?
mér er hardliga harma leitat,
ef hann fer um lek, eþr sverþ um beit:
þeim scal ék gumna grand um vinna!"

Sigarr qvaþ:

42. „fell her í morgom at Freasteini
buþlúngr, sá er var baztr und sólo.
Alfr mun sigri aullom ráþa,
þótt þetta sinn þaurfgi verri."

Helgi qvaþ:

43. „heil verþu, Svava, hug scaltu deila:
siá mun í heimi hinnztr fundr vera.
nú, buþlúngi blóþa undir!
mér hefir hiorr comit hiarta iþ næsta.

44. þiþ ék þic, Svava, (þrúþr, grátattu!)
ef þú vill mino máli lyþa,

---

den Prosa: þat qvaþ Helgi, bezieht sich natürlich auf Str. 36. — 41, 4. heim gumma, dem, dessen Schwert ihn getödtet. — 42, 2. und 46, 4. baztr und sólo (wie H. II. 29, 4. baztr í heimi, s. auch Gr. 9, 1. und 54, 4.) epische Redensart, auch im Deutschen üblich. Heimonskinder, Vatic. Mſ fol. 7b, „von den hochsten — unter der Sonnen." fol. 15b, „unter des Himmelsthron keiner so männlich." Reinfried v. Braunschw. Hanöv. Mſ. fol. 159a, „der best, den Sunne je beschein." —

Sigarr ſprach:

40. „Mich hat Helgi geſandt hierher,
mit dir, Svava, ſelbſt zu reden:
dich, ſagte der Fürſt, wünſcht er zu ſehen,
eh der Hochgeborene den Athem ließe."

Svava ſprach:

41. „Was geſchah Helgi, Hiorvarduns Sohne?
hart heimſuchet mich das Unglück;
wenn ihn die See verſchlang, oder das Schwert erſchlug:
an dem Manne will ich Rache gewinnen!"

Sigarr ſprach:

42. „Es fiel hier frühmorgens zu Frekaſtein
der Fürſt, ſo war unter der Sonne beſter;
Alfur waltet dem ganzen Siege,
obgleich es diesmal deß nicht bedurfte!"

Helgi ſprach:

43. „Willkommen, Svava, meinen Sinn (Gedanken)
ſollſt du theilen,
das wird in der Welt unſer letzter Beſuch ſeyn;
dem Könige, ſagen ſie, bluten die Wunden,
das Schwert iſt mir gekommen dem Herz zunächſt.

44. Bitt ich dich, Svava, (Braut, meine nicht!)
ſo du willſt meine Rede hören,

Ähnlich in der Ynglinga Saga, C. 55.: hat veit ék hast undir blám himni, das weiß ich am beſten unter blauem Himmel). — 42, 3. 4. Alfr mag überall ſiegen, nur diesmal hätte er nicht ſiegen ſollen. — 43, 4. Ähnlich in Olafr Helgi's Saga, Str. 165. (Kop. Ausg. II. 377.): hvast beit hiarta it næſta hættlikt járn.

at þú |Heþni |hvílo gorvir
oc |jofur |úngan |ástom leiþir."

Svava qvaþ:

45. „|mælt hafþac þat í |Munarheimi,
þá er mér |Helgi |hrínga valþi,
myndiga éc |lostic, at |liþinn fylci
|jofur |ókunnan |ármi veria."

. . . . qvaþ:

46. „|kysto mic, Svava! |kem éc eigi áþr,
|Rogheims á vit, ne |Rauþulsfialla,
áþr éc |hefnt hefic |Hiorvarþz sonar,
þess er |buþlúngr var |bezte und sólo."

Helgi oc Svava er sagt, at væri endrborin.

45, 1. Munarheimr vgl. 1, 2. Thorlac. übersetzt: sedes genialis. Olaffen: Frydens Bolig (Freude-Haus), über die eigentliche Bedeutung s. Commentar. — 45, 3. Olaffen: mundaga. — 46. Es fehlt im Ms. die Überschrift, und es ist nicht ganz leicht zu bestimmen, wem die Worte zugehören. Da der Ausdruck: buþlúngr, baztr und sólo ohne Zweifel auf Helgi geht, so geräth man am ersten darauf, sie dem Heþinn zuzuschreiben, und so nimmt auch Suhm (Fabelzeit I. 252.) und Torfäus (hist. norv. X. 32.) an, Heþinn habe gelobt seinen Bruder zu rächen. Indessen steht dagegen, daß von der Gegenwart des Heþinn, so wohl beim Kampf mit Alfr, zu welchem ja Helgi bloß gefordert war, als auch bei dieser Zusammenkunft mit der Svava, das Gedicht durchaus nichts bemerkt, auch keine innere Wahrscheinlichkeit dafür ist: Heþinn irrt vielmehr halb wahnsinnig (was im Zusammenhang der Mythe bedeutend seyn kann) umher, getroffen von der Fluchähnlichen Weissagung der Zauberinn, und kommt nicht wieder vor. Ferner, da Svava so bestimmt abschlägt, seine Geliebte zu werden, kann er einen Kuß von ihr nicht fordern; endlich auch hat die Sage keine Spur von einer solchen Rache, die Heþinn vollbracht oder nur versucht hätte, wovon sie doch nicht ganz

daß du dem Hedinn ein Bett machest
und den jungen Helden mit Liebe pflegest."

Svava sprach:

45. „Gesprochen hatte ich das in Munarheimr,
da, als mir Helgi Ringe wählte (sich verlobte),
nimmer wollt ich froh, nach des Königs Hinfahrt,
einen fremden Helden im Arme hegen."

(Helgi) sprach:

46. „Küsse mich, Svava, nimmer kehr ich wieder,
zu besuchen Rogheimr, noch Rödulsfjöll,
eh ich gerächt habe Hiorvarduns Sohn,
den, der ein König war bester unter der Sonne."

Helgi und Svava, wird gesagt, daß sie wieder geboren wären.

---

schweigen konnte. — Daher wäre wohl besser, dem Helgi die Worte zuzuschreiben. Der Wiedergeborne (H. II. 43) küßt eben so beim Abschied; die Worte aber: ich werde nicht eher nach Rogheimr und Randulsfiell kommen, bis ich den Sohn Hiorvardur's (d. h. mich) gerächt habe, beziehen sich auf seine Wiedergeburt. Als wiedergeborener Helgi tödtet er auch den Alfr gerade wieder zu Frekasteinn, zwar nicht ist dieser Hrodmar's, sondern Hundingur's Sohn, aber es scheint gleichfalls eine Wiedergeburt; auch das stimmt, daß erst Helgi nach dieser an Alfr genommenen Rache zu herrschen anfängt, und damit seinen Ausspruch, den er als Helgi Hiorvardur's Sohn gethan, wahr macht. — Nur in dem Ausdruck: baztr und sólo liegt eine Schwierigkeit, den Helgi schwerlich von sich selber gebraucht haben würde. Indeß denkt man daran, daß Helgi hier von seiner Wiedergeburt spricht, so verschwindet das Auffallende, zumal der Ausdruck von diesen Helden (s. Note zu 42, 2.) als epischer Beiwort erscheint, und wohl auf ihre Herrlichkeit er so gut als ihr Namen deutet.

Helga qviþa Hundings bana, hin fyrſta.

Inhalt.

Helgi wird dem Sigmundur von Borghildr in Bralundr geboren. Nornen beſtimmen ſein Schickſal, der Vater gibt ihm Namen und reiche Geſchenke (1—8.). Im fünfzehnten Jahre tödtet er den Hundingr. Kampf mit den Rache ſuchenden Söhnen deſſelben zu Logafiöll, wo ſie alle unterliegen (8—14.). Nach der Schlacht erſcheint dem Helgi die Sigrun, Tochter Hagoni's, und ſagt ihm, ihr Vater habe ſie dem Handbroddr, Sohne Granmar's, verſprochen, und dem müſſe er ſie abgewinnen (14—20.). Vorbereitung zur Schlacht, Abfahrt der Flotte, Ungewitter von Sigrun geſtillt, Ankunft zu Unavagir (20—31.). Handbroddr's Bruder, Gudmundur, auf Kundſchaft ausgegangen, trifft den Sinfiotli, Helgi's Bruder. Zank zwiſchen beiden, den Helgi beilegt (31—46. Vgl. H. II. 23—28.). Rüſtungen von Granmar's Söhnen (46—54.). Kampf zu Frekaſtein, Helgi ſiegt und Sigrun wünſcht ihm Heil (56—59.).

Her hefr up

quiþu frá Helga Hundíngs bana, þá hina fyrstu.

1. |ar var |alda, þat er |árar gullo,
|hnigo |heilog votn af |Himin-fiollom,
þá hafþi |Helga inn |hugom stóra
|Borghildr |borit í |Brálundi.

2. |nótt varþ í bø, |Nornir qvomo,
þær er |auþlingi |aldr um scópo:
þann baþo |fylci |frøgstan verþa
oc |buþlunga |beztan þiccia.

3. snero þær af |asli |aurlaug-þátto,
þá er |borgir-|braut í |Brálundi.

(Im Ganzen vergleiche man: Volsúnga Saga C. 15. 16. 17. Gedruckt stehen und übersetzt bei Olaffen S. 195. Str. 2. S. 112. die erste Hälfte von Str. 9, S. 56., die zweite Hälfte von Str. 15. S. 214. Str. 27. S. 36. Str. 52. Edda Sæm. S. 528. Str. 35, 1. 2.)

1, 1. þat, entweder für þá er oder id quod. árar gullo nämlich prophezeiend; die Raben, Str. 5. werden nichts anderes seyn, (und die Krähe in Rígsmál 49.) auf ihren Flug wurde geachtet, s. Niála S. 119., auch in deutschen Märchen kommen sie auf diese Art vor; Oþinn's Raben sind bekannt. Dem Helgi Hiorv. Sohn haben Aare gleichfalls frühe schon (wohl, bei seiner Geburt) weissagend gerufen. Sie sind überhaupt Vögel. vgl. HS. 7. — 1, 2. Himin-fiøll, Himmelsberg, d. i. himmelhoher Berg, ist aber zugleich hier ein Eigennamen. Þiódolfr singt in der Yulínga Saga Str. 30. (Kop. Asg. I. 47.):

varþ Aumundur Jonakurs-bura
harmi heptur und Himin-fiollum.

Hier hebt an
das Lied von Helgi dem Hundingurs-Tödter,
das erſte.

1. Es war in alten Zeiten, als Aare ſangen,
heilige Waſſer rannen von Himmels-Bergen,
da hatte Helgi den muth-großen
Borghildr geboren in Bralunde.

2. Nacht war in der Burg, Nornen kamen,
die, welche dem Edeling Alter beſtimmten.
Dieſen Fürſten begabten ſie, der kühnſte zu werden,
und der Könige beſter zu dünken.

3. Sie ſchnürten mit Kraft die Schickſals-Fäden:
da iſt Burgen-Bruch (Sturm) in Bralunde.

Er ſtarb nämlich unter der Laſt herabrollender Bergſteine (Jo-nakurs-bura-harmr: Steine), in der Proſa heißt der Ort Himinheiþr; vergl. Himinvangi unten Str. 8 und 15. In Deutſchland ähnliche Ortsnamen, in der Grafſchaft Ziegenhain eine villa Himelesberg (Kuchenbecker anal. hall. collect. XI. 137.); in Kärnthen ein Bergſchloß Himmelberg, u. a. m. Auch Heimdallr's Wohnung heißt Himinbiorg, ſ. Hrafna-galdr. 26. Darnäſ. 25. und Ynlinga S. C. 5. (vgl. Rigsmál ed. Sjöborg p. 1 und 27. Suhm om Odin 207.), denn göttliche und menſchliche Namen berühren und ahmen ſich ſtets nach. In altdeutſchen Gloſſen: himitrimmn, cataractae. — 2, 2. Olaffen: Þarf, Zuſammenziehung für Þar er, Grammatik. 245. — alðr ſlaya iſt der Ausdruck bei den Nornen, ſ. Darnäſ. 25. — 8, 1. Vgl. Str. 8, 4. Note. — 8, 2. Bei den

þær um |greiddo |gullin símo
oc und |mána-sal |miþian festo.

4. þær |austr oc vestr |enda fálo,
þar átti |lofþúngr |land á milli.
brá |nipt |Nera á |norþr-vega
|einni festi: |ey bad hon halda.

5. |eitt var at |ángri |Ylfínga-niþ
oc þeirri |meyio, er |munuþ foddi.

Schwierigkeit des Wortes: burgir-braut (s. Glossar.) wird man zu Muthmaßungen versucht, zumal auch das Präsens er unter den übrigen Perfecten auffällt, (doch steht auch 13, 1. fara statt foru neben fleit). Sollte außer dem masc. þáttr auch das fem. þátta gelten, so könnte þátto der acc. s. seyn und der folgende Artikel þá sich darauf beziehen, eam, quae urbes fregit (braut); oder man lasse das masc. und setze: bruto, eos qui fregerunt; oder: aurlang-þátt, þann er braut. Der Sinn wäre: die Nornen ordneten jetzt ein Burgzerbrechendes Schicksal, Leben, d. h. einen Helden, der durch seine Kriege Burgen zerbrechen wird. Noch einfacher vielleicht: þeim er borgir braut, sie drehten den Schicksals-Faden dem (für den), der Burgen brach, d. h. für den Helden, indem der Held bildlich: borga-briótr heißen könnte. — Nimmt man aber borgir-braut für ein subst. und þá für die Conjunction, so heißt es: da, als die Nornen kamen, bei der Geburtsstunde, war Burgsturm, Windsbraut, Sturmwind in Brálundr, wie sonst Naturerscheinungen den Ein- und Austritt großer Männer begleiten. Auch der Anhang des Lieds, daß Aare prophetisch gerufen und heilige Wasser von den Himmelsbergen geflossen, scheint einen wunderbaren Tag bei Helgi's Geburt anzudeuten; daß man überhaupt einen glücklichen berücksichtigte, zeigt auch eine Stelle in Hákonarmál Str. 19. (Heimskr. I. 164.), wo es von Hákon heißt:

góðo dægri verðr sá gramr of borinn.
(an gutem Tage ward der König geboren.)

4, 5. Diese nipt Nera ist ohne Zweifel eine Norne, aber wer

Sie breiteten aus goldene Fäden
und festigten sie mitten unterm Mondes-Saal.

4. Sie (die Nornen) östlich und westlich die Ende bargen,
da hatte der König Land in Mitten.
Warf Neri's Schwester an Nord-Wege hin
einen Faden: immer zu halten begabte sie den.

5. Eins war zur Angst dem Ylfingen-Sohn
und der Magd, die Wonne gebar;

---

ist Neri? So viel bekannt, kommt er sonst nirgends vor, wohl aber ein Nari, Loki's Sohn und Nori, ein Zwerg, mit denen er nichts gemein zu haben scheint. Vielmehr leuchtet hier die Abkunft des Wortes Norne hervor. Neri ist so viel als Næri oder Niørþr, d. h. der nährende; almus, von næra, alere; seine Frau Skadi heißt nach ihm Niørun, Niørn, Niaurn, das auch allgemein für Riesin, übermenschlicher Geist, und im Ausdruck: draum-niørn, für: im Traum Flüsternder, steht, also offenbar eine Norne ist. Aber nicht bloß die Frau, sondern auch die Schwester und Töchter dieses hehren Gottes sind Nornen, im Sólarliód 79. heißen die neun Musen: døttur Niarþar, die Musen aber sind aufs innigste mit den Parzen und Mören verwandt; (Möre vielleicht selbst mit maurn, Mar ist der quälende Nachtgeist.) Nipt ist bekanntlich das allgemeine Verwandtschaftswort, welches Mutter, Schwester, Tochter bedeuten kann, unser Niftel, Nichte; im nord. heißt es gewöhnlich Schwester, wie das lat. neptis gewöhnlich Enkelin. Man übersetze wie man wolle, nipt Nera ist immer so viel als Norne. — 5, 1 u. 2. Hierüber zwei Erklärungen. 1) Ylfinga-niþr ist der Vater des Helgi, und diejenige, welche Freude gebar, die Mutter, beide ängstigen sich, daß die Raben, hier im Gegensatz zu den guten Nornen, dem Neugebornen Krieg weissagten und sich im Voraus der Leichname freuten. 2) Ylfinga-niþr ist Helgi selbst, und die, welche ihm Freude brachte, ist Sigrún, die Freude seines Lebens. Es wird gesagt: das Unglück war beiden auch beschieden.

|hrafn qvaþ at |hrafni (sát á |hám meiþi,
|andvanr |áto,) éc veit noccoþ:

6. „stendr í |brynio |burr Sigmundar,
|døgrs eins gamall; nú er |dagr kominn:
|hversir augo sem |hildingar,
sá er |varga |vinr: viþ scolom teitir!"

7. |drótt þótti sá |dauglíngr vera,
qvaþo med gumnum . . . ár kominn.
siálfr gecc |vísi or |vígþrímo,
|úngom føra |ítr-lauc grami.

8. gaf hann |Helga nafn oc |Hríngstadi,
|Sólfioll, |Snæfioll oc |Sigarsvollo,
|Hríngstauþ, |Hátún oc |Himinvanga,
|blóþorm |búinn, |brøþr Sinfiotla.

5, 3. hrafn at hrafni, lebendiger als: ein Rabe zum andern, wie V. 22. Bruder zum Bruder. So im Hildebrandslied 27: ort widar orte; Rother 2725, 3042: man zu manne; Winsbeke 33: frunt frunde. — 5, 4. ék veit noccoþ, könnten auch schon Worte des Raben seyn, weil sonst kaum der Dichter als ich auftritt, es sey denn ganz im Eingang des Lieds, wie Hv. 1. þat frá ék. — 6, 3. hversir augo, so von Þor, als er im Kampf gegen die midgardische Schlange zornig wird: hoesti augun á ormurin, blickte die Schlange fürchterlich an. Dæmis. 42. Es bezieht sich hier auf den vernichtenden Blick der Volsungen-Augen. — 6, 4. Nach teitir ist vera, wie häufig in der Poesie, ausgelassen. — 7, 2. hinter gumnum scheint im Ms. etwas ausgefallen, wie schon die mangelhafte Sylbenzahl ausweist, weniger die Alliteration, die sich schon machte, vielleicht: nu er gramr kominn, das Volk sprach unter einander (meþ gumnum) der Held ist geboren, oder auch: der Vater ist rückgekehrt. Sonst könnte ár-borinn meþ gumnum der Früh-erst-geborne heißen. Vielleicht auch Wiederholung des

Rabe sprach zum Raben, (saß auf hohem Baum,
entwöhnt des Ases) ich weiß etwas:

6. „Steht in Brunie der Sohn Sigmundurs,
einen Tag alt; nun ist der Tag gekommen!
er schärft die Augen, wie Krieger,
er ist der Wölfe Freund: wir sollen fröhlich (seyn)!"

7. Dem Volk däuchte (er) der König zu seyn,
sprachen unter einander . . . früh gekommen.
Selber ging der König aus dem Schlacht-Lärm,
dem jungen Helden zu bringen edlen Lauch.

8. Er gab ihm den Namen Helgi und Hringstadr,
Solfioll, Snäfioll und Sigarsvöllr,
Hringstadr, Hatun und Himinvangi,
(gab) einen Blutwurm (Degen) geziert dem Bruder
Sinfiotli's.

---

vorigen: nú er dagr kominn, der heilbringende Tag. — 7, 4. étr-laukr, welche der vielen Laucharten gemeint wird, bleibt unentschieden vielleicht das allium victoriale. Die Volsúnga Saga: „gek (Sigmundr) meþ einum lauk á moti syni sinum ok hermeþ gefur hann honum Helga nafn." Über die nordische Sitte, einen Lauch oder eine Blume dem neugebornen Kinde zu bringen, ist sonst nichts eigentliches bekannt. Dagegen erzählt man von den alten Preußen ausdrücklich, daß der reiche Vater eine Burg baute und sie mit des Sohns Namen nannte; der Ärmere aber dem Sohn einen Baum schenkte (Kotzebue Preuß. Gesch. 1. S. 65.) Noch unter uns ist es üblich, und war es sonst mehr, daß der Vater bei der Geburt des Sohns ein Bäumchen pflanzt (an einigen Orten den langsam wachsenden Lebensbaum, thuia occident.) Vielleicht ist unter dem Lauch der Spießlauch, geirlaukr, gemeint, als symbolisches Zeichen für den jungen Helden. — 8, 2. Die Ortsnamen Solfioll und Snæfioll stehen merkwürdig den Mannsnamen Solar und Snævar Agr. 23. gegenüber.

9. þá nam at |vaxa fyr |vina briósti
|álmr |ítr-borinn |ymþis lióma.
hann |galt oc |gaf |gull verþúngo:
sparþi eigi |hilmir |hodd blóþ-rekinn.'

10. scamt let |vísi |vígs at bíþa,
þá er |fylkir var |fimtán vetra
oc hann |harþan let |Hundíng veginn,
þann er |lengi reþ |laundom oc þegnom.

11. qvaþo |síþán |Sigmundar bur
aúþs oc |hringa |Hundíngs synir,
þvíat þeir |átto |jofri at gialda
|fiár-nám micit oc |fauþur dauþa.

12. letaþ |buþlúngr |bótir uppi,
ne |niþia in heldr |nefgiold fá.
„|van, qvaþ hann, mundo |veþrs ens micla
|grára |geira, oc |gremi Oþins."

13. fara |hildíngar |hiorstefno til,
þeirrar er |laugþo at |Loga-fiollom;
fleit |Fróþa |friþ |fianda á milli:
fara Viþris |grey val-|giorn um ey.

14. settiz |vísi, þá er |vegit hafþi
|Alf oc |Eyiolf, und |ara-steini,

9, 1. Dieselbe Redensart F. 7. — 9, 2. Olaffen liest: vndis-lióma, Wonnelicht; beides eine Verherrlichung des Helden. — 9, 3. galt of gaf; Hyndlul. 2. gefr of geldr, gelten ist die aus dem Geben entsprungene Gegenverbindlichkeit, vergl. Iwein 7115 ff. — 10, 1. let biþa für beiddi, wie let veginn für vág. — 12, 4. grára geira ist noch der gen. und geht auf veþrs; gremi aber steht neben van im acc. Veþr geira,

9. Da begann zu wachſen an der Freunde Bruſt
der Ulmbaum (Held) herrlich geboren in Ruhmes Licht.
Er lohnte und gab Gold den Dienſtmannen:
ſparte nicht der Fürſt das Schwert, blutbeſprützt.

10. Kurz ließ (ihn) der König (Vater) auf Kampf warten,
da der Herr war fünfzehn Winter (alt)
und er den harten Hundingur thät erſchlagen,
den, der lange beherrſchte Lande und Degen.

11. Sprachen ſeitdann den Sigmundurs-Sohn an
um Gut und Ringe Hundingurs Söhne;
denn ſie hatten dem Helden zu vergelten
Güterraub, großen, und des Vaters Tod.

12. Nicht gewährte der König (Helgi) Bußen darum,
noch den Söhnen irgend Verwandten-Geld zu empfangen.
„Wahn, ſprach er, mögten (ſie haben) großen Wetters
grauer Gere (der Schlacht), und des Zorns Othins."

13. Fahren die Fürſten zur Schwertverſammlung (Wahlſtätte),
der, welche ſie beſtimmten bei Logaföll.
Zerbrach Frodi's Friede zwiſchen Feinden,
fahren Odins Grauhunde leichen-gierig an Eiland.

14. Setzte ſich der König, da er erſchlagen hatte
den Alfr und Eyolfr, unter den Karſtein,

---

wie ſonſt vapna, ein bildlicher Ausdruck für Krieg (in der Hákonar Saga C. 7. die Zuſammenſetzung: geirvapr), ſo wie auch gremi Óðins (in Hakonar mál Str. 8. Óðins vapr: Schlacht.). — 13, 3. Olafſens frænda, ſtatt fianda, iſt wohl bloße Vermuthung und kaum nöthig, denn beide Theile waren ſich längſt feindlich, jetzt brach der wirkliche Krieg aus. — 13, 4 Die Alliteration kann auch auf Vitris und val kommen. — 14 Der

|Hiorvarþ oc |Havarþ, |Hundíngs sono:
fárit hafþi hann |allri |ætt Geirmímis.

15. þá brá |lióma af |Loga-fiollom,
enn af þeim |liómom |leiptrir qvomo.
þá var und |hiálmon á |Himin-vánga,
|brynior voro þeirra |blóþi stocnar,
enn af |geirom |geislar stóþo.

16. frá |árliga or |Ulfiþi
|dauglíngr at því |dísir suþrynar:
ef þær vildi |heim meþ |hildíngom
|þá nótt fara? |þrymr var álma!

17. enn af |hesti |Haugna dóttir
liddi |randa |rym, |ræsi sagþi:
„hygg éc, at vér |eigim |aþrar sýslor,
enn meþ |baug|brota |biór at drecca.

Held ruht nach der Schlacht kampfmüd unter einem kühlen Felsen, wie die Altdeutschen sich „die Ringe kühlen." Aarstein, ein örtlicher Namen, so viel als der allerhöchste Felsen, weil sich auf diesen die Adler zu setzen pflegen, von da aus konnte der Held um sich schauen. — 14, 4. Geirmímir scheint ein poetisches Wort für Feind, da schwerlich ein eigentlicher dieses Namens in das Geschlecht der Hundinger gehörte. Jeder Riese ist ein Böser, ein Feind; Mímir und Saukmímir sind Riesen, und die Vertilgung des Riesengeschlechts ist die der Feinde. — 15, 1—2. Nach den altdeutschen Gedichten sprühen beim Kampf Funken aus den Schwertern, daß in den Baumästen sich das Feuer entzündet, Sigenot Str. 59. Ecken Ausfahrt 85. 97. Die auf Spießen stehenden Flammen geben aber über das bloße Bild hinaus in die Sage vom webenden, wabbelnden Feuer (vafrlogi), Heiligenschein, Elmsfeuer und Irrwischen auf Häuptern, Helmen und Häusern. Man vergleiche eine wichtige Stelle in Fiølsv. 33:

den Hiörvardr und Havardr, Hundingurs Söhne:
vernichtet hatte er alles Geſchlecht Geirmimirs.

15. Da brach auf ein Licht aus Logafioll,
aber aus den Lichtern Wetterſtrahlen kamen.
Da war (Kriegsvolk) unter Helmen auf Himinvangi,
ihre Brunien waren blutbeſprützt,
aber auf den Spießen Strahlen ſtanden.

16 Fragte früh aus Ulfsdi
der König um das die ſüdlichen Jungfrauen,
ob ſie wollten heim mit den Kriegern
dieſe Nacht fahren? Schnurren war (da) der Bogen.

17. Aber vom Roſſe Haugni's Tochter
hörte der (Schild-) Ränder Lärm, zum Könige ſie ſagte:
„ich meine, daß wir haben andere Geſchäfte,
als mit (dir) dem Ringbrecher Bier zu trinken.

---

hver hann heitir enn hann langi (hätt) mun
á broddz oddi bifaz.
Jener er heißet, aber er lange (hoch) wird
auf Spießes Spitze beben.

und was Peredius v. valbierg aus der Islendinga S. p. 320. anführt:

hralog brunno af spiótum.
Leichenlohen brannten von Spießen.

Odds verblendete in einer Schlacht die Norweger ſo, daß ſie glaubten, Flammen gingen aus den Schwertern der Dänen (Eubm Fabelzeit I. 310.). Eine andere merkwürdige Stelle in Zeiler's Miſc. v. Irrwiſch (Nürnb. 1661.) 8. S. 143 144: „ſolche Flämmlein, die in einer zähen Materie brennen, ſetzen ſich bisweilen auf die Kriegszeichen oder Fahnen, Hellebarten und der Reitenden Spieß. Man erzählet, daß vor der 1620 bei Prag gehaltenen Schlacht ſich ein ſolcher Irrwiſch auf den Hauptfahnen des berühmten Oberſten des Wallonischen Regi-

18. hefir |minn faþir |meyio sinni
|grimmom heitit |Granmars syni,
enn éc hefi, |Helgi, |Hauþbrodd qveþinn
|konong óneisan, sem |cattar son.

19. sá kømr |fylcir |fára nátta,
nema þú hanom |vísir |valstefno til,
eþr |mey nemir frá |mildíngi." —

20. „|uggi |eigi þú |Ísúngs bana,
fyrr mun |dólga-|dynr, nema éc |dauþr siác." —

21. sendi |áro |allvaldr þaþan,
of |lopt oc um |lóg, |leiþar at biþia,
|iþgnógan |ógnar lióma
|braugnom |bióþa oc |burom þeirra:

22. „biþit |sciótliga til |scipa gánga
oc or |Brandeyio |búna verþa."
|þaþan beiþ |þengill, uns |þíng qvomo
|halir |hund-margir or |Hedins-eyio.

---

ments, Herrn Guilielmi Verbugi, gesetzt habe, so für eine Bedeutung des bald darauf erfolgten Siegs gehalten worden." Tacit. ann. XV. 7. pila militum arsere XII. 64. signa militum arsere. — 18, 4. tapfer, wie ein Katzensohn, Sprichwort von einem Feigen, wie im Deutschen nach Lehmann (Blumengarten. Frankf. 1611.): „tapfer, wie ein Küchenhund." — 20, 1. Ísúngur's Mörder ist Hauþbroddr, die nähere Bewandniß um diesen Ísúngur ist dunkel. — 20, 2. nach dynr poetisch ausgelassen: verþa (eintreffen, geschehen). — 22, 3. þíng qvomo, d. h. í þíng (wie man sagt: Athenas venire). Unsere Sprache bedarf jetzt der Präpos. außer in Zusammen-

18. Mein Vater hat (mich) ſeine Maid
verheißen dem grimmen Grammarr's-Sohne;
aber ich habe, Helgi, den Haudbroddr genannt
einen König unerſchütterlich, wie ein Katzenſohn.

19. Er kommt der Fürſt in wenigen Nächten,
wo nicht du ihn weiſeſt der Wahlſtätte zu,
oder die Maid nimmeſt weg dem König." —

20. „Fürchte du nicht Iſungurs Leiter,
bevor wird Feinde-Donner (Kampf) ſeyn, wo ich nicht
todt ſey." —

21. Sendete Boten der allwaltende (König) dannen
durch Luft und über Waſſer, um Hülfe zu bitten;
übergenug Schreckens-Flamme (Gold)
den Mannen zu bieten und ihren Söhnen.

22. „Bittet ſie ſchnell zu Schiffen zu gehen,
und aus Brandei (zur Herfahrt) bereit zu ſeyn."
Da wartete der König bis zur Verſammlung kamen
Männer hund-viele aus Hedinsei.

ſetzungen, wie Kirchgänger, ſtatt: in die Kirche gehender. Im Altdeutſchen aber kommen ähnliche Conſtructionen vor, in der gold. Schmiede (Gotha Mi. V. 936.): „die ſele wuot des beiles furt;" in den Haimonskindern Vatic. Mi. häufig: „reiten Berg und Thal." In Wernhers Maria S. 28: „muoz ich mein munde weinen." Der arme Heinrich Vatic. Hſ. 432: „ſie weinten ires herren leit." und in einem Paderborn. Volkslied: „willſt du hangen den (für: an dem) Tannenbaum und fließen den (für: auf dem) Waſſerſtrom." — So auch: riða lopt ok lög, und Agr. 10: ſang ſéra.

23. oc þar af |standom oc |Stafns-nesi
|beit her utscriþu, oc |búin gulli;
spurþi |Helgi |Hiorleif at því:
„hefir þú |kannaþa |koni óneisa?"

24. enn |úngr konongr |oþróm sagþi,
„seint, qvaþ, at |telia af |trauno-eyri
|lánghaufþuþ scip und |líþondom,
þau er i |Orvasund |utan fóro.

25. |tólf hundraþ |tryggra manna,
þó er í |Hátúnom |hálfo fleira
|vígliþ konongs: |ván erom rómo."

26. sva brá |stýrir |stafntioldom af,
at |mildínga |mengi vacþi,
oc |dauglíngar |dagsbrún siá,
oc |siclíngar |snæro up viþ tæ
|vef nistíngom á |Varins-firþi.

27. varþ |ára |ymr oc |járna glymr:
brast |raund viþ |raund, |rero víkíngar.

28. |eisandi gecc und |auþlíngom
|lofþúngs floti |laundom fiarri;

23, 1. stønþom wohl für strønþom, das r könnte, wie in ähnlichen Fällen, ausgestoßen seyn. — Eine andere Vermuthung wäre stønþom für gleich mit støþom zu halten, oder dahin zu verbessern; davon wäre der nom. stauþ f. Stätte, statio, hier Ankerplatz: die Schiffe gingen ins Meer. Darauf leitet eine Stelle in der Haralds Saga. C. 19: støþom brá stillir; Petinaskjøld: rex mutavit navium stationem, Kop. Ausg. I. 95. rupit navium mansiones, wie er nämlich auch in den Kampf will. — 23, 2. es scheint natürlicher beit (naves) zum nom. zu machen und her als das adv. hier zu betrachten, weil das

23. Und da von Stränden und Stafnsnes
Schiffe hier ausliefen, goldgeſchmückte.
Helgi fragte den Hiorleifr um das:
„Haſt du erkundet die unerſchütterlichen Männer?"

24. Aber der junge König dem andern ſagte:
„ſchwer, ſprach er (iſt's) zählen von der Schnabel-Spitze
langhäuptige Schiffe unter ſegelnden,
die im Orvaſund außen fuhren.

25. Zwölfhunderte teuer Männer,
doch iſt in Hatun noch einmal ſo viel
Kriegsvolk des Königs: Wahn hab ich der Schlacht."

26. So warf der Steuerer die Schiffsſeile ab,
daß er der Helden Menge weckte
und die Fürſten das Tagesbrechen ſahen
und die Helden aufſchnürten am Maſtbaum
den kniſternden Segel auf Varinsfiord.

27. Ward Ruder-lärm und Eiſen-klang:
braſt (Schildes) Rand an Rand, ruderten die Seehelden.

28. Sauſend ging unter den Edelingen
des Königs Flotte, den Landen fern;

---

folgende búin gulli ſo beſſer paßt, ſ. unten 51. fagrbúin und 51. búin gulli von Schiffen, und man búa insgemein gern vom Schmuck der Schiffe gebraucht. Oder aber, her wäre der nom. (exercitus), wobei collectivisch der pl. ſtehen könnte, her utſkriþu beit, das Heer ſchritt aus den Schiffen, wiewohl auch im Isländ. beitom üblicher zu ſeyn ſchiene. búin könnte dann auf beit bezogen werden, oder mit einer kleinen Änderung (búinn) auf her. Die Copula ek ſteht entweder pleonaſtiſch, oder es iſt vorn im Sinn ausgelaſſen. — 26, 4. ſtatt rœ, Segelſtange, könnte auch trœ, tre, Baum, Maſtbaum geleſen werden. ſ. unten 33, 1. ſlaung up viþ rá, und die Note.

|sva var at heyra, er |saman qvomo
|kolgo sofnir oc |ktlir lángir,
sem |biorg eþr |brim |brotna mundi.

29. draga baþ |Helgi |hó segl |ofarr:
varþat |hraunnom |haufn þíng lóga,
þá er |ógorlig |Ägis dóttir
|stag-|stiórn maurom |steypa vildi.

30. enn þeim |siálfom |Sigrún ofan
|folcdiorf um barg oc |fari þeirra.
snorist |ramliga |Rán or hendi
|gialfr-dyr konongs at |Gnipalundi.

31. sát þar um |aptan i |Unavagom,
|flaust |fag-búin |flita knáto. —
enn þeir |siálfir frá |Svarinshaugi
meþ |hermþar-|hug |her kaunnoþo.

32. frá |góþ-borinn |Guþmundr at því:
„hver er |landreki, sá er |liþi stýrir
oc haun |feicna-liþ |fœrir at landi?" —

33. |Sinfiotli qvaþ, (|slaung up viþ rá
|-aúþom scildi, |raund var or gulli;
þar var |sund-vorþr, sá er |svara kunni
oc viþ |auþlinga |orþom scipta):

29, 5. Diese Tochter Ägir's ist Ran, wie sie auch genannt wird, vgl. HS. 19, 5. — 30, 2. statt fari aübe auch fári Sinn, von barg fári þeirra, sie schützte ihr Schicksal als Valkyrie — 31, 1. sát nämlich das Seethier, d. h. das Schiff. Oder Sigrún? — 31, 5. Svarinshaugr (Granmar's Sitz)

so war's anzuhören, wenn zusammen kamen
der Kühlung Schwestern (Wellen) und die langen Kiele,
als ob Berg oder Brandung brechen wollte.

29. Helgi bat zu ziehen das Hoch-segel höher,
that nicht den Fluten das Meer Thing (Zusammenkunft) gestatten,
da als die fürchterliche Ägir's-Tochter
das Lenkseil den Mähren (Schiffen) niederlassen wollte.

30. Aber sie selber (die Leute) Sigrun oben
streitkühn schützte und ihre Schiffe.
Drehte sich kräftiglich der Ran aus der Hand
das Seethier des Königs zu Gnipalundr.

31. Da saß er am Abend auf Unavagir,
die schöngeschmückten Schiffe (dahin) fließen konnten.
Aber die selber von Svarinshaugr
mit Feinds-Gedanken das Heer ausspähten.

32. Fragte der Gott-geborne Gudmundur nach dem:
„wer ist der König, der dieses Volk beherrscht
und der das Grausen-Heer führt ans Land?" —

33. Sinfiotli antwortete (er schlang auf am Rah
ein rothes Schild, der Rand war von Gold;
da war ein Meerwächter, der da reden konnte
und mit Edelingen Worte wechseln!):

---

scheint mit Varinsfyrh vorher 26. und Varinsey unter 58, was den ersten Theil des Worts betrifft, eins; mehr davon im Commentar. — 33, 1. 2. Ähnliche Ausdrücke in den Kempeviser, z. B. S. 127. V. 7: vunde de op deres for gyldte seyl saa hoyt i forgyldene traa.

34. |segþú þat í aptan, er |svínom gefr
oc |tier yþrar |teygir at selli,
at sé |Ylfingar |austan comnir,
|gunnar-|giarnir frá |Gnípalundi.

35. þar mun |Hauþbroddr |Helga finna,
|flaug-trauþan gram, í |flota miþiom;
sá er |opt hefir |orno sadda,
meþan þú á |kvernom |kystir þygiar!"

Guþmundr qvaþ:

36. „|fátt manttu, |fylcir, |fornra spialla,
er þú |auþlingom |ósaunno bregþr.
þú hefir |etnar |úlfa-crásir
oc |breþr þinom at |bana orþit!

37. opt |sár |sogin |svaulom munni,
hefr í |hreysi |hvar-leiþr scriþit!"

Sinfiotli qvaþ:

38. „þú |vart baulva í |Varins-eyio,
|scoll-vis kona! bartu |scrauc |saman,
qvaztu |engi mann |eiga vilia,
|segg bryniaþan, nema |Sinfiotla.

34, 2. Vgl. 45, 3. gemeine Sklavenarbeiten zur Erniedrigung des Gegners, aber aus dessen Lebensgeschichte, vorgeworfen. Vgl. H. II. 38. A. 4, 2. und Rígsmál Str. 11, 15. — 35, 2. flaug-trauþr, wie hernach 56. Vgl. Gr. 9, 3. aleyggr flugar. — 35, 3. Nämlich mit Feindesleichen, (s. H. II. 8.) womit diese Vögel erfreut werden (unten 46, 2.), daher heißt sie speisen, und erfreuen so viel als: kämpfen, als Gegensatz zu dem: Kornmahlen und die Mahlmägde küssen, knechti-

34. „Sag du das am Abend, wo den Schweinen du gibſt
und eure Docken lockſt zum Sudel,
daß Ylfingen ſeyen von Oſten gekommen,
kampfes-gierige, von Gnipalundr.

35. Da wird Haudbreddr den Helgi finden,
den fluchtträgen Fürſten, in der Flotte Mitte,
der oft hat Aare geſättigt,
während du in Mühlen küßteſt Dirnen."

Gudmundur ſprach:

36. „Wenig weißt du, Fürſt, von alten Mären,
da du Edelingen unwahres vorwirfſt.
du haſt gegeſſen der Wölfe Speiſen
und biſt deinen Brüdern zum Tod geworden!

37. Oft haſt du Wunden geſogen mit kaltem Munde,
haſt im Gebüſch allverhaßt gekrochen!"

Sinfiotli ſprach:

38. „Du warſt ein Zauberweib auf Varinsci,
fuchs-liſtiges Weib! du trugſt Lüge zuſammen,
du ſprachſt, keinen Mann wollteſt du haben
(keinen) gepanzerten Helden, außer Sinfiotli.

ſche Arbeit und Geſinnung bezeichnend. Man ſehe H. II., 4. und das altſpaniſche poema del Cid. V. 5391. 92.

fues'en los molinos picar (ſchärfen)
e prender maquilas (Mahlgebühr, Melter)

vergl. Joh. Müller Note 55, zu Cids Leben. In einem altdän. Lied: „Zeit iſts zu kämpfen, nicht bei den Frauen zu ſitzen." — 36. Der Stil dieſer ſchauerhaften Vorwürfe erinnert an ähnliche in Lokaſenna und Harbards liód, in denen allen man aber nicht Lucianiſchen Witz ſuche, ſondern herben Heldenernſt erkennt.

39. þú vart en |scæþa |scaff valkyria,
|autul |ámátlig at |alfauþr.
mundo |einheriar |allir beriaz,
|svevis kona, um |sakar þínar.

40. |niú átto viþ á |nesi Sagan
|úlfa |alna: éc var |einn faþir þeirra!"

Guþmundr qvaþ:

41. ..|faþir varattu |Feuris úlfa,
|ollom |ellri, sva at éc muna;
sizt þic |geldo, fyr |Gnípalundi,
|þursa-meyiar á |Þórsnesi.

42. |stiúpr vartu |Siggeirs, látt und |stauþom heima,
|vargliópom |vanr á |viþom úti.
komo þér |ógøgn |oll at hendi,
þá er |brøþr þinom |brióst raufaþir.

43. gorþir þic |frægian af |firin-vercom:
þú várt |brúþr Grana á |Bravelli,
|gullbitluþ vart |gor til rasar.
hafþa éc þér |moþri |mart sceiþ riþit,
|svangri und |sauþli, simul, forbergis!"

39, 1. valkyria kann der gen. pl. seyn: Hexe unter den Valkyrien, oder vielleicht wäre skaff-valkyria zusammen zu ziehen und dieß der nom. besonders, weil damit auch dem Zweifel über das genus des erstern Worts begegnet wird. Das Beiwort skæþa scheint, wie das subst. skaff, von skedia abzustammen. — 40, 1. nesi Sagan statt Sagan-nesi, eine freie Constr. — 41, 1. Die im Ms. stehende Überschrift: Sinfiotli, ist aus innern Gründen getilgt und dagegen die der folgenden Strophe: Gudmunþr schon hierher gezogen. — 42, 1. látt und stauþom, sollte letzteres nicht etwas bestimmteres, als das allgemeine

39. Du warſt die ſchädliche Hexe unter den Walkyrien,
ungeheuer mächtig beim Allvater (Odinn),
thäten ſich alle Einheriar ſchlagen,
trug-weiſes Weib, deiner Sachen wegen.

40. Neune hatten wir zu Neſi-ſagan
Wölfe gezeugt: ich war allein Vater derſelben!"

Gudmundr ſprach:

41. „Vater warſt du nicht der Fenrir's-Wölfe
älter als alle, ſo wie ich mich erinnere,
ſeitdem dich entmannten vor Gnipalundr
Thurſen-Maide in Thorsnes.

42. Stiefſohn warſt du Siggeirs, lagſt unter Balken daheim,
an Wolfgeſchrei gewöhnt in Wäldern außen.
Alle Unthaten kamen dir zur Hand
da, als du deinen Brüdern die Bruſt durchbohrteſt.

43. Machteſt dich berühmt durch Firin-Werke:
Du warſt die Braut Grani's in Bravölle,
goldgeſäumt warſt du, beſtimmt zum Lauf.
Manche Strecke habe ich auf dir müden geritten,
dir hungrigen unter'm Sattel, Rieſenweib! hergunter.

Stätte, locus, bedeuten? Vielleicht ſoviel als ſtofnom, von ſtof, Stelle, Säule, Stufe; wie der verachtete Stiefſohn der Aſchenputtel, Aſkefiſ, unter der Treppe liegen muß. Oder etwa ſo viel, als unſer Staude, Gebüſch, Geſträuch, da Stiel, Stell und Staude wörtlich und ſinnlich eins ſind; auch heißt ſtod, ſtodul ein Stall, ſtabulum, weil Stall eigentlich ein im Haus fürs Vieh übrig bleibender Säulen- und Balkenwinkel iſt. Alle dieſe verſchiedenen Auslegungen paſſen hier gleich. Vgl. Kinder- und Hausmärchen, Anhang. S. XVI. 43. Vgl. Thorlac. Ip. IV. 64—66. und die daſelbſt außer Lokaſenna bei

Sinfiotli qvaþ:

44. „|sveinn þóttir þú |siþlaus vera,
þá er þú |Gullnis |geitr molcaþir,
enn í |annat sinn |Imþar dóttir,
|tauttryg Hypia, villþú |taulo lengri?"

Guþmundr qvaþ:

45. „|fyrr vilda éc at |Frecasteini
|hrafna seþia á |hræom þinom,
enn |ticr yþrar |teygia at solli,
eþr |gefa |gaultom: deili |graum viþ þic!"

Helgi qvaþ:

46. „væri ycr, |Sinfiotli, |semra myclo,
|gunni at heyia oc |glaþa orno,
en sé, |ónytom |orþom at bregþaz,
þót |hríngbrotar |heiptir deili.

47. þicciat mér |góþir |Granmars synir,
þó dugir |siclíngom, |satt at mæla.
þeir hafa |marcat á |Móinsheimo,
at |hug hafa, |hioriom at bregþa." —

48. þeir af |rici |renna leto
|Svipuþ oc |Svegioþ |Sólheima til

---

gebrachten Stellen über die Erklärung von dem auch altdeutsch. sirnwerk (flagitium). — 44, 3 Imþar dóttir, Riesintochter. Entweder für Imis- oder Ymis dóttir, oder Imþur ist ein (wiewohl sonst nicht vorstehendes) fem., das ganz dem m. Ymr entspricht. Vgl. Ama, Amgerþur und ähnliche Namen gleicher Bedeutung. — 44, 4. Rígsmál 16. ebenso: tottryg hypia. — 45, 4. nämlich: als länger mit dir wortwechseln. — 47, 5. Moins-heimr, vielleicht ein Tropus für Schlachtfeld. R. —

Sinfiotli ſprach:

44. „Ein ſittenloſer Knecht däuchteſt du zu ſeyn,
da du Gulnir's Geiſe melketeſt,
aber ein andermal (warſt du), Rieſentochter,
eine lumpigte Bettlerin: willſt du längere Rede?"

Gudmundur ſprach:

45. „Eh'r wollt' ich bei Frekaſteinn
Raben ſättigen mit deinem Aaſe
und eure Decken lecken zum Sudel,
oder (Freſſen) geben den Ebern: zanke die Teufelin
mit dir!"

Helgi ſprach:

46. „Es wäre euch, Sinfiotli, viel ziemlicher,
Kampf zu verſuchen und die Aare zu erfreuen,
als es iſt, mit unnützen Worten zu ſchelten,
wenn auch Ringbrecher (Krieger) Feindſchaft hegen.

47. Nicht dünken mir gut Granmarr's Söhne,
doch ziemts den Fürſten, wahres zu reden.
Sie haben gezeigt zu Moinsheimr,
daß ſie Muth haben, (ihre) Schwerter zu ziehen." —

48. Mit Macht ließen ſie rennen
Sviputr und Swegiodr nach Solheimr,

Moinn iſt eine eddiſche Schlange, Schlange aber ſteht für Pfeil, Schwert, (wie das gleichbedeutende Goinn für Fafnir u. a.) Indeſſen laſſen ſich auch Gründe für eine örtliche Bedeutung hier aufweiſen, ſ. den Commentar. — 43. Es kommt, wenn dieſe Strophe dunkel iſt, bloß darauf an, wie man die darin ſtehenden Eigennamen deutet, die Worte ſind meiſt klar. Da Sviputr ein eddiſcher Schwertnamen iſt und unmittelbar vorher

|dala |daugótta, |daucqvar hlíþir,
skalf |Mistar |marr, |megir fóro.

49. mætto þeir |tiggia í |túnhliþi,
|saugþo |stríþliga |stilli qvomo.
úti stóþ |Haudbroddr, |hiálmi falldinn,
hugþi hann |jó reiþ |ættar sinar:
„hvi er |hermþar-litr á |Hniflúngom!"

50. „|snúaz her at |sandi |snefgir kiolar,
|racca-hirtir oc |rár lángar,
|scildir margir, |scafnar árar,
|gaufuct liþ |gylfa, |glaþir Ylfíngar.

51. gánga |fimtán |folc up á land,
þó er í |Sogn út |siau þúsundir;

Helgi zum Schwerterziehen mahnt, so könnte man dies für eine poetische Beschreibung des Kampfs halten. Allein gegen diese Zier sträubt sich die Einfachheit dieser alten Lieder und noch mehr der Inhalt des Folgenden, der ein wirkliches Reiten voraussetzt. Der Sinn ist also: Granmar's Söhne, nachdem sie den Feind ausgespäht, eilen heim, ihren Vater von der Ankunft desselben zu benachrichtigen. Darauf wird ihre Macht gesammelt, Str. 50—54. (Vgl. H. II. Prosa nach Str 17.) Nun kommen (Str. 55.) die Heere auf Frekasteinn zusammen, wo wahrscheinlich der Kampfplatz früher gemerkt oder verabredet war (s. Glossar v. hafla), denn schon Str. 45. spricht Guþmundr davon — Svipuþr und Svegioþr (oder Svegioþ) sind Guþmundur's und eines andern Sohnes Pferde, in dem Namen des letztern scheint schon das Wort jó, jór zu liegen, und sveg rührt von sveigia, krümmen, sveigur, der Bogen; also wohl: das in Bogen springende, bogenschnelle Roß. In svip liegt ebenfalls der Begriff von schneller, augenblicklicher Schwingung, daher jener Namen eben so schicklich dem Roß, als dem Schwert zukommt: das sich leicht erheben

durch thauigte Thale und dunkle Wege:
es ſchütterte der Miſt Roß, als die Männer fuhren.

49. Sie trafen den Herrſcher in der Burgthür,
ſagten dem König die feindliche Ankunft.
Außen ſtand Haudbroddr helmbedeckt,
ſah den Roß-Ritt ſeines Geſchlechts:
„wie iſt Harmes-Antlitz an den Helden?"

50. Her drehten ſich zum Sand ſchnelle Kiele,
Maſtes-Hirſche und lange Rahe,
manche Schilde, geſchabte Ruder,
herrliches Volk der Helden, frohe Anführer.

51. Fünfzehen Haufen gehen ans Land,
doch ſind in Sogn außen ſieben tauſende;

---

de, ſo heißt das Pferd: Skavadur, vom Sporn (ſkafa), das ſpornſchnelle (ſpornſnialle). Es paßt dieſe Ausleaung auch ſehr wohl zu dem Folgenden (49, 4.) jó-reiß. Der Miſt (Walkyrie) Roß ſcheint hier die Luft, weil es immer von den Walkyrien heißt, daß ſie in Luft und über Waſſer reiten. (Vgl. HS. Note* nach Str. 10.) Skalf Miſtar marr iſt alſo bloßer Zwiſchenſatz, und die proſaiſche Conſtruction der zweiten Hälfte wäre: megir fóro dala dangótta ok daufavar blikir, ſo daß die Luft davon zitterte. — 49, 1. Das Finden desjenigen, zu dem man heimzieht, an der Hausthüre, iſt auch epiſche Redeweiſe, und kommt in vielen, beſonders altdän. Liedern vor. Namentlich ſtehen gern alte Leute wartend da: Vater, Mutter oder der Hauswirth, ſ. Klage. 1967. Wartende Frauen ſtehen an den Zinnen (alter Titurel und Klage 5058.). Ähnlich iſt ein anderer epiſcher Ausdruck: traurige ſitzen auf einem Stein und weinen, denn vor der Hausthüre liegen Steine. Nibelungen 7561. — 50. Von hier an bis 52. berichtet nun einer der eben angerittenen den Grammar's Helden; 53. giebt Haußbroddr Befehl zur Anordnung der Wehr, daher die Rede im imperat. und praeſ. ſteht.

liggia her í |grindom for |Gnípalundi
|brimdýr |blásvort oc |búin gulli.

52. þar er |miclo |mest |mengi þeirra;
munna nú |Helgi |hior-þíng dvala." —

53. „|renni |rauen bitluþ til |regin-þínga,
en |Spor-vitnir at |Sparinsheiþi,
|Melnir oc |Mylnir til |Myrcviþar:
latiþ |engi mann |eptir sitia
þeirra er |benlogom |bregþa kunni.

54. bióþi þér |Haugna oc |Hrings sonom,
|Atla oc |Yngva, |Ólf enom gamla;

51, 5. í grindom in Gittern; muß sich auf die eigene Art Schiffe zu befestigen, beziehen. — 53, 2. Olaffen hat hier, wohl bloß aus eigener Vermuthung, ohne Noth spar vitnir at Sparinshaugi gesetzt. Letzteres statt heiþi (nach Str. 51, 3. und H. II. Prosa nach Str. 13. Vols. 5. c. 53.) wäre unbedeutend, da ja auch sonst heimr, viþr, lundr, wechseln; und sy deutlich genug bloß der vollen Alliteration wegen für sy steht, wie sich auch die Labialen v. b. und p. so nahe liegen. Kühner ist die Veränderung in spár vitnir für Spor-vitnir, welches er durch: weissagender, spähender Rabe auslegt, der zur nahen Schlacht heranstiegt. Allein außerdem, daß renni nicht zu dem fliegenden Vogel paßt, ist wiederum der Todtenvogel dem Inhalt und Zusammenhang entgegen. Handbroddr gibt Befehl zur Vertheidigung, es wäre aber unpassend, daß, nachdem er eben gesattelte Pferde entsenden heißt, selber er den Leichenraben in sein eigenes Land rufe und gleich darauf wieder Boten in verschiedene Gegenden schicke. Endlich sind die häufigen eddischen Zusammensetzungen mit vitnir sämmtlich mit Subst. gebildet, und es wäre ganz unanalog mit Olaffen ein bloßes Adject. dazu zu stellen. Spor-vitnir ist also ein Eigennamen und es fragt sich, wen er bezeichne? Seine innere Bedeutung ist klar: vestigium leiens oder sentiens, wie die Schlange graf-vitnir (besser vielleicht: grof-vitnir) heißt, die

hier liegen in Grindel vor Gnypalundr
Meer-Thiere (Schiffe) blauschwarze und geschmückte
mit Gold.

52. Da ist die allergrößte Menge derselben;
nun wird nicht Helgi Schwert-Thing (Schlacht)
aufschieben.

53. „Mögen rennen gezäunte Thiere zum großen Thing,
aber Sporvitnir nach Sparinsheidi,
Melnir und Milnir nach Myrkvidr:
lasset keinen Mann zurückbleiben,
derer, die Wunden-Flammen (Schwerter) ziehen können.

54. Entbietet ihr den Haugni und Hringur's Söhne,
Atli und Yngvi, Ölfr den Alten,

Schlupflöcher wissende, sich eingrabende: der Zwerg: Mish-vitnir, der Meth ausspüren kann; Schwert: Mal-vitnir, das den Panzer zu finden weiß; dunkler sind: hiód-vitnir und hroh-vitnir, für Wolf, was schon das einfache vitnir heißt, so daß jene Vorsätze nur zur Verstärkung oder Abwechslung dienen können. Eine andere Frage ist, wer unter diesem Spurwissenden zu verstehen sey? Dächte man an ein Pferd und den Sporn, so müßte es wohl spori-vitnir heißen, da sonst das renni vollkommen paßt, und das leichte Pferd, etwa Handbroddr's Leibroß, den Gegensatz zu den gemeinern rauku-bitluh bilden könnte. Indessen wären dann auch die folgenden: Melnir (das Schäumende, vom schäumenden Gebiß des Pferds? vgl. melgreipr A. 5. 4 u. 14. und gl. edd. v. mel) und Mylnir zu Pferden zu machen. Es scheint aber paßlicher, unter ihnen dreien lieber Boten, die ausgesendet werden, zu verstehen, besonders wenn man es so ansieht, daß die nun folgenden Worte: latiþ u. s. w. an diese zur Ausführung gerichtet sind. Spor-vitnir wäre dann der treue Diener, der des Herrn Spur folgt, gerade wie sonst spor-gaungu-menn, pedissequi sind. — 54, 1. vielleicht besser: bióþiþ ér, im Sinn gleich-

þeirro |giarnir |gunni at heyia:
látom |Volfúnga |viþr-nám fá!" —

55. |svipr einn var þat, er |saman qvomo
|faulvir oddar at |Frecasteini.
ey var |Helgi |Hundíngs bani
|fyrstr í |folci, þar er |fiirar baurþuz.

56. |rstr á |ímo, |all-trauþr flugar,
sá hafþi |hilmir |hart móþ-akarn.

57. com þar or |himni |hiálm-vitr ofan,
(ór |geira |gnyr), þær er |grami hlifþo.
þá qvaþ þat |Sigrún, |sárvitr fluga,
at |hauþa scer af |hugins bárri:

58. „heill scaltu, |vísi, |virþa nióta,
|atstafr |Yngva, oc |una lísi;
er þú |felt hefir inn |flugar-trauþa
|iofr, þann er |olli |Aegis dauþa.

---

viel. — 54, 3. s. oben 34, 4. gunnar-giarnir. — 57, 1. hiálmvitr und sárvitr sind Beiwörter für Valkyrien, und hier ist Sigrún gemeint. Helmkundig heißt helmtragend, Helm-Jungfrau. Sárvitr fluga könnte auch ausgelegt werden: „der wundenkundige Vogel," d. h. die aus der Luft schießende Valkyrie, denn fluga heißt nicht allein Fliege, sondern allgemein, alles fliegende, Vogel (gl. edd. h. v.), und der Pfeil heißt: beinfluga, der in die Knochen fliegende. — 57, 2. þær er ꝛc. Dieser plur. ist durch das ausgelassene Sigrún zu verstehen, zumal dies bald nachfolgt. þær Sigrún ist aber die Valkyrie mit den Jungfrauen, die sie begleiten. S. gloss. unter þeir. — 57, 4. af hugins barri, aus der Luft. Auf diese Auslegung führen zwei Ansichten:

die ſind gierig Kampf zu verſuchen:
laßt uns den Volſungen Widerſtand thun!" —

55. Ein Schwipp war's, als zuſammen kamen
ſalbe Spitzen zu Frekaſteinn.
Immer war Helgi, Hundingurs-Tödter,
der vorderſte in der Schlacht, da wo Männer ſich ſchlugen.

56. Hitzig im (Schlacht-) Lärm, all-träg zur Flucht,
(er) der König hatte harte Muth-Ecker (Herz).

57. Da kam aus dem Himmel die helmkundige oben,
(wuchs der Gere Geräuſch) die den König beſchützte.
Da ſprach das Sigrun, vielkluz des Fluges,
zur Männer Schaar vom Huginns Baum:

58. „Glücklich ſollſt du, König, beherrſchen die Männer,
Abkömmling Yngvi's, und dich freuen des Lebens;
da du gefällt haſt den flucht-trägen
Fürſten, den, der bewirkte Ägirs Tod.

---

1) Huginn, Odins göttlicher Rabe, fliegt den ganzen Tag, ſein Baum iſt die Luft, wie der Paradiesvogel der keine Beine hat) ohne Raſt, und wie unabläſſig die Gedanken (huair) ſchweifen und ſchweben. 2) Huginn iſt allgemein der poetiſche Namen für Rabe, der Baum, wo er am liebſten niederſitzt, iſt der Galgenbaum (von da aus weiſſaget er in einem deutſchen Märchen); nun wird aber das Pferd (des Hagbardr) auch der Galgen genannt, ſ. Kenningar Nr. 87. Nimmt man an, daß der Raben (d. h. Galgen)-baum wiederum für Pferd ſteht, ſo heißt hier die Stelle: Sigrún ſprach vom Pferd, und da ſie in der Luft reitet, iſt das Pferd nichts anders als Luft, Wolke.

59. oc þér, |buþlúngr, samir |bæþi vel:
|rauþir baugar oc in |ríkia mær;
heill scaltu, |buþlúngr, |bæþi nióta:
|Haugna dóttor oc |Hríngstaþa
|sigurs oc landa; þá er |sócn locit!"

59, 2. Unter der reichen Maid versteht Sigrún sich selber, die Helgi jetzt nach des Nebenbuhlers Tod ruhig besitzen kann. — 59, 6. sókn ist der acc. f. nach der isländ. Construction,

59. Und dir, König, ziemt beides wohl:
rothe Ringe und die reiche Maid.
Glücklich ſollſt du, König, beides genießen:
Haugni's Tochter und Hringſtadir,
Sieg und Lande: da iſt Streit geſchloſſen!"

---

die auch im Eingang des Lieds hefr up qnifin forderte. Man könnte annehmen, daß nicht Sigrún, ſondern der Sänger mit dieſen Worten ſchließt.

Helga qviþa Hundings bana,
hin annar.

Inhalt.

Zwiſchen Sigmundur, dem Vater Helgi's und Hundingr herrſcht Feindſchaft. Helgi geht als Kundſchafter an Hundingur's Hof und entkommt als Mahlmagd verkleidet (1—4). Nach der Schlacht, in welcher Hundingur fällt, weilt Helgi mit der Flotte in Brunasaair, wo ihm die Walkyrie Sigrun, Hagnal's Tochter, erſcheint. Geſpräch zwiſchen beiden, er will ſich ihr verbergen, aber ſie kennt ihn (4—13). — Erwähnung der Schlacht gegen Hundingur's Söhne zu Logafiöll. — Sigrun kommt und bittet ihn, ſie von dem Handbroddr, dem ſie zugeſagt worden, zu befreien. Schlacht zu Frekaſtein, wo die meiſten Verwandten der Sigrun, auch ihr Vater und Bragi, ihr Bruder, fallen, nur der andere Bruder, Dagr, erhält Frieden (15—17). Am Ende der Schlacht erſcheint Sigrun, redet mit dem ſterbenden Handbroddr und findet den Helgi, der ſie über den Verluſt ihres Vaters und ihrer Verwandten tröſtet (18—22). Beide vermählen ſich, aber Dagr erhält von Odin einen Spieß, ſeinen Vater zu rächen, und durchſticht damit den Helgi. Sigrun verwünſcht ihren Bruder (29—37). Helgi's Geiſt kommt aus Valhall eine Nacht zum Grabhügel, und Sigrun geht hinaus zu ihm. Geſpräch zwiſchen beiden. Die zweite Nacht aber erwartet ſie ihn vergeblich (37—50).

Helga quiþa Hundíngs bana,

hin annar.

Sigmundr konongr Vaulsúngs son átti Borghilldi af Brálundi. þau heto son sinn Helga oc eptir Helga Hiorvarþz syni. Helga fostraþi Hagall. Hundíngr het ríkr konongr, viþ hann er Hundland kendt. hann var hermaþr micill oc átti marga sono, þá er í hernaþi vore. Ofriþr oc dylgior vore á milli þeirra Hundíngs konongs og Sigmundar konongs; dráþo hvarir annarra frendr. Sigmundr konongr oc hans ættmenn heto Vaulsúngar oc Ylfingar. Helgi fór oc niósnadi til hirþar Hundíngs konongs á laun; Hæmingr son Hundíngs konongs var heima. enn er Helgi fór í brot, þá hitti hann hiarþar sveinn oc qvaþ:

1. seg þú |Hæimingi, at |Helgi man,
hvern í |brenio |bragnar feldo,
er |úlfgrán |inni haufþot,
þár er |Hamal hugþi |Hundíngr konongr."

Hamall het son Hagals. Hundíngr konongr sendi menn til Hagals, at leita Helga, enn Helgi

---

(Gedruckt b. Bartholin antiquit. dan. p. 519. Aus der Prosa vor Str. 5.: Haugni het — lopt ok lang. Ferner: Prosa, vor Str. 14., reiþ hon — leita Helga. — p. 108. Der Schluß: Sigrún varþ — dottir.)

Das Lied von Helgi dem Hundingurs-Tödter,

das zweite.

König Sigmundur, Volsungurs Sohn, hatte Borghildur von Bralundr zur Frau. Sie nannten ihren Sohn Helgi und zwar nach Helgi, Hiorvardurs Sohn; den Helgi erzog Hagall. Hundingur hieß ein mächtiger König, nach ihm ist Hundland benannt. Er war ein großer Kriegsmann und hatte viele Söhne, die im Kriege waren. Unfrieden und Feindschaft war zwischen König Hundingur und König Sigmundur; sie erschlugen einander die Freunde. König Sigmundur und seine Nachkommen hießen Volsungen und Ylfingen. Helgi fuhr aus und forschte an dem Hofe des Königs Hundingur insgeheim. Hämingur, der Sohn des Königs Hundingur, war daheim. Aber als Helgi fortzog, da begegnete er einem Hirtenbuben und sprach:

1. „Sag du dem Hämingr, daß es Helgi ist,
den in die Brustie Männer hüllten,
den ihr wolfgrau innen hattet,
als ihn für Hamall ansah König Hundingur."

Hamall hieß der Sohn Hagalls. König Hundingur schickte Männer nach Hagall, zu suchen den Helgi, und

---

1, 1. man, nämlich vera. — 1, 2. bragnar steht wie unser man, den man liebete. Vgl. Gr. 29. — 1, 3. auch Helgi, Halfdan's Sohn, verbirgt sich in grauem Hut und schlechter Kleidung. — 1, 4. kat þar vielleicht þann.

matti eigi forþaz annan veg, enn hann tóc klæþi ambottar oc gecc at mala. þeir leitoþo oc fundo eigi Helga. þá qvaþ Blindr inn baul-vísi: *)

2. „|hvoss ero augo í |Hagals þyio!
er-a þat |carls ætt, ér á |qvernom stendr:
|steinar rifna, |steycr lúþr fyrir!

3. nu hefir |haurþ dømi |hildíngr þegit,
er |vísi scal |val-bygg mala;
|heldr er sømri |hendi þeirri
|meþalkafli, enn |maundul-træ."

Hagall svaraþi oc qvaþ:

4. „þat er |lítil vá, þótt |lúþr þrumi,
er |mær konongs |maundul hrørir;
hon |scævaþi |scýom æfri
oc |vega þorþi sem |vikíngar,
aþr hana |Helgi |haupto gorþi.
|systir er hon þeirra |Sigars oc Haugna:
því hefir |autul |augo |Ylfínga man."

Undan comz Helgi oc fór á herscip. hann feldi Hundíng konong oc var síþan callaþr Helgi Hun-

*) Blindr inn baulvísi ist mit dem Zauberweib (baulva) in der Sage von Hrolfr Kraki, die auch verblümte Worte singt, in Zusammenhang.

2, 1. Vgl. V. 15, 5. Zu 2 und 3. vgl. Hafburslied 27., wo es auch von dem in eine Jungfrau verkleideten heißt: „aldrig saae jeg saa djerve Öjen paa nogen stolt Jomfrue, dertil saa har hun og to Hænder, der ere som Jern at skue." s. altdän. Lieder S. 95. — 3, 3. Umgekehrt heißt es im Tristan von Ploten, die das Mordschwert faßt 10,048.: „o we der lichten hende, wie zimet das swert do inne!" — 4, 1. þat er vá

Helgi konnte ſich nicht auf anderm Weg retten, als daß er die Kleider einer Magd anzog und ging zu mahlen. Sie ſuchten, aber ſie fanden nicht den Helgi. Da ſprach Blindur, der unheilsvolle:

2. Scharf ſind die Augen an Hagalls Magd,
nicht iſts gemeinen Mannes Art, was an den Mühlen ſteht:
die Steine brechen, die Mühle zerſpringt.

3. Nun hat hartes Mittel der Held ergriffen,
da ein König muß Gerſte malen;
ziemender iſt dieſer Hand
Schwertes Griff als Mandel-Baum."

Hagall antwortete und ſprach:

4. „Das iſt kleines Wunder, daß die Mühle dröhnt,
wenn die Maid des Königs den Mandel rührt;
ſie ſchwebte höher als Wolken
und durfte kämpfen wie Seehelden,
eh Helgi ſie gefangen machte;
Schweſter iſt ſie von Sigarr und Haugni:
darum hat ſcharfe Augen der Yſingen Magd."

Helgi entkam und fuhr auf Kriegsſchiffen. Er fällte den König Hundingur und wurde ſeitdem genannt Helgi,

---

1. 1. 11, vgl. Haralds ins härf. 5. Cap. 36. — 4, 5—6. Hagall hilft mit der Lüge aus, der verkleidete Helgi ſey eine Walkyrie, welche, als Gefangene zur Sklavenarbeit des Mahlens (vgl. H. l. 35, 4.) verurtheilt worden; ähnliches Schickſal haben die Rieſentöchter Menja und Fenja in Grotta-ſaungr. Wer unter der Walkyrie hier gemeint iſt, läßt ſich nicht beſtimmen, Sigrún nicht, ſie war eine Tochter Haugni's, nicht Schweſter, und ihre Brüder heißen Dagr und Bragi.

dingsbani: hann lá meþ her sinn í Brunavagom oc hafþi þar strand-haugg *) oc áto þar rátt. Haugni het konongr, hans dóttir var Sigrún, hon var valkyria oc reiþ lopt oc laug; hon var Svava endrborin. Sigrún reiþ at scipom Helga oc qvaþ:

5. „Hverir láta |fliόta |fley viþ bacca?
|hvar |her-megir |heima eiguþ?
hvers |biþit er í |Brunavagom?
hvert |lystir yþr |leiþ at canna?"

Helgi qvaþ:

6. „Hamall lætr |fliόta |fley viþ bacca,
eigom |heima í |Hlessey,
|biþom |byriar í |Brunavagom,
austr |lystir oss, |leiþ at canna."

Sigrún qvaþ:

7. „Hvar hefir þú, |hilmir, |hildi vacþa,
eþr |gaugl alin |gunna-systra?
hví er |brynia þín |blόþi stoccin?
hví scal und |hiálmom |hrátt kiot eta?"

Helgi qvaþ:

8. „Þat vann næst-nyss |niþr Ylfinga
fyr |vestan |ver, ef þic |vita lystir,

---

*) Über strand-hauga s. die Anmerkung dazu im Glossar und Suhms Fabelzeit, I. 281.

5. Die Fragen in dieser, wie in Str. 7., sind echt episch, so wie die genau anliegenden Antworten Str. 6. Ähnliches häufig im Homer. — 6. Die Überschrift fehlt im Ms., so wie Str. 8. — 8, 1. Bei dem Adverb. næst-nyss scheint man eher an ný,

Hundingur's-Tödter.“ Er lag mit seinem Heer in Brunavagir und hatte da Strandhieb, und sie aßen da rohes (Fleisch). Haugni hieß ein König, dessen Tochter war Sigrun. Sie war eine Valkyrie und ritt durch Luft und über Meer; sie war die wiedergeborne Svava. Sigrun ritt zu Helgi's Schiffen und sprach:

5. „Wer läßt fließen das Schiff zum Strand?
wo habt ihr Helden Heimath?
worauf wartet ihr in Brunavagir?
wohin lüstet euch den Weg zu nehmen?“

Helgi sprach:

6. „Hamall läßt fließen das Schiff zum Strand,
wir haben Heimath in Hessei,
wir warten auf guten Wind in Brunavagir,
gen Osten lüstet uns den Weg zu nehmen.“

Sigrun sprach:

7. „Wo hast du, König, die Hildur (Krieg) geweckt,
oder die Vögel gefüttert der Kriegsschwestern?
wie ist deine Brunie blut-bespritzt?
wie soll man unter den Helmen roh Fleisch essen?“

Helgi sprach:

8. „Das that ich vor kurzem, ein Ylfingen-Sohn,
westlich vor dem Meer, wenn dichs zu wissen lüstet,

Neulicht, nyss, Nacht, (s. natterbeiti,) als an nahe denken zu müssen. (Ihre v. noss), wiewohl nahe, neu, Nacht und neigen verwandt sind, (s. zu Hu. 8.) — 8, 2. ver ist der acc., es könnte auch der gen. stehen, wie 48, 5. dieselbe Fügung wie hier in G. II. 6, 5.

er ec |bierno tóc í |Bragalundi
oc |ætt |ara |oddom saddac.

9. nú er |sagt, mer, hvaþan |sacar gerþuz;
þvi var á |lægi |litt steict etit."

Sigrún qvaþ:

10. „|víg lýsir þú, |varþ fyr Helga
|Hundíngr konongr |hníga at velli.
bar |sócn |saman, er |seva hefndoþ,
oc |busti |blóþ á |brímis eggiar."

Helgi qvaþ:

11. „hvat vissir |þú, at |þeir sé,
|snot |svinn-huguþ, er seva |hefndo?
margir ro |hvassir |hildíngs synir
oc |ámunir |ossom niþiom."

Sigrún qvaþ:

12. „varca ec |ſiarri, |fólcs odd-viti,
|ger á morgom |grams aldr-locom.
þó tel ec |slægian |Sigmundar bur,
er í |val-rúnom |víg-spioll segir.

8, 3. bierno tók, auch wohl bildlich für: Feinde fing, jagte. — 8, 4. oddom sadduk, (vgl. Anmerk. zu H. I. 56.) heißt vorerst einfach: mit Todten, die durch die Lanze fielen, sättigte ich; allein es erinnert hernach auch an eine Stelle im altruss. Igorlied (herausg. von Müller S. 56), wo von den Kurianern gesagt wird: „sie sind von den Lanzenspitzen genährt," da man im Felde diese statt der Gabeln brauchte. — 9, 2. d. h. rohes, wie vorher in der Prosa. — 11, 1. sé steht für sén und das Präsens für das Imperf. — 11, 2. Das Ms. liest hefndoþ, offenbarer Schreibfehler, wozu 10, 3. Anlaß gegeben. — 11, 3. Die Übersetzung von

als ich Bären ſing in Bragalundr
und der Aare Geſchlecht mit Spießen ſättigte.

9. Nun iſt geſagt, Maid, wannen die Sachen kamen,
darum ward am Meer wenig Gekochtes gegeſſen."

Sigrun ſprach:

10. „Einen Kampf kündeſt du, thät vor Helgi
König Hundingur ſinken im Feld.
Ein Kampf geſchah, als die Verwandten ihr rächtet
und Blut ſpritzte auf Schwertes Ecken."

Helgi ſprach:

11. „Wie wußteſt du, daß es die waren,
vielkluge Jungfrau, die ihre Verwandten rächten?
manche Helden-Söhne ſind tapfer
und herb unſern Nachkommen."

Sigrun ſprach:

12. „Ich war nicht fern, Volks-Anführer,
Gerüſtet zu manchem Fürſten-Tod,
doch ſchlau nenn ich dich, Sigmunduts-Sohn,
der du in Kampf-Runen die Schlacht erzählſt.

ámunir durch herb, iſt im Gloſſar erläutert. — 10, 2. d. h. ich half dir heimlich, mancher Mann iſt durch dich gefallen, welches auch ſo zu verſtehen iſt: ich war dein gutes Schickſal, als du deine Feinde erlegteſt. — 12, 3. Helgi iſt ſchlau, weil er bildlich und in Geheimworten (Str. 8.) ſich ausdrückt, damit die Schlacht verbirgt und doch die Wahrheit ſagt. Aber die Walkyrie kennt die Schlacht-Runen, es ſind die Ausdrücke: Adler mit Spießen nähren, Bäre ſagen. — 12, 4. iſt dunkel und zweifelhaft, víg-ſpiöll kann entw. Schlachterzählung (wie hernach in der Proſa her-ſaga) oder Schlachtverluſt heißen. Erſteres iſt wahrſcheinlicher, weil es

13. Leit ec þic um-sinn fyr á lángscipom,
þá er þú hvgþir blóþga stafna
oc úrsvalar unnir léco.
nú vill dyliaz dauglíngr fyr mér,
enn Haugna mér hann um kennir."

Granmarr het ríce konongr, er bió at Svarinshaugi. hann átti marga sono: einn het Hauþbroddr, annar Guþmundr, þriþi Starcaþr. Hauþbroddr var í konunga-stefno, hann fastnaþi sér Sigrúno, Haugna dóttor, enn er hon spyr þat, þá reiþ hon meþ valkyrior um lopt oc um laug, at leita Helga. Helgi var þá í Loga-fiollom oc hafþi bariz viþ Hundings sono. þar feldi hann þá Alf oc Eyiolf, Hiorvarþ oc Hervarþ oc var hann allvígmóþr oc sát undir arasteini. þar hitti Sigrún hann oc rann á háls hanom oc kysti hann oc sagþi hanom erendi sitt, sva sem segir í Volsúnga qviþo inni forne. *)

14. Sótti Sigrún síkling glaþan,
heim nam hon Helga haund at sekia,
kysti oc qvaddi konong und hiálmi.
þá varþ hilmi hugr á vífi:
fyrr lez hon unna af aullom hug
syni Sigmundar, enn hon séþ hafþi.

---

*) Unter dieser Volsúnga-quiþa hin forna wird verstanden, was die H. I. in den Strophen enthält, welche die Zusammenkunft der Sigrún und Helgi's unter dem Aarsteine beschreiben.

auch in Gretta-saunnr so vorkommt, und bezieht sich wieder auf jene bildlichen Reden. Sigrún nennt sie Schlacht-Runen, val-rúnir; vielleicht könnte man vel-rúnir, Trug-

13. „Ich ſah dich auf der Fahrt vorn auf den Langſchiffen,
als du ſtandeſt auf den blutigen Steven,
und die urkalten Wellen ſpielten.
Nun will ſich bergen der König vor mir,
aber Haugni's Tochter kennt ihn."

Granmarr hieß ein mächtiger König, der wohnte zu Svaringhaugr; er hatte viele Söhne. Einer hieß Haudbreddr, der andere Gudmundur, der dritte Starkadr. Haudbreddr war in einer Könige-Verſammlung und verlobte ſich mit Sigrun, Haugni's Tochter; aber als ſie das hört, da ritt ſie fort mit Valkyrien durch Luft und über Meer, den Helgi zu ſuchen. Helgi war da auf Logafell und hatte ſich mit Hundingur's Söhnen geſchlagen. Da fällte er Alfr und Eyolfr, Hiervardur und Hervardr, und war er allkampfmüd und ſaß unterm Aarſteine. Da fand Sigrun ihn und fiel ihm um den Hals und küßte ihn und ſagte ihm ihr Geſchäft, ſo wie es geſagt iſt im alten Volſungen-Lied.

14. Sigrun ſuchte den frohen Helden,
heim begann ſie Helgi's Hand zu ſuchen,
küßte und grüßte den König unterm Helme.
Da entſtand bei dem Herrn Neigung zum Weibe:
eher thät ſie lieben von ganzem Herzen
den Sohn Sigmundur's, eh ſie ihn geſehen hatte.

Runen leſen, ſie wirft ihm dann Str. 15 vor, daß er ſich verbergen wolle, aber wenn er ſie auch noch nicht erblickt, ſo hat ſie ihn doch ſchon geſehen, wie er auf dem Vordertheile des Schiffs kämpfte, und war als Valkyrie und Folgegeiſt zugegen. — 14, 2. eines Hand heimſuchen ſo viel als: einen heimſuchen; wie ſonſt eines Leib für: einen.

15. „var ec |Haudbroddi í |her fastnoþ,
enn |iofur |annan |eiga vildac.
þó siámc, |fylcir, |frænda reiþi,
hefi éc |míns faudir |mun-ráþ brotit."
nam-a |Haugna mær, of |hug mæla:
|hafa, qvaz hon, |Helga |hylli scyldo! —

Helgi qvaþ:

16. |hirþ eigi þú |Haugna reiþi,
ne |illan hug |ættar þinnar:
þú scalt, |mær úng, at |mér lifa.
|ætt |áttu góþa, er |ec siámc."

Helgi samnaþi þá miclom scipa-her oc fór til Frecasteins oc fengo í hafi ofviþri mann-hætt. Þá qvomo leiptr yfir þá oc stóþo geislar í scipin. Þeir sá í loptino, at valkyrior níu riþo oc kendo þeir Sigrúno. Þá lægþi stormin oc quomo þeir heilir til landz. Granmars synir sáto á biargi noccoro, er scipin sigldo at landi. Gudmundr hlióp á hest oc reiþ á niósn á bergit viþ hafnina. Þá hlóþo Volsúngar seglom. Þá qvaþ Guþmundr, sva sem fyrr er ritat í Helga quiþo. *)

---

*) Hier wird unter Helga quida ohne Zweifel H. I. verstanden; da die folgende Str. 17. gerade aus Str. 32. dorther genommen ist.

15, 1. im Heer, in der Versammlung, d. h. feierlich. — 15, 6. Sie sprach, haben sollen, d. h. sprach, daß sie haben solle (wolle), man ersetze das ausgelassene hana, sonst könnte Helga der acc. seyn, und der Sinn: sie sprach, daß Helgi Huld (der Götter) haben sollte, sie wünschte ihm Heil. — 16, 4. Das Ms. hat in góþa, müßte der voc. seyn: du gute,

15. „Dem Haudbroddr war ich in der Versammlung versprochen,
aber einen andern König wollt ich ehlichen.
Doch ich sehe (voraus), Fürst, der Freunde Zorn,
ich habe meines Vaters Lieblings-Willen gebrochen."
Thät nicht Haugni's Tochter gegen ihr Herz reden,
sie sprach: Helgi's Liebe müsse sie haben. —

Helgi sprach:

16. „Achte du nicht Haugni's Zorn,
nicht den zornigen Sinn deines Geschlechts:
du sollst, junge Maid, bei mir leben,
du bist von edler Abkunft, wie ich sehe."

Helgi sammelte da ein großes Schiffsheer und fuhr nach Frekasteinn, und traf sie im Meer ein Männer-gefährliches Unwetter; da fuhren Blitze über sie und schlugen Strahlen in die Schiffe. Sie sahen in der Luft, daß neun Valkyrien ritten, und erkannten sie Sigrun. Da legte sich der Sturm und sie kamen glücklich ans Land. Granmarr's Söhne saßen auf einem Berg, als die Schiffe ans Land segelten. Gudmundr sprang aufs Pferd und ritt auf Kundschaft auf dem Berge gegen das Meer. Da zogen die Volsungen die Segel auf. Da sprach Gudmundr, so wie vor ist beschrieben in Helgi's Lied:

---

vornehme (Sigrún); welcher Gebrauch des Beiworts ohne Subst. kein Beispiel hat (Skirnisf. 53.: in illa mær) und etwas unpassendes und geziertes. Zieht man aber durch Weglassung des Artikels aóþa zu ætt, so wird der Sinn bedeutender, da hier Helgi seine Verbindung mit Sigrún durch ihr edles Geschlecht rechtfertigen will. Vgl. Thorlac de matrimoniis boreal. f. IV. 26 27. Bestätigt wird diese Verbesserung durch das Adject. ætt-góþur in der Sage von Olafr

17. „Hverr er |sylkir, sá er |flota stýrir
oc |feicna-liþ |fœrir at landi?"

Sinfiotli Sigmundar son svaraþi, oc er þat enn ritat. Guþmundr reiþ heim meþ hersaugo. Þá saumneþo Granmars synir her; como þar margir konongar. Þar var Haugni faþir Sigrúnar, oc synir hanns Bragi oc Dagr. Þar var orrosta micil oc fello allir Granmars synir oc allir þeirra haufþingiar, nema Dagr, Haugna son, fecc griþ oc vann eiþa Volsúngom. Sigrún gecc í valinn oc hitti Hauþbrodd, atcominn dauþa. Hon quaþ:

18. „Mun-a þér |Sigrún frá |Sevafiellom,
|Hauþbroddr konongr, |hníga at armi:
liþin er |ævi! |opt nàir hreisi
|granstóþ |griþar |Granmars sona."

Tryggva S. Str. 66. und daselbst Str. 141. attom-góþlt menn. — 18, 3. 4. Die Bedeutung ist sicher: jetzt zerreißen die Wölfe Granmarr's Söhne, aber die Wortauslegung schwierig. Granstóþ griþar heißt gewiß: Pferd des Riesenweibes, d. i. Wolf, denn darauf reiten sie, vgl. Vorgabeiti: „varg má lakka trollkonu hest," und in der Olafr Trygg. S. (Heimskr. I. 221. Kap. A.) „gaf — at drecka blóð aveils drido stodi," gab Blut zu trinken der Abendreiterin (der Hexe, Riesin) Pferd: dem Wolf. In der Egils Saga 440. flagds goti: lupus. Die Schwierigkeit liegt in den Worten: náir hreisi. 1) ist náir die 3. pers. praes. von ék nái, ná, ich ergreife, fasse, und hreisi ein masc., Tatze eines Seehunds, Hand (s. Biörn Hald. und Ol. Worm), so ergibt sich der ausgedrückte Sinn; unter Tatze müßte schon von selbst Wolfstatze verstanden seyn, die als zweiter erklärender nom. noch mit einem poet. Ausdruck genannt wird; sona wäre der gen. pl. von ná regiert, indem die Zeitwörter,

17. „Wer ist der König, der die Flotte beherrscht
und das Grausen-Heer führt ans Land?"

Sinfiotli, Sigmundur's Sohn, antwortete, und ist das auch beschrieben. Gudmundr ritt heim mit Kriegsbotschaft. Da sammelten Granmarr's Söhne ein Heer; kamen da manche Könige; da war Haugni, Vater der Sigrun, und seine Söhne Bragi und Dagr. Da war eine große Schlacht, und fielen alle Söhne Granmarr's und alle ihre Häuptlinge, außer Dagr, Haugni's Sohn, der erhielt Frieden und leistete Eide den Volsungen. Sigrun ging auf die Wahlstätte und fand den Haudbroddr, nahgekommen dem Tod. Sie sprach:

18. „Nicht wird dir Sigrun von Sevafiöll,
König Haudbroddr, im Arme ruhen:
dahin ist das Leben! oft naht die Tatze,
der Riesin Roß Granmarr's Söhnen!"

---

die ein ergreifen ꝛc. bedeuten, mit diesem Fall construirt werden (Gramm. 206.), sonst aber findet es sich mit dem dat. (Dæmis. 52. ei nædi hinni und Hervar. S., S. 68. enn þo Noreg nædak aullom.) Allein diese Wortfügung wäre ungelenk und auf jeden Fall natürlicher gewesen, granstóþ in den gen. zu setzen, hat man nicht etwa die zu große Anhäufung desselben gescheut. Eine andere Auskunft gewährt, statt hreifi zu lesen: hreifa (abl.): der Wolf packt mit der Tatze. — Diese ganze Auslegung bestärken die Worte in dem Lied der Egills S. 124., welches Skallagrimr dem König Haralldr sendet, nachdem er die schönen Söhnlein des Guttormr getödtet:

gengr úlfr ok aurn
of ynglings baurn.

geht herum Wolf und Aar auf den Königs-Kindern. — 2) ganz anders wird die Auslegung, wenn man statt nair liest: nár (nach der andern Form des Zeitworts: nærz wegen des

þá hitti hon Helga oc varþ allfegin; hann qvaþ;

19. „|er-at þér at |aullo |Alvitr, gefit,
þó qveþ éc |nocqvi |Nornir valda:
|fello í morgon at |Frecasteini
|Bragi oc Haugni;' varþ éc |bani þeirra!

20. enn at |Styrkleifom |Starcaþr konongr,
enn at |Hlebiorgom |Hrollaugs synir;
þann sá éc |gylfa |grimmuþgastan,
er |barþiz |dolr, var á |brot haufut.

21. liggia at |jorda |allrafleistir
|niþiar þinar, at |nám orþnir.
|vanntáttu |vígi; |var þér þat scapat,
at þú at |rógi |rícmenni vart."

þá gret Sigrún; hann qvaþ:

22. „|huggastu, Sigrún, |hildr hefir þú oss verit:
vinnat |scioldúngar |scaupom."

hon qvaþ:

„|lifna munda éc nú kiósa, er |liþnir ero,
oc knætta éc þér þo í |faþmi |felaz."

Übergangs des ai in æ, s. Gramm. 53.) und es als den acc. von nárr, Leiche, betrachtet, welcher dann den gen. pl. Granmars sona bestimmt hreiti aber, als den optat. von hrei, fa, raufen, capere, manutractare (vgl. gl. edd. p. 596. und Biorn H.) Demnach ist zu übersetzen, „die Leiche von Granmarr's Söhnen zerreiße der Riesin Pferd (Wolf)!" — 19, 1. Über alvitr s. V. 1. und ebenso heißt H. I. 57. die Walkyrie Sigrún hialmvitr und sarvitr, F. 43. Brynhildur fólkvitr. — 19, 2. Helgi sagt: ich konnte nicht anders, das Schicksal wollte, daß ich deinen Vater und Bruder tödten mußte; so sagt in den Kæmpe V. Carl der

Da fand sie den Helgi und ward gar froh; er sprach:

19. „Nicht ist dir's in allem, Allkluge, nach Wunsch ergangen,
doch weiß ich, daß über einiges Nornen walten;
fielen am Morgen zu Frekasteinn
Bragi und Haugni: ich ward ihr Tödter!

20. Aber zu Styrkleifr (fiel) König Starkadr
und bei Hlebiorg Hrollaugur's Söhne;
das war der Helden grimmigster, den ich sah,
denn sich schlug der Rumpf, als fort war das Haupt.

21. Zur Erde liegen allermeist
deine Verwandten, zu Leichen geworden;
du gewannst nicht bei der Schlacht: das war dir bestimmt,
daß du durch Kampf deines Wunsches theilhaftig wardst."

Da weinte Sigrun; er sprach:

22. „Tröste dich, Sigrun, Hildur bist du uns gewesen,
nicht besiegen Könige ihr Schicksal!"

Sie sprach:

„lebendig möchte ich nun machen, die gestorben sind,
aber könnte ich dir zugleich im Arme ruhen!"

Hauptmann, der auch Vater und Brüder seiner Braut erschlagen, S. 63, V. 55:

jeg kunde det ikke volde,
om jeg mit liv vilde holde.

21, 4. Du solltest deinen Wunsch (mit mir vereinigt zu werden) erst durch einen solchen Kampf (Verlust) erlangen, ihm viel aufopfern. — 22, 1. Hildur, d. h. Kriegsgöttin, Ursache des Kriegs. oss, uns, nämlich uns Kriegern, sowohl mir, als deinen gefallenen Verwandten; dazu paßt das Folgende: Krieger unterliegen dem Schicksal. — 22, 2. Derselbe Spruch Agr. 47. und Gr. 55.

[Þetta qvaþ Guþmundr, Granmars son:

23. „Hverr er |skioldúngr, sá er |skipom |stýrir?
lætr |gunnfána |gullinn fyrir stafni?
þicci=a mér |friþ í |farar broddi,
verpr |vígroþa um |víkinga."

Sinfiotli qvaþ:

24. „Her má |Hauþbroddr |Helga kenna
|flótta=tráuþan í |flota miþiom.
hann hefir |eþli |ættar þinnar
arf fiorsúnga und sic þrúngit."

Guþmundr qvaþ:

25. „Því |firr scola at |Frecasteini
|sáttir |saman um |sakar dyma.
mál er, |Hauþbroddr, |hefnd at vinna,
ef |lægra |lut |lengi barom!"

---

25 — 28. Hier folgt ein Stück, welches eigentlich nicht hierher, sondern in die H. I. gehört, indem es eine abweichende Recension von dem Gespräch des Gudmundr und Sinfiotli gibt, das dort Str 32 — 47 ausführlicher vorkommt. Es hätte auch dasselbst leicht als Beilage angefügt werden können, weil dieser Umstand aber einen Blick in das rhapsodische Wesen dieser Lieder thun läßt, in ihre Entstehung und Zusammensetzung, haben wir es lieber auf diese Weise gelassen, doch von dem andern getrennt, so daß man nicht irren kann, und nach Str. 22. gleich hinter Str. 28. zu lesen fortfahren muß. — 24, 4. Diese Zeile ist nicht leicht zu erklären, und schon die mangelnde Alliteration zeigt, daß sie verderbt ist. 1) Sieht man, ohne Rücksicht auf den Buchstabenreim, die zwei ersten Worte als ein zusammengeschriebenes an, und liest statt fiorsúnga: fiórþunga (erlaubt, da fiórþúnga fast wie fiórssúnga ausgesprochen wird), so wäre arf=fiórþúnga der acc. pl. von arffiórþúngr, Erbviertel. Dies führt auf die weitere Lesart: arf=

[Das ſprach Gudmundur, Granmarr's Sohn:

23. „Wer iſt der König, der die Schiffe beherrſcht,
läßt die goldene Gund-fahne vor dem Steven (wehn)?
nicht dünkt mir Friede an der Flotte Spitze,
Kampf-Röthe ſtrahlt um die Seehelden!"

Einſtolli ſprach:

24. „Hier wird Haudbrodr den Helgi finden,
den flucht-trägen, in der Flotte Mitten.
Er hat das Gut deines Stammes
das Erbe . . . unter ſich gebracht."

Gudmundur ſprach:

25. „Deſto minder ſollen wir zu Frekaſtein
verſöhnt zuſammen in (unſern) Sachen richten.
Zeit iſt, Haudbrodr, Rache zu ſuchen,
da wir geringeres Loos lange trugen."

þriþiúnga, die Erbdrittel, wodurch die Alliteration hergeſtellt wird, die auf þriþiúnga und þrungit ſteht. 2) Oder: fiórþúngr heißt auch Landſchaft, Provinz (nach den vier Vierteln, in welche Island eingetheilt iſt, ſ. Njála Cap. 74. lat. Überſ. p. 228. Note. Maneſſe II. 169*: „es ſing der weite vierten teil." Die Erde ſelbſt zerfällt in drei oder vier Theile.), fiorfúnga aber ſteht für fiórþunga, und arfr fiórþúnga ſind die Länderbeſitzungen, das Erbe des Granmarr's-Geſchlechts in den Landſchaften. Vgl. þriðiúnar goþþiodar in der Hervar. S. S. 192. Die Alliteration ruht auf arf, und, das letztere iſt bedeutend genug, da es den Nachdruck trägt, wie uppi in Gr. 45, 5. — 3) Könnte þriþiúngar ein Drilling heißen, oder wäre þriþurra, von þriþurr, zu ändern? Granmarr hat drei Söhne (Haudbrodr, Gudmundr und Starkodr) und es käme der vorige paſſende Sinn heraus: Helgi hat das Erbe der Dreien, der drei Granmarr's Söhne, beſeſſen. — Vielleicht auch: þriggia júnga. — 25. Guþmundr wendet ſich hier, und ſpricht zu

Sinfiotli qvaþ:

26. „fyrr mundu, |Guþmundr, |geitr um halda
oc |berg-scorar |brattar klifa,
|hafa þér í |hendi |hefli-kylfo:
þat er þér |bliþara, enn |brímis dómar."

Helgi qvaþ:

27. „þér er, |Sinfiotli, |sæmra myclo,
|gunni at heyia oc |glaþa orno,
enn |ónytom |orþom at deila,
þótt |hilldíngar |heiptom deili.

28. þicciat mér |góþir |Granmars synir,
þó dugir |siclíngom |satt at mæla,
þeir |mærct hafa á |Móinsheimo,
at |hug hafa |hiorom at bregþa:
ero |hildíngar |haullzti-sniallir."]

Helgi fecc Sigrúnar oc átto þau sono; var Helgi eigi gamall. Dagr, Haugna son, blótaþi Oþin til fauþor-hefnda. Oþinn leþi Dag geirs sins. Dagr fann Helga mág sinn þar sem heitir at Fiautur-lundi; hann lagþi ígognom Helga meþ geirnom. þar fell Helgi, enn Dagr reiþ til Sevafialla oc sagþi Sigrúno tíþindi:

29. „|trauþr em éc, systir, |trega þér at segia,
þvíat éc hefi |nauþigr |nipti grætta:

---

seinen Brüdern, namentlich dem Hauþbrodr. — 26, 4. Schwertes Aussprüche, Urtheile, d. i. Schwertes Schwung,

Sinfiotli sprach:

26. „Eh'r wirst du, Gudmundur, Geiſe hüten
und ſteile Berg-Scheeren erklimmen,
haben dir in der Hand eine Haſelgerte:
das iſt dir ſchicklicher, als Schwertes Sprüche."

Helgi sprach:

27. „Dir iſt, Sinfiotli, mehr ziemend
Kampf zu verſuchen und Aare zu erfreuen,
als mit unnützen Worten zu zanken:
wenn auch Fürſten im Zorn ſich entzweien.

28. Nicht dünken mir gut Granmarr's Söhne,
doch ziemts Fürſten wahres zu reden;
ſie haben gezeigt zu Moinsheime,
daß ſie Muth haben, Schwerter zu ziehen:
ſind viel-ſchnelle Krieger."]

Helgi empfing Sigrun zur Ehe und ſie hatten Söhne zuſammen. Helgi ward nicht alt. Dagr, Hagni's Sohn, opferte dem Odinn für Vaterrache. Odinn lieh dem Dagr ſeinen Spieß. Dagr fand Helgi ſeinen Schwager da, wo's heißt zum Fiauturlundr; er durchſtieß Helgi mit dem Spieß. Da fiel Helgi, aber Dagr ritt nach Sevafell und ſagte der Sigrun die Märe:

29. „Gezwungen bin ich, Schweſter, Leid dir zu ſagen,
denn ich habe, genöthigt, dich Schweſter weinend gemacht:

Gebrauch. — 28, 5. Das Ms. hat Moins r . . ., war aber leicht aus der entſprechenden Stelle H. I. 47. zu ergänzen.

stell í morgon und Fioturlundi
buðlungr, sá er var beztr í heimi
oc hildingom á hálsi stóð."

Sigrún qvað:

30. „Þic scyli allir eiðar bíta,
þeir er Helga hafðir unna,
at eino lióſa Leiptrar vatni,
oc at úrſvolom Unnarſteini!

31. Scríði-a þat scip, er und þér scríði,
þótt óſca-byrr eptir leggiz!
renni-a sá marr, er und þér renni,
þóttú ſiandr þína forðaz eigir!

32. Bíti-a þér þat sverð, er þú bregðir,
nema ſiálfom þér ſyngvi um haufði!
Þá væri þér hefnt Helga dauða,
ef þú værir vargr á viðom úti
auðs andváni oc alls gamans,
hefir eigi mat, nema á hryum ſpryngir!"

29, 5. á hálsi stóð, stand höher, als alle andere, stand allen auf der Schulter? oder: er fürchtete keinen? sprichwörtliche Redensart, wie bei uns, nur unedel: auf den Leib rücken. — 30. Mit diesen Verwünschungen vergleiche man die der Kraka in der Ragnar Loðbr. S. Cap. 5. des Meerweibs über Hadding (Suhm's Fabelzeit, I. 181.); Waldemars II. bei dem Tod der Königin Leonora (Kæmpe V. S. 569.); des Gayferos in spanischen Liedern (Romancero de Amberes p. 58 b. 193 b). — 30, 1. Die Eide sind scharf, beißend, nach Freidanc 1569. dornstechend; (vergl. nit, Feuer). — 30, 3. Leiptr heißt Glanz, und weiter: Sonne, Gold und Schwert, ist aber auch ein Höllenfluß, s. Grímnis mal 28. — 30, 4. úrſvalr

fiel am Morgen bei Fioturlundr
ein König, der war der beste in der Welt
und den Kriegern auf dem Halse stand."

Sigrun sprach:

30. „Dich sollen alle Eide schneiden,
die du dem Helgi geschworen hattest,
bei der Leiptur glänzendem Wasser
und dem urkalten Unnarstein.

31. Das Schiff schreite nicht, das unter dir schreitet,
wenn auch erwünschter Wind dahinter wehe!
Das Roß renne nicht, das unter dir rennt,
wenn auch vor deinen Feinden du fliehen müssest!

32. Das Schwert schneide nicht, das du ziehst,
wo nicht dir selber es singe ums Haupt!
Da wäre an dir gerächt Helgi's Tod,
wenn du wärest ein Wolf im Walde draußen,
Gutes entwöhnt und aller Freude,
habest keine Speise, wo nicht um Leichen du sprängst!"

Únnarsteinn, ist der urkalte, von den Wellen bespülte, Stein. Es scheint derjenige, welchen die Vøluspá 4, 5. Salarsteinn nennt, und nach einer Variante, die hier näher kommt: Svalrsteinn (vgl. Note h. bei Resen), der Urfelsen, auf welchem zuerst, von der Süd-Sonne beschienen, Gras grünte, s. Vøluspá 14, 3. — 32, 2. Das Schwert singt, epischer Ausdruck für den tönenden Schwung desselben, eben so in der Vilk. S. Cap. 363. von Eckisax. Skofung Hr. Kraki's Schwert singt, wenn es Knochen berührt. S. 109. Balmung tönt im Kampf (Nibel. 9334. 9505. 9508.). Ein Schwert, das im Sturm „als eine Glock ertos" Alphart 373. vgl. 440. Selbst der blinde Wermund unterscheidet

Dagr qvaþ:

33. „|er ertu, systir, oc |ervita,
er þú |broþr þinom |biþr forscapa.
|einn veldr |Oþinn |aullo baulvi,
þvíat meþ |iflúngom |sác-rúnar bar.

34. þér |byþr |bróþir |bauga rauþa,
aull |Vandilsve oc |Vígdali:
hafþu |hálfan |heim, |harms at gioldom,
|brúþr |baug-variþ, oc |burir þínir."

Sigrún qvaþ:

35. „|sitca éc sva sæl at |Sevafiollom
|ár ne um nætr, at éc |una lifi,
nema at |liþi |lofþúngs |lióma bregþi,
renni und |vísa |Vígblør þinig,
|gullbitli vanr, knega éc |grami fagna.

36. sva hafþi |Helgi |hrødda gorva
|fiandr sina alla oc |frøndr þeirra,
sem fyr |úlfi |óþar rynni
|geitr af fialli |geisca-fullar.

37. sva bar |Helgi af |hildíngom
sem |ítr-scapaþr |ascr af þyrni,
eþa sá |dýrcálfr |dauggo slúnginn,
er |øfri ferr |aullom dýrom
oc |horn glóa viþ |himin siálfan."

---

sein Schwert am Klang. Suhm Fabelz. I. 120. Waffen-Sang in A. 35, 2. vgl. 5, 1. — 35, 1. Vgl. O. 15. und Lokasenna 21. — 35, 5. Wo mir nicht Helgi's Geist im himmlischen Licht erscheint, hab ich keine Freude mehr. Man könnte

Dagr ſprach:

33. „Raſend biſt du, Schweſter, und abertwitzig,
da du deinen Bruder verwünſcheſt.
Odinn allein iſt Schuld an allem Unheil,
denn unter Verwandten Zank-Runen er warf.

34. Dir bietet dein Bruder rothe Ringe
ganz Vandilöve und Vigdalir:
hab du das halbe Reich zur Leides-Buße,
du ring-geſchmückte Frau, und deine Söhne."

Sigrun ſprach:

35. „Nicht ſitz' ich ſo ſelig zu Sevaſöll
Morgens noch Nachtens, daß ich mich freue des Lebens,
wo nicht an der (Grab-) Thüre des Helden Licht ausbräche,
renne unter dem König Vigblör daher,
Goldgebiß-gewohnt, daß ich könnte den König umfahen.

36. So hatte Helgi erſchrocken gemacht
alle ſeine Feinde und ihre Freunde,
wie vor dem Wolfe raſend rennen
Geiſe vom Berg, wuthvolle.

37. So erhob ſich Helgi unter den Kriegern,
wie die reingeſchaffene Eſche unterm Dorne
oder das Thierkalb, thau-umſchlungen,
das höher fährt, als alle Thiere
und (ſeine) Hörner glühen gegen den Himmel ſelber!"

---

es vielleicht, weniger gut, auf die Vergangenheit beziehen: ich war nie meines Lebens froh, als wenn des Königs Licht mir zur Seite ſtrahlte. — 35, 4. Über Vigblör, das Roß Helgi's, ſ. das Gloſſar. — 37, 2. itr-ſkapadr, ſonſt auch vel-

haugr var gorr eptir Helga, enn er hann com til Valhallar, þá bauþ Oþinn hanom, aullo at ráþa meþ sér.

Helgi qvaþ:

38. „þú scalt, |Hundíngr, |hveriom manni
|fót-laug geta oc |funa kynda,
|hunda binda, |hesta gæta,
gefa |svínom |soþ, áþr |sofa gángir!"

ambótt Sigrúnar gecc um aptan hiá haugi Helgi oc sá, at Helgi reiþ til haugsins meþ marga menn.

ambótt qvaþ:

39. „hvert ero þat |svic ein, er éc |siá þicciomz,
eþr |ragna-rauc? |ríþa menn dauþir,
er |jóa yþra |oddom keyriþ!
eþr er |hildíngom |heimfor gefin?"

Helgi qvaþ:

40. „er-a þat |svic ein, er þú |siá þicciz,
ne |aldar-rof, þóttu |oss lítir,
þótt vér |jói |ora |oddom keyrim;
enn er |hildíngom |heimfor gefin."

heim gecc ambótt oc sagþi Sigrúno:

41. „utgac þú, |Sigrún frá |Sevafiollom,
ef þic |fólcs-jaþar |finna lystir:

---

skapadr, altd. wolgeschaffet, wolgetan, wolgeboren. — 40, 4. Das Ms. hat ne (noch ist den Helden Heimfahrt gegeben), der Sinn aber scheint dafür en, enn zu verlangen. —

Ein Hügel ward gemacht über Helgi, aber als er kam nach Valhall, da bot Odinn ihm an, in allem zu herrſchen mit ihm.

Helgi ſprach:

38. „Du ſollſt, Hundingur, jedem Manne
Fußbad bereiten und Feuer zünden,
Hunde binden, Hengſte warten,
Futter geben den Schweinen, eh du ſchlafen gehſt!"

Die Magd der Sigrun ging am Abend zum Hügel Helgi's, und ſah, daß Helgi ritt zum Hügel mit manchen Männern.

Die Magd ſprach:

39. „Iſt das Täuſchung allein, was ich zu ſehen glaube
oder Götter-Dämmrung? todte Männer reiten,
da ihr eure Roſſe mit Spornen treibt!
oder iſt den Helden Heimfahrt gegeben?"

Helgi ſprach:

40. „Nicht iſt's Täuſchung allein, was du zu ſehen glaubſt,
noch Welt-Ende, obgleich du uns ſchaueſt,
obgleich wir unſere Roſſe mit Spornen treiben;
aber den Helden iſt Heimfahrt gegeben."

Heim ging die Magd und ſagte der Sigrun:

41. Ausgeh du, Sigrun, von Sevafi·ll,
wenn dich den Volksfürſten zu finden lüſtet:

41, 1. frá Sevafiollom gehört zu Sigrún, ſ. 18 und 41, und nicht zu utgac.

up er |haugr lokinn, kominn er |Helgi,
:: |hreig-spor |dreyra: |dauglingr baþ þic,
at þú |sár-dropa |svefia scyldir.",

Sigrún gecc í hauginn til Helga oc quaþ:

42. „Nú em éc sva |fegin |fundi ocrom,
sem |át-frekir |Oþins-haukar,
er |val vito, |varmar bráþir,
eþr |dauggglitir |dagsbrún siá.

43. fyrr vil éc |kyssa |konong ólifþan,
: enn þú |blóþugri |brynio castir.
|hár er þitt, |Helgi, |hélo þrúngit,
allr er |vísi |valdaugg-slæginn,
|hendr úrsvalar |Haugna mági:
hvé skal éc þér, |buþlúngr, þess |bót of vinna?"

Helgi quaþ:

44. „ein veldr þú, |Sigrún frá |Sevafiollom,
er |Helgi er |harmdaugg-slæginn:

---

42. Merkwürdige, entsprechende Stellen: Wilk. S. S. 94: nu verdur hann sva feginn, sem fugl deigi. Horn and Rimenild, Str. 65:

an thann Horn was at fain o fight
as is the foule of the light,
when it ginneth dawe.

und das engl. Sprichwort: as glad as a fowl of a fair day (Collect. of proverbs by Ray ed. 1768. p. 288.) Heinr. von Mor. (Maneß. I. 51.a):

ich warte der frouwen min,
rehte als des tages din kleinen vogellin.

Der tugendh. Schreiber, II. 102:

fröit sich min gemüte sam din kleinen vogellin,
so si sehent den morgenschin.

auf ist der Hügel geschlossen, kommen ist Helgi,
Kampf-Spuren (Wunden) bluten: der König bat dich,
daß du die Wunden Tropfen schwichtigen solltest."

Sigrun ging in den Hügel zu Helgi und sprach:

42. „Nun bin ich froh unserer Zusammenkunft,
wie die aas-gierigen Habichte Odinns,
wenn sie Leichen wissen, warme Speisen,
oder thaunaß (dunkelfarbig) Tages-Brehen sehn.

43. Ehr will ich küssen den entseelten König,
eh du die blutige Brunie abwirfst.
Dein Haar ist, Helgi, reif-durchdrungen,
ganz ist der König leichenthau (blut-) bespritzt,
die Hände sind urkalt dem Haugni's-Mage:
wie soll ich dir, König, dafür Buße erlangen?"

Helgi sprach:

44. „Allein verursachst du, Sigrun von Sefasioll,
daß Helgi ist mit Leides-Thau (Blut) benetzt:

Nacht (: Winter) ist eddisch: Angst und Krankheit der Vögel, der Tag also Freude. — 43, 4. Wahlthau, d. i. Blut, so bei Conrad von Würzb. (Maness II 201.) „wundentou." drevri, altdeutsch tror, hat besonders die Bedeutung von träufendem, fallendem Thau, und der „süße tror" bedeutet Christi Blut. — 43, 5. magr heißt hier Schwiegersohn. — 44, 1. ein veldr þú: Sigrun ist Schuld daran, daß sein Haar blutberonnen, blutnaß, gefroren ist, denn ihre Thränen sind als Blut auf seinen Leichnam gefallen. Dieser Volksglauben erscheint merkwürdig im altdän. Lied von Aage und Else (hvergang du dig grammer og i din Hu er mod, da er min Kiste forinden som med det levret Blod, s. altdänische Lieder S. 75.) und in dem Märchen, wo das Kind Nachts aus dem Grab kommt,

|grætr þú, |gull-variþ, |grimmom tárom,
|sálbiort |suþren, aþr þú |sofa gángir.
hvert fell |blóþugt á |brióst grami,
|ársvalt, |innfialgt, |ecka þrúngit.

---

und die Mutter bittet, nicht mehr zu weinen, weil sein Todtenhemdchen naß davon werde, und es keine Ruhe habe (Kindermärchen, II. 23.); auch verbietet der Volksglauben noch jetzt, über eine Leiche Thränen zu weinen. Thränen sind nach der Edda: Regen, Schnee der Augen; der Freya Thränen: Gold, und Gold heißt wiederum Blutstropfen, s. vorhin Blut, Thau (34, 4), und über den Zusammenhang zwischen Blut, Schnee und Wasser die altd. Wälder, I. — 44, 5. Das Ms. hat das unpassende Particip. felt. — 44, 6. Wegen des sonst nirgends vorkommenden Ausdrucks innfialgt besonders schwierig. Vorerst scheint es nöthig, diese drei Beiwörter auf das Neutr. brióst, nicht auf das Neutr. tár zu beziehen, da letzteres schon sein Adject. blóþugt hat, und die aus dem Auge der Sigrún heiß strömende Thräne nicht eine eiskalte, wohl aber die todte Brust so heißen kann, auch mag diese ecka þrungit genannt werden, weil die Todten, noch geistig lebend, antwortend aus den Grabhügeln gedacht werden, oder die sorgbedrängte auch die: ehmals sorgbedrängte, bedeuten würde. Innfialgt anlangend, so könnte es 1) zugedeckt, begraben heißen, und die Brust hier für den ganzen Leib stehen; verbergen, hüllen und graben gehen zusammen: Ulf. filhan, altdeutsch felahan, isl. fela. Schwierigkeit macht bloß, daß letzteres im Particip. folginn, Neutr. folgit haben würde; dies könnte nun zwar in folgt, aber schwerlich in fialgt zusammen gezogen werden, denn ia steht wohl für e, nicht aber für o oder u. Olaffen führt S. 76. unter seltenen poetischen Wörtern ein Adject. fialgr auf (vgl. gl. edd. v. fialarr), das er gerade durch skiult erklärt, ohne zu bemerken, woher es genommen, es ist aber in der Ynglinga S. Cap. 47 von Þiódolfr gebraucht in glód-fialgr, glutbedeckt (vom Feuer) oder deckend. 2) Hn Raik verdanken wir eine scharfsinnige Muthmaßung: wie man von þía, zähmen, óþiálgr, (Beiwort) ungezähmt, findet, käme analog fialgr von fia, hassen, be-

du weinst, gold-geschmückte, grimme Zähren,
sonne-brehende, südliche, eh du schlafen gehst.
Jede fiel blutig auf die Brust dem Helden
auf die urkalte, eingegrabene, angst-bedrungene.

---

feinden, Ulf. fijan, hieße also verhaßt, gehaßt, befeindet. Dann scheint jedoch die Vorpartikel inn (ein, hinein) kaum sich zu fügen. 3) In der jetzt lebenden norweg. Sprache findet sich das Adject. fjela, welches Hallager durch zierlich, behaglich, so wie das Wörterbuch im skandinav. Museum, S. 85. ufjela durch: schmutzig, naß, erklärt. Auch diese Auslegung verlangte, wie die vorige, eine Emendation in ófjalgt, und beide gewährten dann passenden Sinn. 4) Am besten ließe sich das inn mit der nachstehenden Vermuthung vereinbaren. Felge ist was krummes, eingrabendes, einschneidendes (vgl. falx, Sichel), die gl. flor. 985. haben felga, flexura und vertigo, Wölbung. 986. felga, occa, Egge; gleichfalls angels. fealg, occa. In der Schweiz ist noch falgen für: das Erdreich aufhacken, umreißen, gangbar (Stalder), und in Westphalen felgen für graben (Weddingen). Es könnte im nord. ein entsprechendes Zeitwort fialga oder fialgia gegolten haben, und fialgat oder fialgit würde zu fialgt sich verhalten, wie skilit zu skilt u. s. w. innfialgt brióst, die eingefelgte, durch Wunden zerrissene Brust. — Felge heißt auch die Wölbung des Rads, isl. hiól-hringr, eben, weil sie in die Erde eindrückt, einschneidet. Vielleicht ist Felge selbst mit hiól verwandt, und die engl. Wörter wheel, Welle, und felly, felloe, wiewohl verschieden, liegen sich etymologisch nah. Das gekrümmte, krümmende Werkzeug, curvum, flexum, ist auch das wölbende und gewölbte, wie hohl, das höhlende und gehöhlte (verwandt mit hüllen und hehlen). Da nun bei Otfried I. 27 68. und IV. 20, 40. steht: „den Namen felgen," d. h. herumbiegen, drehen, ändern, flectere; auch Kilian das altholl. velghen durch versare, drehen, erläutert, so kann eine eingefelgte Brust auch eine gebogene (inflexum), eingefallene, zerbrochene heißen.

45. vel scolom |drecca |dýrar veigar,
þótt |mist hafim |munar oc landa;
scal |engi maþr |ángr-lióþ qveþa,
þótt mér á |briósti |beniar líti.
nú ero |brúþir |byrgþar í haugi,
|lofþa-dísir hiá oss |líþnom!"

Sigrún bió sæing í hauginom:

46. „|her hefi éc þér, |Helgi, |hvílo gorva,
|ángrlausa mioc, |Ylfínga-niþr;
vil éc þér í |faþmi, |fylkir, sofna,
sem éc |lofþúngi |lifnom myndac!"

Helgi qvaþ:

47. „nú qveþ éc |enskis |orvænt vera,
|síþ ne |snimma, at |Sevafiollom,
er þú á |armi |ólifþom sefr,
|hvít, í |haugi, |Haugna dóttir,
oc ertu |qvic, in |konongborna!" —

48. „mál er mér, at |ríþa |roþnar brautir,
láta |faulvan jó |flugstig troþa.

Der gewählte Ausdruck: eingegrabene, paßt zugleich für die erste und die beiden letzten der hier versuchten Erklärungen, wie denn in der That selbst die Wörter: wellen, wölben, fela, graben und bergen, Berg und Grab u. s. w. in ihrem Ursprunge sich nähern. — 45. dýrar veigar drecka, vgl. Hervar. S. S. 192. fagrar veigar bióþa. — 47, 2. spät noch früh, poetisch für: immer, wie Tristan 5647. Eneidt 4383. 4967. Trojan. Krieg 7373. 16010. Iwein 5208. Roman de Berte Ms. 7188. fol. 16.ª soir et matinée. Ähnlich oben Str 55. ár ok um nætr. Tag und Nacht Reinfr. v. Braunschw. Hanöv. Ms. s. 174.ª 181.ª Hildebr. Lied 45.

45. Wohl ſollen wir trinken köſtliche Tränke,
wenn gleich wir haben verloren Freude und Lande;
Niemand ſoll ein Trauer-Lied ſingen,
wenn gleich er mir in der Bruſt Wunden ſchaue;
nun ſind Weiber verborgen im Hügel,
Königs-Frauen bei uns, dem Geſtorbenen!"

Sigrun bereitete ein Bett im Hügel:

46. „Hier hab' ich dir, Helgi, ein Ruhbett gemacht,
ein gar ſorgloſes, du Yſingen-Sohn;
ich will die im Arme, König, ſchlafen,
wie ich dem lebenden König thäte!"

Helgi ſprach:

47. „Nun ſag' ich nichts unglaublich ſey,
ſpät noch früh, zu Sevaſtoll,
da du im Arme dem Entſeelten ſchl[illegible]ſt,
im Hügel, ſchöne Haugni's-Tochter,
und du biſt lebendig, du König-geborne!" —

48. „Zeit iſt mir, zu reiten geröthete Wege,
das fahle Pferd den Luftſteig treten zu laſſen.

Sommer und Winter u. ſ. w. Vgl. Note zu S. M. 4. — 48. Helgi wittert den Tag, und muß dann, wie alle Geiſter, vor dem Hahnenſchrei fort (auch Aage ſagt zur Elſe: „nun kräht der Hahn der rothe, da muß ich fort ins Grab." Eneidt 2607. Der Geiſt muß beim „Hahnecrat" fort.); das fahle Pferd ſind die Wolken; geröthete Wege, das Morgenroth. Er will vor der Vindhialmr's Brücke ſeyn, dieſe iſt der Flugſteig (über den man nämlich leicht hinfliegt, ſo heißt in Olafr Helgi's Sage das Meer flug-ſtigr, vgl. das Gloſſar), über welchen der Weg eilig geht (denn die Wolken ſegeln auch ſchnell), und ſchwerlich etwas anderes, als der

scal éc fyr |vestan |Vindhiálms brúar,
áþr |Salgofnir |sigr-þióþ veki!"

þeir Helgi ríþo leiþ sína, en þær fóro heim til byiar. annan aptan let, Sigrún ambótt halda vorþ á hauginom. enn at dagsetri, er Sigrún com til haugsins, hon qvaþ:

49. „|cominn væri nú, ef |koma hygþi,
|Sigmundar burr frá |saulom Oþins.
qveþ éc, |grams þinig |grænaz vanir,
er á |asclimom |ernir sitia
oc |drifr |drótt aull |draum-þínga til."

ambótt qvaþ:

50. „ver þú eigi sva |er, at |ein farir,
|dis scioldúnga, |draug-húsa til;
verþa |auflgari |allir á nóttom
|dauþir |dolgar, mær! enn um |daga liósa."

Sigrún varþ scammlíf af harmi oc trega. þat var trúa í fornescio, at menn væri endrbornir; enn þat er nú caulluþ kerlínga villa. Helgi oc Sigrún er callat, at væri endrborin. het han þá Helgi Haddingia-scati, enn hon Kara Halfdánar dóttir, sva sem qveþit er í Karo-lióþom; oc var hon valkyria.

Regenbogen (sonst: Bifrauſt), auf welchem Götter und Helden nach Valhaull hinreiten. Vindhiálmr kommt sonst nicht vor, erklärt sich aber vielleicht aus dem Regenbogen, der in Vindheimr, in der Luftwelt (s. Voluspa 57.) die Decke ist, das über sie hingespannte. Wenn Helgi westlich vor dem Regenbogen seyn will, so muß er von Westen nach Osten ausgespannt gedacht werden, so daß Valhaull am entgegengesetzten Ende in Osten liegt, welches ganz richtig ist, da es zu

Ich ſoll ſeyn weſtlich vor Vindhialmur's Brücke,
ehe Salgofnir das Siegervolk wecke!"

Helgi und ſeine Männer ritten ihren Weg und die Weiber fuhren heim nach Haus. Den andern Abend ließ Sigrun die Magd Wache halten am Hügel. Aber bei Sonnen-Untergang, als Sigrun zum Hügel kam, ſprach ſie:

49. „Gekommen wäre nun, wenn zu kommen dächte
Sigmundur's Sohn aus den Sälen Odinns.
Ich ſag, auf des Helden Ankunft ſchwindet die Hoffnung,
wann auf Eſchenzweigen die Aare ſitzen,
und alles Volk eilt dem Traum-Thing zu."

Die Magd ſprach:

50. „Sey du nicht ſo raſend, daß du allein fahreſt,
Skieldungen-Tochter, zu den Geiſter-Häuſern;
mächtiger werden in den Nächten alle
todten Krieger, Maid, als am lichten Tage."

Sigrun war kurzlebend vor Harm und Leid. Es war Glauben im Alterthum, daß die Menſchen wiedergeboren würden, aber das iſt nun genannt alter Weiber Irrthum. Von Helgi und Sigrun wird geſagt, daß ſie wären wiedergeboren; er hieß da Helgi Haddingia-Held, aber ſie Kara, Halfdans Tochter, ſo wie beſungen iſt in den Kara-Liedern; und war ſie Valkyrie.

Asgardr gehört. — 48, 3. ſkal ék, nämlich: vera. — 49, 3. þinnig, etwa: tilkomu, der Ankunft hierher. Dico evaneſcere ſpem, i. e. evaneſcit ſpes, principis huc (venturi, exſpectandi.) — 50, 5. Auf ähnliche Weiſe will der Hirte in der Hervar. S. S. 52. 53. den Hiervardur ſchrecken.

Sinfiotla lok. Gripis spá. um Reigin. um Hnikar.

Inhalt.

Sinfiotli's Ende. Sinfiotli, Sigmundurs älteſter Sohn, tödtet als Nebenbuhler den Hroar, Bruder ſeiner Stiefmutter Borghildr. Dieſe vergiftet ihn dafür beim Todtenmahl. Sigmundur trägt die Leiche fort, ein Fremder nimmt ſie bei einem Meerbuſen in ſein Boot und verſchwindet damit. Sigmundur heirathet die Hiordis, Eylimi's Tochter, zeugt mit ihr den Sigurdur und fällt im Kampf gegen die Söhne Hundingaur's. Hiordis vermählt ſich wieder mit Alfr, Sohne des Königs Hialprekur, bei welchem Stiefvater Sigurdur als Kind lebt.

Gripir's Weiſſagung. Sigurdur reitet zu ſeinem Mutterbruder, dem prophetiſchen Gripir. Dieſer verkündigt ihm ſeinen zukünftigen Ruhm, 1—9, und, wie er mehr hören will: Rache an den Söhnen Hundingaur's, 11; Tod Fafnir's und Reigiinn's; Erwerb des Golds, 13—15; von Brynhildur, 17—19. Nun will er aufhören, 21—26, aber Sigurdur treibt ihn, da ſagt er heraus: Eidbruch an Brynhildur, durch Schuld der Grimhildr; Ehe mit Gudrun, 29—36; wie er in Gunnarr's Geſtalt und für ihn die Brynhildur wirbt, 37—44; Rache der betrogenen Frau, und ſeinen Tod durch Gudrun's Brüder, 47—53. Doch ungetrübt bleibe ſein Ruhm, 54; worauf Sigurdur ſcheidet, 55.

Von Reiginn und Oturs Sühne. Sigurdur wählt ſich aus Hialprekur's Stall das Roß Grani. Reiginn ſein Erzieher erzählt ihm eine Abenteure: die drei Aſen: Odinn, Hönir und Loki ziehen aus, Loki tödtet Reiginn's Bruder Otur, welcher Otter's Geſtalt hat, in Andvari's Waſſer. Hreidmarr, der Vater, fordert Sühne in Gold, welches Loki dem Andvari erſt abzwingen muß. (Einleitung.) Der Zwerg gedenkt ſeines Schickſals, und wie Loki den letzten Ring auch wegnimmt, legt er zornig einen Fluch auf das Gold, 1—9. Fafnir, der andere Bruder, und Reiginn verlangen von Hreidmarr Antheil am Gold, weil er ihn verweigert, tödtet ihn Fafnir. Der Sterbende ruft ſeine Töchter Lyngheidur und Lofnheidur zur Rache, 10. 11. Fafnir nimmt das Gold allein weg, Lyngheidur räth dem Reiginn nicht zur Gewalt gegen ihn, 12. Reiginn preiſt nun den Sigurdur, 13. 14, und reizt ihn zu Fafnir's Tod, wozu er ihm Gramr ſchmiedet. Sigurdur will erſt ſeinen Großvater Eylimi an Hundingaur's Söhnen rächen.

Von Hnikarr. Auf der Fahrt gegen die Hundinger entſteht Sturm. Ein Mann aus dem Berge (Odinn) tritt ans Schiff, tröſtet ihn, 1—5, und giebt dem Sigurdur gute Lehren für den Kampf, 5—10. Er beſiegt die Hundinger, 11.

Sinfiotla lok
eþr
frá dauþa Sinfiotla.

Sigmundr, Vaulsúngs son, var konongr á Fraklandi. Sinfiotli var ellztr hans sona, annarr Helgi, þríþi Hámundr. Borghildr cona Sigmundar átti bróþor, er het Hróar; enn Sinfiotli stiúpsonr hennar oc hann baþo einnar kono baþir, oc fyri þá sauc drap Sinfiotli hann. enn er hann com heim, þá baþ Borghildr hann fara á brot. enn Sigmundr bauþ henni fæ-bøtr oc þat varþ hon at þiggia enn at erfino bar Borghildr aul; hon tóc eitr micit horn fullt oc bar Sinfiotla. enn er hann sá í hornit, scildi hann, at eitr var í, oc sagþi Sigmundi: „giorotr er drycorinn ai!" Sigmundr tóc hornit oc dracc af. sva er sagt, at Sigmundr var harþ-gorr *), at hvarki mátti hanom eitr granda útan ne innan, enn allir synir hanns stóþuzc eitr á haurund útan. Borghildr bar annat horn Sinfiotla oc baþ drecca, oc fór alt sem fyrr. oc enn it þriþia sinn bar

---

Aus dem verlornen Lied von Sinfiotli's früheren Begebenheiten hat die Volf. S. Cap. 15 noch zwei Zeilen aufbewahrt:

rista af [meani] mikla helln
[Sigmundur hiorvi ok Sinfiotli.
Zerreißen mit Kraft den großen Felsen
Sigmundur mit dem Schwert und Sinfiotli.

Sinfiotli's Ende
oder
vom Tode Sinfiotli's.

Sigmundur, Volsungur's Sohn, war König in Frackland. Sinfiotli war der älteste von seinen Söhnen, der zweite Helgi, der dritte Hamundur. Borghildur, Sigmundur's Frau, hatte einen Bruder, der hieß Hroar. Aber Sinfiotli, ihr Stiefsohn, und er freiten beide um ein Weib, und um diese Sache erschlug ihn Sinfiotli. Und als er heim kam, da hieß ihn Borghildr fortgehen, aber Sigmundur bot ihr Geld-Bußen, und das that sie annehmen. Aber beim Todtengelag trug Borghildr Bier herum; sie nahm Gift, ein großes Horn voll, und brachte es dem Sinfiotli. Und als er sah in das Horn, unterschied er, daß Gift war darin, und sagte dem Sigmundur: „giftlich ist der Trank immer!" Sigmundur nahm das Horn und trank aus. So ist gesagt, daß Sigmundur war hart gemacht, daß kein Gift ihm schaden mogte außen noch innen, aber alle seine Söhne ertrugen Gift auf der Haut ausenenig. Borghildr brachte ein anderes Horn

---

Als sie nämlich von Siggeir eingeschlossen waren, und Signy ihnen das Schwert Sigmundur's in Speck zugeworfen hatte.

*) harþ-gorr, hart-festgemacht, wie man sich noch jetzt nach dem Volksglauben gegen Hieb, Stich und Kugeln fest machen kann. Ausgezeichnete Helden haben gewöhnlich diese Eigenschaft; Sinfiotli ist's in einem geringeren Grad.

hon hanom hornit oc þó ámælis-orþ meþ, ef han drycci eigi af. hann mælti enn sem fyrr viþ Sigmund; hann sagþi: „lattu gron sía *) þá, sonr." Sinfiotli dracc oc varþ þegar dauþr. Sigmundr bar hann lángar leiþir í fángi sér, oc com at fyrþi einom mióvom oc longom, oc var þar scip eitt lítit oc maþr einn á. hann bauþ Sigmundi far of fiorþinn, enn er Sigmundr bar licit út á scipit, þá var bátrinn hlaþinn. karl mælti, at Sigmundr scyldi fara fyrir inn á fiorþinn. karl hratt út scipino oc hvarf þegar. Sigmundr konongr dvalþiz lengi í Danmorc í ríki Borghildar, síþan er hann fecc hennar. fór Sigmundr þá suþr í Fracland til þess ríkis, er hann átti þar. þá fecc hann Hiordísar dóttor Eylima konongs, þeirra son var Sigurþr. Sigmundr konongr fell í orrosto fyri Hundings sonom. enn Hiordís giptiz þá Alfi, syni Hiálpreks konongs. óx Sigurþr þar up í barnæsco. Sigmundr oc allir synir hanns voro lángt um fram alla menn aþra um afl oc vext oc hug oc alla atgervi. Sigurþr var þá allra framarstr oc hann calla allir menn í forn-fryþum um alla menn fram oc gaufgastan her-kononga.

---

*) lattu gron sía (ebenso in der Vols. S.), entweder bloß sprichwörtlicher Ausdruck für trinken, wie wir etwa: laß es hinunter laufen; oder: schlürfe und halte das Gift durch die Lippen zurück, wie es Volksregel ist: „trink wie ein Rind," d. h. schlürfe. Auch Torfäus hist. norveg. X. 34. sagt: „ut labiis colaret liquorem, hortatus est." Erläuternd ist hier Fischarts Gargantua, S. 85.: „ich trink nicht

dem Sinfiotli und hieß ihn trinken, und es geſchah ganz wie vorher. Und zum dritten Mal brachte ſie ihm das Horn, und zwar mit Drohworten, wenn er nicht abtrinke. Er ſprach aber, wie vorher, zum Sigmundur; der ſagte: „laß du die Lippen (den Bart) da ſtehen, Sohn!" Sinfiotli tränk und war alsbald todt. Sigmundur trug ihn lange Wege ſich in den Armen, und kam da zu einer ſchmalen und langen Furt, und war da ein kleines Schiff und ein Mann darin. Er bot dem Sigmundur die Fahrt an über die Furt, aber als Sigmundur die Leiche hinaustrug ins Schiff, da war das Boot geladen. Der Mann ſprach, daß Sigmundur ſolle voran hinein gehen in die Furt. Der Mann ſtieß ab mit dem Schiffe und verſchwand alsbald. König Sigmundur hielt ſich lange in Dännark auf im Reiche der Borghildur und heirathete ſie darnach. Sigmundur fuhr da ſüdlich nach Frackland in das Reich, das er da hatte. Da empfing er zur Ehe Hiordis, Tochter Königs Eylimi, ihr Sohn war Sigurdur. König Sigmundur fiel im Kampf vor Hundingur's Söhnen, und Hiordis vermählte ſich da dem Alfr, Sohne Königs Hialprekur. Sigurdur wuchs da auf in der Kindheit. Sigmundur und alle ſeine Söhne waren weit über alle andere Männer an Stärke und Wuchs und aller Tüchtigkeit. Sigurdur war da der allervorderſte, und ihn nennen alle Männer in alten Sagen vor allen Männern voran und den begabteſten der Heer-Könige.

---

durch die Sig (Sieh), aber durch den Bart ſaugen, das iſt das beſt."

Gripis spá.

Gripir het son Eylima, broþir Hiordísar, hann reþ londom oc var allra manna vitrastr oc framvíss. Sigurþr reiþ einn saman oc com til hallar Gripis. Sigurþr var auþkendr. hann hitti mann at máli úti fyrir hallinni, sá nefndiz Geitir. þá quaddi Sigurþr hann máls oc spyr:

1. „Hverr byggir her borgir þessar?
hvat þann þioþkonung þegnar nefna?"

Geitir quaþ:

2. „Gripir heitir gumna stióri,
sá er fastri ræþr foldo oc þegnom."

Sigurþr quaþ:

3. „er horscr konungr heima í landi,
mun sá grami viþ mic ganga at mæla,
máls er þarfi maþr ókunnigr,
vil ec fliótliga finna Gripi."

Geitir quaþ:

4. „þess mun glaþr konungr Geiti spyria:
hverr sá maþr sé, er máls queþr Gripi?"

(Gedruckt bei Olafsen, S. 22. Str. 9. — Thorl. IV. 71. Str. 51.)

3, 3. þarfi, die bestimmte Form ohne hinn, oder es ist þarfr zu lesen. — 4, 1. glaþr konungr, eigentlich so viel als ríkr konungr (s. 28, 1.), der edle, gnädige König (vgl. 29, 4. dýrr; 49, 5. ítr), gerade wie ein reicher Muth im altdeutschen

Gripir's Weissagung.

Gripir hieß der Sohn Eylimi's, Bruder der Hiordis, er beherrschte die Lande, und war aller Männer weisester und vorauswissend. Sigurdur ritt allein und kam zur Halle Gripir's. Sigurdur war leicht kenntlich. Er traf einen Mann zur Rede außen vor der Halle, der nannte sich Geitir. Da verlangte Sigurdur von ihm Unterredung und fragt:

1. „Wer bewohnt hier diese Burgen?
wie nennen diesen Volk-König die Leute?"

Geitir sprach:

2. „Gripir heißt der Männer-Steurer,
der das feste Land beherrscht und die Leute."

Sigurdur sprach:

3. „Ist der kluge König heim im Lande,
soll er, der Fürst, gehen mit mir zu reden,
der Unterredung bedarf der unbekannte Mann,
ich wünsche bald zu finden den Gripir."

Geitir sprach:

4. „Das wird der milde König den Geitir fragen:
wer der Mann sey, der Unterredung verlangt von Gripir?"

---

oft für frohen Muth steht. Könige und Götter sind gnädig und mild, häufig: in bliþo regin, die frohen, seligen Götter, so wie mildinge auch König heißt. Vgl. das Glossar v. bliþr.

Sigurþr quaþ:

5. „|Sigurþr ec heiti, borinn |Sigmundi,
enn |Hiördís er |hilmis móþir." —

6. Þá |sagþi |Geitir, |Gripi at segia:
„Her er maþr |úti |ó-kuþr kominn,
hann er |ítarligr at |líti,
sá vill, |stillir, |fund þinn hafa." —

7. gengr ut |scála |scatna drottinn,
oc |heilsar vel |hilmi comnom:
„þigg þú her, |Sigurþr, væri |sømra fyrr;
enn þú, |Geitir, tác viþ |Grana sialfom."

8. |mæla nam oc |mart hiala,
þá er |ráþ-spacir |reccar fundust:
„segþú |mér, ef þú veizt, |móþur-bróþir,
hvé mun |Sigurþi |snúna æfi?"

Gripir quaþ:

9. „Þú munt |maþr verþa |mæstr und sólo,
oc |hæstr borinn |hveriom iofri,
|giofull at |gulli enn |gløggr flugar,
|ítr |áliti oc í |orþom spacr."

6, 2. Vgl. die entsprechende Stelle in der Hervar. S. Cap. 16. S. 18?. — 6, 3. ítarligr at aliti, s. 9, 4 — 6, 4. eines Fund haben, einen besuchen, finden, aller trouver quelqu'un. Vgl. 5, 4. finna. — 7, 3 þigg þú her, Begrüßungsformel: sey willkommen! — 7, 4. væri sømri fyrr, entweder: es wäre besser du wärst früher zu mir gekommen, oder: wäre es ziemlicher für deinen Empfang bereitet! — sialfom steht hier gleichgültig und ohne den Nachdruck des

Sigurdur sprach:

5. „Sigurdur heiß ich, geboren dem Sigmundur,
aber Hiordis ist (meine) des Königs Mutter." —

6. Da ging Geitir, dem Gripir zu sagen:
„hier ist ein unbekannter Mann außen gekommen,
er ist herrlich von Antlitz,
der will, Fürst, Zusammenkunft mit dir haben." —

7. Aus dem Gemach ging der Helden-Fürst,
und grüßet wohl den angekommnen König:
„nim̃ du hier vorlieb, Sigurdur, wäre ziemlicher zuvor;
aber du, Geitir, nimm ab Grani selber."

8. Sie begannen zu reden und manches zu plaudern,
da als die rath-klugen Recken sich fanden:
„sag du mir, wenn du's weißt, Mutter-Bruder,
wie wird dem Sigurdur sich winden der Lebenslauf?"

Gripir sprach:

9. „Du wirst werden der größte Mann unter der Sonne,
und der höchste geboren vor jedem Fürsten,
gaben-mild und sparend die Flucht,
herrlich von Antlitz und in Worten weis."

Grani, den das deutsche Wort hat. — 8, 4. Über die Erklärung von snúna s. das gl. edd. h. v. Gunnar Paulsen meint, es könne auch bildlich auf die Schicksalsfäden gedeutet werden. Vgl. H. I. 3, 1. R. 2, 3 und 14. — 9, 5. at gulli, nach Olaksen, das Ms. hat falsch: af gulli. — gleyggr hier der Gegensatz von giofull, sonst auch: trauþr flugar. — 9, 4. í orþom spakr, was 8, 2. ráþ-spakr, rath- oder redeklug, mál-spakr, altd. wortwise, ist.

Sigurþr qvaþ:

10. „segþú |gegn konongr, |gørr en ec spyria
|snotr, |Sigurþi, ef þú |siá þicciz:
hvat mun |fyrst gøraz til |farnaþar,
þá er ec or |garþi emc |genginn þinom?"

Gripir qvaþ:

11. |Fyrst muntu, |fylcir, |fauþr um hefna,
oc |Eylima-|alls harms reca,
þú munt |harþa |Hundings sono
|snialla fella; mundu |sigr hafa!"

Sigurþr qvaþ:

12. „segþú, |itr konongr, |ættingi mér,
|heldr |hverscliga, er viþ |hugat mælom:
|sér þú |Sigurþar |snør bragþ fyrir,
þau er |hæst fara und |himin-scautom?"

Gripir qvaþ:

13. mundu |einn vega |orm inn frána,
þann er |gráþugr ligr á |Gnítaheiþi;
þú munt |báþom at |bana verþa
|Regin oc Fafni: |rett segir Gripir!"

10, 1. Man kann gegn-konongr, geneigter, milder König, zusammen nehmen oder auf segia beziehen: seg þú gegn, antworte mir, erwiedere. — gørr en ec spyria, vgl. HS. 29. — 12, 1. mér gehört zu segia, nicht zum Vocat. ættingi, oder es wäre zu lesen: ættingia mér, mir deinem Verwandten. — 12, 2. hugat mælom, vgl. 16, 1 í hugaz reþo und H II. 15, 5. of hug mæla, reden, was aus dem Herzen, dem Geist kommt, was nicht bloß die Lippen sa-

Sigurdur sprach:

10. „Sag du, milder König, genauer als ich frage,
weiser, dem Sigurdur, wenn du's vorauszusehen glaubst:
was wird zuerst sich ereignen (mir) zur Wohlfahrt,
wenn ich gegangen bin aus deinem Hof?"

Gripir sprach:

11. „Erst wirst du, Fürst, (deinen) Vater rächen
und den Eylimi für alles Leid rächen.
Du wirst die harten Söhne Hundingur's,
die raschen, fällen; du wirst den Sieg haben!"

Sigurdur sprach:

12. „Sag du, herrlicher König, Verwandter mir,
recht genau, da wir herzlich reden:
siehst du tapfere Thaten Sigurdur's voraus,
die aufs höchste fahren unter das Himmelszelt?"

Gripir sprach:

13. „Du allein wirst tödten den glänzenden Wurm,
den, der gefräßig liegt auf Gnitaheidi;
Du wirst beiden zum Tode werden
dem Reginn und Fafnir: wahr sagt Gripir!"

---

gen, daher: zutraulich, wahrhaftig, s. das Glossar. — 12, 4. himin-skaut, Himmelsschooß, was unser: Himmels-Rand, Zelt, Dach, wie die Hervar. S. 62 und robusst tialdi Und himin-skautom. also: unterm Himmels dem schützenden, gewölbten. Schooß heißt auch Kleidung, Decke, und könnte in dieser Bedeutung auf Himmelsdach leiten; der Himmel an sich ist schon Schild, Wolbung.

Sigurþr qvaþ:

14. „|auþr mun |œrinn, ef éc |slíkt sva
|víg meþ |virþom, sem þú |víst segir;
|leiþ at huga oc |lengi seg:
hvat mun |enn vera |æfi minnar?"

Gripir qvaþ:

15. „Þú munt |finna |Fafnis bóli,
oc |up taca |auþ inn fagra,
|gulli hlaþa á |Grana bógo,
ríþr þú til |Giúca, |gramr víg-risinn!"

Sigurþr qvaþ:

16. „enn scaltu |hilmi í |hugaz ræþo,
|framlyndr jofurr, |fleira segia;
|gestr em éc |Giúca oc éc |geng þaþan:
hvat mun |enn vera |æfi minnar?"

Gripir qvaþ:

17. „sefr á |fialli |fylcis dóttir,
|biort í |brynio, eptir |bana Helga:
þú munt |hoggva |hvosso sverþi,
|brynio rista meþ |bana Fafnis."

Sigurþr qvaþ:

18. „|brotin er |brynia, |brúþr mæla tecr,
er |vacnaþi |víf or svefni;

14, 1. aúþr mun œrinn, nämlich: vera. — 14, 4. æfi minnar, dieser Genitiv wird von hvat regiert. Dieselbe Frage 16, 4. und 20, 3—4. — 17, 1. fylkis dóttir, d. h. Brunhildur. — 17, 2. Nach dem Tode Helgis! Vgl. H. V. Str. 7. 8. — 17, 4. meþ bana Fafnis, mit dem

Sigurdur ſprach:

14. „Schatz wird reichlicher (mir), wenn ich vollbringe ſo
Kampf mit Männern, wie du gewiß ſagſt;
forſche im Geiſt und weiter ſage:
wie wird wohl ſeyn mein Lebenslauf?"

Gripir ſprach:

15. „Du wirſt finden Fafnir's Wohnung
und wegnehmen den ſchönen Schatz,
Geld laden auf Grani's Rücken;
(dann) reiteſt du zu Giuki, kampf-rüſtiger Held!"

Sigurdur ſprach:

16. „Noch ſollſt du (mir) dem Fürſten in herzlicher Rede,
vorausſchauender König, mehres ſagen;
Gaſt bin ich Giuki's und ich gehe von dannen:
wie wird wohl ſeyn mein Lebenslauf?"

Gripir ſprach:

17. „Auf dem Berge ſchläft eine Fürſten-Tochter,
glänzend in der Brunie nach dem Tode Helgi's:
du wirſt ſchneiden mit ſcharfem Schwert,
die Brunie aufreißen mit dem Zahne Fafnir's."

Sigurdur ſprach:

18. „Zerbrochen iſt die Brunie, die Jungfrau reden beginnt,
das Weib, das aus dem Schlaf erwachte;

Schwerte Gramar zu Fafnir's Tod, von Reigin geſchmiedet. — 16. Sigurdur bemerkt gleich ſelber, was nach dem Zerreißen des Panzers geſchehen wird, um nicht mit Unnöthigem aufgehalten zu werden, begierig, weiter ſein Schickſal zu erfahren.

hvat mun |snót at helldr við |Sigurð mæla,
þat er at |farnaði |fylci verði?"

Gripir qvað:

19. „Hon mun |ríkiom |þér |rúnar kenna,
|allar þær er |aldir |eignaz vildo,
oc á |mannz túngo |mæla hverja;
|líf með |læcning: |lif þú heill, konungr!"

Sigurðr qvað:

20. „Þá er |því |lokit, numin ero |fræði,
oc em |braut þaðan |búinn at ríða;
|leið at huga oc |lengra sæg:
hvat mun |meirr verða |minnar æfi?"

Gripir qvað:

21. „Þú munt |hitta |Heimis bygðir,
oc |glaðr vera |gestr þióð-konungs!
|farit er, Sigurðr, |þaz ec |fyrr vissac;
scal-a |fremr enn sva |fregna Gripi."

Sigurðr qvað:

22. „Nú fær mér |ecca |orð, þaz þú mæltir,
|þvíat þú |fram um sér, |fylcir, lengra;
veiztu |of-micit |ángr Sigurði,
|því þú, |Gripir, |þat |gerr-a segia?"

18, 5. at helldr, schwer zu übersetzen und fast ohne Bedeutung, s. mehr darüber im Glossar. — 19, 4. líf með læcning, nämlich: kenna. — 20, 1. Das Ms. hat þvi lokit, die fehlende Alliteration führt aber auf unsere Verbesser-

was wird die kluge eigentlich mit Sigurdur reden,
das zur Wohlfahrt (mir) dem Fürsten werde?"

Gripir sprach:

19. „Sie wird dir, dem mächtigen, Runen künden,
alle, die Menschen zu besitzen wünschten,
und in jeder Menschen-Zunge zu reden;
Salben zur Heilung: leb' du glücklich, König!"

Sigurdur sprach:

20. „Nun ist das vorbei: gelernt ist die Weisheit,
und ich bin bereit fort von dannen zu reiten;
forsche im Geist und weiter sage:
wie wird ferner werden mein Lebenslauf?"

Gripir sprach:

21. „Du wirst kommen zu Heimir's Häusern
und ein fröhlicher Gast seyn des Volk-Königs.
Zu Ende ist, Sigurdur, was ich voraus wußte,
(man) soll nicht mehr als das fragen den Gripir!"

Sigurdur sprach:

22. „Nun bringt mir Sorge das Wort, das du sprachst,
denn du siehst voraus, König, weiteres:
weißt du übergroße Angst für Sigurdur,
darum du, Gripir, das nicht thust sagen?"

---

rung, welche im Sinn nichts ändert; vgl. 21, 5. und 23, 4. Man könnte auch lesen:

þu er því lokit, þannin ero freþi

21, 4. skal-a, nämlich: wahr, man, hier: Sigurdur. — 22, 3—4. Weißt du ein so großes Unglück, daß du mir darum nichts weiter sagen willst.

Gripir quaþ:

23. „lá mér um |ysco |æsi þinnar
|liósast fyrir |líta eptir,
|rett emc-a ér |ráþ-spacr taliþr,
ne in heldr |framviss; |fa-it þat ér vissac!"

Sigurþr quaþ:

24. „|mann veit ér engi fyr |mold neþan,
þann er |fleira sé |fram, enn þú Gripir;
scalatu |leyna þat |liót sé,
eþr |mein goriz á |minom hag."

Gripir quaþ:

25. „er-a meþ |laustom |laugþ æsi þér,
lattu inn |ítri þat |auþlingr nemaz,
þvíat |uppi mun, meþan |auld lísir,
|nad-eis boþi, |nafn þitt vera."

Sigurþr quaþ:

26. „|verst hyggiom því, |verþr at sciliaz
|Sigurþr viþ fylci at |sva goro;
|leiþ vísa þú, (|lagt er alt fyrir!)
|myrr, |mér, ef þú vilt, |móþor-bróþir."

25, 1—2. fyrir gehört zu lá, von fyrir liggia (so steht in 26, 5. fyrir lagt), es lag mir vor Augen, im Herzen (war mir gegönnt, offenbart), eptir líta (nach zu sehen, zu erforschen). Es ist zugleich Wortspiel mit den zwei entgegengesetzten Ausdrücken. — þinnar könnte zwar auch auf ysku bezogen werden, besser aber auf æsi, nach der entsprechenden Frage in 14, 4, s. Note daselbst. — 25, 1. Das Ms. liest: er, der Sinn verlangt aber klar die Verbesserung. R. — 25, 2. Laß du das immerhin kühn, furchtlos, sich anheben. — 25, 3. 4. Epischer Ausdruck von Sigurdur, s. Str. 45. 54., und um Regin 14. (eine entsprechende Stelle in Vpln-spa 16, 3.); auch

Gripir sprach:

23. Mir lags, die Jugend deines Lebens
zu erforschen, aufs hellste vor (Augen);
nicht mit Recht bin ich rath-klug genannt
oder vorausschauend; zu Ende ist, was ich wußte!"

Sigurdur sprach:

24. „Keinen Mann weiß ich auf Erden nieden,
der mehr voraussehe, als du, Gripir;
nicht sollst du hehlen, was leidig sey,
oder was Schaden bringt in meinem Geschick."

Gripir sprach:

25. „Nicht ist dir zu Lastern bestimmt der Lebenslauf,
laß du das, herrlicher Edeling, fahren,
denn erhaben wird, so lang Menschengeschlecht lebt,
Natter (Schwert)-Sturms-Bote (Held) dein Name seyn."

Sigurdur sprach:

26. „Aufs schlimmste dünkt mir, muß sich scheiden
Sigurdur vom König bei so gethanen Dingen;
den Weg weise du (bestimmt ist ja alles voraus!)
herrlicher Mutter-Bruder, mir, wenn du willst."

---

in der Volf. und Vilk. S. kommt er vor. Vgl. altd. Wälder I. 265. Note 29. Im Reinfr. v. Braunschw. Hanöv. Ms. fol. 184.[b] ähnlich:

und het so manlich ellent schin,
daz man noch iemer von ihm seit,
diewil die erde menschen treit.

26, 2. at svo goro d. h. ohne mehr zu hören von meinem Schicksal, wie unten 32, 1. 2. — 26, 3. Entweder: es liegt dir, Gripir, alles vor Augen, nach 21, 1. 2., oder: es ist alles vorausbestimmt (vom Schicksal). — 26, 4. mér geht auf vísa þú.

Gripir qvaþ:

27. „nú scal |Sigurþi |segia gerva,
allz |þeingill mic til |þess neyþir;
mundo |víst vita, at |vetki lygr:
|dygr eitt er þér |dauþi ætlaþr!"

Sigurþr qvaþ:

28. „vilcat éc |reiþi |rícs þióþ-konongs,
|góþ-ráþs at heldr |Gripis þiggia;
nú vili |víst |vita, þótt |vilkit sé,
hvat á |sýnt |Sigurþr sér fyr hendom?"

Gripir qvaþ:

29. „|flióþ er at Heimis, |fagrt álitom,
hana |Brynhildi |bragnar nefna,
|dóttir Búþla, enn |dýrr konongr
|harþúgþirt man |Heimir fyþir."

Sigurþr qvaþ:

30. „hvat er |mic at því, þótt |mær sé
|fogr áliti |fyþ at Heimis?
þat scaltu, |Gripir, |gorva segia,
þvíat þú |aull um sér |orlog fyrir."

Gripir qvaþ:

31. „hon |sirrir þic |flesto gamni
|faugr áliti, |fóstra Heimis:

27, 3 d. h daß ich nicht lüge. — 27, 4. Unter dogr wird hier nicht sowohl die Tagszeit, als überhaupt eine bestimmte Zeit gemeint, wie wir Tag auch gebrauchen; einmal wird dein Tod kommen. Vielleicht ist gerade Frühmorgen gemeint, denn in der Vols. S. Cap. 33. steht: Guþormr géck inn at Sigurþi um morguninn, er hann hvíldi í reckin

Gripir sprach:

27. „Nun will ich dem Sigurdur alles sagen,
weil (er) der Fürst mich dazu nöthigt;
das sollst du gewiß wissen, daß niemand lügt:
ein Tag ist dir zum Tode zugedacht!"

Sigurdur sprach:

28. „Nicht will ich den Zorn des mächtigen Volk-Königs,
wohl aber guten Rath Gripir's erlangen.
Nun will ich gewiß wissen, obgleich widrig es sey:
was hat klärlich Sigurdur sich zu Handen?"

Gripir sprach:

29. „Eine Jungfrau ist bei Heimir, schön von Antlitz,
Brynhildur die Leute sie nennen,
eine Tochter Budli's, aber der gewaltige König
Heimir, die hartgesinnte Jungfrau aufzieht."

Sigurdur sprach:

30. „Was ist mir daran (gelegen), wenn auch die Maid sey
schön von Antlitz, erzogen bei Heimir?
Das sollst du, Gripir, gänzlich sagen,
dieweil du alles Schicksal voraussiehst."

Gripir sprach:

31. „Sie bringt dich um deine meiste Freude,
die Pflegetochter Heimir's, schön von Antlitz:

---

sinni. Vgl. Skírnisf. 13. eino bogri var mér aldr um skapadr. — 28, 4 quid certe maneat Sigurdum. Wörtlich: quid habeat manifeste Sigurdus sibi ante manus. — 29, 2. bragnar, d. h. man, s. H. II. 1. — 30, 1 Was geht mich das an? — mar sé, das Ms. hat unverständlich: mar ser.

|svefn þú ne |sefr, ne um |sacar domir,
gáraþu |manna, nema þú |mey sér!"

Sigurþr qvaþ:

32. „hvat mun til |lícna |lagt Sigurþi?
|seaþú Gripir þat, ef þú |siá þicciz:
mun éc |meyna |mundi caupa,
þá ma |faugro |fylcis dóttor?"

Gripir qvaþ:

33. „iþ munuþ |alla |eiþa vinna,
|full-fastliga, |fá munuþ halda;
verit hesir þú |Giúca |gestr eina nótt,
mantattu |hersca |Heimis fóstro."

Sigurþr qvaþ:

34. „hvart er þá, |Gripir? |gett þú þess fyr mér,
ser þú |geþ-leysi í |grams scapi?
er éc scal viþ |mey þá |málom slíta,
er éc |allz hugar |unna þóttomc."

Gripir qvaþ:

35. „þú verþr, |siclingr, fyr |svicom annars,
mundo |Grímhildar |gialda ráþa:
mun |bióþa þér |biart-haddaþ man
|dótter sína, |dregr hon vél at gram!"

51, 3. Schlaf schlafen, poetisch für schlafen, s. G. II. 3. Sigurdur unterläßt alles, was Männer (in Frieden) thun, indem er Nachts nicht schläft, Tags nicht Urtheil spricht. Trinken fehlt hier noch, wie in Rígsmál zusammengestellt ist Str. 33.: drucko ok domþo; in der Pulinga S. Cap. 33.: sofa ok drecka. Vgl. S. 2, 3. — 51, 4. achtest nicht der

Du ſchläfſt keinen Schlaf, du urtheilſt nicht in Sachen,
du achteſt nicht der Männer, wo nicht die Maid du ſiehſt."

Sigurdur ſprach:

32. „Was wird zur Lindrung beſtimmt dem Sigurdur?
ſag du, Gripir, das, wo du's zu ſehen glaubſt:
werd' ich die Maid um Mitgift kaufen,
dieſe ſchöne Königstochter?"

Gripir ſprach:

33. „Ihr werdet alle Eide leiſten
vollfeſt, wenige werdet ihr halten;
biſt du geweſen Giuki's Gaſt eine Nacht,
denkſt du nicht der weiſen Pflegetochter Heimir's."

Sigurdur ſprach:

34. „Wie iſt das, Gripir, ſag du das vor mir,
ſiehſt du Leichtſinn in (meinem) des Königs Weſen?
da ich ſoll gegen die Maid mein Wort brechen,
die ich von ganzem Herzen zu lieben ſchien."

Gripir ſprach:

35. „Du wirſt, König, wegen Trügereien eines andern,
du wirſt der Grimhildur Anſchläge büßen:
die weißgeſchleierte Frau wird dir bieten
ihre Tochter, ſie übt Liſt an (dir) dem König!"

Männer: niemanda. — 31, 1. hvat mun, nämlich: verda. — 32, 5. Über den Ausdruck: mundi kaupa (ſ. z. 41, 4) vgl. Thorlac. ſp IV. 39., und überhaupt wegen des dabei üblichen Rechts. S. auch die Anmerk. zu S. 57, 2. — 34. 1. hvart ſteht hier für hvat, wie 50, 1. vgl. Gloſſar. — 35, 1. hú verðr, nämlich: flíta malom. — annars

Sigurþr qvaþ:

36. „mun éc viþ þá |Gunnar |gorva hleyti,
oc |Guþrúno |aánga at eiga;
|fullkvæni þá |fylkir vøri,
ef |meintregar |mér ángraþit."

Gripir qvaþ:

37. „þic mun |Grímhildr |gorva véla,
mun hon |Brynhildar |biþia fysa
|Gunnari til handa, |gotna drottni,
heitr þú |fliótliga |for |fylcis móþor!"

Sigurþr qvaþ:

38. „mein ero fyr hondom, má éc líta þat,
|ratar gorliga |ráþ Sigurþar,
ef éc scal |mørrar |meyiar biþia
|oþrom til handa, þeirrar éc |unna vel."

---

ist die neutrale Form; genauer würde es annarrar heißen, da es sich auf Grimhildr bezieht. — 36, 1. viþ þá Gunnar: mit Gunnar und seinen Brüdern. — 36, 4. Über meintregar folgende Erklärungen: 1) mein-tregar sind schwere, böse Sorgen (vgl. Ägisdr. 28. mein-stafir, und 45. mein-kraka), und beziehen sich auf die Eide, welche Sigurdur der Brynhildur geschworen, und deren er sich auch nach dem Trank der Grimhildr wieder erinnert (vergl. 47, 1.). — 2) oder man verbessere: mein-svarar (s. Völu-spá 37.), wofür in Hirdskrá C. 23. mein-særar steht, als Plur von mein-svari, Meineidiger (Thorlac. VII. 64.). Diese Meineidigen (Nibel. 3557. meinräten) sind dann die Giukungen, welche dem Sigurdur den geschworenen Blutbruder-Eid brechen, und sonst in der Edda eidrofir heißen. angra kann hier ängstigen, bestimmter: befeinden, schaden heißen, wie in der Niala Cap. 150. die Redensart: hvart sem mér

Sigurdur sprach:

36. „Werd' ich mit Gunnarr und seinen Brüdern
Freundschaft schließen
und gehen, Gudrun zu ehlichen;
gut beweibt wäre da der Fürst,
wo nicht schwere Sorgen (Meineidige) mich ängstigten
(befeindeten)."

Gripir sprach:

37. „Dich wird Grimhildur völlig betrügen,
sie wird dich, um Brynhildur zu freien reizen,
dem Gunnarr zu Handen, dem Männer-Herrn,
verheißest du eilig die Fahrt des Fürsten Mutter!"

Sigurdur sprach:

38. „Main-Thaten sind vor Handen, das seh ich wohl,
gänzlich schwankt der Entschluß Sigurdur's,
wenn ich soll um die herrliche Maid freien
einem andern zu Handen, die ich minnte wohl."

ángrar (quid mihi noceat), in einer andern Handschrift grandar lautet, und harmr N. 10, 4. Schaden, nicht Kummer und Angst, bedeutet. Der Bezug auf diese Meineidigen wird auch durch das eben voraus gehende gorva hleyti wahrscheinlich. — Statt mér liest das Ms. mær (virgini), welches auf Brynhildur im ersten Fall bezogen, zwar Sinn gäbe, aber besseren gewährt die leichte Abänderung. — 37, 1. gorva kann hier das Adverb. gänzlich seyn, oder das Hülfszeitwort thun; gorva vela, betrügen. 30, 5. war das Adverb. deutlicher, vgl. 49, 1. — 37, 4. fliótliga, d. h. til fliótliga, zu schnell. — 38, 1. Die Alliteration, wo sie nicht auf ma und mein liegt, anders herzustellen, könnte man lesen:

[illegible] ero fyr hendem, [illegible] [illegible] [illegible].

38, 2. Wortspiel zwischen ratar und raþ.

Gripir qvaþ:

39. „er munuþ |allir |eiþa vinna
|Gunnarr oc Haugni enn þú, |gramr þriþi,
þvíat |litom víxla, er á |leiþ eroþ,
|Gunnarr oc þú! |Gripir lygr eigi!"

Sigurþr qvaþ:

40. |Hví gegnir þat? |hví scolom scipta
|litom oc |latom, er á |leiþ erom?
þar mun |flærþi |fylgia annat,
|atalt meþ |aullo: |enn segþú, Gripir."

Gripir qvaþ:

41. |Lit hefir þú Gunnars oc |læti hanns,
|mælsco þína oc |megin-hyggior,
mundo |fastna þér |framlundaþa
|fóstro Heimis: sér vatr |fyr því!"

Sigurþr qvaþ:

42. „|Verst hyggiom því, |vandr munc heitinn
|Sigurþr meþ |seggiom at |so gera,
|vilda éc eigi |vélom beita
|iofra brúþr, er éc |æzta veit."

Gripir qvaþ:

43. „Þú munt |hvíla, |herr oddviti,
|mærr, hiá |meyio, sem þín |móþir sé;

39, 5. litom víxla noch von munuþ oben regiert. — 41, 14. verstehen einem Ding, es abwenden; niemand wendet's ab, wie providere verhüten heißt. — 43, 6. Als ob es deine Mutter sey, nämlich so keusch; es bezieht sich

Gripir ſprach:

39. „Ihr werdet alle Eide leiſten
Gunnarr und Hauṇi und du, Fürſt, der dritte,
denn ihr werdet die Geſtalt wechſeln, wann auf dem
Weg ihr ſeyd,
Gunnarr und du! Gripir lügt nicht!"

Sigurdur ſprach:

40. „Wie geht das zu? wie ſollen wir tauſchen
Geſtalt und Weſen, wann auf dem Wege wir ſind?
da wird folgen ein anderer Trug,
grauſam allzumal: weiter ſag du, Gripir."

Gripir ſprach:

41. „Du haſt die Geſtalt Gunnarr's und ſein Weſen,
deine Rede und Macht-Gedanken.
Du wirſt verloben dir die hochherzige
Pflegetochter Heimir's: niemand wendet das ab!"

Sigurdur ſprach:

42. „Das ſchlimmſte dünkt mir, bös werde ich geheißen,
Sigurdur, unter den Männern, bei ſo gethanen Dingen,
ich wollte nicht mit Liſten trügen
die Königstochter, die ich die herrlichſte weiß."

Gripir ſprach:

43. „Du wirſt ruhen, Heers-Anführer,
tapferer, bei der Maid, als ob ſie deine Mutter ſey;

---

auf das Schwert, das Sigurdur zwiſchen ſie und ſich ins Bett legt, vgl. S. 4. Vols. S. Cap. 5. In HB. 11. heißt es: als ob Sigurdur der Bruder der Brynh. geweſen wäre.

þvi mun |uppi, meþan |auld lifir,
|þióþar |þengill, |þitt nafn vera.

44. saman muno |brúllaup |bøþi bruccin
Sigurþar oc |Gunnars í saulom |Giúca;
þá |hamom víxlit, er iþ |heim comiþ,
|hefir |hver fyrir þvi |hyggio sína!"

Sigurþr qvaþ:

45. „mun |góþa qvan |Gunnarr eiga
|mærr meþ |monnom; |mér segþú, Gripir,
|þóat hafi |þriár nætr |þegns brúþr hiá mér
|snarlynd |sofit, (|slics erot dømi!)

46. hvé mun at |ynþi |eptir verþa
|mægþ meþ |monnom? |mér segþú Gripir:
mun |Gunnari til |gamans ráþit
|siþan verþa, eþr |siálfom mér?"

Gripir qvaþ:

47. „|minnir þic eiþa, |mattu þegia,
þó antu |Guþrúno |góþra ráþa;
enn |Brynhildr þicciz |brúþr var-gefin,
|snót fiþr vélar |sér at hefndom."

Sigurþr qvaþ:

48. „hvat mun at |bótom |brúþr sú taca,
er |vélar vér |vífi gorþom?

44, 2. Hier können die beiden s so gut wie die a alliteriren. — 44, 4. Nicht: jeder macht sich Gedanken darüber, sondern: bei dem Gestaltentausch hatte jeder seinen Geist behalten, wie schon 41, 2. vorkam. — 45, 2. Die zu mér sea þú gehörige Frage folgt erst in der folgenden Strophe, vielleicht aber

darum wird erhaben, ſo lang Menſchen-Geſchlecht lebt,
Volk-König, dein Namen ſeyn.

44. Zuſammen werden getrunken beide Hochzeiten
Sigurdur's und Gunnarr's in den Sälen Giuki's;
da wechſelt ihr die Trachten, wenn ihr beide heimkommt,
jeder hat darum ſeine Gedanken."

Sigurdur ſprach:

45. „Gunnarr wird heirathen eine edle Frau,
der herrliche unter Männern; mir ſag du, Gripir,
wenn die Degens-Braut habe drei Nächte bei mir
die hochherzige, geſchlafen (dergleichen gibt's nicht Beiſpiele!):

46. Wie wird zur Freundſchaft darnach werden
die Verwandſchaft unter den Männern? mir ſag du, Gripir:
wird dem Gunnarr zur Freude gerathen
hernach werden, oder mir ſelber?"

Gripir ſprach:

47. „Du erinnerſt dich der Eide, (aber) du mußt ſchweigen,
doch liebſt du Gudrun in guter Ehe;
aber Brynhildur dünkt ſich eine ſchlecht vermählte Frau,
die kluge ſinnt auf Liſten ſich zur Rache."

Sigurdur ſprach:

48. „Was wird zur Sühne dieſe Frau nehmen,
da wir Trug an dem Weib vollbrachten?

---

hat ſich die Zeile ganz, eben aus Str. 46., wo ſie wiederholt iſt, eingeſchlichen, und wäre, weil dann auch hóat einfacher ſtünde, zu ſtreichen. — 47, 4. Die kluge, ſchlaue, d. i.

hefir |snót af mér |svarna eiþa,
|enga |efnda, enn |unad litit."

Gripir qvaþ:

49. „mun hon |Gunnari |gorva segia.
at þú |eigi vel |eiþom þyrmir,
þá er |itr konongr af |aullom hug,
|Giúca arfi, á |gram trúþi."

Sigurþr qvaþ:

50. „hvat er þá, |Gripir? |get þú þess fyr mér:
mun éc |saþr vera at |saugo þeirri?
eþr |lygr á mic |lof-sæl kona
oc á |siálfa sic? |segþú, Gripir, þat."

Gripir qvaþ:

51. „mun fyrir |reiþi |ríc brúþr viþ þic
ne af |oftrega |all-vel scipa,
viþr þú |góþri |grand aldregi,
þó er |vif konongs |vélom beittuþ."

Sigurþr qvaþ:

52. „mun |horscr Gunnarr at |hvotom hennar
|Guþormr oc Haugni |gánga síþan?
muno |synir Giúca á |sisiúngom mér
|eggiar rióþa? |enn seg þú, Gripir."

---

die Frau; vgl. 48, 3. — 48, 4. Im Ms. unnat, Schreibfehler. — 51, 1. Die reiche, d. h. edle, oder die strenge, harte, grausame. — Die Verneinung fehlt in dieser

die Frau hat (empfangen) von mir geſchworne Eide,
keine erfüllt, und kleine Freude."

Gripir ſprach:

49. „Sie wird dem Gunnarr gerad ſagen,
daß du nicht wohl die Eide hältſt,
da der herrliche König von ganzem Herzen,
der Giuki's-Erbe, auf den Helden traute."

Sigurdur ſprach:

50. „Wie iſt das, Gripir, erzähl du das vor mir:
werde ich ſchuldig ſeyn in dieſer Anklage,
oder lügt auf mich das lob-ſelige Weib
und auf ſich ſelber? ſag du, Gripir, das."

Gripir ſprach:

51. „Die mächtige Frau wird gegen dich ſo aus Zorn
als aus Ueberſchmerz nicht gar wohl es anſtiften;
du thuſt der Guten nimmer Schaden,
obgleich ihr das Königs-Weib mit Liſten troget."

Sigurdur ſprach:

52. „Wird ihrem Antreiben der kluge Gunnarr,
Gudormr und Hogni folgen hernach?
werden die Söhne Giuki's in mir dem Verwandten
(ihre Schwert-) Ecken röthen? weiter ſag du, Gripir."

Zeile, aber das folgende ne zieht ſich auf ſie zurück, vgl. altd. Wälder I. 60. Der Sinn iſt: ſie wird aus Zorn und Schmerz Unglück ſtiften.

Gripir qvaþ:

53. „þá er |Guþrúno |grimt um hiarta,
|brøþr hennar þér til |bana ráþa,
oc at |ongo verþr |ynþi síþan
|vitro |visi; |veldr því Grímilldr! —

54. því scal |hugga þic, |hers oddviti,
sú mun |gipt lagiþ á |grams ævi:
mun-at |mætri |maþr á |mold koma
und |sólar |siót, enn þú, |Sigurþr, þiccir!"

Sigurþr qvaþ:

55. „|sciliomc heilir, mun-at |scaupom vinna!
nu hefir þú, |Gripir, |gort, sem éc beiddac,
|sliót mundir þú |friþri segia
|mína ævi, ef þú |mættir þat!"

---

um Regin oc Otrsgiolld.

Sigurþr gecc til stóþs Hiálpreks oc kauss sér af hest einn, er Grani var callaþr síþan. þa var kominn Reginn til Hiálpreks, sonr Hreiþmars. hann var hveriom manni hagari oc dvergr of vext. hann var vitr, grimr oc siolkunnigr. Reiginn veitti Sigurþi fóstr oc kennzlo oc elscaþi hann mioc. hann sagþi Sigurþi frá forellri síno oc þeim atburþom, at Oþinn oc Hønir oc Loci haufþo comit til Andvara-forss. í þeim forsi var siolþi fisca. einn dvergr,

---

54, 2. lagiþ, das Ms. hat lagit, aber gipt ist ein sem.

Gripir ſprach:

53. „Da iſt der Gudrun grimm um's Herz,
ihre Brüder zu deinem Tode rathen,
und zu nichte wird die Freude dann
dem weiſen Weibe; das ſtiftet Grimhildur! —

54. Damit ſollſt du tröſten dich, Heers-Anführer,
dieſe Gabe wird gelegt auf des Königs Leben:
kein berühmterer Mann wird auf Erden kommen,
unter der Sonne Sitz, als du, Sigurdur, erſcheinſt!"

Sigurdur ſprach:

55. „Heil uns beim Abſchied! wird nicht (jemand) das Schickſal überwinden!
nun haſt du, Gripir, gethan, wie ich bat,
gern thäteſt du ſagen glückſeliger
meinen Lebenslauf, wenn du vermöchteſt das!"

Von Reginn und Oturs Buße.

Sigurdur ging zum Stall Hialprekur's und wählte ſich daraus einen Hengſt, der Grani ſeitdem genannt ward. Da war gekommen zu Hialprekur Reginn, Sohn Hreidmarr's. Er war über jeden Mann kunſtreich und ein Zwerg von Wuchs. Er war weiſe, grimm und zauberkundig. Reginn ſorgte für Sigurdur's Erziehung und Unterricht und liebte ihn ſehr. Er erzählte dem Sigurdur von ſeinen Voreltern und den Abenteuern, daß Odinn und Hönir und Loki waren gekommen zu Andvari's Waſſerfall. In dieſem Waſſerfall war eine Menge Fiſche. Ein Zwerg,

het Andvari, hann var longom í forsinom í geddo líci, oc fecc sér þár matar. „Otr het bróþir var, qvaþ Reginn, er opt fór í forsinn í otrslíci, hann hafþi tekit einn lax oc sat á ár-baccanom oc át blundandi *). Loci laust hann meþ steini til bana. Þóttuz Äsir miöc hepnir verit hafa, oc flógo belg af otrinom. Þat sama qveld sótto þeir gisting til Hreiþmars oc syndo veiþi sina. Þá tóco vér þá haundom oc laugþom þeim fiorlausn, at fylla otrbelginn meþ gulli oc hylia útan oc meþ rauþo gulli. Þá sendo þeir Loca at afla gullzins. Hann com til Ránar oc fecc net hennar oc fór þá til Andvaraforss oc kastaþi netino fyrir gedduna; enn hon hliόp í netit. Þá mælti Loki:

1. „hvat er þat |fisca, er renn |flóþi í,
kann-at sér viþ |viti |varaz?
|hofut þitt leystu |helio or,
finn mér |línar |loga!"

geddan qvaþ:

2. „|Andvari ec heiti, |Oinn het minn faþir,
margan hefi ec |foss um |farit;

(Gedruckt: Völsúnga S. Cap. 13. Str. 1. 2 und 6. Norna G. S. Cap. 4 Str. 13. 14. Prosa dazwischen und 15.)
Die Überschrift ist zugesetzt. — Über den Eingang vgl. Völs. S. Cap. 13.

*) at blundandi, in der Völs. S. zweimal: at blindandi, nicht: einschlummernd, sondern: er aß mit thierischer Lust kauend, so daß er die Augen dabei zudrückte, blinzelte, zuckte.

1, 3. hofut leifa: sich selbst lösen, vgl. hofutlausn, Abkauf des Todes. — 1, 4. línar logi, Gold, Glutflamme, denn logi ist Lohe, Flamme (Eidsheiti 21.) und linar eben-

der Andvari hieß, war lang im Waſſerfall in Hechts Geſtalt und fing ſich da Speiſe. „Otur hieß unſer Bruder, ſagte Reiginn, der oft fuhr in den Waſſerfall in Otters Geſtalt; er hatte gefangen einen Lachs und ſaß an dem Flußrand und aß blinzelnd. Loki ſtach ihn mit einem Steine todt. Da däuchten ſich die Aſen gar glücklich geweſen zu ſeyn und zogen der Otter den Balg ab. Denſelbigen Abend ſuchten ſie Unterkommen bei Hreidmarr und zeigten ihm ihre Waide. Da griffen wir ſie mit Händen und legten ihnen Lebenslöſung auf, zu füllen den Otterbalg mit Gold und außen zu bedecken mit rothem Golde. Da ſendeten ſie Loki aus, des Goldes zu ſchaffen. Er kam zur Ran und erhielt ihr Netz und ging da zu Andvari's Waſſerfall und warf das Netz vor den Hecht und er lief in das Netz. Da ſprach Loki:

1. Was iſt das für ein Fiſch, der rennt in der Flut,
kann ſich nicht gegen Witz wahren?
dein Haupt löſe du vom Tod,
ſchaff mir Feuers-lohe (Gold)!"

Der Hecht ſprach:

2. „Andvari heiß ich, Oinn hieß mein Vater,
durch manchen Waſſerfall bin ich gefahren;

---

falls Feuer (daſelbſt 25.). Eine andere Auslegung folgt, wenn man linr (blinr) durch Baum (linde) erklärt; línar logi iſt Baumverzehrend: Feuer: Gold. Die Volſ. S. lieſt: líknar loga, Glücks-, Heils-Flamme, ohne Zweifel auch Gold. — 2, 1. Statt Oinn lieſt die Volſ. S. Ohinn, aber falſch, ſ. Vorrede Nr. 64. Überhaupt, da Oinn ein Zwerg iſt, fällt die in ſo vielen Zwergnamen übereinſtimmende Wurzel: Oinn, Moinn, Dainn, Nainn

ſaumlig Norn ſcaup oſſ í ſárdaga,
at ér ſcylda í ſatni ſaþa."

3. „ſegþú þat Andvari, (quaþ Loki,) ef þú ſciga vill
lif í ſtyþa ſaulom:
hver giold fá gumna ſynir,
ef þeir hauggvaz orþom á?"

Andvari qvaþ:

4. „ofr-giold fá gumna ſynir,
þeir er Vaþgemli vaþa,
ſóſaþra orþa er á annan lygr;
of-lengi leiþa limar."

Loki ſá allt gull, þat er Andvari átti. enn er hann haſþi fremreitt gullit, þá haſþi hann eptir einn hring. oc tóc Loki hann af hanom. dvergrinn gecc inn í ſteininn oc mælti:

5. „þat ſcall gull, er guſtr átti,
þreþrom tveim at bana verþa,

(nanus, franz. nain) auf. — 2, 3. aumlig Norn ſkaup oſſ í árdaga. Die Nornen, Parzen, ſchaffen das Schickſal, drehen die Fäden, vgl. 2, 3. und 14. H. I. 3, 1. (Bei Marner II. 175: „zwo ſchepfer ſlahten mir ein Seil, da bi diu dritte ſaz, diu zerbrach es, das was min unheil.") — Die Voſſ. S. ſtatt ſkaup oſſ lieſt: ſkorþir (vermuthlich ſkorþi), beſtimmte, ordnete, ſchaarte. (engl. ſhore.) — 3, 2. in der Menſchen Sälen, d. h. auf Erden. — 3, 4. Mit Worten ſich hauen: belügen. — 4, 2. Vaþgemli oder Vaþgelmi. Die Varianten gemlir und gelmir finden ſich faſt bei allen ähnlichen Zuſammenſetzungen: Bergelmir, Hvergelmir (ſ. Grimnism 36, 5), Aurgelmir, Þrudgelmir und Skallgelmir, und iſt bei der Schwierigkeit der Worte ſchwer

eine böſe Norne beſtimmte uns in den Urtagen,
daß ich ſollte im Waſſer waten."

3. „Sag du das, Andvari, (ſprach Loki,) wenn du haben willſt
Leben in den Menſchen-Häuſern:
welchen Lohn fahen Menſchen-Kinder,
wenn ſie ſich hauen mit Worten?"

Andvari ſprach:

4. „Über (harten)-Lohn fahen Menſchen-Kinder,
die welche in Vadgelmir waden,
wer unwahre Worte auf den andern lügt;
überlang ſchmerzen die Strafen."

Loki ſah all das Gold, das Andvari hatte. Aber als dieſer entrichtet hatte das Gold, da hielt er zurück einen Ring und nahm ihm Loki den weg. Der Zwerg ging hinein in den Stein und ſprach:

5. „Es ſoll das Gold, das (ich) der Zwerg hatte,
zweien Brüdern ihr Tod werden

---

darüber zu entſcheiden, wo nicht beide Formen neben einander beſtehen konnen. Vadgelmir bedeutet hier einen Höllenfluß, und darin waten: Todesſtrafe leiden. So ſagt auch Velu-ſpá 37, daß Meineidige in reißenden Strömen waten. (Vgl. Wunſbeke 56.: „ze helle baden.") — 4, 3. Die Rede geht in den ſing. über, entweder, um ſie näher auf Loki zu beziehen, oder es iſt ausgelaſſen: und jeder. — Str 3 und 4. Der Sinn ſowohl der Frage Loki's, als der Antwort Andvaris iſt dunkel, und in der Wolſ S. überaus. Es ſcheint, Loki hat nach ſeiner Natur Luſt, den Hrodmarr zu betrügen, und fragt den klugen Zwerg nach der Strafe. — 5, 1. 2. Die zwei Brüder ſind Reginn und Fafnir. Die acht Fürſten wahrſcheinlich: Siaurdur, Gunnarr, Hauni, Atli, Sudormr, Erpr, Saurli und Hambir.

oc |auþlíngom |átta at rógi,
mun |míns fiár |mangi nióta!"

Äsir reiddo Hreiþmari féit oc tráþo up Otrbelginn oc reisto á fotr. þá scyldo Äsirnir hlaþa up gullino oc hylia *). enn er þat var gort, gecc Hreiþmarr fram oc sá eitt grana-hár oc baþ hylia. þá dró Oþinn fram hrínginn Andvara-naut oc huldi hárit.

6. „|gull er þér nú (qvaþ Loki) enn þú |giold hefir
|micil |míns haufuþs!
|syni þinom verþr-a |sæla |scaupuþ,
þat verþr yccarr |beggia |bani!"

Hreiþmarr segir:

7. „|giafar þú |gaft, |gaftattu ást-giafar,
gaftattu af |heilom |hug;
|fiorvi yþro scylduþ er |firþir vera,
ef éc vissa þat |fár |fyr.

8. enn er |verra, þat |vita þicciomc,
|niþia stríþ um |nept;
|jofra |óborna hygg éc þá |enn vera
er þat er til |hatrs |hugaþ."

Hreiþmarr qvaþ:

9. „|rauþo gulli, hygg éc, mic |ráþa muno,
sva |lengi, sem éc |lifi;

*) Über das gesetzliche Aufrichten und Hüllen des Mordleichnams in Gold, das davon naud-giolld Asa heißt, und die wichtige Einstimmung mit dem Sachsenspiegel ausführlich im Commentar.

6, 1. Vols. S. er þér nu riet, nun dargereicht, entrichtet, von retta, rietta, porrigere. (Vigagl. S. und Verel.

und acht Edlingen zum Verderben:
meines Gutes wird niemand genießen!"

Die Asen entrichteten dem Hreidmarr das Gut und stopften den Otterbalg aus und stellten ihn auf die Füße. Da sollten die Asen darum laden das Gold und (die Otter) bedecken; aber, da es gethan war, ging Hreidmarr herzu und sah ein Bart-Haar und hieß (das auch) bedecken. Da zog Odinn hervor den Ring Andvara-Raut und bedeckte das Haar.

6. „Gold hast du nun (sprach Loki) und hast Lösung große, für mein Haupt!
deinem Sohne ist nicht Selde bestimmt,
das wird euer beider Tod!"

Hreidmarr sprach:

7. „Gaben du gabst, gabst nicht Liebes-Gaben,
gabst nicht aus reinem Herzen;
eures Lebens solltet ihr beraubt seyn,
wenn ich wüßte diese Gefahr voraus.

8. Aber schlimmer ist, was ich zu ahnen glaube,
der Nachkommen Streit um eine Jungfrau;
ungeboren, denk ich, sind noch die Fürsten,
welchen das (Gold) ist zur Feindschaft bestimmt."

Hreidmarr sprach:

9. „Das rothe Gold, denk ich, lassen sie mich beherrschen so lang, als ich lebe;

---

h. v.) — 6, 3. Statt verþr-a die Vols. S. falsch: verþr. — 6, 4. Statt þat verþr die Vols. S.: þat er. — 8. Hrodmarr spielt an auf das Verderben, das von dem Hort ausgehen wird. — 9, 1. munu, nämlich: lata.

|hót þín |hrøþumc ecki lyf,
oc |haldit heim |heþan!"

Fafnir oc Reiginn kraufþo Hreiþmar niþgialda eptir Otr bróþor sinn. hann qvaþ nei viþ. enn Fafnir lagþi sverþi Hreiþmar fauþor sinn sofanda. Hreiþmarr kallaþi á dytr sínar:

10. „|Lyngheiþr oc |Lofnheiþr! vitiþ, mino |lífi farit,
mart er þat, er |þaurf |þíar!"

Lyngheiþr segir:

„|fár mun systir, þótt |fauþor missi,
|hefna |hlýra |harms."

11. „al þú |dótter, (qvaþ Hreiþmarr,) |dís úlfhuguþ,
ef þú getr-at |son viþ |siclíngi;
fá þú |mey |mann (í |megin þárfar),
þá mun þeirrar |húni þins |harms reka."

Þá dó Hreiþmarr, enn Fafnir tóc gullit allt, þá beiddiz Reginn at hafa fauþur-arf sinn. enn Fafnir galt þar nei viþ. Þá leitaþi Reginn ráþa viþ Lyngheiþi, systor sína, hvernig hann scyldi heimta fauþor-arf sinn? hon qvaþ:

9, 3 ecki lyf, hier kann lyf nur so viel als lauf, Laub, seyn, etwas nicht ein Laub, Blatt, achten, flocci pendere, ist eine häufige Redensart. Vgl. G. I. 20. litil sem lauf. Indessen verlangt die fehlende Alliteration hnot oder hnyt, Nuß, nicht eine Nuß achten, welches denselben Sinn gibt; im Rosengarten 455.: nicht eine Haselnuß um etwas geben. Oder auch: ecki hár, nicht ein Haar achten, wie im Tristan 16399. und Laurin 535. — 9, 4. Vgl. Fiolsv. 3, 3. — 10, 3. far, die kleine, schwache Schwester. — 10, 4. Hier steht harmr für Schaden, Verbrechen

deine Drohungen fürchte ich nicht ein Laub,
aber ſchert euch heim von hinnen!"

Fafnir und Reiginn verlangten von Hreidmarr Verwandtenbuße für ihren Bruder Otur. Er ſagte nein dazu. Aber Fafnir durchbohrte mit dem Schwerte den Hreidmarr, ſeinen ſchlafenden Vater. Hreidmarr rief ſeinen Töchtern:

10. „Lyngheidr und Lofnheidr! wißt, mein Leben iſt aus, manches iſt, wozu die Noth treibt!"

Lyngheidr ſagt:

„die kleine Schweſter wird, obgleich ſie den Vater verliere, rächen der Brüder Verbrechen."

11. „Erzieh du eine Tochter (ſprach Hreidmarr), wolfherzige Maid,
wenn du nicht zeugſt einen Sohn mit dem König;
gib du der Maid einen Mann (Kraft der Nothdurft),
da wird ihr Sohn dein Leid rächen."

Da ſtarb Hreidmarr, aber Fafnir nahm alles Gold, da verlangte Reginn zu haben ſein Vater-Erbe. Aber Fafnir verſetzte nein darauf. Da ſuchte Reginn Rath bei Lyngheidr, ſeiner Schweſter, wie er ſein Vater-Erbe erlangen ſollte? Sie ſprach:

---

activ und 11, 4. für Schaden, Verluſt paſſiv. — 11, 3. í megin hárfar, auf den Nothfall? Vielleicht: auf die große Noth. — 11, 4. Statt sonr, wie im Mſ. ſteht, iſt huni aufgenommen, weil ſonſt die Allit. fehlt, die nicht gut auf die hier unbedeutenden þ gelegt werden konnte. — 11. Wenn du, Lyngheidr, keinen Sohn, der mich räche, zeugſt, ſondern eine Tochter, ſo laß deiner Tochter Sohn die Rache ausführen; ſie erbt fort.

12. [illegible] qveþia skaltu hlífliga
[illegible] er feþra hugar;
er-a þat hvert, at þú hiorvi scylir
qveþia Fafni-[illegible]." —

Þessa luti sagþi Reginn Sigurþi. Einn dag, er hann com til húsa Regins, var hanom vel fagnat:

Reginn qvaþ:

13. kominn er hingat konr Sigmundar,
seggr inn snarráþi til sala varra,
móþ hefir, meira, enn maþr gamall,
oc er mér fangs von at frecom úlfi!

14. ec mun fœþa folc-diarfan gram,
nú er Yngva konr meþ oss kominn,
siá mun ræsir ríkstr und sólo,
þrymr um öll lönd orlog-símo!"

13, 3. Die Norna G. S. liest: megn hefir mikit, Kraft hat er große; und falsch: ék maþr. — 13, 4. mér er von einns, ich erwarte einen, fangs, zum Empfang: ich nehme einen frechen Wolf (kühnen Helden) in mein Haus auf. Wolf heißt Sigurdur auch wohl in Beziehung darauf, daß es ein Ylfingr (Wölfing) ist. — 14, 1. Statt fœþa die Norna G. fræþa, unterrichten, (von fróþr gl. synt. h. v.) — 14, 2. Statt konr die Norna G. sonr, falsch, weil es die Allit. aufhebt. — 14, 3. ríkstr und sólo, nämlich: vera. — 14, 4. Diese schwierige Zeile ist mannichfach auszulegen. a) Leitet man þrymr von þruma, donnern, tönen ab, so müßte orlog-símo (vgl. orlog-þattr) in den nominat. sími, símr, masc. oder sím, fem. geändert werden, (denn der abl. símo wäre nur gezwungen zu erklären). „Es schallt um alle Welt der Schicksals-Faden" hieße dann, sein Schicksal, d. h. sein Ruhm geht durch alle Welt, welches mehr von ihm gesagt wird (vgl. Gr.

12. „Vom Bruder ſollſt du ruhig fordern
das Erbe und billigern Sinn;
nicht iſt es ziemlich, daß du mit dem Schwert ſollſt
fordern von Fofnir das Gut."

Dieſe Dinge erzählte Reginn dem Sigurdur. Einen Tag, als er kam zum Hauſe Reginns, ward er wohl empfangen.

Reginn ſprach:

13. „Gekommen iſt hierher Sigmundur's Sohn,
der tapfer herrſchende Mann, zu unſern Sälen,
Muth hat er mehr, als ein alter Mann,
Hoffnung hab' ich zu empfangen einen kühnen Wolf!

14. Ich werd' erziehen den ſtreit-kühnen Fürſten,
nun iſt Hogni's Abkömmling zu uns gekommen.
Dieſer König wird der mächtigſte unter der Sonne:
es tönt um alle Lande der Schickſals-Faden!"

---

25. Note), und darauf leitet auch die unten anzuführende Variante der Norna G. S. — b) þruma heißt aber auch: aushalten, ausdauern (gl. edd. v. ek þrumi), feſtigen, ſtabilire (Gudmund hat auch noch: ék þrumi, ich kämpfe), ſo daß þrymr auf Sigurdur ginge: „er befeſtigt um alle Länder den Kriegs-Faden, wie orlog hier auszulegen wäre (denn die Nornen befeſtigen den Schickſals-Faden, vgl. greiþa ſímo in H. l. 3.), alſo das Ganze bloß poetiſcher Ausdruck für: er kämpft herrlich. — c) Läſe man orlog-símr, ſo erinnert das an Þorsdrapa 1., wo vielleicht log-símr für Waſſerſeil, Meerfaden, d. h. Midgardiſche Schlange (ſ. Thorl. ſp. VII. 52.) ſteht, welche als ein die Welt umſchlingender, windender Faden (vgl. Eigla 150. 151., wo fránn þveingr, glatter Riemen, für Schlange ſteht,) in der See liegt. Jenes log (Waſſer) könnte nun auch anders erklärt werden, und mit or-log (Urgeſetz) in unſerer Stelle zuſammenkom-

Sigurþr var þá jafnan með Regin oc sagþi hann Sigurþi at Fafnir lá á Gnitaheiþi oc var í orms líci. hann átti Ægishialm, er oll qvicvendi hræddoz við *). Reginn gorþi Sigurþi sverþ, er Gramur **) het, þat var sva hvast, at hann brá því ofan í Rín oc let reca ullar-lagþ fyrir straumi, oc toc í sundr lagþinn, sem vatnit. því sverþi clauf Sigurþr í sundr steþia Regins. eptir þat eggiaþi Reginn Sigurþ at vega Fafni, hann sagþi ***):

15. „Hátt muno hlæia Hundings synir,
þeir er Eylima aldrs syniaþo,
ef meirr tiggia munar, at sekia
hringa rauþa, enn hefnd fauþur."

---

men, womit indessen die Weltschlange (denn eben so gut ist sie Urgesetz: 'Schicksal-Schlange, als Wasserschlange) gleichfalls gemeint wäre, welche sich regt, rauscht, zittert, weil der junge Held Sigurdur sie erschüttert, es sey nun bei dem bildlichen Ausdruck eine Anspielung auf die Mythe, wie Thor sie angelte oder nicht; bestätigend kommt dazu, daß die andern Worte: þromr um aull laund, dem Ausdruck der Edda von der Midgard-Schlange: liggr um laund aull entsprechen. — Noch könnte man für símr lesen þáttr, und dies mit þromr besser reimen lassen, als orlog mit oll. Beide aber, þattr und símr, in der Verbindung mit þromr, erinnern an den eddischen Namen des Ochsen: þrym-seils-hvalr (Bindseils-Wallfisch), wo klärlich þruma seil für: ein Seil festigen, anknüpfen, stehet.

Die Norna G. S. hat Folgendes: fregur um lond oll med lofi sinu, berühmt (frægr s. gl. synt.), nämlich Sigurdur, in allen Landen durch sein Lob, d. h. seinen Ruhm (lofi ist der dat. von lof, s. gl. synt.). Vielleicht ist diese Variante, die einen flachen Sinn giebt, aus der Schwierigkeit unserer Lesart entstanden, sinu aus símu.

Sigurdur war da beſtändig bei Reginn, und der ſagte dem Sigurdur, daß Fafnir lag auf der Gnitaheidi und war in Wurmes Geſtalt. Er hatte den Ägir's-Helm, vor dem alles lebende ſich erſchreckte. Reginn machte dem Sigurdur ein Schwert, das Gramur hieß, das war ſo ſcharf, daß er es ſteckte hinab in den Rin und ließ einen Wollenflocken treiben vorwärts den Strom, und (das Schwert) ſchnitt en'zwei dieſen Flocken wie das Waſſer. Mit dieſem Schwerte ſchlug Sigurdur den Ambos Reginn's entzwei. Darnach reizte Reginn den Sigurdur, zu tödten den Fafnir; er (aber) ſagte:

15. „Laut werden lachen Hundingur's-Söhne,
die den Eylimi des Lebens beraubten,
wenn (mich) den König mehr verlangt, zu ſuchen
rothe Ringe, als Rache des Vaters."

---

*) Statt dieſes Satzes hat die Norna G.: „ok hann var uns harlega mikill vexti," und — ſagt Reginn — daß er war wunderlich viel von Wuchs. Noch einige andere Abweichungen in einzelnen Worten dieſer Proſaſtelle ſind unbedeutend.

**) Das Mſ. hat Gram, den acc., wobei man hann oder Reginn verſtehen muß. Die Norna G. aber lieſt richtig Gramr.

***) hann ſaghi, geht auf Sigurdur. Reginn hatte ihn angereizt, den Fafnir zu tödten und ihm deshalb das Schwert gegeben, aber S. läßt ſich nicht verleiten, er will erſt ſeinen Großvater rächen. Auch aus der Variante der Norna G. zu 15, 3. ef mik deutlich.

15, 2. Statt ſvnioſo hat die Norna G. vornuſu, varna aldrs, des Lebens verhindern, das Leben nehmen. Vgl. Verel. v. varna. — 15, 3. Norna G. Cap. 4.: ef mik tregar meirr, wenn mich mehr kümmert. — 15, 4. Die beiden Ausg. der Norna G.: ſtatt hefnd das Verb. hefna.

um Hnikar.

Hiálpreks konungr fecc Sigurþi skipa liþ til fauþor-hefnda. Þeir fengo storm micinn oc beitto fyrir bergs-nauf nocquara. maþr einn stóþ á bergino oc qvaþ:

1. „Hverir |ríþa þar |Rævils hestom
|hávar unnir, |haf glymianda?
|segl-vigg ero |sveita-|stoccin,
mun-at |vag-marar |vind um standaz."

Reiginn svaraþi:

2. „Her ero vér |Sigurþr á |sæ-triám,
er oss |byrr gefinn viþ |bana |siálfan;
fellr |brátter |breki |brondom hæri,
|hlunn-vigg |steypa: |hverr spyr at því?"

Hann qvaþ:

3. „|Hnikar heto mic, þá er |huginn gladdac,
|Vaulsúngr úngi, oc |vegit hafþac,

(Gedruckt in der Norna G. S. ganz. Niála S. 643. 1, 1—2. Volf. S. Cap. 16. Str. 3. gl. edd. v. síþ Str. 8, 1—2. v. alldr-tili Str. 9, 5. Bartholin antiq. Str. 9, 5. 4.)

Die Überschrift ist zugesetzt.

1, 1. Rävils Roß ist ein Schiff, er ein See-König; Gylfi sagt (Darwis. 2.), er sey auf Rävils Steig gekommen. — 1, 3. schweiß-bedeckt, d. h. schaum-bedeckt. — 2. Diese Überschrift: Reiginn, haben auch die beiden Ausgaben der N. G., weshalb nicht Sigurdur dafür gesetzt werden, wie es auf den ersten Anblick und nach der Anrede in der folgenden Strophe scheint heißen zu müssen. Reiginn ist als Begleiter des Sig. in diesem Krieg anzunehmen, der für ihn antwortet, aber Hnikarr wendet sich dann an ihn selber. — 2, 1. Statt ero hat die N. G. bei Björner erum, und statt: á sæ-

Von Hnikarr.

König Hialprekur gab dem Sigurdur Schiffsvolk zur Vaters-Rache. Es traf ſie ein gewaltiger Sturm und ſie warteten vor einem Vorgebirge. Ein Mann ſtand am Berg und ſprach:

1. „Wer reitet da auf Rânils Roſſen
über die hohen Wellen, das brauſende Meer?
die Segel-Pferde (Schiffe) ſind ſchweiß-bedeckt,
nicht werden die See-Mähren (Schiffe) den Wind
aushalten."

Reginn antwortete:

2. „Hier ſind wir Sigurdr und ſeine Leute auf See-
Bäumen (Schiffen),
ein Wind iſt uns gegeben zum Tod ſelber.
Steile Strömung fällt höher als die Stengen,
die Planken-Pferde (Schiffe) ſtürzen: wer fragt darnach?"

Er ſprach:

3. „Hnikarr hießen ſie mich, da als ich den Raben erfreute
junger Volſungur, und gekämpft hatte,

---

triam, flacher, die Skalholt.: á ſiá komnir, Björn.: á ſio, beides der acc. pl. von ſær, aber jener iſt der gebräuchliche (Gramm. 43.); indeſſen haben mehrere Worte dieſer Decl. eine doppelte Form im acc. pl. — 5, 1. Hnikarr iſt ein Namen von Odinn. — Statt heto mik hat N. G. heitum mik, heiße ich mich; über dieſe Form vgl. Gramm. 247. — Skalh. þák für: þá er. — 5, 2. Nach der Voſſ. G. aufgenommen. Das Mſ. hatte hafþi, welches nur beſtehen kann, wenn man auch gladdi ließ, wie die beiden N. G. haben; vgl. S. 1 und 5.

nú mattu kalla Karl af bergi,
Feng eþr Fiolni, far vil ec þiggia."

Þeir vico at landi oc gecc Karl á skip oc lægþi þá veþrit.

Sigurþr qvaþ:

4. „Segþú mér þat, Hnikarr, allz þú hvorttveggia veizt,
goþa heill oc gumna:
hver bauzt ero, ef beriazt scal,
heill at sverþa sveipon?"

Hnicarr qvaþ:

5. „mörg ero góþ, ef gumar vissi,
heill at sverþa sveipon;
dyggva fylgio, hygg-ec, ens döcqva vera
at hrotta-meiþi hrafns.

5, 3. Die beiden N. G. und Volf. S. lesen: Kall af biargi; auch die N. G. in der folgenden Prosa-Zeile. Kall ist gleich mit Karl, s. Verel. h. v., der den gut passenden Nebenbegriff von alt, senex pauperculus, anführt, da Odinn als ein Alter zu erscheinen pflegt, und der Bergmann immer ein grauer, steinalter ist. — 5, 4. Volf. S. falsch: Fiolnir, nom. — Ich will mit euch im Schiff fahren. — 4, 2. Mſ. hat guma, allein der Sing. paßt hier nicht, indessen hat auch S. 1. gumar für gumnar (vgl. Gramm. 55.), und es könnten wohl beide Formen bestehen. — Der Götter und Menschen Heil (omen), d. h. jedermanns. — 4, 3. 4. Der gegebene Sinn ist klar und richtig. Man könnte aber vielleicht auch mit der leisen Änderung von heill in heil dieses zum Bei-, und bauzt zum Hauptwort annehmen. Bauzt, baust nämlich, wäre die Mehrzahl von bast (Band, Bast), wie land laund, rast raust, bildet, und darunter ein besonderes Band, vielleicht von Runen zu verstehen, das am Schwert angebracht war, s. Anmerk. zu val-baust,

nun magſt du (mich) nennen Mann vom Berge,
Fengr oder Fiolnir: Fahret will ich (mit euch) machen."

Sie legten ans Land, und der Mann ging ins Schiff und ſchwichtigte da das Wetter.

Sigurdur ſprach:

4. „Sag du mir das, Hnikarr, weil du beiderlei weißt,
der Götter Glückszeichen und der Menſchen:
welche die beſten ſind, wenn gekämpft werden ſoll,
Glückszeichen bei Schwerter-Schwingung?"

Hnikarr ſprach:

5. „Manche ſind gut, wenn die Menſchen ſie wüßten,
Glückszeichen bei Schwerter-Schwingung;
gut, denk ich, iſt das Geleit des ſchwarzen
Raben für den Schwert-Baum (Helden).

S. M. 8. Indeſſen wäre das Sub. heill (omina) wegen der folgenden Zeilen, die näher anzugeben ſcheinen, worin dieſe beſtehen, allerdings vorzüglicher. Die N. S. in beiden Ausg. lieſt: hvoriar eru beſtar — heillar von dem verwandten heill, ſem. ſalus, was keinen ſo nahliegenden Sinn giebt. — Falſch iſt an beiden Orten auch 5, 2. ſvipan für ſvipon. — 5, 1. Die beiden N. S. ſtatt viſſi den Indicat. vita. — 5, 3. Wortſpiel zwiſchen dyggr und deyar (dökkr). — Statt dyggva lieſt die Skalholt. N. S. diggra, von dyggr, tüchtig, qui juvat. — 5, 4. Die Stellung der Worte iſt hier frei, da das Adject. ſchwarz in der vorhergehenden Zeile zu Rabe gehört. Die abweichenden Lesarten in den beiden N. S. ſind offenbare Fehler und verdienen nicht bemerkt zu werden. — at hrotta-meiþi, es iſt von einem Glückszeichen (omen) die Rede, das beim Eingang des Gefechts günſtig ſeyn ſoll. Dies iſt ein ſchwarzer (blákallaðr) Rabe, worüber Bartholin antiquitt. p. 472 — 480. viel Belehrendes zuſammenträgt. Der Raubvogel wittert die fallen-

6. Þat er sannat, ef þú ert sá um kominn
ok ert á braut búinn,
tvo þú lítr á tái standa
hróþr-fúsa hali.

7. Þat er it þriþia, ef þú þióta heyrir
úlf und ask-limom,
heilla auþit verþr þér af hiálmstöfom,
ef þú sér þá fyrri fara.

8. engi scal gumna í gogn vega
síþ skínandi systor Mána;

---

dem Opfer voraus. Hrotti ist Schwert, und hrotta-meiþr, Schwertes-Baum; nun heißt hildi-meiþr, Kriegsbaum, wie róg-apaldr, Streit-Baum, Held, da aber Eisen- und Schwertspiel Krieg bedeutet, so steht isarn-meidr (Eigla 145. 144.) brynin-meidr, eiki-meidr (s. gl. nial.) für Kriegsheld, welches folglich auch unser hrotta-meiþr bedeuten würde. at hieß dann: bei, nahe, zur Seite (s. gl. edd. h. v.). — Die Lesart der N. S.: af hrotta-meiþi, führt indessen zur Vermuthung, daß hier darunter ein wirklicher Baum gemeint sey, worauf der singende Vogel gesessen. In einem Lied der Landnama S. heißt es: „sva gol hrava-gauks af fornom meiþi," so schrie der Leichenvogel vom alten Baum (von der Eiche), und in der Hervar. S. S. 40.: hrafn flígur austan af há meiþi. Vielleicht ist der Galgenbaum gemeint, der auch meiþr heißt, nämlich in den Sagen setzen sich Wahrsagevögel oft auf den Galgen, vgl. Egils S. S. 511. gunnvala galgi, corvorum patibulum. Der Rabenbaum hat aber noch tiefere mythische Bedeutung, vgl. H. I. 57. hugins-barr. — 6, 2. Statt á braut haben die beiden N. S. til brautferdar, zur Abfahrt. — 6, 3. Das Ms. hat tva, wofür das richtigere tvo aus den beiden N. S. aufgenommen ist. — standa, nämlich: sich zu schlagen. Über á tái s. Anm. zu Hv.

6. Das iſt das zweite, wenn du biſt aufgekommen
und biſt fort (zu ziehen) bereit,
(und) du ſchauſt zwei am Wege ſtehen
ruhm-gierige Männer.

7. Das iſt das dritte, wenn du tuten hörſt
den Wolf unter Eſchen-Zweigen,
Sieg wird dir verliehen über Helden,
wenn du ſiehſt (ihn, den Wolf) da vornen gehen.

8. Niemand ſoll entgegen kämpfen
der ſpät ſcheinenden Schweſter des Monds;

---

10. — 7, 3. Die beiden N. G. haben hiálmſtafum, was auch daſſelbe führt. Vgl. hilmir im Gloſſar. — 7, 4. Statt ſar die beiden N. G. das gleichbedeutende ſitur, wie 6, 3. — þá, vielleicht beſſer: þann, oder ſonſt 7, 2. zu leſen úlfa, ſo daß þá der acc. pl. wäre. — Über dies gute Vorzeichen ſiehe eine Erzählung in Pauli's Schimpf und Ernſt Cap 158. ed. 1535. fol.: „Morgens fuhren ſie hinaus und da ſie ſchier zu dem Wald hin kamen, ſprach der Knecht: Meiſter, es iſt ein Wolf vor uns gelaufen, der Meiſter ſagt, er hat ihn wohl geſehen, es wäre eitel Glück" S. auch Prätorius Glückstopf, S. 256. — 8, 1. Statt engr die beiden N. G. einginn. — 8, 2. Die ſpät ſcheinende Schweſter des Monds iſt die Sonne am Abend, die Abendröthe. Die beiden N. G. haben: at ſídſitiandi, der ſpät ſich ſetzenden (Sonne), was der häufigen Redensart: die Sonne geht zu Eitz (Kampe W. S. 94. V 40.), zu Bett, zu Ruhe, zu Raſte, zu Gnaden, näher kommt, wie auch Sonnenuntergang ſolſetr, dagſetr heiſt. Spät und niedrig fallen in ſíðr zuſammen, und der Abend iſt der ſich zur Ruhe niederſetzende, abſteigende Tag, weshalb Abend ſelbſt zu af und aptr gehört; mehr davon im Gloſſar. — Niemand ſoll kämpfen ihr entgegen, d. h. wenn ſie ihm ins Geſicht ſcheint und er geblendet wird.

Þeir sigr hafa, er siá kunno,
hiorleiks-hvatir, eþr hamalt fylkia.

9. Þat er sár mikit, ef þú fæti drepr,
þars þú at vígi ferþr,
tálar Dísir standa þér á tvær hliþar,
oc vilia þic sáran siá.

10. Kembþr oc þveginn scal kœnna hverr
oc at morni mettr,
þvíat ósýnt er, hvar at apni kømr;
ilt er, fyr heill at hrapa!" —

Sigurþr átti orrosto micla viþ Lyngva, Hundings son, oc bræþr hanns. Þar fell Lyngvi oc þeir þrír bræþr. Eptir orrosto quaþ Reginn:

11. „Nú er blóþugr örn bitrom hiorvi
bana Sigmundar á baki ristinn;
engr er fremri, sá er fold ryþi,
hilmis arfi, oc huginn gladdi!"

8, 4. Die beiden N. G. statt hamalt unverständlich: hafnialt. — Über den Ausdruck: hamalt fylkia s. die Sage von Harald hardr, C. 2. Heimsk. III. S. 55. — 9, 2. Die beiden N. G.: þá er at vega fer, wenn du zu kämpfen ausfährst; derselbe Sinn, nur fehlt die Alliteration. — 10, 1. Alte Sittenlehre, eben so in Havamal 53.: „þveginn ok kembdr riþr þingi at." — Statt kœnna lesen die beiden N. G. kennast (skal) hverr, soll sich befinden jeder. — 11, 1. Statt bitrom die beiden N. G. breidom, mit breitem Schwert. — 11, 1. 2. Einen blutigen Aar auf den

die haben den Sieg, welche ſehen können,
die im Schwertſpiel Tapfern, oder welche Keilſchlacht
ordnen.

9. Da iſt große Gefahr, wenn du mit dem Fuße ſtrauchelſt,
da, wo du zum Kampfe ſchreiteſt,
Trug-Diſen ſtehen die zu beiden Seiten
und wollen dich verwundet ſehen.

10. Gekämmt und gewogen ſoll jedermann (ſeyn)
und zum Morgen geſpeiſt,
denn ungewiß iſt, wohin zum Abend er kommt;
böſe iſt, vor dem Schickſal zu ſinken!"

Sigurdur hielt eine große Schlacht mit Lyngvi, Hundings Sohn, und deſſen Brüdern. Da fiel Lyngvi und die drei Brüder. Nach dem Kampf ſprach Reginn:

11. „Nun iſt ein blutiger Aar mit beißendem Schwert
dem Mörder Sigmundur's auf den Rücken geriſſen;
größer iſt keiner, der die Erde (mit Blut) röthete,
Königs-Erbe, und der den Raben erfreute."

Rücken reißen. Eine grauſame Rache: das Rückenfleiſch ward abgeſchnitten und Salz in die Wunde geſtreut, dann wurden die Rippen vom Rippenbein losgehauen und auswärts gebogen, als wären es Adlerflügel, zuletzt ward die Lunge durch dieſe große Wunde herausgezogen, ſ. Suhms Fabelg. II. 562., und H. S. 23. über rifia-retti. — 11, 3. Statt engr lieſt die Skalſ. N. G. fár, paucus, wodurch die Allit. ein Glied mehr bekäme, daraus mag das ſchlechte fyrr in der Björn. Aufg. entſtanden ſeyn.

Fafnis mál.

Inhalt.

Auf Reiginn's Anreizung geht Sigurdur zum Gnitaheidi und sticht dem Fafnir das Schwert ins Herz. Fafnir fragt ihn nach Geschlecht und Namen; erst es verhehlend, antwortet Sigurdur dann frei heraus, 1—4. Fafnir spricht nun gering von ihm, 5—11. (Wechselrede über die Normen, 12 13; Surtur's und der Æsen Zusammentreffen, 14 15.; Ægir's Helm, 16—19) Fafnir, sterbend, verkündet Unheil aus seinem Gold, 20—22. Reiginn kommt und rühmt die That, 23—26., schneidet dem Fafnir das Herz aus und trinkt Blut aus der Wunde; dann will er schlafen, derweil ihm Sigurdur das Herz braten soll. Sigurdur wirft ihm Unthätigkeit vor, dagegen preist Reiginn das ihm geschmiedete Schwert, 26—31. Sigurdur, allein, kostet den träufelnden Herzenssaft, und versteht alsbald der Vögel Rede. Ihrer sieben sagen ihm, selber solle er das Herz essen, entdecken Reiginn's bösen Vorsatz gegen ihn und rathen zu seinem Tod, 31—38. Sigurdur schlägt ihm nun das Haupt ab, ißt Fafnir's Herz und trinkt Fafnir's und Reiginn's Blut. Dann rathen ihm die Vögel, auch das Gold zu nehmen, und verkünden ihm seine Fahrt zu Giuki; Ehe mit dessen Tochter, 39—41.; Schlaf der Walkyrie in dem flammenumzäunten Saal, durch ihn gebrochen, 42—44.

Fafnis mál
eþr
frá dauþa Fafnis.

heim fór Sigurþr til Hiálprecs. Þá eggiaþi Reginn Sigurþ til at dega Fafni. Sigurþr oc Reginn fóro upp á Gnitaheiþi oc hitto þar slóþ Fafnis, þá er hann ſkreiþ til vatz. þar gerþi Sigurþr gryf micla á veginom oc gecc Sigurþr þar í. enn er Fafnir ſkreiþ af gullino, blés hann eitri oc braut þat ſveir oſan hauſut Sigurþi. enn er Fafnir ſkreiþ yfir groſina, þá lagþi Sigurþr hann meþ ſverþi til hiarta. Fafnir hriſti ſic oc barþi hauſþi oc ſporþi. Sigurþr hlióp or groſinni oc ſá þá hvarr þeirra annan.

Fafnir qvaþ:

1. „|ſveinn oc |ſveinn, hverium ertu |ſveinni um borinn?
hverra ertu |manna |mauga?
er þú á |Fafni raut þinn inn |frána maka:
ſtondomc til |hiarta |hiorr!"

(Gedruckt: Damiſ. 15. und Bartholin antiq. dan. p. 612. Str. 13. Vgl. Volſ. S. Cap. 27. 28. — Edda Sam. S. 230. Note 6. 1, 1. 2. S. 11. Note 22. Str. 13 und 15, 1. — Gloſſar der Niala, S. 670. a Str. 18 und 19, 1. 2., auch Edda Sam. S. 573. — Eigla, S. 311. Str. 22, 1. — Damiſ. 72. Str. 52. 53.)

1, 1. ſveinn oc ſveinn, eine Eigenheit der nord. Sprache, gewöhnlich wird das letzte Wort in den gen. pl. geſetzt: ſveina

Fafnir's Lied
oder
vom Tode Fafnir's.

Sigurdur fuhr heim zu Hialprekur. Da reizte Reginn den Sigurdur, zu tödten Fafnir'n. Sigurdur und Reginn fuhren aufwärts zur Gnitaheidi und fanden da Fafnir's Spur (Weg), wann er ſchritt zum Waſſer. Da machte Sigurdur eine groſse Grube im Weg, und Sigurdur ging darein. Aber als Fafnir ſchritt vom Golde weg, blies er Gift aus und das fiel dem Sigurdur oben aufs Haupt. Aber als Fafnir ſchritt über die Grube, ſtach ihm Sigurdur mit dem Schwert ins Herz. Fafnir ſchüttelte ſich und ſchlug mit Haupt und Schweif. Sigurdur ſprang aus der Grube und da ſah einer den andern.

Fafnir ſprach:

1. „Geſell, und Geſell, von welchem Geſellen biſt du geboren?
was biſt du für ein Menſchen-Kind,
der du in Fafnir rötheteſt deinen glänzenden Stahl?
mir ſtand im Herzen das Eiſen!"

ſveina, Menſchenkind, ſo Harbarzl. 1. und: karl karla — Hyndlul. 1. rauk raukra — G. II. 1. mar meya. Vgl. Edda Sam. S. 280. Note 6. Übrigens gehört der Ausdruck ſveinn dem Sigurdur noch eigenthümlich zu und iſt ein epiſches Beiwort; auch in den Kampe V. heiſst er: Sivard ſnaren ſvend — die Fragen nach Geſchlecht und Stand kommen in aller Volksdichtung auf dieſe Art zwiſchen den Helden vor, vgl. das Hildebrands-Lied; in Fiolſv. 6 entſprechend: „ſegþú

Sigurþr dulþi nafns sins fyrir þvi, at þat var trúa í fornescio, at orþ feigs mannz mætti micit, ef hann bolvaþi óvin sinom meþ nafni *). hann qvaþ:

2. „|Gaufugt-dýr éc heiti, enn éc |gengit hefc
inn |móþur-lausi |maugr,
|fauþor éc acka, sem |fíra synir,
geng |éc |einn-saman."

Fafnir qvaþ:

3. „veiztu, ef |fauþur ne áttaþ, sem |fíra synir,
af hverio vartu |undri |alinn?"

Sigurþr qvaþ:

4. „|ætterni mitt qveþ éc þér |ókunnict vera,
ec mic |siálfan it |sama;
|Sigurþr éc heiti, |Sigmunþr het minn faþir;
er hefc þic |vapnom |vegit!"

---

mér hverium ertu sveinn ofborinn? eþa hverra ertu manna maugr."

*) Über das Namenhehlen vgl. Harbarzl. 10. 11.

2, 1. Sigurdur will dem Fafnir auf die Frage nach dem Namen ausweichen, und gibt sich den eines ungeheuern Wunderthiers. Das Glossar zeigt, welchen Begriff hier das Wort gaufugr haben kann, mit Thier sind die Namen der wilden, grausamen, vorzugsweise zusammengesetzt: Pänterthier, Tiegerthier. Es scheint also in gaufugt mehr als das bloße Beiwort zu stecken, worüber folgende Muthmaßungen: der Wolf heißt Welf, Gelf, und Gelphrat ist so viel als Wolfrat. Der mit dem Wolf und Fuchs verwandte Luchs heißt isländ. lynxdýr, schwed. lodyr, das lobende Glühaugen-Thier, und im westgothl. merkwürdig: gøpa, gøba, welches nach Ihre's Dialect Lex. aber auch Fuchs- und Wolfsnamen sind; das folgende Beiwort 5, 5. francygr paßt (an-

Sigurdur verhehlte seinen Namen darum, weil es Glauben war im Alterthum, daß das Wort eines sterbenden Mannes viel vermöchte, wenn er verwünschte seinen Feind mit Namen. Er sprach:

2. „Funkel-Thier heiß ich, aber ich bin gegangen
als ein mutterloser Sohn,
Vater hatte ich nicht, wie Menschen-Kinder,
ich gehe einsam."

Fafnir sprach:

3. „Weißt du, wenn du nicht hattest Vater, wie Menschen-Kinder,
von welchem Wunder du erzeugt warst?"

Sigurdur sprach:

4. „Mein Geschlecht, sag ich, dir unkund sey,
und ich selber desgleichen;
Sigurdur heiße ich, Sigmundur hieß mein Vater;
ich habe dich mit Waffen erschlagen!"

---

ser auch auf die Volsungen-Augen) zu der Erklärung. Gudm. p. 84. merkt an, daß gaufa, gaufra, norweg. gouber, goufer, ein wildes Thier, ulula silvestris, mustela oder lynx bedeute. Hafgaufa ist eine Meerfrau. Vielleicht spielt diese Antwort Sigurdur's auf den mythischen Umstand an, daß sein Vater eine Zeitlang Wolf gewesen war.

gengit, ganga, heißt hier wandern, in der Welt umherziehen; in der Vols. S. steht farit.

3, 2. alinn hier gleich: geboren oder erzogen. In der Vols. S. fügt Fafnir noch hinzu: „ok þo þú seigir mér ecki nafn þitt á banadœgri minu, þá veistu, at þú lygr nu." — 4, 2. Sigurdur vergißt hier heldenmäßig all sein Bedenken, und sagt den Namen. — 4, 4. mit Waffen, d. i. rechtlich.

Fafnir qvaþ:

5. „Hverr þic hvatti? hví hvetiaz lezt
mína hiervi at hera?
inn fránevgi sveinn, þú áttir faudur bitran
ábornno sciór á sceiþ."

5, 3. 4. Der Sinn der an sich deutlichen Worte faudur bitran (Volf. S. faþur snarpan) wird durch die größere Dunkelheit der folgenden Zeile nicht aufgeklärt, da doch in ihr vermuthlich der Grund dieser Bitterheit ausgedrückt seyn muß. Sigurdur's Vater war vor seiner Geburt bereits todt und hatte dem Sohn nichts hartes vorausbestimmt (Volf. S. Cap. 33. þá var hann óborinn, þá er faðir hanns fell.). Stünde statt Vater: Großvater, welches Volsúngur ist, so könnten die Worte der Volf. S. Cap. 8. ek maelta eitt orð óborinn u. s. w., nämlich Volsúngur gelobte noch ungeboren (im Mutterleib, worin er sechs Jahre blieb,) vor Feuer und Eisen, überhaupt vor nichts fürchterlichem, zu erschrecken — vermuthen lassen, die folgende dunkele Zeile bezöge sich auf dies Heldengelübde, wiewohl ihre Worte darnach nicht zu erklären sind; bitter hieße dann kühn, tapfer. Vielleicht ist aber der bittere Vater nichts als ein Stiefvater, bei welchem Sig. aufgezogen wurde, da man stief wahrscheinlich von steif, holl. stief, dän. stiv, hart, unbeugsam, abzuleiten hat (vgl. stivsindet, hartsinnig). — Wie der königl. Codex: „ábornno sciór á sceiþ," oder der Vidal.: „fór á brenno sciór á sceid," s. Edda Sæm. praef. XLIII., die vierte Zeile lesen, ist sie Buchstab und Sinn nach nicht zu erklären, und bedarf mehr als einer Verbesserung. In der Volf. S. ist der Satz schon nicht verstanden und ganz ausgelassen worden. sciór á sciþ erinnert an eine Stelle der Völu-spá 20.: skáro á sciþi, schnitten aufs Brett (Scheit), d. h. mit Runen, dem Sinn nach: gaben Namen (wie wir etwa zu sagen pflegen: er schreibt sich, statt: er heißt mit Namen). Hiernach wäre scár á sceid oder, scíd ábornum: er gab ihm vor der Geburt einen (unglücklichen) Namen. Denn ábornno ist hier völlig sinnlos; ábornum aber: „dem auf dem Fluß geborenen," erinnert an die so sehr ab-

Fafnir sprach:

5. „Wer reizte dich? wie ließest du dich reizen,
mein Leben zu vernichten?
klaräugiger Gesell, du hattest einen bittern Vater —
. . . . . .

---

weichende deutsche Mythe, wonach der neugeborne Sigurdur in einem Gefäß in den Fluß rollt; (vgl. K. und H. Märchen II. Nr. 6. und Anhang.) Auch könnte man arborinn (statt áborinn oder óborinn) lesen: der früh- oder erstgeborne, vgl. das angels. arboren, und Völn-spá 2.: „jetna ár um borna;" Liliendal II. 113. erklärt es durch adultus, majorennis. Auch wäre á für die Präpos. zu nehmen und von bornno oder bornum zu trennen. Endlich könnte árborinn der „frühweggebrachte" seyn. (Egils S. 610.)

Diese, wiewohl dunkele, Beziehung der Stelle auf das Namengeben, ist eben einer anderen Zusammenstellung behülflich. Nämlich auch von Helgi hieß es, daß ihm kein Namen gegeben wurde, („ecki festiz nafn viþ hann") und, als wäre dies der Grund, war von dem harten Herz seines (also bittern) Vaters die Rede. HS. 7, 5. 4. Der Commentar wird näher noch ausführen, welche mythische Übereinstimmung zwischen Sigurdur und Helgi statt hat: Helgi ist ein Sohn Hiorvardur's und Sigrlinn's, bei Sigurdur drehen sich blos die Namen herum: Sigmund sein Vater und Hiordis seine Mutter, dagegen des deutschen Siegfrieds Mutter Sigelind heißt.

Die vidal. Lesart fór verstattet es, das Zeitwort nicht mehr in sciór zu suchen. Sciór ist ein Heber, Specht, Schär; fór (er flog) óbornum (dem ungebornen, vor S. Geburt, vgl. R. 8. jofra óborna) á sceid (am Weg), d. h. weissagte ihm hartes Schicksal. Der Mythus weiß nichts hiervon, aber die Worte stimmten, und bei Helgi's Geburt weissagten auch die Vögel. á brenno könnte: in incendio, von brenna, combustio, Biörn. H. seyn.

Endlich wäre fora-borinn, vielleicht gleichbedeutend mit dem altdeutschen bore: elend-unglücklich-geboren seyn; vgl. Agr. 46. eine Muthmaßung über fora-fælt.

Sigurþr qvaþ:

6. „|hugr mic |hvatti, |hendr mér fulltyþo,
oc minn inn |hvassi |hiorr;
fár er |hvatr, er |hrøþaz tecr,
ef í |barnæsco er |blauþr."

Fafnir qvaþ:

7. „|veit éc, ef þú |vaxa næþir fyr þinno |vina briósti,
sætt maþr þic reiþan vega:
nú ertu |haptr oc |her-numinn,
æa qveþa |bandingia |bifaz."

Sigurþr qvaþ:

8. „hví bregþr þú mér, |Fafnir, at til |fiarri fiác
|mínom feþr |munom:

6, 1. Vgl. Ägisdr. 65.: „þaz mik hvatti hugr," eine weit verbreitete Redensart: das Herz hat mir's gesagt. Ähnlich der ganzen Stelle im Iwein 2355.: „wer ju riete den wan?" — „mir riet ez min selbez lip" — „wer dem libe?" — „min herz" — „wer dem herzen?" — „die ougen." — 6, 5. er hrøþaz tekr, nachdem man er versteht, entweder wann es zu grausen anhebt, sich etwas schreckliches zuträgt; oder: der sich zu fürchten beginnt. Letzteres gibt aber einen ganz unschicklichen Sinn. Die entsprechende Stelle in der Vols. S.: „fár er gamall hardr, ef hann er í bærnsku blaudr," und der sprichwörtl. Gegensatz, wer in der Jugend feig ist, wird im Alter nicht muthig, macht es wahrscheinlich, daß hroþaz eine falsche Lesart ist; er hrøþaz tekr muß dem Sinn nach heißen: der groß zu werden beginnt, d. h. Mann wird. Man bessere also: hrosaz (se extollere, in die Höhe zu wachsen,) oder hreisaz, erstarken, horskvaz, oder ein ähnl. Wort. — 7, 1. þínno wird hier auf briósti, wiewohl im Sinn zu vina gehörig, bezogen. Dieselbe Fügung 8, 2.: mínom feþr munom statt míns feþr." — Vaxa fyr vina briósti, vgl. H. l. 9., und alter Titurel 15.: „an früne

Sigurdur ſprach:

6. „Das Herz mich reizte, die Hände mir's vollbrachten
und mein ſcharfes Schwert;
keiner iſt kühn, wo Schreckliches anhebt,
wenn in der Kindheit er feig iſt."

Fafnir ſprach:

7. „Ich weiß, wenn du wachſen thäteſt vor deiner Freunde Bruſt,
ſähe man dich als Tapfern ſtreiten,
nun biſt du verhaftet und gefangen,
ſtets, ſagt man, beben Gebundene."

Sigurdur ſprach:

8. „Wie wirfſt du mir vor, Fafnir, daß zu fern ich ſey
meinen Vaters-Freuden;

---

des arm volwahſen." Der Sinn iſt: „wäreſt du, das weiß ich, auferzogen worden (das Imperf. nahir ſteht für's Plusquamperf.) im Schooße der deinigen, ſo hätte dir niemand widerſtehen können. — 7, 2. Die mangelnde Alliteration in reiþan vega wäre leicht durch ríþa (in Kampf reiten) für vega herzuſtellen. Inzwiſchen iſt es auffallend, wie oft ſich dieſer Fehler in der Edda wiederholt, ſ. unten 17 und 30. SM. 28. Ägisdr. 15. 18. 27. In einer der letztern Stellen wird darum auch reka für vega vermuthet, denn ef mit vega, (nega, uga,) daſelbſt zu binden, iſt aus innern Gründen und der entſprechenden Stellen halber unzuläßlich. Schon die Proſa hat: vega reidur. — 8, 2. munr, Freude, ſteht hier ganz klar für: Wohnung, Heimath. Der Grund liegt tief in der Sache und Sprache, ſo iſt una, gaudere, dann: in Freude wohnen und wohnen allein, weshalb auch unſer: Wonne und Wohnung verwandt ſind. Merkwürdig iſt die Einſtimmung der chriſtl. Redensart: „zu des Vaters Freude eingehen" (in die himmliſche Wohnung, ſterben,

eigi em éc |haptr, þótt éc vera |her-numinn;
þú fant, at éc |lauss |liñ."

Fafnir qvaþ:

9. „|heipt-yrþi ein teir þú þér í |hvívetna,
enn éc þér |latt eitt |segic:
iþ |gialla |gull oc iþ |glóþ-rauþa fé
þér verda þeir |baugar at |bana!"

Sigurþr qvaþ:

10. „|fé ráþa vill |fyrþa hverr
|æ til ins |eina dags,
þvíat |einno sinni scal |alda hverr
fara til |heliar |heþan."

Fafnir qvaþ:

11. „|Norna-dóm þú munt fyr |nesiom hafa
oc |ósvinnz |apa;

Jungs Geisterkunde, S. 538.). Aus diesem folgt, daß Munarheimr (sonst Unarheimr, Minnenheim) prosaisch gar nichts heißt als: Haus, in der Poesie aber Freuden-Saal, Glanz-Saal. Die Vols. S. setzt bloß: fiarri minom frændum (den Meinigen, Freunden, Freuden). Überall bricht hier die Idee vom Süßen der Heimath, des Innigen, Innern (inni, domus) des Besitzes durch. — 7 und 8. Es kommt auf den Sinn von haptr und hernuminn an, ersteres ist härter und bezeichnet einen in Haft und Banden liegenden Gefangenen; einen hand-tekinn durfte man in Eisenband setzen (Norna G. S. Cap. 5.), aber keinen her-tekinn (fiótr ist zuweilen Fußband, hapt, Handband, s. Runa Cap. 12.: „sprettr af fiótum fiótr enn af hóndum hapt." Vgl. die deutschen Worte Handhabe, Handhaft, Handgriff). So von Gunnarr: hendur heptar (Gunnars slagr 1.), in Hand und Pfand, Haft gehalten (altd. „gehapt"), und hand-tekinn ist so viel wie haptr. Her-numinn aber ist, der durch eine verlorne Schlacht unter die Oberherrschaft eines an-

nicht bin ich verhaftet, wäre ich auch gefangen;
du fandſt, daß ich frei lebe."

Fafnir ſprach:

9. „Schlimmes allein ſiehſt du dir in jedwedem,
aber eins ſage ich dir wahr:
das klingende Gold, das glutrothe Geld,
dir werden die Ringe zum Tod!"

Sigurdur ſprach:

10. „Über Geld herrſchen will jedermann
immer bis zu dem einen (letzten) Tag,
denn einmal ſoll jedermann
fahren zur Unterwelt von hinnen."

Fafnir ſprach:

11. „Du wirſt vor Spott halten den Spruch der Nornen
und des unklugen Affen;

---

dern geräth, alſo genau: der Kriegsgefangene und gefangen Weggeführte. Seit Sigmundur's Tod war Sigurdur unter Hialprekur, in der Vols. S. Cap. 57. heißt er: þræll, Knecht, Diener deſſelben. Hernumiun war keine Schande; aber nie in Handhaft gefangen zu ſeyn, rühmten ſich die Helden (Hildebrands L. 45.). Vielleicht hat hapta den Nebenſinn: von einem einzelnen im Kampf beſiegt; die Proſa hat noch bezeichnender: hernám, Kriegsbeute. Vgl. G. l. 9., wo Hergurg hapta und hernumma heißt, die ihrer fremden Herrin die Schuhriemen binden mußte und von ihr Schläge empfing. — 9, 1. Vols. S.: tekr ſtatt telr, in gleichem Sinn. — 9, 3. Geld kann das ſchallende, klingende, aber auch das rothe, gelbe (ital. giallo, ſ. Eigla S. 524.) heißen, letzteres iſt wegen des folgenden glóþrauþr beſſer. — 9, 4. Nach der gewöhnlichen Fügung: dir werden das Geld, Gut und die Ringe zum Tod. — 10, 2. inn eini dagr, ſo viel wie hinnzti und eino ſinni: endlich, zuletzt; wir ſagen: endlich einmal, einſt. — 11, 1. 2. Sinn: du verach-

í |vatni þú drucnar, ef í |vindi rer:
alt er |feigs |foraþ."

Sigurþr qvaþ:

12. „segþú mér, |Fafnir, allz þic |fróþan qveþa,
oc |vel mart |vita:
hveriar ro þær |Nornir, er |nauþgaunglar ro,
oc kiósa |móþr frá |maugom?"

Fafnir qvaþ:

13. „|sundr-bornar mioc hygg éc, at Nornir |sé,
|eigoþ þær |ætt saman:

---

test meine Weissagung; Vols. S.: „fátt villdu at minum dømum giora." Nornenspruch ist hier allgemein Offenbarung des Schicksals; þú munt hafa, hier so viel als: þú hefir; — fyr nesiom steht für hneisiom, hneisom, Schimpf, Spott, schwed. nesa; — ok ósvinnz apa, (näml. dóm), und für Narren-, unkluges Affen Spruch; eine episch nicht unedle Redensart, s. Hávamál: „orþum þú skiptir alldreigi viþ hinn ósvinna apa," wortwechsle nie wider den unklugen Affen; Grimnismál 54. (fleiri) „enn þat hyggi hverr ósviþra apa;" (mehr) als das unkluge Leute denken; da Hymir: atrunnr apa, affen-abstammend, heißt, könnte man ebenwohl einen „dummen Riesen" verstehen. Auch im altdeutschen: von einem hl. Mönch V. 239.: „ich rede als ein affe" (altd. Wälder II.); Winsbeke 42.: „der huset in der affen tal (handelt thöricht). — fyr nesiom könnte zwar auch wörtlich bedeuten: vor dem Vorgebirg wirst du Nornenthum (den Tod) finden, wiewohl das keineswegs zu Sigurdur's Geschichte paßt, 11, 2. würde aber dann völlig unverständlich bleiben oder wäre der Sinn: „vor dem Vorgebirg werden dir kluge und unkluge Leute erscheinen und mit dir reden (døma);" es müßte gemeint seyn, daß Odinn noch einmal, wie er als Hnikarr dem Sig. erschienen war, kommen und Nornensprüche geben würde. Man könnte vielleicht in nes, promontorium, (das ursprünglich Nase, das vorragende, aussagt,) den noch bei uns gangbaren Nebenbegriff

im Waſſer du ertrinkſt, wenn im Sturmwind du ruderſt:
alles iſt des todt-geweihten Verderben."

Sigurdur ſprach:

12. „Sag du mir, Fafnir, da ſie dich klug nennen,
und du ſo manches weißt:
welche ſind die Nornen, die noth-löſende ſind,
und entbinden die Mutter von den Kindern?"

Fafnir ſprach:

13. „Gar verſchieden geboren, denk ich, daß Nornen ſeyen,
ſie haben nicht ein Geſchlecht zuſammen:

---

ren Spekt ſuchen, und vermuthlich iſt das obige hneifa nah verwandt damit. Verel führt an: neyrli ſive hneyrli, neyrlyrſi und neyſtur an. — 11, 3. Vgl. Hávam. 72. — 12, 1. 2. Ebenſo wird eingeleitet in Vafthrud. 26. — 12, 5. Fragen und Antworten ſcheinen mehr epiſch und aus andern Liedern eingeflochten, als zu Sigurdur's eigener Geſchichte gehörig. Was bedeutet hier: Norn nauh-gaunglar? Vermuthlich bezieht es ſich auf den Beiſtand der Nornen und Götter in Kindesnöthen. Noth, Band, Enge bedeutet im engern Sinn gerade ein Werk, verkr, Kindesnöthen, labor partus, das lat. opus beides, Noth und Werk. Die Walkyrien und Nornen binden und entbinden in Kindesnoth. Gaungull iſt darum, wie gandull, ein Nornennamen (Odinn heißt ebenfalls bald gangleri, bald gandler), welcher richtig durch Knoten, bandflechtend erklärt wird (ſ. gl. edd. v. gandler); ſo daß in gaungul läge, was ſchon in nauhr, Band, Knoten, nodus; (vgl. das zuſammengeſetzte: nauhfilia, da ſkilia trennen heißt, wie klóſa, und V. 11. nauhr um ſkildi.) Nauh-gaunglar ſind alſo die in Kindesnoth löſenden Göttinnen. Dies folgt auch aus der nächſten Zeile, wo die Wolſunga S. die beſſere Lesart gibt, ſtatt: klóſa móhr frá maugum iſt zu ſetzen: ok kloſa maug fra mohrom, und kloſen, löſen das Kind von der Mutter, entbinden die Mutter; vgl. SM. 10, 2. Näheres im Commentar zu Odrúnar grátr. — 13, 1. Die Alt-

sumar ero |Ás-kungar, sumar |Alf-kungar,
sumar |dytr |Dvalins."

Sigurþr qvaþ:

14. „segþú mér þat, |Fafnir, allz þic |fróþan qveþa
er |vel mart |vita:
hvé sá |hólmr heitir, er blanda |hior-lægi
|Surtr er Ásir |saman?"

Fafnir qvaþ:

15. „|Oscopnir hann heitir, enn þár |aull scolo
|geirum leica |goþ;
|Bilraust |brotnar, er þeir á |brot fara,
er svíma í |Móþo |marir.

---

teration fällt ungewöhnlich auf sé, indessen hat es doch auch Schwierigkeit, sie auf miok und Nornir zu legen, wie Hildebr. Lied S. 41. vermuthet wurde. Über die ganze Strophe, wozu Dæmis. 15. einige unwichtige oder schlechte Varianten liefert, Bartholin aber schon S. 612. die richtige Lesart, vgl. Edda Sæm. XLIV. Sie wird also auch in einigen Handschr. des Grimnismál hinter Str. 35. eingeschaltet. — 13, 4. Dvalinn's Töchter oder Zwerginnen hier von den Elfinnen unterschieden. Den dunkeln Sinn der ganzen Strophe könnte die Variante der Vols. S. sundur-losar (vielleicht: sundr-lausnar) wieder aufklären, in sofern laus, levis, expeditus, auch im activen Sinn: leichtmachend, expediens, bedeutete. Es wäre dann die genau passende Antwort: auf verschiedene Weise lösen sie aus der Noth, je nachdem sie selbst Asen, oder Elfen, oder Zwerg-Nornen sind. sundr-lauss ist: loos, solutus. — 14, 5. blanda hiorlægi, abl. von hiorlaugr, in derselben Fügung Ägisdr. 9.: blanda blódi. Indessen ist hier dem Sinn nach von keinem Freundschaftsbund durch Blutmischen, sondern von dem großen hólmgángr, Werdergefecht, die

etliche ſind vom Aſen-Geſchlecht, andere vom Eiſen-Geſchlecht,
etliche Töchter Dvalinn's."

Sigurdur ſprach:

14. „Sag du mir das, Fafnir, weil ſie dich klug nennen,
und du ſo mancherlei weißt:
wie heißt der Holm, wo miſchen Schwertes-Waſſer (Blut)
Surtur und die Aſen zuſammen?"

Fafnir ſprach:

15. „Oſkopnir heißt er, aber da werden alle
Götter ſpielen mit (ihren) Speeren;
Bilrauſt bricht, wann ſie fort fahren
und ſchwimmen in Moda die Roſſe.

Rede, ſ. geirum leika in der folgenden Strophe. Blut-miſchen iſt alſo hier: kämpfen, wie Blutbad für Schlacht ſteht. Die Edda Sæm. überſetzt: commiſcent gladiorum ictus, wobei laugr für logr, Feuer, genommen iſt, ſ. gl. nial. v. laugr. Die Lesart der Volſ. S. faralogi würde: Wundenfeuer, d. h. Schwert, ausdrücken. — 15, 1. Statt Oſcopnir lieſt die Volſ. S. uſkaftir, ein nach beiden Lesarten ſehr dunkeles Wort, das aber ſicher nicht der ungeſchaffene (óskapadr) heißt. Die Bildung des Worts erinnert an den auch örtlichen Namen Okolnir. — Nach Darmſ. 48. heißt das Thal Vigriþur. (Vafþrudnism. 18. hat wohl durch einen Druckfehler Vigriþer, da im Verzeichniß der Namen er richtig angegeben iſt.) 15, 4. Moda, Namen eines Höllenfluſſes, Hávamál. rata moþur, waten durch Flüſſe. Darüber, wie über Bilrauſt und Bifrauſt, im Commentar.

16. |Ægishiálm bar éc um |alda sonom,
|meþan éc um |meniom lág;
|einn rammari hugþamc |aullom vera,
fanca éc |marga |maugo."

Sigurþr qvaþ:

17. „|Ægishiálm bergr |einugi,
hvar scolo reiþir vega,
þá þat |finnr, er meþ |fleirom kømr,
at |engi er |einna hvatastr."

Fafnir qvaþ:

18. „|eitri éc fnæsta, er éc á |arfi lá
|miclom |míns fauþor."

Sigurþr qvaþ:

19. „inn rammi ormr! þú gorþir fræs micla
oc gazt |harþan |hug;
|heipt at meiri verþr |haulþa sonom,
at þann |hiálm |hafi."

Fafnir qvaþ:

20. „|ræþ éc þér nú, Sigurþr, enn þú |ráþ nemir!
oc riþ |heim |heþan:

16, 1. Ich bin allen Menschen fürchterlich. — 16, 2. um meniom, vielleicht und unter. — 16, 4. d. h. meines Gleichen, der mir widerstanden hätte. Der ganze Satz lautet in der Prosa höchst weitläufig. — 17, 2. Vgl. 50, 2. — 17, 3. Vielleicht besser: finnz, und das folgende er durch quando zu erklären; indessen hat auch Hávam. 66. finnr, wo die zwei letzten Zeilen der Strophe vorkommen. — 18, 1. Die Drachen sind sowohl Gift- als Feuerspeiend, und das Wort

16. Ägir's Helm trug ich unter Menſchen-Kindern
inmittelſt ich auf (meinen) Schätzen lag;
ich allein däuchte mir ſtärker als alle zu ſeyn,
ich fand nicht viele Männer."

Sigurdur ſprach:

17. „Ägir's Helm ſchützt keinen,
wo ſollen zornige kämpfen,
da findet man das, wenn man unter mehrere kommt,
daß keiner iſt allein der tapferſte."

Fafnir ſprach:

18. „Gift blies ich, als ich auf dem Erbe lag,
dem großen, meines Vaters."

Sigurdur ſprach:

19. „Du ſtarker Wurm, du erregteſt große Furcht,
und bekamſt ein hartes Herz;
Übermuth wird größer bei Menſchen-Kindern,
wenn ſie ſolchen Helm haben."

Fafnir ſprach:

20. „Ich rath' dir nun, Sigurd, aber nimm du Rath an!
und reit heim von hinnen:

---

eitr heißt urſprünglich beides. — Vgl. gl. edd. p. 491., wo dieſe Worte angeführt werden. — 18, 2. Nach der Niála iſt miklu zu leſen, inzwiſchen iſt arfr männlich. — 19, 1. Die fehlende Alliteration kann erſetzt werden, entweder daß man frani ormr, oder für fræs, ogn lieſt. Erſteres iſt auch ſchon in der Niála angenommen. — 20, 1. Hávamál 102.: raþ ét þér Lodfafnir, at þú raþ nemir.

iþ ſgialla ſgull oc iþ ſglóþ-raufa fé
þeir verþa þér ſaugar at ſana!"

Sigurþr qvaþ:

21. „ſráþ er mér ſráþit, enn éc ſíþa mun
til þeſſ gullz, er í ſyngvi ſliggr,
enn þú, Fafnir, ligg í ſiaur-brotom,
þar er þic Hel ſhafi!"

Fafnir qvaþ:

22. „Reginn mic ſreþ, hann þic ſáþa mun,
hann mun ocr verþa báþom at ſana,
ſíor ſitt láta, hygg éc, at Fafnir myni,
þitt varþ nú meira megin!"

Reginn var á brott horfinn, meþan Sigurþr vá Fafni oc kom þá aptr, er Sigurþr strauc blóþ af ſverþino.

Reginn qvaþ:

23. „heill þú nú, Sigurþr! nú hefir þú ſigr vegit,
oc Fafni um ſarit;
manna þeirra er mold troſa
þic qveþ éc óblauþaſtan alinn!"

20, 3. 4. ſchon eben 9, 3. 4. — 20 und 21. Vgl. hierzu zwei Strophen aus der Hólmverja-Saga bei Bartholin antiq. 500. 501., wo ſich Hordr auch durch keinen Fluch abhalten läßt, Geld wegzunehmen. — 21, 1. Wortſpiel zwiſchen ráþa und ríþa. — Der Sinn forderte mér ſtatt þér, wie das Mſ. hat. — 21, 4. Hel hafi þik! nordiſche Verwünſchungsformel, wofür auch oft ſteht: Odinn eigi þik! far þú

das klingende Gold und das glut-rothe Geld,
die Ringe werden dein Tod!"

Sigurdur ſprach:

21. „Rath iſt mir gerathen, aber ich reiten will
zu dem Gold, das in der Heide liegt,
aber du, Fafnir, lieg in Todeszügen,
bis die Hölle dich habe!"

Fafnir ſprach:

22. „Reginn mich verrieth, er wird dich verrathen,
er wird uns beiden zum Tod werden.
Ich ſehe, daß Fafnir ſein Leben laſſen muß,
deine Kraft war nun die größere!"

Reginn war fortgegangen, während Sigurdur tödtete den Fafnir, und kam da zurück, als Sigurdur das Blut vom Schwerte wiſchte.

Reginn ſprach:

23. „Heil dir nun, Sigurdur, nun haſt du Sieg erkämpft
und den Fafnir umgebracht;
von allen Männern, die auf der Erde gehen,
nenn ich dich den muthigſten geboren."

---

til Odins! ſmyl oder: aalgi hafi hit! und ähnliche andere. — 22. In dieſer und der vorigen Strophe (vgl. 37.) iſt der Unterſchied zwiſchen raþa einn, einen verderben, und einom, einem und zu einer Sache rathen, conſulere, zu merken. — 23, 3. Die Erde-treibenden Menſchen, poetiſch für: Männer, wie beim Homer, die Erdenbroteſſenden.

Sigurþr qvaþ:

24. „þat er |óvíst at vita, þá er komom |allir saman
(sigtíva synir,)
hverr |óblauþastr er |alinn;
margr er sá |hvatr, er |hior ne ryfr
|annars brióstum |i."

Reginn qvaþ:

25. „|glaþr ertu nú, Sigurþr, oc |gagni feginn,
er þú þerrir |Gram á |grasi,
|bróþor minn hefir þú |beniaþan,
oc veld éc þó |siálfr |sumo."

Sigurþr qvaþ:

26. „þú því |rétt, |er éc |ríþa scyldac
|heilog fioll |hínig,
|fé oc |fiorvi réþi sá inn |fráni ormr,
nema þú fryþir mér |hvaz |hugar."

þá gecc Reginn at Fafni oc scar hiarta or hanom meþ sverþi, er Riþill heitir, oc þá dracc hann blóþ or undinni eptir.

Reginn qvaþ:

27. „sittu nú, |Sigurþr, enn éc mun |sofa gánga,
oc halt |Fafnis hiarta viþ |funa;
|wiscauld éc vil |etinn láta
eptir þenna |dreyra-|dryc."

24, 1. Die Worte sigtíva synir könnte das Metrum und der Sinn entbehren. — 24, 3. Statt hier riufa wäre vielleicht: rióþa zu lesen. — 26, 2. Uber heilog fioll vgl.

Sigurdur ſprach:

24. „Ungewiß iſt's zu wiſſen, wann wir (Sigtifen-Söhne)
alle zuſammen kommen,
wer der muthigſte iſt geboren;
mancher iſt tapfer, der den Stahl nicht ſtößt
in eines andern Bruſt."

Reginn ſprach:

25. „Vergnügt biſt du nun, Sigurdur, und ſieges-froh,
da du abwiſcheſt Gramr im Graſe,
meinen Bruder haſt du erſchlagen,
doch ſtifteteſt du das ſelbſt zum Theil."

Sigurdur ſprach:

26. „Du rietheſt dazu, daß ich reiten ſollte
über die heiligen Berge hierher.
Gut und Leben hätte (noch) der glänzende Wurm,
wo du nicht mich reizteſt zu ſcharfem Muth."

Da ging Reginn zu Fafnir und ſchnitt ihm das Herz aus mit dem Schwerte, das Ridill heißt, und darnach trank er da Blut aus der Wunde.

Reginn ſprach:

27. „Sitz du nun, Sigurdur, aber ich will ſchlafen gehen,
und halt Fafnir's Herz ans Feuer;
das Herz will ich zu eſſen haben
nach dieſem Blutes-Trank."

---

heilog votn, H. l. 1, 2. und Note daſelbſt. So in Heſſen ein Hilgenberg. — 27, 3. æiſcauld, dem Sinn nach ein Ausdruck für Herz, aber ſonſt unbekannt. Es ſür ein

Sigurþr qvaþ:

28. „|fiarri þú gect, meþan éc á |Fafni rauþc
minn inn |hvassa |hior,
|afli míno |átta éc viþ |orms megin,
meþan þú í |lyngvi |látt."

Reginn qvaþ:

29. „|lengi |liggia letir þú þann |lyngvi í
inn |aldna |Jotun,
ef þú |sverþz ne nytir, þess er éc |siálfr gorþa
oc þíns ins |hvassa |hiors."

Sigurþr qvaþ:

30. „|hugr er betri enn sé |hiors megin,
hvars reiþir scolo vega,
þvíat |hvatan mann éc sé |hvarliga vega
meþ slævo |sverþi |sigr.

31. |hvautom er betra enn sé |óhvautom
í |hildi-leic |hafaz,

Beiwort eiskalt (statt: ís-kauld) zu nehmen, erregt, abgesehen von der Änderung des æis in ís, außer der wörtlichen Schwierigkeit, daß der Sing. hiarta vorhergeht und auch das folgende etinn in etin zu ändern wäre, die noch bedeutendere im Sinn, daß ein am Feuer gebratenes Herz gar nicht eiskalt genannt werden kann; also ist æiscauld der acc. eines männl. Subst. Gudm. und Verel. haben hes, palear boum, Ochsengelüng; Olaffen S. 81.: ess, Herz, welches mit Herz (wie þuss und þurs, hessir und hersir) selbst verwandt seyn könnte, s. Oberlin v. hess, der „blutig hess" ganz falsch durch „Kleid" versteht. Ais-caulde wäre hienach genau das schottische hari-galds, das ausgerissene Herz und Gelüng, aber auch für Herz allein stehend.

Sigurdur ſprach:

28. „Abwärts gingſt du, während ich in Fafnir röthete
meinen ſcharfen Stahl,
mit meiner Stärke hatte ich's (zu thun) gegen des
Wurmes Kraft,
während du auf der Heide lagſt."

Reginn ſprach:

29. „Lange liegen ließeſt du ihn auf der Heide
den alten Joten (Fafnir),
ſo du das Schwert nicht hatteſt, das ich ſelber machte,
und deinen ſcharfen Stahl."

Sigurdur ſprach:

30. „Muth iſt beſſer, als ſey Stahls Kraft,
wo Tapfere ſollen kämpfen,
weil ich ſehe den kühnen Mann jedmal erkämpfen
mit ſtumpfem Schwerte den Sieg.

31. Dem Kühnen iſt's beſſer, als es ſey dem Verzagten
im Kriegsſpiel ſich zu prüfen;

(Jamieſon Gloſſar cf. Whiter etymologicon I. 1147.) Das ſchottiſche galds und isl. caldr entſpricht genau dem deutſchen Kalden, Kaldaun, Gedärm, griech. κολάδες. In einigen Dialecten nennt man in Deutſchland Herz, Lung und Leber: Herzſchlag, Hartſlag. — 28, 3. átta ek, hatte ich, hielt ichs aus. — megin ſteht hier, wie das griech. ἰς, vis, ormr megin iſt alſo der ſtarke Wurm oder bloß: Wurm. Vgl. 30. hiörs megin. — 29, 1. þann inn aldna, den alten, das doppelte im Deutſchen nicht ausdrückende Pronomen. Vgl. 58, 1. — 31, 1. Ähnliche Wortfügungen ſ. Hávamál 59 bis 61. 110. Vgl. Rimegap. 8.

|glauþom er betra enn sé |glupnanda,
|hvat sem at |hendi cymr."

Sigurþr tóc Fafnis hiarta oc steicþi á teini. enn er hann hugþi, at fullsteict væri oc freyddi sveitinn or hiartano, þá tóc hann á fíngri sínom oc scyniaþi, hvart fullsteict væri. hann brann oc brá fíngrinom í munn sér. enn er hiart-blóþ Fafnis com á tungo hanom, oc scildi hann fugls-raudd; hann heirþi, at igþor klaucoþo á hrísinom.

[illegible] igþan qvaþ:

32. „þar |sitr |Sigurþr |sveita-stoccin,
|Fafnis hiarta viþ |funa steikir,
|spacr þótti mér |spillir-bauga
ef hann |fiorsega |fránan æti!"

[illegible] onnur qvaþ:

33. „þar liggr |Reginn, |ræþr um viþ sic,
vill |tyla maug, þann er |trúir hanom;
berr af |reiþi |raung orþ saman,
vill |bolva-smiþr |bróþor hefna."

---

32. Die Adlerinnen, igþor, stehen hier poetisch für Vögel überhaupt, wie sonst auch gaugl (Guckel-) Huhn (ορνις) und mehrere. Über schicksal-ansingende Vögel s. oben H. S. und Procop. IV. 20. — 32, 1. Hier könnte auch stockinn mitbinden, aber genau genommen folgt auf die andern s ein Vocal, (denn v in sveita ist wie u,) so daß st aus diesem feinern Ton ausgeschlossen wird. — 32, 4. Resen Edda: ef fiorsegia franan ætti, mit der Übersetzung: si gladium acutum possideret. Allein der Held besaß ja das Schwert längst, und fiorsegi ist hier mit fior-sodnir verwechselt. Fiorsegi

dem Frohen iſt's beſſer, als es ſey dem Traurigen,
was auch zu Handen kommt."

Sigurdur nahm Fafnir's Herz und briet es am Spieß. Aber als er dachte, daß es gar gebraten wäre und der Saft (Blut) ſchäumte aus dem Herzen, da griff er daran mit ſeinem Finger und prüfte, ob es gar gebraten wäre. Er brannte ſich und ſteckte den Finger ſich in den Mund. Aber als Fafnir's Herz-Blut auf die Zunge ihm kam, ſo verſtand er Vogelsſchrei; er hörte, daß Adlerinnen (Vögelweibchen) zwitſcherten auf den Zweigen.

Das Vogelweibchen ſprach:

32. „Da ſitzt Sigurdur, Blut-beſpritzt,
brätet Fafnir's Herz am Feuer.
Klug dünkte mir der Ring-Verderber (Held),
wenn das ſchimmernde Herz er äße!"

Das zweite ſprach:

33. „Da liegt Reginn, beräth mit ſich,
will trügen den Mann, der ihm traut;
trägt aus Zorn falſche Anklagen zuſammen,
der Unheils-Schmied will den Bruder rächen."

ſcheint übrigens nicht ſowohl das Herz ſelbſt, als die ausſtrömende Feuchtigkeit zu ſeyn, vielleicht Blut; vgl. Egils S. 451. fiörlaig, vitae liquor, sanguis. — 33, 3. ſamanbera iſt hier: aufhäufen, zuſammenſchmieden, böſe Worte: Unheil, Beſchuldigungen oder zuſammenſuchen von Beſchwörungsworten, vgl. 39.; ham-orþ bera, und V. 26.: bar hana, betrog ſie. — 33, 4. bolva-ſmiþr, ſo heißt auch Loki Sigrdr. 21., hier könnte es auch Anſpielung auf Reginn's Handwerk ſeyn.

þriþia qvaþ:

34. „|haufþi scemra láti hann inn |hára þul
fara til |heliar |heþan!
|aullo gulli þá kna hann |einn ráþa,
|fiolþ því er und |Fafni lá."

fiorþa qvaþ:

35. „|horscr þótti mér, ef |hafa kynni
|ást-ráþ micit |yþvar |systra,
|hygþi hann um sic oc |huginn gleddi:
þar er mér |úlfs von, er éc |eyro séc."

fimta qvaþ:

36. „er-at sva |horscr |hildi-meiþr,
sem éc |hers-jaþar |hyggia mundac,
ef hann |bróþr letr á |brot comaz,
enn hann |auþrom hefr |aldrs of syniat."

setta qvaþ:

37. „mioc er |ósviþr, ef hann |enn sparir
|fianda inn |fólesca;
þár er |Reginn liggr, er hann |ráþinn hefr:
kann-at hann viþ |slíco at |siá."

34, 1. Einen Hauptes kürzen: tödten, vgl. 38, 1. und Hymisq. 15. Wolfram's Oranse S. 52.: „des houbtes her da kurcer wart." — 34, 4. fiolþ því? Da fiolþ weiblich ist, sollte þeirri stehen. — 35, 3. huginn gledia kann hier eben so gut heißen: den Raben (durch Reiginn's Ermordung) erfreuen, also: Reiginn tödten. Die Prosa in der Vols. S. ist hier sehr abweichend: „ef hann hafþi hennar (Brynhildur's) ráþ ok hygdi hann um sína þorf (bedächte, was ihm Noth thäte)." — 35, 4. Ein Sprichwort: „wenn man des

Das dritte sprach:

34. „Hauptes kürzer lasse er den grauhaarigen Schwätzer
zur Hölle fahren von hinnen!
alles Gold kann er da allein besitzen,
die Menge, die unter Fafnir lag."

Das vierte sprach:

35. „Klug dünchte mir, so er ausführen könnte
den großen Treu-Rath von euch, Schwestern,
dächte er um sich und erfreute das Herz:
da erwart ich den Wolf, wo ich (seine) Ohren sehe."

Das fünfte sprach:

36. „Nicht ist so klug der Streites-Baum (Held),
als ich den Heeres-Fürsten dachte,
wenn er den (einen) Bruder läßt fort kommen,
aber den andern des Lebens beraubt hat."

Das sechste sprach:

37. „Gar unklug ist er, wenn er noch schont
den verderblichen Feind;
da Reginn liegt dort, der ihn verrathen hat:
er kann sich gegen solches nicht vorsehen."

Wolfs Ohren sieht, ist er selbst nicht mehr weit," dann soll man gleich auf der Huth seyn, ohne den Anblick seines ganzen Leibes abzuwarten. Sigurdur soll dem verdächtigen Reginn nicht trauen. Das Sprichwort ist sehr alt: im Lied zwischen Erich und Grep bei Saxo gramm. V. 74. ed. Steph.:

quando lupi dubias primum discernimus aures
ipsum in vicino credimus esse lupum.

und gründet sich auf eine alte Thier- und Hirtenfabel, die im Luparius, einer latein. Fabelsamml. in einer Straßburg. Hs.

ſiaunda qvaþ:

38. „ſhauſþi ſcemra láti hann þann in ſhrím=calda Jotun
ec af ſhaugum þúa,
þá mundu ſnár, þeſſ er Fafnir réþ,
einſvaldi vera!"

Sigurþr qvaþ:

39. „verþat ſva tíc ſcaup, at Reginn ſcyli
mitt þan=orþ þera,
þviat þeir báþir þorþe ſcolo þrálliga
fara til ſheliar hrþan!"

Sigurþr hió haufut af Reginn oc þá át hann Fafnis hiarta oc drace blóþ þeirra beggia Regins oc Fafnis. þá heyrþi Sigurþr hvar igþor mælto:

40. „ſbitt þú, Sigurþr, ſbauga rauþa,
er=a ſkonór=glict qvíþa morgo!
ſmeyr veit éc eina ſmyclo fegrſta,
ſgulli=ſgedda, ef þú ſgeta mættir.

41. liggia til Giúca grœnar brautir,
framviſa ſcaup fólc=líþondom;
þar hefr dýrr konongr dóttr alna,
þá mundu Sigurþr mundi caupa.

---

aus dem 15. J. H. ſteht. Der Herr hat ſeinem Knecht aufgegeben, die Heerde gegen den Wolf zu bewachen. Der Wolf kommt durchs Kornfeld geſchlichen, und der Knecht ſieht wohl, wie ſich die Halmſpitzen regen und des Wolfs Ohren verragen, ſtatt aber die Hunde loszulaſſen, fragt er beim Herrn an, wie er ſich zu des Wolfs Ohren verhalten müſſe. Der Herr ſchilt ihn aus: „quando vidiſti aures, cur tacuiſti? haec (has) ubicunque notes, poſtera ſcire potes." Vgl. Kindermärchen I. 219., wo ſich das Wildſchwein (vielleicht beſſer der auch ſich verbergende

Das siebente sprach:

38. „Hauptes kürzer lasse er den frost-kalten Joten
und der Ringe beraubt werden,
da wirst du des Gutes, das Fafnir besaß,
allein Eigenthümer seyn!"

Sigurdur sprach:

39. „Nicht so mächtig werden die Geschicke, daß Reginn sollte
mein Todes-Wort bringen;
denn die beiden Brüder sollen schnell
fahren zur Hölle von hinnen!"

Sigurdur hieb Reginn das Haupt ab, und da aß er Fafnir's Herz und trank Blut beider des Reginn's und Fafnir's. Da hörte Sigurdur, was die Vogelweibchen redeten:

40, „Bind du (um dich), Sigurdur, die rothen Ringe,
nicht ist königlich, zu sorgen über vieles!
Eine Maid weiß ich, die allerschönste,
goldgeschmückt, wenn du sie werben könntest.

41. Es führen zu Giuki grüne Wege,
Weg weist das Schicksal den Wandernden;
da hat der herrliche König eine Tochter gezeugt,
die wirst du, Sigurdur, um Mitgift kaufen.

Wolf) in Laub steckt und die Ohren oben herausgucken. — 38, 1. Der eiskalte ist so viel wie 29, 1. und 34, 1. der alte, graue. (Vgl. Eis, Greis, weiß.) — Überhaupt aber ist Ymir, der Vater der Hrim-Thussen, aus Frost geboren. 38, 2. lata einn búa af einu, einen von etwas berauben, herunter kommen lassen. — 39, 1. Ms. hat: verþa. der Sinn fordert die Verneinung. Vols. S.: „at ei munni þaug óskop" (das wird mein Unstern nicht wollen). — 39, 2. ban-orþ bera, Tod bringen, Tod geben. — 41, 1. Grüne

42. salr er á |há |Hindarfialli,
|allr er hann |utan |eldi sveipinn,
þann |hafa |horscir |halir um gorvan
or |ódóccum |ógnar-lióma.

43. veit éc á |sialli |fólc-vitr sofa
oc |leicr yfir |lindar-vaþi;
|Yggr stacc þorni |aþr á feldi
|haurgefn, |hali er |hafa vildi.

44. knattu, |maugr, siá |mey und hiálmi,
þá er frá |vígi |Víng-scornir reiþ;
má-at |Sigrdrífar |svefni bregþa
scioldúnga |niþr fyr scaupum |Norna!"

Wege und Straßen, ein gewöhnlich Beiwort, dessen Sinn tief in Sprache und Poesie liegt; vgl. Rigsmál 1.: grenar brautir gánga. — 42, 3. 4. Die Erklärung dieser Stelle s. im Commentar. — 43, 2. Ägisdr. 66.: „leiki yfir logi" — 43, 4. hafa, hier so viel als: todt haben wollte, d. h. tödtete. Brynh. war Valkyrie, wollte also in den Krieg ziehen und Todte kiesen. — 44, 2. d. h. die Luft-Roß-Reitende, Valkyrie; der Adler heißt in der Edda: hræskórnir und úndskórnir. — 44, 5. Den Gen Sigrdrífar ist auffallend und setzt ein Nom. Sigrdrífr voraus; allein

42. Ein Saal iſt auf dem hohen Hindarfiall,
ganz iſt er außen mit Feuer umgeben,
den haben kluge Männer gemacht
aus undunkler Schauer-Flamme.

43. Ich weiß auf dem Berg eine Kampf-weiſe ſchlafen,
darüber ſpielt Linden-Schaden (Feuer):
Yggr (Odinn) ſtach mit einem Dorne eh'dem in den Schleier,
die Linnen-Frau, die Männer tödten wollte.

44. Du ſollſt, Held, ſehen die Maid unterm Helm,
die aus dem Kampfe Vingſkornir trug.
Nicht vermag Sigrdrifa's Schlaf zu brechen
ein König-Sohn vor Walten der Nornen!"

ähnliche Compoſita, wie Geirdrífa, ſprechen für die, auch nachher in der Proſa ſtehende, Form drífa, Gen. drífu. — 44, 1. Skioldúnga-nipr heißt Held, wie Gunnarsſlagr 1. folkisnipr; bezieht man es, wie der Zuſammenhang zu verlangen ſcheint, auf Sigurdur, ſo iſt die Stelle dunkel, da ja er eben kommt, den Zauberſchlaf zu brechen; vielleicht iſt alſo ſtatt ma-at zu leſen mun. Heißt es aber allgemein Held, ſo daß es auf andere geht, ſo wird der mehr vorkommende Satz ausgedrückt, daß vor Sigurdur kein anderer den Schlaf brechen kann.

Sigurdrifu mál.

Inhalt.

Sigurdur, nachdem er Schatz und Zauberwaffen Fafnir's genommen, reitet nach Hindarfiall, und findet in einer feuerumzäunten Burg einen Gepanzerten ſchlafen. Als er den Helm abgezogen und die Rüſtung aufgeſchnitten, iſt's eine Jungfrau, die nun erwacht. (Einleitung.) Sie fragt nach ſeinem Namen und begrüßt ihn mit dem Minne-Trank, 1—5. Sie ſagt, ſie ſey die Walkyrie Sigurdrifa und von Odinn in Schlaf verſenkt worden, weil ſie wider ſeinen Willen dem König Hialmgunnarr beigeſtanden; wogegen ſie das Gelübde gethan, keinem ſich zu vermählen, der Furcht kenne, 5—7. Sigurdur bittet um Unterricht in Weisheit; ſie belehrt ihn nun durch Runen, 7—20., und Sittenſprüche, 22—30.

Sigurdrífu mál.

Sigurþr reiþ eptir stóþ Fafnis til beliſ hans, oc fann þat opit oc hurþir af járni oc á gætti. af járni voro oc allir timbr-ſtoccar i huſino, enn ſéit graſit i jorþ niþr. þar fann Sigurþr ſtór-micit gull oc fyldi þar tvær kiſtor. þar tóc hann Ägis-hiálm oc gull-brynio oc ſverþit Hrotta oc marga dýr-gripi oc klyfiaþi þar meþ Grana. enn heſtrinn vildi eigi fram ganga, fyr enn Sigurþr ſteig á bac hanom. Sigurþr reiþ up á Hindarfiall, oc ſtefnþi ſuþr til Fraclandz. á fiallino ſá hann liós micit, ſva ſem eldr brynni oc liómaþi af til himins; enn er hann com at, þá ſtóþ þar ſcialdborg oc up or merki. Sigurþr gecc i ſcialdborgina, oc ſá, at þar lá maþr oc ſvaf meþ ollum hervopnom. hann tóc fyrſt hiálminn af hofþi hanom, þá ſá hann, at þat var kona. brynian var ſauſt ſem hon væri held-gróin. þá reiſt hann meþ Gram frá haufut bryniona *) i gognom niþr oc ſva út i gognom báþar ermar. þá tóc hann brynio af henni, enn hon vacnaþi, oc ſettiz hon up oc ſá Sigurþ oc mælti:

(Von keinem der bisher ungedruckten eddiſchen Lieder waren ſo viel Proben gelegentlich mitgetheilt. Thorlac. ſp. IV. p. 74. Str. 4. p. 75. Str. 7. p. 77. Str. 9. — Olaſſen S. 54 Str. 11. — Bartholin antiq. p. 45. Str. 16 halb. p. 615. Str. 11. p. 650. Str. 13 halb. — Worm lexic. run. p. 108—110., ſieben Str. nämlich: 8. 11. 15. 9. 10. 12. 14. Terſäus in der ſeries p. 154—136, ebenfalls 7 Str. nach dem cod. reg.: 7. 14—19. — Volſ. S. Str. 7—21.)

Sigurdrifa's Lied.

Sigurdur ritt auf Fafnir's Weg nach ſeinem Hauſe und fand es offen, und die Thüren von Eiſen und aufgeklemmt. Von Eiſen waren auch alle Zimmerſtöcke im Hauſe, aber das Gut vergraben in die Erde hinab. Da fand Sigurdur großmächtiges Gold und füllte da zwei Kiſten. Da nahm er den Ägir's Helm und die Goldbrunie, und das Schwert Hrotti und viele Koſtbarkeiten, und belud Grani damit. Aber das Roß wollte nicht fortgehen, ehe Sigurdur auf ſeinen Rücken ſtieg. Sigurdur ritt aufwärts nach Hindarfiall und lenkte (darnach) ſüdlich nach Frackland. Auf dem Berge ſah er ein großes Licht, gleich als brennte ein Feuer und leuchte davon zum Himmel auf. Aber, wie er hinzu kam, ſtand da eine Schildburg und oben heraus eine Fahne. Sigurdur ging in die Schildburg und ſah, daß da ein Mann lag und ſchlief in voller Rüſtung. Er zog zuerſt ihm den Helm vom Haupt, da ſah er, daß es ein Weib war. Die Brunie war feſt, als wär' ſie ans Fleiſch gewachſen. Da riß er mit Gramr die Brunie durch vom Haupt an herab und darnach auch an beiden Armen. Da zog er ihr die Brunie ab, aber ſie erwachte; und ſie ſetzte ſich auf und ſah den Sigurdur an und ſprach:

*) Vor dem Wort brynlaus ſteht im Mſ. ſmát oder ſniát, fehlt aber in der hier faſt wörtlich übereinſtimmenden Vols S. gänzlich. Sniát iſt ganz ſinnlos. Statt ſmát iſt entweder zu leſen ſmar (virginis) oder ſma brynia, bezeichnet einen beſondern Theil der Rüſtung. Vielleicht aber iſt ſmat-

1. „hvat ſkeit ſkrynio? hví ſká ec ſvefni?
hverr ſeldi af mér ſaulvar naupr?"

hann ſvaraþi:

2. „Sigmundar burr, ſleit fyr ſcomma
ſhrafns hrælundir hiorr Sigurþar."

hon qvaþ:

3. „lengi ec ſvaf, lengi ec ſofnoþ var,
long ero ſlyþa ſlæ!
Óþinn því veldr, er ec eigi máttac
ſkregþa blunn-ſtaufom."

Sigurþr ſettiz niþr oc ſpurþi hana nafns. hon rác þá horn fult miaþar oc gaf hanom minnis-veig *):

4. „heill dagr, heilir dags ſynir,
heil nótt oc nipt!

---

brynia die feuergeläuterte, geſchmiedete Brunie, da im angelſ. ſmæte, obryzum, obrillum, heißt, ſo auch: ſmæte-gold, ſmæte gyldeman clathas. Vgl. die Zuſammenſetzung gull-brynia.

2, 2. hrafns hræ-lundir (acc. pl.) ſcheint dem Sinn nach Brunie heißen zu müſſen, wiewohl ſich unter den eddiſchen Kenningen nichts ähnliches findet. Läſe man hræ-lunda oder hræ-lundi, ſo könnte dies der acc. des maſc. lundr ſeyn, und hræ-lundr wär (wenn Wald für Baum ſtände) der Leichenbaum, des Rabens Leichenbaum aber die Rüſtung, weil der leichenzehrende Vogel auf der Rüſtung wie auf einem Baum herumhüpft. Oder: hrafns-hræ-lundr könnte Held, Mann, heißen (und dem Sigurdur erſchien die ſchlafende, gepanzerte als ein ſolcher), nämlich der Krieger heißt oft Kriegsbaum, und hrafns hræ (Raben-, Speiſe) wäre Krieg. — 3, 1. Epiſche Wiederkehr, gerade ſo in der Hervar. S. S. 130.: „hinnan ék for, hinnan ék ferdaſk."

1. „Was zerschnitt meine Brunie? wie wachte ich aus dem Schlaf?
wer nahm mir ab die falben Banden?"

Er antwortete:

2. „Sigmundur's Sohn, zerschnitt vor kurzem
. . . . . der Stahl Sigurdur's."

Sie sprach:

3. „Lange schlief ich, lange war ich entschlafen,
lange sind der Menschen Übel!
Odinn stiftete es, daß ich nicht vermochte
zu erwachen aus den Schlummer-Runen."

Sigurdur setzte sich nieder und fragte sie nach ihrem Namen. Da nahm sie ein Horn voll Meths und gab ihm Minne-Trank.

4. „Heil dir Tag! Heil euch Tags-Söhnen!
Heil dir Nacht und Tochter (der Nacht)!

---

und Odyssee XV. 5.: νοστον ὑπομνησουσα και ὀτρυνεουσα νεεσθαι, an Rückkehr mahnend und treibend zurückzukehren. Vgl. Edda Sæm. S. 280. Note 6., wo auch die Stelle mitgetheilt ist.

*) Hier kein zauberhafter Trank, sondern der gewöhnliche, den man eintretenden Gästen zum Willkommen bietet, zum Gedenken. Der Vergessenheitstrank dagegen ó-minnisveig wird der Gudrun gereicht, s. G. II. Eingang.

4. Mythischer Gegensatz zwischen den Tagssöhnen und der Nacht-Tochter. Hier sind alle diese Worte eine bloße Formel, Brynhildur will alles in ihrem Gruß umfassen, so wie im Rother die Schwurformel: „sa mir daz heiliche licht" — „sa mir Got!" Vgl. die Anmerk. zu H. II. 47, 1. Torfäus hist. norv. X. 56. meint, es werde die Dämmerung angerufen, wo Tag und Nacht sich vereinigen.

..|ó-reiþom |augom lítiþ |ocr þínig
oc gefit |sitiondom |sigr!

5. heilir |Aesir, heilar |Asynior,
heil stá in |fiol-nýta |fold!
|mál oc |man-vit gefit ocr |mærom tveim,
oc |læcnis-hendr meþan |lifom!"

hon nefndiz Sigrdrífa oc var Valkyria. hon sagþi, at tveir konongar bǿrþuz: „het annarr Hiálmgunnarr, hann var þá gamall oc inn mesti hermaþr, oc hafþi Oþinn hanom sigri heitit; enn

6. |annarr het |Agnarr, |Hauþo bróþir,
er |vætr engi |vildi þiggia."

Sigrdrífa feldi Hiálmgunnar í orrostonni, enn Oþinn stac hana svefn-þorni í hefnd þess oc qvaþ hana aldri scyldo síþan sigr vega í orrosto oc qvaþ hana giptaz scyldo. „enn éc sagþac hanom, at éc strengdac heit þar ímót, at giptaz ongom þeim manni, er hreþaz kynni." hann svarar oc biþr hana kenna sér speki, ef hon vissi tíþindi or ollom heimom.

Sigrdrífa qvaþ:

7. „|biór fǿri éc þér, |bryn-þíngs-apaldr!
|magni blandinn, oc |megin-tíri;

4, 4. sitiondom, den zusammensitzenden, verbundenen. sitia í festum, im Band sitzen, von einer Braut und Verlobten. — 5, 1. Ähnliche Grußformel in Ägisdr. 11. — 5, 4. Heil-Hände, in den Händen liegt sonderliche Heilkraft, zumal in denen hoher, vornehmer Leute. — 6. Vgl. HB. 7. Hauda durfte um so mehr mit Agnar reimen, da

mit unzornigen Augen ſchauet uns hier
und gebt den Sitzenden Sieg!

5. Heil euch Aſen! Heil euch Aſinnen!
Heil dir, du allesnährende Erde!
Rede und Weisheit gebt uns edlen zweien,
und Heil-Hände, ſo lang wir leben!"

Sie nannte ſich Sigurdrifa und war Valkyrie. Sie ſagte, daß zwei Könige ſich ſchlugen: „der eine hieß Hialmgunnarr, der war da alt und der größte Krieger und hatte ihm Odinn Sieg verheißen, aber:

6. der andere hieß Agnarr, Hauda's Bruder,
den niemand wollte nehmen (in Schutz)."

Sigurdrifa fällte den Hialmgunnarr in der Schlacht, aber Odinn ſtach ſie mit einem Schlaf-Dorne zur Rache dafür und ſagte, daß von nun an nimmer ſollte Sieg im Krieg erkämpfen, und ſagte, daß ſie ſollte vermählt werden. „Aber ich ſagte ihm, daß ich dagegen gethan das Gelübde, mich mit keinem Manne zu vermählen, der ſich fürchten könnte." Er (Sigurdur) antwortet und bittet ſie, ihn Weisheit zu lehren, da ſie wiſſe die Mären aus allen Welttheilen.

Sigurdrifa ſprach:

7. „Bier bring ich dir Brunien-Things (Schlacht)-Baum (Held)
mit Kraft gemiſcht und großem Ruhm;

es den Formen Aude, Alda entſpricht. — 7, 2. Torfäus hat blandin ſtatt blandinn; Bjorner: meigin Tori, als dürfte es auf den Gott Tor bezogen werden; wie auch Torf: hiſt. norv. thut.

fullr er hann |lióþa oc |lícn-stafa,
|góþra |galdra oc |gaman-rúna.

8. |sig-rúnar þú scalt rista, ef þú vilt |sigr hafa,
oc rista á |hialti |hiors;
sumar á |vet-rimom, sumar á |val-baustom,
oc nefna |tysvar |Ty.

9. ǫl-rúnir scaltu kunna, ef þú vilt |annars qvæn
velit þic í |trygþ, ef þú |trúir;
á |horni scal þær rista oc á |handar baki,
oc merkia á |nagli |nauþ;

7, 3. läßt Björn. hann aus, das hier auf biórr geht. — 7, 4. Vgl. Hávam. 108 und 115., gaman-rúnir und lyknar galldr. — 8, 1. Björn. und Worm kunna statt rista; letzterer: ef þú villt snotur vera, (wenn du willst klug seyn.) — 8, 2. hialt heißt sonst: sigurhnod, vitoriae glomus, s. Thorlac. VII. 82. — 8, 3. Björner: sumar á vetrinum (vættrunum), sumar á valbaustum (valbistrum). Worm: vettrunum ok á valblystrum, chyrothecis et lituo bellico. Es kommt darauf an, die besondere Bedeutung dieser Worte auszumachen. Vetr pl. vetir ist operculum und auch Handschuh, wie das daher abgeleitete vetlingr (Gudm. S. 253). Rim ist gewiß mit unserm Riemen verwandt, aber vielbedeutig, s. Adelung v. Riemen und Ihre v. rem. Vet-rim könnte also wohl den Handschuh, aber auch den Schwert-Riemen, Degengehänge, bedeuten. Dagegen im Geisli 44. steht vet-rima nadr, gewiß für Schwerts-Natter, (der Zusatz deutet das Beißende und Zerschneidende an,) hier erklärte sich das Wort aus vet, væt, caedes, Tod, (vgl. Niála v. vætvángr,) und da rim alles Riemenförmige: Stange, Stab heißt, (wie rima-gardr ein Stacket,) wäre demnach das Ganze: Todes-Stab, Strahl, die Klinge. Bedeutet val-baust die Todes-Spitze, so käme für die ganze

voll iſt es von Liedern und heilenden Sprüchen,
von guten Zaubereien und Freuden-Runen.

8. Sieg-Runen ſollſt du ſchneiden, wo du willſt Sieg haben,
und ſchneiden auf den Griff des Schwerts
. . . . . .
und nennen zweimal Tyr.

9. Bier-Runen ſollſt du kennen, wenn du willſt (daß)
eines andern Frau
nicht trüge dich in Treuen, wenn du (ihr) trauſt;
auf das Trinkhorn ſollſt du ſie ſchneiden und der Hand
Rücken
und zeichnen auf den Nagel ein N.

Zeile der Sinn heraus: Sieg-Runen ſollen eingeſchnitten werden: „etliche auf des Schwertes Seiten, etliche auf die Spitzen." Indeſſen iſt auch val-daust ein dunkeles Wort, vgl. die Anmerk. zu HG. 10. und Hn. 4. — 8, 4. Worm: tois fakar. — 9. Über aul-rúnar ſ. Eigla 211—215. — 9, 1. Vor annars wohl zu ſetzen at, nach 13, 1. — annars qvan, iſt vielleicht beſſer durch aliqua femina, als alterius uxor zu überſetzen, wie auch manz kona für nie, mand ſteht. Es wird aber niefrau ſtatt niemand hier geſagt, weil die Frauen die Becher darreichten. Vgl. Hávam. 116.: „vertu vid þí varaſtur of vid annars konu," auch 104. — 9, 2. Vgl Hávam. 99. trygþum eins trúa und Harbarzl 33. — Worm: varti þig ecki trygd. — 9, 3. Worm: þat riſta. — 9, 4. Unter nauþ wird hier gewiß der Buchſtab N. gemeint, ob dieſer aber durch nauþr, Noth, vinculum, zu erklären iſt, oder vielleicht durch Nuß, (not, Haſelnuß,) ſteht dahin. In angelſ. Runen heißt es: nyd, ned, nead (und neceſſitas auch: ned, nead, neod, nyd heißt, engl. need), bei Hrabanus not; im iriſchen wird N. durch nion, Eſchenbaum erklärt. Worm lit. run. p. 48. hat auch naud und non.

ſull ſcal ſigna oc viþ ſóri ſiá
oc verpa ſauki í ſaug.

10. ſbiarg-rúnar ſcaltu kunna, ef þú ſbiarga vilt,
oc leiſa ſkind frá ſkœnom;
á ſlóſa þœr ſcal riſta oc of ſliþo ſpenna,
oc biþia þá Diſir duga.

11. ſbrim-rúnar ſcaltu riſta, ef þú vilt ſborgit haſa
á ſundi ſegl-maurom.
á ſtafni þœr ſcal riſta oc á ſtiórnar-blaſi,
oc leggia eld í ár;
era ſva ſbáttr ſbreki, ne ſva blár unnir,
þá kœmztu ſheill af haſi.

12. ſlim-rúnar ſcaltu kunna, ef þú vilt ſkœnir vera
oc kunna ſár at ſiá;

9, 5. Worm hat ol ſtatt full, gegen die Allit. — 9, 6. Worm und Björn.: lauk í laug, den acc. l. ſtatt acc. pl. — Worm hat aber noch Folgendes mehr:

þá ek hat veit at þér verdur allbrei
miodur meniblandinn (l. mein-blandinn oder wei-ni-blandinn, und vgl. Sigdr. 5. „meini miþd blanda"):
Da weiß ich, daß dir nie wird
Meth mit Wein gemiſcht.

10, 1. Worm: nema ſt. kunna, und borgit þá ſtatt biarga, (vgl. 11, 1.) borgit haſa. — 10, 2. Worm: kenn ſtatt kœnom (muliere). — 10, 3. Björn. und Worm leſen lóſa ſtatt lóſo, welches im königl. Codex, wie es ſcheint, unrichtiger ſteht, weil ſonſt auſer dem gewöhnlichen maſc. lóſi noch ein femi. lóſa anzunehmen wäre. Wie denn auch letzterer ſelbſt nachher 17, 7. lóſa hat. — 11, 1. Björn. und Worm haben hier fälſchlich: brun-rúnar (Brenn-Brands-Runen, wiewohl runnas fluctuum überſetzt wird), Olaſen aber die richtige Lesart. — 11, 3. Worm hat ſtafu ſtatt ſtafni, allein der

Den Becher ſollſt du ſegnen und vor Gefahr dich hüten
und werfen Laug (= Kräuter) in den Trank.

10. Hülf = Runen ſollſt du kennen, wenn du retten willſt
und löſen das Kind von Weibern;
in die flache Hand ſollſt du ſie rigen und um die Glieder binden
und bitten da die Diſen zu helfen.

11. See = Runen ſollſt du ſchneiden, wo du willſt geborgen haben
im Meer die Segel = Pferde (Schiffe).
Auf Steven ſoll man ſie ſchneiden und aufs Steuerblatt
und Feuer legen ins Ruder;
nicht ſo jäh iſt Brandung, nicht ſo blau (= ſchwarz) Wellen,
du kommſt doch heil aus dem Meer.

12. Zweig = Runen ſollſt du kennen, wo du willſt Arzt ſeyn,
und verſtehen Wunden zu ſchauen (heilen);

---

abl. ſteht hier in allen analogen Fällen. — Olaſſen lieſt wahrſcheinlich aus eigener Vermuthung ſtiórn-veli, ſtatt: ſtiórnar-blaſi, von ſtiórn-vǫlr, clavis gubernaculi (Roerhanding). Es iſt kein Grund da, von der handſchriftlichen Lesart abzuweichen. — 11, 4. 5. fehlen bei Worm ganz. — 11, 4. Statt ár lieſt Björn. unverſtändlich: orfal, wiewohl auch im Sinn der ganzen Stelle ſonſt eine Dunkelheit bleibt. Olaſſen ſcheint anzunehmen, als ob die Runen auf das Ruder eingebrennt werden ſollten. Etwa könnte ar, arn, Heerd, gemeint ſeyn, ſ. Björn. Halfdr. h. v. — 11, 5. Björn. erat ſtatt era; gleichviel — bláar, coeruleae, iſt grammatiſch richtiger, als die an ſich auch gültige Zuſammenziehung der HS. in blár. — 11, 6. Björn. und Olaſſen þo (doch) ſtatt þá. — 12, 1. Die Lesart lin-rúnar iſt verwerflich; ſtatt vera hat Worm beſſer: heita, weil kunna ſich gleich wiederholt. Zu der Zeile vgl. Rúna Cap. 10.

á |berki ſcal þær riſta ec á |baþmi viþar,
þeim er ſúta auſtr |limar.

13. |mál-rúnar ſcaltu kunna, ef þú vilt at |mangi þér
|heiptom gialdi |harm;
þær um |vinde, þær um |vefr,
þær um |ſetr aliar |ſaman
á þvi |þingi, er |þióþir ſcolo
i |ſulla dóma |ſaca.

14. |hug-rúnar ſcaltu kunna, ef þú vilt |hverium vera
|geþ-ſvinnari |guma;
þær oſtreþ, þær oſtreiſt,
þær um|hugþi |Hroptr.

15. af þeim |legi, er |liecit haſþi,
ec |hauſi |Heiþdraupnis
ec or |horni |Hoddrofnis:
á |biargi ſtoþ meþ |brimis eggiar,
haſþi ſér á |hoſþi |hiálm.

12, 3. Björn. und Worm: á bari vidur. Wenigſtens müßte es barri heißen, das dann in der Bedeutung mit baþmi übereinſtimmte; vidur ſtatt vidar, rechtfertigt ſich ſchwerer. — 12, 4. Worm: þeſſ er luti, ejus (ſc. viþar), qui porrigit verſus orientem ramos, wo dann luta activ genommen würde. — 13, 1. Björn. und Worm: mági ſtatt mangi, und dann: gialda ſtatt gialdi, ſo daß man at für die Präpoſ. und mági für den abl. von mágr nähme, welches den gar nicht verwerflichen Sinn gäbe: wenn du dir willſt um deinen (erſchlagenen) Verwandten mit Zorn Schaden gelten; d. h. wenn du vor Gericht Blutrache nehmen willſt. — 13, 5. Unter þing wird hier die Thingſtätte, Malberg, Lögberg vielleicht: Aclandsſäule verſtanden. Statt þióþir lieſt Worm

auf die Borke ſoll man ſie ſchneiden und auf den Baum des Waldes,
wo ſtreben oſtwärts die Zweige.

13. Gerichts-Runen ſollſt du kennen, wo du willſt, daß niemand dir
mit Rache vergelte Schaden;
die umwindet man, die umweiſt man,
die ſetzt man alle zuſammen
auf dem Thinge, wo Leute ſollen
zu den vollen (letzten) Urtheilen fahren.

14. Geiſt-Runen ſollſt du kennen, wenn du willſt vor jedem ſeyn
geiſtesklügerer Mann:
die errieth, die ſchnitt,
die erdachte Hroptr

15. Aus dem Waſſer, das geronnen war,
aus dem Schädel Heiddraupnir's
und aus dem Horne Hoddraufnir's:
auf dem Berge ſtand er mit ſcharfem Schwert,
hatte auf ſeinem Haupt einen Helm.

---

menn, Männer. — 14—18. Die Hug-Runen, die hier beſchrieben werden, ſind die höchſten und ſchwerſten unter allen. — 14, 1. Worm: nema ſtatt kunna. — 14, 2. Björn.: gumna, der gen. pl. (als jeder der Männer), der auch von hverium regiert werden kann. — Worm hat: gedhoſkari, lies: gedhorſkari, animo ſapientior. — 14, 4. Worm falſch: hugdo ſtatt hugdi. — Hroptr iſt Odinn. — 15, 5. Vermuthlich iſt auch hier: Hoddraupnis zu leſen (ſ. Commentar).

16. þá |mælti |Mímis haufut
|froþlict it |fyrsta orþ,
oc sagþi |sanna |stafi, á |scildi qvaþ ristnar,
þeim er |stendr fyr |scínanda goþi,

17. á |eyra |Ar-vacrs, oc á |Al-svinns hósi,
á því hveli, er snyz undir |reiþ |Raugnis,
á |Sleipnis tónnom oc á |sleþa fiotrom,
á |biarnar hrammi oc á |Braga tungo,
á |úlfs klóm oc á |arnar nefi,
á |blóþgom vengiom oc á |brúar sporþi,
á |lausnar |lófa oc á |licnar spori,
á |gleri oc á |gulli oc á |gumna heillom,
í |vini oc |virtri oc |vili sessi,
á |Gungnis oddi oc á |Grana briosti,
á |Nornar |nagli oc á |nefi uglo.

18. allar voro |afscafnar þær er voro |áristnar,
oc |hverfþar viþ inn |helga mioþ,
oc sendar á |viþa |vega.

16, 2. Das erste Wort sprechen, episch für: sprechen, im altfranz. häufig, premerain parla, s. SM. 5, 2. Ähnlich das altdeutsche: „nun möget ihr hören, was er sprach." — 16, 3. ristnar, nämlich: hug-rúnar. — 16, 4. Der scheinende Gott ist die Sonne, s. Grimnism. 38. Vgl. Hu. 8., wo die Abendröthe die spät scheinende Schwester des Monds heißt. Der Sonnenschild ist bekanntlich Svalinn (der kühlende); die Sonnenpferde, Arvakur und Alsviþr, werden gleich genannt. — 17, 2. Raugnir, Rognir ist Odin, Gungir sein Schwert oder Speer, Sleipnir sein Pferd. — Vielleicht ist zu lesen:

á þvi |hveli er |hverfr (Gramm. 126.)
undir |reiþ |Raugnis.

das kreisende, laufende Rad, s. Hávam. 75. — 17, 6. Ihre

16. Da ſprach Mimir's Haupt,
das weiſe, das erſte Wort
und ſagte wahre Reden, ſprach, ſie (wären) aufs Schild geſchnitten,
das ſteht vor dem ſcheinenden Gott,

17. Auf das Ohr Arvakur's und auf Alſvidr's Hufe,
auf's Rad, das ſich dreht unter'm Wagen Raugnir's,
auf Sleipnir's Zähnen und auf des Schlittens Bänder,
auf des Bären Tatze und auf Bragi's Zunge,
auf Wolfs-Klauen und auf Adlers-Schnabel,
auf blutige Schwingen und auf der Brücke End,
auf die löſende Hand und die lindernde Spur,
auf Glas und auf Gold und auf Menſchen-Schädel
in Wein und Getränk und . . . Sitz,
auf Gungnir's Spitze und auf Grani's Bruſt,
auf der Norne Nagel und auf der Eule Schnabel.

18. Alle wurden abgeſchabt, die waren eingeſchnitten,
und gemiſcht mit dem heiligen Meth
und geſendet auf weiten Wegen.

---

v. ſpord hat das Compoſ. bryggin ſpord, pontis extremitas, aus der oſtgothl. Mundart. — 17, 8. Torfäus überſetzt gumna heillar durch: virorum utenſilia; ſonſt könnte heillom auch Glück bedeuten, wenn man at gumna heillom leſen wollte — Gefäße aus Hirnſchädeln gearbeitet, kommen in der Vglundar 9. vor; auch erhellt der damals höhere Werth des Glaſes, worunter vielleicht Bernſtein verſtanden wird. — 17, 9. Vili ſeſſ gibt Torfäus für: odini ſedes, in welchem Fall es für Vilia ſeſſ ſtände, und das könnte auch Freudenſitz heißen. Björn. lieſt: Vaulu ſeſſ, der Vole Sitz. Es kommt darauf an, daß ſich eine entſprechende Stelle findet. — 18, 3. á viþa vega: allerwärts.

þær ro meþ |Asom, þær ro meþ |Alfom,
sumar meþ |vísom |Vaunom,
sumar hafa |menzkir |menn:

19. þat ero |bóc-rúnir, þat ero |biarg-rúnir,
oc |allar |aul-rúnir,
oc |mætar |megin-rúnir,
hveim er þær kna |óviltar oc |óspiltar
sér at |heillom |hafa:
|nióttu, ef þú |namt,
unz |ríufaz |Regin.

20. nú scaltu |kiósa, allz þér er |kostr um boþinn,
|hvassa vapna |hlynr,
|saugn eþr þaugn hafþu þér |siálfr í hug,
aull ero |mein of |metin."

Sigurþr qvaþ:

21. „munca éc |fløia, þótt mic |feigan vitir,
emca éc meþ |bleyþi |borinn;
|ást-ráþ þín éc vil |oll hafa,
sva |lengi sem éc |lifi."

Sigrdrífa qvaþ:

22. „þat ræþ éc þér it |fyrsta, at þú viþ |frøndr þina
|vammalaust |verir;

19, 3. Björn. mærar, (hehre) statt mætar. — 19, 4. Björn. hveriom þær. — 19, 6. Bis zum Weltende, zu Ragnarauk, d. h. beständig, so lang du lebst; es ist der gewöhnliche Ausdruck, vgl. Ägisdr. 41. Vafþrudn. 40. Fiølsv. 15. u. a. — 20, 2. Björn. hvass, auf hlynr bezogen, wel-

Die ſind unter Aſen, die ſind unter Elfen,
etliche unter weiſen Vanen,
etliche hat das Menſchen-Geſchlecht:

19. Das ſind Buch-Runen, das ſind Hülf-Runen,
und alle Bier-Runen und herrliche Kraft-Runen,
für jeden, der ſie kann unverwirrt und unverdorben
zu ſeinem Wohl brauchen:
nutze du ſie, wenn du ſie lernteſt,
bis die Götter vergehen.

20. Nun ſollſt du wählen, da dir Wahl iſt geboten,
ſcharfer Waffen-Baum (Held),
Ruf oder Schweigen hab du dir ſelber im Sinn,
alle Unthaten ſind abgemeſſen."

Sigurdur ſprach:

21. „Nicht werd ich fliehen, wüſſeſt du mich auch zum Tod beſtimmt,
nicht bin ich mit Feigheit geboren:
all deinen treuen Rathſchlägen will ich folgen,
ſo lang als ich lebe."

Sigurdrifa ſprach:

22. „Das rath ich dir zuerſt, daß du gegen deine Freunde
fleckenlos biſt;

---

ches doch nicht gut paßte; es ſteht hier für hvaſſra und gehört zu vapna. — 20, 3. Ruf oder Stille, berühmtes oder unbekanntes Leben. — 20, 4. Björn. meini, welches einen ganz andern Sinn gibt: alles iſt mit Böſem abgemeſſen. — 21, 2. med bleyþi borinn, ſ. 25, 2. und Hávam. 112. — 21, 3. haſa, vor Augen haben, befolgen.

|síþr þú hefnir, þótt þeir |sacar gori,
þat qveþa |dauþom |duga.

23. þat ræþ éc þér |annat, at þú |eiþ ne sværir,
nema þann er |saþr |sé;
|grimmar símar |ganga at trygþ-rofi,
armr er |vára-|vargr.

24. þat ræþ éc þér |þriþia, at þú |þíngi á deilit
viþ |heimsca |hali,
þvíat ósviþr maþr lætr |opt qveþin
|verri orþ, enn |viti.

25. alt er |vant, ef þú |viþ þegir,
þá þiccir þú meþ |bleyþi |borinn,
eþr |sonno |sagþr;
|hættr er |heimis qviþr,
nema sér |góþan |geti.

26. |annars dags láttu hans |aundo farit,
ec |launa sva |lyþom |lygi.

27. þat ræþ éc þér it |fiorþa, ef byr |fordeþa
|vamma-full á |vegi,
|gánga er betra, enn |gista sé,
þótt þic |nett um |nemi.

22, 4. Das wird dir nach dem Tod zum Ruhm gereichen, Volſ. S.: „es gereicht zum langwährenden Lob." — 25, 3. grimmar símar, grimme Noth, denn sími heißt wie nauþr, Band, und dann Noth. Die Volſ. S. hat dafür grimm hefnd, ſchwere Rache. — vargr allgemein ein Böſer,

ſpät räche dich, wenn ſie dir gleich Unrecht anthun,
das, heißt es, ehrt die Todten.

23. Das rath ich dir zum zweiten, daß keinen Eid du ſchwörſt,
außer den der wahr ſey;
grimme Banden folgen auf Treu-Bruch,
elend iſt der Eid-Brecher.

24. Das rath ich dir drittens, daß du im Thinge nicht zankeſt
mit thörichten Männern:
denn ein unkluger Mann kann oft ſagen
ſchlimmere Worte, als er wiſſe.

25. Alles iſt gefährlich, wenn du dabei ſchweigeſt,
da dünkſt du mit Feigheit geboren,
oder mit Recht angeklagt;
gefährlich iſt der Welt Urtheil,
außer man erwerbe ſich ein gutes.

26. Den andern Tag laß du ſein Leben zu Ende gehn,
und lohne ſo den Leuten die Lüge.

27. Das rath ich dir viertens, wenn wohnt eine Hexe,
laſtervoll, am Wege,
beſſer iſt's fortzugehen, als einzukehren ſey,
wenn auch die Nacht über dich käme.

Werrüther, vgl. das altdeutſche: Ware, Eneid. 1151. 3954. Über vara-vargr ſ. Thorlac. Sp. IV. 49. — 24, 2. 3. ſ. Hávam. 111. — 25. Zu dieſer Strophe vgl. die entſprechende in Hávam. 112.

28. |forniósnar augo þurfo |fíra synir,
hvars scolo |reiþir |vega;
opt |baul-vísar konor sitia |brauto nær,
þær er deyfa |sverþ oc |sefa.

29. þat ræþ éc þér it |fimmta, þóttu |fagrar sér
|bruþir |beckiom á,
|sifia-|silfr lataþú þínom |svefni ráþa,
teygiatn þær at |cossi |konor!

30. þat ræþ éc þér it |setta þótt meþ |seggiom fari,"

. . . . . .

. . . . . .

(hér mætir auþn micil, hvar framhalds er vant oc niþrlags Sigrdrífu mála). *)

28, 4. sefa ist hier für den acc. von sefi, Muth, genommen; eben so gut könnte es der Infin. sefa, einschläfern, seyn und mit deyfa gleichbedeutend. Vielleicht wäre auch sleyfa, (dän. sløve) stumpf machen, zu lesen. — 29, 3. Sifia-silfr, Verwandten-Silber? führten die trügerischen Verwandten schöne Weiber zu, die ihn betriegen sollten, wie die folgende Zeile anzudeuten scheint? die Prosa hat nichts davon. Kann sif Jungfrau, schöne Frau heißen? und

28. Vorſichts-Augen bedürfen die Menſchen-Kinder,
wo ſollen zornige kämpfen;
oft ſitzen böſe Weiber am Wege nah
und täuben Schwert und Geiſt.

29. Das rath ich dir fünftens, wenn gleich du ſeheſt ſchöne
Weiber auf Bänken,
Verwandten-Silber laß nicht deinen Schlaf beherrſchen,
locke dieſe Weiber nicht zum Kuß!

30. Das rath ich dir ſechſtens, wenn gleich du fahreſt mit
Männern,"

. . . . . .

. . . . . .

(Hier iſt eine große Lücke und fehlt der Verfolg und Ausgang der Sigurdrifa's Lieder.)

---

wäre ſifia-ſilfr ein Ausdruck für Weiber-Schönheit. Wolf. S.: „ſvo þar (? at þar) ſtandi þér fyrir ſvefni," ſo daß ſie dir ſtehen vor dem Schlaf; vielleicht: daß ſie dir vorkommen im Schlaf?

*) Die Lücke, worüber Torfäus hiſt. Norveg. I. p. 471. nachzuſehen, kann dem Inhalt nach aus dem 30. Cap. der Wolf. S. hergeſtellt werden.

Brynhildar qviþa
aunnr.

Inhalt.

Brynhildur, die Verderbenſtifterin. Gudrunr zur Ausführung gereizt, 1—4. Gudrun ſieht den Sigurdur nicht an der Spitze der Heimkehrenden. Haugni verkündet ihr ſeinen Tod, 5—6. Brynhildur's Freude über die vollbrachte That, 7—9. Nachts kann Gunnarr vor Unruhe nicht ſchlafen. Brynhildur zeigt jetzt ihre wahre Geſinnung, erzählt ſchwere, bedeutende Träume und weiſſagt der Eidbrüchigen Untergang, ſo wie ſie Sigurdur's Treue gegen Gunnarr entdeckt, 12—20.

þá scylda hesiaz Brynhildar qviþa. hér er því næzt ritinn varþ-veittr hluti nocer af

Brynhildar qviþo annari.

. . . . . .

1. „hvat hesir |Sigurþr til |saka unnit,
er þú |frœcnan vill |siorvi nema?"

Brynhildr qvaþ:

2. „mér hesir |Sigurþr |selda eiþa,
|eiþa selda, |alla logna;
þá |vælt hann mic, er hann |vera scyldi
|allra |eiþa |einn full-trúi."

(Gedruckt: Edda Sæm. S. 529. Str. 6, 5.) — Aus der Lücke haben sich in der Volsúnga saga noch drei Strophen erhalten, nämlich Cap. 36. Str. a. b. — Cap. 38. Str. c.

a) |elldr nam |æsaz, |jorþ tok at skiálfa
ok |hárr logi viþ |himin gnæfa:
|fár treystuz þar |fylkis-verka,
|elld at ríþa ne |yfir stíga.

b) |Sigurþur Grana |sverþi keyrdi,
|elldur stoknaþi fyrir |auþlíngi,
|logi allur |lægþist fyrir |lof-giornum:
bliku |reiþ (reiþar?) er |Reiginn átti.

. . . . . .

c) utgék |Sigurþur an|spialli frá
í |holl lopta ok |hnipnaþi,
sva at |gánga nam |gunnar-fúsum
|sundur ofbydur, |serkur-járn, ofin (l. ofan)

. . . . . .

Nun ſollte anheben das Lied von Brynhildur. Hier iſt zunächſt aufgeſchrieben ein erhaltenes Stück vom

Zweiten Lied der Brynhildur.

. . . . . .

1. „Was hat Sigurdur verbrochen,
da du den kühnen willſt des Lebens berauben?"

Brynhildur ſprach:

2. „Mir hat Sigurdur geſchworen Eide,
Eide geſchworen, alle gelogen (gebrochen);
da betrog er mich, als er ſeyn ſollte
aller Eide einiger Bewahrer."

---

a) Feuer begann zu raſen, Erde begann zu beben
und die hohe Flamme gegen den Himmel auf zu treiben;
keiner erdreiſtete ſich da zu den Helden-Werken,
durch's Feuer zu reiten oder hinüber zu ſteigen.

b) Sigurdur den Grani mit dem Schwerte trieb,
das Feuer erloſch vor dem Edeling,
alle Lohe legte ſich vor dem Ruhm-Durſtigen:
es blinkte das Geräth (Gramur?), das Reginn (ehdem) hatte.

. . . . . .

c) Ausging Sigurdur vom Geſpräche weg
in die hohe Halle und beugte ſich (zürnte. Vgl. S. 13, 1.)
ſo daß zu geben begann dem Kriegs-Durſtigen
entzwei der Halsberg, (?) das Sarwat-Eiſen, oben.

(Über oſbydur vergl. umbud, bei Verel. und Prymsq. 15, wo der Freya, wie hier dem Held, vor Zorn ein Kleinod bricht.)

1. Wahrſcheinlich redet hier Haugni. — 2. Zwiſchen dieſer und der folgenden Strophe ſcheint eine Lücke zu ſeyn, oder was

Haugni qvaþ:

3. „þic hesir |Brynhildr |baul at gorva
|heiptar |hvattan |harm at vinna;
fyr-man hon |Guþrúno |góþra ráþa,
enn |siþan þér, |sín at nióta." —

4. sumir |úlf sviþo, sumir |orm sniþo,
sumir |Goþormi af |gæra deildo,
aþr þeir |mætti |meins um lystir
á |horscom |hal |hendr um leggia. —

5. uti stóþ |Guþrún, |Giúca dóttir,
oc hon þat |orþa |allz fyrst um qvaþ:
„hvar er nú |Sigurþr |seggia-drottinn,
er |frøndr minir |fyrri ríþa?" —

6. |einn þvi |Haugni |andsvor veitti:
„|sundr haufom |Sigurþ |sverþi haugginn,
|gnapir æ |grárr jór yfir |gram dauþom!"

---

wahrscheinlicher, es spricht hier nicht Brynhildur, sondern Gunnarr. — 3, 2. heiptar, geht auf Brynhildur, nicht auf Gunnarr. — 4. Die Vols. S. Cap. enthält diese Strophe verschieden:

d) sviþu fisk |viþar, tóku |vitnis hræ,
skiptu sumir gull Guþormi;
gafu gæra hold viþ mungáti,
ok marga luti adra dyfþu.

Sie sotten den Fisch des Baums (Schlange), nahmen Wolfs-Luder,
einige Gold zutheilten dem Gudormur,
gaben Wolfsfleisch beim Trank,
und manch andere Dinge sie eingossen.

Haugni sprach:

3. „Dich hat Brynhildur Böses zu thun
aus Zorn gereizt, (dieses) Leid zu vollbringen;
sie mißgönnt der Gudrun die gute Ehe,
und seitdann dir, ihrer (selbst) zu genießen." —

4. Etliche Wolf(s-Fleisch) brieten, etliche Wurm zerschnitten,
etliche dem Gudorme von einem Wolf zutheilten,
eh sie konnten, die Unheils-Gierigen,
an den kühnen Helden (ihre) Hände legen. —

5. Außen stand Gudrun, Giuki's Tochter,
und sie das allererste Wort sprach:
„wo ist nun Sigurdur, der Männer-Herr,
da meine Brüder vornen reiten?"

6. Haugni allein darauf die Antwort gab:
„Durchhauen haben wir den Sigurdur mit dem Schwerte,
das Grauroß stets hängt den Kopf über den todten König!"

Der Text in den letzten Zeilen ist der Form nach verderbt, da der Reim fehlt, der Sinn ist sonst klar: in der zweiten wäre gull voranzusetzen, welches dann mit Guþormi alliterirt; in der dritten við mungáti zwischen gafu und gæra zu schieben, so daß auf beide Worte die Bande kämen, und in der vierten vielleicht statt luti zu lesen deili, das dann mit dolfþu reimte. — 5, 2 d. h. sprach. Vgl. SM 16, 2. — 5, 4. Warum ist's nicht Sigurdur, der an der Spitze der heimkehrenden Helden reitet, wie er immer pflegte? — 6, 3. Vgl. H II. 5, wo hnipna statt gnapa steht, welches eine bloße Erweiterung von hnipa, dieses aber genau verwandt mit g'napa, g'nipa ist. (Mehr darüber im Comm. über Gnipa-heidi.) über Beugen und Kopfnicken s. S. 15. und Hávam.: „snapir ok gnapir." — Das Grauroß ist Grani.

7. Þá qvaþ þat |Brynhildr, |Buþla dóttir:
„|vel scolot nióta |vapna oc landa!
|einn mundi Sigurþr |allo ráþa,
ef hann |lengr |litlo |lifi heldi.

8. væri=a þat |samt, at hann |sva reþi
|Giúca arfi oc |gota mengi,
er hann |fim sono at |fólc=roþi
|gunnar=fúsa |getna hafþi."

9. Hlo þá |Brynhildr, |bør alle dunþi,
|einno sinni af |aullom hug:
„vel scoloþ nióta landa oc þegna,
er þér |fręcnan gram |falla letoþ."

10. Þá qvaþ þat |Guþrún, |Giúca dóttir:
„|mioc |mælir þú |miclar firnar,
|gramir hafi |Gunnar |gautvaþ Sigurþar,
|heipt=giarns |hugar |hefnt scal verþa!" —

11. |soltinn varþ |Sigurþr |sunnan Rínar,
|hrafn at meiþi |hát callaþi:
„yþr mun |Atli |eggiar rióþa,
muno |vígscá of |viþa eiþar!" —

12. |fram var qveldi, |fiolþ var druccit,
þá |var hvilvetna |vil=mál talit;
|sofnoþo allir, er í |sæing qvamo,
|einn vacþi Gunnarr |aullom lengr.

9, 1. Man hörte das Lachen durch die ganze Burg. — 9, 1. 2. Episch wiederholt in S. 23. — 9, 3. Die Stelle ist verderbt, entweder ist wie oben 7, 2. vapna statt landa, oder statt vel ist lengi zu setzen, welches auch den Reim herstellen wür-

7. Da ſprach das Brynhildur, Budli's Tochter:
„wohl ſollt ihr genießen Waffen und Lande!
allein hätte Sigurdur über alles geherrſcht,
wenn er ein wenig länger das Leben behielte.

8. Wäre das nicht ziemlich, daß er ſo herrſchte
über Giuki's Erbe und das ganze Volk,
da er fünf Söhne zur Schlachtordnung
kampfes-gierige gezeugt hatte."

9. Lachte da Brynhildur, (die Burg all wiederhallte,)
einmal von ganzem Herzen:
„wohl ſollt ihr genießen der Lande und Degen,
da ihr den kühnen König ſinken ließet."

10. Da ſprach das Gudrun, Giuki's Tochter:
„viel redeſt du von großen Schand-Thaten,
böſe (Geiſter) ergreifen Gunnarr, den Mörder Sigurdurs;
zorn-gieriges Herzens Rache ſoll kommen!"

11. Gefallen war Sigurdur ſüdlich am Rhein,
ein Rabe vom Baume hoch (laut) ſchrie:
„in euch wird Atli die Schwerts-Ecken röthen,
euch Mörder werden die Eide überwinden (tödten)." —

12. Hoch wars am Abend, viel war getrunken,
da ward mancherlei Scherz-Wort geſprochen,
alle ſchliefen, als ſie ins Bett kamen,
Gunnarr allein wachte länger als alle.

---

de. — 11. Dieſe Strophe ſtände wohl beſſer hinter Str. 4. — 11, 4. d. h. die Eide werden den Mördern theuer zu ſtehen kommen. — 12, 1. Eine isl. Redensart für: der Abend kam. — 12, 2. vil-mäl, traulliche Geſpräche, Abendmählein.

13. |fót nam at hrœra, |fiölþ nam at spialla,
|hitt |her-glautuþr |hyggia tæþi,
hvat þeir í |vanþvi |báþir saugþo
|hrafn ei oc |orn, er þeir |heim riþo.

14. varnaþi |Brynhildr, |Buþla dóttir,
|dís Skioldúnga, fyr |dag litlo:
„|hvetiþ mic eþr letiþ mic, |harmr er uppinn,
|sorg at |segia eþr |sva láta."

15. þaugþo |allir viþ því |orþi,
|fár kunni þeim |flióþa-látom,
er hon |grátandi |gorþiz at segia,
þat er |hlæiandi |haulþa beiddi:

16. „hugþa ec mér, |Gunnarr, |grimt í svefni,
|svalt alt í |sal, ættac |sæing kalda;
enn þú, |gramr, riþir |glaums andvani,
|fiotri |fatlaþr, í |fianda liþ.

17. sva mun |aull |yþor |ætt Niflúnga
|afli gengin, eroþ |eiþrofa!

18. mantattu, |Gunnarr, til |gerva þat,
er þid |bloþi í spor |báþir rendot?
nú |hefir þú |hanom þat alt |illo launat,
er hann |fremstan sic |finna vildi.

15, 1. Seine Schlaflosigkeit im Bett auszudrücken. Er sprach, dachte mit sich selbst, stieß mit dem Fuß ans Bett, warf sich um. — 15, 2. 5. Vgl. B. 57. — 16. Kaltes Bett hat hier noch die Nebenbedeutung von einsamem, weil nämlich Gunnarr nicht bei ihr lag. Noch jetzt sagt man sprichwörtlich

13. Den Fuß hub er an zu rühren, viel begann er zu sprechen,
das thät der Heerführer bedenken,
was im Streit die beiden sagten
stets, der Rabe und Aar, als sie heimritten.

14. Erwachte Brynhildur, Budli's Tochter,
die Schild-Jungfrau, kurz vor Tag:
„treibt mich an oder haltet mich ab, das Unglück ist geschehen,
das Leid zu sagen oder so zu sterben."

15. Schwiegen alle bei dem Worte,
keiner kannte solch Weiber-Wesen,
wie sie weinend thät sagen;
wozu sie lachend die Helden entbot:

16. „Mir kam vor, Gunnarr, grimmes im Schlaf,
todt alles im Saal, ich hatte ein kaltes Bett;
aber du, König, rittest freuden-los,
mit Fessel gefesselt, in Feindes-Heer.

17. So wird all euer Niflungen-Geschlecht
der Macht verlustig gehen: ihr seyd eidbrüchige!

18. Gedenkst du nicht, Gunnarr, genugsam das,
daß ihr Blut in die Spur beide rinnen ließet?
nun hast du ihm das alles mit bösem gelohnt,
daß er der vorderste wollte gefunden werden.

---

von etwas kaltem: „es hat allein geschlafen." — 18. Das Ms. hat þit. — spor wahrscheinlich die Fußspur, worin Blutbrüder das Blut gegenseitig laufen ließen, oder der Ritz, Wunde, am Leib selber. Vgl. Commentar und Suhms Fabelzeit II. 119.

19. Þá ſreyndi þat, er ſríþit hafþi
ſmóþigr á vit ſmín at biþia,
ſhvé ſher-glautuþr ſhafþi fyrri
ſeiþom ſhalldit viþ inn ſúnga gram.

20. ſbenvond of let ſbrugþinn gulli
ſmarg-dýrr-konongr á ſmeþal occar:
ſeldi voro ſeggiar ſutan gorvar,
enn ſeitur-dropom ſinnan fáþar."

her er sagt í þessi qviþo frá dauþa Sigurþar. oc víkr her sva til, sem þeir dræpi hann úti, enn sumir segia sva, at þeir dræpi hann inni í reckio sinni sofanda. enn þyþverskir menn segia sva, at þeir dræpi hann úti í scógi. oc sva segir í Guþrúnar-qviþo inni forno, at Sigurþr oc Giúca-synir hefþi til þíngs ríþit, þá er hann var drepinn. enn þat segia allir einnig, at þeir svíco hann í trygþ, oc vógo at hanom liggianda oc ódúnom.

19. Da zeigte sich's, als er geritten war,
der muthige, zu mir hinaus, mich zu werben,
wie der Heerführer hatte vorher
(seine) Eide gehalten gegen den jungen Helden.

20. Die Bein-Ruthe (Schwert) legte er, durchbrochen
mit Gold,
der gar herrliche König mitten zwischen uns:
mit Feuer waren die Ecken außen belegt,
aber mit Gift-Tropfen innen bestrichen."

Hier wird gesagt in diesem Liede vom Tode Sigurdur's. Und geht es hier so zu, als tödteten sie ihn draußen; doch etliche erzählen so, daß sie ihn erschlugen drinnen in seinem Bett, den schlafenden. Aber deutsche Männer erzählen so, daß sie ihn erschlugen draußen im Walde. Und so heißt es im alten Lied von Gudrun, daß Sigurdur und seine Söhne waren zum Thing geritten, als sie ihn erschlugen. Aber das sagen alle einig, daß sie ihn betrogen in Treue, und ihn mordeten liegend und ungerüstet.

Qviþa Sigurþar
med
Brynhildar ſpá.

Inhalt.

Sigurdur's Verbindungen mit der Gudrun und ihren Brüdern; dieſe geleitet er zur Brynhildur und überantwortet dem Gunnarr die unberührte Braut, 1—5. Brynhildur beklagt einſam ihr Schickſal, 6—9., und reizt den Gunnarr zu Sigurdur's Mord, 10—12. Gunnarr, ſchwankend, befragt den Hauani, welcher den Verrath mißbilligt; dem Gudormur wird die Ausführung übertragen, 13—19. Dieſer ſtößt dem ſchlafenden Sigurdur den Stahl ins Herz, wird aber ſelbſt von dem Schwert, das der Todtwunde ihm nachwirft, geſpalten, 20 21. Gudrun erwacht ſchwimmend in Sigurdur's Blut; der Sterbende will ſie in ihrem Jammer tröſten, nennt Brynhildur die Anſtifterin, 22—26. Dieſe hört der Gudrun Klaggeſchrei über ſeinen Tod und lacht laut, 27. 28. Gunnarr ſchmäht ſie darum, aber, ihn demüthigend, erzählt ſie den Trug bei ihrer Vermählung, ihren Zwiſt mit Atli, ihre Liebe zu Sigurdur, mit dem ſie in Treue ſterben will, 29—39. Wer ſie zu beſänftigen kommt, den ſtößt ſie zurück, Hauani verlangt, daß niemand ſie zurückhalte, 40—44. Sie ſticht ſich das Schwert ins Herz, theilt unter ihre Leute Schätze aus und wünſcht viele mit ihr zu ſterben bereit, 45—51. Darauf weiſſagt ſie dem Gunnarr: Verſöhnung mit Gudrun, welche die Svanhildur gebiert, dann mit Atli ſich vermählt, Gunnarr's vergebliches Werben um Oddrun, ſeinen Tod in der Schlangengrube, 52—58. Dritte Ehe der Gudrun mit Jonakur nach Atli's Ermordung; Svanhildur, Jormunrekur's Braut, kommt um durch Bicci's Rathſchläge, 59—61. Brynhildur beſtellt noch die Todesfeierlichkeiten, 62—63.

Qviþa Sigurþar
med
Brynhildar spá.

1. ár var, þaz |Sigurþr |sótti Giúca,
|Volsúngr |úngi, er |vegit hafþi,
|tóc viþ |trygþom |tveggia brøþra:
seldusz |eiþa |eliun-frøcnir.

2. |mey buþu hanom oc |meiþma fiolþ:
|Guþrúno úngo, |Giúca dóttor;
|drucco oc |domþo |døgr mart saman:
|Sigurþr úngi oc |synir Giúca.

3. unnz þeir |Brynhildar |biþia fóro,
sva at þeim |Sigurþr reiþ í |sinni,
|Volsúngr |úngi oc |vega kunni,
hann um |ætti, ef hann |eiga knætti.

(Gedruckt: Thorlac. sp. IV. 132. Str. 59, 3. 4. Str. 65. — Edda Sæm. S. 676. Str. 23, 1. Vgl. Vols. S. Cap. 59. 40.)

1, 2. vegit hafþi, wahrscheinlich: der den Fafnir getödtet hatte. — 2, 3. Verlebten manchen Tag fröhlich zusammen, vgl. Anmerk. zu Gr. 51, 3. — 2, 4. Sigurdur heißt der junge, s. 1, 2. und 3, 3., wie er sveinn heißt, vgl. Anmerk. zu F. 1. — 3, 3. vega kunni, überhaupt verdächtig, wegen des übellautenden Reims mit úngi und selbst dem vorstehenden sinni, noch mehr wegen offenbarer Entstellung der folgenden Zeile. 1) [hinn] vega-kunni kann heißen der wege-kundige. 2) aber auch: sciens pugnare, wegen der entsprechenden Stelle in R. 18. und oben 1, 2.: „vegit

Sigurdur's Lied
und
Brynhildur's Weiſſagung.

1. Ehedem war's, daß Sigurdur beſuchte den Giuki,
der junge Volſungur, der gekämpft hatte,
er nahm an die Treue beider Brüder:
die ellen-kühnen ſchwuren ſich Eide.

2. Eine Maid boten ſie ihm an und der Schätze Menge:
die junge Gudrun, Giuki's Tochter;
tranken und koſten manche Tage zuſammen,
der junge Sigurdur und Giuki's Söhne.

3. Bis ſie ausfuhren um Brynhildur zu werben,
ſo daß mit ihnen ritt Sigurdur im Gefolge,
der junge Volſungur . . . .
er hätte ſie gehabt, hätt' er ſie haben können.

---

baſhi." 3) vega kuni iſt gleich: vá (wie ſegia kunni für ſaghi), vega hat aber hier die eigene Bedeutung von reiſen, fahren, im Wagen fahren, alſo wäre es dieß epiſche Wiederholung des vorangehenden reiſ, ſ. gl. edd. v. vega; dann leſe man aber ſtatt ok auch: ók, Joch, Wagen (Sndm. 188. Vgl. áka, fahren), welches dann auch mit ángi alliterirt: ók vega kunni, er fuhr den Wagen. — 3, 4. Sweiß verderbt, auch hier fallen die Reime atti und knatti übel auf, noch mehr der dunkele Sinn: ille haberet (habuiſſet) modo habere (in matrimonio) potuiſſet (poſſet) Wahrſcheinlich ſoll hier etwas von Sigurdur's früherem Verhältniß zu Brynh. ſtehen, er war ſchon bei ihr geweſen,

4. |Sigurþr inn |suþrøni lagþi |sverþ necqviþ,
|møki |málfán, á |meþal þeirra:
ne hann |kono |kyssa gerþi,
ne |húnscr konongr |hefia sér at armi.

5. |mey frum-únga fal hann |megi Giúca;
hon sér at |lifi |laust ne vissi
oc at |aldr-lagi |ecki grand,
|vamm, þat er |væri, eþr |vera hygþi.

6. |gengo þess á milli |grimmar Urþir: —
|ein sat hon |úti, |aptan dags,
nam hon sva bert um at melaz:
„hafa scal éc |Sigurþ eþr þó |svelta,
|maug frum-úngan |mér á armi.

7. |orþ meltac nú, |iþromc eptir þess;
|qvan er hanns |Guþrún, enn æc |Gunnars:
|liótar Nornir scópo oss |lánga þrá!"

8. |opt gengr hon |ínnan |illz um fylld
|ísa oc |jocla |aptan hvern,
er þau |Guþrún |gánga á beþ
oc hana |Sigurþr |sveipr í ripti,
|konongr inn húnsci, |kvan fría sína.

---

aber der Zaubertrank hatte das Andenken geschwächt; vielleicht war es absichtlich dunkel ausgedrückt. — 5, 1. fela hier: befehlen, überliefern. — 5, 4. Weder wirklichen noch denkbaren, d. h. gar keinen. Vgl. Anmerk. zu G. II. 16. — 6, 1. Während dies vollbracht wurde, entwickelten sich grausame Schicksale. — 6, 2. aptan dags, eines Tags am Abend. — Alter Titurel 111: „ich han vil Abende al min schouwen," und vgl. hernach Str. 8. Der Abend ist die

4. Sigurdur aus Süden legte ein Schwert,
einen ſtahl-glänzenden Degen in ihre Mitte:
nicht die Frau er küſſen thät,
nicht (er) der huniſche König heben ſich in den Arm.

5. Die blut-junge Maid befahl er dem Sohne Giuki's;
ſie wußte an ihrem Leib kein Laſter,
in ihrem Leben nicht Fehl,
(noch) Flecken, der wäre oder zu ſeyn däuchte.

6. Inmittelſt gingen grimme Nornen: —
allein ſaß ſie außen zur Abend-Zeit,
ſie hub an ſo laut zu reden:
„haben will ich den Sigurdur, oder doch ſterben,
den blut-jungen Helden, mir im Arme.

7. Ein Wort ſprach ich nun, darnach reut es mich;
ſein Weib iſt Gudrun, aber ich (bin) Gunnarr's:
leidige Nornen beſtimmten uns langes Sehnen!"

8. Oft geht ſie, innen mit böſem erfüllt,
über Eis- und Schnee Berge jeden Abend,
wann Gudrun und ihr Mann gehen zu Bett
und Sigurdur ſie hüllt ins Kleid,
der huniſche König, ſein ſchönes Weib.

Zeit der Sehnſucht. — 6, 3. bert, das Helle der Farbe hier auf den Ton angewendet, wie laut und lauter eins ſind. Indeſſen fehlt hier der Reim und iſt wohl mild ſtatt bert zu leſen. — 6, 5. Zu bemerken iſt, daß Sig. und Brynh. beide ganz jung, blutjung heißen, ſ. 5, 1. und 23, 4. Brynh., als ſie ſich dem Sig. zuerſt vereidete, war nur zwölf Jahr alt. H. B. 6, 3.

9. „|vǫn geng éc |vilia |vers oc beggia;
verþ éc mic |gǫla af |grimmom hug!"

10. nam af þeim |heiptom |hvetiasz at vígi:
„þú scalt, |Gunnarr, |gerst um láta
|míno landi oc |mér siálfri:
mun éc |una |aldri meþ |auþlíngi.

11. mun éc |aptr fara þars éc |áþan varc
meþ |nábornom |niþiom mínom:
þar mun éc |sitia oc |sofa lísi,
nema þú |Sigurþ |svelta latir
oc |jofurr |auþrom |ǫþri verþir.

12. látom son |fara |feþr í sinni:
scalat |úlf |ala |úngan lengi.
|hveim verþr |haulþa |hefnd lettari,
|síþan til |sátta, at |sonr lisi?"

13. reiþr varþ Gunnarr oc hnipnaþi,
|sveip |sínom hug, |sat um allan dag;
hann |vissi þat |vilgi gorla,

9, 1. beggia wird hier construirt wie minom, F. 8. s. Anmerkung. Oder sollte bei beggia vera ausgelassen seyn und es hieße: ich meide Freude, meinen Mann, ja beide Männer (Gunnar und Sigurdur)? — 10, 2. Von hier an vgl Vols. S. Cap. 59. — 10, 4. Hiernach würde auþlingr auf Sigurdur gehen, wahrscheinlich aber, indem es besser zusammenhängt, ist statt aldri zu lesen: aldreigi, oder aldri (immer) steht selbst für nimmer: „und mich freuen nimmer bei dem Edeling (dir Gunnarr)." — 12, 2. Alte Klugheits-Regel, welche Sigrdrifa dem Sigurdur auch gegeben hatte (Vols. S. C. 30. zu Ende), nicht den jungen Sohn des getödteten Vaters oder Bruders leben zu lassen, worin oft ein Wolf verborgen sey; in der Vols. S.: al ei up ulfs hvelpinn.

9. „Ich gehe beides ohne Mann und Freude:
ich will mich aufreizen aus grimmem Muth!" —

10. Begann von ſolcher Erbittrung ſich anzutreiben zum Werk:
„du ſollſt, Gunnarr, gänzlich verlieren
meine Lande und mich ſelber:
ich will mich (nimmer) freuen des Lebens bei dem Edeling.

11. Ich will zurückfahren dahin, wo ich vorher war
bei meinen nahgebornen Verwandten:
da will ich ſitzen und enden mein Leben,
wo nicht du den Sigurdur ſterben läſſeſt
und König über andere mächtig wirſt.

12. Laſſen wir fahren den Sohn mit dem Vater einen Weg,
man ſoll nicht aufziehen den jungen Wolf lange.
Welchem Manne wird die Rache leichter,
hernach zum Vergleich, wann der Sohn lebt?"

13. Zornig ward Gunnarr und trauerte,
ſchwankte in ſeinem Sinn, ſaß den ganzen Tag;
er wußte gar nicht gewiß,

Kampe V. S. 194 V. 16.: „op da varer den siden hund med hraſſen tand ubi munde" — 12, 4. d. h. ſobald der Sohn leben bleibt, wird die Mordbuße viel ſchwerer geſchlichtet, denn er iſt nicht leicht zu beſänftigen. Man könnte auch leſen: at ſonar lifi, bei des Sohnes Leben. — 15, 1. Der Reim mangelt, man aſpirire hreiþr oder leſe hrøddr (bang, fürchtend), wie unten 21. hlutr und lutr ſteht. —

Über hnipna ſ das Gloſſar. Das ſitia í hnipri iſt das gebogene, verſchränkte Sitzen nachdenklicher, trauriger Menſchen, wie es Walter von der Vogelweide I. 102. beſingt. Noch heut zu Tag: den Kopf hängen laſſen, für traurig ſeyn,

hvat hanom |væri |vinna semst
eþr hanom |væri |vinna bezt,
allz sic |Volsúng |vissi firþan
oc at |Sigurþi |socnoþ mikinn.

14. |ýmist hann hugþi |jafnlánga stund:
þat var |eigi |árar titt,
at frá |konongdóm |qvanir gengo.
nam hann sér |Haugna |heita at rúnom;
þar |atti hann |allz full-trúa.

Gunnarr qvaþ:

15. „|ein er mér Brynhildr |aullom betri
um |borin |Buþla, hon er |bragr qvenna!
|fyrr scal ér mino |fiorvi láta,
enn þeirrar |meyar |meiþmom týna.

16. villdu ocr |fylci til |siár vela?
gótt ær, at |ráþa |Rínar málmi
oc |unandi |auþi stýra
oc |sitiandi |sælo nióta."

17. |eino því Haugni |annsvór veitti:
„|samir eigi ocr |slict at vinna,

---

und Iwein 2209.: „si hinch daz hubet und sprach trurigclichen, do si in ansach." In den altdeutschen Gedichten wird es häufig ausgedrückt durch: sitzen auf einem Stein und weinen, z. B. Rother 447. Hans Sachs, fol. 57. ed. 1560. Vgl. auch Göthe's Faust S. 252., vermuthlich nach alten Volksreimen: da sitzt meine Mutter auf einem Stein und wackelt mit dem Kopfe. — 15, 7. und (wußte, daß er haben würde) an Sigurdur großen Verlust — 14, 5. Der Sinn ist zweideutig. Entweder heißt konga-dómr hier Königs-

was ihm wäre zu thun das ziemlichſte
oder was ihm wäre zu thun das beſte,
da er ſich wußte des Volſungurs beraubt
und an Sigurdur einen großen Verluſt.

14. Manches er bedachte gleichlange Zeit:
das war vorher nicht oft,
daß vom Königthum Weiber gingen.
Ließ er ſich den Haugni rufen zum Geſpräch,
zu dem hatte er alles Vertrauen.

Gunnarr ſprach:

15. „Mir iſt Brynhildur allein lieber als alle,
die Budli's-Tochter, ſie iſt Königin der Weiber!
eh will ich mein Leben laſſen,
als dieſer Frau Schätze verlieren.

16. Willſt du mit uns den Fürſten uns Gut betrügen?
Gut iſt's, zu ſchalten über Rheines-Erz
und in Freude über das Gut herrſchen,
und ſitzend (in Ruhe) des Glücks genießen."

17. Darauf Haugni die Antwort gab:
„nicht ziemt uns ſolches zu vollbringen,

---

würde (es war ſelten, daß ein Weib der Königswürde entſagte) oder Königs-Gericht (ſelten, daß ſich Weiber in die Regierung miſchten, nämlich, daß beim Auseinandergehen des Gerichts auch Weiber unter den Weggehenden waren). Die Volſ. S. Cap. 39. hat: ef konunn geingi frá honum (von ihm, dem Gunnarr). — 15, 1. Die Alliteration iſt hier wieder doppelt, wie 6, 5. — 16, 4. d. h. in Ruhe ſitzen, genießen.

sverþi refna |svarna eiþa,
eiþa svarna, |unnar trygþir.

18. viþom=a viþ á |moldo |menn in sælli,
meþan |fiórir vér |fólci ráþom
oc sá inn |hunsci |herballdr lifir:
ne ina |motri |mogþ á |moldo,
ef vér |fimm sono |fyþom lengi,
|attom góþa |æxla knættim.

19. éc |veit gorla hvaþan |vegir standa:
ero |Brynhildar |brek of micil. —
viþ scolom |Guþorm |gorva at vígi,
|ýngra bróþor, |ófróþara.
han var fyr |utan |eiþa svarna,
|eiþa svarna, |unnar trygþir."

20. dylt var at |eggia |óbil=giarnan:
stóþ til |hiarta |hiorr Sigurþi!
red til |hefnda |her=giarn í sal
oc |eptirvarp |óbil=giornom;
stó til |Guþorms |grams ramliga
kyn=birt járn or konongs hendi!

18, 1. Glückseligere, nämlich: als uns viere. — in sælli, die Regel verlangte ina sælli, viros fortunatiores; allein in ist hier als der alte pl. comm. anzusehen. — 18, 4. Im Ms. steht í motri, die Gramm. verlangte ina. Es müßte denn í hier wie sonst á und iþ bloß stärken und í=moþri zu lesen seyn; oder vielleicht: í móti (dän. imod) „noch uns entgegen eine andere Verwandschaft." — 18, 5. Werden fünfe genannt, 18, 2. nur vier, d. h. ohne den hunischen Fürsten, der in Zeile 3. angeführt wird. — 19, 1. Wie die

mit dem Schwerte zu brechen die zugeſchwornen Eide,
Eide zugeſchworen, die gegebene Treue!

18. Wir wiſſen nicht auf Erden glückſeligere Männer,
ſo lange wir viere das Volk beherrſchen
und er der huniſche Heer-Führer lebt:
noch eine herrlichere Verwandſchaft auf Erden,
wenn wir fünfe lang Söhne zeugten,
wir könnten verwüſten die Geſchlechter der Götter
(: Gothen, Menſchen).

19. Ich weiß genau, wannen die Wege ſtehen:
Brynhildur's Quälereien ſind übermächtig."
„Wir ſollen den Gudormr zum Mord treiben,
den jüngeren Bruder, den unweiſeren,
er war nicht bei den zugeſchwornen Eiden,
den zugeſchwornen Eiden, der gegebenen Treue."

20. Leicht war's aufzureizen den Frevel-Gierigen:
im Herzen ſtand der Stahl dem Sigurdur!
zur Rache rüſtete ſich der Streit-Luſtige im Saal
und warf nach dem Frevel-Gierigen:
es flog nach Gudormr, dem Fürſten, kräftig,
das wunder-glänzende Eiſen aus des Königs Hand!

Sache ſteht. — 19, 5. Wir nehmen an, daß hier wieder Gunnarr ſpricht, und die zwei vorgehenden Zeilen wären wohl noch zu Str. 18. zu ziehen. — 20, 1. eggia iſt hier activ, was 10, 1. hvetiaz neutral war. — Über das mehrdeutige Wort óbil-giarn ſ. die Unterſuchung im Wörterbuch. her-giarn und óbil-giarn ſind hier wohl Gegenſatz und bedeuten die edle und unedle Kühnheit.

21. |hne hans um dólgr til |hluta tveggia:
|hendr oc |haufut |hne á annan veg,
enn |fóta lutr |fell aptr í staþ. —

22. |sofnoþ var Guþrún í |sæingo
|sorga-laus hiá |Sigurþi,
enn hon |vacnaþi |vilia-firþ,
er hon |freys-vinar |flaut í dreyra.

23. sva |sló hon |svarar |sínar hendr,
at |ramm-hugaþr |reis up viþ beþ:
„|grátaþu, |Guþrún, sva |grimliga,
|brúþr frum-únga: þér |breþr lifa.

24. á æc til |úngan |ersi-nyþia,
kunnat hann |sirraz or |siand-garþi.
þeir |sér hafa |svart oc dátt
enn |nær |numit |nýlio-ráþ.

21, 2. 3. Der vom todt-wunden Sigurdur geschleuderte Stahl trifft den fliehenden Mörder noch so kräftig, daß Hände und Haupt vorwärts sinken, die Füße zurück. Vgl. Vilk. S. Cap. 23 vom schwertgespaltenen Amilias: „ok fiel þá sinn veg hvor hlutr ut af stolnum," d. h. auf jeder Seite des Stuhls fiel ein Stück herab. — 22, 4. Freyurs-Freund ist ein poet. Ausdruck für Held, freier göttlicher; so hafla-vinr, Riesen-Freund, ein plumper Kerl. — 23, 1. svarar könnte zwar hier der acc. pl. fem. seyn (ihre schweren Hände), wiewohl auch dieser Sinn bedenklich ist, aber die Wiederkehr des adv. sva svarar unten 27. entscheidet. Im gl. edd. v. svarr wird diese Stelle angeführt, aber nicht übersetzt, auch ist daselbst die Lesart der Hs. hann beibehalten, wofür wir nach Hn. Rask Bemerkung hon gesetzt, was zudem der Sinn und die entsprechende Stelle 27. verlangte. — Die Weiber schlagen im Schmerz die Hände, die Männer raufen den Bart und stoßen den Kopf (vgl. Þrymsq. 1.); es ist ein alter epischer Zug auch im Deutschen, z. B. in der Eneidt 4332—35.:

21. Sank sein Feind in zwei Theilen:
Hände und Haupt sank nach einer andern Seite,
aber der Füße Theil fiel zurück zur Stätte. —

22. Eingeschlafen war Gudrun im Bette,
sorgenlos, neben Sigurdur,
aber sie erwachte freudenlos,
als sie floß im Blut von Freyur's Freund.

23. So schlug sie stark ihre Hände,
daß der hartmuthige auf sich richtete am Bett:
„weine du nicht, Gudrun, so grimmiglich,
blut-junge Frau, dir (noch) Brüder leben.

24. Zu jung hab ich einen Erben,
er kann sich nicht retten aus Feinde-Haus.
Die haben schwarzen und bösen
Neu-Rath aber gefaßt.

---

do die kunningynne
in sulchem unsynne
ire hende lange gesluc
unde geweinte genuc.

Klage 704.: vil manicher junchfrowen hant
mit winden wart zubrochen.

und 716.: dü lit vil luote erchrachten
an maniger frouwen henden.

958.: vil manichen swinden bruostslach
sluogen in diu werden wip.

1080.: mit windender hant
sam ein blödes wip stehen.

2566.: do wart (von manigen frowen)
hant gein herzen geswungen.

S. Rother 2883. — 25, 4. leben: dir noch zum Trost, (til gamans. Vels. S.) — 24, 4. nylio-ráþ,

25. ríþr-a þeim |síþan, þótt |siau alir,
|syster-|sonr |slícr at þingi.
éc veit |gorla, hví |gegnir nú:
|ein veldr Brynhildr |ollo bolvi.
|mér unni |mær fyrir |mann hvern,
enn viþ |Gunnarr |grand ecci vanc.

26. þyrmþa éc |sifiom, |svornom eiþom,
síþan var éc |heitin |hans qvanar vinur." —

27. |kona varp aundo enn |konongr fiorvi:
sva |sló hon |svarar |sinni hendi,
at |qvaþo viþ |calcar íva
oc |gullo viþ |gøss í tuni.

---

dem Sinn nach gewiß so viel als ný-raþ. Hrafnag. 22.: „nótt skal nema ný-raba til," die Nacht soll man nehmen zu Neu-Räthen (d. h. neuen Anschlägen über große, wichtige Dinge), s. Lehmann's Sprichw. 1640. S. 644.: „die Nacht bringt guten Rath," wegen ihrer Heimlichkeit und Stille, wo niemand zusehen kann; weil aber dennoch der Mond zusieht, so ist seine Verbergung oder das Neulicht die Zeit zu Neu-Räthen. Taciti germ. cap. de consultationibus: „coeunt certis diebus, cum aut inchoatur luna aut impletur (aus Gegensatz) nam agendis rebus hoc auspicatissimum initium credebant. Nach Caesar b. gall. I. 50. wurden beim Neu-Mond Schlachten gehalten, und Strelov in s. gothländ. Chronik S. 13. sagt, daß die Bauern viele Geschäfte gern in diese Zeit verlegen. Da nun ný das Neue allein schon so viel als Neu-Licht aussagt, könnte ný-ráþ für sich allein sowohl ein neuer, als ein im Neu-Mond genommener Rath heißen, und die Worte führten auch hier zur Sache. In einem dän. Volkslied (Kæmpe V. 147. V. 3.) heißt es, als ein Anschlag vor ist: „tha lagde de alle et nyt raad paa," so daß das Wort Neu-Rath in unserer alten Poesie seine epische Bedeutung hat. Vgl. Oberlin v. hurendbeiß, eine etwas schwie-

25. Nicht reitet ihnen forthin, wenn sieben du zeugtest,
solch ein Schwester-Sohn zum Thing.
Ich weiß genau, wie das nun zugeht:
allein Brynhildur stiftet alles Unheil.
mich liebte die Maid vor jedem Manne,
aber gegen Gunnarr nie Böses ich that.

26. Ich schirmte unsere Verwandschaft, die zugeschwornen Eide,
seit ward ich genannt seiner Frauen Friedel." —

27. Das Weib stieß aus einen Seufzer, aber der König das Leben;
so schlug sie stark ihre Hände,
daß widerhallten . . . .
und kreischten auf die Gänse im Hof.

---

riae Stelle: „ich will eben tun, wie man zu Ostern tut, wann man Erdbeer bricht, so ist es noch neorat (etwa: selten, wie nýradligt, wunderbar, geheimnißvoll, fremdartig ist.)" Die Verbindung der Wörter und Begriffe: neu, Neumond, Dunkel, Geheimniß, sind hieraus leicht zu entnehmen. — Was ist aber nylia, gen. nylin? Dasselbe, was Nióla ein eddischer Namen der Nacht (wie nióta und nyta, fióta und fyta, s. Niala S. 619 und Olaffen S. 128. u. a.). Vgl. Hrafnag. 26. und Olaffen S. 81. Alvism. 30. steht niól — nylio-ráþ sind also hier Nacht- oder Neu-Monds-Anschläge, finstere, unheimliche, svart ok datt, schwarze, verbrecherische. Die Voll. S. drückt den ganzen Satz so aus: „ok illa hafa þeir sinum hlut sieð." — 26, 2. Nichts desto weniger kam ich ins Gerücht, seiner Frauen Freund zu seyn. In der Voll. S.: „und ich war kein besonderer Freund seiner Frau." Eine Frau, die man außer der Ehe liebte, hieß vinkona oder unnusta. — 26. 27. Zwischen beiden Strophen scheinen ein paar zu fehlen, nach dem, was die Prosa mehr hat, zu schließen. — 27, 3. Die Worte calcar ióa sind um so dunkler,

28. hlo þá |Brynhildr, |Buþla dottir,
|eino sinni af |aullom hug,
er |hon til |hvílo |heyra knatti
|giallan |grát |Giúca dóttor.

29. hitt |qvaþ þá |Gunnarr, |gramr hauc-stalda:
„|hlæraþu af þvi, |heipt-giorn kona,
|glauþ á |gólfi, at þér |góds viti.

30. |hví |hafnar þú inom |hvíta lit
|feicna-|feþir! hygg éc, at |feig sér.
þú |vørir þess |verþuſt, qvenna,
at fyrr |augom þér |Atla hioggim,
sæir |breþr þínom |blóþuct sár,
|undir dreyrgar knettir |ysirbinda." —

31. þá qvaþ þat |Brynhildr, |Buþla dóttir:
„|fryr-a maþr þér, Gunnarr, hefir þú |full-vegit;

---

als schon jedes einzelne für sich genommen schwierig scheint. ívr oder ívi mag allerdings ein veraltetes Wort für Pferd gewesen seyn (s. Glossar), kalkar als gen. von kalkr, Kelch, schickt sich aber nur gezwungen dazu; nach Gudm. ist kalki, m. fulcrum a latere, also etwa eine Scheidewand zwischen den Pferden im Stall. Kelch in Reinwald's henneberg. Idiotikon heißt Unterkinn und ist das isländ. kialki, maxilla, sollten also die Pferde vor Schrecken ihr Mundgebiß geschüttelt, oder an die Wände geschlagen haben? Oder kalkar íva sind Pferdehufen, womit sonderlich Nachts bei Geräusch sie zu treten und Lärm zu machen pflegen. Vgl. das span. calcañar, der untere Theil des Fußes, lat calx, und calcare, treten, stoßen. Man weiß, daß die Thiere bei großem Geräusch mit zu schreien anfangen, und die Gänse erinnern an die capitolinischen (s. G. I. 17.). — Indessen könnte íva der gen. pl. von iva (gen. ivu) seyn, dem berühmten Fluß, den Thorlac. (sp. VII. 114—118.) gelehrt erläutert; der Flüsse Kelch wäre

28. Da lachte Brynhildur, Budli's Tochter,
ein Mal von ganzem Herzen,
als sie bis zu ihrem Ruh-Bett hören konnte
das laute Schreien der Giuki's-Tochter.

29. Es sprach da Gunnarr, Herr der Habichtstangen (Fürst):
„lache du nicht darüber, schadenfrohes Weib,
vergnügt im Saal, daß es dir Gutes bedeute.

30. Wie verlierst du die schöne Farbe,
Grausen-Stifterin! dem Tode, denk ich, bist du geweiht.
Du w..rst dessen ganz würdig, Weib,
daß wir vor den Augen dir den Atli erschl..gen,
daß du s.hest an deinem Bruder blutige Wunden,
strömende Wunden du könntest verbinden." —

31. Da sprach das Brynhildur, Budli's Tochter:
„niemand reizt dich auf, Gunnarr, du hast ausgek..mpft:

---

poet. Ausdruck für: **Boden, Grund, Grundstein.** Es heißt sonst von großer Klage, daß sie Stein und Flins spaltet und erbarmt; in dem altdeutschen Gedicht von Mai und Beaflor nach der Fulda. Hs.

sie klagten so sendleich,
daz in das **ertreich**
mocht **geantwurt** haben.

gerade, wie hier: **avaþo viþ.** — 28. Sie lacht aus ganzem Herzen, bis dahin hatte sie sich verstellt. So heißt es von Loumor in der Elskovs Viser (s. altdänische Lieder S. 255 und 255.), als er seine Schwäger morden will und sie auf seine Einladung kommen: er lachte da herzlich, er hatte in acht Jahren nicht gelacht; ebenso hernach von Senild, als sie sich rächt. — 29, 3 Voll. S.: **at þér sé glæði um hiartarætur,** daß du Freude habest über Herzens-Stöhnen. — 30, 1. **hvít** heißt hier gerade: **blühende, rothe,** schöne; denn der Sinn ist: wie **erbleichst** du, wie siehst du grau aus.

lút sezc |Atli |óvo þína.
hann mun |yccar |ond-siþarri
oc |æ vera |afl it meira.

32. |segia mun éc þér, Gunnarr, |siálfr veiztu gorla,
hvé er yþr |snemma til |saka reþot:
varþ |éc til |úng ne |of þrúngin
|full-gødd |fé á |fleþi bróþor.

33. ne éc |vilda þat, at mic |verr ætti,
áþr þér, |Giúkúngar, ríþot at |garþi
|þrír á hestom, |þióþ-konongar;
enn |þeirra for |þaurfgi væri!

34. |þeim hetomc |þá |þióþ-konongi,
er meþ |gulli sat á |Grana bógom:
varat hann í |augo |yþr um lícr,
ne á |engi lut at |álitom,
|þó |þicciz er |þióþ-konongar.

35. oc mér |Atli þat |einni sagþi,
at |hvarki lez |haufnom deila,
|gull ne jarþir, nema éc |gefaz letac,

36. oc |engi lut |auþins fiár,
þá er mér |jóþ-úngri |eiga seldi,
oc mér |jóþ-úngri |ára talþi.

51, 5. afl it meira, die größere Macht, steht hier für das Adject. hinn auflgari. — 56, 2. þá bezieht sich nicht bloß auf das vorangehende lut, sondern auch auf die in der vorigen Strophe genannten gull und jarþir. — Das Ms. hat selldak, allein das folgende taldi forderte auch: seldiz

wenig kümmert Atli deine Drohung.
Er wird von euch beiden der ältere im Leben
und allzeit die größere Macht ſeyn.

32. Sagen will ich dir, Gunnarr, ſelber weißt du gar gut,
wie ihr euch ſchnell zur That beriethet.
Ich war ganz jung, von Zwang nicht bedrängt,
voll begabt mit Gut im Hauſe des Bruders.

33. Nicht wollte ich das, daß ein Mann mich hätte zur Ehe,
bevor ihr, Giukungar, rittet in den Hof,
drei auf Roſſen, Volk-Könige:
hätte doch ihre Fahrt niemals Noth gethan!

34. Da verlobt ich mich dem Volk-Könige,
der mit Gold ſaß auf Grani's Rücken:
nicht war er im Auge euch gleich
nicht in einem Theil am Antlitz;
obgleich auch ihr Volk-Könige ſchienet.

35. Und Atli mir das allein ſagte,
daß er nimmer würde die Habe theilen (mir mir),
nicht Geld noch Lande, wo ich mich nicht vermählte,

36. Auch keinen Theil des Erwerb-Gutes,
was er mir kind-jungen zu eigen gab,
und (keinen) der Gelder, die er mir kind-jungen zuzählte.

---

es bezieht ſich wahrſcheinlich auf das ausgelaſſene: Budli oder Fehr. Der Vater hatte ihr die Schätze geſchenkt, welche Atli jetzt nur unter der Bedingung, daß ſie heirathe, herausgeben will; vgl. 67, 4. — 56, 5. D. h. die Gelder, die er mir zuzählte.

37. Þá var á ſhverſom ſhugur minn um ſat,
hvart ék ſcylda, ſvega eþr val fælla,
ſaull í ſbrynio, um bróþur ſauc.

38. Þat mundi Þá Þióþ-kunt vera
morgom manni, at munar ſtríþi,
letom ſiga ſkíd-már ofer;
læc mér meirr í mun, meiþmar þiggia,
ſbauga rauþa burar Sigmundar,
ne ék ſannarſ mannz laura vildac.

39. ſunna einom, ne ſómiſom!
bió-at um hverſan hug men-ſcaugul.
Fallt mun Þat Atli eptir ſinna,
er hann mina ſyr morþ for-gorva,
at Þeygi ſcal Þunn-geþ kona
annarrar ver aldri leiþa.
Þá mun á hefndom harma minna!"

40. upreiſ Gunnarr, gramr verþungar,
oc um háls kono hendr um lagþi.

37, 2. vega eþr val fælla. Welcher Unterſchied iſt zwiſchen beiden Dingen, worunter Brynhildur zu wählen hatte. Raſk ſchlägt vor, ſtatt vega zu leſen vægia (weichen, nachgeben), wodurch der Gegenſatz bedeutend hervorträte. Allein die Lesart des Textes wird durch eine gleiche Stelle in Hárbarzl. 15. vollkommen gerechtfertigt; Odinn ſagt: „vega vér þar knattom ok val fella, und Rígsm. 40.: val nam at fella, va til landa. Vielleicht iſt es ſo, daß vega, fechten, tödten ein jeder Held kann (vgl. H. II. 4, 4-), val fella, die Wahl (Schlacht-Opfer) fällen aber nur eine wahl-kieſende (Walkyrie) kann, welches Brynhildur ſeyn wollte. Vgl. im Gloſſar

37. Da war im Wanken mein Sinn deshalb,
was ich ſollte: kriegen oder Wahl fällen,
kühn in der Brunie, in des Bruders Sache.

38. Da thät es volk-kund werden
manchem Manne, daß in Sinnes Streit
wir uns neigten zum Vergleich zwiſchen uns;
gefiel mir mehr im Herzen, Kleinode zu nehmen,
die rothen Ringe des Sohns Sigmundur's;
(aber) nicht wollt' ich eines andern Mannes Schätze.

39. Einen lieben, nicht verſchiedene!
nicht war ſchwankendes Sinnes die Gold-Jungfrau.
Das alles ſoll Atli hernach finden,
wenn er hört meinen vollbrachten Tod,
daß nicht ſoll eine zartgemuthe Frau
mit einer anderen Manne das Leben führen.
Da ſollen gerächt werden meine Leiden!"

40. Aufſtand Gunnarr, Fürſt der Leibwacht,
und legte ſeine Hände beim Weib um den Hals.

---

valkoſtr und die erläuternde Stelle in Volſ. S., wo Brynhildur klagt, daß ihr Gunnarr zur Brautgabe den Wahlfall nicht vergolten habe; ok ei gzallt hann mér at mundi fulldan val. mundr heißt die vom Bräutigam gegen die väterliche Ausſtattung verheißene Gabe, vgl. Agr. 99., wo auch ſteht: „mund gallt ék mœri." und Gr. 52, 3. Anmerk. — 38, 3. Wir ließen den Streit ſich niederſetzen zu einer Ausſöhnung, wie ſát-mál, das niedergeſetzte, ebenfalls. — 39, 1. Nämlich: vildak. — 39, 2. Unter der Gold-Jungfrau verſteht ſie ſich ſelber. — 39, 4. Wenn er hört, wie ich mich ſelbſt getödtet. — 39, 7. Vielleicht: hat mun á (at) hefndum.

gengo ſallir oc þó ſomſir,
af ſheilom ſhug ſhana at ſetia.

41. ſhratt af ſhálſi ſheim þár ſér,
ſiet-a man ſic ſetia ſtángrar gongo.

42. nam hann ſér Haugna ſhvetia at rúnom:
„ſeggi, vil ék, alla í ſal ganga,
ſþina meþ mínom: nú er ſþaurf micil,
vita, ef ſmeini morþ for kono,
unz af ſmæli enn mein komi;
þá látom þvi ſþarfar ráþa."

43. ſeino því Haugni andſvor veitti:
„ſeti-a maþr hana ſtángrar gongo,
þars hon aptr-borin aldri verþi!

44. hon ſkraung of ſkomz for knæ móþor:
hon ſe borin þó-vilia til,
morgom manni at móþ-trega."

45. hvarf ſér óhroþugr andſpilli frá,
þar er morc menia meiþmom deildi.

40, 5 Gingen nach einander. — 41, 1. heim für den acc. von heimr (complexus omnium in mundo viventium) zu nehmen, elle chaſſa tout le monde, iſt etwas gewagt, vielleicht ſteht es als Beiwort heim, wie man ſagt: heimſchicken, aber dann fehlte þá. Oder die Volſ. S. gibt die richtigere Lesart: hun bratt hvorium frá ſér. — 41, 2. Vom Weg zum Tod, Vorſatz zu ſterben, ſ. 43, 2. — 42, 1. hann: Sunnarr. Haugni war ſein Geſell, Nebengeſell. Vgl. 14, 4. — 42, 5. Bis nicht mehr davon die Rede iſt. — 43, 1. Vgl. 17, 1. — 44, 1. Krank heißt hier, wie oft, unſelig, böſ, ſchlimm. — Vor die Knie der Mutter kommen: geboren werden. — 44, 2. Vgl. HB. 4, 2. —

Gingen alle und doch einzeln
aus aufrichtigem Herzen, ſie abzuhalten.

41. Fort vom Hals ſtieß ſie jeden,
ließ niemand ſie abhalten vom langen Gang.

42. Ließ er ſich den Haugni rufen zum Geſpräch:
„ich will, daß alle Männer in den Saal gehen,
deine mit meinen, nun iſt die Noth groß,
(und) ſehen, ob ſie hindern den Mord des Weibes,
bis das Geſpräch abkomme vom Unheil:
da laſſen wir die Noth gebieten."

43. Darauf Haugni die Antwort gab:
„niemand halte ſie ab vom langen Gange,
da wo ſie wiedergeboren nimmer werde.

44. Sie kam krank vor die Knie der Mutter:
die immerdar zum Unheil geborne,
manchem Manne zu Herzeleid."

45. Wendete er ſich unmuthig vom Geſpräche weg,
da die Halsbänder-Frau (Königin) Schätze austheilte.

45, 1. óhrepnar geht auf Gunnarr. — 45, 2. mork menia heißt hier auf jeden Fall die Brynhildur, kann aber doppelt aufgelegt werden; entweder ſteht mork für myrk, das fem. von myrkr und Menia iſt der nom. ſing. die finſtere Menia, d. h. Walkyrie. Oder noch beſſer: mork iſt ein ſubſt. (ſ. kvenna-heiti Nr. 50.) und menia der gen. pl. die Rieſin der Halsbänder, d. h. Jungfrau, wie in der Gunnl. Saga vorkommt menia-fridr: femina. In beiden Erklärungen liegt gleichwohl der Begriff von Finſterheit, und rieſenhafte Heldinnen ſind ſtets Abendreitende, Nachtfahrende.

46. læit hon um ſalla ſeigo ſina,
ſoltnar þiar oc ſal-konor:
ſgull-brynio ſmó var-a ſaótt í hug,
óþr ſic miþlaþi mækis eggiom.

47. ſhne viþ bolſtri ſhon á annan veg
oc ſhior-undoþ ſhugþi at ráþom:

48. „nú ſcolo ſgánga þeir er ſgull vili
oc minna þvi at mér þiggia:
éc gef ſhverri um ſhroþit ſigli
ſbók oc blæio, ſiartar váþir."

49. þaugþo allir, hugþo at ráþom
oc allir ſenn annſvor veitto:
„lærnar ſoltnar, munom ſenn lifa,
verþa ſal-konor, ſpmþ at vinna."

50. unnz af hoggiandi haur-ſcrydd kona,
long af aldri, orþ viþr um qvaþ:
„vilcat éc, mann trauþan ne torbónan
um ora fauc, aldri týna.

51. þó mun á beinom brenna þrom
ſpri eyrir, þá er ér from comiþ,
næ it menio-góþ, min at vitia.

47, 1. Sie ſinkt auf die andere, die rechte Seite, die linke hatte ſie mit dem Schwerte durchbohrt. — 48, 1. Statt þeir wohl þar, übereinſtimmender mit dem folgenden hverri. — 49, 1. Der Reim fehlt, vielleicht ſtatt at ráþom zu leſen: at þíngom, oder wenn þíngom zumal im Plurali, da es ſonſt für judicium ſteht, nicht ſo gleichgültig, wie unſer: Ding oder Sa-

46. Sie ſchaute an all ihre Habe,
die todten Mägde und Saal-Weiber,
der goldgepanzerten Maid war nicht gut zu Muthe,
bevor ſie ſich durchſtach mit Schwertes-Spitze.'

47. Sie ſank wider das Polſter auf die andere Seite,
und die ſtahl-verwundete dachte auf Rath.

48. „Nun ſollen herzugehen, die Gold wollen
und geringeres als das von mir erlangen:
ich gebe jeder ein geröthetes Gold-Halsband,
Kleid und Gewand, weiße Wat."

49. Alle ſchwiegen, dachten auf Rath
und alle zuſammen die Antwort gaben:
„genug ſind todt, wir wollen noch leben,
Saal-Weiber bleiben, ziemendes zu thun."

50. Bis aus Gedanken die linnen-gekleidete Frau,
jung von Alter, die Worte wieder ſprach:
„nicht will ich, daß jemand, ungern und ſchwer-bereit,
durch meine Schuld, das Leben verliere.

51. Doch wird auf euern Gebeinen brennen
weniger Koſtbarkeit, wann ihr fortgeht (ſterbt),
mich heimzuſuchen, nicht Jungfrauen-Gut (Gold). —

---

che, auch die Redensart hugþi at ráþom ſchon 47. ſteht, wäre vielleicht pleonaſtiſch: þrepo allir, hugþo at ráþom, oder: þvaþo allir, hugþo at ráþom, zu leſen. — 51, 3. Ihr müßt doch einmal ſterben und zu mir in die Unterwelt kommen, dann wird euer Leichen-Begängniß viel geringer ſeyn.

52. |seztu niþr, Gunnarr, mun éc |segia þér,
|lífs or-vena, |liósa brúþi:
muna |yþvart fár |alt í sundæ,
þótt |éc hafa |øndo látiþ.

53. |sátt munoþ iþ Guþrún, |sneme en þú hyggr,
hesir |kunn |kona viþ |konong
|daprar miniar at |dauþan ver.

54. þá er |mær borin, |móþir føþir,
sú mun |hvítari, enn inn |heiþi dagr
|Svanhildr vera |sólar geisla.

55. |gefa mundu |Guþrúno |góþra noccorom,
|sceyti-|sceþa |scatna mengi;
mun-aþ at |vilia |ver-sæl gesin.
hana mun |Atli |eiga gánga,
of |borinn |Buþla, |bróþir min.

52, 2. or-vena (wörtlich: Lebens-unhoffend), kann der nom. f. oder dat. masc. (auf þér fortbezogen) seyn, nachdem man das bestimmte Adject. von dem ausgelassenen hin oder hinom regieren läßt. Endlich könnte es der unbest. acc. fem. seyn und zum folgenden liósa gehören. — Der Sinn der ganzen Strophe ist dunkel, vielleicht: „ich will dir wahrsagen, du wirst eine schöne Frau nach mir haben wollen (nämlich Oddrun), aber das Schicksal wird auch nach meinem Tode euch ungünstig seyn." Läse man mun-a, so käme der Sinn heraus: „eure Fahrt (nach Atli) wird nicht glücklich seyn." Die Redensart: fár yþvart mun ecki í sundi (í sundæ ist eine alte Form dafür) vera, ist wohl eine sprichwörtliche, ähnlich unserer: euer Schiff wird nicht im ruhigen Meer bleiben, wird Sturm erfahren. Aber man kann auch muna für den Infinit. statt munu, oder noch besser, den Conjunct. nehmen. Es wird oder es möge eure Fahrt (euer Vorhaben) ganz in Sund bleiben, (es ist dann, wie gewöhnlich, verþa ausgelas-

52. Sitz du nieder, Gunnarr, ich will sagen dir,
(ich lebens-müde, von (deiner) schönen Frau:
eure Fahrt wird ganz zu Grunde gehen,
obschon ich habe den Geist aufgegeben.

53. Versöhnt werdet ihr, du und Gudrun, ehr als du denkst,
die kluge Königin hat bei dem König
betrübte Gedanken an den todten Gemahl.

54. Da wird eine Maid geboren, Mutter gebiert sie,
wird weißer als der heitere Tag,
als der Sonnenstrahl Svanhildur seyn.

55. Verheirathen wirst du Gudrun an einen Helden,
die mit Geschoß schädiget der Krieger Menge;
sie wird nicht nach Wunsch glücklich verheirathet.
Atli wird sie zur Ehe nehmen,
Budli's geborner, mein Bruder.

---

sen,) fund aber bedeutet nach Olaffen S. 91., der gerade unsere Stelle im Sinn hat, ursprünglich Trennung, Sonderung, Scheidung, spatium vacuum; vgl. gl. edd. h. v. Dann hieße die Stelle: „ich will dir vorhersagen, daß eure Zusammenfahrt (Verbindung) wieder getrennt werden muß," was in Str. 57. ausführlicher vorkommt. Ähnlich unserer Redensart für entzwei gehen: zu Wasser werden. — 53, 2. kunn kann der nom. fem. von kunnr, kunn, kundig, klug und berühmt; oder der acc. sing. eines Subst. kunnr, Sohn, Nachkomme seyn. — vih konong, bei Atli; die zweite Auslegung von kunn gewährt dann den Sinn, daß die Kinder von Atli sie an Sigurdur, ihren rechten Mann, erinnern und traurig machen. — 54. Vielleicht wäre Str. 54. vor Str. 53. zu setzen. 54. eine isländ. Wortfügung: „die wird Svanhilde heißen, und weißer als der Tag und der Sonnenstrahl seyn;" im Gegensatz zu ihren rabenschwarzen Stief-Brüdern. — 55, 2. ist mehrdeutig: a) hält man tecpti-teepa, die verderbliche

56. ſmurgs á ék at ſminnaz, hvé viþ ſmic ſóro,
þá er mic ſára ſvicna haufþot:
ſvaþin at ſvilia ſvarc, meþan ék lifþac.

57. munto Oddrúno ſeiga vilia,
enn þic Atli mun ſeigi láta.
iþ munoþ ſiuta á ſlaun ſaman:
hon mun þér ſunna, ſem ék ſcyldac,
ef ocr góþ um ſcaup ſorþi verþa.

58. þic mun Atli ſillo beita:
mundu í ſngan ſorm-garþ lagiþr.
ſþat mun ék verþa ſþvígit lengra,
at Atli mun ſondo týna,
ſæio ſinni, oc ſofa liſi.

59. þvíat hanom Guþrún, ſgrimm á beþ,
ſnorpom eggiom, af ſárom hug;
ſæmri væri Guþrún, ſyſtir occor,
ſrum-ver ſinom at ſylgia dauþom,
ef hendi ſgæſi ſgóþra ráþ,
eþr ætti hon hug oſſ um líkan.

60. ſó-aurt mæli ék nú, enn hon ſeigi mun
oſ ſora ſauc ſalbri týna.

---

durch Geſchoß, für den acc. fem., ſo bezieht es ſich auf Gudrun, die nämlich am Ende ſelbſt mitkämpft, Atli's Männer und Brüder tödtet, wie Agr. 48. 49. erzählt wird. b) Oder man ſieht es für den beſt. dat. maſc. an, dann wäre es auf Atli zu beziehen, den Geſchoß-Verderber, Schafte-Brecher, Held. Dann iſt auch ſtatt ſkatna mengi vorzuſchlagen: ſkatna megi (von maugr) dem Helden-Sohn. — 56, 2. Vielleicht ſarla ſtatt ſára, ſ. das Gloſſar. — 57.

56. An manches hab ich zu denken, wie sie mit mir fuhren,
da ihr mich verletzt (und) betrogen hattet:
beraubt an Freude war ich, während ich lebte.

57. Du wirst Oddrun haben wollen,
aber Atli wird dich nicht lassen (sie ehlichen).
Ihr werdet euch neigen insgeheim zusammen,
sie wird dich lieben, wie ich gesollt,
wenn uns günstig das Schicksal gewesen wäre.

58. Dich wird Atli mit Bösem strafen:
du wirst in eine enge Wurm-Höhle gelegt.
Das wird auch geschehen bald darnach,
daß Atli wird den Geist aufgeben,
sein Glück, und enden das Leben.

59. Denn (ihn wird tödten) die grimme Gudrun im Bett
mit scharfen Schwert-Ecken aus versehrtem Herzen;
ziemender wär, daß Gudrun, unsere Schwester,
ihrem ersten Manne folge, dem todten,
wenn man ihr gäbe guter (Leute) Rath,
oder sie hätte einen Sinn uns gleich.

60. Langsam rede ich nun, aber sie wird nicht
durch unsere (meine) Schuld das Leben verlieren.

Vgl. Oddrúnar-grátr. — 58, 3. mun ék entweder ist: man ék verþa, das erinnere ich mich, wird geschehen, zu lesen, (wo nicht bei der sonstigen Verwechslung von man und mun jenes dafür stehen kann); — oder ék ist in ok (auch) zu ändern. Endlich könnte man, da der Reim nicht zum besten auf þat und þvígit ruht, lesen:

þat mun ék |leyna þvígit |lengra.

59, 1. Es ist hierunter zu verstehen: spilla mun. — 60, 1.

|hana muno |hefna |hávar bárar
til |Jonacrs |óþal=torfo.
ero |if á ráþum |Jonacrs sonom,
mun hon |Svanhildi |senda af landi,
|sina mey oc |Sigurþar.

61. hana muno |bíta |Bicca ráþ,
þviat |Jormunreccr |óþarft lifir:
þá er |oll farin |ætt Sigurþar!
ero |Guþrúnar |grøti at fleiri!

62. |biþia mun éc þic |bønar einar,
sú mun í |heimi |hinnzt bøn vera:
láttu sva |breiþa |borg á velli,
at undir |oss |ollom |iafnrúmt sé,
þeim er |sulto med |Sigurþi.

63. |tialdi þar um þá borg |tiolldom oc |scioldom;
|vala=rift |vel=fáþ oc |vala mengi,
brenni mér inn |hunsca á |hliþ aþra.

ó=aurt, unstark, langsam, mühsam redet sie, weil die Kraf
schwindet, darum muß sie hernach (Str. 63) aufhören, ob si
gleich gern mehr spräche. — 60, 5. Ml. iva ruþem schein
ohne Sinn, da iva kein nom. pl. seyn kann, sonst aber im
ganzen Satz kein regierender nom. wäre. (Vgl. indessen da
auch dunkle: fallar iva, Str. 27.) Die aufgenommene
Verbesserung verdanken wir Hn. Rask, vielleicht ist auch zu le
sen: reþom, in den Reden: die Söhne zaudern, als Gudrun
sie zur Rache reizt und werden hernach uneins. — Bei Notke
ist eivaro, bitter, herb, und Jonakar's Söhne sind ja na
mentlich die herben, bittern. — 61, 1. hana, die Svan
hildur. — 61, 4. Man construire: fleiri ero at grati
Gudrúnar. Mehr als ein Ding, einen Verlust hat Gudrun
zu beweinen. Vgl. denselben Ausdruck S. II. 9. Jedes

Sie werden heben hohe Wellen
zu Jonakur's Vaterland.
Es sind Zweifel im Rath der Jonakur's-Söhne,
sie wird senden Svanhildur aus dem Lande
ihre Tochter und Sigurdur's.

61. Sie werden tödten Bicci's Rathschläge,
denn Jormunrekur zum Unglück lebt:
da ist vernichtet alles Geschlecht Sigurdur's!
Gudrun hat so vieles zu beweinen!

62. Bitten will ich dich eine Bitte,
sie soll auf der Welt die letzte Bitte seyn:
laß du so breit ein Grab auf dem Felde (machen),
daß darunter uns allen gleichräumig sey,
die starben mit Sigurdur.

63. Umschließe das Grab mit Zelten und Schilden;
Todten-Kleider, blutbespritzte, und der Leichen Menge,
man brenne mir auf einer Seite den hunischen König.

---

kann auch græti ein nom. pl. seyn und at fleiri zusammengehören, wie die Volf. S. C. 33. am Ende hat: „ok er Gudrúnar harmr at meiri" — 62, 3. breiþa kann, wie man will, der acc. fem. (latam) seyn, nämlich: verþa, vera ist ausgelassen; oder der Infinit. breiþa, sternere, breiten, wie man sagt: beći, bløio breiþa. — 62, 4. oss ollom ist der dat. und wird nicht von undir regiert, welches hier ein Adverbium ist. — 63, 2. Nämlich: brenni mér. — 65, 2. vala-rift vel-fáþ ok vala mengi, unter vala-rift sind Leichen-Kleider, Blut-Kleider zu verstehen, die mit Todten-Blut benetzt sind. In dem Eingang zum helreiþ steht dafür guþ-vefr sehr merkwürdig, und die Prosa in der Volf. S. sagt ganz klar: tialda med raudu manna-blódi. Hieraus ergiebt sich auch, daß guþ-vefr

64. brenni enom hunsca á hliþ aþra
mína þióna, meniom gaufga,
2 at haufþom ec 2 haucar:
þá er auðo scipt til jafnaþar!

65. liggi occar enn í milli malmr hring-variþr,
egg-huast járn, sva endrlagit,
þá er viþ bæþi beþ einn stigom
oc hetom þá hióna nafni.

66. hrynia hanom þá á hæl þeygi
hlunnblic hallar, hringi litoþ,
ef hanom fylgir ferþ min heþan:
þeygi mun ockur for aumlig vera,

67. þat hanom fylgia fimm ambóttir,
atta þiónar, eþlum góþir,

---

nicht etwa gutes Geweb (da Gut ohnehin góþr heißt, nicht guþr) seyn kann, sondern vermuthlich Schlacht-Kleid, Blut-Hemd ist, und mit gudfan und gudham verglichen werden muß. Zweifelhaft bleibt nur, warum die nordische Form nicht gunnvefr, die altdeutsche meistens cotawep lautet. Auch Purpur ist ein Blutgewand. — vel-fáþr etwa: blut-bestrichen, wie sonst dreyr-fáþr. — 63, 5. d. i. Sigurdur, wie oben 8, 5. — 64, 5. Die Zeile scheint schon darum verderbt, weil haukar noch von brenni oben regiert, im acc. stehen muß. Das erste 2. (denn die Hs. schreibt in Ziffern, und es ist hier die Frage, wie sie sollen gelesen werden) auf þióna zu beziehen, hat in der ganzen Wortstellung etwas sonderbares. Die Vols. S. Cap. 40. liest: „lat-brenna á aþra hond henni mina men, tvo at hofdi, tvo at fótum of tvo hauka, þá er at jafnadi skipt." Dies führt auf die nöthige Verbesserung, es sind nämlich zwei Verse untereinander geworfen, und der erste ist zu lesen:

64. Man brenne dem hunischen (König) zur andern Seite
meine Diener mit Goldbändern geschmückt,
zwei zu Häupten und zwei Habichte:
da ist alles getheilt nach Gleichheit!

65. Liege uns auch in Mitten das ring-gezierte Schwert,
der ecken-scharfe Stahl, so zwischengelegt,
als da wir beide ein Bett bestiegen
und wi. genannt wurden mit der Eheleute Namen.

66 Da stürzen ihm auf die Ferse nicht
die Thüren der Halle, die ring-geschmückten,
wenn ihm folgt meine Begleitung dahin:
nicht soll unsere Fahrt ärmlich seyn;

67. Denn ihm folgen fünf Mägde,
acht Diener guter Art,

---

tvo at hefdi tvo at fótum,
zwei goldgeschmückte Diener sollen zu Sigurdur's Häupten, zwei zu seinen Füßen brennen. Der folgende zu ergänzen:
tvo hunda ok tvo hauka.
Die Hunde gehören nämlich gleichfalls zum Grab und kommen mit den Habichten zusammen, als Jagdthiere. Gerade so sind beim Grab des Jvar (Vilk. S. C. 255.) zwei Hunde und Habichte (vgl. Bartholin p. 424. und den Commentar), wie überhaupt „Hest og Hund" alliterationsmäßig zusammenstehen, s. Kæmpe V. S. 155 und 687. Das Roß müßte auch dabei seyn, aber von Grani ist besonders die Rede. Bei der Wichtigkeit der Stelle ist indessen die sehr wahrscheinliche Verbesserung nicht in den Text aufgenommen. — 66, 2. Aus der Halle ist hier wohl Walhall zu verstehen? Die ganze Stelle ist dunkel: hrynia ist die 3. pers. pl. indic., außer, wenn man hlif für den sing. fem. nähme und hrynia für den conj. nimt nun, wo dann heggi überflüssig wäre. — 66, 4.

|fóstr-man mitt oc |faþerni,
þat er |Budli gaf |barni sino.

68. |mart sagþa éc; |munda éc fleira,
er mér |meirr |miǫtuþr |mál-rúm gæfi;
|ornun þverr, |undir svella:
|satt eitt |sagþac, |sva mun éc láta!"

Alliteration und Sinn fordern statt var oder vor, wie die Hs. hat, den dual. ockur. — 68, 2. mál-rúm kann eben

mein Pflegen und Erbdienerſchaft,
die Budli (mir) ſeinem Kinde gab.

68. Manches ſagte ich; mehr wollte ich (ſagen),
wenn mir der Schöpfer mehr Zeit (Rede) gäbe;
die Stimme verſagt, die Wunden ſchwellen:
Wahres allein ſagt ich, ſo gewiß ich ſterbe!"

ſo gut: Sprech-Raum heißen, die Stimme wurde ihr heiſer.

Helreiþ Brynhildar.

Inhalt.

Brynhildur kommt auf dem Todeszug an dem Hause eines Riesenweibes vorbei und wird von ihm, als die Verderbin von Giuki's Geschlecht, geschmäht, 1—4. Sie rechtfertigt sich, indem sie erzählt, wie sie von den Giukungen betrogen worden; Sigurdur allein hatte sie, die von Odinn in Schlaf versenkte, mit Feuer umgeben, gewonnen. Schuldlos lag er zu ihrer Seite, aber Gudrun lästerte sie und der Trug kam an den Tag. Nun will sie treu mit ihrem Gelichten sterben, 5—15.

Brynhildr reiþ helveg
eda
Helreiþ Brynhildar *).

eptir dauþa Brynhildar voro gor bál tvau, annat Sigurþi oc brann þat fyrr, enn Brynhildr var á oþru brend, oc var hon í reiþ þeirri er guþvefiom var tioldoþ. sva er sagt, at Brynhildr ók meþ reiþinni á helveg oc fór um tún, þar er Gygr nocur bió.

Gygrin qvaþ:

1. „skaltu í gognom ganga eigi
grióti-studda garþa mína!
betr semþi þér borþa at rekia,
heldrenn vitia vers annarrar.

2. hvat skaltu vitia, af Vallandi,
hvar-fúst haufut, húsa minna?

(Gedruckt in der Nornagests saga Cap. 8. sowohl der Kalhol. als biörn. Ausgabe, woraus wir hier mit Übergehung der kleinlichen nur die wichtigern Abweichungen ausheben. — Thorlac. IV. 143. Str. 12.)

*) Vielleicht: Brynhildar quiþa in þriþia. — Helreiþ könnte auch durch Höllen-Wagen übersetzt werden.

2, 1 und 2. Vergl. Edda Sæm. S. 96. Note 8. zur Erklärung von gulli-studr (goldgeheftet). — 1, 3. Nornag. statt semþi hat: semda. — 1, 4. Nämlich: dem Sigurdur in den Tod nachgehen. — Statt vers annarrar liest NG.

Brynhildur fuhr zur Unterwelt,

oder

Todesfahrt der Brynhildur.

Nach dem Tode der Brynhildur wurden zwei Scheiterhaufen gemacht, einer für den Sigurdur und der brannte zuerst. Aber Brynhildur ward auf dem andern verbrannt, und sie war in einem Wagen, der mit Leichen-Gewändern bedeckt war. Es wird erzählt, daß Brynhildur fuhr auf dem Wagen zur Unterwelt, und fuhr durch eine Gegend, wo ein Riesenweib wohnte.

Das Riesenweib sprach:

1. „Nicht sollst du gehen hin durch
meine stein-gestützten Häuser!
besser ziemte dir Borten zu ziehen,
mehr als zu besuchen den Mann einer anderen.

2. Was willst du besuchen von Valland,
du allgieriges Haupt, meine Häuser?

---

vorro ranna (gen. pl. unserer Häuser), welches zwar Sinn giebt, aber doch die zweite Zeile, wo auch mína steht, wiederholt, oder die Gygur müßte in dieser hier vom ganzen Riesengeschlecht reden. — 2, 1. af Vallandi kann man auf vitia (herkommen aus Valland), oder aufs folgende haufut ziehen. Die NG. liest aber: vá af landi, du Weh, Unheil des Landes! — 2, 2. Die NG. hverf, lint haufut, caput volubile, inconstans, von hverfa und lyndi, animus.

þú hefir, |vár gullz, ef þic |vita lystir,
|mild of hondom |manz blóþ þvegit!"

Brynhildr qvaþ:

3. „|bregþú eigi mér, |brúþr or steini,
þótt éc |vœrar í |víkingo,
|éc mun |occor |eþri þiccia,
hvars menn |eþli |occart kunna."

Gygr qvaþ:

4. „þú vart, |Brynhildr, |Buþla dóttir,
|heilli versto í |heim borin:
þú hefir |Giúca um |glatat bornom
oc |búi þeirro |brugþit góþo!"

Brynhildr qvaþ:

5. „éc mun |segia þér |svinn or reiþo
|vitlaussi mioc, ef þic |vita lystir,
hvé |gorþo mic |Giúca arfar
|ástalausa oc |eiþrofa.

2, 3. 4. NG.

þú hefir |vorgum, ef þin |vitia,
|morgum til |matar |mansblód gefit.

Du hast den Wölfen, wenn sie dich besuchten,
oftmals zur Nahrung Mannsblut gegeben.

welches alles sehr gut paßt und in Zeile 5. einfacher, wie unser Text, scheint, dem aber für Z. 4. offenbar mehr Lebendigkeit zusteht. — 5, 1. Die Riesen und Riesinnen nannte man Stein-Männer und Weiber nach einem tiefgegründeten Verhältniß zwischen Steinen und Riesen, darum nennt die Gygur auch ihren Hof grióti-studdr. Episch ausgedrückt in gebliebenen deutschen Volkssagen von Riesen-Steinbetten,

du hast, Gold-Trägerin (Weib), wenn dich's zu wissen lüstet,
oft von den Händen (dir) Mannsblut gewaschen!"

Brynhildur sprach:

3. „Wirf du nichts mir vor, Weib aus Stein,
wär ich auch gewesen im Kriegszug,
ich werde von uns (beiden) die edlere scheinen,
wo Leute unser Geschlecht erforschen."

Das Riesenweib sprach:

4. „Du warst, Brynhildur, Budli's Tochter,
zur unseligsten Stunde in die Welt geboren:
du hast den Giuki beraubt der Kinder
und gebrochen ihren guten Bau (Haus)!"

Brynhildur sprach:

5. „Ich will dir sagen, klug aus dem Wagen,
(dir) gar witzlosen, so dich's zu wissen lüstet,
wie mich machten Giuki's Erben
lieblos und eidbrüchig.

---

steinernen Bräuten u. dgl. S. Getspeki 55. und ausführliches im Commentar. — 3, 2. NG. fügt hinzu: fyrri, vordem, ehemals. — 3, 4. NG.:

þeim er edli mitt um kunna,
denen die meinen Adel erkennen.

4, 1. NG. ert (bist) statt vart. — 5, 1. NG. ék man segia þér sanna rædu (wahre Rede, wahrsagen). — 5, 2. NG. statt vitlausi miok liest: veil-giarnt hofut l. vel-giarnt, trug-gieriges, trugvolles. — 5, 4. Lieblos, sie beraubten mich meiner Liebe, des geliebten Mannes, d. i. Sigurdur's.

6. let |hami vára |hugfullr konongr
|átta systra und |eik borit,
|var éc |vetra tólf, ef þic |vita lystir,
er éc |úngom gram |eiþa seldac.

7. |heto mic allir í |Hlymdaulom
|hildi undir |hiálmi |hverr er kunni,
þá let éc |gamlan á |góþ-þióþo
|Hiálmgunnar næst |heliar gánga,
gaf éc |úngom sigr |Auþo bróþor;
þar varþ mér |Oþinn |of-reiþr um þat.

8. lauc hann mic |sciólð í |Scata-lundi
|rauþom oc hoítom, |randir snurto;
þann baþ hann |slíta |svefni mínom,
er |hvergilandz |hrøþaz kynni.

6, 1. 2. NG. ganz anders:
let mik af harmi hugfullr konúngr
Atla systur undir eyk búa,
ließ mich aus Kummer der muthvolle König
(mich) Atli's Schwester unter der Eiche wohnen.

Die Vols. S. Cap. 12. hat: fer undir eik. Ähnlich scheint, was in den Kæmpe V. ein paarmal vorkommt, daß die Jungfrauen in Laub-Erdhütten verborgen werden. Das Nähere bei der Erklärung des Ganzen. — 6, 4. NG.: eiþa svardak. — 7, 1. 2. Fehlen in der NG. und können im Sinn auch entbehrt werden. Es entsteht dann eine durchs ganze Lied gehaltene Strophen-Gleichheit. — 7, 1. Hießen mich, d. h. ich war. — 7, 3. NG.: ék let gamlan gygiar broþur. So daß also Hiálmgunnarr ein Riese, vielleicht der Bruder hier der Riesin war, wovon gleichwohl sonst nichts bekannt ist. Es fehlen auch Gunnarr und Hiálmg. unter den

6. Der muthvolle König ließ die Gewande von uns
den acht Schweſtern unter die Eiche tragen,
ich war zwölf Winter alt, ſo dich's zu wiſſen lüſtet,
als ich dem jungen König Eide ſchwur.

7. Alle hießen mich in Hlymdalir'
Hildur unterm Helm (Walkyrie), wer (mich) kannte,
da ließ ich den auf Erden alten
Hialmgunnarr zur Unterwelt gehen,
Sieg gab ich dem jungen Bruder der Auda;
da ward mir Odinn überzornig darum.

8. Er ſchloß mich ins Schild in Skatalunde
in das roth und weiße, (mich) ſchnürten die Ränder;
dem gebot er zu brechen meinen Schlaf,
der nirgends ſich fürchten könne.

---

eddiſchen Rieſen-Namen. Vgl. oben S. M. und Volſ. S. Cap. 29, wo auch Hialmgunnarr der alte (asmall) dem jungen Asnarr entgegengeſetzt wird. — Über Góþ-þióð ſ. das Gloſſar. gamall á góþ-þióðu, alt geworden auf der Erde, poetiſch für: langlebend. — 7, 4. naſt iſt Präpoſ. und regiert heliar (wie: til heliar), ſonſt wäre der gen. nicht zu erklären. — 7, 5. NB.: Auþur (l. Auþar) broþur. Die Namen Auþa und Auðr ſind derſelbe. Vgl Hymdlul. 26. Auðr diupauðga. In der Darmſt. H. heißt Ragnfari's Sohn Audur. — 8. Vgl. Gr. 17, 2. — 8, 1. NB. ſkiöldom, den pl. für den abl. ſing. — 8, 2. Skalholt. reyndar ſvaſda, Björn. randi ſvefda. Beide Lesarten erſcheinen unthunlich. — 8, 4. Björn. hvergi lunds (in keinem Wald), vermuthlich Druckfehler, da auch die Skalholt. richtig lands hat.

9. let um |sal minn |sunnan-verþan
|hávan brenna |her allz viþar,
þar baþ hann |einn þegn |ysir at ríþa,
þannz mér |forþi gull, þaz und |Fafni lá.

10. reiþ |góþr |Grána |gull-miþlandi
þars |fóstri minn |fletiom stýrþi;
|einn þótti hann þar |ollom betri
|víkíngr Dana í |verþúngo.

11. |sváfo viþ oc unþom í |sæing einni
sem hann minn |bróþir um |borinn væri;
|hvartki knatti |hond ysir annat
|átta nóttom |occart leggia.

12. því brá mér |Guþrún, |Giúca dóttir,
at éc |Sigurþi |svefac á armi;
þar |varþ éc þess |vís, er éc |vildigac,
at þau |vælto mic í |ver-fángi.

9, 2. Statt her allz viþar hat die NG. hrottgram vidar. hrotti steht unter den lastheiti in der Edda. hrottgramr mußte auch Feind bedeuten; vielleicht auch: hroþgramr von hroþr, vastator; statt gramr vielleicht: grand vidar, oder noch besser: garm von garmr, canis, s. Thorlac. sp. II. 47. Die Lesart unseres Textes ist aber unbedenklich und klar. — 9, 4. NG.:

þann er færdi mér Fafnis-bynu,
den, der mir brächte Fafnirs-Bett (: Gold).

s. gull-heiti Nr. 58. und gl. edd. v. orm-hedr. — 10, 2. NG. þar er für þars, gleichbedeutend. — 10, 4. Der gen. Dana kann zu víkíngr und verþúngo genommen werden, das letzte scheint besser. Danir stehen hier für ha-

9. Ließ um meinen Saal, den ſüdwärts gelegenen,
den hohen Feind alles Holzes (Feuer) brennen,
darüber gebot er einem Degen zu reiten,
dem, der mir das Gold zuführte, das unter Fafnir
lag.

10. Ritt auf Grani der gute Gold-Austheiler (Held)
da, wo mein Erzieher die Lande beherrſchte (wohnte);
allein er däuchte mir da vor allen beſſer,
der Held, im Dänen-Gefolge.

11. Wir ſchliefen und ruhten (freuten uns) in einem
Bette,
gleich als ob er mein Bruder geboren wäre;
keiner that die Hand über den andern
in acht Nächten von uns legen.

12. Das warf mir vor Gudrun, Giuki's Tochter,
daß ich dem Sigurdur geſchlafen im Arm;
da ward ich deß gewiß, was ich nicht wollte,
daß ſie mich betrogen bei der Vermählung.

---

lir, haufbar, Helden überhaupt. — 11, 1. una heißt wohnen, dann im Wonne (Wohnung, Freude) ſeyn. Vgl. Anmerk. zu F. 8. — 11, 2. Vgl. Gr. 45. — 11, 3. NB. ſtatt knatti hat: matti. — 11, 4. Thorlac. ſp. IV. 143 hat ockort ſtatt ockart (vgl. Gloſſar), wofür NB. ockar ließt. — 12, 2. Die NB. ſtatt ſvafak hat: ſvafi. — 12, 3. NB. ſtatt vildigak hat: vildi ei. — 12, 4. NB. ſtatt ver-ſangi hat: vet-ſangi. Über vet-ſangr Wahlſtatt, locus pugnae, ſ. Rüdi und Verel. v. vet-ſangs-biórg.

13. muno viþ |ofstriþ |allz til lengi
|konor oc |karlar |qvicqvir fœþaz!
viþ scolom |occrom |aldri slíta
|Sigurþr |saman: |seycsu Gygiar kyn!"

13, 1. NG. of = leingi, überlang. — 13, 2. Das Abject., das sich auch auf konor bezieht, steht dennoch im masc., zumal karlar unmittelbar vorausgeht. — Skalh. liest:

konr ok kallir loik um fordaß.
Sohn und Männer lebendig sich fürchten.

wo man aber in der vorigen Zeile vid nicht als den dual. zu

13. Wir werden zum Unheil allzulang
als Weiber und Männer in's Leben uns erzeugen
(wiedergeboren)!
Wir sollen unser Leben (nun) endigen,
Sigurdur und ich, zusammen: sink (in die Erde) du,
Riesenweibes-Art!"

---

muno, sondern als Präpos. zu ofstríd ziehen muß: werden mit großem Kummer. — 15, 5. 4. NG.:

vid skulum ockrum aldrei slíta
Sigurdur samførum, søktu nú Gygr!

wir werden unser Zusammenseyn nie trennen. søktu von síga, das hier mit sígaz gleichviel ist.